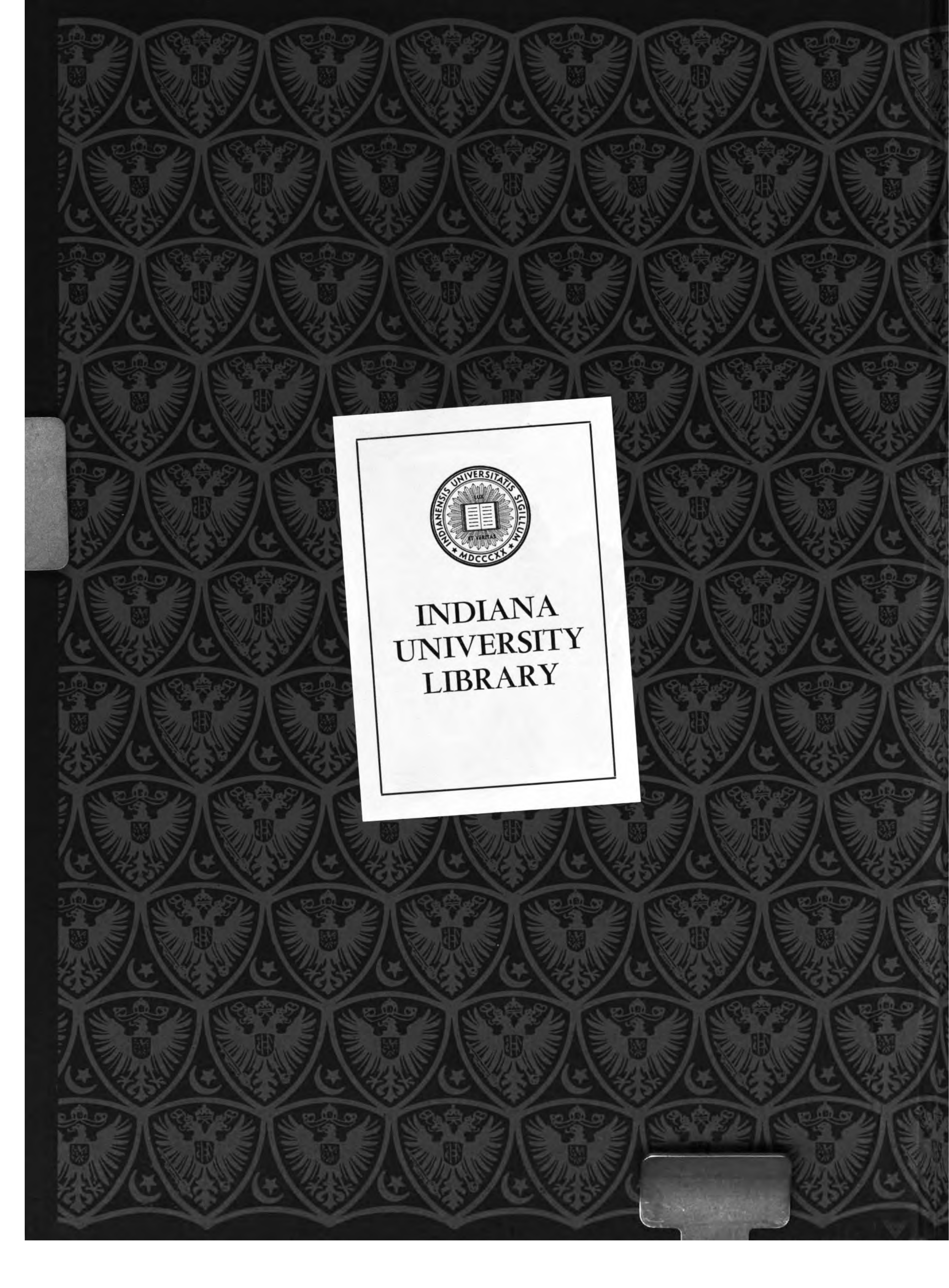
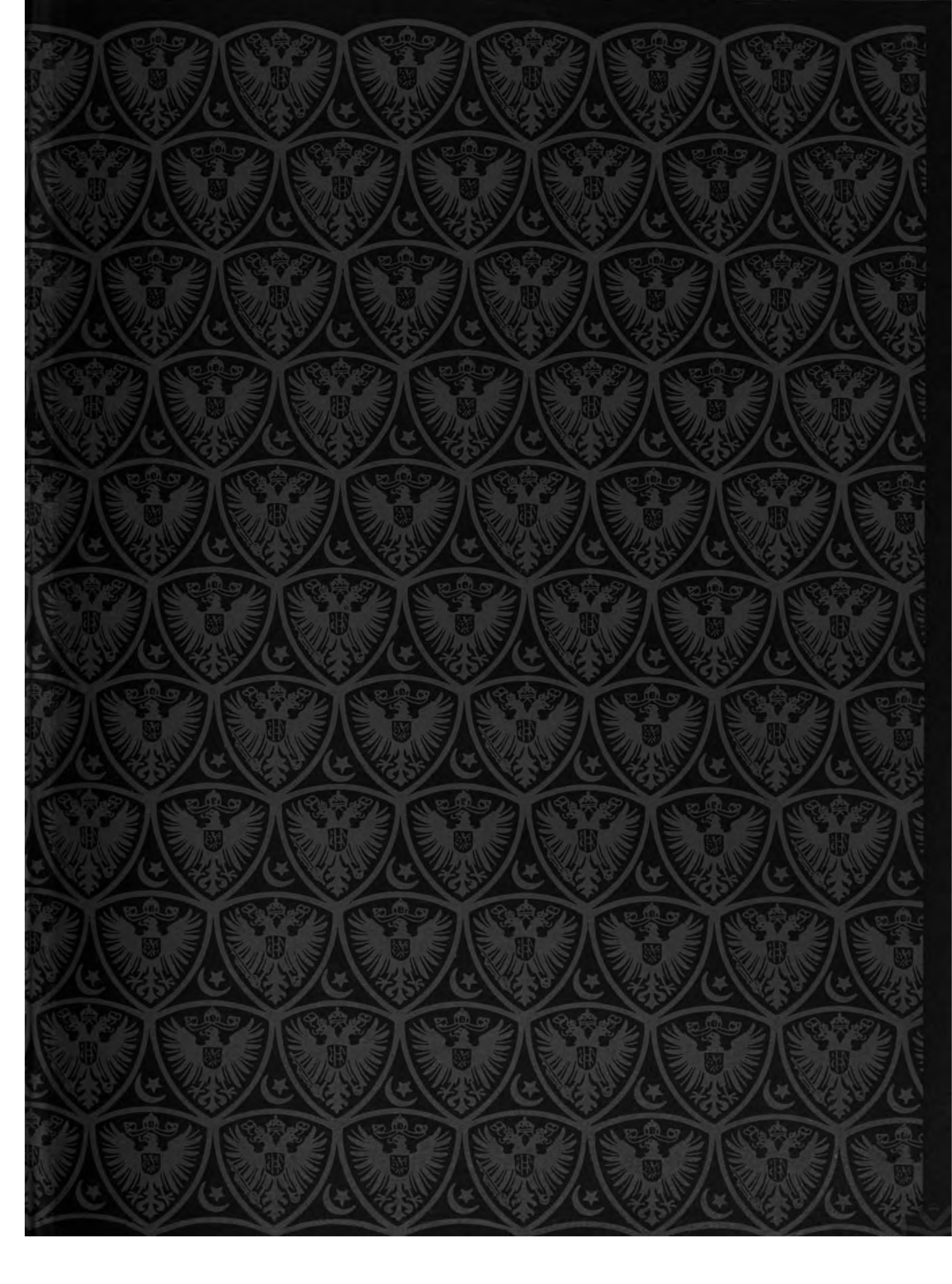
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges

1914/18

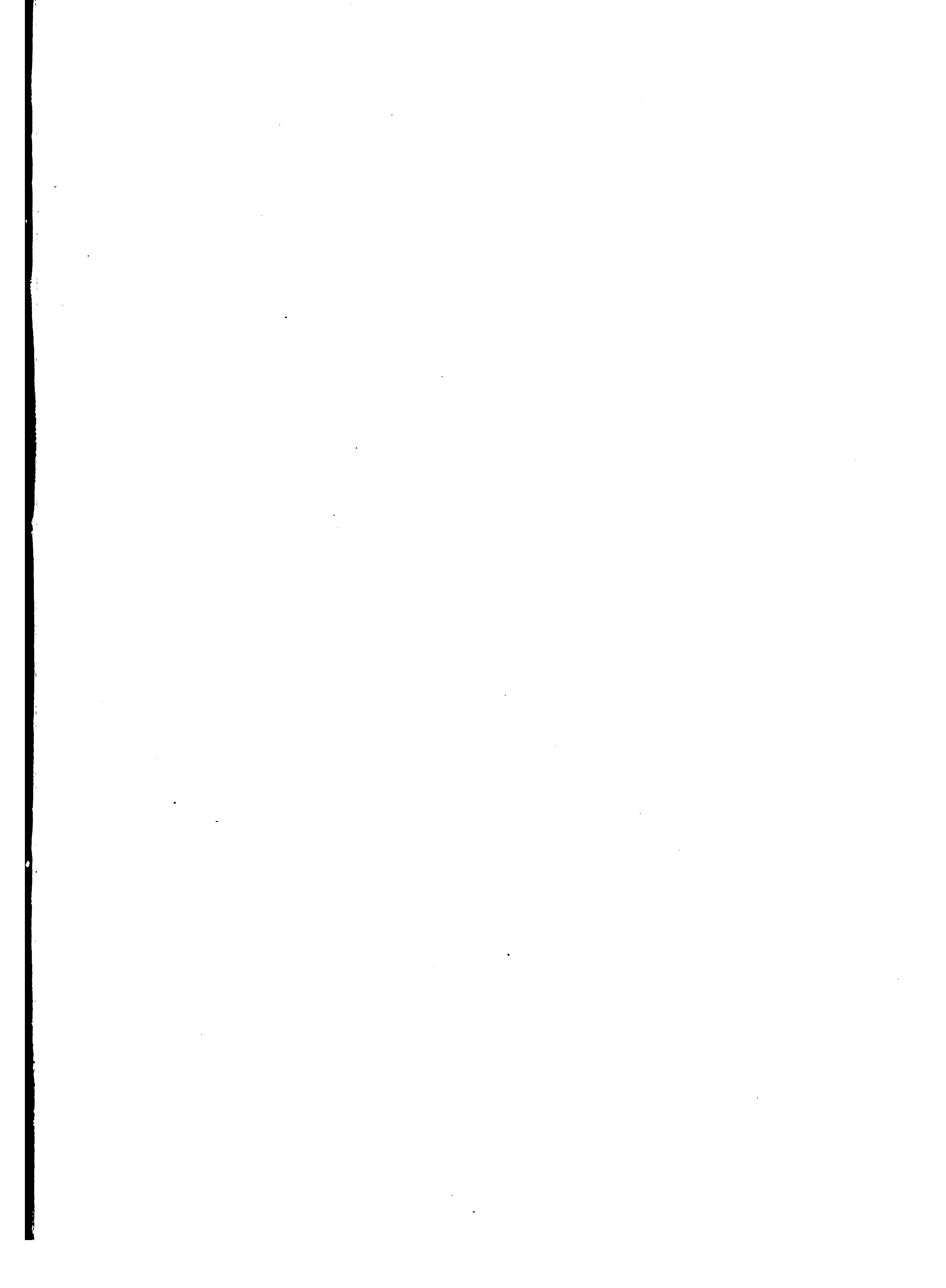
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Anton Hoffmann München

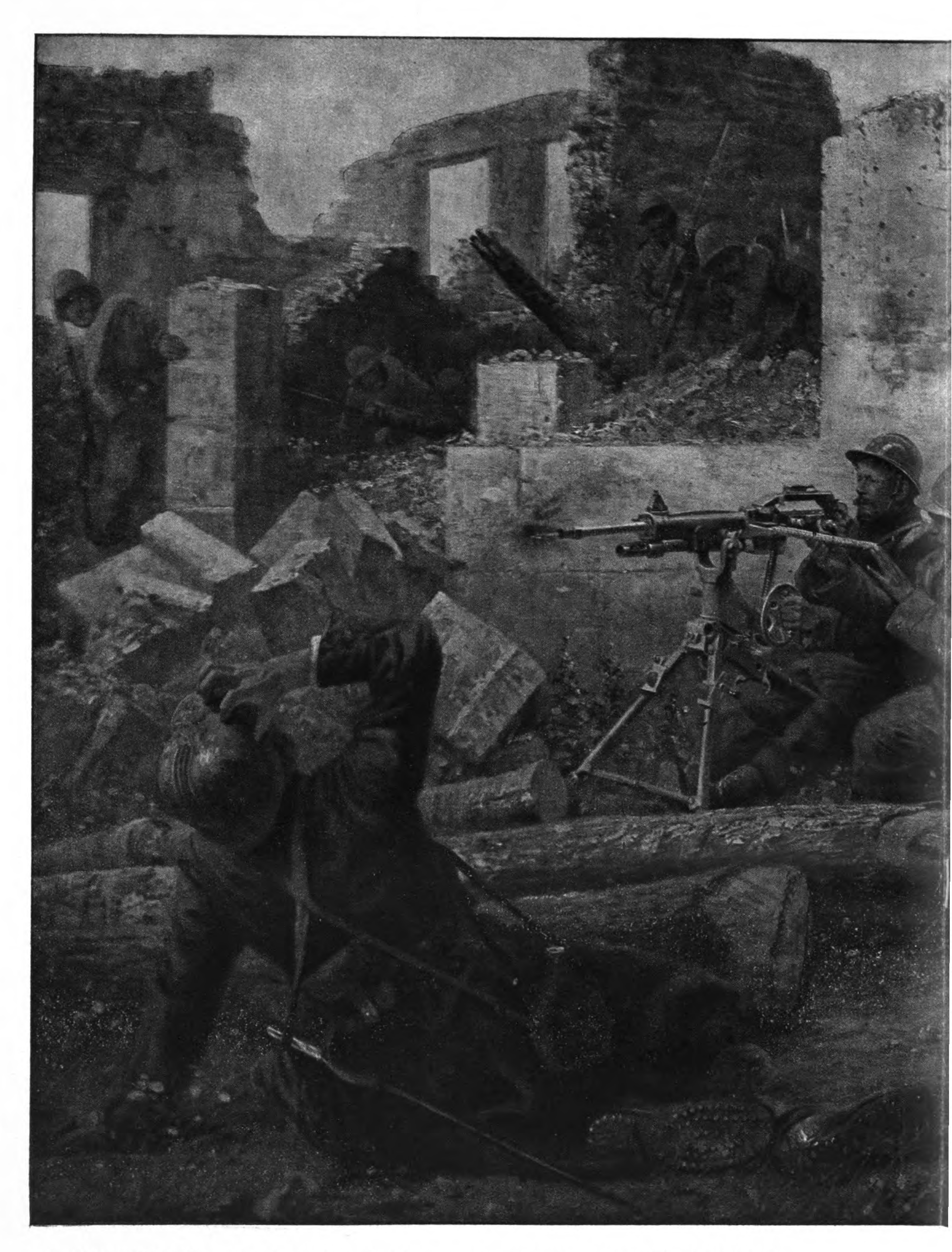

INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



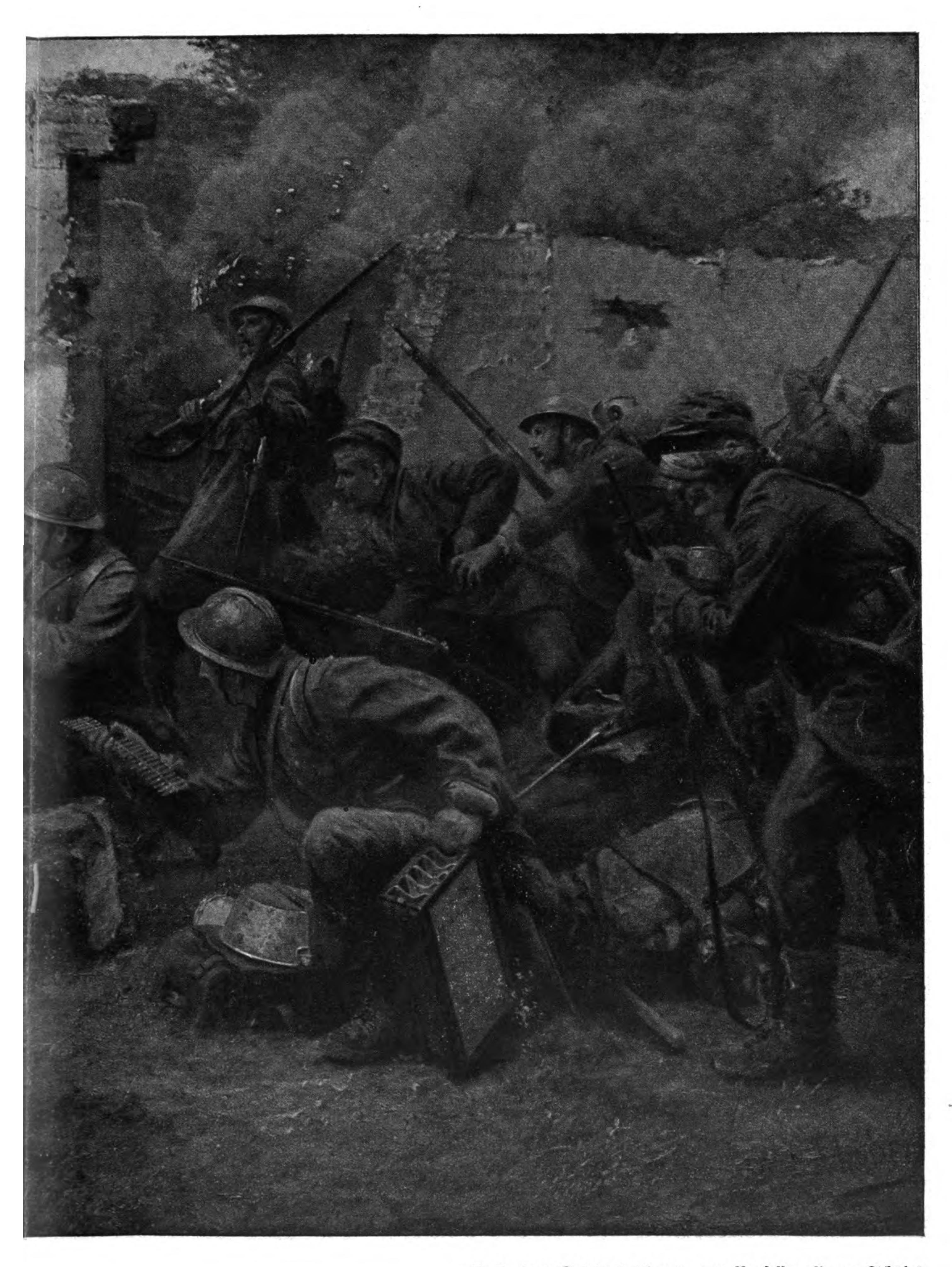








Französische Maschinengewehrabteilung wird von einer deutschen Patrouille beschlichen.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Georg Schöbel.

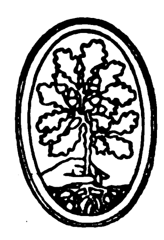
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Hauptmann Dr. **Walter Bloem**, Oberleutnant **O. Daenbruch**, Professor Dr. **Karl Dove**, **Richard Graf Du Moulin Eckart**, **Paul Otto Ebe**, Oberstudienrat Dr. **G. Egelhaaf**, Oberst **Egli**, Major **F. C. Endres**, Konteradmiral a. D. **M. Foß**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **Ludwig Ganghofer**, **O. v. Gottberg**, **Rifat Gozdović Pascha**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Dr. **Hans F. Helmolt**, **Eugen Kalkschmidt**, Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**, **Adolf Victor v. Koerber**, Kriegsberichterstatter Dr. **Adolf Köster**, Kapitän zur See z. D. **v. Kühlwetter**, Dr. **B. L. Freiherr v. Mackay**, Major a. D. **Moraht**, **Walter Oertel**, Kapitän zur See a. D. **v. Pustau**, Dr. **Paul Rohrbach**, **Karl Rosner**, Dr. **Colin Roß**, Kriegsberichterstatter **Carl Graf Scapinelli**, Major a. D. **Schmahl**, Geh. Regierungsrat Dr. jur. **Seidel**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **Armin Steinart** (F. A. Loofs), Chefarzt Sanitätsrat Dr. **Vulpius**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Dr. **Fritz Wertheimer**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Geheimrat Professor Dr. **Julius Wolf**, Generalleutnant z. D. **Wollmann**, Professor Dr. **Theobald Ziegler**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **Kurd Albrecht**, **R. Aßmann**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Hans Bertle**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, Kriegsmaler **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, Kriegsmaler **Josef Correggio**, **M. Zeno Diemer**, **Martin Frost**, **Johs. Gehrts**, Schlachtenmaler **Fritz Grotemeyer**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, **Paul Hey**, Professor **Artur Heyer**, Professor **Anton Hoffmann**, Marinemaler **Alex. Kircher**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Fritz Koch-Gotha**, Professor **Ernst Liebermann**, **Curt Liebich**, **Erich Mattschaß**, Professor **Messerschmitt**, **Willy Müller-Gera**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Albert Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **Th. Rocholl**, **A. Roloff**, **G. Romin**, Professor **Hans W. Schmidt**, **Robert Schmidt-Hamburg**, Professor **Georg Schöbel**, **Viktor Schramm**, **Wilhelm Schreuer**, **Curt Schulz**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Chr. Speyer**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Max Tilke**, **L. Tuszynski**, Professor **Hugo Ungewitter**, Kriegsmaler **Ernst Vollbehr**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

569 Abbildungen im Text, 25 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 21 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im zweiten Halbjahr 1917 enthaltend.

Siebenter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

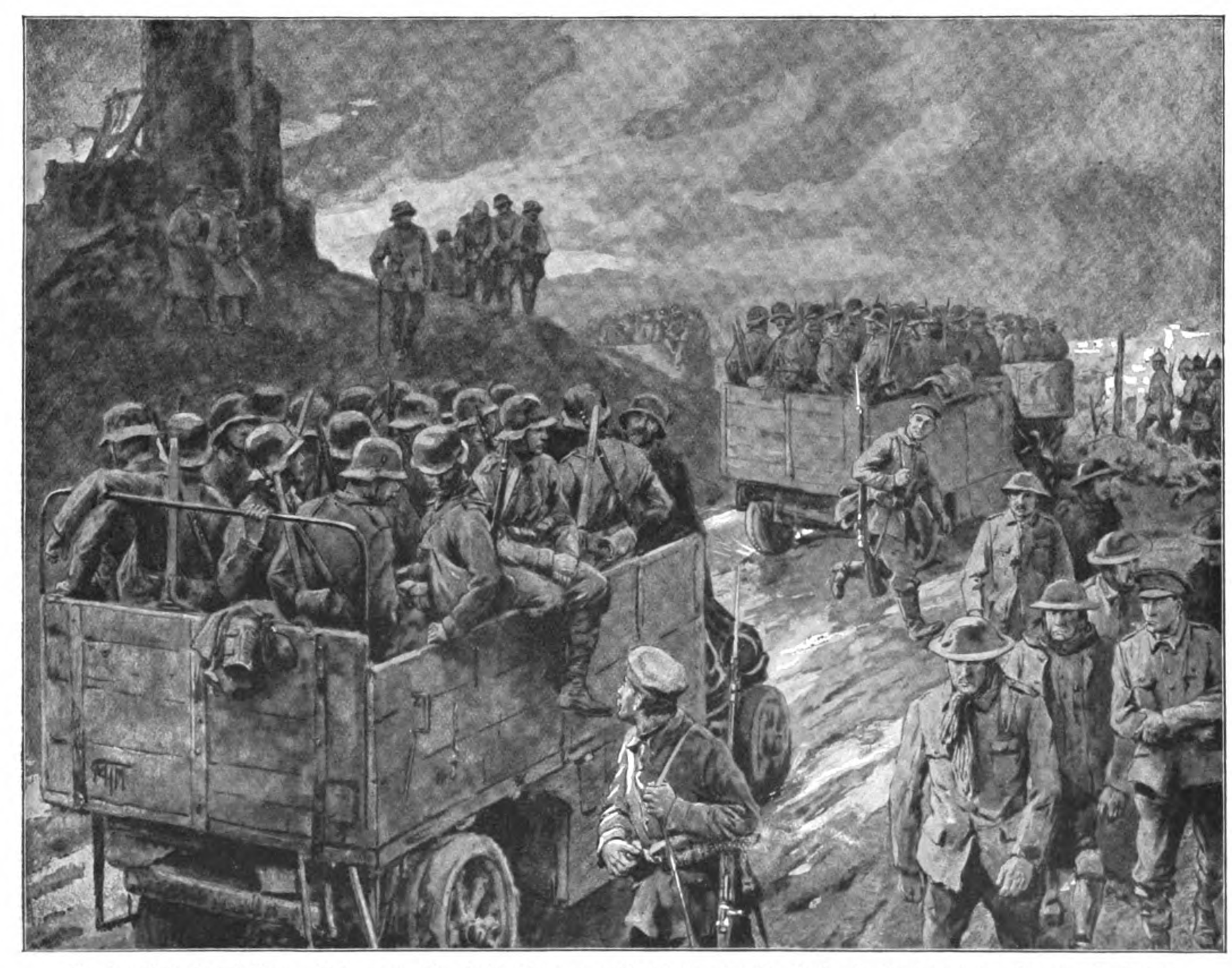
Karten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Bei der französischen Bevölkerung im besetzten Gebiete hinter der **deutschen Westfront** war besonders nach der ersten Schlacht bei Arras im April die Hoffnung erwacht, daß diesmal die Bundesgenossen kommen und die Deutschen zum Weichen gebracht werden würden. In den Kaffeehäusern von Douai (siehe Bild Seite 2) und an anderen Orten flüsterte man sich die Botschaft zu. Man hatte Beweise. Man hörte ja, wie der Kanonendonner mächtig näher gekommen war. Fünf Kilometer waren ja die Deutschen, nachdem den Engländern an einigen Punkten der Überfall der deutschen Linien geglückt war, zurückgewichen, fünf Kilometer waren die Geschütze der Deutschen zurück-, die der Engländer vorgezogen worden, und als die zweite Artillerieschlacht begann, bebten und zitterten die Häuser von Douai stärker, und der Donner der Kanonen war in den Städten und Dörfern hinter der deutschen Kampffront deutlicher zu vernehmen als zuvor. Flüchtlinge aus den geräumten Ortschaften verstärkten den Eindruck: diesmal weichen die Deutschen. Aber dann blieb doch so ziemlich alles beim alten. Der Monat April war vergangen und immer noch sah man deutsche Soldaten nach der Front marschieren, sah abgelöste Kämpfer zurückkommen, die durchaus nicht von Besorgnis und Angst, wohl aber von ungebrochenem Mut und ungetrübter Siegeszuversicht erfüllt waren. Fortwährend zogen auch neue Truppe gefangener Engländer und Franzosen durch die Ortschaften; büßten die Feinde doch im Monat April insgesamt über 11 000 Mann an Gefangenen ein. Und als der Monat Mai anbrach und die Engländer die fünfte Schlacht bei Arras vorbereiteten, die Franzosen die zweite Schlacht an der Aisne auskämpften, da war in den Gemütern hinter der deutschen Front überall wieder dieselbe Gleichgültigkeit gegen das Schicksal eingezogen, da wußte man wieder: die Deutschen können nicht vertrieben werden. Man trat den deutschen Soldaten wieder näher, den guten Bekannten, die so gutmütig mit den Angehörigen ihrer Feinde verkehrten.

Noch einmal rafften sich die **Engländer** bei **Arras** zu einer ungeheuren Kraftanstrengung auf. Anfang Mai entbrannte kurz nach der vierten Niederlage der Engländer vom 3. und 4. Mai die fünfte Schlacht bei Arras, die sich fast genau in den Grenzen der vier anderen hielt, wenn die Angreifer auch behaupteten, Stücke von der Hindenburglinie losgerissen zu haben. Das war schon deshalb nicht möglich, weil es eine solche Linie in dem von den Feinden angenommenen Sinne gar nicht gab. Hindenburg hatte dem Verteidigungskampf manche Eigenheiten des Bewegungskampfes verliehen. Die alte Kriegsregel, den Feind in der vordersten dichtbesetzten Linie um jeden Preis aufzuhalten, kein Grabenstück, keine Ortschaft aus der Linie herausbrechen zu lassen, war aufgegeben worden. An Stelle der festen Linie war ein ganzes Netz von Befestigungen getreten, das der Hauptmasse der Kämpfer gestattete, in sicherer Deckung, fern von dem Wüten des schwersten Trommelfeuers, die Entwicklung des Infanteriekampfes abzuwarten und dann im gegebenen Augenblick zur Unterstützung der Kameraden in der ersten Linie ziemlich gedeckt vorzugehen. Zahlreiche Bahnen führten als Stichbahnen bis in die vordere Kampflinie, und vielfach wurden die mit der Vollbahn aus entfernteren Abschnitten herangeholten Verstärkungen sofort auf Kraftwagenkolonnen ge-

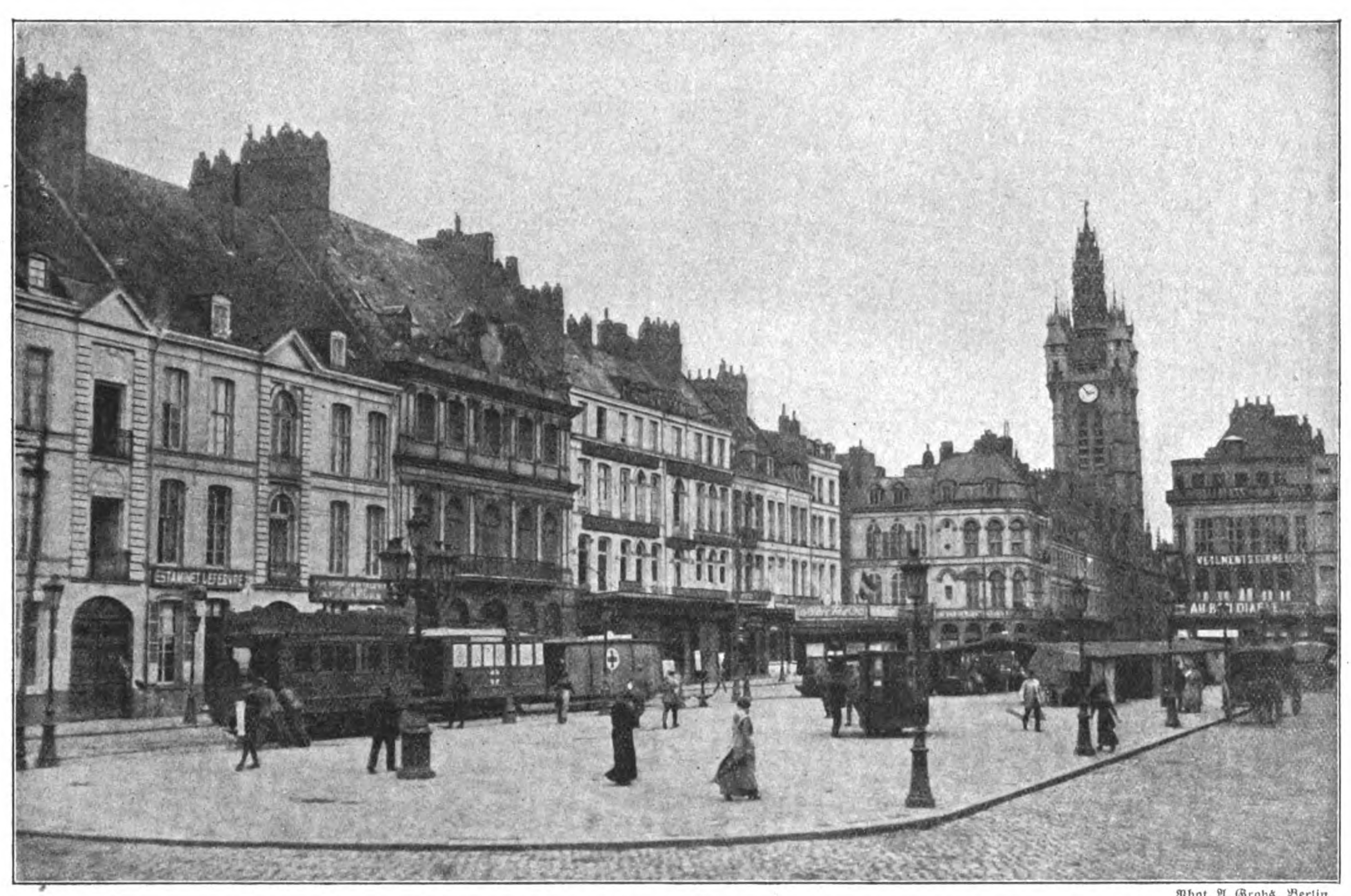


Aus der Schlacht bei Arras. Reserven werden in Kraftwagen an die Front gebracht. Rechts im Vordergrund gefangene Engländer.
Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster.

setzt, um beschleunigt nach den Brennpunkten des Kampfes entsendet zu werden (siehe Bild Seite 1).

Um den 6. Mai tobte noch das wildeste Vorbereitungsfeuer auf der gesamten Kampflinie, aber schon wurden englische Regimenter vor Roeux und Bullecourt zum Stoß gegen die befestigten Ortschaften angesetzt, was ihnen freilich nur Verluste einbrachte. Am nächsten Tage flaute die Angriffstätigkeit des Feindes infolge der ungünstigen Wetter- und Sichtverhältnisse etwas ab, was den Deutschen Veranlassung zu eigenen Vorstößen, die die Verbesserung ihrer Front bezweckten, gab. Die vier großen Schlachten mit ihren Hunderttausenden geopferter Streiter hatten den Feinden als Gewinn nur das Dorf Fresnoy gebracht. Dieser Punkt südöstlich von Lens war für die Deutschen insofern wertvoll, als er in ihrem Besitz den Weg nach Lens vorzüglich verriegelte. Seiner Wiedereinnahme galt deshalb ein groß angelegter Gegenstoß, der sich, geführt von fränkisch-bayrischen Truppen, am 8. Mai trotz wütendster Gegenwehr der Engländer, die den Ort um jeden Preis halten wollten, gefeuert wurden, konnten sie den Sieg nicht erzwingen, sondern wurden völlig abgeschlagen.

Während dieser Teilkämpfe hatte die Artillerieschlacht täglich an Kraft zugenommen; der Hauptbeginn der fünften Arrasschlacht stand unmittelbar bevor. Strahlenförmig von Arras aus an den Straßen nach Lens, Douai und Cambrai suchten sich die Feinde Bahn zu brechen. Von Lens bis Bullecourt und darüber hinaus nach Südosten trommelten die Engländer so hartnäckig und mit so zahlreichen Geschützen wie kaum vorher; brachten sie doch auf einer Breite von 5 Kilometern nicht weniger als 1000 Geschütze ins Gefecht. Schwer lastete das Feuer besonders auf der Frontecke von Bullecourt. Das Dorf war nur noch ein aus Granattrichtern bestehendes Trümmerfeld; nur wo die Kirche einst gestanden hatte, ragten klägliche Mauerreste auf. Als die englische Infanterie vorging, gelang es ihr, in den Ort einzudringen, aber das wackere deutsche Regiment, dem dort die Verteidigung oblag, nahm es im Laufe des Tages mit einer ganzen feindlichen Division auf. Zwar hatten die



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Marktplatz von Douai, auf das die Granaten weittragender englischer Geschütze fielen. Im Hintergrunde das schöne Rathaus.

Schritt für Schritt Bahn brach. Schon am Vormittag des Kampftages glückte den Deutschen die kühne Unternehmung in vollstem Umfange (siehe Bild Seite 4/5). Die Engländer wurden aus Fresnoy vertrieben; sie hatten schwere blutige Verluste und büßten 300 Gefangene und 6 Maschinengewehre ein.

Neue Angriffe setzten die Engländer auch wieder bei Roeux und Bullecourt an. Ihr in einem Kilometer Breite unternommener Vorstoß auf den Bahnhof Roeux wurde blutig abgeschlagen, bei Bullecourt errangen sie leichte Vorteile; im ganzen wurden sie aber verlustreich abgewiesen. Der Kampf um diesen Ort wurde von den Engländern Wochen hindurch ungemein erbittert fortgesetzt. Am 9. Mai kamen die Feinde bei Bullecourt vorwärts; aber was sie erreichten, wurde ihnen im Gegenstoß immer wieder entrissen. Auch bei Lens und Avion stürmten sie an diesem Tage, ohne jedoch in die deutschen Linien eindringen zu können. Tags darauf wollten die Engländer Bullecourt mittels eines großzügig angelegten Massenstoßes überrennen. Aber trotz großer Minensprengungen und Vergasung weiter Gebiete und trotz der Zehntausende von Geschossen, die auf den verhältnismäßig kleinen Raum ab- Feinde bis an den Ostrand des Dorfes Raum gewonnen, im Gegenstoß wurden sie aber wieder geworfen.

Ähnlich verliefen die Angriffe der Engländer bei Gavrelle, Roeux und Monchy. Schon seit Wochen erschienen dieselben Namen in den englischen Kampfberichten, und auch jetzt konnten die Feinde keinen neuen Ortsnamen erwähnen, ein Beweis, daß ihr Angriff nicht vorwärts kam. Nur bei Roeux drängten sie die Deutschen auf einer Breite von zwei Kilometern etwas zurück. Ein englischer Angriff auf den Park von Oppy brach zusammen. In den nächsten Tagen kämpften die Engländer schon mit verminderter Stoßkraft; die große Schlacht begann sich vom 13. Mai ab, an dem sie ihren Höhepunkt erreichte, mehr und mehr in Teilkämpfe aufzulösen.

Bullecourt bildete am 13. und 14. Mai wieder das Ziel englischer Angriffe, bei denen auch ein erfolgloser Überfall mit Nebelbomben eine Rolle spielte. Die Vorstöße des Feindes waren vergeblich. Trotzdem beschlossen die Deutschen, die Trümmerstätte zu räumen, weil sie Opfer kostete, die nicht im richtigen Verhältnis zu ihrem Werte standen. Die Deutschen gaben dort ihre Stellungen auf, was die Engländer erst 24 Stunden später bemerkten. Der

heißumstrittene Ort, den sie im Sturm nicht in ihre Gewalt bringen konnten, fiel den Feinden nun kampflos zu.

Bis zum 16. Mai verloren die Engländer an dieser Front über 2300 Gefangene und Zehntausende von Toten und Verwundeten. Ihre Übermacht schmolz mehr und mehr zusammen (siehe die nebenstehenden Bilder).

In den Kämpfen bei Arras zeichnete sich der Kommandeur des 4. Niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 51, Oberstleutnant Schwerck, ganz besonders aus (siehe Bild Seite 6). Ihm wurde vom Deutschen Kaiser als Anerkennung für seine Verdienste das Eichenlaub zum Orden Pour le Mérite verliehen, das bis dahin während des Krieges fast nur Armeeführer oder kommandierende Generale erhalten hatten. Diese Verleihung bedeutete nicht nur eine Auszeichnung des Kommandeurs, sondern des ganzen Regiments, das in den schweren Schlachten bei Arras ebenso Hervorragendes geleistet hat, wie im Jahre vorher an der Somme und an anderen Orten der deutschen Westfront. An der Spitze seines Regiments, dessen Chef der Generaloberst v. Woyrsch ist, vorgehend, wurde der Kommandeur leider so schwer verwundet, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte. —

Die neue große Schlacht an der Aisne im Abschnitt der Armee des deutschen Kronprinzen (siehe Bild Seite 8), die die Franzosen am 4. Mai entfesselten, erreichte Tags darauf ihren Höhepunkt. Die Angreifer hatten versucht, die deutschen Flanken einzudrücken, und richteten dann ihren Stoß gegen die festeste deutsche Stellung an dem Chemin des Dames (siehe die Karte Seite 7). Zwischen Vauxaillon und Craonne wollten sie die deutschen Linien überwinden, vermochten aber nur an einzelnen Punkten kleine Vorteile zu erringen. Deutsche Gegenangriffe fingen alle von den Franzosen zur Erweiterung der Gewinne angesetzten Unternehmungen glücklich ab. Dann begannen die Deutschen, die Feinde aus den wichtigsten Einbruchstellen allmählich zu verdrängen, wodurch es ihnen möglich wurde, ihren Linien die alte Festigkeit wiederzugeben. Der Chemin des Dames versperrte den Franzosen den Weg auf die Hochfläche von Laon, die gewonnen werden mußte, wenn der Durchbruch der deutschen Linien glücken sollte.

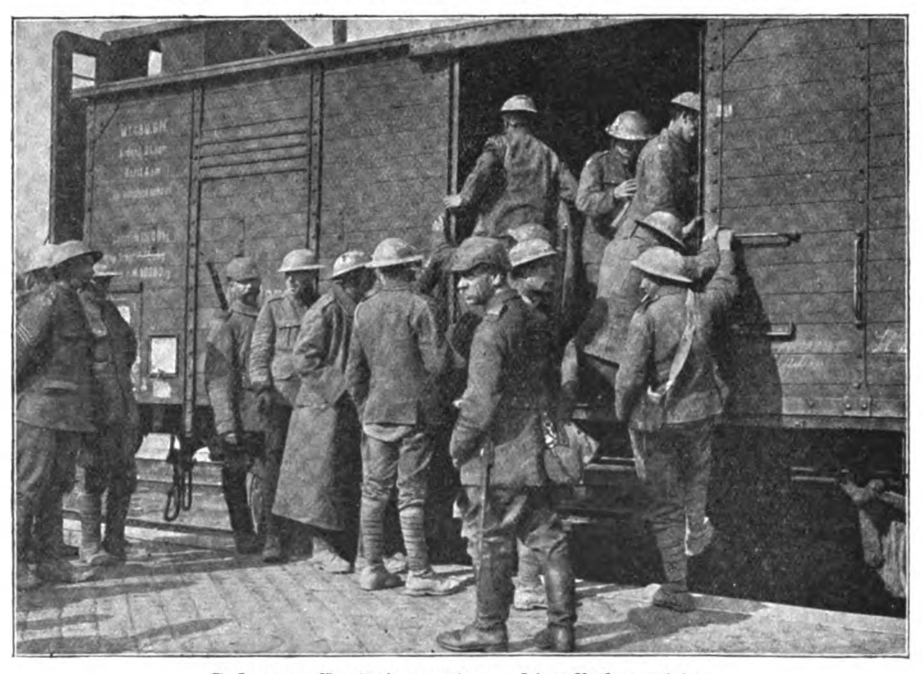
Einer der wichtigsten Punkte, der Winterberg, den die Franzosen im ersten Ansturm genommen hatten, wurde ihnen ununterbrochen von den Deutschen durch schwere Gegenwirkung streitig gemacht. Der Straßenknotenpunkt von Chevreux, an der Ostseite des Winterberges, war schon wieder in deutschen Besitz übergegangen. Am 6. Mai gelang es den Deutschen, auch den Nordhang dieses Eckpfeilers der ganzen deutschen Aufstellung auf dem schmalen Chemin des Dames zurückzuerobern und festzuhalten. Wuchtiges Geschützfeuer zwang die Franzosen, auch die Kuppe aufzugeben und sich am Südhang einzunisten. Die Fran-



Bei Arras gefangene Engländer.



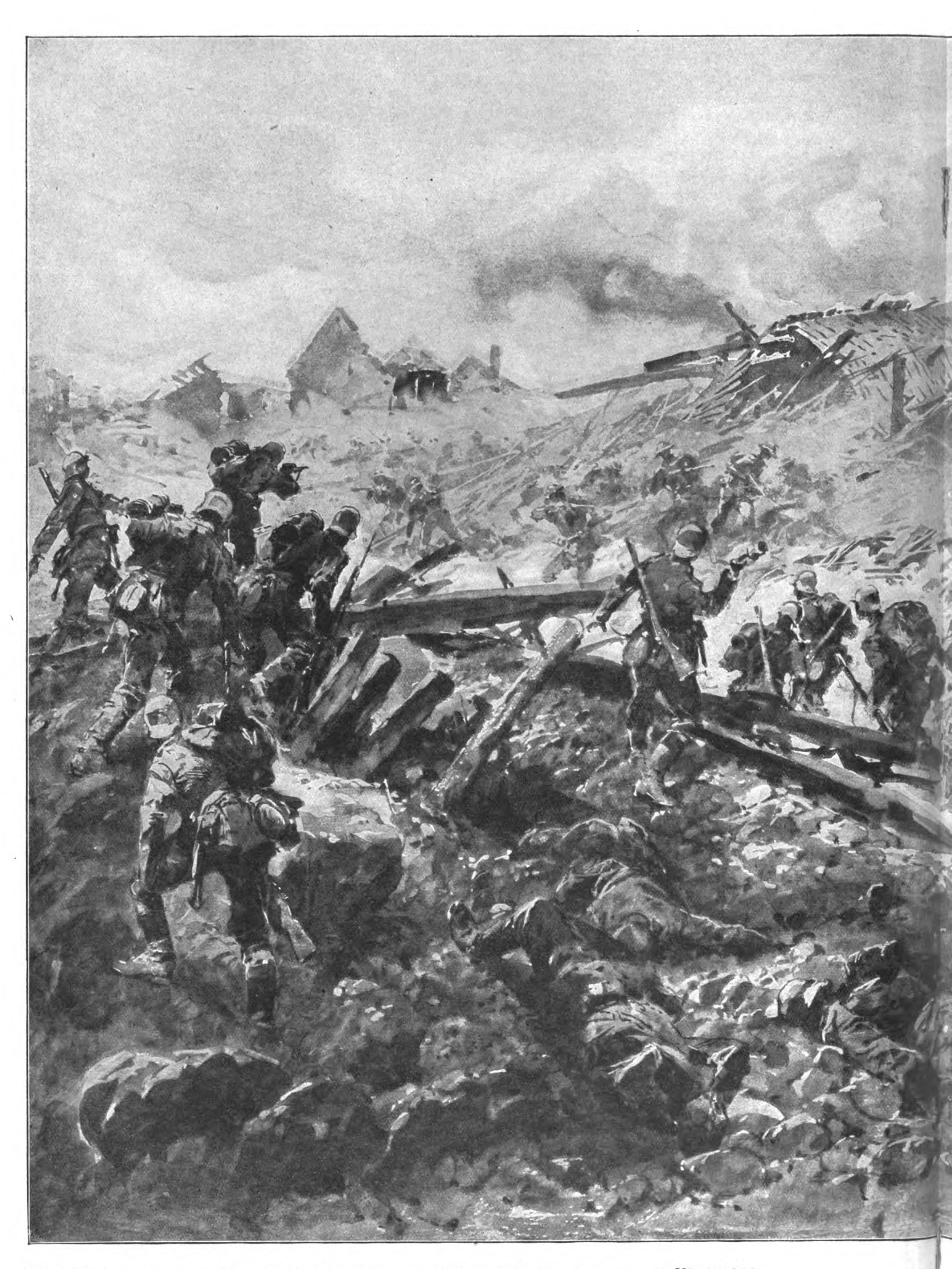
Englischer Verwundeter erhält die erste Zigarette aus deutscher Hand.



Gefangene Engländer werden auf der Bahn verladen.

Zu den schweren Niederlagen der Engländer vor Arras.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.



Die Wiedereroberung des Dorfes Fresnoy durch bayrische Truppen am 8. Mai 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



zosen verloren damit einen Punkt, der ihnen gute Einblicke in das Gelände hinter der deutschen Front geboten hatte.

Am Abend des 6. Mais hatte sich die Schlagkraft der Franzosen so ziemlich erschöpft. Infolgedessen kam es am nächsten Tage mehr zu Einzelkämpfen, so zwischen der Hurtebise-Ferme und Craonne, am Winterberg und im Raume von Cerny, sowie von Vauxaillon bis Corbeny. Nirgends konnten die Franzosen auch nur den kleinsten Vorteil erreichen.

In den anschließenden Abschnitten bis nach Reims wurden die Kämpfe ebenfalls wieder lebhafter. Im Norden von Reims, nordwestlich von Berméricourt, gingen die Franzosen nach kurzem, aber heftigem Trommelfeuer zweimal zum Angriff vor, um sich einen Weg in den Rücken der deutschen Brimontstellung zu bahnen. Zunächst erzielten sie einige Fortschritte, doch wurden sie gegen fünf Uhr nachmittags nach heftigen Nahkämpfen, in denen die Handgranaten das Hauptkampfmittel bildeten, wieder in ihre Ausgangspunkte zurückgetrieben.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberstleutnant Schwerck, Kommandeur des 4. Niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 51, hat das Eichenlaub zum Orden Pour le Mérite erhalten.

Oberstleutnant Schwerck, der in den Kämpfen im Westen schwer verwundet wurde, ist der erste nicht der Generalität angehörige Offizier, dem diese Auszeichnung zuteil wurde. Den Orden selbst erhielt er im Herbst 1916 bei den Kämpfen an der Somme, in denen er sich mit seinem Regiment wiederholt besonders hervortat.

Ein deutscher Regimentsstab wurde dort mit in ein Gefecht verwickelt. Er lag mit der Reserve von 5 Maschinengewehren, etwa 30 Mann stark, unweit einer Feldbatterie, als plötzlich ein Regiment Turko und Zuaven vor ihm auftauchte. Rasch gingen die wenigen Leute in Stellung und schossen, was aus den Gewehren hinausging. Die Feinde stutzten, und auf einmal machte das ganze farbige Regiment vor dem Regimentsstab kehrt. Jetzt mußte rasch die Artillerie eingreifen. Die Batterie befand sich in Deckung und schoß nach vorn statt nach rechts. Sofort wurden die zwei Geschütze aus den Löchern gezogen und im freien Felde aufgestellt (siehe Bild Seite 9). Die Kanoniere waren verwundet oder tot, an ihrer Stelle griffen Meldegänger und Ordonnanzen in die Speichen, und Telephonisten richteten und luden die Geschütze. Dann schossen sie mit Kartätschen in den mit Verstärkungen zurückkehrenden Feind. Während dieser Zeit war ein Bataillon des Regiments herbeigeeilt, schwärmte in breiter Front aus und ging gegen die farbigen Franzosen vor. Heiß entbrannte der Kampf. Geschütze, Maschinengewehre und Infanterie vereinigten ihr Feuer und verwehrten den Angreifern das Vorwärtskommen. Der Gegner wankte zum zweiten Male und floh, als neue deutsche Reserven in den Kampf eingriffen.

Bei Cerny entrissen die Deutschen ihren Gegnern wieder ein Stück des ihnen zuvor verloren gegangenen Bodens, verbesserten dadurch ihre Stellung und nahmen 1 Offizier und 134 Mann gefangen. Ein glücklicher Vorstoß östlich von Chevreux, bei dem ein Franzosennest in unmittelbarer Nähe der deutschen Linien gesäubert wurde (siehe die farbige Kunstbeilage), brachte den Deutschen ebenfalls Gefangene ein. So sahen sich die Franzosen schließlich auf der ganzen Angriffsfront allmählich wieder in ihre Ausgangslinien zurückgedrängt. Eine irgendwie wesentliche Veränderung der Stellungen war seit dem Beginn des Angriffs nicht erzielt worden. Überall handelte es sich nur um unbeträchtliche Stellungsverschiebungen.

Eine der günstigsten Einbruchstellen für den Feind bildete die südlich von Malmaison liegende St.-Berthe-Ferme. Dort war der einzige Punkt, an dem die Franzosen den Höhenrücken des Chemin des Dames überwinden konnten, ihrem Kampfziele also am nächsten kamen. Die Ferme liegt 400 Meter nördlich abwärts vom Chemin des Dames. Hier setzten nun hanseatische, oldenburgische und schleswig-holsteinische Truppen einen kräftigen Gegenstoß an und brachten nach erbittertem Ringen die Ferme in ihren Besitz. Damit waren die wesentlichsten Erfolge der Riesenschlachten vom 16. bis zum 19. April und vom 4. bis zum 6. Mai, die in der Erwerbung der St.-Berthe-Ferme und des Winterberges bestanden hatten, den Franzosen wieder entrissen.

Das führte zu einer neuen Erregung der öffentlichen Meinung in Frankreich, so daß die französische Regierung ziemlich rasch ihre Folgerungen zog. Sie hütete sich zwar, das Mißgeschick in vollem Umfange einzugestehen, aber sie entsetzte den General Nivelle, der mit so großen Hoffnungen begrüßt worden war, des Oberkommandos und übertrug es dem General Pétain. —

Im Verlauf der letzten Zusammenstöße hatten die Feinde stärker als einige Zeit vorher von ihren Luftstreitkräften Gebrauch gemacht. Was den Fliegern an Güte fehlte, sollte ihre Masse ersetzen. Besonders an der englischen Front stiegen zahlreiche Flugzeuge auf, die durch die deutschen Abwehrgeschütze und Jagdflieger bekämpft wurden. Am 6. Mai wurden 14 feindliche Flugzeuge außer Gefecht gesetzt, und in den nächsten Tagen bewegten sich die Verluste der Feinde in ähnlicher Höhe. Einzelne deutsche Flieger traten wieder besonders hervor, wie Leutnant Wolff, der am 13. Mai seinen 30. Gegner besiegte, und Leutnant Lothar Freiherr v. Richthofen, der am gleichen Tage seinen 24. Erfolg errang, kurz darauf aber leider verwundet wurde. Die Deutschen entwickelten in der Fliegerbekämpfung überhaupt eine große Geschicklichkeit. Während ihr eigener Verlust im April nur 74 Flugzeuge und 10 Fesselballone betrug, verloren die Gegner im gleichen Zeitraum 362 Flugzeuge und 29 Fesselballone, wovon allein im Luftkampf 299 Flugzeuge überwunden wurden.

* * *

Wie in der Luft, so wurde den Feinden auch **zur See** der deutsche Wagemut immer lästiger. Unter dem Druck des U-Boot-Krieges ließen Engländer und Franzosen die Riesenschlachten in Frankreich in kurzen Pausen einander folgen, um die Deutschen auf dem Lande endlich niederzuwerfen, weil ihnen das auf dem Meere nicht gelingen wollte. Die Gefahr wurde für sie immer größer, denn die Transporte von Munition und Lebensmitteln wurden von den U-Booten und Minen in steigendem Maße bedroht. Kapitänleutnant Launburg griff am 30. April den mit Truppen und Kriegsmaterial nach Saloniki bestimmten französischen Transportdampfer „Colberg" an und versenkte ihn vor dem Kanal von La Galise im Mittelmeer. Das Schiff ging innerhalb fünf Minuten unter. Ein englischer Truppentransportdampfer von über 10 000 Tonnen wurde im östlichen Teile des südlichen Mittelmeeres ebenfalls versenkt. Auch das englische Flottenbegleitschiff „Lavender" fiel am 5. Mai einem Torpedo zum Opfer. Fast täglich erschienen neue Listen über die Vernichtung von Schiffen. Die Tätigkeit der deutschen U-Boote blieb aber nicht nur auf Kampfhandlungen gegen Fahrzeuge beschränkt, sie umfaßte vielmehr gelegentlich auch Angriffe auf Orte an den Küsten, wie zum Beispiel am 29. April, wo ein U-Boot den englischen Hafen Scarborough beschoß.

Deutsche Torpedoboote, die in den Hoofden kreuzten, stießen in der Nacht zum 18. Mai auf einen englischen Handelsdampfer, der durch Zerstörer geleitet wurde. Der Dampfer wurde versenkt, ein feindliches Torpedoboot im Nachtangriff durch Geschütztreffer mehrfach beschädigt. Die Deutschen kehrten wohlbehalten an ihren Ausgangspunkt zurück. Am 20. Mai entspann sich ein neues Gefecht vor der flandrischen Küste (siehe die Bilder Seite 12), bei dem Franzosen und Deutsche zusammentrafen. Die französischen Schiffe erhielten zahlreiche Artillerietreffer, während die deutschen ohne Beschädigungen in ihren Hafen wieder einlaufen konnten.

Die Rührigkeit der Deutschen zur See rief im Mai auch stärkere englische Abwehrkräfte auf den Plan. Gelegentlich unternahmen die Engländer mit Luft- und Seestreitkräften Angriffe auf Zeebrügge. Allerdings wagten sich die eng-

lischen Schiffe nicht so in die Nähe der Küste, daß sie Erfolge hätten haben können; schwere deutsche Geschütze, die ihre Fahrzeuge schon aus einer Entfernung von 33 Kilometern empfindlich geschädigt hatten, legten dem Angriffsmut der englischen Flotte Zurückhaltung auf. Um so lebhafter waren die englischen Angriffe aus der Luft auf Zeebrügge, die zum Teil mit so wenig geübten Kräften unternommen wurden, daß dabei auch die holländische Grenz- und Küstenstadt Zierikzee (siehe Bild Seite 11) schwer beschädigt wurde. Ihrer Gewohnheit gemäß suchten die Engländer die Schuld auch in diesem Falle wieder auf die Deutschen abzuwälzen, genau so, wie die Franzosen die Deutschen für den Bombenabwurf auf die schweizerische Stadt Pruntrut verantwortlich machen wollten. Die Untersuchung der Splitter hat aber zweifellos ergeben, daß es sich um englische Bomben handelte. Am 15. Mai vormittags griffen drei deutsche Seeflugzeuge unter Führung des Leutnants zur See Christiansen vor der Themsemündung ein gleich starkes feindliches Geschwader an. Unser Sonderbericht auf Seite 12 aus fachmännischer Feder berichtet eingehend über den Verlauf des hartnäckigen Gefechts, in dem die Deutschen Sieger blieben.

Um diese Zeit waren auch amerikanische Torpedoboote in englischen Häfen und japanische U-Boot-Jäger in Marseille eingelaufen. Sie wurden von der englischen und französischen Presse so lebhaft begrüßt, als ob schon durch ihr Erscheinen der U-Boot-Krieg beendet werden könnte. Das war natürlich eine Täuschung. — (Fortsetzung folgt.)

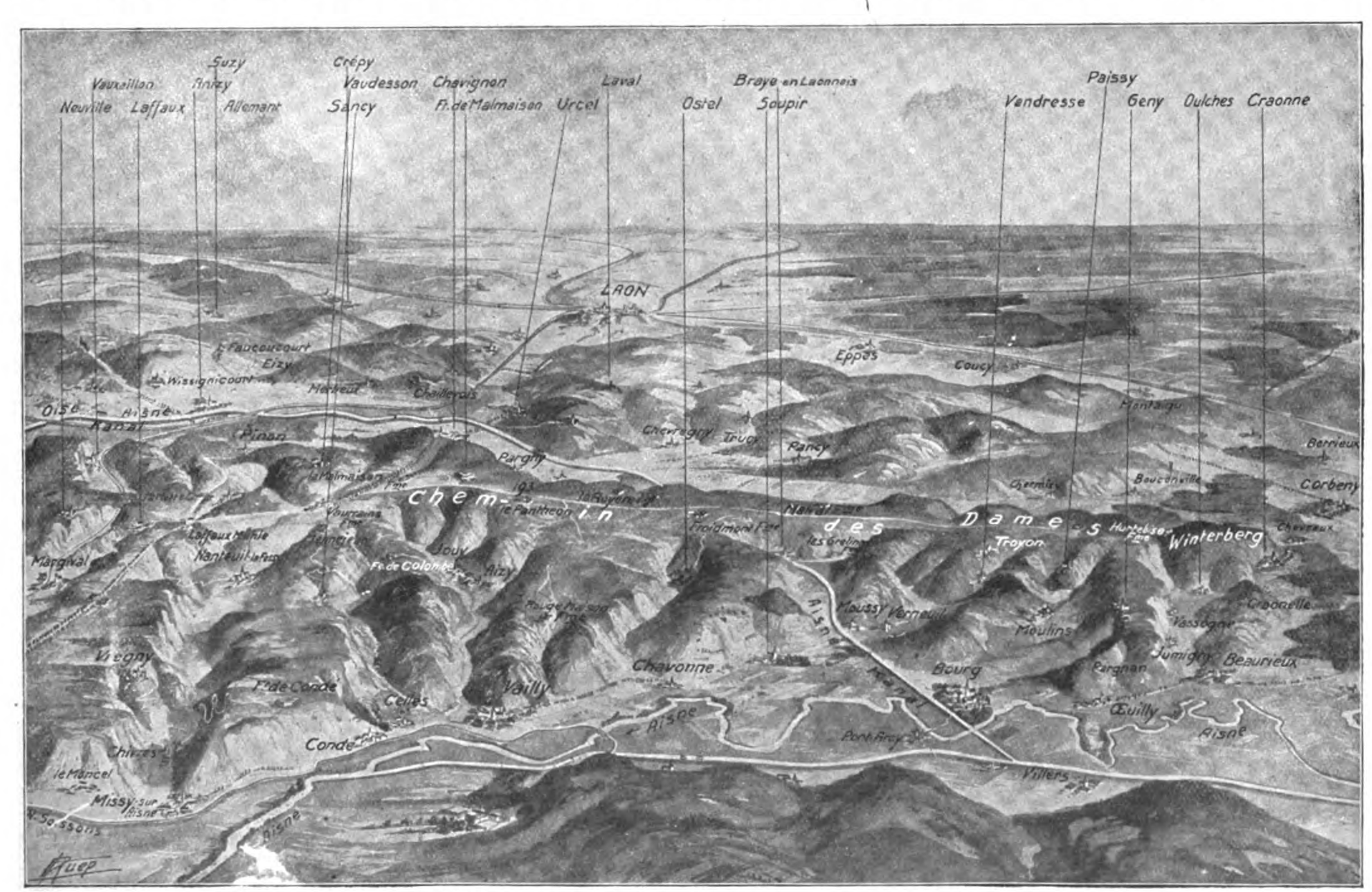
Illustrierte Kriegsberichte.

Großbritannien und Österreich-Ungarn.

Von Dr. Hans F. Helmolt.

Die Hauptschwäche eines Koalitionskrieges besteht erfahrungsgemäß darin, daß es, wenn nicht unmöglich, so doch ungeheuer schwierig ist, zu jeder Zeit alle Interessen sämtlicher Bundesgenossen gleichmäßig wahrzunehmen. Je größer der Verband, desto mehr innere Reibungsflächen und desto mehr Gelegenheiten für den Gegner, nach dem bewährten Grundsatze „Teile und herrsche!“ vorzugehen. Es wäre ein wahres Wunder, wenn im Weltkriege Großbritannien noch nicht nach diesem Rezepte gehandelt haben sollte. In der Tat hat es das längst und wiederholt versucht: bei der Türkei, bei Bulgarien, bei Österreich-Ungarn, und jedesmal, wie gar nicht besonders betont zu werden braucht, mit völligem Mißerfolge. Die Taktik, womit es seine Lockungen einzuleiten pflegte, gipfelte stets in der Beteuerung, daß es nur durch eine nichtgewollte Verkettung unerwünscht ungünstiger Umstände zum Feinde des betreffenden Vierbundgliedes geworden sei und daß es ihm nun sehr am Herzen liege, die „alte Freundschaft“ wieder zu erneuern. Was es aber mit derlei Versicherungen in Wirklichkeit auf sich hat, lehrt eine genauere Beleuchtung namentlich der Behauptung, England habe den natürlichen Bestrebungen Österreich-Ungarns, sich am Balkan auszudehnen, niemals Steine in den Weg gelegt — im Gegenteile nur uneigennützige Förderung angedeihen lassen.

Österreich-Ungarns Balkanpolitik war von Joseph II. an unfruchtbar geblieben bis auf Graf Julius Andrassy den Älteren. Indem sich dieser als nüchterner Realpolitiker auf den Boden der 1866 geschaffenen Lage stellte, bekam er die Hände für balkanische Aufgaben frei. Letztere bezweckten die Verdrängung des russischen Einflusses — wenn nötig, zuungunsten des territorialen Bestands der Türkei. Die Etappen auf diesem Wege waren: die Reichstadter Konvention vom 8. Juli 1876, die ebenfalls geheimgehaltene Abmachung mit Rußland vom 15. Januar 1877, die sogenannte Convention additionnelle vom 18. März 1877 und Artikel 25 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878. Die wesentlichsten Errungenschaften dieser Abmachungen nach der Niederlage der Türkei waren für Österreich-Ungarn: 1876 Teile von Bosnien, dem Sandschak Novibazar und der Herzegowina; 1877 Bosnien und Herzegowina ohne den Sandschak, 1878 Besetzung Bosniens und der Herzegowina im Auftrage der Mächte. Sie war aber nur als einstweiliger Zustand zu betrachten nach dem in letzter Stunde abgetrotzten Geheimabkommen mit den türkischen Vertretern vom 13. Juli 1878: im Sandschak dauert die osmanische



Vogelschaukarte vom Chemin des Dames nördlich der Aisne.

Verwaltung weiter, während sich Österreich-Ungarn das Recht auf Garnisonen und Straßenbauten vorbehält. — Was Andrassy bei dieser Politik im Auge gehabt hat, das hat er in jenen Tagen einmal Ernst v. Plener gegenüber so umschrieben: „Wenn wir Bosnien bekommen, ist das ganz gut; das nehmen wir so mit. Aber das ist nicht das Ziel und die letzte Aufgabe unserer orientalischen Politik. Unsere Aufgabe geht viel weiter. Die Erwerbung Bosniens ist ein Polizeimittel, das wir benötigen, um der Aufstände an der Grenze Herr zu werden; aber das Ziel unserer Politik geht dahin, die westliche Hälfte der Balkanhalbinsel — ich will sie nicht erobern — dauernd unter unseren Einfluß zu bekommen." Ob er dabei auch an Saloniki gedacht hat, ist strittig, aber wahrscheinlich. Nach der Convention additionnelle vom 18. März 1877 sollten Timok und Wardar die österreichisch-ungarische Einflußsphäre am Balkan von der russischen scheiden; strenggenommen hätte also Saloniki nicht zu Andrassys Westhälfte gehört. Aber die Stadt war schon damals viel zu wichtig, als daß er sie hätte draußen lassen dürfen. Handel und Wandel in Österreich würden sich, das erkannte sogar der Serbe Petrowitsch an, so lange im Bann einer fast aussichtslosen Wirtschaftspolitik bewegen, wie sich die Monarchie auf dem Landwege keinen freien Zugang zu den Häfen am Ägäischen Meere verschafft haben werde. Der schmale Küstenstrich am Adriatischen Meere genügte längst nicht mehr, um Österreich-Ungarn die ihm gebührende Stellung im Levantehandel zu gewährleisten. So konnte man sich nur darüber wundern, daß die k. u. k. Regierung fast drei Jahrzehnte lang zögerte, die Folgerungen aus den ihm 1878 für den Sandschak verliehenen Rechten praktisch zu ziehen. Erst am 27. Januar 1908 eröffnete Freiherr v. Aehrenthal der ungarischen Delegation, er plane die Fortsetzung der Bahnlinie Serajevo—Uvatsch bis Mitroviza, um damit unabhängig von Serbien den Anschluß an die türkische Linie nach Saloniki zu erreichen und dem schwerblütigen Orienthandel der Monarchie durch Zuführung belebender Meeresluft einen kräftigeren Pulsschlag zu verschaffen.



Phot. Bufa.

Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen mit seinem Generalstabschef Oberst Graf von der Schulenburg.

Dagegen aber wandte sich die Verbandspresse in geräuschvollem Sturm, und zwar überließ England damals den französischen Blättern gern die Führung. Da gegen den unanfechtbaren Rechtsboden, auf dem Aehrenthals Eröffnung stand, nicht anzukommen war, versuchte man es mit dem Aufrollen der Kompensationsfrage; das heißt der Verband schlug den Bau einer den Serben den Weg zur Adria öffnenden Bahn Radujevaz—San Giovanni di Medua vor. Doch machte beiden Konkurrenzplänen der Wirbel ein Ende, den der nächste Schritt Aehrenthals heraufbeschwor. Unterm 5. Oktober 1908 erstreckte Kaiser Franz Joseph die Rechte seiner Souveränität auf Bosnien und die Herzegowina, unter Räumung des Sandschaks. Gegen diesen „unerhörten Rechtsbruch" bäumte sich mit bekannter Ehrlichkeit ihrer Entrüstung die in Eduards VII. Einkreisungssystem befindliche Presse geschlossen auf. Und diesmal führte England selbst den Reigen an.

Solange Großbritannien in Rußland seinen gefährlichsten Rivalen erblickt hatte, war sein Verhältnis zu Österreich-Ungarn ziemlich ungetrübt geblieben. Aber seit der einschneidenden Schwenkung der britischen Weltpolitik, wie sie sich im Asienvertrage vom 31. August 1907 bezeugte, wandte sich das Blättchen. Das hatte vornehmlich zwei Ursachen: die aus Sorge um Indien entsprungene und durch freimaurerische Beziehungen genährte Neuaufnahme der einst von Disraeli-Beaconsfield gepflegten Begönnerung des Sultans und die wachsende Spannung mit Deutschland. Um letzterer willen hatte König Eduard am 12. August 1908 versucht, den greisen Kaiser Franz Joseph von seinem Bunde mit Kaiser Wilhelm abzuziehen. Welche Anerbietungen damals gemacht worden sind, verhüllt einstweilen noch das Geheimnis der Archive; gering dürfte aber der in Aussicht gestellte Preis (vorteilhafte Bedeutung bei der geplanten Aufteilung des nahen Ostens?) sicherlich nicht gewesen sein.

Doch der Zweibund hielt die ihm zugemutete Belastungsprobe selbstverständlich aus; und die unmittelbare Folge war ein heftiger Groll der „königlichen Diplomatie auf Reisen", der sich fortan in verschärfter Gegnerschaft Großbritanniens durch all die letzten Jahre hindurch ausgelöst hat. Mit allen Mitteln, die niedrigsten Gemeinheiten nicht ausgeschlossen, versuchten die vom Foreign Office beeinflußten englischen Blätter und das famose Balkankomitee der Brüder Buxton Österreich-Ungarns Rechtstitel anzuzweifeln und die gesamte Kultur- und Halbkulturwelt gegen den „Briganten" und „Falschspieler" Aehrenthal aufzuhetzen.

Darin hat sich seit der Bezeugung der „Nibelungentreue" durch Deutschland (im November 1908 und im März 1909) auch nicht das geringste geändert. Ganz im Gegenteile! Von der Begegnung zu Reval am 9. Juni 1908 bis zu dem Morde von Serajevo am 28. Juni 1914 zieht sich eine lange, schwere Kette von offenen und versteckten Feindseligkeiten Großbritanniens gegen Österreich-Ungarn.



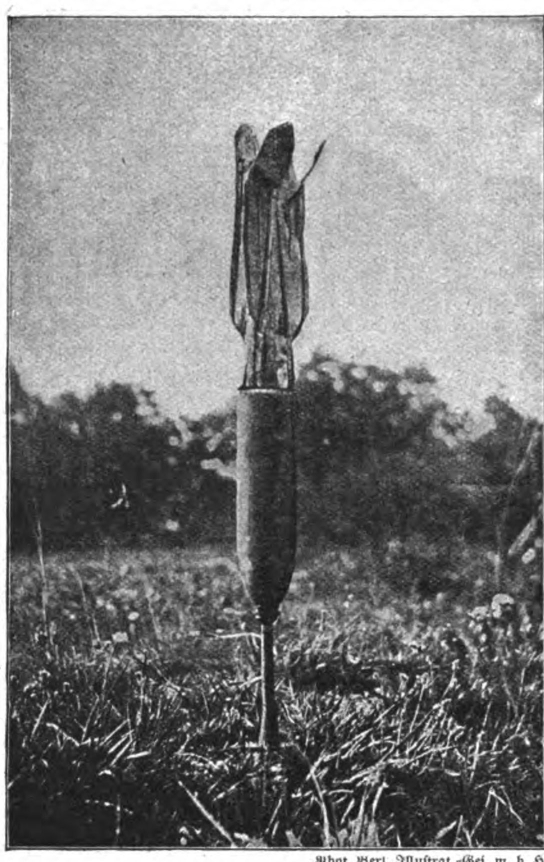
Aus den Kämpfen um Fort Brimont im Norden von Reims.

Ein von Zuaven und Turko angegriffener Regimentstab verteidigt sich mit fünf Maschinengewehren und zwei eilig im freien Felde aufgestellten Geschützen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Sei es, daß man Rußlands jahrhundertalte Gegnerschaft gegen die Donaumonarchie schürte und stärkte, wo man nur konnte, sei es, daß man den k. u. k. Plänen am Balkan neue Störer erweckte, sei es, daß die Rückversicherung, die einst das zum Zweibunde tretende Italien um seiner gefährdeten Küsten willen mit England abgeschlossen hatte, am 29. April 1909 zu Baja erneuert ward — überall spürte Wien die Minen Londons. Überaus bezeichnend hierfür war die Haltung des Petersburger Botschafters Sir Arthur Nicolson während und nach der Annexionskrise. Hatte er vor der russischen Zustimmung zur Einverleibung Bosniens seine Aufgabe darin erblickt, den Konflikt nach Kräften zu verschärfen, so suchte er nach dem diplomatischen Siege des Botschafters Grafen Pourtalès seine Regierung von einem etwaigen Einverständnis abzuhalten. So war er der Urheber des Hetzmärchens von einem heftigen Auftritte des deutschen Botschafters mit dem russischen Minister des Äußern; und so machte er seinem Unmut über die friedliche Lösung des Streites Luft durch ernste Vorwürfe gegen den „voreiligen" Iswolski. Sir Edward Grey war jedenfalls durch Nicolsons Petersburger Berichte so eingenommen, daß er es — gegenüber dem russischen Geschäftsträger Poklewski-Koziell — offen bedauerte, nicht durch einen Krieg an Rußlands Seite Deutschland und Österreich-Ungarn habe strafen können.

Nun, Grey hatte schließlich die Genugtuung, die Waffen doch noch ergreifen zu „müssen" — für die Rettung des meuchelmörderischen Serbiens! Und im Rahmen seiner umfassenden Pläne, der Donaumonarchie den Gnadenstoß zu versetzen, spielt die an allerhand Zwischenfällen so reiche Expedition nach Saloniki nicht die geringste Rolle. Wie sich Großbritannien von der Halbinsel Gallipoli zurückzog, als es die Unmöglichkeit einer Bezwingung der Dardanellen eingesehen hatte, so würde es längst auch das mazedonische Abenteuer aufgegeben haben (sein vormaliger Beschützer Briand braucht ja nicht mehr geschont zu werden), wenn es nicht mit seiner bekannten Zähigkeit hoffte, dort noch einmal den ägäischen Absichten Österreich-Ungarns ein Paroli zu bieten. Die Italiener sollen, das ist seine Order, der k. u. k. Marine die Straße von Otranto verschließen, und die andere Zugangstraße zum Mittelmeer, eben den Landweg „au delà de Mitrovitza" nach Saloniki, wollen die Briten selber verrammeln. Damit aber wird Großbritannien zum Todfeinde der Donaumonarchie, und sein Niederringen liegt, wie es das vornehmste Kriegsziel Deutschlands ist, durchaus auch im Lebensinteresse Österreich-Ungarns.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Französische Fliegerbombe (Blindgänger), mit dem Zünder in der Erde steckend.

Die Schlacht bei Arras.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

Am ersten Ostertage, dem 9. April 1917, blieben die feiertäglichen Spaziergänger länger als sonst vor dem angeschlagenen Heeresbericht stehen: „Seit heute vormittag ist nach mehrstündigem stärkstem Trommelfeuer die Schlacht bei Arras im Gange," verkündete Ludendorff. Ein jeder, der es las, fühlte, daß mit diesem Tage der Weltkrieg des Jahres 1917 begonnen hatte, ehernen Schrittes seinem Gipfel zuzustreben, dem Gipfel und — vielleicht — auch der anerkannten Entscheidung.

Die Vorboten der Offensive waren längst da. Die Engländer hatten zwar zunächst, ebenso wie die Franzosen, ihr Artilleriefeuer an ganz verschiedenen Stellen der Front entfacht, um möglichst lange über die geplante Durchbruchstelle Ungewißheit bestehen zu lassen. Aber bald nachdem sie die Räumung des deutschen Frontbogens erkannt hatten, faßten sie ihre dort frei gewordenen Kampfmittel im Raume zwischen Arras und Lens zusammen. Ende März wuchs der Artilleriekampf beträchtlich, vom 4. April ab lag die deutsche Front von Angres bis Neuville-Vitasse, südlich von der Straße, unter planmäßigem Zerstörungsfeuer aller Kaliber. Die Infanteriepatrouillen mehrten sich, die englischen Flieger der gesamten britischen Armee schienen sich über diesem Abschnitt von etwa 25 Kilometern ein Stelldichein gegeben zu haben und erschienen bei jedem Flugwetter in dichten Geschwadern über unseren Linien.

Am 7. und 8. April wurde die Feuerzone erweitert; das Hintergelände kam daran. Unsere Batteriestellungen wurden planmäßig einzeln beschossen. Stärkere Patrouillenvorstöße, die den Zustand unserer Gräben erkunden sollten, wurden abgewehrt. Am Nachmittag des 8. Aprils loderte das Artilleriegefecht erneut auf, schwoll zeitweilig zum Trommelfeuer an und dauerte die ganze Nacht über. Zahlreiche Gasgeschosse gingen auf unsere Batteriestellungen nieder. Am 9. früh fünf Uhr dreißig Minuten setzte mit einem Schlage stärkstes Trommelfeuer auf unsere Infanteriestellungen ein; um sieben Uhr erfolgte der Sturmangriff auf der ganzen Front von Givenchy bis gegen Neuville-Vitasse.

Es gelang dem Feinde, an einzelnen Stellen einzudringen, abzuschwenken und derart von den noch unerschütterten Abschnitten Teile von hinten her zu umfassen. Die Engländer griffen, ihrer Gewohnheit gemäß, in dichten Massen an, indem sie, gedeckt durch ihre langsam vorrückende Feuerwand von Granaten, Nebelbomben, Staub und Pulverqualm, das Trichterfeld der vollkommen zerschossenen ersten Stellung gemächlich überquerten. Sie waren dann meist sehr erstaunt, in dieser Zone der vollkommenen Verwüstung noch auf Widerstand zu stoßen. Es gab aber trotz des Feuerhagels überall noch entschlossene deutsche Abteilungen genug, die durch ihre Gegenwehr dem Feinde die ernstesten Verluste beibrachten. Die englischen Offiziere, die den Angriff zu Pferde einleiteten, gaben diesen Sport bald auf, als sie merkten, daß keineswegs alle deutschen Maschinengewehre verschüttet waren. Am Abend des Tages hatte der Feind immerhin einen Geländegewinn zu verzeichnen, der in wechselnder Tiefe drei bis vier Kilometer betrug und im wesentlichen die Feuerzone im östlichen Halbkreise um Arras umfaßte.

Damit war freilich auch der Haupterfolg der ganzen Arrasschlacht auf Wochen hinaus beschlossen. Denn den zweiten Gewinn: die Verlegung unserer Verteidigung im Nordflügel auf die Linie Avion, Acheville, Oppy, Gavrelle, räumten wir bis zum Morgen des 13. Aprils freiwillig und wenig behelligt vom Gegner. Die Schlacht trat nun in ihren zweiten Abschnitt, wo der deutsche Widerstand äußerst kräftig begann und das Geheimnis der „elastischen Hindenburglinie", von der die Gegner so viel fabeln, sehr unangenehm fühlbar wurde.

In der Nacht zum 10. April begnügte sich die feindliche Artillerie mit Feuerüberfällen und lebhaftem Streufeuer, am folgenden Tage erneuerten sich die Infanterieangriffe besonders südlich von der Scarpe, gegen den Abschnitt Monchy—Roeux. Sie wurden zum Teil sehr blutig abgeschlagen oder erstickt. Englische Kavallerie, die südlich von der Straße Arras—Cambrai zum Nachstoßen bereit stand, wurde übel zugerichtet. In der Nacht zum 11. gesteigerte Artillerietätigkeit, am Tage Angriffe beiderseits der Scarpe bis gegen Bullecourt. Hier traten auch die vielgerühmten Tanks ins Gefecht, mit dem Erfolge, daß von den zwölfen

der Tankkompanie, die den Angriff vor Bullecourt unterstützen sollte, sieben zerschossen liegen blieben. Ein weiterer Tankangriff gegen Heninel und Vancourt, an dem fünfzehn Panzerwagen beteiligt waren, blieb ebenso erfolglos; hier wurden vier Stück vernichtet. Englische Reiterei, die das Dorf Pelves attackierte, wurde aufgerieben. Aus Monchy zogen sich unsere Truppen zurück. Insgesamt hatte der Tag uns 1100 Gefangene und 53 Maschinengewehre eingebracht. Am 12. April Teilangriffe und Patrouillen auf der ganzen Front. Die Nacht zum 13. ziemlich ruhig; die Einnahme unserer neuen Stellungen am Nordflügel verlief glatt. Die erste große Sturmflut der Engländer ebbte zurück.

Es war klar, daß eine zweite Woge folgen würde. Aber es ist doch bezeichnend für den Kräfteverbrauch des Angreifers wie für die Festigkeit des Widerstandes, daß erst am 23. April ein neuer Gesamtangriff unternommen werden konnte. Zwei weitere Stöße folgten in fünftägigen Abständen: am 28. April und am 3. Mai. Es ging, wie es auch den Franzosen an der Aisne ging — den Angriffen folgten Gegenangriffe, offene Feldgefechte entwickelten sich, blutige Nahkämpfe, aber — die Engländer blieben in ihrer Offensive genau so stecken wie ihre Verbündeten. Der große Gesamtplan löste sich in eine Menge von täglichen und stündlichen Einzelkämpfen auf, die kleine Frontveränderungen bewirkten, einmal zu unseren Ungunsten, dann zuungunsten des Feindes. Die Trümmerstätten von Gavrelle, Arleux, Fresnoy, Roeux, Bullecourt wechselten die Besitzer wochenlang. Die Linie aber, wie wir sie seit dem 13. April eingenommen hatten, blieb bis Mitte Mai fast unverändert bestehen.

Mit welchen Hoffnungen, welchen Kräften und Kampfmitteln aber waren die Briten in diese blutige Schlacht hineingegangen! Die Stoßrichtung ihres Angriffes weist in der Mitte auf Douai (siehe Bild Seite 2); sie haben inzwischen die Stadt mit schweren Kalibern heimgesucht. Von der Vimyhöhe aus, die als einzige Erhebung weithin gegen Osten das flache und kahle Land beherrscht, schien es ihnen ein leichtes, mit ihrer Artillerie in die deutsche Mauer eine klaffende Lücke zu schlagen, dann gegen Lille und Cambrai abzuschwenken und so mit diesen Städten zugleich das nordfranzösische Zechengebiet um Lens und Courrières in die Hand zu bekommen. Die Kräfte waren so groß, wie England sie noch niemals in die Schlacht geworfen hatte: vier Armeen standen bei Neuve-Chapelle und Cambrai. An der Kampffront waren vor Beginn der Angriffe eingesetzt etwa 18 Divisionen (eine englische Division etwa 10 000 Mann), später kamen hinzu 15 Divisionen, zusammen 33; ein Teil hiervon wurde sehr bald zum zweiten Male in die Schlacht geworfen, so daß man bis Mitte Mai mit einem Einsatz von 45 Divisionen rechnen darf. An der Somme brachten die Engländer in viereinhalb Monaten nach und nach 55 Divisionen an die Kampffront. Die englischen Verluste wurden von zuständiger Stelle bis Anfang Mai auf 150 000 Mann geschätzt, auf annähernd so viel auch die französischen.

Als wichtigstes und wirksamstes Kampfmittel haben die Engländer ihre Artillerie benutzt. Wir sind hier auf Schätzungen und solche Zahlen angewiesen, die uns die englische Presse in ihrem Reklamebedürfnis verraten hat. Zu Beginn der Offensive sollen etwa 500 Batterien vor der Kampffront gestanden haben. Bei durchschnittlich 4 Geschützen und 300 Schuß auf das Rohr erhalten wir die phantastische Summe von 600 000 Schuß täglich. Jedenfalls wird von allen sachkundigen Beurteilern bestätigt, daß der Munitionsverbrauch der Engländer ganz außerordentlich war und denjenigen der Sommeschlacht wesentlich übertraf. Mit den anderen beiden Kampfmitteln, den verbesserten Tanks und den vermehrten Fliegern, hatte der Feind die gewünschte Wirkung nicht. Die Tanks kamen eigentlich nur im Raume von Arras und bei Bullecourt zu einer verunglückten Anwendung. Die Flieger zeichneten sich zwar durch große Zahl und Keckheit, nicht aber durch die Qualität ihrer militärischen Leistungen aus. Sie wurden zu ganzen Geschwadern von unseren Jagdstaffeln abgeschossen.

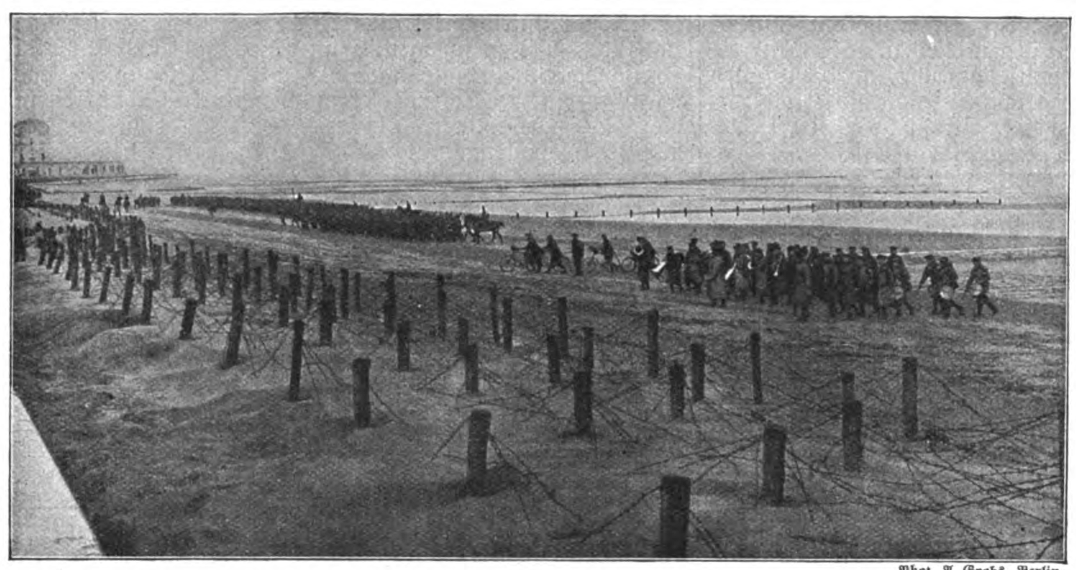
Bleibt noch der englische Infanterist. Der beste Soldat



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine englische Neutralitätsverletzung.

Überficht über den durch englische Fliegerbomben am 30. April 1917 zerstörten Teil der holländischen Stadt Zierikzee auf der Scheldeinsel Schouwen. Durch die Explosion der Bomben büßten auch drei Holländer das Leben ein.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine deutsche Matrosenabteilung an der flandrischen Küste in der Gegend von Westende.

ist zweifellos der Australier und der Schotte. Beide werden gern dorthin gestellt, wo es heiß hergeht. Vom Dilettantismus der Offiziere sind auch diese besseren Truppen belastet, und der englische Durchschnittsoldat ist in der Arrasschlacht ebensowenig ein guter Soldat geworden, wie er es an der Somme war. Er ist zäh, aber schwerfällig — unsere Infanterie fühlt sich der englischen weit überlegen. Durch dies Gefühl der unbedingten Überlegenheit hat es die deutsche Armee fertig gebracht, auch dieser neuen Übermacht erfolgreich zu trotzen.

Fliegerkämpfe vor der Themsemündung.

(Hierzu das Bild Seite 13.)

Der Wert des Besitzes der flandrischen Küste für den See- und Landkrieg wird durch nichts besser bewiesen als durch das Gezeter der englischen Presse, die der Regierung immer dringender die Notwendigkeit der Zerstörung der dortigen deutschen Stützpunkte ans Herz legt. Aus ihnen laufen die U-Boote aus, die im Kanal und an der Ostküste Englands mit ihren Torpedo und auch besonders mit ihren Minen die Handelschiffahrt aufs äußerste gefährden und für eine wirksame Durchführung der Sperre in diesen Gebieten sorgen. Sehr unangenehm empfinden die Engländer die seit Beginn des Jahres 1917 sich immer häufiger wiederholenden Vorstöße der deutschen leichten Seestreitkräfte in den Kanal, die Themsemündung und weiter hinauf bis nach Lowestoft. Eine erhebliche Anzahl von Bewachungschiffen, fünf große, neue Zerstörer sowie mehrere Handelschiffe wurden durch sie vom Januar bis zum Mai 1917 versenkt, und die Handelschiffahrt nach London war oft tagelang unterbunden; die deutschen Granaten prasselten auf Dover und andere befestigte Plätze der Grafschaften Kent und Suffolk.

Nachdem englischen Kriegschiffen und den besonders hierfür gebauten Monitoren irgendwelche Erfolge gegen die flandrischen Befestigungen nicht beschieden waren und auch die U-Bootsperren sich als unwirksam erwiesen, setzten die Engländer und auch die Franzosen, denen die Nachbarschaft ebenso unbequem ist, ihre Hoffnungen auf ihre Flugzeuge und versuchten durch häufige Angriffe ihrer Flugzeuggeschwader die Stützpunkte zu zerstören. Die Deutschen antworteten mit Gegenmaßnahmen, wie Abwehrbatterien und Bereitstellung zahlreicher Flugzeuge. Aber die deutschen Flieger beschränken sich nicht auf die Abwehr, sondern sie belegen feindliche Anlagen mit ihren Bomben und suchen die Gegner in ihren Stützpunkten auf. In zahlreichen Luftkämpfen, die wiederholt gegen eine größere Übermacht ausgefochten werden mußten, stellte sich auch hier die Überlegenheit der Deutschen und ihres Materials heraus. Feindliche Flugzeuge, vom Kampfeinsitzer bis zum fünfsitzigen Riesenflugzeug, sind abgeschossen und teilweise als Beute eingebracht worden.

Einen besonders erfolgreichen Vorstoß nach der Themsemündung machten am 15. Mai drei deutsche Seekampfflugzeuge. Am frühen Morgen sichtete ihr Führer, Leutnant zur See Christiansen, zwei feindliche Flugboote, die ein Sopwith-Kampfeinsitzer begleitete. Nach wenigen Minuten war dessen Schicksal besiegelt; senkrecht sauste er auf die grauen Fluten der Themse, um dort in Trümmer zu zerschellen, ihm folgten die beiden Flugboote, die sich schwer beschädigt auf das Wasser niederließen. Nach dem Kampfe mußte eines der deutschen Flugzeuge infolge einiger Beschädigungen ebenfalls niedergehen; Versuche, es wieder hochzubringen, schlugen fehl. Schnell ent-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Die deutsche Kolonie von Westende-Dorf, vor der sich deutsche Laufgräben hinziehen.

Die Engländer und Belgier suchen sich mit Vorliebe die schönsten Gebäude der deutschen Viertel belgischer Küstenorte aus, um sie sinnlos zu zerstören. Besonders in Westende-Dorf ist beinahe die ganze deutsche Kolonie, die durch ihren architektonischen Stil von der belgischen und englischen vorteilhaft abstach, zerschossen und in einen Trümmerhaufen verwandelt worden.



Vorstoß deutscher Flieger gegen die Themsemündung, bei dem drei Gegner zum Absturz gebracht wurden.

Ein deutsches Seekampfflugzeug übernimmt zwei deutsche Flieger.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Verteilung der Flugzeuge auf dem Flugplatz durch den Startoffizier.

schlossen ging Leutnant Christiansen mit seinem Flugzeug hinunter und legte sich neben das beschädigte. Es war ein hartes Stück Arbeit, bei der Strömung und dem Seegang die beiden durchnäßten Flieger überzunehmen. Endlich saßen sie auf den Schwimmern und konnten sich nun einen Platz suchen, der ihnen Halt bot. Die schwer belastete Maschine wollte sich zunächst nicht hochbringen lassen, aber ihr Führer meisterte sie, und mit Vollgas sauste sie nach der flandrischen Küste ab, wo inzwischen das dritte deutsche Flugzeug Torpedoboote von den Ereignissen in Kenntnis gesetzt hatte. Diesen Schiffen gelang es, sowohl das beschädigte deutsche Flugzeug als auch die beiden feindlichen Flugboote mit ihren Insassen trotz der großen Entfernung unbehelligt durch feindliche Seestreitkräfte zu bergen und sicher einzubringen.

Fliegers Werdegang.

Von Adolf Victor v. Koerber.

(Hierzu die Bilder Seite 14 und 15.)

Als ich zu Kriegsbeginn von der Inspektion der Fliegertruppen mit der Aufstellung einer Feldfliegerabteilung betraut wurde und in den drei Zeitungen der Stadt ein Inserat aufgab: „Kriegsfreiwillige mit technischer Vorbildung bei der Fliegertruppe gesucht", meldeten sich 1900 junge begeisterte Leute. Der Erfolg übertraf alle meine kühnsten Erwartungen, und es mußte fürchterliche Musterung gehalten werden, natürlich zum größten Leidwesen der meist sehr Jugendlichen, von denen sich ein jeder schon hoch über allen Menschen schwebend als Held gesehen hatte. Es konnte bei der reichen Auswahl der vertretenen Berufe eine vorzügliche Auslese gehalten werden. Da waren Elektriker und Klempner, Tischler und Sattler, Motorentechniker, aber auch Schneider, Friseure und zu unsrer größten Freude ein regelrechter Koch. Dieser hat der Abteilung im Felde später die besten Dienste geleistet. Die Zurückgestellten mußten traurig wieder von dannen ziehen; bei späteren Neuaufstellungen konnten noch viele von ihnen berücksichtigt werden. Die Glücklicheren erhielten nach der militärischen Untersuchung eine weiße Binde um den Zivilrock mit der stolzen Aufschrift: Feldfliegerabteilung .... An dem Abend gab es in den Lokalen und auf den Straßen der hannövrischen Stadt ein ganzes Heer strahlender Fliegerhelden. —

Nun, sie haben alle ihre Pflicht im Felde treu getan, doch „richtigfliegende" Flieger konnten nur die wenigsten werden. Aber sie sind alle ihre Dienststunden, oft Tag und Nacht, bei jedem Wetter um ihre Flugzeuge als Monteure und Bedienungsmannschaft, als Starter und Telegraphisten. Flugzeugführer ist natürlich nur eine kleine Anzahl von ihnen geworden. Denn damit hat es eine ganz besondere Bewandtnis.

Während als Beobachter nur Offiziere verwendet werden können, die eine genügende allgemein-militärische Vorbildung besitzen, ergänzen sich die Flugzeugführer auch aus dem Mannschaftsrange. Und zwar nicht nur aus der Fliegertruppe, wo natürlich stets geeignete und vor allem begeisterte Leute ausgebildet werden, sondern auch aus allen anderen Truppenteilen der Armee. An der Front und im Heimatsgebiet kommt da zuweilen bei der Parole die Anfrage: „Wer meldet sich zur Ausbildung als Flugzeugführer?" Manchmal treten Dutzende vor, bei einer anderen Truppe weniger. Ungern nur läßt der Hauptmann seinen besten Gefreiten ziehen. Aber da ist nichts zu machen, der Mann will und Sonderinteressen des Hauptmanns müssen zurücktreten. Der Abkommandierte sieht sich im Geist natürlich auch schon mindestens als Kampfflieger und durch seine Träume ziehen in der letzten Nacht im Schützengraben die Bilder des Flugzeugführerabzeichens, des E. K. 1, und ganz fern vielleicht des Pour le Mérite. —

Im neuen Dienst der Fliegerersatzabteilung weichen diese Träume sehr bald erst einmal wirklicheren Dingen. Ehe es aber dazu kommt, muß der Flugbeflissene die ärztliche Untersuchung bestehen, die

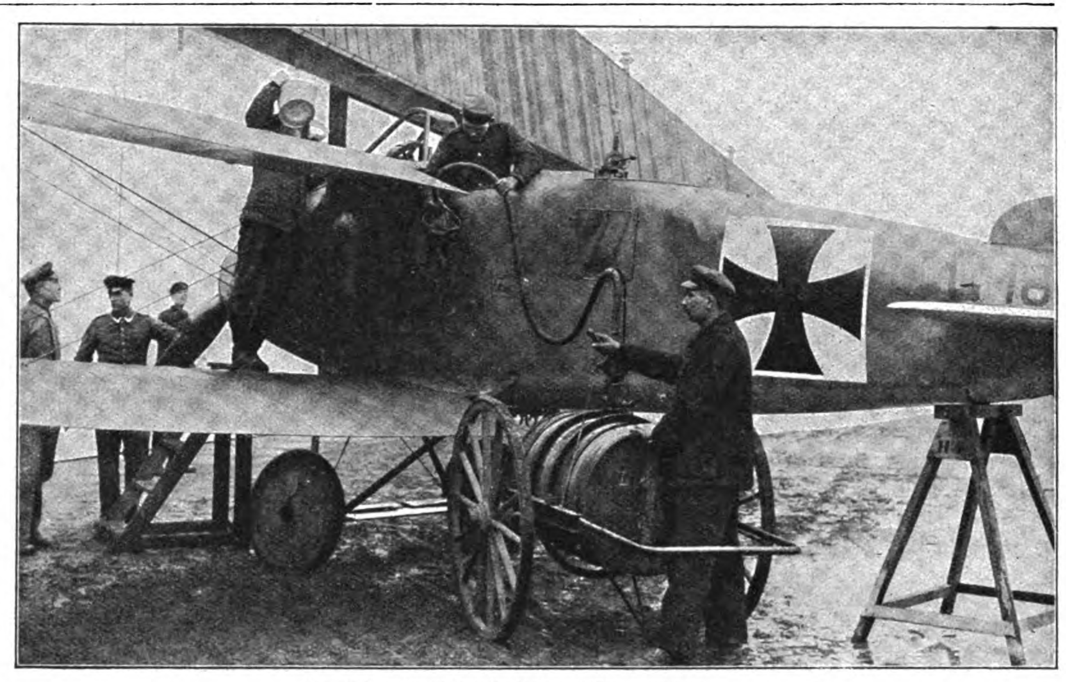


Studium der Karte vor dem Fluge.

In einer deutschen Fliegerschule.

Nach photographischen Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

erst seine Tauglichkeit zum Flieger erweisen soll. Triumphierend zeigt der Ahnungslose seinen Überweisungschein vor, auf dem der Truppenarzt schon seine Eignung schwarz auf weiß bestätigt hat. Mit freundlichem Lächeln legt ihn der Flugplatzdoktor zu den Akten. Er muß schärfer und nach anderen Gesichtspunkten prüfen wie der Kollege da draußen. Und nun beginnt nach der Aufnahme des allgemeinen Körperzustandes, die in der Regel befriedigend ausfällt, die Spezialuntersuchung: „Augen zu!“ — „Augen auf!“ Ein scharfer Lampenstrahl fällt dem Armen ins Gesicht. Der Medikus nickt vergnügt: „Der Mann hat gute Nerven.“ — „Augen auf!“ Über den Rücken des Ahnungslosen ergießt sich eine kalte Wasserflut. Jeder Schreckhafte, Erregbare würde in Entsetzen herumfahren oder über diese seltsame Einweihungsfeier in Wehklagen ausbrechen. Der Nervenfeste besteht auch diese „Wasserprobe“. Leichte Schläge in die Kniekehlen folgen, Wanderungen geradeaus durchs Zimmer, aber mit geschlossenen Augen. Pfeifen wechselt mit Deklamieren und rasch gestellten Fragen. Besteht er alle die Fährnisse, an deren stets neuer Ersinnung die Herren Doktoren außerordentlich fruchtbar sind — zum eigensten Besten der Neulinge —, so ist er feierlichst als Flugschüler eingestellt. Nur ganz Nervenfeste können genommen werden, und davon gibt's immer noch genug in deutschen Landen. Man bewahrt die Zurückgewiesenen vor schwerem Schaden und Unglück, das sie später beim Fliegen doch einmal treffen würde. Denn der Dienst in der Luft erfordert Nerven wie Stricke.


Einfüllen von Benzin in den Flugapparat.

Mit dem Fliegen ist's nun natürlich noch lange nichts. Jetzt kommt erst die theoretische Ausbildung. Unterricht im Lehrsaal und am Flugzeug selbst. So ähnlich wie der Kavallerieunteroffizier auf dem Kasernenhof zu seinen Rekruten sagt: „Das Ding, was ihr hier seht, das schlägt und beißt, das ist kein wildes Tier — sondern ein Pferd,“ erläutert der Fluglehrer seinen Schülern ganz sachgemäß anfangend: „Die Dinger, die hier vor euch am Erdboden und über euch in der Luft Radau machen, sind — Flugzeuge.“ Das wußten sie zwar alle schon, aber es führt den jungen Helden vor Augen, daß sie auch — mehr nicht wissen. Dann aber geht das Lernen, das Vortragen und Verstehen mit Hochdruck. Und die gewaltige Spannung unserer Tage erleichtert es Lehrern und Schülern. Alle Handgriffe am Flugzeug müssen gelernt werden. Nicht nur das Steuern selbst. So wie der angehende Reiteroffizier sechs Wochen als Fahnenjunker sein Pferd im Stalldienst selbst pflegen muß, lernt auch der Flieger von Grund auf die Bedienung seines verwickelt gebauten Luftrosses. Alle Motorteile lernt er kennen, festschrauben und loslösen, Benzin einfüllen und ablassen, Propeller auswechseln, kurz, alle untergeordneteren Aufgaben ebenso wie die hohe Kunst des Flugzeugführens selbst.

Letzteres wird zuerst am Erdboden in der stehenden Maschine geübt, dann im langsamen Rollen über den Platz. Der erste Flug hinauf in die Luft ist natürlich ein großer Augenblick. Der Lehrer zeigt dem Schüler alle Griffe. Hundertmal muß er sie betrachten und sich genau einprägen. Die Wirkung des sogenannten Jungfernflugs ist auf die verschiedenen Temperamente auch ganz verschieden. Bei manchem löst sie sich in eine hohe jauchzende Freude aus, manche empfinden alles wie eine Selbstverständlichkeit, andere wieder fühlen Unbehagen und kommen recht niedergeschlagen bei der ersten Landung herab. Das alles hat kaum etwas zu bedeuten. Auch nicht, wenn der Neuling vor dem ersten Flug plötzlich von auffallender Furcht ergriffen wird. Das kommt vor. Alles im Leben ist Gewohnheit, und das Fliegen ist die großartigste Errungenschaft unserer Generation, der Traum und die Sehnsucht der Völkergeschlechter seit Jahrtausenden. Soll da dem einzelnen nicht doch im letzten Augenblick das Herz schneller schlagen und ein wenig bange in der Seele werden? — Es ist oft vorgekommen, daß die, denen der Schrecken anfangs fast die Glieder lähmte, noch die größten Lufthelden geworden sind.


Unterricht im Aufnehmen von Funkentelegrammen.

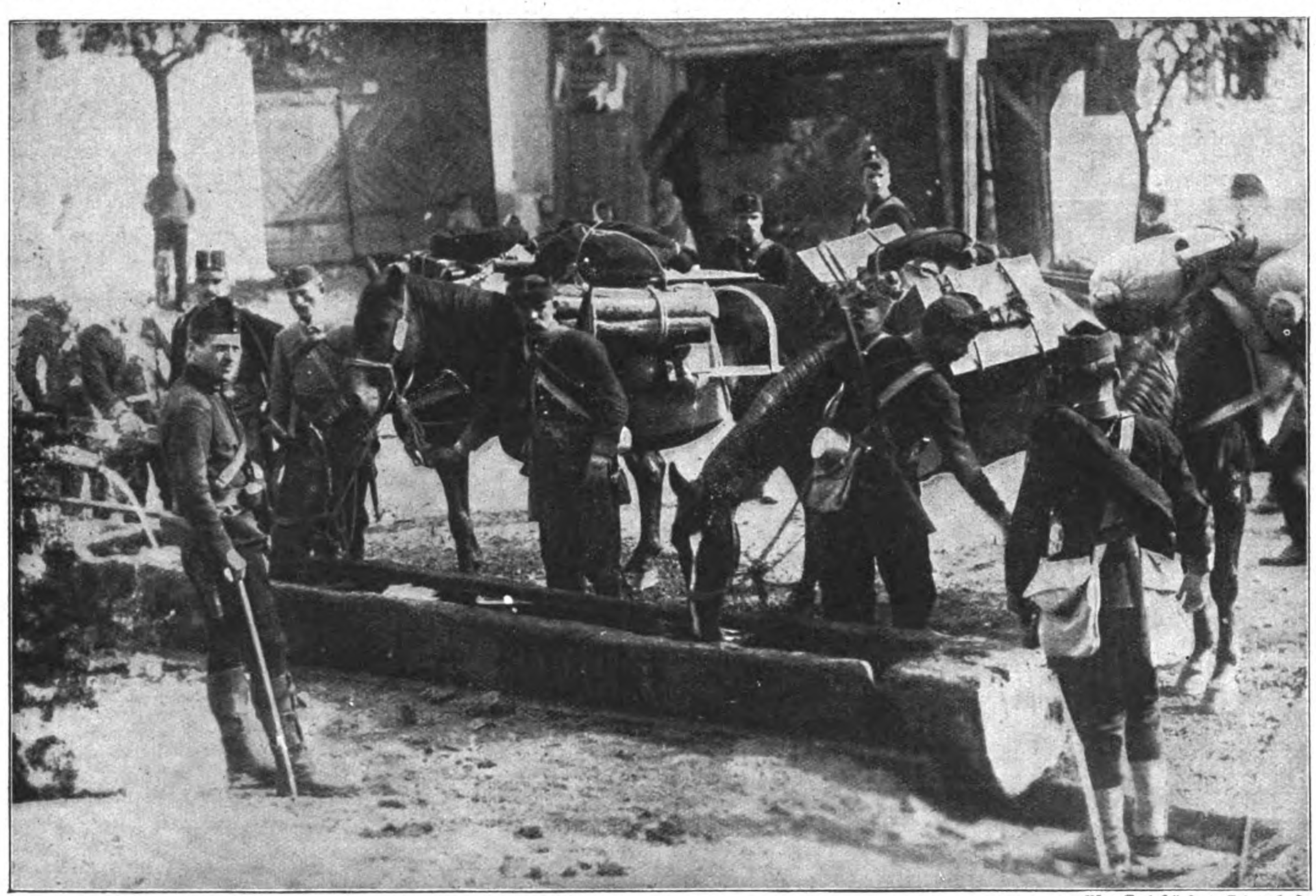
In einer deutschen Fliegerschule.

Nach photographischen Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

In jeder Schulmaschine befindet sich eine doppelte Steuervorrichtung. Der Lehrer läßt nach und nach den Kameraden mitsteuern, jeden Augenblick bereit, dessen Fehler durch schnelle Gegenwirkung wieder auszugleichen. Die Hauptsache ist, erst einmal vom Boden wegzukommen, also der Start. Wer den kann, der hat das Schwerste hinter sich, denn hinunter kommt er schon wieder — irgendwie muß er's ja schließlich. Hierbei nun keinen „Bruch" zu machen, das heißt den teuren Vogel weder auf den „Kopf" zu stellen noch sonstwie zu zertrümmern oder zu beschädigen, lernt er in der Kunst des Landens. Das ist die zweite Stufe. Das Fliegen selbst ist dann das einfachste.

Viele lustige Bilder gibt's natürlich bei dieser Ausbildung. Sechs, sieben und oft mehr Schüler üben gleichzeitig. Die anderen stehen am Start und warten, bis ihnen ein Flugzeug zugeteilt wird. Sie bilden den Chor der Rache, in dem tausend Glossen über die Übenden von Mund zu Mund gehen. Nachher kommen sie ja selber daran. Der Fliegerhumor ist reich an Vergleichen, Bildern und Witzworten. sichtbar kenntlich gemacht. Sie tragen lange rote Wimpel an den Holmen. Man biegt ihnen mit übertriebener Höflichkeit und recht beizeiten aus, denn sie sind unsichere Kantonisten und können's vielleicht doch noch nicht. Jedes gegenseitige Anrennen in der Luft führt natürlich zu Katastrophen. Mit dem Bestehen des ersten Examens, das das Beschreiben einiger Achter in bestimmter Höhenlage fordert, hat die Ausbildung den ersten Abschluß erreicht.

Nun folgt Prüfung auf Prüfung. Aufsuchen besonderer Höhen in kürzester Zeit und sofortiges Landen aus ihnen, sobald unten vom Starter ein weithin sichtbares Zeichen mit der Leuchtpistole gegeben wird. Dabei muß das Flugzeug in einem engen, durch Fähnchen besonders kenntlich gemachten Kreis auf den Boden gebracht werden, was dem Verhalten bei Notlandungen entspricht. Da heißt es Geistesgegenwart und wirkliche Fliegerkunst beweisen. Überland- und Fernflüge folgen. Zuerst immer noch allein und endlich — mit Beobachter. Dieser gibt dem Flugzeugführer die jeweilige Flugrichtung an, gemäß den Aufgaben, die er selbst



Bosnische Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee auf der Rast. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Scherz und Ernst liegen da eng beisammen und wohnen auch vereint im Herzen jedes Fliegers. Er lebt schneller und konzentrierter wie andere Menschen. Stets ist er in Spannung. Sein ganzes Dasein ist ein gesteigertes. Denn seine Aufgaben sind im Laufe des Krieges ins Ungemessene gewachsen. Das zeigen uns täglich die Heeresberichte.

Für Lehrer und Schüler ist das Ziel der Ausbildungszeit im Anfang zunächst der erste Alleinflug. Der bringt oft Überraschungen. Einer, der seines Lehrers hellste Freude war, kommt überhaupt nicht vom Erdboden los, sondern jagt wie ein Amokläufer mit brüllendem Motor über den Platz und stürzt sich mit weitgebreiteten Flügelflächen gegen den grünen Zaun am Ende. Er muß wieder zurück zu erneutem Studium. Ein anderer aber, der das Schmerzenskind seines Lehrers war, startet, steigt, fliegt, gleitet und landet wieder mit einer Sicherheit, als wäre er die älteste „Monakokanone" aus Friedenszeiten.

Das erste Alleinsein in der Luft löst natürlich ganz neue Gefühle aus. Manche haben von gewissen Höhen an oder über den Wolken förmliche Höhenangst. Aber auch die überwinden Energie und Gewohnheit. Die Alleinflieger werden in der ersten Zeit für die anderen Flugzeugführer weithin zu lösen hat. Auch unterrichtet er ihn im Selbstorientieren nach der Karte, nach Sonne und Kompaß, denn manchem Flugzeugführer wurde im Felde schon der Beobachter durch Anschuß von der Erde oder im Luftkampf handlungsunfähig gemacht, so daß er ohne dessen Hilfe seinen Weg zum Heimathafen zurückfinden mußte. Dem Flug selbst geht natürlich ein genaues Studium der Karte voraus. Da gibt's unendliche Feinheiten zu beachten, und die ganze Sache wird völlig kriegsgemäß. Zur Verständigung mit den eigenen Truppen im Gelände wird in neuerer Zeit sogar drahtlose Telegraphie vom Flugzeug aus angewandt. Was man lange Jahre für Traumgebilde phantasiereicher Erfinder gehalten hat, die gewaltige technische Entwicklung im Kriege hat es uns gebracht. — Im Armeeflugpark erhält der Schüler den letzten Frontschliff. Hier kann er aus allen jüngsten Erfahrungen lernen. Im Dienst der Feldfliegerabteilung, der er dann bei Bedarf zugeteilt wird, kommt er endlich zum erstenmal über die Kampflinien, als Infanterie-, Artillerie- oder auch, nachdem er sich besonders bewährt und das Fliegen über dem Feind genau kennen gelernt hat, als Kampfflieger. Und da ist dann schon mancher kühne Traum zur Wirklichkeit geworden: Pour le Mérite!

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Endlich war die von den **Italienern** schon seit langer Zeit angekündigte zehnte Schlacht am Isonzo zum Ausbruch gekommen. Cadorna hatte sich Anfang November 1916 zum letzten Male als Heerführer betätigt. Eine ganze Woche hindurch hielten damals seine Geschütze und Minenwerfer die küstenländische Front, besonders die Karsthochfläche, unter täglich gesteigertem Feuer. Der Generalissimus hatte für das nervös gewordene Hinterland die Losung ausgegeben, daß es sich bei seiner neunten Offensive nur mehr um die Hinwegräumung der allerletzten Hindernisse auf dem Wege nach Triest handle. Am 1. November wurden die zweite und dritte italienische Armee, die seit den letzten Oktoberkämpfen durch frische Truppen ergänzt worden waren, südlich von Görz angesetzt. Zwei Tage lang stürmten ihre Divisionen und Brigaden in vielfachen, geschlossenen Angriffswellen, um in dem Raume Lokvica—Kostanjevica den Durchbruch zu erzwingen, und im Wippachtale, um die Höhen bei Vertojba zu gewinnen (siehe die Karte Seite 18). Hier war der strategisch wichtige Gabelpunkt der Bahnlinien an der Wippach, dort die Straße nach Triest das heißersehnte Ziel der Offensive. Aber eine Division nach der anderen zerschellte vor den Hindernissen der Österreicher und Ungarn; nur in Lokvica vermochten die Italiener sich festzusetzen. Von dort aus trieben sie mehrere heftige Angriffe vor, als aber auch der letzte am 5. November mit dem Mute der Verzweiflung geführte tiefgestaffelte Stoß im Raume von Jamiano blutig abgewiesen war, brach Cadorna die Offensive ab. Durch die ungeheuren Verluste geschwächt, hatten die Italiener die Offensivkraft derart eingebüßt, daß weder Befehle noch Drohungen der Offiziere die Infanterie zum Verlassen der Deckungen bringen konnten.

Genau sechs Monate waren verflossen, bis sich die italienische Heeresleitung zu einem neuen großen Schlage entschloß. Die Vorbereitungen zu diesem Angrifffe wurden, wie schon erwähnt, in einem Umfange betrieben, der weit über den Rahmen der Vorbereitungen zu den vorausgegangenen Isonzoschlachten hinausging. Monatelang wurde Munition aufgestapelt, Batterie auf Batterie eingebaut, Division auf Division herangeholt, um es im Augenblicke der Entscheidung weder an der gründlichsten Artillerievorbereitung noch an der zur Erzielung eines Durchbruches notwendigen Tiefengliederung der Infanterie fehlen zu lassen. Schon öfter schien es, als ob Cadorna den großen Wurf wagen wolle, aber immer wurde die entscheidende Stunde hinausgeschoben, bis endlich am 11. Mai die ehernen Würfel am Isonzo zu rollen begannen.

Im Morgengrauen des 11. Mais setzte die italienische Artillerie vom Tolmeiner Brückenkopf bis zum Meere mit einem Feuer von solcher Heftigkeit auf einer Front von 55 Kilometern ein, daß dagegen die artilleristischen Vorbereitungen der früheren Isonzoschlachten ein Kinderspiel zu nennen waren. Ein ohrenbetäubendes Krachen, der Zweikampf von Tausenden von Kanonen, erschütterte die Luft. Neben den Geschützen aller Kaliber, von der winzigen spielzeugartigen Grabenkanone bis zu den langrohrigen Schiffsgeschützen der Lagunenbatterien und Haubitzen von 30 bis 38 Zentimetern Kaliber, waren es besonders die im Überflusse in die italienische Stellung eingebauten schweren Minenwerfer, die die österreichisch-ungarischen Linien zerstören sollten. In den granatsicheren Höhlen warteten die Grabenbesatzungen ruhig den Infanterieangriff der Feinde ab. Das Feuer der italienischen Geschütze, neben denen sich auch die Stimmen der von ihren Bundesgenossen geliehenen englischen Batterien hören ließen, schwoll zum Orkan an; auch Gas wurde abgeblasen, weswegen in den beschossenen Stellungen wiederholt das Zeichen für Gasalarm ertönte (siehe Bild Seite 18). Aber gleich zu Anfang machten die Italiener die Erfahrung, daß es mit der artilleristischen Überlegenheit, die in den vorausgegangenen Isonzoschlachten so schwer auf den k. u. k. Truppen gelastet hatte, vorbei war. Die österreichisch-ungarische Artillerie zeigte sich der mörderischen Kanonade vollkommen gewachsen. Für das Gefühl der Unsicherheit, das sich der Italiener angesichts der donnernden Antwort vom Ostufer des Isonzos bemächtigte, sprach am besten die bewegliche Klage des Mailänder „Secolo“, der seinen Lesern mitteilte, daß allein im Südsektor der Isonzofront nicht weniger als 1500 österreichisch-ungarische Geschütze im Kampfe ständen.

Eine artilleristische Überlegenheit war nicht zu erzielen,



Phot. A. Grohs, Berlin.

Kaiser und König Karl verfolgt mit seinem Stab die schweren Kämpfe der zehnten Isonzoschlacht.


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.
Gasalarm bei der österreichisch-ungarischen Armee an der Isonzofront. Durch starkes Schlagen an eine hängende Eisenschiene wird den in den Unterständen befindlichen Truppen ein Zeichen gegeben, daß Gasgefahr vorhanden ist und jeder Soldat eine Gasmaske anzulegen hat.

und es war daher schon von vornherein sehr bedenklich, als Cadorna am 14. Mai mittags den Infanteriesturm befahl.

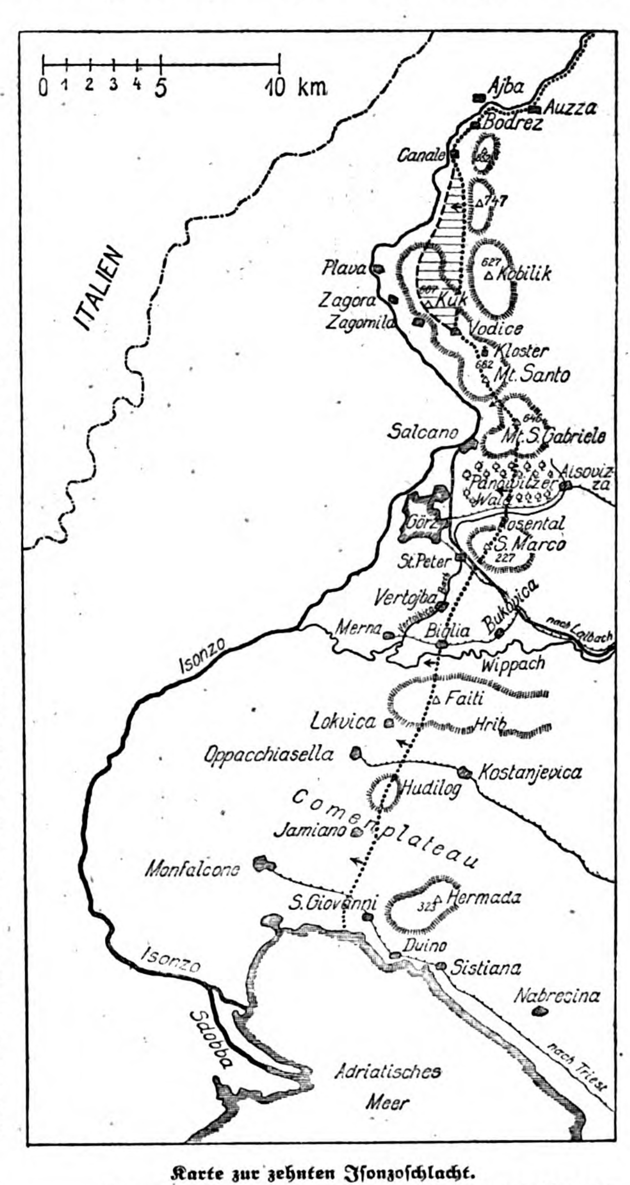
Die nördlichste Angriffsgruppe der Italiener hatte den Befehl, im Raume zwischen Auzza und Canale südlich vom Tolmeiner Brückenkopfe den Isonzo zu überschreiten und sich auf dem linken Ufer festzusetzen. Von dort aus sollte sich dann diese Angriffsgruppe, durch Nachschübe verstärkt, in südlicher Richtung ausbreiten und Anschluß an die bei Plava stehende Gruppe gewinnen, um sie bei ihrem Frontalangriffe gegen die Höhen östlich von Zagora durch einen Flankenangriff zu entlasten.

Die Italiener griffen an. Nachdem ihre ersten Staffeln rasch mittels Booten bei Ajba den Isonzo überschritten hatten, richteten sie mit anerkennenswerter Schnelligkeit eine Rollfähre ein, auf der sie immer neue Verstärkungen nachzuziehen suchten. Nach erbittertem Ringen gelang es auch den Italienern, sich in Bodrez festzusetzen; jedes Vordringen gegen diesen Ort hinaus wurde jedoch blutig verhindert. Inzwischen waren auch die österreichisch-ungarischen Batterien nicht müßig gewesen. Ihr treffsicheres Feuer unterband jeden Zustrom neuer Reserven, und nachdem eine Zeitlang die schweren Geschütze mit vernichtender Wirkung die bei Bodrez (siehe die nebenstehende Karte) angeklammerten italienischen Truppen beschossen hatten, wurde der Gegenstoß angesetzt. Das zweite Bataillon des Kaschauer Infanterieregiments Nr. 34, das Leibregiment „Kaiser Wilhelm", warf sich neben dem Landsturmregiment „Neu-Sandec" mit wilder Tatkraft auf den Feind. Es kam zu einem grimmigen Handgemenge; die Ungarn durchbrachen die Linie der Gegner, und in größter Unordnung wichen die Italiener zum Isonzoufer zurück. Die k. u. k. Truppen drängten scharf nach, während die Schrapnelle der österreichisch-ungarischen Batterien den Wasserspiegel abfegten. Nur Trümmer der übergegangenen italienischen Bataillone entkamen, die meisten Kämpfer fielen oder wurden gefangen genommen. Viele fanden auch auf der Flucht den Tod in den hochgehenden Fluten des Isonzos.

Der Vorstoß des äußersten italienischen linken Flügels hatte sich in eine vollständige Niederlage verwandelt.

Mit ungeheuren Verlusten für die Italiener war auch die Eroberung der Kukhöhe verknüpft, des einzigen taktischen Erfolges, dessen sie sich rühmen konnten. Um diese Höhe in ihren Besitz zu bekommen, hatten die Italiener die besten Erdarbeiter der Welt herangezogen und ein ganzes System unterirdischer Stollen und Gänge mit weiten Höhlen angelegt, in denen fünf Angriffsgruppen versammelt wurden, die, dann gleichzeitig vorbrechend, den Sturm durchführen sollten. In der Aufregung des Kampfes stimmte das Zusammenarbeiten der einzelnen Kolonnen nicht, so daß eine davon allein vorbrach und sich nun auf einmal vereinzelt den österreichisch-ungarischen Stellungen gegenübersah. Unter dem rasenden Schnellfeuer aus Geschützen und Maschinengewehren flog diese Kolonne buchstäblich auseinander, und nur ihre Trümmer wurden noch durch die nun endlich auch vorgehenden vier anderen Kolonnen aufgenommen, die aber unter der mörderischen Feuerwirkung wie Schnee in der Märzsonne dahinschmolzen. Reihenweise brachen die Italiener in dem Geschoßhagel zusammen und bedeckten den Boden mit ihren Toten und Verwundeten. Es kam noch dazu, daß sich der Nachschub der Truppen vom Westufer des Isonzos überaus schwierig gestaltete, da der Fluß hoch angeschwollen und reißend war, so daß ihn die Reserven nur langsam Mann für Mann auf den Brücken von Plava überqueren konnten. Immerhin gelang es aber den Italienern, bei Plava Nachschübe auf das linke Ufer zu bringen und so die gegen die Kukhöhe vorgehenden Sturmwellen dauernd mit frischen Kräften zu speisen.

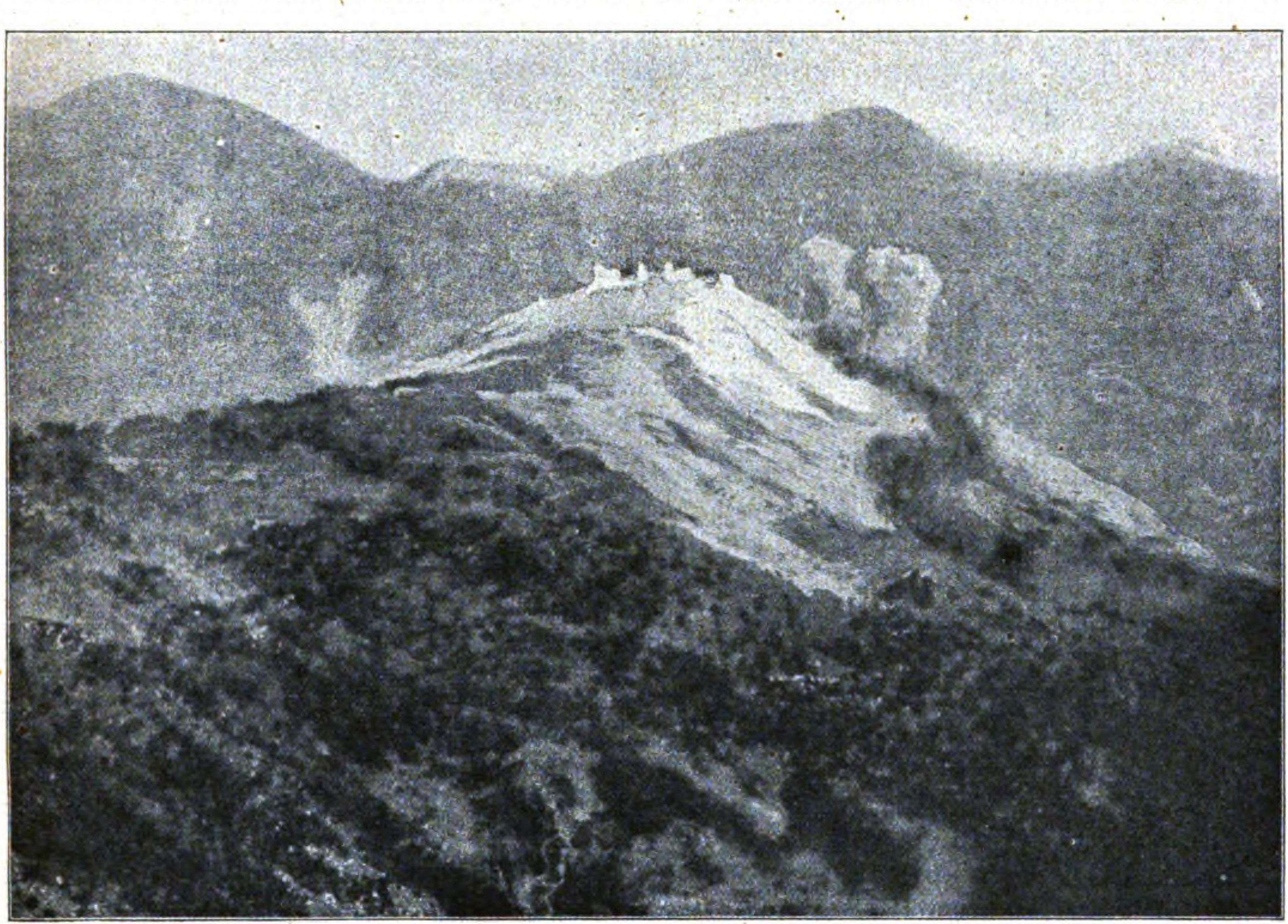
Ein heißer Kampf begann. In den Felsengräben des Kukberges, in unterirdischen Gängen und Galerien wütete ein schauerliches Ringen. Nicht weniger als sechs



Karte zur zehnten Isonzoschlacht.
.... Österreichisch-ungarische Stellung am Isonzo am 23. Mai 1917,
– – – – Stellung vor der Offensive; das schraffierte Gebiet nördlich von Vodice stellt den einzigen italienischen Geländegewinn dar.

Regimenter von drei verschiedenen Divisionen mußte der italienische Befehlshaber, der Herzog von Aosta, gegen den Berg vorschicken, bis es ihm endlich unter unerhörten Opfern gelang, sich dieser taktisch nicht unwichtigen Erhebung zu bemächtigen. Durch die Eroberung des Kukberges hatten die Italiener eine Vorstellung genommen und standen der österreichisch-ungarischen Hauptstellung gegenüber, deren Hauptstützpunkte der 627 Meter hohe Kobilek sowie die beiden nördlich davon gelegenen Höhen 652 und 747 bildeten (siehe die Karte Seite 18). Die österreichisch-ungarischen Truppen überließen den Italienern den Berg aber nicht so ohne weiteres; um die Vorhöhen wurde weiterhin erbittert gekämpft, und alle Versuche der Italiener, im Raume von Vodice—Zagomila Gelände zu gewinnen, wurden blutig abgewiesen.

Schwere Blutopfer und Mißerfolge erwarteten auch die italienischen Truppen, denen befohlen worden war, im Bogen von Salcano die Steilhänge des Monte Santo und des südlich daran anschließenden Monte San Gabriele (siehe Bild Seite 20/21) anzugreifen.



Der Monte Santo mit dem berühmten Kloster, das vom italienischen Feuer völlig zerstört wurde.
Nach einer italienischen Darstellung.

Nach stärkster Artillerievorbereitung brachen die Italiener zunächst gegen den Monte Santo vor, auf dessen 682 Meter hohem Gipfel sich das berühmte Kloster befindet, von dem das italienische Verwüstungswerk allerdings nur noch Ruinen übriggelassen hat (siehe obenstehendes Bild). Der erste Angriff erfolgte um Mitternacht. Er wurde völlig abgewiesen, worauf die Italiener noch zwei Stürme um fünf und sechs Uhr morgens folgen ließen, die jedoch ebenfalls in dem aufs höchste gesteigerten Abwehrfeuer zusammenbrachen. Als alle Versuche, sich des Monte Santos zu bemächtigen, scheiterten, ließen die Angreifer mehrere Regimenter gegen den südlich davon gelegenen Monte San Gabriele vorgehen, der, pyramidenartig ansteigend, den Eckpfeiler der österreichisch-ungarischen Stellungen im Raume nördlich von Görz bildete. Beim ersten, ohne Artilleriewirkung unternommenen Angriffe vermochten die Italiener in die vorderen Gräben ihrer Gegner einzudringen. Während aber dort noch der Nahkampf tobte, eilten die Abschnittsreserven herbei, mit deren Hilfe die Italiener wieder den Berg hinabgestürzt wurden.

Die Gefahr war vorüber; aber noch mehrmals griffen die Italiener am Monte Santo und am Monte San Gabriele bald mit, bald ohne Artillerievorbereitung unter Einsatz beträchtlicher Kräfte an, doch wurden sie stets abgewiesen.

In der Umgebung von Görz stießen die Feinde zunächst mit einer starken Gruppe im Rosental südlich vom Panowitzer Walde in östlicher Richtung auf Aisovizza vor, während zwei andere Divisionen, die eine von Vertojba, die andere von Schloß Merna-Biglia aus, die große Straße nach Bukovica zu erreichen und damit der Stellung der k. u. k. Truppen im Wippachtale in den Rücken zu kommen suchten. Welch großes Gewicht die italienische Heeresleitung auf das Gelingen gerade dieses Angriffes legte, geht auch daraus hervor, daß unter den angreifenden Truppen die Brigade Emilia, ein Truppenkörper, der sich in der italienischen Armee des Rufes einer Elitetruppe erfreut, zum Stoße angesetzt wurde.

Trotz des mächtigen Sperrfeuers der sofort überschwenkenden österreichisch-ungarischen Batterien kamen die Italiener doch vorwärts und drangen in die vordere Linie ihrer Gegner ein. Die Lage sah einen Augenblick recht kritisch aus. Da traf das schnell zum Gegenstoß herangeholte Wiener Landsturmbataillon ein, das sich, mit seinem schneidigen Führer Hauptmann Sonnewend an der Spitze, den Feinden entgegenwarf und sie im Bajonettkampf zurückschlug. Die Stellungen wurden in ihrer vollen Ausdehnung vom Gegner gesäubert, der in Auflösung wich, wobei er noch 400 Gefangene in den Händen der siegreichen Wiener zurücklassen mußte. Sie hatten, als sie rückwärts geschickt wurden, mit den Bedeckungsmannschaften so starkes italienisches Feuer zu passieren, daß von einer Gruppe von 50 Gefangenen nur 15 in die österreichisch-ungarische Stellung eingebracht wurden; der Rest fiel im feindlichen Artilleriefeuer (siehe Bild Seite 25).

Sehr heiß ging es auch auf der Karsthochfläche zu, wo das Gebiet um Comen wiederum den Schauplatz erbitterter



Wiener Landsturmtruppen säubern in kühnem Nachtangriff eine tagsüber verlorene Stellung im Raume des Monte San Gabriele vom Feinde.



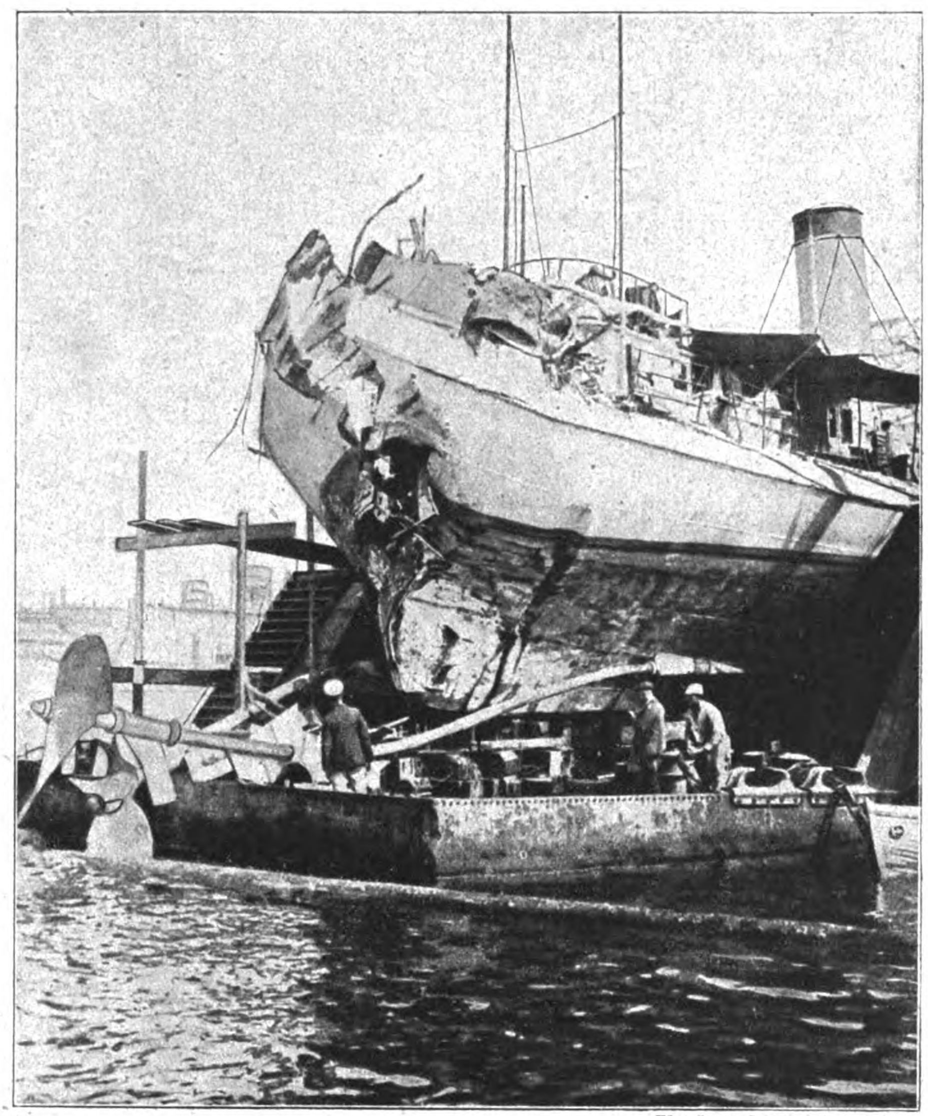
Nach einer Originalzeichnung
von Ladislaus Tuszynski.

Kämpfe bildete. Die Hauptwucht der Stöße lag in diesem Abschnitt beiderseits der Straße nach Kostanjevica, wo die Italiener mit Wut die österreichisch-ungarischen Stellungen am Fajti Hrib und südlich von der Straße am Hudilog angriffen. Am Fajti Hrib kam es zu einem hin und her wogenden Kampfe, in dessen Verlaufe die Berghöhe nicht weniger als fünfmal an einem Tage ihren Besitzer wechselte, um endlich doch wieder in die Hände der österreichisch-ungarischen Truppen zurückzufallen. Der erste Angriff gegen den Hudilog scheiterte im Sperrfeuer, der zweite wurde im Handgranatenkampfe abgewiesen, und ein dritter Anlauf, der bis in die vorderste Grabenlinie drang, durch Gegenstoß gebrochen. In dem ganzen Abschnitt der Karsthochfläche hat die italienische Heeresleitung trotz ungeheurer Blutopfer auch nicht einen Fußbreit Bodens erkämpfen können.

In dem Abschnitt südlich von der Hochfläche um Comen bis zum Meere beschränkten sich die Italiener auf eine heftige, völlig wirkungslose Kanonade.

Wenn wir uns die Lage an der Isonzofront nach zehntägigen erbitterten Kämpfen betrachten, so sehen wir, daß die österreichisch-ungarische Armee ihren heimatlichen Boden mit stählerner Tatkraft verteidigte, unter Anwendung von Methoden, die den neuesten Erfahrungen des Stellungskrieges im Westen angepaßt waren. An Stelle des Ringens um einzelne Grabenabschnitte war der Kampf um befestigte Räume getreten, für die Italiener natürlich eine sehr schwierige Aufgabe, um so mehr, als ihr Angriff die österreichisch-ungarische Heeresleitung durchaus nicht unvorbereitet traf, sondern einer aktiven, durch starke Artillerie und Reserven gestützten Verteidigung begegnete. Stellt man die Machtmittel, die die Italiener zur Anwendung brachten, den erzielten geringen Vorteilen gegenüber und zieht man die Verluste in Betracht, die die Sturmscharen Cadornas erlitten haben, um diese Geländegewinne zu erringen, so zeigt sich, daß einem niedrig angenommenen Gesamtverlust von 100 000 Mann als einziger Gewinn die Einnahme einer einzelnen Höhe gegenübersteht, deren Besitz taktisch wenig Wert hat, weil sie von den gegenüberliegenden Bergen überhöht wird, die aber in strategischem Sinne gänzlich bedeutungslos ist. Die Tapferkeit der Armee Boroevic im Verein mit der klugen, schneidigen und umsichtigen Führung hatte den Italienern eine schwere Niederlage beigebracht. —

Einen schönen Erfolg konnte in dieser Zeit auch die k. u. k. Marine buchen (siehe die Bilder Seite 22 und 23). In der Nacht zum 15. Mai stießen leichte Seestreitkräfte von Cattaro aus in die 400 Kilometer entfernte Otrantostraße vor. Dort hatten die Westmächte zur See eine starke Bewachungslinie eingerichtet, die die Verbindung von der italienischen nach der albanischen Küste sichern sollte. Unterstützt von Wasserflugzeugen und einem deutschen U-Boot griff das österreichisch-ungarische Geschwader die Bewachungsfahrzeuge an und vernichtete gleich zu Beginn des Kampfes einen italienischen Torpedobootszerstörer, drei Transportschiffe und zwanzig bewaffnete Bewachungsdampfer. Von diesen wurden 72 gefangene Engländer eingebracht. Das österreichisch-ungarische Geschwader geriet dann noch mehrmals mit den ihm weit überlegenen feindlichen Streitkräften hart zusammen. Aber weder die Kreuzer und Torpedoboote der Feinde noch ihre U-Boote und Flieger vermochten gegen die vorzüglich geführten k. u. k. Schiffe aufzukommen; es wurden sogar noch wenigstens zwei von den italienischen Zerstörern erheblich beschädigt. Zwei Kreuzer bekamen Treffer von den Seeflugzeugen der Österreicher und Ungarn, die auch die feindlichen U-Boote angriffen und vertrieben. Die österreichisch-ungarischen Schiffe erhielten nur leichtere Treffer, die die Bewegungsfähigkeit der Schiffe nicht beeinträchtigten und auch sonst keine erheblichen Verluste verursachten. Nur das unter dem Befehl des Linienschiffskapitäns v. Horthy (siehe Bild Seite 23) stehende Führerschiff „Novara", das von den Italienern besonders aufs Korn genommen wurde, erlitt stärkere Beschädigungen an den Maschinen. —



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Durch Torpedotreffer beschädigtes Fahrzeug der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine im Trockendock.

* * *

An der **mazedonischen Front** (siehe Bild Seite 24) war der erste Durchbruchsversuch, mit dem die Feinde bis nach Bulgarien vordringen wollten, unter beträchtlichen Verlusten kaum gescheitert, als Sarrail, um der Einheit der Kampfhandlungen des Vierverbandes willen, schon wieder einen neuen Angriff vorbereiten mußte, der dasselbe Ziel hatte, wie der eben erst beendete. Schon am 13. Mai standen die Hauptkampfpunkte der Front wieder unter dem lebhaften Artilleriefeuer des Feindes. Während sich nördlich von Monastir und im Cernabogen der Artilleriekampf noch von Stunde zu Stunde steigerte, fanden in der Gegend von Moglena am 14. Mai heiße Infanteriekämpfe zwischen den Bulgaren und Serben statt. Ihre tagsüber wiederholten vergeblichen Stürme bei Dobropolje und östlich davon mußten die Serben mit großen Opfern bezahlen. Sie unternahmen dann abends nach zehn Uhr noch einen besonders starken Angriff, der aber ebenfalls mit den schwersten Verlusten für sie zusammenbrach. Auch bei Kukuruz hielt der Tod in ihren Reihen während des ganzen Tages reiche Ernte. Das Feuer der Artillerie griff am nächsten Tage auch auf die Front an der Struma über. Die Serben machten im Raume von Moglena neue

vergebliche Anstrengungen; sie führten drei verzweifelte Angriffe aus, ohne vorwärts kommen zu können. Die Franzosen, deren Angriffe am Tage durch das heftige Wirkungsfeuer der Deutschen und der Bulgaren auf die feindlichen Gräben verhindert worden war, stürmten abends gegen sechs Uhr in zahlreichen aufeinanderfolgenden Wellen gegen die Höhen von Jakobina und Bisilkowa Kittla südlich von Huma vor; die Tapferkeit, mit der sie sich in den Kampf stürzten, kostete ihnen nur schwere blutige Opfer, ohne daß ihnen ein Erfolg beschieden gewesen wäre.

Am 16. Mai brachen nach tagelanger Artillerietätigkeit auch nördlich und nordwestlich von Monastir neue, meist von Franzosen ausgeführte Infanteriestürme los. Deutsche und bulgarische Streitkräfte gerieten dabei mit afrikanischen französischen Regimentern in einen Nahkampf, in dem die Farbigen den kürzeren zogen. Alle noch so zäh durchgefochtenen Angriffe der Feinde brachen auch an diesem Frontteil blutig zusammen.

Der 17. Mai brachte eine Verbreiterung der Kampfabschnitte. In zwei erbitterten Vorstößen warfen die Franzosen eine mächtige Überzahl von Streitern gegen den deutschen Abschnitt im Cernabogen. Der zweite Angriff war der machtvollste. Anderthalb Stunden lang rangen ostpreußische und schlesische Bataillone sowie Gardeschützen mit den in ihre Gräben eingedrungenen feindlichen Abteilungen und warfen sie schließlich nachdrücklich zurück. Vor den Gräben wurden auf schmalem Raum über 500 tote Franzosen gezählt. Nach diesem Aderlasse vermochten die Feinde am nächsten Tage nur an wenigen Stellen schwache Abteilungen aus den Gräben herauszubringen und übertrugen auf der ganzen Front die Hauptrolle im wesentlichen wieder der Artillerie. Sie rühmten sich wohl, namentlich im Ansturm auf die Höhe 1050 bei Bitolia „heroische Taten" vollbracht zu haben, allein sie mußten gleichzeitig zugestehen, daß sie der Gegenwirkung der deutschen und bulgarischen Artillerie, der Bomben- und Flammenwerfer sowie der Tapferkeit ihrer Gegner nicht gewachsen gewesen waren. Die englischen Linien zwischen dem Wardar und dem Doiransee konnten in 5 Kilometern Breite etwa 80 Meter vorgeschoben werden, und im Strumaabschnitt war die Besetzung von Vorgräben in 2 Kilometern Breite gelungen. Das war ein Ergebnis, das in gar keinem Verhältnis zu dem ungeheuren Aufwand an Menschen und Kriegsmitteln stand. —



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Linienschiffskapitän v. Horthy auf dem österreichisch-ungarischen Rapidkreuzer „Novara".

* * *

Die englischen Angriffe auf den **türkischen Kriegschauplätzen** wurden bis gegen den Ausgang des Monats Mai nicht weiter fortgeführt. Während deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Truppen ihren Vormarsch am Suezkanal fortsetzten (siehe die Bilder Seite 27), begnügten sich die Engländer an der Front bei Gaza mit der Befestigung ihrer Stellungen, die sie so ausbauten, daß sie von ihnen aus entscheidende Stöße ansetzen konnten. Fliegerkämpfe und gelegentliche Artillerieüberfälle auf Gaza störten zuweilen die Ruhe an diesem Schauplatz; hin und wieder unternahmen die Türken, die frische Kräfte herbeiführten (siehe die Kunstbeilage), auch einen Erkundungsvorstoß in die feindlichen Linien, um sich über die Absichten der Engländer Klarheit zu verschaffen.

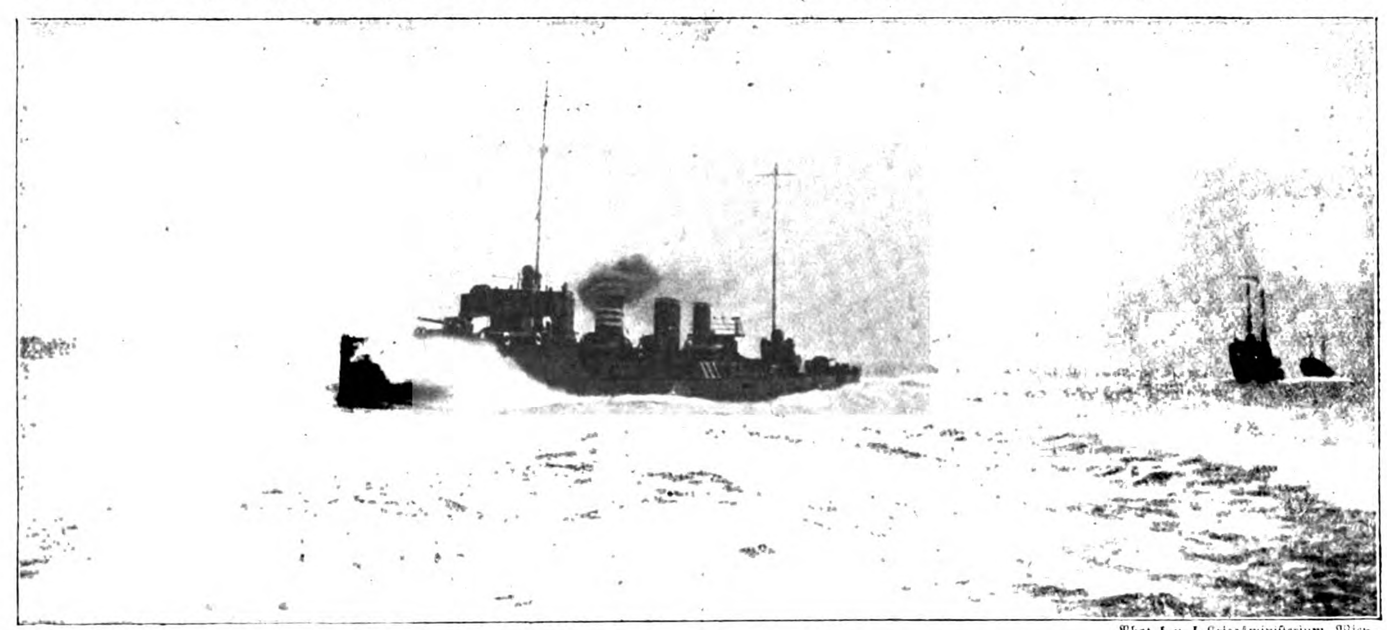
Am Euphrat erwuchsen den Engländern mehr und mehr Schwierigkeiten aus dem Umstande, daß ihre Linien weit in Gebiete vorgeschoben waren, deren Bewohner, Angehörige kriegerischer Stämme, den Türken die Treue hielten und den Engländern nach Möglichkeit Schaden zufügten. Die Engländer sandten deshalb Mitte Mai Stoßtruppen von je 300 Mann mit zwei Kanonen aus, um die Stämme zu vernichten. Die Unternehmungen erwiesen sich aber als sehr verlustreich für die Angreifer und beseitigten die Gefahr keineswegs.

Während die Engländer den Türken auf ihrem rechten Flügel und in der Mitte viel zu schaffen machten, waren die Türken auf dem linken Flügel am oberen Diala siegreich. Sie griffen die beiden russischen Abteilungen, die den Fluß überquert hatten, an und warfen die im Norden stehende nach kurzem Kampfe am 10. Mai auf das andere Ufer zurück. Die zweite Abteilung wurde von Norden und Süden her umfaßt und unter besonders schweren Einbußen ebenfalls zum Uferwechsel gezwungen.

Auch an der Front im Kaukasus gelangen den Türken kleinere Unternehmungen; zu größeren Zusammenstößen kam es jedoch nicht. —

* * *

An der Westfront der **Russen** ruhten die Kämpfe zum



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Torpedoboote der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine, im Vordergrund S.M.S. „Balaton".

Teil vollständig bis gegen Ende Mai. Die russischen innerpolitischen Verhältnisse blieben noch im unklaren. Eine bedeutungsvolle Änderung in der Zusammensetzung der russischen vorläufigen Regierung wurde am 14. Mai durch den Rücktritt des Kriegsministers Gutschkow eingeleitet. Ihm folgte am 16. Mai der völlig dem Vierverbande verschriebene Minister des Äußern Miljukow, und am 18. Mai wurde die Neubildung der ganzen Regierung vollzogen, in die auch sieben sozialistische Vertreter mit Billigung des von Tscheidse geführten Arbeiter- und Soldatenrats (siehe Bild Seite 26 unten) eintraten. Der bisherige Justizminister Kerenski wurde Kriegsminister. Die neue Regierung, in die neben Tereschtschenko als Außenminister und Plechanow als Verpflegungsminister auch Skobelew, der stellvertretende Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrats, eintrat (siehe die Bilder Seite 26 oben), war mehr als die alte eine Regierung der Friedensbereitschaft. Allein die Russen beabsichtigten weniger, einen Sonderfrieden mit Deutschland oder einem seiner Verbündeten zu schließen, als vielmehr einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Das war besonders den Engländern unangenehm. Da ihnen aber daran lag, daß das russische Heer möglichst bald wieder seine volle Schlagfertigkeit erlangte, was durch den neuen Kriegsminister gewährleistet schien, stimmten sie mit heuchlerischen Worten der Auffassung der neuen russischen Regierungsmänner, die einen Frieden ohne Entschädigungen und Landaneignung verlangten, scheinbar zu. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Reichsbank im Kriege.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

I.

(Hierzu das Bild Seite 30.)

Das alte Wort Montecuculis: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld" hat zwar, wie die Erfahrungen aller Länder während des Weltkrieges beweisen, noch eine ganz gewaltige Rolle für die Kriegführung, obgleich aus Mangel an „Geld" bestimmt keine der Weltkriegsparteien den Krieg verlieren wird, wenn sie nur den „Kredit" beim eigenen Volke und den Bundesgenossen noch nicht eingebüßt hat. „Kredit, Kredit und nochmals Kredit" müßte also der Ausspruch Montecuculis heute in zeitgemäßer Prägung lauten, um den ausschlaggebenden Wirtschaftsfaktor der Kriegszeit entsprechend zu kennzeichnen.



Mit Kriegsmaterial für die Front beladene türkische Kamele in Mazedonien. Phot. Bufa.

etwas an Bedeutung eingebüßt oder doch seinen Sinn verändert, denn Arbeit, Rohstoffe und Nahrungsmittel sind für die kriegführenden Völker noch wichtiger als „braune Lappen" und „sausende Schecks". Aber jene Dinge sind in unserer modernen Verkehrswirtschaft nicht ohne das Umlaufs- und Schmiermittel „Geld" erreichbar und verwendbar. Sie werden erst durch das Geld in Bewegung erhalten und an die richtigen Stellen geleitet, und vor allem ist das Geld nach den Vorstellungen und Maßstäben des kapitalistischen Zeitalters das wichtigste und einfachste Mittel, um das Vertrauen in die wirtschaftliche und auch politische Leistungsfähigkeit eines Unternehmens, eines Staates, einer Nation greifbar und wirkungsvoll zum Ausdruck zu bringen. Insofern spielt das Geld also immer

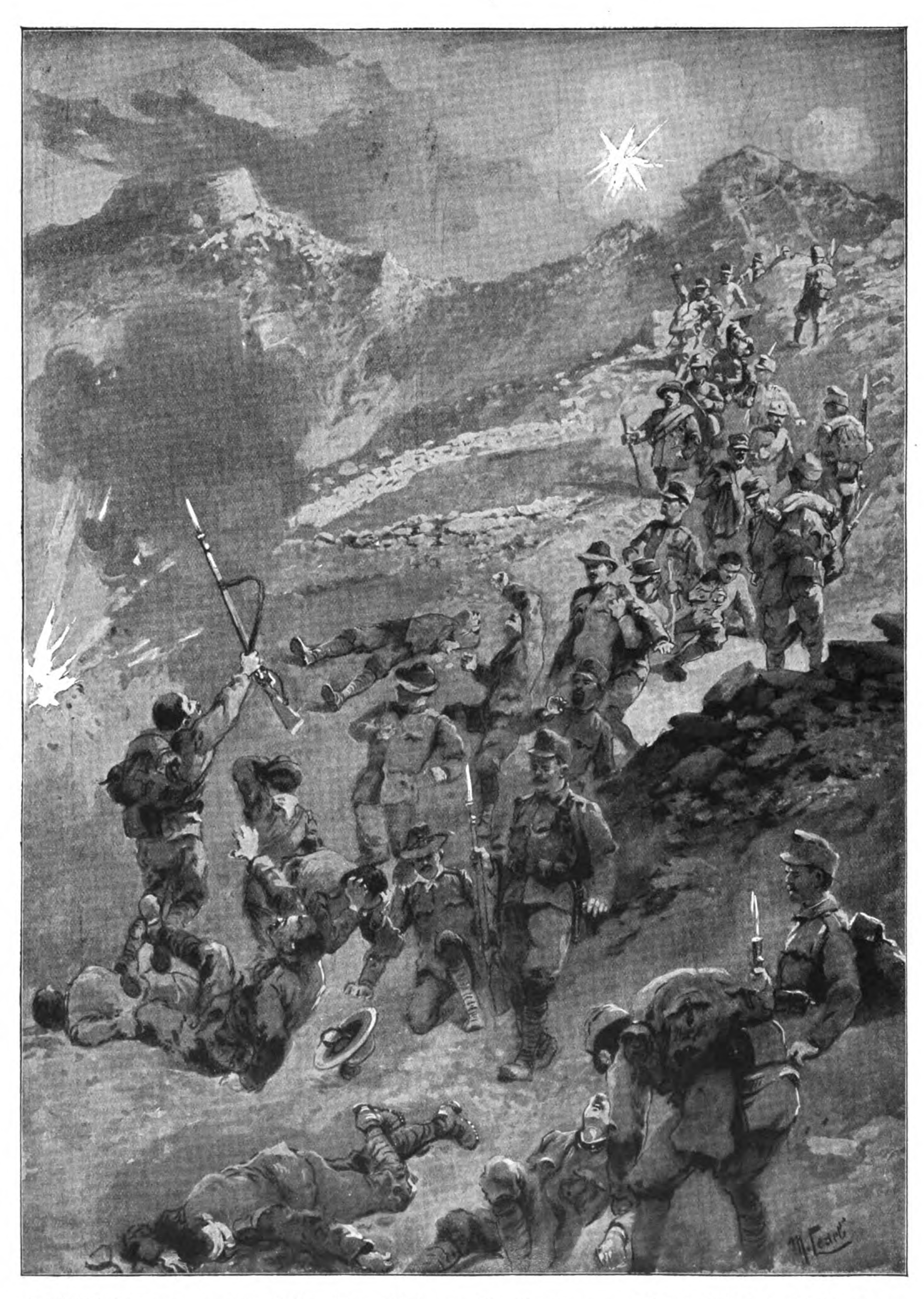
Den Kredit des Deutschen Reiches zusammenzufassen, um ihn zu höchster Kraft- und Ansehensentfaltung zu steigern und gleichzeitig so ergiebig wie möglich auszunützen, ist die große Aufgabe der Reichsbank, um die sie sich in Friedenszeiten bereits erfolgreich bemüht hat und die sie nun in der Kriegswirtschaft mit glänzendem Erfolge meistert, weil ein arbeitsfrohes, sparsames, opferwilliges Volk voll Vertrauen auf den Ausgang des Krieges hinter ihr steht.

Diese große Aufgabe der Reichsbank gliedert sich in verschiedene Tätigkeiten: sie hat für die Reichskriegführung je nach dem Stand der Kriegswirtschaft teils kurzfristigen, teils langfristigen Kredit zu beschaffen. Sie hat ferner für die privaten Firmen Kredit flüssig zu machen und den Geldmarkt und seine Leihsätze für Geld zum Besten



Vormarsch deutscher Truppen an die Palästinafront.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Italienische Gefangene geraten mit ihrer österreichisch-ungarischen Bedeckungsmannschaft in italienisches Artilleriefeuer.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

des Ganzen zu beeinflussen. Damit in Zusammenhang steht die Ausgabe von großen und kleinen Geldnoten und die Goldsammelpolitik. Schließlich liegt der Reichsbank noch die sogenannte Valutaregelung und die Verwertung von Auslandsforderungen ob. Wie man sieht, ein vielseitiges und schwieriges Arbeitsfeld, das dem Laien nicht ohne weiteres in allen Einzelheiten verständlich ist und das man doch verstehen muß, wenn man die Leistungen unserer „Reichskriegsbank" in ihrer Tüchtigkeit recht würdigen will. Besonders günstige Gelegenheiten, das Wirken der Reichsbank genauer zu betrachten, bieten die Begebungen der Kriegsanleihen, denn die Reichsbank ist doch schließlich die Uhrfeder in dem gewaltigen Kreditgeldgetriebe, das sich bei jeder Ausschreibung einer neuen Anleihe in der Presse, an den Banken, Postschaltern, Sparkassen, in den Lohnbüros und den Schulen allenthalben ameisenhaft entwickelt. Das Vertrauen zur Gesundheit unserer Kriegsfinanzen wird durch die Einsicht in das umsichtige Schaffen der Reichsbank noch weiter befestigt.



Skobelew, russischer Sozialist und Stellvertreter Tscheidses im Vorsitz des Arbeiter- und Soldatenrates, wurde Arbeitsminister.

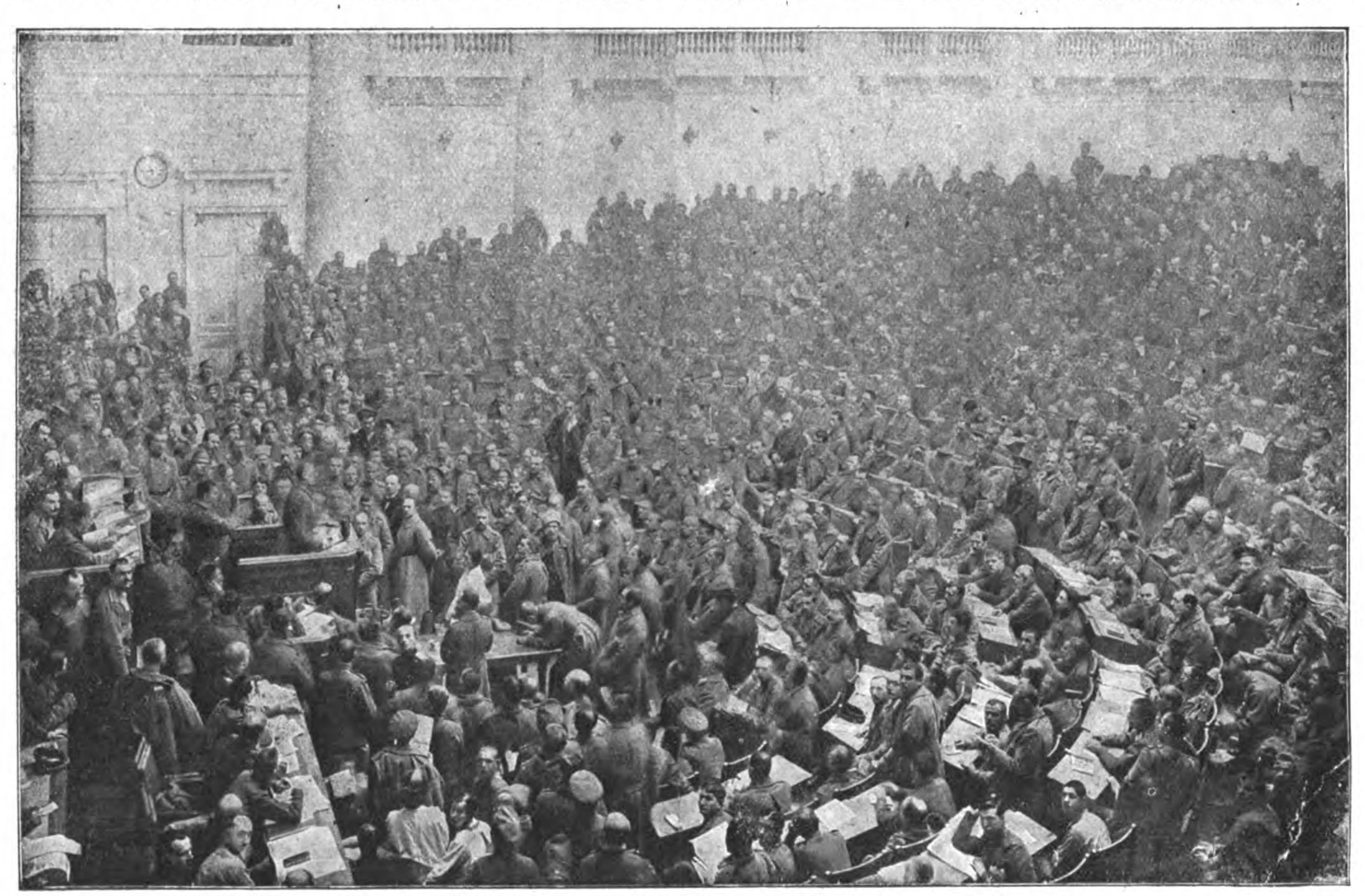


Dr. Georg Plechanow, der aus der Verbannung heimgekehrte russische Sozialist u. Anhänger der Verbandspolitik, wurde Minister der Verpflegung.



Michael Iwanowitsch Tereschtschenko, ein guter Kenner deutscher Verhältnisse, wurde russischer Minister des Auswärtigen.

Wenn mit Recht betont wird, daß wir in den Weltkrieg wirtschaftlich völlig unvorbereitet, das heißt ohne eine für diesen Zweck ausdrücklich vorbereitete volkswirtschaftliche Mobilmachungsorganisation hineingerissen worden sind, so darf man doch die Reichsbank von diesem Vorwurf ausnehmen. Das bedeutet nun nicht etwa, daß sie, bis an die Zähne gerüstet, den Krieg erwartet hätte, sondern soll nur sagen, daß ihr jetziger Leiter, Exzellenz Havenstein, seit seinem Übertritt von der Preußischen Seehandlung zur Reichsbank im Jahre 1907 planmäßig das Zentralnoteninstitut des Reiches auf alle Möglichkeiten und Beanspruchungen auch schwerer kritischer Zeiten einzurichten bestrebt war. Wie er den Überschwang in der Kreditgewährung der Privatbanken durch Einführung der Zweimonatsbilanzen, durch Mahnungen zur Steigerung der leicht greifbaren flüssigen Geldmittel und ähnliches schon seit Jahren zügelte, so beeinflußte die Reichsbank unter seiner Leitung die Geldgeschäfte der heimischen Unternehmungslust durch eine stetige, nicht zu billige Bemessung der Abschlagszinsen für die Beleihung von Industrie- und Handelswechseln (Diskontpolitik) und schuf damit zugleich einen starken Schutzdamm gegen den Abfluß deutschen Goldes nach dem Auslande. Aus dem heimischen Goldumlauf aber saugte die Reichsbank so viel wie möglich an sich, so daß sie bei Kriegsausbruch in ihren Kellern für 1257 Millionen Mark Gold in Barren und Münzen besaß gegenüber nur 500 Millionen Mark im Jahre 1907, als Havenstein die Reichsbank übernahm. Damit nicht genug, sorgte der Reichsbankpräsident schon in Friedenszeiten dafür, daß der sogenannte Kriegschatz im Juliusturm, dessen 120 Millionen Mark Gold in den 1870er Jahren, als man ihn anlegte, als eine gewaltige Summe angestaunt worden waren, verdoppelt und für die Summe von 120 Millionen Mark neue Reichskassenscheine, und zwar solche kleinster Stückelung (Fünfmark-, Zehnmark- und Zwanzigmarkscheine), ausgegeben wurden. Auf diese Weise trachtete die Reichsbank danach, die Massen des deutschen Volkes allmählich von ihrem „Goldwahn" zu heilen und an den Gebrauch von „Papiergeld" auch im Kleinverkehr des Alltags zu gewöhnen, in weiser Voraussicht und Besorgnis, daß in Zeiten kriegerischer Verwicklung oder wirtschaftlicher Krisen die gesteigerte



Eine Sitzung des russischen Arbeiter- und Soldatenrates in der Duma in St. Petersburg.
Nach einer englischen Darstellung.



Oberst Kreß v. Kressenstein begibt sich mit seinem Stabe zur Front bei El Arisch.



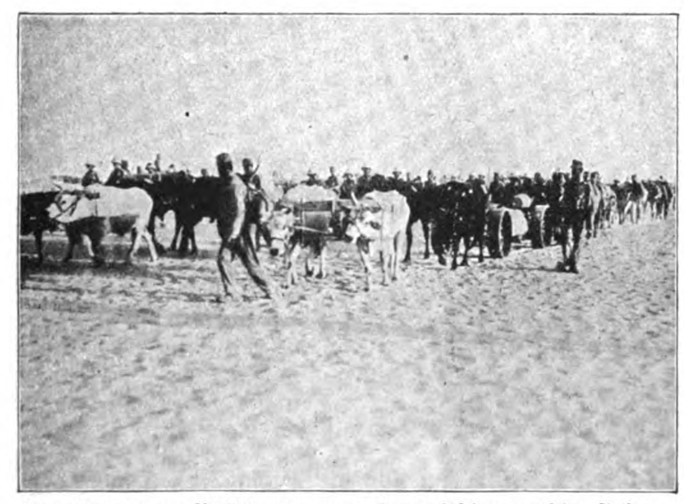
Deutsche und türkische Reitertruppen auf dem Vormarsch zur Front. Im Hintergrunde El Arisch.



Die Zugbüffel werden von deutschen Soldaten in die Fluten des Mittelmeeres getrieben.



Ein kühles Bad für die Reitkamele der Truppen in den Fluten des Mittelmeeres.



Vorrücken der von Büffeln gezogenen österreichisch-ungarischen Gebirgshaubitzen in der Wüste.



Beförderung von Kriegsmaterial in der Wüste durch sogenannte Dekorialwagen.

Zum Vormarsch der deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Truppen in der Wüste am Suezkanal.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.

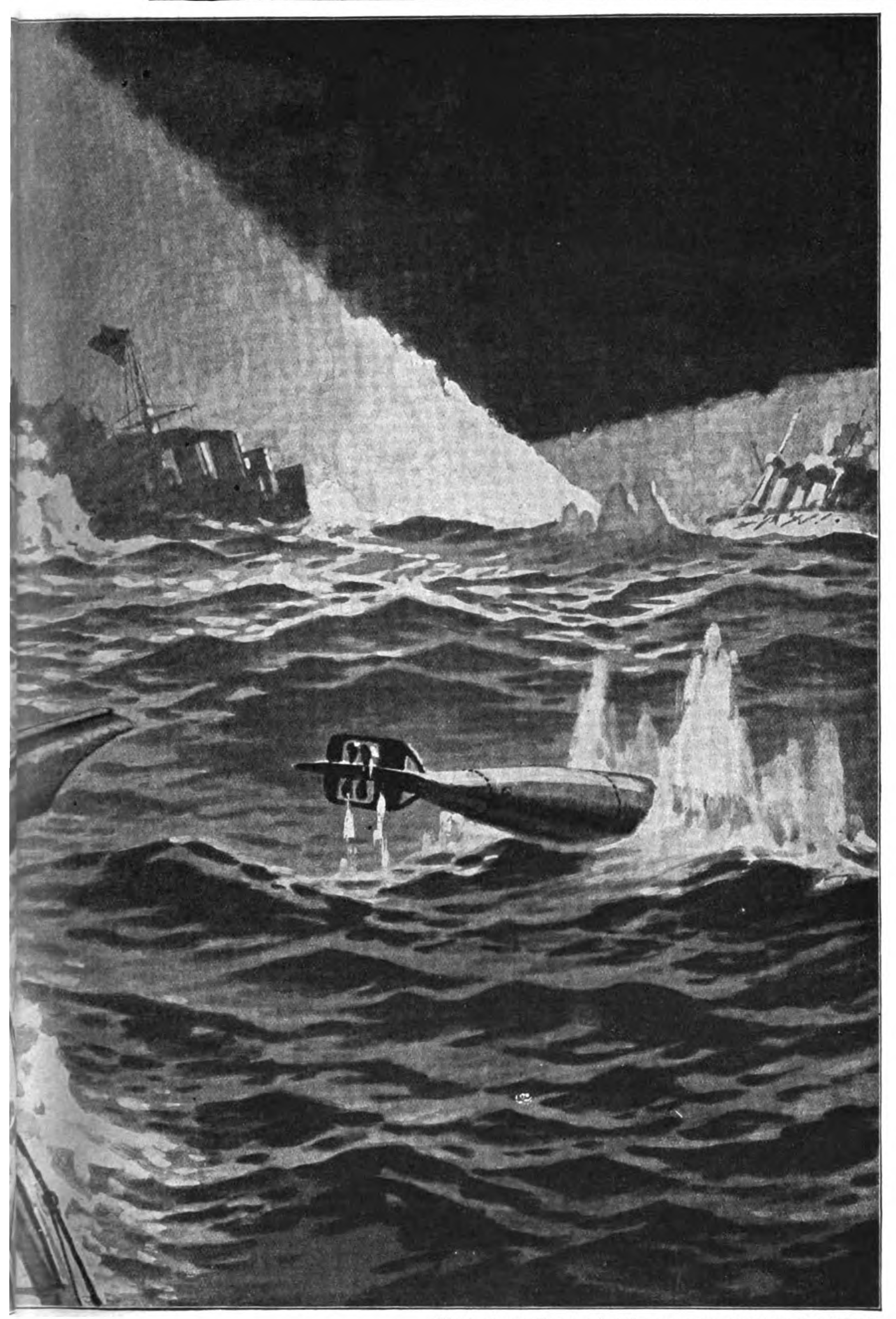
Ausgabe von Noten oder Kassenscheinen an dem abergläubischen Widerstreben einer nur an Hartgeld gewöhnten Bevölkerung scheitern dürfte. Wie schwer es in den ersten Kriegswochen 1914 war, für Notengeld etwas einzukaufen, weil alles Metallgeld plötzlich eingehamstert wurde und leider auch heute noch von beschränkten Menschen eingehamstert wird, ist ja allgemein bekannt. Die Ausgabe von Ein- und Zweimarkdarlehnskassenscheinen half erst allmählich den Silbergeldmangel lindern.

Die Einrichtung der Darlehnskassen und die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen als Geldzeichen, hinter denen der Wert der an die Darlehnskassen verpfändeten, nicht ohne weiteres verkäuflichen Wertpapiere und Stapelgüter steht, war die erste Kriegstat der Reichsbank, die übrigens auch schon in Friedenszeiten vorbedacht war, sonst hätte sie Anfang August 1914 nicht so schnell durchgeführt werden und die rasche beruhigende Wirkung auf die in ihren bisherigen kreditgeschäftlichen Beziehungen bei Kriegsbeginn gestörten Gewerbe- und Handelsfirmen ausüben können. Ein genialer Zug in der Darlehnskassenschöpfung — an sich einer alten Einrichtung, die aus fast allen Kriegen bekannt ist — war die Verwertung der Darlehnskassenscheine für die Geld- und Notenpolitik der Reichsbank. Dem Verpfänder wird das Darlehn von den 99 Darlehnskassen in Darlehnskassenscheinen gewährt, die sie bei der Reichsbank in Banknoten umtauschen müssen. Diese hat dadurch eine Kontrolle über die Beanspruchung des Wertbeleihungsmarktes, der eine gesetzliche Höchstgrenze von 3 Milliarden Mark gezogen ist, und kann nach Ermessen die Darlehnskassenscheine als Zahlungs- und Umlaufsmittel in den Geldverkehr fließen lassen oder diese Scheine, hinter denen dank der sehr vorsichtigen Einschätzung der Darlehnspfänder vollgewichtige Güterwerte stehen, als Bardeckung für die Ausgabe von Reichsbanknoten behandeln. Unsere allerbesten deutschen Staatspapiere werden beispielsweise nur bis zu 75 Prozent, unsere vornehmsten börsengängigen Aktien mit höchstens 150 Prozent des Nennwertes, Goldwaren bis zu 85 Prozent beliehen.



Beschießung russischer Seestreitkräfte durch deutsche Torpedoboote an der kurländischen Küste.

Da nach dem Grundsatz der sogenannten Dritteldeckung die Reichsbank befugt ist, das Dreifache des Wertes der Bardeckungsbestände in Banknoten auszugeben, so wäre die Reichsbank dank der Darlehnskassenschöpfung wohl berechtigt, bis zu 9 Milliarden Mark Banknoten, allein gestützt auf die Darlehnskassenscheine oder -pfänder, wie man richtiger in diesem Zusammenhange sagen sollte, auszugeben, also den Notengeldverkehr auch ohne stärkere Ansammlung von Edelmetall im Notfall wesentlich zu steigern. Von dieser Befugnis hat die Reichsbank aber niemals in nennenswertem Umfange Gebrauch machen müssen. Die Reichsbank hat zwar zur Erleichterung des Zahlungsverkehrs, dem es bisweilen gerade an kleineren Geldzeichen fehlte, schon 2 bis 3 Milliarden Mark Darlehnskassenscheine in den freien Verkehr gegeben (Ende 1916 waren es 2873 Millionen Mark, Ende April 1917 nach der sechsten großen Kriegsanleihe steigerte sich der freie Umlauf vorübergehend auf 3718 Millionen Mark), aber zur Bardeckung ihrer Banknotenausgabe hat sie bisher nur etwa den Betrag von $^1/_2$ Milliarde Mark dieser Scheine benutzt (Ende April 1917: 533 Millionen Mark). Wenn also die Engländer andauernd der blinden Welt erzählen, daß die Deutsche Reichsbank den Mißbrauch der Notenpresse (ohne Sicherung entsprechender Barbestände) durch den weniger durchsichtigen Mißbrauch der Darlehnskassen ersetze, so gehört das zu den üblichen Verdrehungen, die in diesem Kriege das Arsenal der geistigen Waffen füllen. Das Wesen der englischen „currency



Nach einer Originalzeichnung von Heribert Bahndorf.

notes", für die bei $2\frac{3}{4}$ Milliarden Mark Umlauf nur etwa $\frac{1}{2}$ Milliarde Mark Golddeckung Ende 1916 vorhanden war, ist jedenfalls zweifelhafter als das unserer Darlehnskassenscheine.

Wenn obendrein die feindliche Presse nicht müde wird zu behaupten, daß die Reichsbank die eigenen deutschen Staatsanleihen früherer Jahre bei den 99 Darlehnskassen verpfänden lasse, um darauf Scheine zu entnehmen und diese wieder in neu ausgegebene Kriegsanleihe umzuwandeln, also die schönste Schachtelschiebung treibe, so ist der Zweck dieser Übung, die Diskreditierung unserer Anleiheerfolge, zu deutlich, um ihr kritische Beachtung zu sichern. In jedem Rechenschaftsbericht über neue Kriegsanleihen wird genau belegt, wieviel Darlehn überhaupt zur Bevorschussung von Kriegsanleihekäufen aufgenommen worden sind. Es waren im Höhepunkt der Zeichnungen für die fünfte Anleihe (Oktober 1916) 1086 Millionen Mark insgesamt für alle fünf Anleihen; und am 30. April 1917, nach der sechsten Riesenanleihe, liefen für alle sechs Anleihen zusammen bei den Darlehnskassen nur noch 816 Millionen Mark Darlehn, das heißt nur 1,4 v. H. aller Einzahlungen auf die sechs Anleihen.

(Schluß folgt.)

Seegefecht an der kurländischen Küste.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Am 7. Mai 1916 gegen Morgen erschienen russische Torpedoboote und mehrere kleine Kreuzer an der kurländischen Küste und beschossen das Gestade zwischen Rojen und Markgrafen. Sie verschwendeten ihre Munition wirkungslos gegen die ihnen unerreichbaren deutschen Artilleriestellungen, die den Gegner gebührend empfingen und ihn in gehöriger Entfernung vom Lande hielten. Einige Minenleger suchten die deutscherseits gelegten Minen in der Rigaer Bucht zu entfernen, und Torpedobootzerstörer spähten nach Handels- und Transportschiffen aus, die aber, rechtzeitig gewarnt, sich nirgends sehen ließen. Dagegen zeigten sich in der Ferne bald weißgraue Streifen, über denen dunkle Rauchwolken pfeilgeschwind dahinzogen. Es waren deutsche Torpedoboote, die von Libau kamen. Sie umkreisten die russischen Fahrzeuge und griffen sie von der Flanke und im Rücken an. Während die ersten Torpedo abgefeuert wurden und zischend durch die hoch aufspritzende Flut sausten, vernahm man das Surren der Propeller der deutschen Marineflugzeuge, die den Feind auch noch aus der Luft angriffen, so daß er sich nach drei Seiten verteidigen mußte.

Der schwerfällige Russe ist eine zähe Landratte, aber zur See bewährt er sich weniger gut und zeigt vor allem wenig Lust und Verständnis für die Marine. Die russischen Fahrzeuge betätigten sich also herzlich ungeschickt und plump, durch ihre ungelenken, langsamen Bewegungen dem flinkeren Angreifer ein willkommenes Ziel bietend. Nicht als ob die Russen sich nicht genügend zur Wehr setzten; sie schossen überaus heftig, allein ihre Geschosse trafen meist nur ins Wasser oder fügten doch den deutschen Torpedobooten keinen nennenswerten Schaden zu. Unverrichteter Dinge zogen sich die Russen allmählich zurück, kamen aber bei Anbruch der Dunkelheit wieder, offenbar in der Annahme, die deutschen Torpedoboote würden sich so rasch nicht wieder sehen lassen. Sie hatten sich aber getäuscht, denn die deutschen Schiffe hielten sich unter dem Schutze der Dunkelheit kampfbereit, und als die russischen Fahrzeuge, die zunächst wohl eine Erkundungsfahrt planten, wieder auftauchten, ließen sie plötzlich ihre Scheinwerfer spielen, die ihnen den Feind in Tages-

helle zeigten. Schon flogen auch die Torpedo hinüber und frisch ging es ran an den Feind. Mehrere Treffer schlugen an Bord der russischen Schiffe ein und die deutschen Beobachter konnten deutlich starke Explosionen und Brände auf den feindlichen Fahrzeugen feststellen.

Wie alle diese Seegefechte an der kurländischen Küste, so endete auch dieses Scharmützel mit dem Rückzug der russischen Schiffe, die schwere Beschädigungen davontrugen, ohne daß sie irgendwelche Erfolge zu erzielen vermochten, obwohl der russische Bericht stets von „erfolgreichen" Seegefechten in der Ostsee zu erzählen wußte.

Kriegergräber im Operationsgebiet.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 31.)

„Die Frage nach der würdigen Ehrung der Gräber der vielen für Thron und Vaterland gefallenen Helden bewegt in Wort und Bild, im Beraten und Schaffen je länger je mehr aller Gedanken und Herzen im Heer und Volke, draußen und daheim." Diese Worte aus einem Erlasse des Deutschen Kaisers sind dem deutschen Volke, das um seine gefallenen Helden trauert, aus der Seele gesprochen.

Die vielen Anfragen und die bisweilen unmöglich zu erfüllenden Bitten, die bei den mit der Gräberfürsorge betrauten Dienststellen im Felde und in der Heimat einlaufen, zeigen anderseits, daß sich manche unrichtige Vorstellung über das Kriegsgräberwesen eingeschlichen hat. Auf Grund eingehender Kenntnisse, die in monatelanger Tätigkeit im Felde erworben sind, möchte ich mein Scherflein zur Beantwortung der vielen Fragen, die Hinterbliebene wehen Herzens zu stellen pflegen, beitragen. An den ausgedehnten Kampffronten im Osten, Westen und Südosten gibt es ruhige Stellen, wo nur selten die Granaten den Boden pflügen. Im Gegensatz dazu stehen die Brennpunkte des Kampfes, wo sich ein Schützengrabengewirr hinter dem andern auch viele Kilometer weiter rückwärts tief in den Boden eingefressen hat, wo die Geschosse weittragender Geschütze schonungslos weit hinter den vordersten Linien die Erde emporwühlen, wo der Kampf die Erstarrung abschüttelt und zum wogenden Stoß und Gegenstoß übergeht, alles zermalmend und zertrommelnd. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr das Gräberwesen im Felde von den Kampfhandlungen beeinflußt wird. Man wird sich nun auch erklären können, warum keine allgemein gültigen, alle Verhältnisse zugleich erschöpfend behandelnden Schilderungen geboten werden können.



Hofphot. Conrad, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Havenstein, Leiter der Reichsbank.

Ich will die Leser an einen Abschnitt der Westfront führen, der im starren Stellungskampfe liegt, wo jedoch durch beiderseitige rege Patrouillentätigkeit oft mit größerer Artillerievorbereitung ein scharfer militärischer Wind weht. Es sind also „mittlere Verhältnisse", die ich schildere.

Von den Anfangschlachten des Bewegungskrieges her bestehen noch viele Einzelgräber, die nach Möglichkeit geschont werden und teilweise durch Kameraden so gut gepflegt sind, wie es zu Hause auf den heimatlichen Friedhöfen unter den fürsorgenden Händen der Angehörigen nicht schöner sein könnte. Sollte sich je eine Granate dahin verirren oder die taktische Notwendigkeit einer rückwärtigen Stellung den Frieden des Grabes stören, so besteht das Streben, den Toten in ein Einzelgrab eines der rückwärts gelegenen Friedhöfe zu überführen. Ist doch dort eine viel größere Sicherheit vorhanden, daß das Grab auch nach Beendigung des Krieges von den Einwohnern — die sich zurzeit schon an der Gräberpflege beteiligen — oder von Instandhaltungskommandos gut gepflegt und erhalten wird.

Die ausschließlich für Offiziere und Mannschaften bestimmten Ehrenfriedhöfe tragen meist einen ernsten, eigenen Charakter, der desto mehr zu Herzen spricht. Schlicht, militärisch einfach in Anlage und Ausführung, mit gleichen Grababzeichen für alle, die hier ruhen, ohne aufdringlichen Prunk und Flitter, aber in Anlehnung an die Natur und hervorgegangen aus der Arbeit treuer Kameradenhände. Manche Künstler und Gartenarchitekten von Ruf haben dabei ihr Können gezeigt. Neuerdings sind bei den Etappeninspektionen auf Befehl des Kaisers sogar ständige Beiräte von anerkannten Fachleuten gebildet worden, um den Truppen durch grundlegende Erlasse, Leitsätze und vorbildliche Formen für Grabzeichen und Friedhofsanlagen beizustehen. Einen solchen Friedhof, der jedem Besucher den Eindruck eines prächtigen, blühenden Gartens macht, zeigt unser Bild auf Seite 31. Wer hätte geglaubt, daß ein solches Eden in Reichweite der feindlichen Geschütze möglich ist!

Nicht minder schön und friedlich sind die Kriegerfriedhöfe, die unter Benutzung der bestehenden Friedhöfe der Zivilbevölkerung angelegt wurden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Gefallenen sowie der ihren Wunden oder Krankheiten erlegenen Kriegsteilnehmer hat bewirkt, daß diese Grabstätten getrennt von den Zivilbegräbnissen in einem besonderen Teil angelegt wurden.

Durch Hecken, bewachsene Mauern oder Baumgruppen wird nach Möglichkeit ein Abschluß geschaffen, so daß der Eindruck eines rein deutschen Friedhofes gewahrt bleibt.

Viele Stimmen sind laut geworden, die sich nach dem Schicksal der deutschen Heldenfriedhöfe im geräumten Gebiet erkundigten. Der Gedanke, daß sich die Franzosen oder Engländer an unseren großen, gepflegten Grabanlagen vergreifen, ist von der Hand zu weisen. Sind doch ihre Kriegergräber von den Deutschen ebenfalls im Stande gehalten worden und ihre Toten liegen nicht selten Seite an Seite mit den deutschen Gefallenen gebettet. Ein Aussuchen der Gräber, wonach die einen zerstört, die anderen um so mehr gepflegt würden, erscheint zu kleinlich, als daß man sich darauf gefaßt machen müßte.

Die Beerdigung im Operationsgebiet oder die Überführung nach der Heimat findet bei mittlerer Kampftätigkeit in würdevoller Weise statt. Zunächst wird von der Truppe oder dem Feldlazarett, in dem der Krieger verschied, an die Angehörigen telegraphiert. Die Entscheidung der Beerdigung liegt somit in den Händen der Angehörigen. Erfolgt kein Bescheid, und ist der Mann im Lazarett gestorben, so wird er im Friedhofe der Ortskommandantur beerdigt, in deren Bereich das Lazarett liegt. Ist der Verblichene bei der Truppe gefallen, dann beerdigen ihn seine Regimentskameraden auf dem Regimentsfriedhofe, der jeder Truppe zugewiesen wird. Eine Ehrenkompanie mit der Regimentsmusik erweist die letzte Ehre. Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene folgen dem Zuge unter den Klängen des Trauermarsches auf den Friedhof. Trägerkommandos von sechs Mann heben die Särge von den Wagen und senken sie ins Grab. Eine Predigt des Feldgeistlichen, militärische Nachrufe und das bekannte Lied: „Ich hatt' einen Kameraden" sind die letzten Grüße. Ferner Kanonendonner ersetzt die Ehrensalve, deren Abgabe im Operationsgebiet streng verboten ist. Unser zweites Bild zeigt ein besonderes Interesse bietendes Leichenbegängnis. Artilleristen im Stahlhelm sind aus der Feuerstellung zurückgeritten, um den Gefallenen im Sechserzug auf der Lafette zu Grabe zu fahren. Man sieht den Sarg, der nach Artilleristenart an Stelle des Kanonenrohres auf die Lafette gesetzt ist. Dahinter folgen mehrere Generale als Spitze des Trauerzuges.

Möge dieser kurze Abriß die Leser überzeugen, daß selbst im Felde, wo das Leben ein Nichts ist vor dem Winde, die Totenehrung ernste Kameradenpflicht und tiefstes Bedürfnis zugleich ist. Man tut für die Gefallenen, was man nur irgend tun kann.



Letzte Fahrt auf der Lafette.



Deutscher Ehrenfriedhof an der Westfront.

Die neue Währung in Polen.

Von H. Mankowsky, Danzig.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Das alte Geschlecht in Altpreußen kannte noch gut den polnischen Gulden und die polnische Elle. Standen doch die Ostdeutschen mit den Polen jahrhundertelang in regstem Handelsverkehre. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die polnischen Gulden auf einmal verschwunden. Seit 1863 hatte die russische Regierung die noch vorhandenen Reste der Selbständigkeit des ehemaligen Königreichs Polen beseitigt und im Geldverkehre dem Rubel und der Kopeke zum Siege verholfen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Polnischer Zehnmarkschein, Vorderseite.

Da brausten 1914 neue Kriegstürme über Polen und befreiten den versunkenen Bau des morschen Staatsgebäudes. Er sollte in neuer Schönheit erstehen. Die Anhänger des treubewährten Traumes von der einstigen Wiederauferstehung wischten den Staub aus ihren Augen und sahen den jungen Staat neu erblühen. Im jungen Polenreiche hat der Rubel keine Stätte. Hinaus mit ihm! Polnischer Gulden, tritt deine Herrschaft an! so ging's durch Polens Gaue. Und siehe da, der Wunsch ging in Erfüllung. Zwar hatte die einstweilige Herstellung von Münzen im Bereiche des Oberostgebietes Änderungen in dem bisherigen Verhältnisse gebracht, aber die endgültige Gestaltung der Währungsfrage mußte der Zukunft vorbehalten bleiben (siehe auch Band VI Seite 110).

Die Regelung ist früher gekommen, als man gehofft hatte. Im wirtschaftlichen Leben der Völker spielen Banken und Kassen eine wichtige Rolle. Die Spar- und Darlehnskassen Deutschlands sind geradezu unentbehrlich und haben unerschöpflichen Segen gebracht. In dem durch seine eigentümliche Geldwirtschaft bekannten russischen Reiche wußte man nichts von dem Segen der auf Selbsthilfe beruhenden genossenschaftlichen Spar- und Darlehnskassen, und so gingen denn rechtzeitig deutsche Volkswirte an die Gründung ähnlicher Anstalten in Polen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Polnischer Zehnmarkschein. Rückseite.

Von der Polnischen Landesdarlehnskasse in Warschau wurden Darlehnskassenscheine ausgegeben. Sie tragen in polnischer Sprache die Aufschrift „Kassenschein der Polnischen Darlehnskasse" und sind mit dem Wappen des polnischen Staates versehen.

Am 9. Dezember 1916 kündigte eine Verordnung die Errichtung einer Polnischen Landesdarlehnskasse an, die für Rechnung des Generalgouvernements Warschau geführt wird. Der Kasse dürfte die Bedeutung der deutschen Reichsbank, wenn auch wesentlich verschieden in ihrer Geschäftsführung, zuzuschreiben sein.

In Polen liegen die Geldverhältnisse geradezu traurig. Wer Geld braucht, muß zum Wucherer gehen. Nun sollen nicht nur die Geldverhältnisse in gesunde Bahnen gelenkt, sondern es soll auch die neue polnische Währung ins Leben gerufen werden auf der Grundlage der polnischen Mark. Diese Währung steht mit der des Deutschen Reiches in engster Fühlung. Im Generalgouvernement Warschau gelten fortan die neue polnische Mark und die deutsche Mark als gleichwertiges Zahlungsmittel. Alle Zahlungsverbindlichkeiten auf deutsche Reichsmark können in polnischer Mark und umgekehrt sämtliche auf polnische Mark lautenden Zahlungsverbindlichkeiten in Reichsmark beglichen werden. — Auf die Vielgestaltigkeit des Geschäftsverkehrs der Polnischen Landesdarlehnskasse soll nicht näher eingegangen werden. Sie tritt mit anderen Banken in Verbindung und führt sämtliche im Bankbetriebe vorkommenden Geschäfte aus.

Die Eröffnung ist am 26. April 1917 erfolgt. Zwischen der deutschen Reichsbank und der Polnischen Landesdarlehnskasse wurde sofort ein wechselseitiger Giroverkehr in Warschau eröffnet, und so ist es in Deutschland fortan möglich, bei sämtlichen deutschen Reichsbankstellen gegen geringe Gebühren Einzahlungen in Reichsmark zu machen und den gleichen Betrag in polnischen Mark in Warschau zur Auszahlung anzuweisen. Natürlich ist auch das umgekehrte Verfahren möglich.

Sobald die Neuordnung des Geldverkehrs erst etwas Fuß gefaßt hat, werden in den größeren Städten des ganzen Generalgouvernements Nebenstellen eröffnet werden. Die Tätigkeit der Polnischen Landesdarlehnskasse soll übrigens später auch auf das von Österreich-Ungarn besetzte Gebiet ausgedehnt werden und eine gegenseitige ersprießliche Wechselwirkung hervorrufen.

Als gesetzliches Zahlungsmittel hat der Rubel vom 26. April 1917 ab seine Bedeutung verloren. An seine Stelle ist die polnische Mark getreten. Alle Rechtsgeschäfte in Rubeln haben keine Gültigkeit; an den öffentlichen Kassen im Generalgouvernement wird der Rubel nicht mehr in Zahlung genommen. Es ist ferner unter hohe Strafe gestellt, Rechtsgeschäfte in russischen Rubeln abzuschließen. So hat der Rubel in dem unter deutscher Verwaltung stehenden Gebiete Polens aufgehört, Zahlungsmittel zu sein.

Die Polnische Landesdarlehnskasse hatte ihre Tätigkeit bereits früher aufnehmen sollen, was sich aber beim Mangel an technischem Personal nicht ermöglichen ließ. Da bemächtigte sich der Sache die Spekulation, die den Rubelkurs künstlich in die Höhe trieb. Als nun der 26. April als derjenige Zeitpunkt bekanntgegeben wurde, an dem die Kasse ihren Betrieb aufnehmen werde, verbreiteten die Spekulanten das Gerücht, der Rubel würde noch bis Ende Mai 1917 in Zahlung genommen werden. Es lag ihnen offenbar daran, ihren Rubelvorrat rechtzeitig abzusetzen.

So haben die Polen noch bis zum letzten Augenblick Gelegenheit gehabt, den „Wert" der schraubenden russischen Währung am eignen Leibe zu spüren; hoffentlich bleiben sie nun davon in alle Zukunft verschont.

Das Generalgouvernement Warschau besteht seit dem Jahre 1874 und umfaßt 10 Gouvernements des ehemaligen Russisch-Polens. Es zieht sich längs der Weichsel bis zur preußischen Grenze und ist 17520 Quadratkilometer groß. Die Einwohnerzahl betrug vor dem Kriege fast 2 Millionen, darunter 73 vom Hundert Polen und 16 vom Hundert Juden. Die Industrie ist teilweise stark entwickelt und beschäftigt mehr Bewohner als die Landwirtschaft.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die erbitterten Schlachten an der deutschen **Westfront**, wo die Engländer und Franzosen den Monat Mai über mit allen Kräften im Angriff blieben, während die Deutschen in der Verteidigung und im Gegenstoß fast Übermenschliches leisteten, begannen gegen das Ende des Monats etwas abzuflauen. Das Kennzeichnende der neuen Verteidigungsart der Deutschen blieb die angriffsweise Verteidigung, der kraftvolle Gegenstoß (siehe Bild Seite 36/37), wenn sich der Feind am Ziel seiner Wünsche glaubte. In dem Gewirr der Granattrichter und Stellungstrümmer kam es dann häufig zu den blutigsten Nahkämpfen, die mitunter bis zur Erschöpfung beider Gegner durchgefochten wurden.

Nach heftigster Feuervorbereitung unternahmen am 20. Mai die Engländer mit großen Massen wieder einen Vorstoß. Er war nicht so breit angelegt wie frühere ähnliche Angriffe, doch erstreckte er sich beiderseits der Straße Arras—Cambrai immer noch über 12 Kilometer. Der von den Engländern erhoffte Erfolg war dem Vorstoß aber nicht beschieden. Die Deutschen hatten die Zusammenziehung sehr starker feindlicher Streitkräfte erkannt und richteten ein äußerst heftiges Artilleriefeuer auf die Sturmtruppen, von denen nur eine Division in der Gegend von Croisilles unter schwersten Opfern vorzudringen und die durch die vorausgegangene Beschießung schwer erschütterten Stellungen einer deutschen Kompanie einzunehmen vermochte. Alle Versuche, über dieses Stück des vordersten Grabens hinauszukommen, wurden von den Deutschen verhindert; die Engländer büßten bei diesen neuen Bemühungen sogar 2 Offiziere und 43 Mann als Gefangene (siehe untenstehendes Bild) und 3 Maschinengewehre ein. Von den Deutschen angesetzte Gegenunternehmungen verliefen glücklich und hatten zur Folge, daß der Feind aus dem gewonnenen Stellungstück wieder verdrängt wurde. Am Nachmittag gingen die Engländer aber von neuem mehrmals in Divisionsbreite in dichten Wellen vor, doch nur bei Fontaines gaben die Deutschen ein vorspringendes, ebenfalls zerschossenes Grabenstück auf.

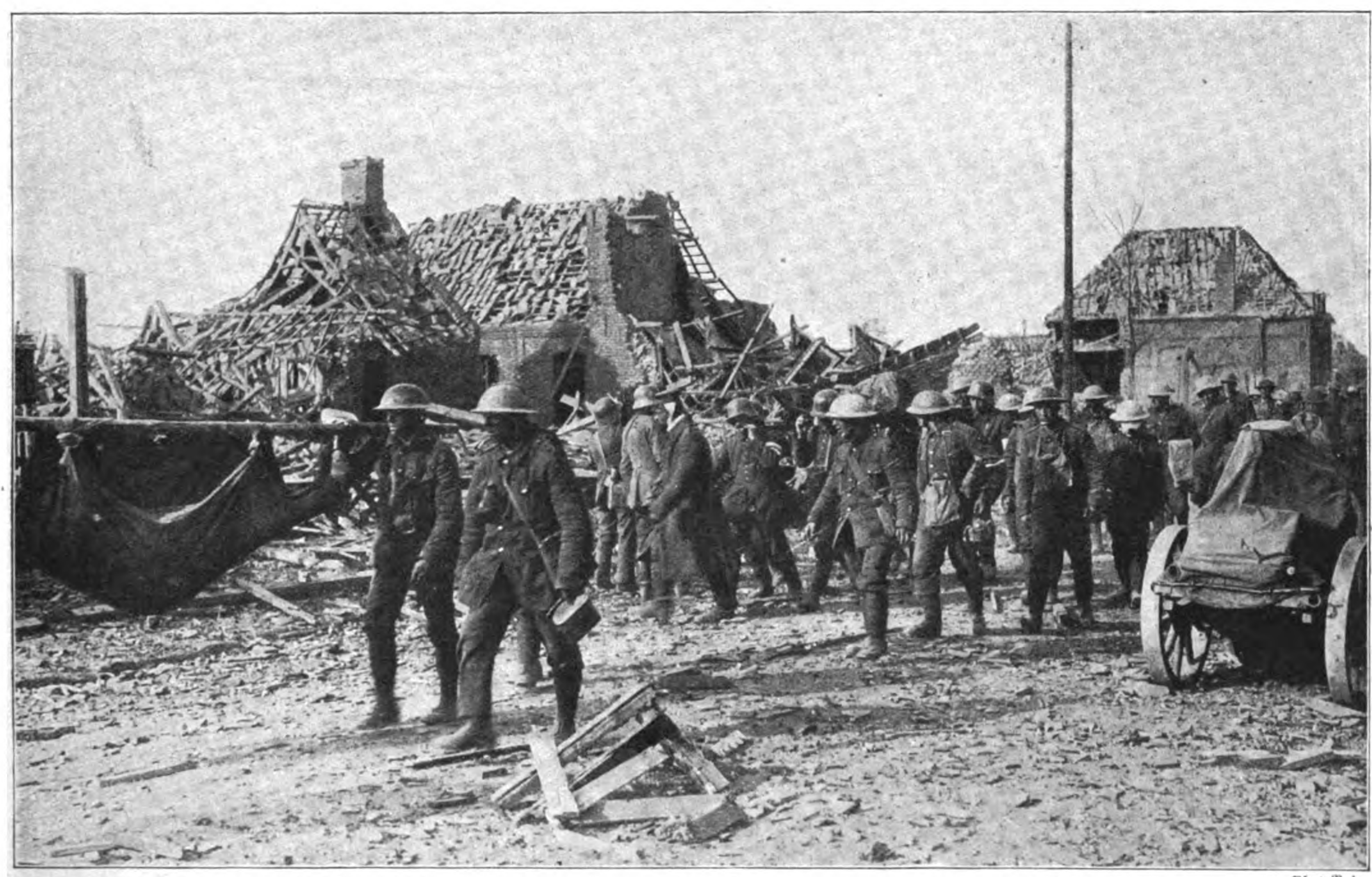
Bei Bullecourt stießen die Engländer in der Nacht zum 21. Mai lebhaft vor, doch wurden sie mit Handgranaten oder im Nahkampf wieder zurückgetrieben. Auch die tagüber fortgesetzten Kämpfe führten keine Änderung der Lage herbei; sie zeitigten für die Angreifer nur schwere Verluste.

Das Artilleriefeuer, das an diesem Tage an der Scarpe und im Raume von Oppy und Loos auf die zum Teil tief unter der Erde gelegenen deutschen Stellungen (siehe Bild Seite 34) unterhalten wurde, griff auch recht lebhaft auf die Front von Ypern über. Größere Infanteriegefechte ereigneten sich aber auf diesem äußersten nördlichen Flügel noch nicht.

Bei Hulluch und Bullecourt am 22. Mai ausgeführte Teilangriffe der Feinde endeten im deutschen Abwehrfeuer kläglich, so daß die Engländer ihrer Artillerie wieder die Hauptarbeit zuwiesen. Tags darauf kam es nur zu bedeutungslosen Kämpfen zwischen Streiftruppen im Vorfeld.

Um diese Zeit lag das Artilleriefeuer der Feinde mit verstärkter Gewalt auf den hinter der deutschen Front liegenden französischen Ortschaften. Ohne die geringste Rücksicht auf die französische Bevölkerung und deren Besitz wollten die Engländer die rückwärtigen Verbindungen und Lagerplätze der Deutschen dauernd stören und schädigen, um das Herbeiführen und Ansammeln von Unterstützungstreitkräften zu verhindern, was ihnen freilich nicht gelang. Dagegen litt die unglückliche Bevölkerung unter der Rücksichtslosigkeit der Bundesgenossen ihres eigenen Heeres ganz gewaltig. St. Quentin wurde Tag für Tag immer mehr in einen Trümmerhaufen verwandelt. Das gleiche Schicksal hatten die Engländer anscheinend auch der über 15 Kilometer hinter der deutschen Front liegenden Stadt Douai zugedacht. Während sie bei St. Quentin ihr Vernichtungswerk mit der Behauptung zu beschönigen suchten, daß die Stadt ein Bollwerk innerhalb der deutschen Verteidigungslinien bilde, fiel dieser Scheingrund für Douai vollkommen weg, und die Beschießung ließ sich um so weniger rechtfertigen, als der Ort der Sammelplatz der vielen Tausende vertriebener Franzosen war, die durch die Schlacht bei Arras ihr Obdach verloren hatten. Unter ihnen richteten die Granaten aus den größten Schiffsgeschützen der Engländer oft genug furchtbare Blutbäder an.

Am 24. Mai glaubten die Engländer, die Höhe 70 bei Loos sturmreif geschossen zu haben. Die günstige Wind-



Abtransport gefangener Engländer durch eine der in Trümmer liegenden Ortschaften des Kampfgebietes vor Arras. Phot. Bufa.

richtung ermöglichte ihnen zugleich die Verschleierung ihres Vorhabens. Sie schossen zahlreiche Rauchgranaten ab und stießen dann unter dem Schutze der Rauchwand, die sich gebildet hatte, plötzlich vor. Im ersten Anprall gelangten die Feinde bis in den vordersten deutschen Graben, weil dessen Besatzung und die deutsche Artillerie aufs Geratewohl in die Rauchwand hineinschießen mußten, ohne die Angreifer sehen und aufs Ziel nehmen zu können. Dann aber warfen sich die Angegriffenen den Stürmenden entgegen und rangen sie nach kurzer Zeit nieder. Am Schluß des Tages hatten die Feinde hier ebensowenig erreicht wie mit ihren Unternehmen nordöstlich von Armentières, nordwestlich von Lens und bei Bullecourt. Nur ihre Verluste waren beträchtlich angewachsen.

Östlich von Loos hielt ein Engländernest in einem kleinen deutschen Grabenstück hartnäckig stand. Da ging nach einer Beschießung mit Granaten am 25. Mai eine kühne deutsche Abteilung gegen die Eindringlinge vor und säuberte das Nest mittels Handgranaten vom Feinde, von dem nur 18 Mann am Leben blieben und gefangen genommen wurden. Gleichzeitig fielen drei englische Maschinengewehre in deutschen Besitz.

An der Straße Arras—Cambrai versuchten die Engländer einen Infanterieangriff, der keine größere Ausdehnung annahm und auch keine Stellungsverschiebung herbeiführen konnte. Zwischen Chérisy und Bullecourt flammten am 27. Mai ebenfalls wieder englische Stürme auf; zu beiden Seiten des Sensébaches suchten die Engländer endlich doch zum Ziele zu kommen. Aber auch diesmal brachen sich die Angriffe an der überlegenen Kampfkraft der Deutschen. Tags darauf stießen die Engländer unter dem Schutze von Rauchgranaten gegen die Kiesgrube von Hulluch vor, die ihnen schon im Herbst 1915 viel Blut gekostet hatte. Trotz des Einsatzes starker Streitkräfte vermochten sie die Stellung nicht zu nehmen. Bei Monchy und Guemappe gerieten am 30. Mai westpreußische Regimenter heftig mit dem Feind zusammen, der jedoch trotz aller Opfer nirgends durchdringen konnte.

Phot. Photothek, Berlin.

Katakomben in Nordfrankreich, die, zwanzig Meter unter der Erde, den deutschen Soldaten einen guten natürlichen Schutz gegen feindliche Feuerwirkung gewähren.

Die großen Schlachten um Arras sanken mehr und mehr zu bedeutungslosen örtlichen Kämpfen herab, und jeder Tag zeigte deutlicher, daß die Engländer nicht mehr in der Lage waren, ihre Massenangriffe aufrechtzuerhalten. Was sie an Menschen und Gerät für den Durchbruchsversuch einzusetzen hatten, war herangezogen worden. Nun war eine Erholungspause für die abgekämpften Divisionen und ihre Ergänzung unerläßlich. Anscheinend hatten sich die Engländer aber schon für die Wiederaufnahme ihrer Angriffe an einem anderen Frontteil entschieden. Im Ypern- und im Wytschaeteabschnitt verstärkte sich das Artilleriefeuer allmählich und war häufig von Vorstößen feindlicher Erkundungsabteilungen begleitet, die regelmäßig abgewiesen wurden. Auch zu größeren Zusammenstößen kam es mitunter, wie zum Beispiel bei Messines (siehe Bild Seite 39), die darauf hindeuteten, daß die Engländer in dieser Gegend ernstere Unternehmen beabsichtigten. —

Unterdessen waren die Franzosen ebenfalls nicht untätig geblieben. Am 20. Mai steigerten sie in der westlichen Champagne zwischen Prosnes und dem Pöhlberg (siehe die Vogelschaukarte Seite 38) ihr tagelanges Wirkungsschießen mit schweren Geschützen (siehe mittleres Bild Seite 35) zum höchsten Grad des Trommelfeuers, dem sie zahlreiche Infanteriestürme auf die dort befindlichen deutschen Höhenstellungen folgen ließen. Im ersten Anprall, den die Feinde mit großem Mut und gewaltiger Übermacht ausführten, brachten sie den Hochberg, den Pöhlberg, den Cornillet und den Keilberg in ihre Hand. Die deutschen Reserven waren aber rasch zur Stelle und gerieten mit den Franzosen in einen hitzigen Nahkampf, wobei der Hochberg und der Pöhlberg den Franzosen nach erbittertem Ringen wieder abgenommen wurden. Die Gipfel des Cornillets und des Keilbergs blieben unbesetzt; die Deutschen hielten die Nordhänge. Somit war das Ergebnis für den Feind, der neben Gefangenen auch zahlreiche Maschinengewehre verlor, höchst mäßig.

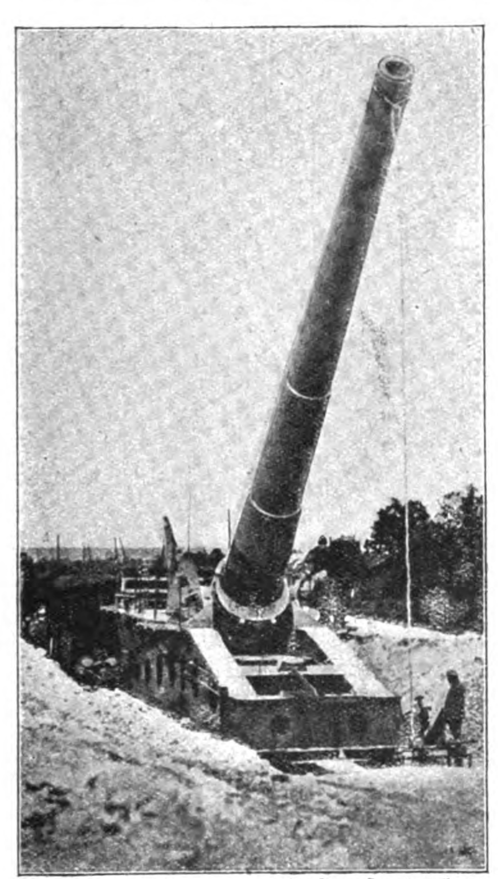
An der Aisne waren die Deutschen an drei Punkten die Angreifer. In der Gegend der Hurtebise-Ferme gelang es bayrischen Truppen, die deutsche Front in einem Umfange von 200 Metern vorzuschieben und dabei dem Feinde Gefangene und 6 Maschinengewehre abzunehmen. Die Franzosen suchten durch drei starke Gegenangriffe die ursprüngliche Lage wiederherzustellen; das Ringen war vergeblich. Im Anschluß an diese Unternehmung schoben sich die Deutschen an der Nordwestecke der Bovellehochfläche mittels zielbewußt durchgeführter Handgranatenüberfälle ebenfalls über einige feindliche Gräben vor, nahmen 50 Mann gefangen und brachten 3 Maschinengewehre ein. Kurz vor Mitternacht dieses Tages besetzten posensche Truppen auch noch ein 200 Meter breites Stück feindlicher Gräben bei Braye, wo den Deutschen schon mehrfach Gegenangriffe unter geringen Verlusten geglückt waren. Am 21. Mai wollten die Franzosen nach schwerem Wirkungsfeuer ein württembergisches Regiment aus seinen Höhenstellungen bei Nauroy vertreiben. Ihre zwei Sturmangriffe wurden blutig abgewiesen und die tapferen Württemberger nahmen den Franzosen bei einem Gegenstoß sogar 75 Gefangene ab. Mit einem ähnlichen Mißerfolg endete Tags darauf ein französischer Angriff am Winterberg.

Schwere Verluste erlitten französische Streitkräfte auch am 23. Mai, als sie nach einem mißglückten Angriff auf den Chemin des Dames nördlich von Craonelle über offenes Gelände zurückflüchteten. Bei Braye ging es anderen französischen Truppen nicht besser.

Während die Franzosen an den nächsten Tagen nur zu schwächlichen örtlichen Kampfhandlungen die Kraft fanden, setzten die Deutschen ihre Angriffe zur Wiedergewinnung des verlorenen Geländes beharrlich fort. Am 25. Mai stießen sie nach stärkster Feuervorbereitung am Chemin des Dames gegen die Steinbrüche von Pargny vor; südlich von dem Orte überrannten die deutschen Sturmtruppen schon im ersten Anlauf die feindlichen Gräben und fügten den Gegnern im Nahkampf schwere blutige Verluste zu, außerdem nahmen sie den Franzosen 544 Gefangene ab. Die deutschen Verluste waren dagegen überraschend gering,

was dem ausgezeichneten Zusammenwirken der Infanterie und der Artillerie zu danken war. Die deutschen Sturmtruppen richteten sich in den feindlichen Gräben ein und konnten dort, ohne Verstärkungen erhalten zu haben, mehrere wütende Gegenangriffe der Franzosen zum Scheitern bringen.

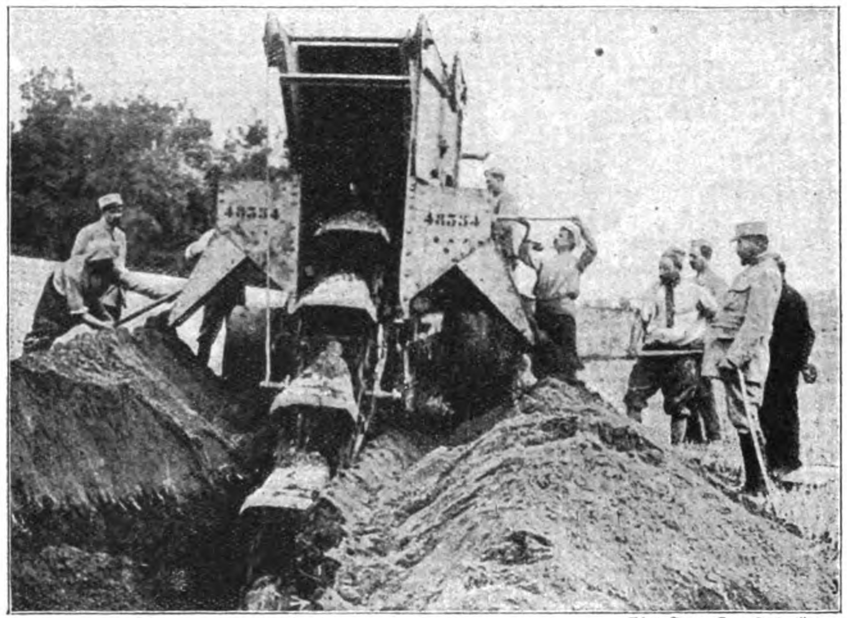
An diesem Tage nahmen die Franzosen nach langer Feuerwirkung ihre Sturmangriffe in der westlichen Champagne gegen die Höhenstellungen von Nauroy wieder auf. In 4 Kilometer breiter Front wogten dort die feindlichen Sturmwellen ununterbrochen vorwärts und brachen auf dem Hochberg und dem Luginsland stellenweise in die deutschen Linien ein. Dann aber setzten die Deutschen mit einem kräftigen Gegenstoß ein, durch den die Anfangserfolge der Franzosen in eine blutige Niederlage für sie verwandelt wurden, die auch ein zweiter und dritter Sturmangriff nicht mehr abwenden



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Das neue französische 24-cm-Geschütz, das auf Schienen fortbewegt wird.

konnte. Am nächsten Tage sammelte der Feind seine Kräfte vor den neuen Stellungen der Deutschen bei Pargny, deren Verlust ihm am Tage vorher so ungewöhnlich große Opfer gekostet hatte. Nach stärkster Artillerievorbereitung liefen die Sturmwellen der Feinde auf breiter Front viermal gegen die deutschen Linien an, doch nur wenigen von ihnen war es möglich, unversehrt dem deutschen Abwehrfeuer zu entrinnen. Trotzdem unternahmen die Feinde nach Eintritt der Dunkelheit in dichten Massen einen fünften Vorstoß gegen die eine Stellung, der allerdings besondere örtliche Bedeutung zukam; aber auch dieser Angriff wurde von den Deutschen vollkommen abgewiesen. Wie hier, so mißglückte in derselben Nacht auch bei Vauxaillon ein französischer Angriff nach wütendem Feuerüberfall völlig. Das gleiche Schicksal hatte Tags darauf ein Handstreich der Franzosen in der Gegend der Hurtebise-Ferme.

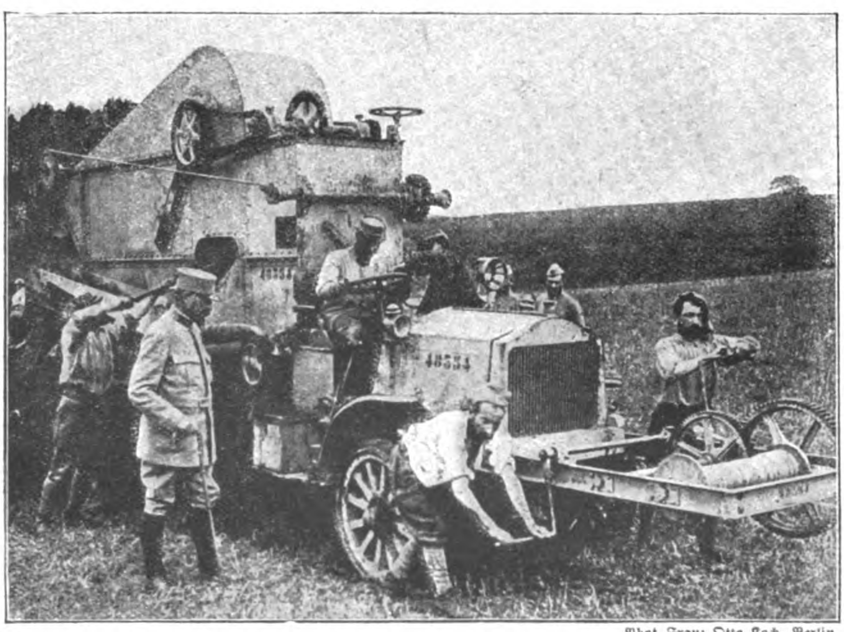


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Die französische Schützengrabenmaschine beim selbsttätigen Ausheben eines Grabens.

Die Deutschen schritten am 27. Mai auch in der westlichen Champagne zu wirkungsvollen Gegenangriffen. Am Luginsland säuberten sie schon frühmorgens ein Franzosennest, das am Hange des Hügels lag und einen Stützpunkt für spätere Sturmangriffe der Franzosen bilden sollte. Mehrere Maschinengewehre und eine Anzahl Gefangene blieben dabei in den Händen der Deutschen. Am Pöhlberg hatten Württemberger einen Vorstoß auf die nächstliegenden französischen Gräben vorbereitet, den sie dann wuchtig zur Ausführung brachten. Schon nach wenigen Minuten hatten sie ein 2 Kilometer breites, vielverzweigtes feindliches Grabensystem überwunden und die befohlene Linie gewonnen. Die Franzosen bezahlten den Sieg der Württemberger mit den schwersten Verlusten. Thüringer, die an dem benachbarten Keilberg lagen, ließen sich von den Württembergern mit fortreißen und stürmten aus eigenem Antrieb die ihnen gegenüberliegende vorderste feindliche Linie. Das eroberte Gebiet blieb fest in deutscher Hand.

Die kleinen Unternehmungen zur Wiedergewinnung verlorener wichtiger Stellungsteile wurden von den Deutschen tatkräftig fortgesetzt. Nach einem Minenkampfe stürmten westrheinische Truppen am 30. Mai auf dem südlichen Aisneufer mehrere feindliche Gräben, machten dort 40 Gefangene und erbeuteten eine Anzahl Maschinengewehre. Östlich von Auberive holten oberrheinische Truppen bei einem erfolgreichen Erkundungsgefecht 50 Franzosen aus ihren Gräben. Ein hannoversches und ein westfälisches Regiment führten am 1. Juni bei Allemant, nordöstlich von Soissons, im Verein mit Minenwerfern, Artillerie und Fliegern einen glänzenden Sturmangriff in einem Kilometer Breite auf die französische Stellung aus; 3 Offiziere und 178 Mann der Besatzung, die schwere Verluste erlitten hatte, wurden gefangen, der Rest versuchte über freies Feld zu fliehen. Dort boten sie den Maschinengewehren und der Artillerie günstige Ziele; kaum einer der

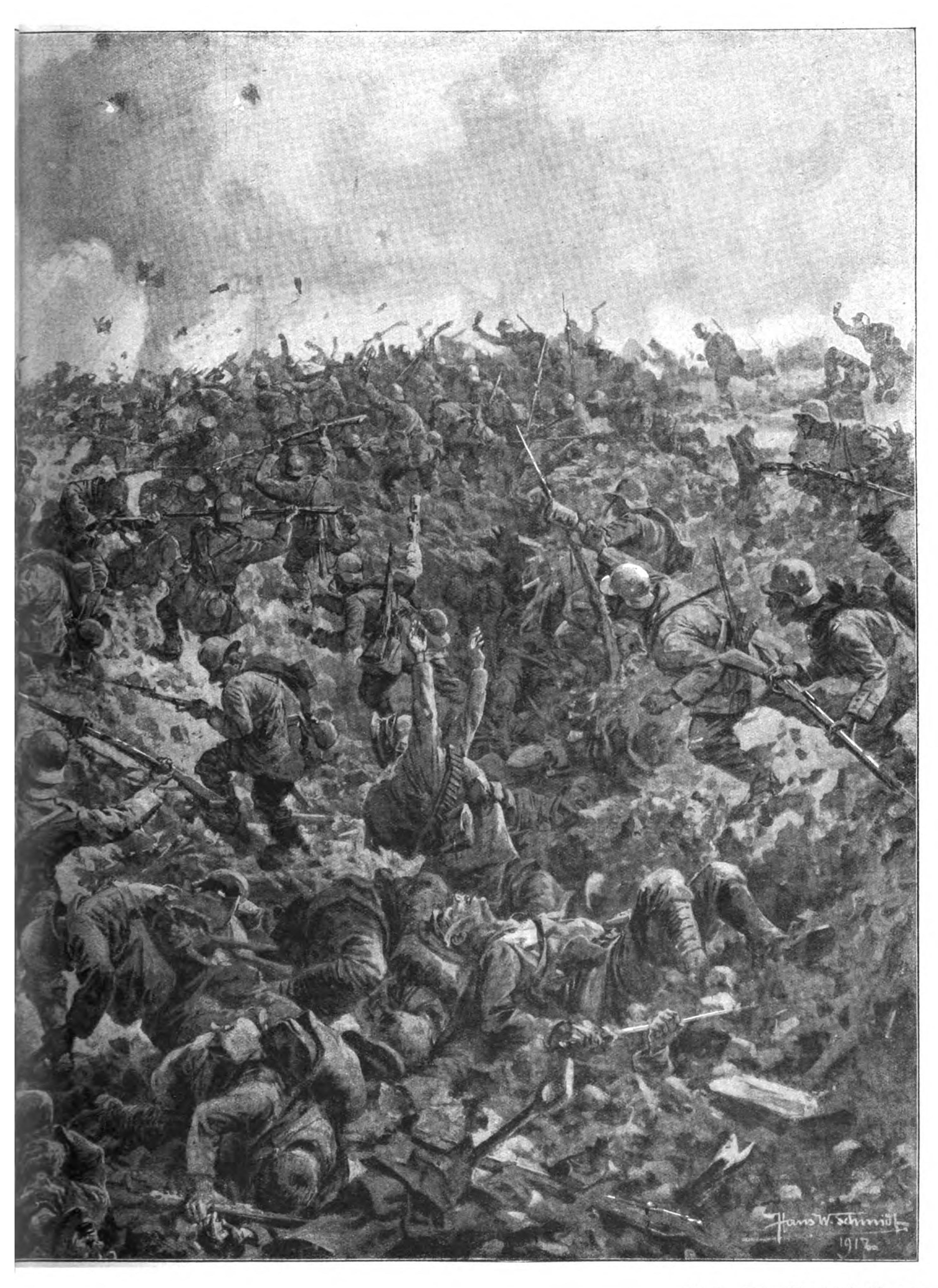


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

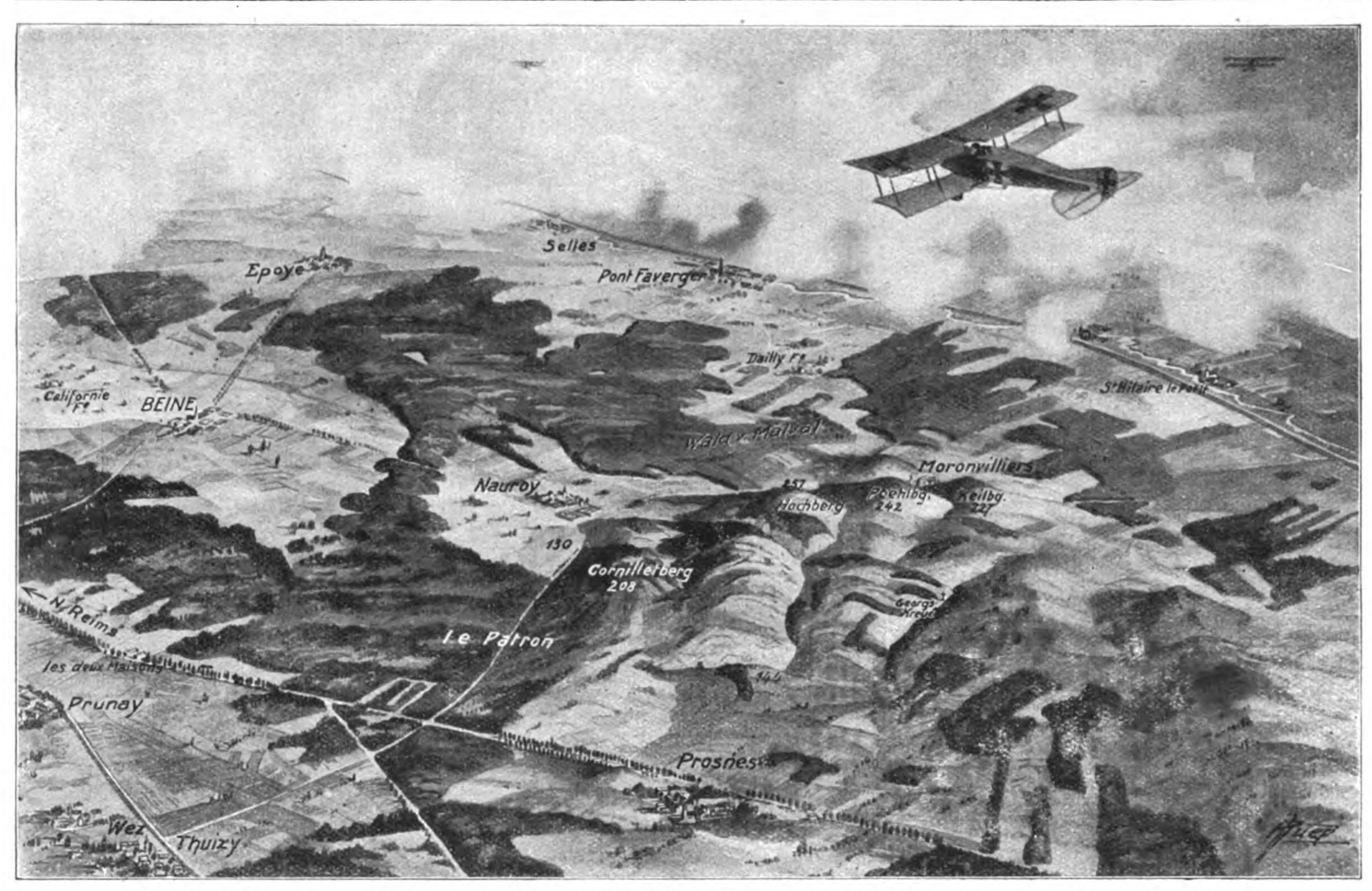
Seitenansicht der französischen Schützengrabenmaschine.



Bei Arras. Gegenstoß deutscher Sturmtruppen gegen die Engländer und deren Tanks, die im deutschen Artilleriefeuer vernichtet werden.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Hans W. Schmidt.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen in der Champagne, die sich besonders im Gebiet Nauroy—Moronvilliers entwickelten.

Fliehenden entging dem Verderben. — Die Einbußen der Engländer und Franzosen in den letzten Offensiven waren überhaupt ungeheuer hoch; nach aufgefundenen Briefen erreichten die Verluste bei einigen Divisionen 50 bis 70 vom Hundert des Bestandes. Demgegenüber hielten sich die Erfolge in recht mäßigen Grenzen. Ihre Beute bezifferten die Engländer in einem Sammelbericht über den Monat Mai auf 3412 Gefangene, darunter 68 Offiziere, 1 Feldgeschütz, 80 Maschinengewehre und 21 Grabenmörser. Die Deutschen dagegen machten in dieser Zeit an der Westfront 237 Offiziere, darunter einen General, und 12 500 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 3 Geschütze, 211 Maschinengewehre, 434 Schnelladegewehre und 18 Minenwerfer.

Wie die Engländer in Flandern ein neues Kampffeld suchten, so beabsichtigten die Franzosen offenbar, ihre Tätigkeit an die Front von Verdun zu verlegen. Dort lieferten sich die Artillerien der beiden Parteien an den Maasufern wieder erbitterte Kämpfe, und an der Höhe 304 versuchten die Feinde in den letzten Maitagen schon die Drahthindernisse vor den deutschen Linien zu beseitigen, was aber nicht gelang. Was der Frühling des Jahres 1917 den Feinden nicht gebracht hatte, sollte allem Anschein nach im Sommer erreicht werden. —

Einen wesentlichen Anteil an den schönen Erfolgen der Deutschen in Abwehr und Angriff hatten die deutschen Luftstreitkräfte, die den Feinden jeden Tag erheblichen Schaden zufügten. Besonders glücklich war am 21. Mai eine deutsche Jagdstaffel bei Bouvancourt, nordwestlich von Reims, der es gelang, fünf feindliche Fesselballone zu vernichten und dadurch die Aufklärung und Feuerbeobachtung des Gegners außerordentlich zu stören. Sehr häufig fanden in diesen Tagen Kämpfe in der Luft statt, weil die Feinde mehr wie zuvor ihren Plan durchzuführen trachteten, zahlreiche Jagdflugzeuge zu großen Verbänden zusammenzuziehen und dadurch eine Überlegenheit über die Deutschen herbeizuführen. Die deutschen Flieger wurden aber auch mit diesen Geschwadern fertig.

Ein Angriff auf England erfolgte in der Nacht vom 23. zum 24. Mai durch ein Marineluftschiffgeschwader unter der Führung des Korvettenkapitäns Strasser (siehe Bild Seite 40 oben), bei dem die befestigten Orte London, Sheerneß, Harwich und Norwich erfolgreich mit Bomben beworfen wurden. Die Engländer entwickelten mit ihren vervollkommneten Abwehrmaßnahmen zwar eine kraftvolle Gegenwirkung, konnten aber nicht verhindern, daß alle deutschen Luftschiffe unversehrt und ohne Verluste wieder zurückkehrten.

Sehr ereignisreich war der 25. Mai, an dem deutsche Kampfflieger, die sich meist über den feindlichen Linien befanden, 21 feindliche Flugzeuge zum Niedergehen zwangen. Die Aufklärungsflugzeuge drangen bis weit hinter die feindliche Front vor und kehrten mit wichtigen Meldungen zurück. Andere deutsche Geschwader bewarfen Truppensammelpunkte und militärische Stapelplätze mit Bomben. Es gelang, die Ballonhalle von Epinal zu zerstören, bei Pontavert ein Munitionslager in die Luft zu sprengen und durch einen Volltreffer einen Truppentransportzug der Feinde auseinanderzureißen. Eines der deutschen Geschwader flog an diesem Tage über See und griff die Festung Dover an, den Hauptstapelplatz des gesamten Nachschubes für die Verschiffung über den Kanal. Bei Dover wie bei Folkestone dehnen sich kilometerweit Lager und Stapelplätze aus, dicht belegt mit Truppen, die auf ihre Überführung auf den französischen Kriegschauplatz warten und angefüllt mit Munition und allen Vorräten, die für den riesigen Bedarf des englischen Heeres bestimmt sind. In diesen gehäuften Massen fanden die deutschen Flieger lohnende Ziele. Sieben gewaltige Brände, die von den später eingetroffenen Flugzeugen schon beim Näherkommen gesichtet wurden, zeigten auch, daß der Angriff Erfolg gehabt hatte (siehe die Kunstbeilage).

An der Front bei Arras hatte die Beobachtung aus deutschen Fesselballonen so gute Ergebnisse, daß es möglich war, durch Geschützfeuer an 17 Stellen der Linie der Gegner schwere Explosionen hervorzurufen.

Am 26. Mai gerieten drei deutsche Seekampfflugzeuge vor der französischen Küste in ein Gefecht mit vier französischen Flugbooten, die alle vier in wenigen Minuten abgeschossen wurden. Unter der Mithilfe deutscher Torpedoboote konnten von den Besatzungen der feindlichen Flugzeuge 4 Offiziere und 2 Unteroffiziere gerettet und gefangen genommen werden; die übrigen ertranken. Die deutschen Torpedoboote wurden zwar bei der Bergung der Feinde gestört, vermochten aber trotzdem auch noch eines der französischen Flugboote unversehrt einzubringen. Die drei anderen waren vollständig vernichtet. —

* * *

Zur See steigerten die deutschen U-Boote (siehe Bild Seite 40 unten) und Minenleger die Gefahr für die feindlichen Schiffe täglich. Infolgedessen wurde am 21. Mai der Hafen Portsmouth an der englischen Südküste wegen Minengefahr gesperrt. Fast täglich liefen auch Meldungen von U-Booten ein, die im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean und in der Nordsee Schiffe der Feinde oder mit Bannware beladene Fahrzeuge neutraler Staaten versenkt hatten (siehe Bild Seite 41). Der vernichtete Tonnenraum belief sich gewöhnlich auf etwa 20000 Tonnen, er erreichte aber gelegentlich auch eine Höhe von über 50000 bis 70000 Tonnen.

Eines der deutschen U-Boote hatte am 25. Mai mit dem englischen Wasserflugzeug „Nr. 9060" einen Kampf zu bestehen. Es besiegte seinen Gegner und brachte zwei Insassen des Flugbootes als Gefangene in seinen Stützpunkt ein. — Am 30. Mai wurde bekannt, daß ein deutsches U-Boot am 19. April mit einem englischen U-Boot im Englischen Kanal eine Begegnung gehabt hatte, bei der das deutsche das tieferliegende englische Boot rammte. Dieses versuchte schnell an die Oberfläche zu kommen und hob das deutsche U-Boot, das durch den Rammstoß auf dem englischen fest geraten war, mit hoch. Dadurch kam das deutsche Boot von dem anderen frei und es versuchte nun, seinen Gegner im Unterwasserangriff unschädlich zu machen. Das feindliche Fahrzeug entzog sich aber durch rasches Tauchen der Gefahr und wurde von dem deutschen, das keine Beschädigungen erlitten hatte, nicht mehr gesehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Linienschiffskapitän Horthy de Nagybanya.

(Hierzu das Bild Seite 23.)

Linienschiffskapitän Nikolaus Horthy de Nagybanya, ein verdienstvoller Offizier der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine, der auch längere Zeit Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph gewesen ist, hat sich in dem Seegefecht vom 15. Mai 1917 als Kommandant S. M. S. „Novara" unvergänglichen Ruhm erworben.

Leichte Streitkräfte unter Führung der „Novara" hatten an diesem Tage die Aufgabe erhalten, den in der südlichen Adria in der Otrantostraße patrouillierenden feindlichen bewaffneten Wachschiffen und Dampfern möglichst großen Schaden zuzufügen. Gegen acht Uhr früh sichtete die nach Süden fahrende österreichisch-ungarische Kreuzerabteilung den Feind. Er bestand aus drei Kreuzern und zwei Zerstörern von zusammen über 15000 Tonnen Wasserverdrängung und 31 starken Geschützen, darunter 16 Stück mit einem Kaliber von 15 Zentimetern. Die österreichisch-ungarische Abteilung hatte dagegen nur vier Einheiten mit insgesamt etwas über 10000 Tonnen und 27 Stück 10-cm-Geschützen. Trotzdem zögerte Linienschiffskapitän v. Horthy nicht, das Gefecht anzunehmen. Es dauerte etwas über zwei Stunden und endete damit, daß — nachdem gleich am Anfang 3 Transport- und 20 Überwachungschiffe der Feinde versenkt worden waren — der Kreuzer „Dartmouth" — dieser durch ein deutsches Unterseeboot — sowie drei andere Einheiten schwer beschädigt und sämtliche Schiffe des Feindes in die Flucht geschlagen wurden.

Im Kampf wurde aber auch dem k. u. k. Führerschiff, der „Novara", hart zugesetzt, auf das die feindlichen Schiffe ihr Feuer vorwiegend vereinigten. Nach zehn Uhr wurde ihr Kommandant v. Horthy durch einen Granatsplitter verwundet. Er führte jedoch, in ungeschützter Stellung vor dem Kommandoturm, das Schiff weiter, bis ihn ein Ohnmachtsanfall und die sich geltend machende Gasvergiftung zwangen, die eigentliche Schiffsführung dem Artillerieoffizier, Linienschiffsleutnant Wiskowski — der erste Offizier, Korvettenkapitän Szubovits, war bereits gefallen — zu übergeben und sich nur die allgemeine Leitung des Gefechtes vorzubehalten. Nach einstündigem Feuergefecht erlitt dann die „Novara" durch einen Treffer eine Maschinen-



Der Klostergarten von Messines. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers H. W. Stillhammer.

havarie und wurde zum Stilliegen gezwungen. Aus dieser Lage rettete sie die „Saida", die, eine Kampfpause benutzend, sie in Schlepp nahm.

Linienschiffskapitän v. Horthy erzählte selbst darüber folgendes:

„Die englischen Kreuzer leiteten ihr Feuer mit viel Geschick. Das Spital der ‚Novara' wurde noch am Vormittag im Kampf mit den Wachschiffen von einer englischen Granate zertrümmert, im Gefecht bekam das Schiff nacheinander mehrere Treffer. Es war ein harter Kampf, es waren schwere Stunden, aber wir blieben obenauf.

Der brave Korvettenkapitän Szubovits war auf Deck und beaufsichtigte die Feuerlöscharbeiten, als eine Granate in seiner Nähe einschlug. Die Wunde, die er dabei erhielt, war tödlich; ein Splitter war ihm auch ins Rückenmark gedrungen, in einigen Minuten hatte er ausgerungen.

Das Feuer griff schnell um sich. Auf einmal bemerkten wir, daß der Kessel rann, auch die Maschinen versagten. Eine neue Granate riß in den Schiffspanzer ein Loch, wir glaubten, daß diese Granate die Kesselwand gesprengt hätte — festzustellen war dies nicht, denn wer sich hinunterbegeben wollte, kam nicht nur in heißes Wasser, loderndes Feuer und qualmende Dampfwolken hinein, auch die Gase der Sprenggeschosse drangen ihm in dicken Schwaden entgegen. Wir versuchten es mit Gasmasken, aber auch so konnte man nicht in das feuerspeiende Innere des Schiffes steigen. Zum Überfluß drang nun auch Wasser, eine neue Gefahr, auf uns ein. Die Maschinen standen still, die ‚Novara' ruhte, nur die Kanonen arbeiteten weiter. Da kam uns die ‚Saida' zu Hilfe, um uns vom Schauplatz des siegreich bestandenen Gefechtes zu entführen, wo die Kanonen noch immer dröhnten. Da sahen wir plötzlich die feindliche Flotte, die trotz ihrer Verluste noch immer viel stärker als die unsere war, kehrtmachen, allen Schiffen voran der italienische Kreuzer ‚Quarto': sie hatte den Kampf aufgegeben und floh gegen Brindisi zu.

Ich war voller Brandwunden, mein erster Offizier war gefallen, ich mußte das Kommando des Schiffes abgeben. Von der Tragbahre aus konnte ich nur noch das Kommando über die ganze Flotte führen."



K. Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Korvettenkapitän Strasser, unter dessen Führung ein deutsches Marineluftschiffgeschwader in der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1917 die befestigten Plätze Südenglands: London, Sheerneß, Harwich und Norwich mit Erfolg angegriffen hat.

Die Reichsbank im Kriege.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

II.

(Schluß.)

Für unsere Kriegsanleihewirtschaft, deren prachtvolle Ergiebigkeit, Stetigkeit und Sicherheit sich von dem nervösen Tasten der Finanzmanöver unserer Gegner stark abhebt und ihnen deshalb doppelt ein Dorn im Auge ist, je weniger gut gesicherte Anleihen im eigenen Lager ihnen gelungen sind, ist die knappe Milliarde Darlehn für Kriegsanleihezeichner, da sie kaum $1^1/_2$ v. H. der eingezahlten Anleihesummen ausmacht, fast bedeutungslos. Die finanztechnische und wirtschaftliche Aufmachung unserer Kriegsanleihen durch die Reichsbank in Verbindung mit dem Reichsschatzamt ist so meisterhaft und mit so sicherem Instinkt für die Leistungswilligkeit und -möglichkeit der deutschen Kapitalisten und Sparer von vornherein angelegt,



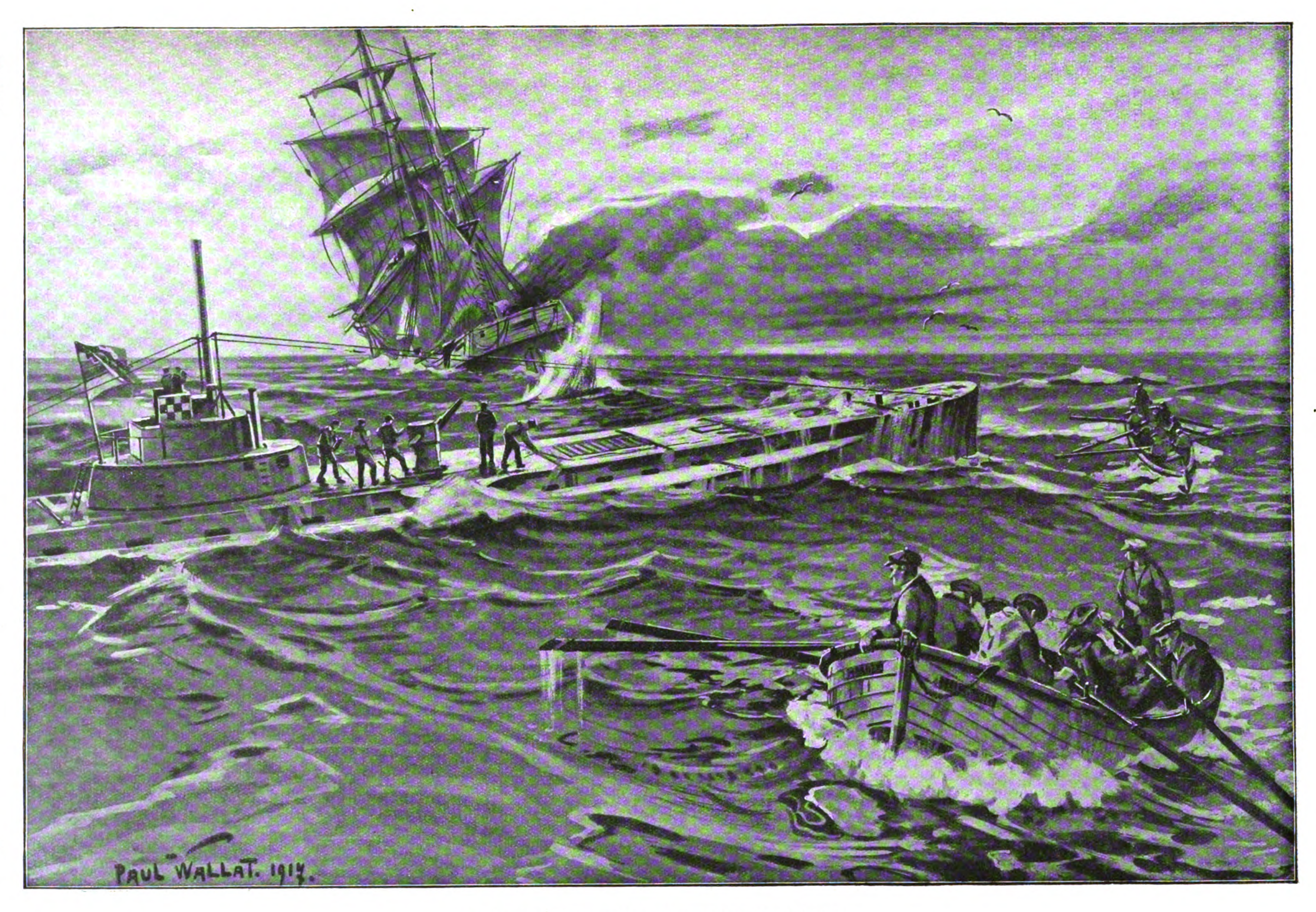
Phot. Bufa.

Prinz Heinrich von Preußen verabschiedet sich von der Mannschaft eines deutschen U-Bootes vor der Ausfahrt. Das Kaiserhoch.



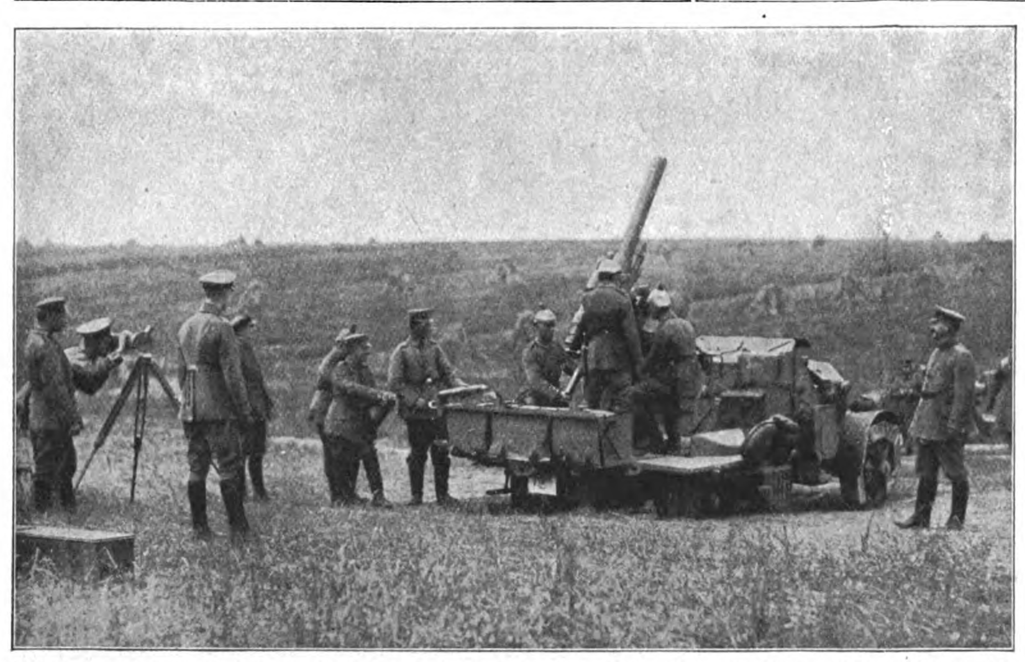
Der deutsche Fliegerangriff auf die Seefestung Dover am 25. Mai 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Deutsches U-Boot versenkt einen feindlichen Segler.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Wallat.



Fliegerabwehrkanone auf einem Kraftwagen in Feuerstellung. Neben dem Kraftwagen Mannschaften, die die Geschosse mit dem Stellschlüssel stellen. Links ein Entfernungsmesser.

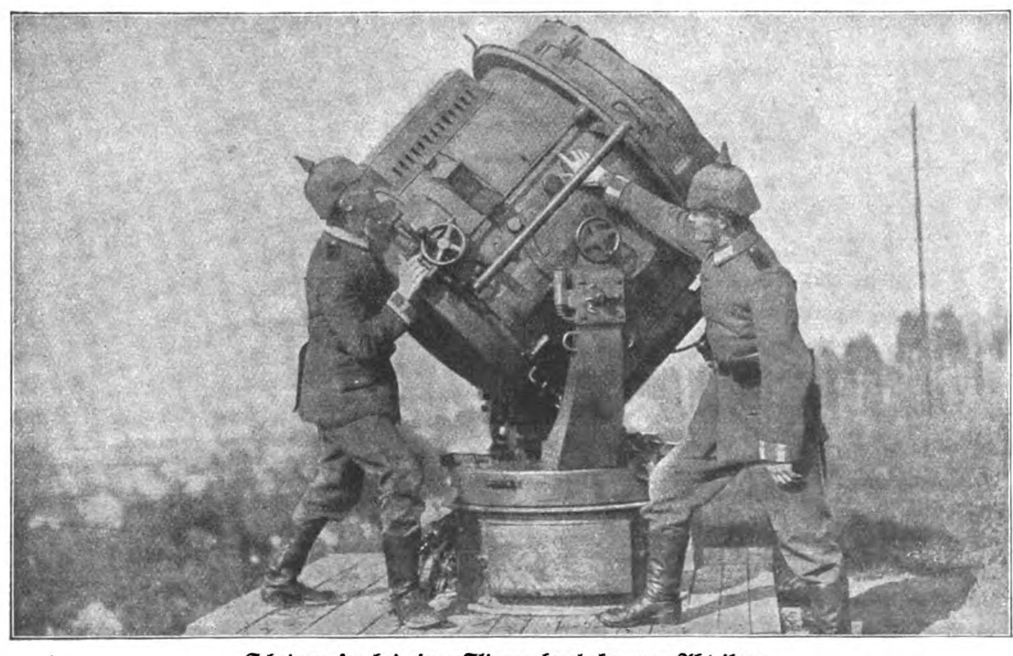
daß ihr Erfolg von allen äußerlichen Kniffen und Lockmitteln, wie sie zum Beispiel bei den Siegesanleihen in Frankreich und Italien — überdies ohne rechte Wirkung — versucht worden sind, unabhängig ist.

Das tatsächlich wundervolle Ergebnis der sechsten Kriegsanleihe im April 1917 ist der beste Beweis dafür, daß diese Behauptungen nicht nationaler Ruhmredigkeit und vorschriftsmäßiger Schönseherei entsprungen sind. Wenn auch die 13 Milliarden Mark unserer „Sechsten" nicht an die reichlich 20 Milliarden der letzten großen britischen Anleihe hinanreichen, so ändert das doch an der Tatsache unserer Überlegenheit in den Anleiheerfolgen nichts, denn man muß das Gesamtergebnis unserer sechs Anleihen ins Auge fassen, die in fast regelmäßigen Abständen von sechs Monaten aufeinander folgten, während zwischen den selteneren britischen Anleihen Abstände von einem bis anderthalb Jahren lagen (die Zwischenzeiten wurden mit kurzfristigen Schatzscheinausgaben und Bankanleihen oder Auslandsvorschüssen aus Amerika ausgefüllt), so daß naturgemäß die einzelne Anleihe in England unter Umständen mehr als die einzelne deutsche Anleihe bringen kann. Das deutsche Volk hatte bis zum Frühjahr 1917 aber insgesamt 60 Milliarden Mark Kriegsanleihen aufgebracht und davon bis zum 1. Mai 1917 bereits 58 Milliarden bar eingezahlt (von der sechsten Anleihe standen an diesem Tage nur noch 16,6 v. H. aus, obgleich pflichtmäßig erst 30 v. H. der Einzahlungen fällig waren), während es das britische Volk, dem der Geldmarkt der ganzen Welt — wenigstens der Form nach — offen steht, bisher nur auf 39 Milliarden Mark gebracht hat. Diese Zahlen kann kein Drehen und Deuteln aus der Welt schaffen.

Und unsere 60 Milliarden Kriegsanleihe sind „fest fundiert", sind langfristig angelegte Geldaufnahmen, die das Reich nicht in kurzer Zeit wieder zurückzuzahlen gezwungen ist. Letzteres wäre eine bei der langen Kriegsdauer und den schweren finanzlichen Nachwirkungen furchtbar beunruhigende Gefahr, die gerade wieder über der britischen Finanzverwaltung, die es mit dem kurzfristigen Anleiheverfahren unter mehrfachem Wechsel des Zinsfußes versuchen zu sollen meinte, dauernd wie ein Damoklesschwert schwebt. Denn der Ablauf der kurzfristigen Anleihen nötigt, zu ihrem Rückkauf neue Anleihen, meist unter ungünstigeren Bedingungen als zuvor, auf den Markt zu bringen oder kostspielige Umwandlungen der alten niedrig verzinslichen in neue hochverzinsliche vorzunehmen. England hat nur die Hälfte seiner Kriegschuld langfristig gedeckt, Frankreich nur den dritten Teil, Rußland und Japan noch viel weniger.

In Deutschland sind es zurzeit, nach Bewilligung des letzten 15-Milliarden-Kriegskredits, rund vier Fünftel. Den Rest schießt die Reichsbank, bis er durch eine neue langfristige Anleihe abgebürdet wird, jeweils nach Bedarf dem Reiche in Noten unter Entgegennahme von kurzfristigen Reichsschatzwechseln oder durch Eröffnung von Girokrediten in den Büchern der Reichsbank vor. Zur Beschaffung dieser Summen begibt die Reichsbank entsprechende Mengen von Schatzanweisungen an die großen Vermögensträger, die das sich bei ihnen ansammelnde Kapital schon vor der Ausgabe einer neuen Anleihe nutzbringend anlegen wollen. Diese Schatzanweisungen fließen dann, wenn eine neue Anleihe kommt, sofort in großen Beträgen an die Reichsbank zurück, was jedermann in den wöchentlichen Ausweisen der Reichsbank, die der Handelsteil der Zeitungen veröffentlicht, um die Zeit der ersten Einzahlungen einer neuen Kriegsanleihe genau verfolgen kann. Bei der sechsten Anleihe stieg Ende März 1917 die Summe der Schatzanweisungen im Reichsbankausweis plötzlich um $4^1/_3$ Milliarden Mark, sank aber im April fast ebenso schnell wieder um 5 Milliarden Mark, als genug neues Anleihegeld eingezahlt war, so daß das Reich seine Vorschüsse daraus abbürden konnte.

In der Zeit zwischen den Kriegsanleihen arbeitet die Reichsbank, wie gesagt, mit den großen Geldmächten im Staate; die Kriegsanleihen selbst aber sind wahre Volksanleihen, zu denen Millionen von Staatsbürgern ihr Geld beisteuern, und sind es dank der mehr und mehr vervollkommneten Werbe- und Sammeltechnik der Reichsbank bei jeder neuen Ausgabe in immer höherem Maße geworden.



Scheinwerfer bei einer Fliegerabwehrkanonen-Abteilung.

Bei einer Flak- (Fliegerabwehrkanonen-) Abteilung.

Nach Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

An der Aufbringung der großen „Sechsten" waren (ohne viele Zeichnungen aus dem Felde) $6^3/_4$ Millionen Zeichner beteiligt, gegenüber je knapp 4 Millionen Zeichnern bei der dritten und fünften und $5^1/_4$ Millionen bei der großen vierten Anleihe. Wenn auch das Schwergewicht der Zeichnungen bei den großen Geldgebern liegt, von denen etwa 14000 allein $5^1/_2$ Milliarden Mark im April 1917 aufbrachten, so sind die $1^1/_2$ Milliarden Mark der $5^2/_3$ Millionen kleinen Zeichner moralisch und politisch für die Sicherung unserer Kriegführung nicht weniger hoch zu bewerten, und sind vor allem ein Zeichen des unerschütterlichen Vertrauens der breiten Massen auf einen guten Ausgang des Krieges.



Entfernungsmesser einer Fliegerabwehrkanonen-Abteilung.

Es ist ein schönes Verdienst der Reichsbank und des mit ihm zusammenwirkenden Reichsschatzamtes, durch die kluge und feingegliederte Organisation der Anleihetechnik und durch die Festigkeit, mit der sie den fünfprozentigen Anleihetypus einzubürgern und vor jeder Kursentwertung zu sichern verstanden hat, diese finanziellen „Massen"erfolge mit ihren nicht zu unterschätzenden politischen Wirkungen auf das Aus- und Inland ermöglicht zu haben.

Ein geringerer Erfolg gegenüber dem Auslande ist der Reichsbank leider auf einem anderen ernsten finanzwirtschaftlichen Gebiete, dem der Hochhaltung unseres Währungskurses, beschieden gewesen; allerdings nicht infolge der Schuld der Reichsbank, sondern weil hier unabänderliche Waren- und Geldverkehrsverhältnisse vorliegen, die sich bei der Abgeschlossenheit Deutschlands während des Krieges nicht beseitigen lassen. Deutschland liefert verhältnismäßig nur wenig Waren ans Ausland, da es alle Arbeit zuerst für seine Kriegsrüstung braucht, und muß darum alles, was es von den paar neutralen Ländern kauft, statt mit Ware mit barem Gelde oder mit Auslandswechseln bezahlen, die infolge der starken Nachfrage nun hoch und höher im Kurse steigen. Das ist ein naturnotwendiger Vorgang. Immerhin hat die Reichsbank seine schlimmsten Auswüchse durch Schaffung einer Art Devisenzentrale, die den Zahlungsverkehr mit dem Auslande kontrolliert, zu beseitigen gewußt und in den Kursstand einige Stetigkeit gebracht. Allerdings spielen auch spekulative Machenschaften der Feinde bei den Treibereien der auswärtigen Wechselkurse gegenüber unserer Währung eine Rolle, wie man nach der Friedensrede des Reichskanzlers im Dezember 1916 beobachten konnte. Um so sicherer ist daher die Erwartung, daß bei gutem Kriegsausgang, selbst wenn sich der Weltwirtschaftsverkehr Deutschlands nicht so schnell in seine alten Bahnen zurückfinden wird, der Auslandskurs der deutschen Währung sich wieder rasch heben wird. Natürlich steht die Bewertung des Geldes als Ware auch in einem gewissen Zusammenhang mit der Menge, in der es sich auf dem Markte bewegt. Und da ist zu sagen, daß wir in Deutschland noch immer viel zu viel mit Bargeld — Papiergeld, Noten, Scheine sind auch Bargeld — wirtschaften. Wenn wir weniger Geld hin- und herschleppten und mehr durch Banken unsere Zahlungen regelten, würde das der Bewertung unseres Geldes auch zugute kommen. Deshalb sollte jeder verständige Deutsche die Bemühungen der Reichsbank zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs unterstützen. Auch das ist eine wichtige Kriegswirtschaftsaufgabe.

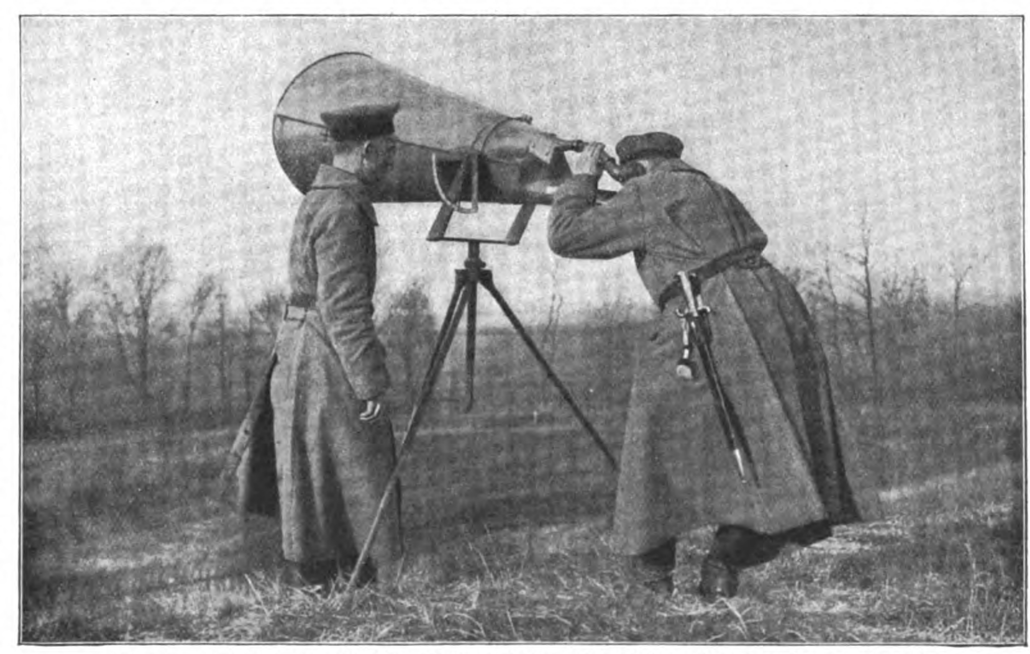
Deutsche Flieger und Fliegerabwehr.

Von Offizierstellvertreter Freystadt.

(Hierzu die Bilder Seite 42—45.)

In England und Frankreich ist das Verständnis und auch das Interesse für das Flugwesen schon seit Jahren bedeutend stärker ausgeprägt gewesen als in Deutschland. Der Grund dafür liegt wohl hauptsächlich darin, daß sich die Deutschen erst erheblich später mit der Flugzeugindustrie und dem Flugsport befaßten.

Kurz vor dem Kriege begann auch in Deutschland allgemein das Verständnis am Flugsport zu wachsen. Es war ein ziemlich großer Stamm guter Zivilflieger ausgebildet worden, und Hirths großer Flug Berlin—München zeigte der Allgemeinheit, daß die deutsche Fliegerei aus ihren Anfängen herausgetreten war. Still und ohne ein



Horchapparat, mit dem die Annäherungsrichtung feindlicher Flugzeuge festgestellt wird.

Bei einer Flak- (Fliegerabwehrkanonen-) Abteilung.

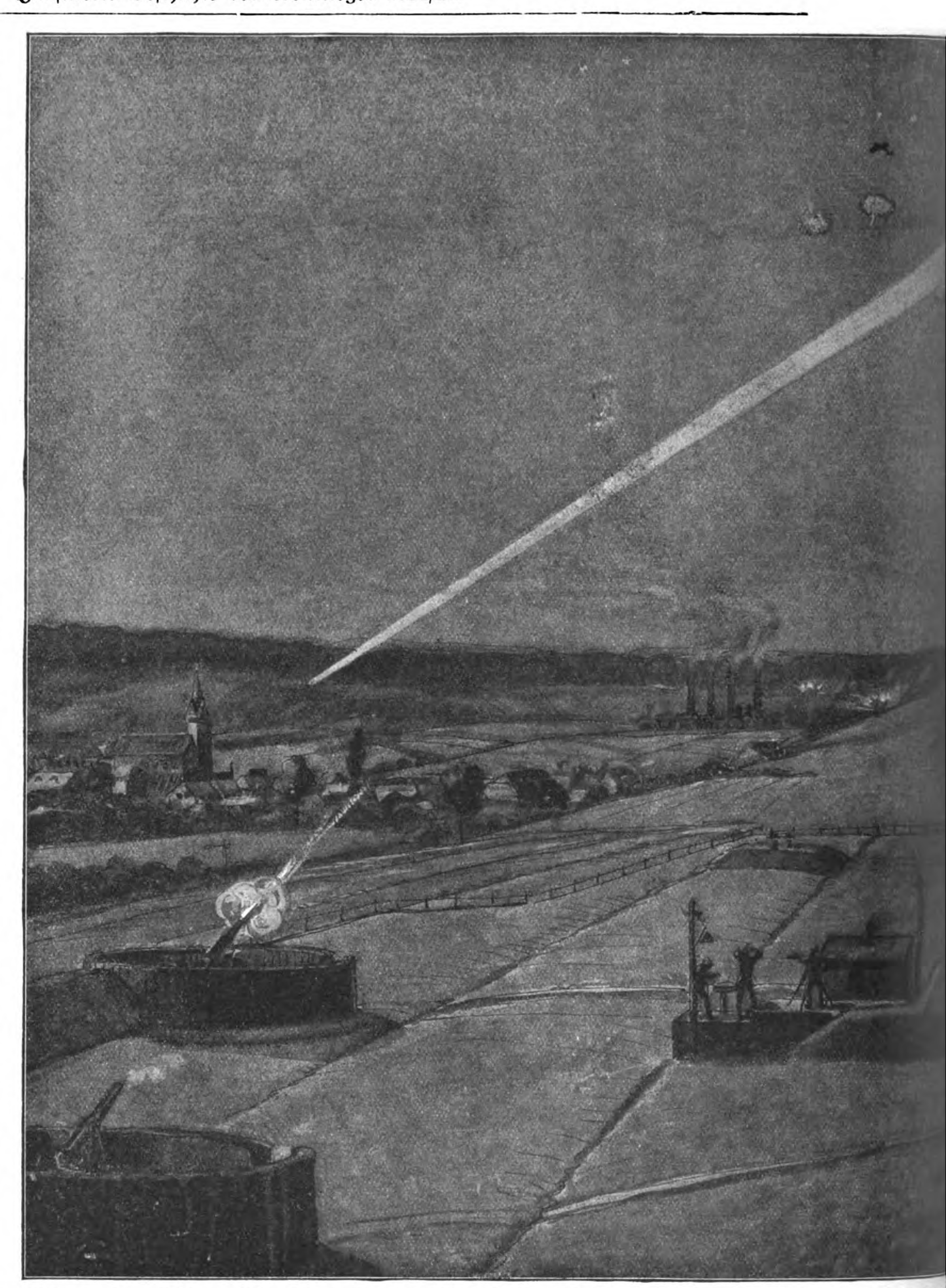
Nach Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

großes Wesen davon zu machen, hatte auch die Militärfliegerei unterdessen gearbeitet. Deutsche Fabriken hatten es verstanden, eigene, brauchbare, stabile Apparate und Flugmotoren zu bauen, die es mit den ausländischen Erzeugnissen nicht nur aufnehmen konnten, sondern sie sogar übertrafen.

Es ist bewundernswert und wirft auf deutsche Tatkraft und deutsches Organisationstalent das hellste Licht, daß die Deutschen nach ungefähr zwölf Monaten Krieg auch die Herrschaft in der Luft an sich reißen konnten, wie sie sie zu Wasser und zu Lande schon besaßen. Denn im zweiten Kriegsommer konnte von einer Überlegenheit des Gegners in der Luft nicht mehr gesprochen werden, obwohl die Anzahl der feindlichen Fliegerkorps den deutschen immer noch beträchtlich überlegen war.

Bei Beginn des Krieges war die Fliegerei allerdings erheblich ungefährlicher, als sie nach und nach geworden ist, denn die Aufgabe des Fliegers bestand hauptsächlich darin, feindliche Stellungen, Batterien und Truppenverschiebungen hinter der Front zu erkunden und die eigenen Batterien auf feindliche Ziele einschießen zu lassen. Dies alles geschah ohne jede Einwirkung des Gegners, denn vom Kampfflugzeug und von Maschinengewehren im Flugzeug wußte man damals noch nichts. Nach und nach nahm der Luftkampf ernstere Formen an, indem sich die Flieger gegenseitig zu bekämpfen anfingen, um die Ausführung des eigentlichen Flugauftrags unmöglich zu machen.

Wenn es den Deutschen im zweiten Kriegsommer gelang, den Gegnern die Herrschaft in der Luft endgültig zu entreißen, so ist dies den Flugzeugkonstruktionen des holländischen Ingenieurs Fokker zu danken. Die Umsicht und der Scharfblick der deutschen Militärverwaltung machten sich die Dienste Fokkers nutzbar, der zuerst England seine Patente angeboten hatte. Der Fokkerapparat ist ein kleiner Eindecker, der durch starke Rotationsmotoren imstande ist, sehr schnell große Höhen zu erklimmen, wodurch er sich besonders zum Kampfe gegen feindliche Flieger eignet. Ein großer Schrecken ging im März 1915 durch die englische und französische Fliegerwelt, als die Deutschen plötzlich auf dem Kampfplatze mit diesem Apparat erschienen. Mit ihm gelang es Männern wie Boelcke, Immelmann, Leffers, Wintgens und vielen anderen, die Luft vollkommen zu beherrschen.

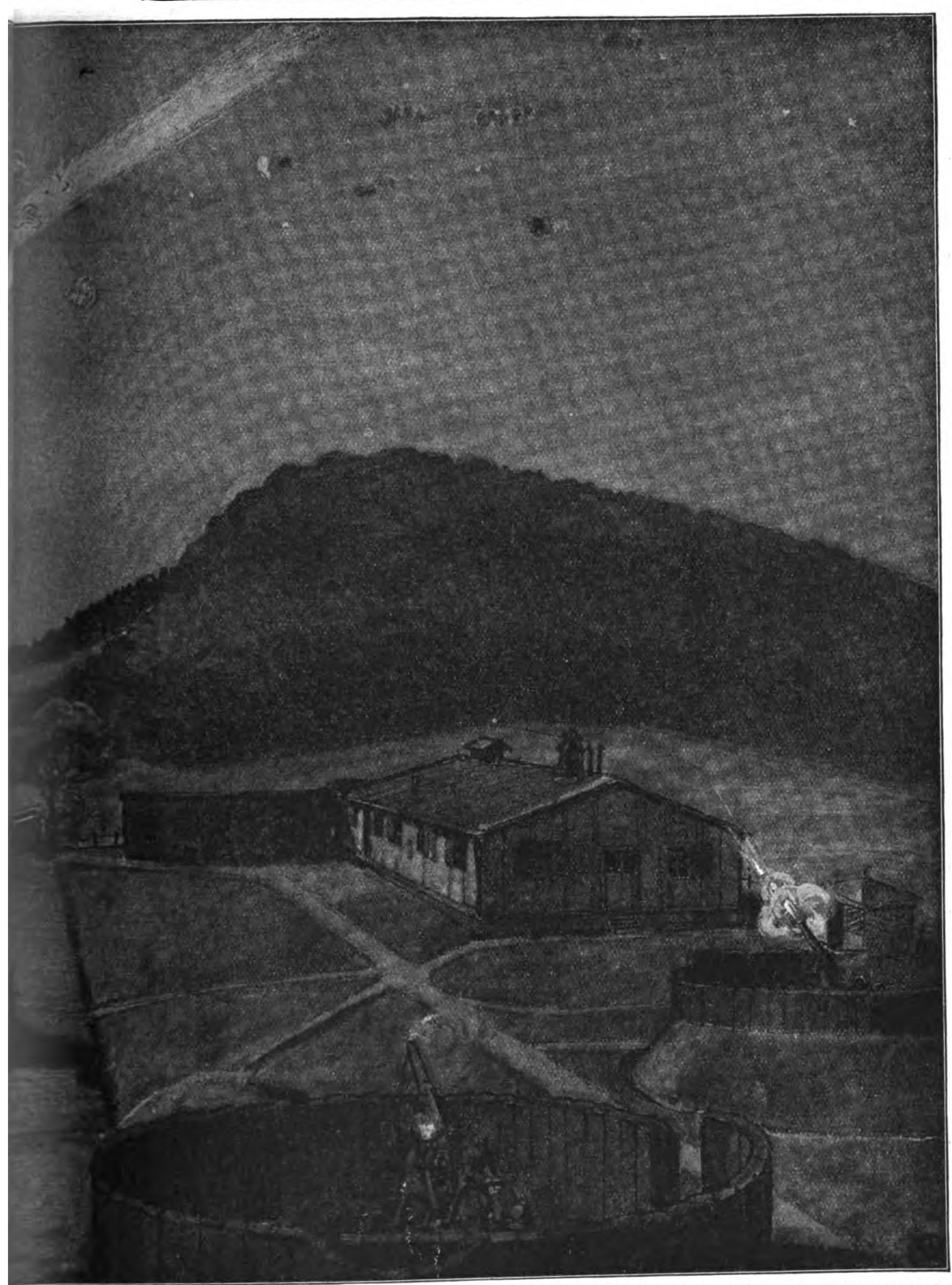


Anlage einer Flieger-Abwehrkanonenbatterie (Flakbatterie) zum Schutze des Heimat- und Indu[...] deutsches [...]

Die Geschütze sind mit einer Palisadenwand zum Schutze gegen Bombensplitter versehen; zwischen den Geschützen befindet si[...] Scheinwerfer hat ein feindliches Flugzeug gefaßt, das, vom Lichtkegel hell bestrahlt, den Abwehrkanonen ein gutes Ziel biet[...]

Im Flugabwehrwesen war es nicht nötig, Vorsprünge des Feindes einzuholen. Denn bei Kriegsanfang gab es noch keine bedeutsamen Mittel zum Bekämpfen von Luftzielen von der Erde aus. Freund und Feind begannen gleichzeitig an der Herstellung erfolgreicher Abwehrmittel zu arbeiten, aber niemals hat der Deutsche seine Überlegenheit auf diesem Gebiete eingebüßt. Während in den ersten Monaten des Krieges meist die Artillerie versuchte, den feindlichen Flieger an der Erfüllung seiner Aufgabe zu hindern oder ihn gar abzuschießen, was nur ganz selten einmal gelang, bauen die Deutschen heute Geschütze, die nur zur Bekämpfung von Luftzielen bestimmt sind, und die durch ihr schnelles Feuern, ihre große Erhöhung und ihre weiten Schießmöglichkeiten die Gewähr für den Erfolg bieten. Vielfach baut man auch Kraftwagengeschütze, das heißt die Flugabwehrkanone ruht auf einem Kraftwagen und kann dadurch schnell von einer Stelle an die andere, mehr gefährdete gebracht werden, um dort das feindliche Luftziel zu bekämpfen.

Die glänzend durchgeführte deutsche Flugabwehrorganisation — das Zusammenarbeiten des Kampffliegers mit den „Flak"- (Flugabwehrkanonen-) Abteilungen — erschwert den feindlichen Luftgeschwadern ihre Überfälle auf die Etappenorte oder gar die deutschen Heimatlande und verhindert diese vielfach überhaupt. Ihrer erfolgreichen Wirksamkeit ist auch in erster Linie die verhältnismäßige Seltenheit der unerwünschten feindlichen Fliegerbesuche zu danken.



gebiets. Abwehrgeschütze in Tätigkeit bei der Abwehr eines feindlichen Fliegerangriffs auf ein tenwerk.

r Befehlstand des Batterieoffiziers mit Telephonhäuschen, Meßtafel und Entfernungsmesser. Der zu der Batterie gehörige Um den immer näher liegenden Schüssen zu entgehen, wirft der feindliche Flieger seine Bomben ziellos ins Gelände ab.

Der Krieg in Ostafrika im Februar und März 1917.

(Hierzu die Bilder Seite 46 und 47.)

Die wechselvollen Kämpfe, die die deutsche Schutztruppe zu Beginn des Jahres 1917 mit der weit überlegenen Hauptmacht des Gegners im Nordabschnitt (am Großen Ruaha- und Rufijiflusse) und im Küstenabschnitt auf der Linie Utete—Mohoro—Kibata—Kilwa zu bestehen hatte, endeten im Februar zugunsten der Deutschen. Die monatelangen hartnäckigen Angriffe der weißen und farbigen Engländer gegen die von Natur starken deutschen Stellungen am Großen Ruaha und am Rufiji brachten den Angreifern neben schweren Menschenverlusten nur ganz geringen Geländegewinn. Das Hauptziel des Feindes, die Durchbrechung und Aufrollung der verhältnismäßig schwach besetzten deutschen Linien, konnte nicht erreicht werden. Selbst der unbedeutende Geländegewinn wurde den Engländern streitig gemacht. Infolge der ungestüm einsetzenden deutschen Gegenstöße waren sie gezwungen, wieder über die beiden Flüsse, die sie an wenigen Stellen zu überschreiten vermocht hatten, nach Norden zurückzugehen. —

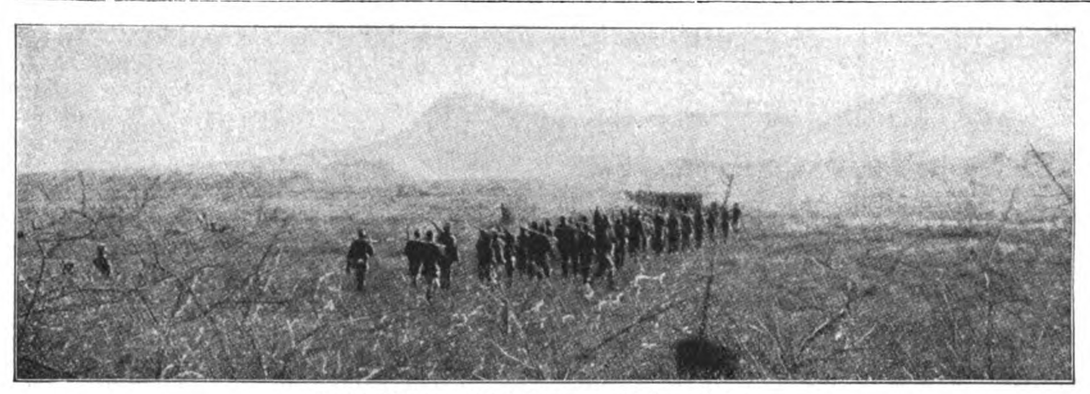
Auch mit ihren Angriffen vom Rufijidelta aus gegen Utete und Mohoro konnten die Engländer nicht durchdringen. Beide Orte blieben in den Händen der deutschen Verteidiger. —

Zu weiteren Unternehmen waren die Engländer im Februar am Großen Ruaha und am Rufiji nicht mehr imstande; zudem hatten sie in den unübersichtlichen, buschigen und sumpfigen Geländestrichen mit großen Transportschwierigkeiten zu kämpfen, wodurch ihre Bewegungen sehr gehemmt wurden. Als dann im März die große Regenzeit anbrach und die weiten Niederungen der beiden Flüsse in riesige, unwegsame Sümpfe und Moräste verwandelte, hörten die im Nordabschnitt an verschiedenen Punkten aufgelebten kleineren Kämpfe vollständig auf.

Die Engländer mußten wiederum ihre mehrmals sehr geschwächten Truppenverbände neu ordnen. Die Überreste der weißen englischen Truppen waren fast durchweg an Malaria und Dysenterie erkrankt und somit gänzlich kampfunfähig, so daß sie der Oberbefehlshaber Hoskins in die Heimat zurückschicken mußte. Sie wurden nach und nach durch Negertruppen aus allen britischen Kolonien ersetzt, unter denen sich auch die englische Negerbrigade aus Nigeria sowie das Negerregiment der Goldküste, die sich von 1914 bis 1916 an dem Raubzuge gegen Togo und Kamerun beteiligten, befanden. —

Wie sich aus nachträglich eingetroffenen Berichten ergab, war es den Engländern auch im Nordabschnitt in der Küstengegend sehr schlimm ergangen. Die Engländer hatten die Absicht, den deutschen Schutztruppenstreitkräften, die am Rufijifluß und dessen Delta standen, den etwa beabsichtigten weiteren Rückzug nach Süden zu verlegen und sie langsam zu umfassen. Zu diesem Zwecke schickten sie gegen Ende November 1916 mehrere tausend Mann unter dem General Hannington von Daressalam zur See nach Kilwa-Kiwindsche, das von ihnen schon früher besetzt und zu einem starken Stützpunkte ausgebaut worden war. Von dort aus rückte in den ersten Dezembertagen eine starke Kolonne in nordwestlicher Richtung auf der Straße Kilwa—Mohoro nach Kibata vor, während eine zweite gleichstarke Kolonne auf der Straße nach Kwa-Kiboka am Matandufluß entlang nach Westen ins Innere ging.

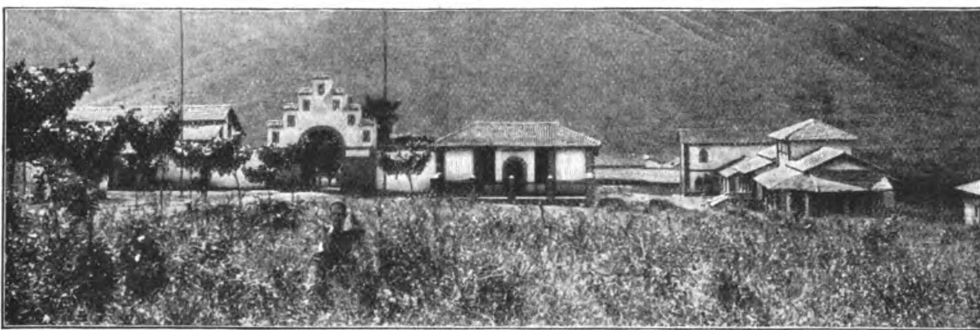
Die erste Kolonne wurde in der Gegend von Kibata zum Kampfe gezwungen. Beinahe während des ganzen Monats Dezember wurde erbittert um Kibata gerungen, bis die Deutschen einen vollständigen Sieg über ihre Gegner davontrugen. Die schwer geschlagenen Engländer flüchteten nach Kilwa zurück, verfolgt von den Siegern, die die Verfolgung erst dicht vor Kilwa einstellten. Doch die Engländer



Vormarsch der Südafrikaner am Kilimandscharo.

erhielten Verstärkungen und unternahmen schon am 1. Januar 1917 wieder heftige Angriffe von Kilwa aus. Nach heißen Gefechten mußten die Deutschen vor der Übermacht wieder auf Kibata zurückweichen, wo bis zum Februar wiederholt heiße Gefechte entbrannten. Nachdem es den Deutschen gelungen war, Verstärkungen heranzuziehen, gingen sie selbst zum Angriff über, schlugen in mehrtägigem hin und her wogendem Kampfe die Engländer zum zweiten Male und warfen sie abermals auf Kilwa zurück.

Weit kläglicher endete die Einkreisungsbewegung der anderen Kolonne. Ohne besonderen Widerstand zu finden, gelang es ihr anfänglich, ziemlich weit ins Innere, beinahe bis Kwa-Kiboka vorzudringen. Da zogen aber in Eilmärschen einige deutsche Schutztruppenabteilungen dem eingedrungenen Feind am Matandu entgegen. Die Engländer verschanzten sich bei Kwa-Kiboka und erwarteten



Kigale, der Sitz des Residenten von Ruanda.

ihre Gegner in den befestigten Stellungen. Doch durch tagelanges, überaus geschicktes Manövrieren lockten die Deutschen die Engländer aus ihren Stellungen heraus und umfaßten sie unauffällig. Die eingekreiste Kolonne wurde dann nachts gleichzeitig von allen Seiten heftig und überraschend angegriffen und ihr in vielstündigem, wütendem Nahkampfe eine vernichtende Niederlage bereitet. Nur einem kleinen Teil der Engländer gelang es, dem Verderben zu entrinnen und nach Osten zu entkommen, hartnäckig verfolgt von den schnellfüßigen deutschen Askari. Während der Verfolgung wurden die Flüchtlinge nach und nach aufgerieben; nur einzelne vermochten Kilwa-Kiwindsche unversehrt wieder zu erreichen. —

Im Westabschnitt, auf der Linie Ssongea — westlich Mahenge—Kilomberofluß, stellten die Deutschen im Februar ihren Rückzug ein, leisteten dem vorsichtig folgenden Gegner kräftigen Widerstand, hielten dann dessen weiteren Vormarsch auf und drängten ihn im März stellenweise wieder ziemlich weit nach Westen zurück. —

Im Süden, am unteren Rowuma und südlich davon, wo deutsche Abteilungen auf portugiesischem Boden standen, kam es nirgends zu größeren Zusammenstößen; beide Gegner beschränkten sich auf Patrouillentätigkeit. —

Ein schneidiges deutsches Heldenstück wurde im März bekannt. Eine berittene Streifabteilung von etwa einem Dutzend Deutscher und einigen treuergebenen Askari zog viele Monate lang weit im Rücken der britischen Truppen an der von den Engländern besetzten deutschen Zentralbahn, am Viktoriasee, am Nyassasee, im deutschen und englischen Kilimandscharogebiet umher und führte den Krieg im kleinen auf eigene Faust. Sie fügte dem Feinde durch das Zerstören zahlreicher Brücken, Bahnlinien und Proviantlager, sowie kühne Überfälle auf britische Posten und Kolonnen großen Schaden zu. Seit Juli 1916 veranstalteten die Engländer ein Kesseltreiben gegen die wackere deutsche Heldenschar, die jedoch erst am 25. März 1917 von ihnen an den Nordostabhängen des Kilimandscharo gefaßt werden konnte. Nach einem kurzen, aber sehr heftigen Gefechte mußte sie sich den Engländern ergeben.



Die Schlacht im Karst.

Von Walter Oertel.

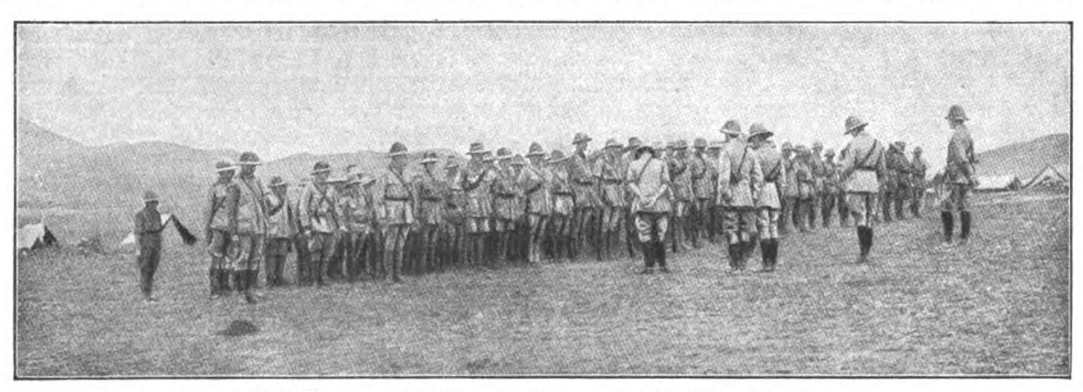
(Hierzu das Bild Seite 48.)

Nachdem der große, unter Aufwand unerhörter Machtmittel begonnene Frontalstoß der Italiener zwischen Plava und Duino, wie er in unsrer fortlaufenden Darstellung der Geschichte des Weltkrieges auf Seite 17 geschildert wurde, gescheitert war, sah sich Cadorna einer überaus schwierigen Frage gegenüber. Er war vor die Entscheidung gestellt, entweder die Offensive abzubrechen und erst nach Auffüllung der stark mitgenommenen Korps der vorderen Linie und Ergänzung der Munitionsbestände abermals zum Angriffe vorzugehen, oder seine ganzen noch verfügbaren Reserven gegen einen schmalen Frontabschnitt anzusetzen, um mit diesen, gestützt auf eine mächtige Artilleriewirkung, den Durchbruch zu versuchen.

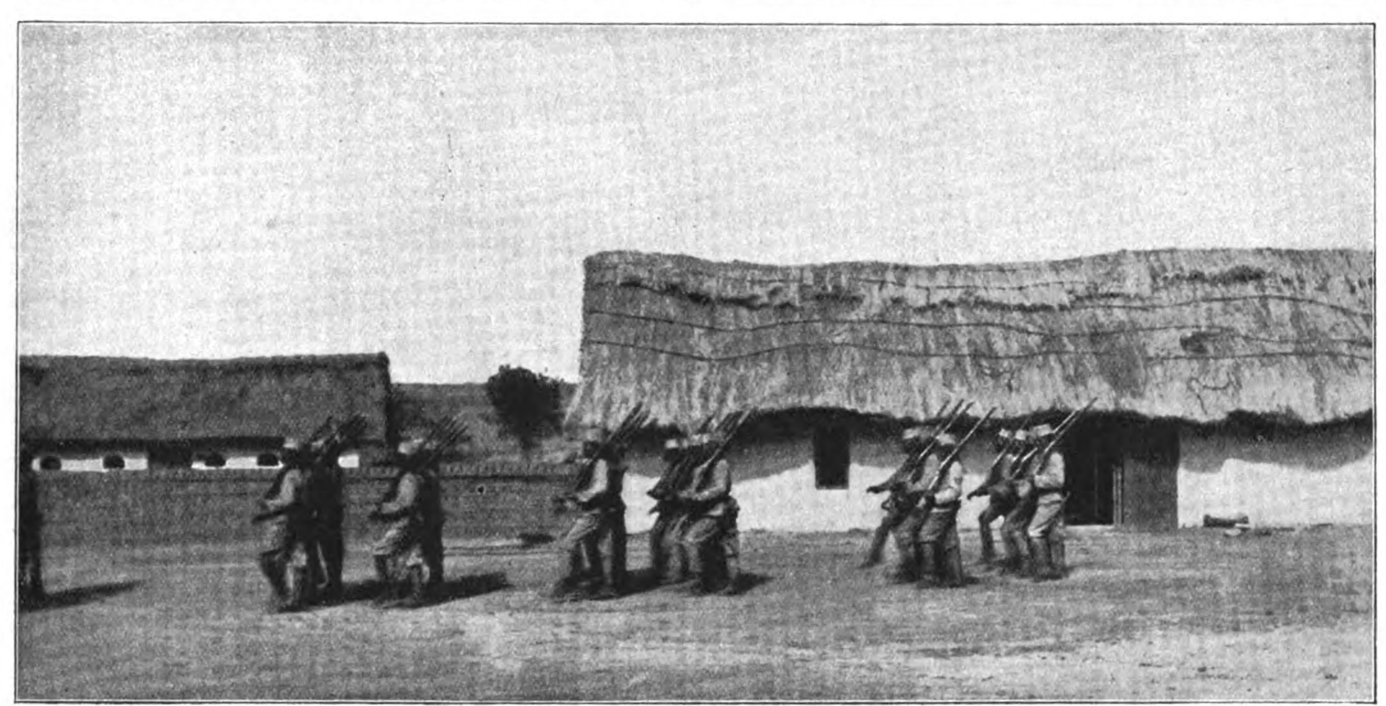
Der italienische Heerführer entschied sich für das letztere. Während einer kurzen Kampfpause gruppierte er seine Truppen um, wies der auf dem Südflügel stehenden dritten Armee seine gesamten Reserven zu und schob auch die weitaus größte Zahl seiner schweren Batterien, darunter zehn englische schwersten Kalibers, nach dem rechten Flügel.

Abermals sollte die unwirtliche Karsthochfläche den Schauplatz für den Entscheidungskampf bilden. Als Ziel des großen Durchbruchsversuches wurde auch diesmal das schon so oft vergeblich angestrebte Triest angegeben.

Die dritte Armee griff an. Ein mächtiges Trommelfeuer schmetterte auf die österreichisch-ungarischen Gräben nieder, die schweren Minenwerfer arbeiteten unablässig, Gas wurde abgeblasen, und durch rücksichtslosen Einsatz von Tausenden von Gasgranaten versucht, die gegnerische Artillerie handlungsunfähig zu machen. Nachdem so alles getan worden war, um den Infanterieangriff in



Besichtigung der britischen berittenen ostafrikanischen Schützen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Marschübung der 4. Kompanie der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe in der Militärstation Kilimatinde.

wirkungsvoller Weise vorzubereiten, brachen die Italiener gegen den Fajti Hrib und die südlich anschließenden Höhen los.

Sie fanden einen Empfang, wie sie ihn sich nicht hatten träumen lassen.

Infolge der Kämpfe bei Oppachiasella und Nova Vas im November 1916 hatte die österreichisch-ungarische Heeresleitung ihre Truppen auf die westlich von Kostanjevica gelegenen Höhen zurücknehmen müssen. Diese neuen Stellungen waren in unablässiger, Tag und Nacht andauernder Arbeit auf das sorgfältigste ausgebaut worden. Ein förmliches Grabensystem war entstanden, Stellung hinter Stellung, tiefe Drahtfelder, Höhlen, in denen die Felsdeckung selbst gegen den Einschlag der schwersten Granaten Schutz gewährte, verdeckte Annäherungswege und Galerien; und hinter diesem so vortrefflich ausgestalteten Schauplatz des Infanteriekampfes stand eine Artilleriemasse vereinigt, die auch trotz des rasenden Feuers der italienischen Batterien nicht zum Schweigen zu bringen war.

In ihren bombensicheren Höhlen hatte die österreichisch-ungarische Infanterie ruhig den gewaltigen Geschoßhagel der italienischen Batterien über sich ergehen lassen, nur die Beobachtungsposten standen in den Gräben, kühl dem sie tausendfach umlauernden Tode ins Auge sehend.

Die Regimenter, die hier auf dem Südflügel der österreichisch-ungarischen Kampffront standen, waren Kerntruppen, Veteranen aus den früheren Isonzoschlachten, vorwiegend Magyaren, Heerestruppen und Honved, kampfgeübt und tapfer. Als die Italiener in unübersehbaren Sturmwellen gegen die Stellungen der Ungarn heranwogten, kam auf einmal Leben in die öde und leer liegenden Gräben. Die Alarmzeichen gellten. Maschinengewehre wurden rasch auf die Böschung gesetzt. Das Schnellfeuer prasselte, die Infanteriegeschütze feuerten wie rasend, und gleichzeitig ergossen die österreichisch-ungarischen Batterien einen wahren Hagel von Schrapnellen und Granaten auf die vorstürmenden Italiener.

Unter dem Einschlag der schweren Granaten zitterte der Boden, Felstrümmer flogen umher, alles war in Rauch und Staub gehüllt, aus dem nur die roten Lichter der platzenden Schrapnelle grell aufleuchteten.

Es war eine Hölle, in die der Befehl Cadornas die Stürmenden hineintrieb.

Die Wirkung der Artillerie war fürchterlich.

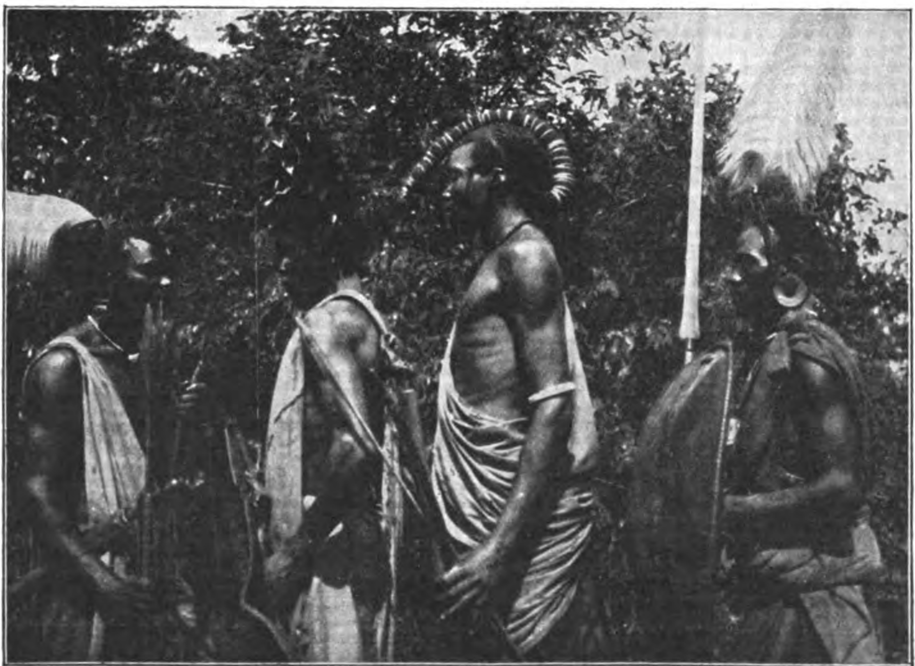
Unter dem Eisenhagel fielen die Italiener reihenweise, ihre Toten und Verwundeten bedeckten den Boden, ganze Regimenter schmolzen in diesem mörderischen Feuer zu kleinen Truppen zusammen oder wurden durch diesen Eisenorkan völlig weggefegt.

In richtiger Vorausahnung der unerhörten Blutopfer, die dieser Sturm kosten würde, hatte Cadorna für tiefste Staffelung der Angriffswellen gesorgt. Wie viele auch in den vorderen Linien fielen, immer neue Bataillone betraten das Todesfeld und der italienische Angriff blieb im Rollen.

Jedoch nicht an allen Stellen.

Wo die Geschosse gar zu sehr wüteten, wo die Offiziere fielen und die Verbindung der angreifenden Truppenteile abriß, traten Stockungen in der Vorwärtsbewegung ein, und das mächtige österreichisch-ungarische Sperrfeuer tat das Seinige, um den führerlosen und entsetzlich zusammengeschossenen Regimentern den letzten Halt zu rauben. So brachen denn an manchen Punkten die Anläufe zusammen, und die Italiener stürzten panikartig auf ihre Ausgangsstellungen zurück.

Für die siegreichen Verteidiger gab es aber keine Ruhepause. Sofort



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine Gruppe der Nagoge-Hilfskrieger der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe, genannt Ruga-ruga.

brachten die durch die Abweisung des italienischen Angriffes entlasteten Truppen ihre Maschinengewehre auf die höchsten Punkte ihrer Stellungen hinauf, Infanteriegeschütze wurden aus den Gräben auf das freie Feld geschoben, und ein furchtbares Flankenfeuer fuhr in die Reihen der noch in der Vorwärtsbewegung befindlichen italienischen Bataillone. Unter ungeheuren Verlusten stürmten diese weiter, durchbrachen die zerschossenen Hindernisse und drangen in die eingetrommelten Gräben ein.

Ein Nahkampf von beispielloser Erbitterung begann. Handgranaten flogen den Stürmenden entgegen, und dann warfen sich die Ungarn auf die Italiener, das geliebte heimatliche Streitbeil, den Fokos, in der Rechten und das Messer in der Linken. Auch die Artilleristen, die bei den Infanteriegeschützen standen, wichen beim Einbruch der Italiener nicht zurück. Revolver und Messer wurden gezogen, und dann ging es Mann gegen Mann.

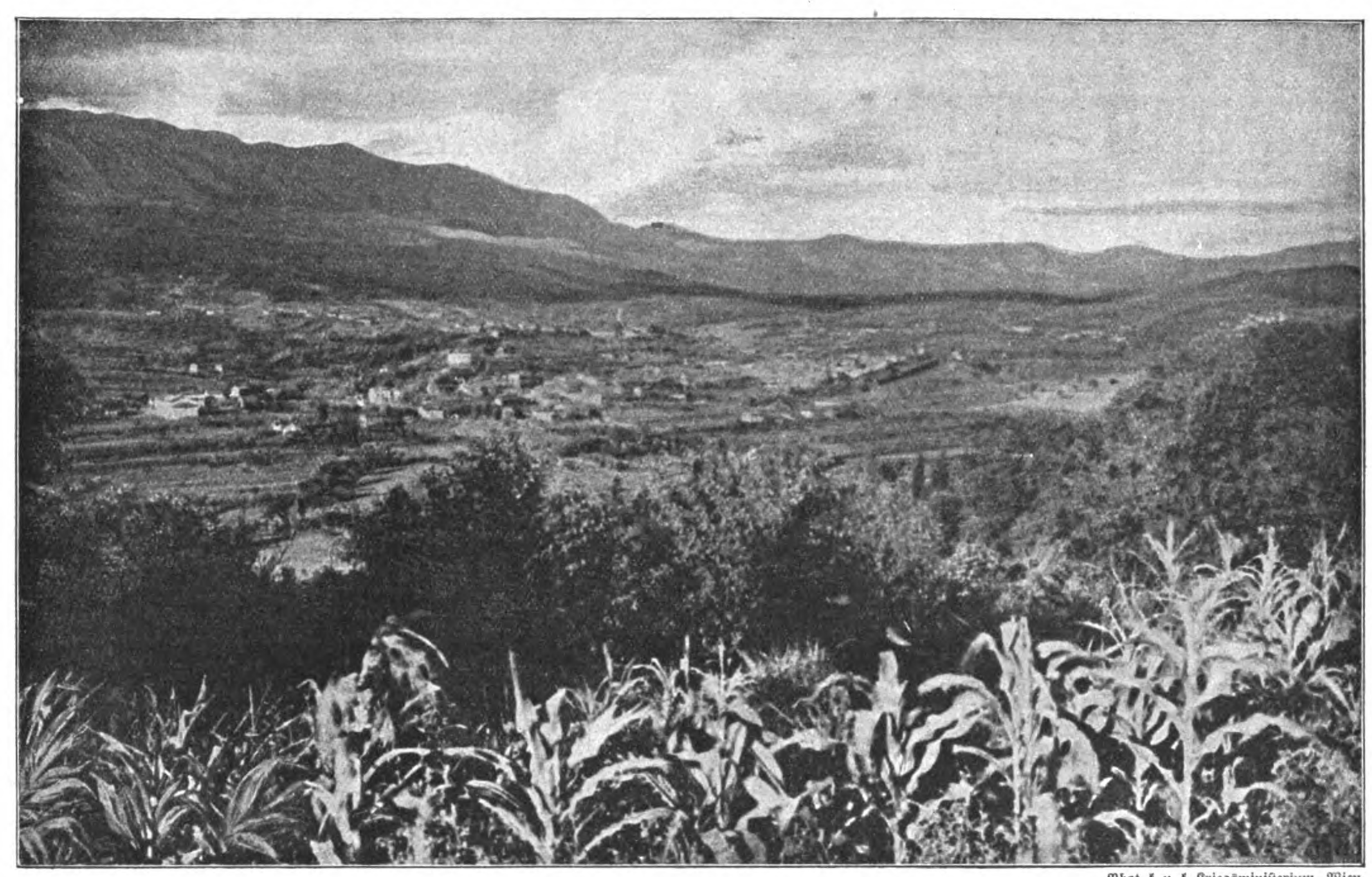
Mit kühler Ruhe leitete Boroevic, der erfahrene Führer von neun Isonzoschlachten (siehe das Bild Band I Seite 327), das gewaltige Ringen. Er sorgte dafür, daß den tapferen entrissen und gegen nicht weniger als achtzehn italienische Gegenstöße gehalten wurden.

Am dritten Kampftage wurde es klar, daß der gewaltige Stoß aufgefangen war und die Italiener nicht weiterkamen, um so weniger, als auch die heftigen Angriffe, die die zweite Armee zur Entlastung des Hauptstoßes im Raume von Vodice führte, vollkommen scheiterten.

Vergebens donnerten immer wieder Tausende von italienischen Geschützen, vergebens bemühten sich von Grado aus die dort zusammengezogenen Flottenstreitkräfte des Vierverbands durch Fernfeuer die artilleristische Wirkung zu steigern.

Die zehnte Isonzoschlacht war schon jetzt für die Italiener verloren.

Der große Durchbruch nach Triest war wieder vollkommen mißglückt, und die großen Reitermassen, die die italienische Heeresleitung bereitgestellt hatte, um nach englischem Muster nach „erfolgtem Durchbruch" die Vernichtung des „flüchtenden Gegners" durch Kavallerie zu vollenden, mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen.



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Ausblick von Gradiskutta nach Süden gegen das Karstgebirge.

Leuten, die sich in der vordersten Linie mit verbissener Wut wehrten und entschlosen waren, lieber bis auf den letzten Mann zu fallen, als dem verhaßten Gegner zu weichen, rechtzeitig Hilfe kam.

So erschienen denn sehr bald in dem wilden Handgemenge neue österreichisch-ungarische Kräfte, kroatische Rufe erschollen, und der rote Fes der gefürchteten Bosniaken leuchtete in der vorderen Linie auf. Immer neue Helfer kamen in die Gräben und verbissen sich im Nahkampfe mit den Italienern, bis endlich deren Kraft erlahmte. Die Mehrzahl der Eindringlinge fiel, der Rest wurde gefangen, und nur Trümmer der stolzen Angriffsbataillone retteten sich vor der völligen Vernichtung zu den Ihrigen zurück.

Nur zwei Höhen waren nach mörderischem Kampfe von den Italienern erstürmt und behauptet worden. Es waren dies die Höhen 247 und 251 zwischen Hudilog und Selvo, wo die Italiener, von Nova Vas aus vorgehend, den Hauptstoß im Raume südlich von Nova Vas vorgetrieben hatten. Am Vormittage waren diese Punkte von den Italienern erstürmt worden, am Nachmittage schon begann der österreichisch-ungarische Gegenstoß, unter dessen Wucht beide Höhen nach wütendem Handgemenge den Italienern wieder

Die italienischen Verluste waren erschreckend hoch. Einschließlich der Einbuße an Gefangenen mußte Cadorna nicht weniger als 180 000 Mann (nach schweizerischen Angaben) als tot, verwundet und gefangen aus den Listen der 35 an der zehnten Isonzoschlacht beteiligten Divisionen streichen, eine Einbuße, der nicht nur im Verhältnis zu den gebrachten Opfern, sondern ganz allgemein genommen, ein kaum bemerkbarer taktischer Gewinn gegenüberstand.

Die Truppen waren durch den fürchterlichen Kampf außerordentlich mitgenommen, ganze Heeresteile aufgerieben, das Geschützmaterial stark abgenützt worden; die Munitionsvorräte hatten sich stark vermindert, und eine Weiterführung der Offensive in der bisherigen Art erwies sich als unmöglich.

So flaute denn der Kampf allmählich ab, das Artilleriefeuer wurde merklich schwächer, und die Infanterieunternehmen beschränkten sich auf in kleinem Rahmen gehaltene Vorstöße, die nur örtlichen Zwecken dienten.

Die Armee Boroevic aber stand fest und unerschütterlich in ihren zerwühlten, durch das Granatfeuer umgepflügten Stellungen, entschlossen, jedem neuen Ansturm der Italiener die Stirn zu bieten und ihn so abzuweisen, wie sie es bereits mit zehn blutigen Schlachten am Isonzo getan hatte.



Sturm schlesischer Grenadiere gegen die feindliche Mitte der Cernabogenstellung.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

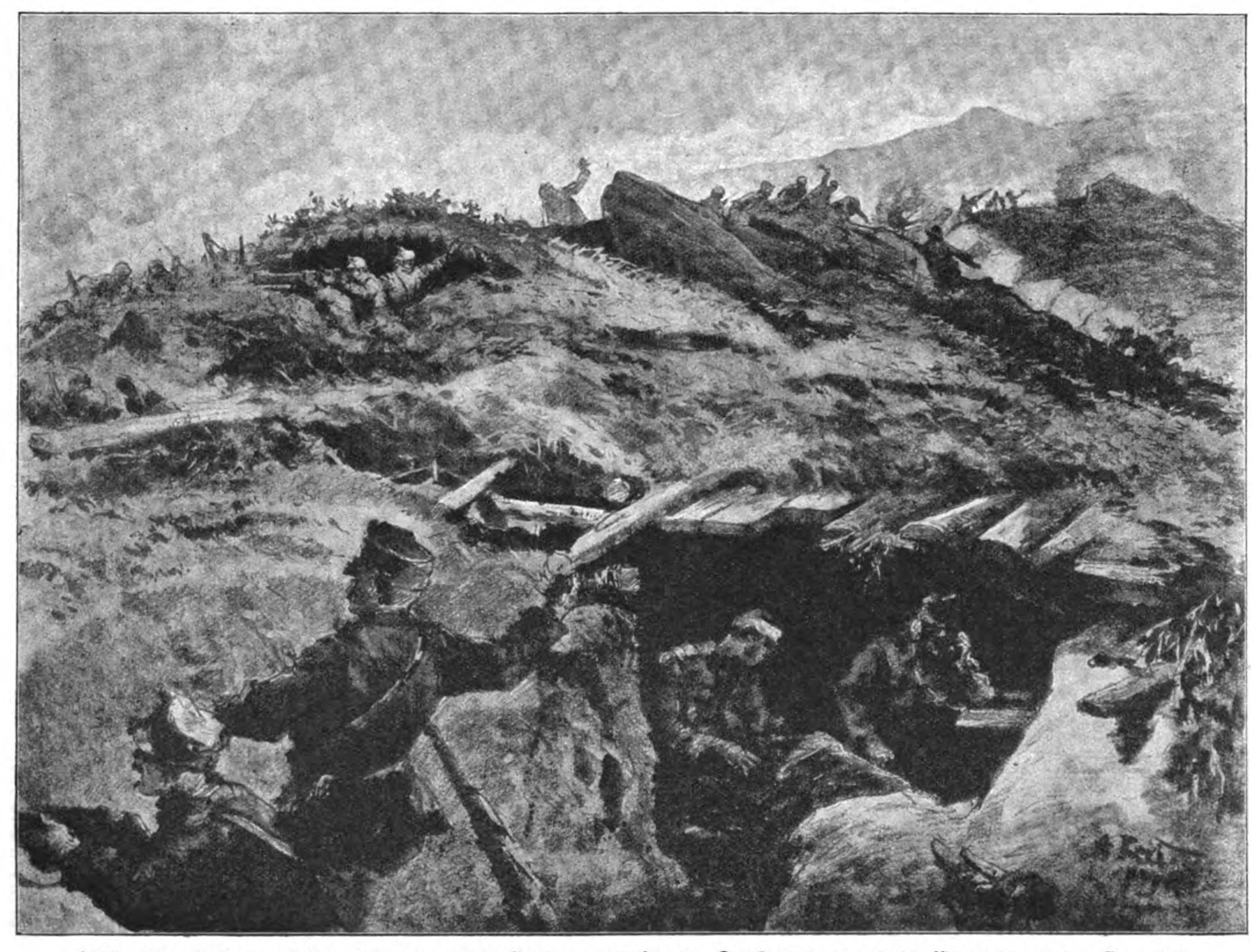
(Fortsetzung.)

Die zehnte Isonzoschlacht, die von den **Italienern** Mitte Mai entfesselt worden war, hatte, wie die neun vorausgegangenen, Triest zum Ziel; sie war nach zehn Tagen heißesten Kampfes aber noch nicht im Sinne der Italiener entschieden worden. Zwar hatten diese zwischen Bodrez und Loga zeitweilig das linke Isonzoufer gewonnen; allein die österreichisch-ungarische Artillerie vertrieb sie sehr bald wieder. Auch die Kukhöhe hatten sie besetzen können, doch zu einem einheitlichen Vormarsch war es trotz aller Opfer, die die Italiener im Norden von Görz brachten, nicht gekommen. Mit einem Einsatz von 600000 Mann, von denen wenigstens 100000 als gefallen oder kampfunfähig ausgeschieden waren, erzielten die Italiener nur 5 Quadratkilometer Raumgewinn.

Nach zweitägiger Pause richtete Cadorna einen zweiten Stoß unmittelbar gegen die Karstfront, der aber, wie wir bereits in einem Sonderbericht aus fachmännischer Feder auf Seite 46 ausführten, ebenfalls keinen Erfolg für die Italiener zeitigte. Cadornas Truppen mußten auch südlich von Görz ungeheure Blutopfer für einen Raumgewinn bringen, der aus nur 4 Quadratkilometern zerschossenen und zerwühlten Bodens bestand. Der zweite Teil der zehnten Isonzoschlacht erreichte am 24. und 25. Mai seinen Höhepunkt und flaute bis zum 28. Mai völlig ab.

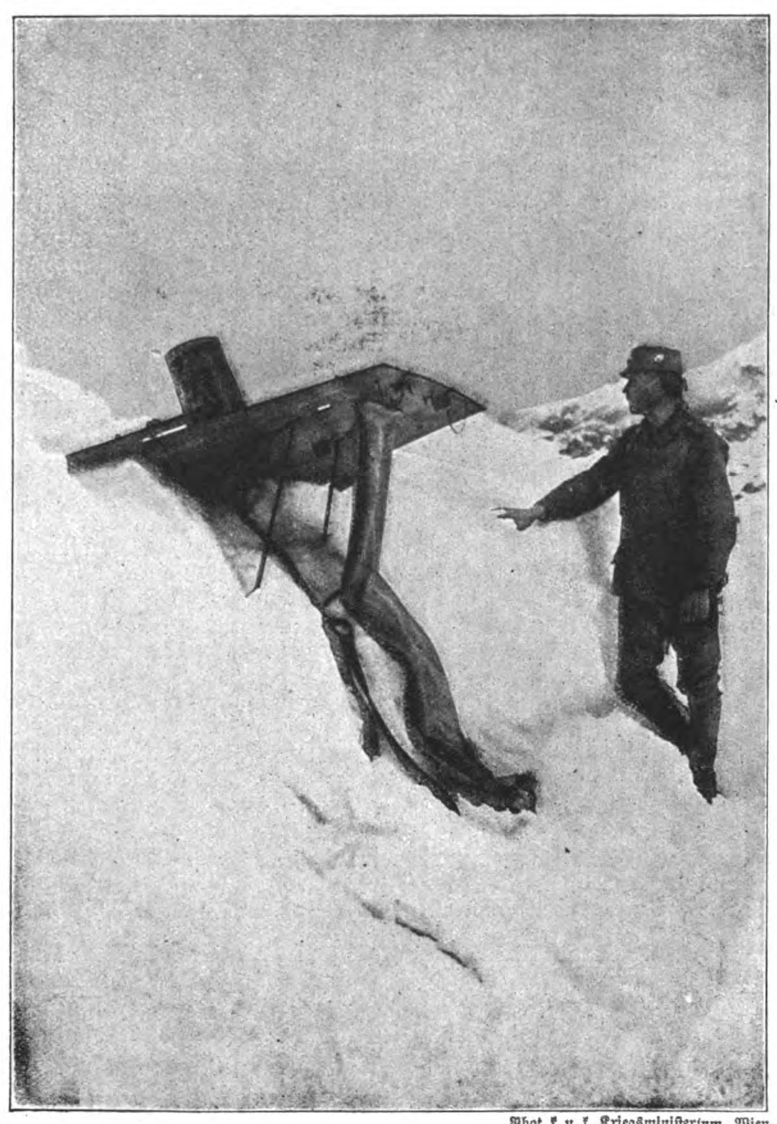
Während dieser Zeit ließ Cadorna den k. u. k. Truppen auch nördlich von Görz keine Ruhe; seine Hauptanstrengungen richtete er aber gegen das Gebiet südlich von der Wippach bis zum Meere. San Marco, Fajti Hrib, Kostanjevica und Jamiano waren die Kernpunkte des ungeheuren Ringens. Bei dem letztgenannten Orte wogten die Kämpfe lange unentschieden hin und her. Um die Hügel 235 und 237 mußten die Italiener fortgesetzt vergeblich kämpfen. Hatten sie die k. u. k. Truppen dort einmal verdrängt, so entwickelte sich augenblicklich ein unwiderstehlicher Gegenstoß der Österreicher und Ungarn, der von ihrer Artillerie vorzüglich unterstützt wurde. Am 26. Mai schon war ersichtlich, daß die Italiener keine Aussicht mehr hatten, vorwärts zu kommen, obwohl sie die größten Anstrengungen machten. An einzelnen Brennpunkten wiesen österreichisch-ungarische Regimenter während 48 Stunden nicht weniger als siebzehn italienische Angriffe ab. Das ungarische Heeresregiment Nr. 37 hielt innerhalb eines Tages sogar achtzehn feindlichen Vorstößen stand und eroberte dabei dreimal im Gegenangriff eine Höhe zurück. An einer Stelle stürmte der Artillerieleutnant Erzherzog Leopold in Gemeinschaft mit einigen Kanonieren bis in die italienischen Linien vor und holte daraus 2 Maschinengewehre als Beute. Auf dem Nordflügel kam es am 28. Mai zu schärferen Gefechten um die Höhe von Vodice und den Monte Santo. Seit dem 23. Mai hatten die k. u. k. Truppen die Zahl ihrer Gefangenen auf über 7000 Mann erhöht.

Nach einer kurzen Pause begann der dritte Teil der Schlacht. Cadorna war sich der Gefahr bewußt, die eine längere Unterbrechung der Kampfhandlungen für das Gelingen seines Vorhabens in sich schloß und suchte die Erschöpfungserscheinungen, die seine Heere in den letzten Tagen gezeigt hatten, unter allen Umständen zu überwinden. Mit einem riesigen Aufgebot von Automobilen sorgte er für Auffüllung und Ersatz der zertrümmerten Brigaden, was übrigens mit anerkennenswerter Schnelligkeit vor sich ging. So wurde als Ersatz für einen völlig abgekämpften Truppenteil eine Brigade ausersehen, die im Trentino in



Italienischer Ansturm auf österreichisch-ungarische Stellungen am Isonzo. Der Telephonist gibt die Verständigung zum Gegenstoß.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Österreichisch-ungarische Steinbatterie am Ortler.

einer Ortschaft auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden lag. Ihre Alarmierung erfolgte am 28. Mai. In Hunderten von Automobilen waren die Mannschaften in kurzer Zeit unterwegs. Fünfzehn Stunden fuhren sie Tag und Nacht hindurch und trafen morgens in Cormons ein. Hier gönnte man den Soldaten, die 250 Kilometer Fahrt hinter sich hatten, einen Ruhetag, aber am Abend befanden sie sich schon wieder auf dem Wege. Diesmal zu Fuß. Als sie im Raume von Plava eintrafen, wurden sie sofort ins Feuer geführt. Schon am 30. Mai nahmen die Österreicher und Ungarn Teile dieser Brigade gefangen und Tags darauf war sie völlig kampfuntauglich geworden, obwohl sie vor ihrem Eingreifen in die Isonzoschlacht monatelang in Ruhe gelegen hatte, also in voller Stärke und Schlagkraft ins Gefecht gekommen war.

Der dritte Massensturm der Italiener (siehe die Bilder Seite 49, 52 und 53) war nicht von langer Dauer. Der Umstand, daß Cadorna schon aus dem Trentino Hilfe herbeiholen mußte, bewies, daß seine reichen, ihm zur Verfügung stehenden Reserven aufgebraucht worden waren.

Mit all ihren Massenopfern hatten die Italiener in den drei großen Kampfabschnitten der zehnten Isonzoschlacht nicht viel erreicht. Sie glich im allgemeinen ihren Vorgängerinnen und hatte die allgemeine Lage kaum verändert. Nur ein Teil von dem, was das feindliche Trommelfeuer zerschlagen hatte, war in die Hand der Feinde gefallen; am Kuk und bei Jamiano hatten sie Gelände gewonnen. Wie nachdrücklich sie auch versucht hatten, diese Gewinne zu erweitern, so ergebnislos war ihre Mühe geblieben. Da somit für die Italiener wenig Grund zur Freude vorlag, suchten sie sich an der Zahl ihrer Gefangenen zu berauschen, die sie in neunzehntägigen Sturmläufen gemacht haben wollten und auf 23 000 angaben, was jedoch viel zu hoch gegriffen war. Aber selbst wenn die Zahl richtig gewesen wäre, hätte berücksichtigt werden müssen, daß die Österreicher und Ungarn, trotzdem sie in der Verteidigung waren, über 16 000 Italiener gefangen hatten. Der Gesamtverlust der Italiener belief sich auf mindestens 180 000 Mann. Das war der Menscheneinsatz für die geringen Erfolge am Kuk und bei Jamiano, zu denen noch die Einnahme von San Giovanni kam, das die Italiener infolge der Mitwirkung der später vertriebenen englischen Kanonenboote zu besetzen vermochten.

Jamiano und San Giovanni in italienischer Hand konnten zu einer auswertbaren strategischen Bedeutung gelangen, weil sie den nördlichen und südlichen Schulterpunkt der k. u. k. Hermadastellung bildeten. Zu einer Auswertung dieses Besitzes ließen es die Österreicher und Ungarn aber nicht erst kommen. Sie griffen am 2. Juni die ihnen verloren gegangenen Stellungen am Hügel von San Marco bei Görz an und säuberten sie vom Feinde, von dem sie dabei 8 Offiziere und 500 Mann gefangen nahmen. Auch 4 Maschinengewehre wurden erbeutet. Diese nur 2 Kilometer östlich von Görz gelegene Höhe 171 war in den Tagen der schwersten Angriffe von nicht weniger als drei italienischen Brigaden unter Lambro, Tarantelli und Ré unausgesetzt bestürmt worden. Hunderttausende von Granaten, darunter Kohlenoxyd- und Phosphorgasgranaten, waren gegen die tief in die Felsen gesprengten Höhlen des österreichisch-ungarischen Bataillons, dem dort die Verteidigung anvertraut war, abgeschossen worden, auch Nebelgas blies der Feind ab, und ununterbrochen flogen die großen 16-Kilo-Minen in die österreichisch-ungarischen Gräben. Trotzdem wurden alle feindlichen Stürme abgeschlagen, bis endlich doch die vorderste Linie vor der Übermacht aufgegeben werden mußte. Nun war auch diese an die k. u. k. Truppen wieder zurückgefallen. Alle Gegenangriffe, die die Feinde am nächsten Tage unternahmen, blieben ergebnislos und vermehrten nur die österreichisch-ungarische Beute des Vortages.

Am Fajti Hrib zeigten sich die k. u. k. Streitkräfte am 3. Juni den Italienern ebenfalls überlegen. Die niedrige, abgeplattete Westkuppe des Berges war in italienischen Händen, die höhere Spitze, der Ostberg, gehörte den Österreichern und Ungarn. Auch hier hatten sich die italienischen Soldaten in zahllosen Anstürmen umsonst geopfert, obwohl ihre Artillerie den spitzen Ostberg mit Granaten zugedeckt und die Minenwerfer ein Trümmerfeld von Erde und Stein aus den österreichisch-ungarischen Gräben der vordersten Stellung gemacht hatten. Nun schleuderten die Skodamörser der k. u. k. Artillerie ihre 30,5-cm-Granaten auf den Westberg, die dort die feindlichen Stellungen umpflügten. Dann brachen die Österreicher und Ungarn vor, brachten den Feinden eine blutige Schlappe bei und führten 350 Italiener in die Gefangenschaft.

Die immer weiter um sich greifende Erschöpfung der italienischen Armee, die bei diesen Zusammenstößen erkennbar wurde, trat besonders am 4. Juni zutage, als die Österreicher und Ungarn auch gegen die Einbruchstelle der Feinde bei Jamiano vorgingen. In scharfem Ansturm gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, dort den Widerstand der Italiener zu brechen und die ihnen vor wenigen Tagen überlassenen Stellungen wieder zu entreißen, sowie 171 Offiziere und 6500 Mann zu Gefangenen zu machen. Die hohe Zahl erklärt sich aus dem Bestreben der Italiener, die Niederlage durch rasche Herbeiführung starker Reserven um jeden Preis abzuwenden, wodurch auch die Gewalt des Zusammenstoßes erheblich gesteigert wurde. Die tadellosen Verbindungen hinter der italienischen Front erwiesen sich für Cadorna nun als außerordentlich wertvoll. Auf einem Dutzend der vorzüglichsten Straßen ratterten die Brigaden auf Kraftwagen nach dem bedrohten Frontpunkte. Und nicht nur bei Jamiano, sondern auch bei San Marco am Fajti Hrib und bei Kostanjevica sollte die Lage wiederhergestellt werden; Tag und Nacht trafen die italienischen Verstärkungen auf den Schlachtfeldern ein. Die Maßlosigkeit im Nachschub der Truppen erwies sich aber sehr bald als nachteilig und half den Zusammenbruch mit herbeiführen. Das rasche Fortschreiten des Angriffes der Österreicher und

Ungarn brachte Verwirrung in die italienischen Reihen, deren Führung über den Stand der Schlacht und über die wirkliche Lage der Brigaden offenbar nicht mehr vollständig unterrichtet war. Mehrere italienische Regimenter gerieten am 4. und 5. Juni, an dem die Kämpfe ungemein erbittert fortgesetzt wurden, fast mit ihrem ganzen Mannschaftsbestande unverwundet in österreichisch-ungarische Gefangenschaft. So wurde das Regiment 86 mit 2685, das Regiment 69 mit 1932 und das Regiment 71 mit 1831 Mann gefangen. Die Brigaden Verona, Siracusa, Puglie und Ancona, zu denen die genannten Regimenter gehörten, wurden fast vollständig aufgerieben. In der Zeit vom 3. bis zum 5. Juni gerieten von den Italienern über 250 Offiziere und 10 000 Mann in Gefangenschaft. Die blutigen Verluste von anderen beteiligten Truppen waren sehr schwer.

Durch die Besetzung von Jamiano hoben die k. u. k. Streitkräfte den Druck der Italiener im Norden der Hermadastellung auf. Zu gleicher Zeit drangen sie auch nach heißem Kampfe in San Giovanni ein. In den Tunneln der Bahnlinie kam es zu einem schweren Ringen, in dem die Feinde Schritt für Schritt zurückgeschlagen werden mußten. Dabei gelang es den Österreichern und Ungarn, auch ein italienisches Feldspital zu nehmen. So war den Italienern von ihrem Geländegewinn an diesem Teil der Front nicht viel übrig geblieben, und gerade die wichtigsten Punkte hatten sie wieder verloren. Zu ihrer Wiedererlangung setzten sie am 6. Juni starke Kräfte ein, doch vermochten sie weder an diesem Tage noch an dem folgenden ihre Gegner zu vertreiben. Sie brachten nur neue Opfer und büßten wieder Gefangene ein, deren Gesamtzahl am 6. Juni schon 27 000 überstieg. Vom 7. bis zum 10. Juni unterblieben dann größere Kampfhandlungen am Isonzo.

Neben der österreichisch-ungarischen Infanterie und Artillerie hatten auch die k. u. k. Flieger wesentlich zur Entscheidung der zehnten Isonzoschlacht beigetragen. Ihre Tätigkeit beschränkte sich nicht nur auf die Aufklärung und die Beschießung feindlicher Lager und Kolonnen, sondern sie griffen auch in die heißesten Infanteriekämpfe mit Maschinengewehren ein und unterstützten so ihre Infanterie in hervorragender Weise. Cadorna hatte auch ein Massenaufgebot von rund 130 Fliegern herangezogen, die bestimmt waren, die rückwärtigen Verbindungen der Österreicher und Ungarn ebenfalls zu stören und in die Kämpfe selbst einzugreifen, doch wurden viele von ihnen von den k. u. k. Fliegern in Luftkämpfen außer Gefecht gesetzt. —

An der Front in Tirol (siehe untenstehendes Bild) war es während des Monats Mai öfter zu Gefechten zwischen Erkundungsabteilungen gekommen, die für die Italiener nicht glücklich verliefen, denn sie verloren dabei 8 Offiziere und 728 Mann an Gefangenen, ferner 10 Maschinengewehre und 3 Granatwerfer. An einzelnen Stellen entwickelten sich auch Vorfeldkämpfe, und das Artilleriefeuer lebte seit dem Beginn der Isonzoschlacht merkbar auf. Besonders war dies auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden vom 6. Juni an der Fall. Es hatte den Anschein, als ob die Italiener auch an diesem Teile der Front einen Schlag führen wollten. Wenn sie aber etwa geglaubt hatten, hier leichter zum Ziele zu kommen, so befanden sie sich im Irrtum, denn die Österreicher und Ungarn hatten gut für die Verstärkung ihrer Linien gesorgt. Im feindlichen Feuer hatten ihre Kolonnen den Weg durch schwer gangbares Gelände gefunden und bis auf die höchsten Gipfel wurden Überraschungen für den Gegner bereitgehalten, wie zum Beispiel am Ortler, wo Steinbatterien (siehe Bild Seite 50) zur Abwehr feindlicher Überfälle angelegt worden waren.

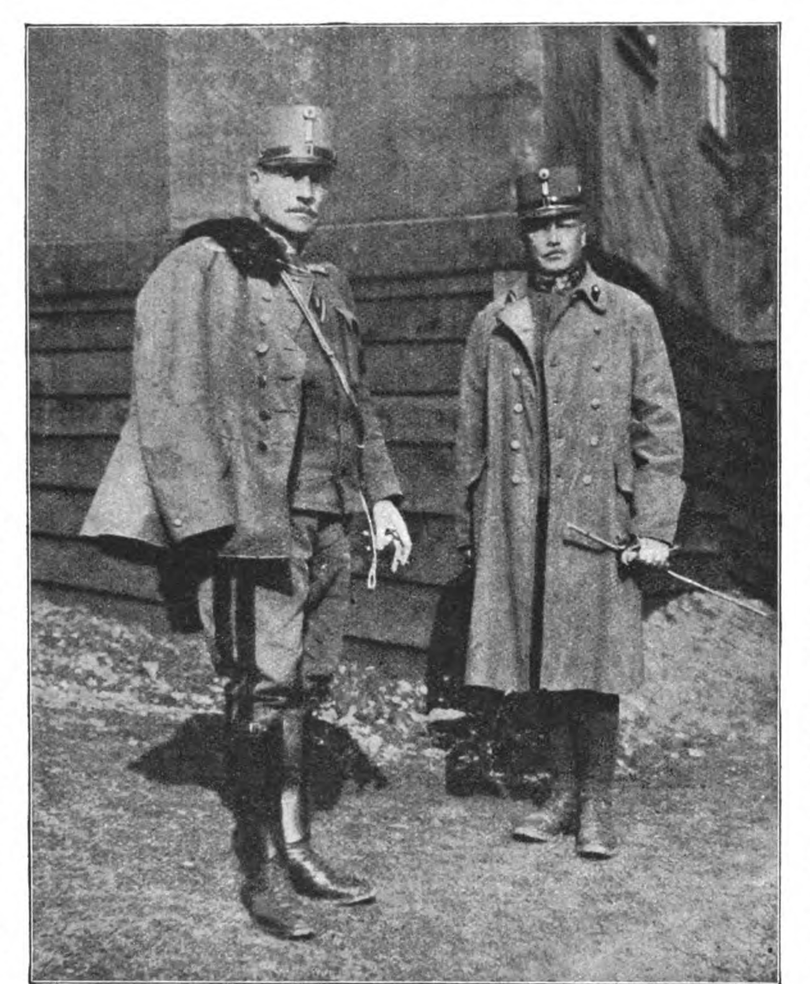
Der Artilleriekampf im Suganertale und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden (siehe die Vogelschaukarte Band IV Seite 473) nahm am Nachmittage des 9. Juni sehr heftige Formen an und wurde am Morgen des 10. in erhöhter Stärke fortgesetzt. An diesem Tage begann dann auch der von den Österreichern und Ungarn erwartete Angriff der 6. italienischen Armee, der auf das sorgfältigste sowohl durch technische Vorarbeiten als auch durch Bereitstellen sehr starker Kräfte, einer bedeutenden Artillerie und außerordentlich vieler Minenwerfer vorbereitet worden war. Der Hauptstoß des Angriffs richtete sich gegen das



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Österreichisch-ungarisches Geschütz an der Front in Tirol. Im Hintergrund Drei-Schusterspitze und Drei-Zinnen.

3. k. u. k. Korps. Schon um 5 Uhr früh hatte an der gesamten Front der Steirer die italienische Artillerie ihre Arbeit begonnen. Sie richtete ihr Feuer ebenso auf die Anmarschlinien und die Reserveräume wie gegen die Kampfstellungen selbst. Die in den Tälern verlaufenden Anmarschlinien trachtete sie durch Vergasung ungangbar zu machen. In das gegen die österreichisch-ungarischen Gräben gerichtete Artilleriefeuer griffen die Minenwerfer mit unerhörter Heftigkeit ein. Neun Stunden lang tobte dieser Feuerorkan, dann gaben die Explosionen von zwei seit langem vom Feinde vorbereiteten Minen der italienischen Infanterie das Zeichen zum Ansturm, dessen Wucht sich gegen die von den vorjährigen Julikämpfen bekannten Punkte Leopozze—Monte Campigoletti—Forno—Monte Zebio und gegen die Assasperre richtete. In mehreren Wellen gegliedert brach zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags feindliche Infanterie aus ihren Gräben. Im selben Augenblick setzte mit automatischer Sicherheit das Sperrfeuer der vorzüglich geleiteten k. u. k. Artillerie ein. Die meisten italienischen Angriffe blieben schon unter diesem Granathagel liegen oder wurden durch Infanterie- oder Maschinengewehrfeuer zurückgewiesen. Nur einzelnen wenigen Abteilungen des Feindes gelang es, über die zerschossenen Hindernisse hinweg an die gänzlich eingeebneten Gräben heranzukommen; hier aber bereiteten ihnen die herbeigeeilten Reserven mit Bajonett und Handgranaten einen sehr heißen Empfang, so daß sie nach erbittertem Handgemenge wieder zurück mußten. Bei dieser Sturmabwehr zeichnete sich das steirische Schützenregiment Nr. 3 besonders aus. An allen Stellen, wo die Welschen angriffen, wurden sie restlos abgewiesen. Nur im Bereiche einer Kompanie war zur Nachtzeit der Kampf noch nicht abgeschlossen. Die Sprengung der beiden Minen, die der italienischen Infanterie eine Gasse zu den österreichisch-ungarischen Linien schlagen sollte, mißlang vollkommen; überdies fügte der Feind dadurch nicht seinen Gegnern, sondern sich selbst bedeutende Verluste zu. Der erste Tag des italienischen Vorstoßes auf dem historisch gewordenen Kampfgelände der Sieben Gemeinden endete dank der unvergleichlichen Tapferkeit der angegriffenen Truppen und dem vorzüglichen Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie mit einem vollen Mißerfolg der Italiener, die sich die Überzeugung geholt haben werden, daß diese Front für Entlastungsoffensiven nicht geeignet ist.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Exzellenz Feldmarschalleutnant v. Fabini, der heldenmütige Verteidiger eines Abschnittes an der Isonzofront, und sein Generalstabschef Oberst v. Lerch.

* * *

An der Front auf dem **albanisch-mazedonischen Kriegschauplatze** hielten die Flugzeuge der österreichisch-ungarischen Flotte (siehe Bild Seite 56) scharfe Wacht. Sie unterrichteten ihre Führung ständig über die Bewegungen der Italiener bei Valona, wo diese neuerdings lebhaftere Tätigkeit entwickelten, weil sie besondere Pläne auszuführen gedachten. Die Italiener überraschten die Welt plötzlich mit der Verkündigung der Unabhängigkeit Albaniens, von dem sie doch eigentlich nur einen kleinen Raum um Valona besetzt hielten. Das neue Albanien sollte sich der Unabhängigkeit unter italienischer Schutzherrschaft erfreuen. Diese Kundgebung erweckte aber weder in Italien noch bei seinen Bundesgenossen den erhofften Beifall. Sonnino fand nicht einmal die Zustimmung seiner Ministerkollegen, die es ihm verübelten, daß er den Schritt so gut wie auf eigene Faust unternommen hatte. Noch standen ja 25 000 Serben in dem Heere Sarrails. Zweifellos berührte die Unabhängigkeitserklärung die Interessen der Serben sehr stark, denen ein unmittelbarer Zugang zur Adria versprochen worden war. Wo aber sollten sie an das Meer kommen, wenn Albanien nach dem Wunsche der Italiener tatsächlich unabhängig gemacht würde? Das Vorgehen Sonninos erwies sich deshalb zunächst mehr als eine neue Störung des einmütigen Zusammenhaltes der Verbandsmächte.

Sarrail bemühte sich gegen Ende Mai, die großen Schlachten an der deutschen Westfront und auf dem italienischen Kriegschauplatz durch eine neue Angriffsbewegung in Mazedonien mit zu beeinflussen. Nachdem die Angriffe im Cernabogen blutig zusammengebrochen waren, setzte sofort eine neue starke Artillerievorbereitung ein, die 6 Tage hindurch anhielt und nur in den Nächten an Stärke ein wenig nachließ. Zwei heftige Angriffe gegen die Mitte der Cernabogenstellung folgten. Restlos und unter den schwersten Verlusten für den Feind wurden sie abgewiesen. Im Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie und in erbittertem eineinhalbstündigem Nahkampf wurde besonders von schlesischen Grenadieren, Ostpreußen und Gardetruppen Außerordentliches geleistet (siehe die Kunstbeilage).

Am 28. Mai gingen die Engländer am Wardar vor, doch wurden sie von bulgarischen Truppen vollständig abgewiesen. Zwei Tage später hatten deutsche und bulgarische Streifabteilungen neue Erfolge in lebhaften Vorfeldzusammenstößen. Am 1. Juni sicherten sich bulgarische Bataillone durch einen frischen Angriff auf eine englische Vorfeldstellung bei Alcak-Mahe einen wertvollen Stützpunkt zur Abwehr der zu erwartenden neuen feindlichen Angriffe (siehe Bild Seite 57). Diese kamen auch zum Ausbruch und hatten in den nächsten Tagen die Wiedergewinnung des verlorenen Stützpunktes zum Ziele. Zugleich griffen die Kämpfe auch auf die anschließenden Stellungsteile über. Nordwestlich von Alcak-Mahe, auf dem rechten Wardarufer, bereiteten die Franzosen einen größeren Angriff durch starkes Artilleriefeuer vor, das schließlich in Trommelfeuer überging. Danach ließen sie starke Infanterie viermal vorgehen, die aber trotz aller Tapferkeit abgeschlagen wurde. In den späten Abendstunden folgten noch drei Angriffe, die ebensowenig von Erfolg begleitet waren; nur die Verluste der Angreifer stiegen. Die französischen Leichen lagen zu Hunderten vor den bulgarischen Drahtverhauen oder blieben in diesen hängen. Gleichzeitig hatten auch englische Abteilungen versucht, im Mittelpunkt zwischen Wardar und Doiransee ihre Stellungen vorzuverlegen. Bulgarisches Feuer trieb sie aber bald in die Flucht. Bei Seres setzten die Engländer ebenfalls einen Angriff an, doch vermochten sie auch dort bulgarischen Truppen gegenüber nichts zu erreichen. Zu einer



Aus der zehnten Isonzoschlacht.

Tiefgegliederte Angriffsmassen der Italiener brechen, von der durch kein Artilleriefeuer zu erschütternden österreichisch-ungarischen Infanterie empfangen, im Geschütz- und Maschinengewehrfeuer der k. u. k. Truppen zusammen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

größeren, zusammenhängenden Kampfhandlung kam es im ersten Drittel des Junis nicht. —

* * *

Auf den **türkischen Kriegschauplätzen** herrschte im allgemeinen Ruhe, weil dort die für den Kampf ungünstige Zeit angebrochen war. An der Sinaifront waren die Engländer fieberhaft mit der Vorbereitung neuer Angriffe beschäftigt und die Türken trafen entsprechende Gegenmaßnahmen. Gaza, Jaffa und andere Plätze des zukünftigen Kampfraumes waren von der Bevölkerung geräumt worden, um sie im Hinblick auf die rücksichtslose Anwendung der englischen Schiffsgeschütze nicht den Kriegsnöten auszuliefern. Die Türken führten weitere Verstärkungen heran (siehe die Bilder Seite 27), unter denen sich auch deutsche Truppen und österreichisch-ungarische Batterien befanden. Lange Kolonnen brachten neues Kriegsmaterial durch die Wüste herbei, die kein Hindernis bot, das nicht zu überwinden gewesen wäre.



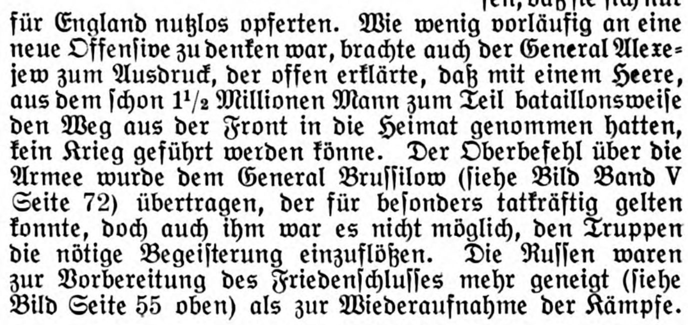
An der Ostfront gefangene Russen mit Stahlhelmen im Sammellager. Phot. Bufa.

Im Kaukasus war es etwas lebhafter geblieben. Wie in der vorausgegangenen Zeit, so ereigneten sich auch gegen Ende Mai und Anfang Juni zahlreiche Feuergefechte der Artillerie und der Infanterie.

Am 29. Mai unternahmen türkische Kriegschiffe wieder einmal eine größere Streiffahrt auf dem Schwarzen Meer. Es handelte sich darum, die rückwärtigen Verbindungen der Russen zu stören und ihren Stapelplätzen Schaden zuzufügen. An der anatolischen Küste wurden in der Gegend von Tschekirogly ein Munitionslager und eine Fabrik vernichtet. In Sasum wurden Kasernen, Artilleriedepots und eine Dampfmühle mit starker Wirkung beschossen. In Uni gelang die Zerstörung einer Kaserne, einer Mühle und eines Landungsteges. Von sehr großem Umfange war der Sach- und militärische Schaden, den die Beschießung bei Ordhen ergab. Dort wurden die Hafengebäude umgelegt, ein Beobachtungsposten vernichtet und die Gebäude des Generalstabs der russischen Armee zerstört. Das Post- und Telegraphenamt, die Kasernen und verschiedene Depots gingen in Flammen auf. Der gleichzeitig scharf betriebene Handelskrieg führte zur Vernichtung von 147 Segelschiffen mit wertvollen Ladungen jeder Art.

* * *

An der **russischen Hauptfront**, besonders in ihrem russisch-rumänischen Teil (siehe die Bilder Seite 58), zeigte sich neues Leben. Den eifrigen Bemühungen des französischen Munitionsministers Thomas in Rußland war es nach und nach geglückt, die russische Regierung von der Notwendigkeit der Fortsetzung des Krieges zu überzeugen. Kerenski, der neue Kriegsminister, begab sich persönlich an die Front, um die Soldaten in diesem Sinne zu beeinflussen. Er stieß dabei aber auf unerwartet starken Widerspruch, denn die Soldaten fingen an, zu begreifen, daß sie sich nur



für England nutzlos opferten. Wie wenig vorläufig an eine neue Offensive zu denken war, brachte auch der General Alexejew zum Ausdruck, der offen erklärte, daß mit einem Heere, aus dem schon 1½ Millionen Mann zum Teil bataillonsweise den Weg aus der Front in die Heimat genommen hatten, kein Krieg geführt werden könne. Der Oberbefehl über die Armee wurde dem General Brussilow (siehe Bild Band V Seite 72) übertragen, der für besonders tatkräftig gelten konnte, doch auch ihm war es nicht möglich, den Truppen die nötige Begeisterung einzuflößen. Die Russen waren zur Vorbereitung des Friedenschlusses mehr geneigt (siehe Bild Seite 55 oben) als zur Wiederaufnahme der Kämpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

5. Konstantin I.

(Hierzu das Bild Band III Seite 363.)

Schlenderte man ehedem durch die Stadionstraße zu Athen, so konnte man nicht selten eine gerade für den Deutschen auffällige Eigenart der Volksitten wahrnehmen. Marschierte ein Regiment mit der aufgerollten Fahne, die das weiße Kreuz im blauen Felde zeigte, vorbei, so blieb jeder Grieche entblößten Hauptes stehen, ja jede auf Anstand haltende Dame grüßte das Feldzeichen mit tiefer Verbeugung; der König dagegen, der sich in einfacher Bürgerkleidung oder in unauffälliger Marineuniform zu ergehen liebte, wurde vielfach überhaupt nicht oder nicht mehr als irgendeine höhere Standesperson beachtet. Der alte demokratische Geist steckt eben dem Griechen tief im Blut. Die Fahne war ihm heilig als Sinnbild der nationalen Größe, die er mit oft recht schwärmerischen Hoffnungen und Träumen von der zukünftigen Reichsherrlichkeit umspann; für monarchische Ideen hatte er wenig Verständnis und Sinn. Georg I. besaß nicht die Gabe, die Herzen der Griechen für das Königtum zu entflammen. Er gewann wohl durch Herzensgüte und tiefe, umfassende Bildung viele Herzen und vornehme Geister, blieb aber als ein Däne echt nordischer Art ein Fremder in seinem Lande, so wie seine Gemahlin Olga, die zarische Großfürstin, stets die Russin im Denken und Fühlen zeigte. Sein Sohn Konstantin ist der erste auf griechischem Boden geborene Sproß der Dynastie, die der Bruder Friedrichs VIII. von Dänemark in Athen aufrichtete, aber auch der Herrscher, der sich, obwohl Deutscher seiner Erziehung und Weltanschauung nach, doch durchaus als Hellene fühlte und im Gleichklang seiner Empfindungen mit den Besten seines Volks Ehrfurcht für das monarchische Ideal zu erwecken verstand, das gesunden Nationen noch etwas mehr gilt als der Volksherrschaftsgedanke in den modischen, ausgedroschenen, von Händlergeist und großkapitalistischen Geschäftmachern entwürdigten Formen, mit denen die Verbandstaatsmänner hausieren gehen und Deutschland beglücken möchten.

Als festlicher Salut von der Akropolis aus am 2. August 1868 seine Geburt ankündigte, umkränzte das Griechentum seine Wiege mit den kühnsten Hoffnungen. Konstantin XI., Dragades, hieß der letzte der byzantinischen Kaiser, der,

nachdem er seinen Brüdern Demetrios und Thomas den von Murad II. tributpflichtig gemachten Peloponnes überlassen hatte, 1449 als Kaiser in Konstantinopel einzog und dort, nach einer kurzen Schattenregierung, in dem weltgeschichtlichen Kampf mit Sultan Mohammed II. 1453 vor dem Romanostor den Heldentod starb. Konstantin I.: so sollte der neue Herrscher heißen, der die althellenischen Träume von der Wiederherstellung eines Großgriechenlands in alter Paläologen-Machtherrlichkeit zur Wirklichkeit erstehen zu lassen, Byzanz zu befreien, die Hagia Sophia dem christlichen Glauben zurückzugeben berufen schien. Also begehrte es das unbefangen denkende Volk, so richteten dessen Staatsmänner in dem kaum geborenen Thronfolger ein Sinnbild des nationalen Vorwärtsstrebens auf.

Und in der Tat! An wahrhaft königlichen Eigenschaften und Tugenden, an geistiger Größe, an fester ethischer Lebensverankerung hat es dem Sohne Georgs ebensowenig gefehlt wie an tiefer Liebe zu seinem Volk und an Begeisterung für die Antike, die auf Griechenlands Boden beheimatet ist, für die vornehme, weltumspannende Kulturseele, die hier nach wie vor lebendig ist und als das stille priesterliche Gralfeuer westeuropäischer Gesittung fort und fort wirkt. Dennoch schien sein erstes öffentliches Auftreten in keiner Weise die großen, auf ihn gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. In sorgfältigster Weise von den besten Gelehrten der athenischen Universität und von deutschen Philologen wie Lüders und Curtius erzogen, hatte er in Leipzig und Berlin studiert und war in das zweite Garderegiment zu Fuß eingetreten, um seine militärischen Studien an der Kriegsakademie in Spree-Athen zu vollenden; 1889 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie von Preußen, der Schwester Kaiser Wilhelms II. Dann, acht Jahre später, brach der Krieg zwischen Griechenland und der Türkei aus; auf den klassischen thessalischen Kampfgefilden stand die 90 000 Mann starke türkische Armee unter Ehdem Pascha den 60 000 Mann starken schlechtbewaffneten Griechen gegenüber, deren Führung dem Generalleutnant Konstantin anvertraut war. Damals war, während man sich so in Athen leichtbeschwingten Hoffnungen hingab, wohl niemand so sehr wie Konstantin selbst, der aus preußischer Schulung hervorgegangene Soldat und gewiegte Kenner der physischen und sittlichen Kräfte, die im Krieg den Ausschlag geben, überzeugt, daß er in einen von vornherein verlorenen Kampf mit verhängnisvollem Ende zog, wie es tatsächlich alsbald durch die Niederlage seiner Truppen bei Domokos besiegelt wurde. Indessen die Flut törichter Vorwürfe, die gegen ihn aufbrandete, prallte von ihm ab wie Glasscherben an Granit und verdoppelten nur seinen Eifer zur Beseitigung der Mängel, die das Unglück verschuldeten.

Er legte der Regierung einen großzügigen Entwurf zu durchgreifender Reform des Heeres vor; als er aber bei der Verwirklichung des Plans mit eisernem Besen allen

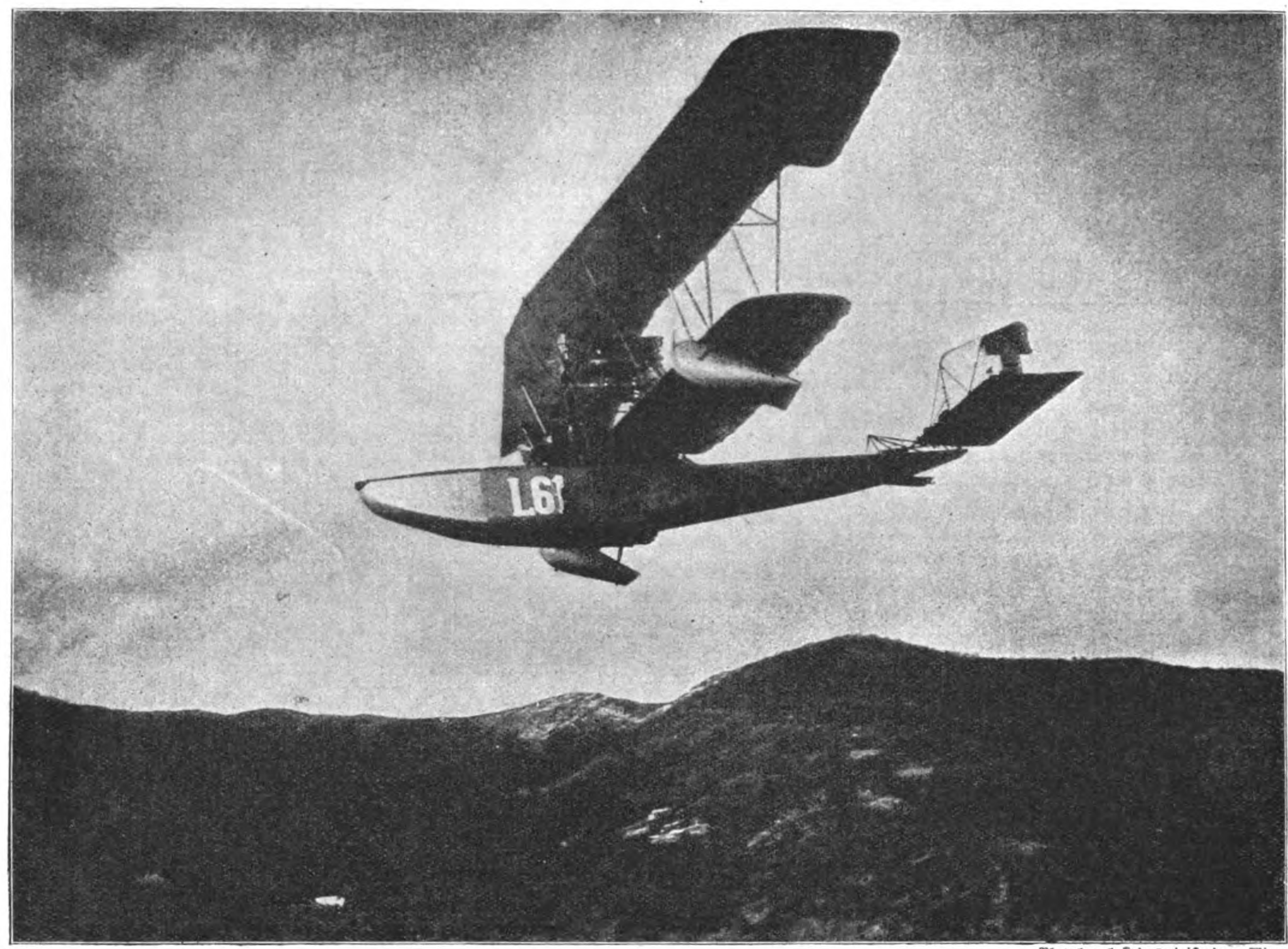


Russische Friedenssehnsucht.
Dieses Tuch mit Inschrift wurde von deutschen Soldaten im vordersten Drahtverhau hängend gefunden. Auf dem Schild unten steht die deutsche Übersetzung.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Aus dem Überschwemmungsgebiet der Aa bei Mitau. Auf der Landstraße Riga—Mitau.
Die Überschwemmung der Aa war im Frühjahr 1917 so gestiegen, daß die Straßen vollständig unter Wasser standen und man sich mit Fähren und Kähnen behelfen mußte, um von Haus zu Haus zu kommen.



Seeflugzeug der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine über Cetinje. Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Unrat aus der Truppe auszukehren suchte, kam, was zu erwarten war: all die unsauberen Elemente im Heer, deren Anmaßung und Ruhmredigkeit ihrer Lässigkeit und Unfähigkeit die Wage hielt, zusamt ihren großmäuligen und ränkesüchtigen Schildknappen in der Volksvertretung, verschworen sich noch einmal im geheimen zu jenem Aufstand vom 27. August 1909, der den Auszug der Offiziere nach Goudos, den Sturz des Ministeriums Rhallis und die Absetzung des Kronprinzen von seinem Oberbefehl über die Armee zur Folge hatte. Der Offiziersbund rief Venizelos nach Athen zur Beratschlagung, was getan werden solle, um seinen Willen durchzusetzen. Der Vertrauensmann, einer der großsprecherischen Kreter, vor denen schon Apostel Paulus warnte, empfahl die Ausschreibung einer Nationalversammlung, ein Vorschlag, in den König Georg nach langem Sträuben willigte, um damit einen verhängnisvollen, alsbald bereuten Schritt zu tun. Denn die Folge war die Absetzung des Kronprinzen vom Oberbefehl und der Aufstieg Venizelos zum volkstümlichsten Mann in Griechenland. Aber sehr bald folgte der Rückstoß.

Die Offiziersliga brach an ihrer inneren Schwäche und Zerfahrenheit zusammen und Konstantin nahm seine halb zerstörte Arbeit am Wiederaufbau und an der Ertüchtigung des Heeres besonnen, nerviger Hand, klaren Blicks auf, wie wenn nichts geschehen sei. Alsbald befestigte sich seine Stellung derart, daß er sich mit Recht rühmen konnte, eine Art preußisches Verhältnis habe sich zwischen ihm und den Truppen hergestellt, und daß er nunmehr das wichtigste Ziel, eine Verfassungsänderung, die die Wahl von Offizieren zu Abgeordneten unmöglich machte, durchsetzen konnte. Damit hatte er einen Hauptschlag gegen den inneren Feind siegreich geführt, und diesem Erfolg schloß sich bald ein glänzender Triumph nach außen an. Im Balkankrieg bestand sein Werk die Feuerprobe glänzend. Jetzt loderte die Begeisterung des Volkes, das ihn so oft geschmäht hatte, in hellen Flammen überschwenglich auf. Zu Tausenden flatterten Bilder umher, auf denen dargestellt wurde, wie der Kronprinz, umgeben von einem glänzenden Stab, an die vermauerte Chrysoporta Konstantinopels, gebieterisch Einlaß begehrend, anklopfte, um das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia aufzurichten, und alle in Thrazien und Kleinasien lebenden Volksgenossen von der türkischen Fremdherrschaft zu befreien. Niemand mag wohl mehr solche Übertreibungen belächelt haben wie der also Gefeierte, den bei der Heimkehr als Sieger eine neue Prüfung erwartete und dem die Krone im Trauerflor entgegengetragen wurde: am 18. März fiel sein Vater unter ruchloser Mörderhand.

Es war, wie wenn die Trübe des Schicksals, in dessen Dunkel Konstantin die Regierung angetreten, niemals von ihm weichen sollte. Venizelos stand, wie ein unheilbringendes Gespenst, bald ihm zur Seite, bald im Hintergrund, gefährliche Ränke schmiedend. Man muß ihn und den König nebeneinander gesehen haben, um den abgrundtiefen Gegensatz zwischen beiden schon dem Äußeren nach zu würdigen. Hier die herrscherliche Gestalt, schlank und straff aufragend wie eine Edeltanne, die freie Stirn, der helläugige Blick, die adeligen Bewegungen, dort die Gnomenfigur mit gedrückter Stirn, mit stechendem, hinter doppelten Brillengläsern sich verbergendem Blick, gewöhnlichem Mund, hämischem Gesichtsausdruck, großen Händen an schlenkernden Armen: das Bild des echten Thersitesdemagogen, der keinen Freund auf der Welt hat und doch durch seine rabulistische Beredsamkeit und seine politischen Fechterkünste die Massen mit sich fortzureißen weiß. Ihm, dem Mann aus der griechischen Inselwelt, fehlte der Blick für die festländischen Lebensgesetze und Aufgaben Griechenlands. Darum verfing er sich gänzlich in der Vorstellung vom allein maßgeblichen Einfluß der das Mittelmeer beherrschenden Mächte; diesem seinem Vorurteil blieb er in seiner ganzen Laufbahn treu und in solcher Zwangsvorstellung lieferte er schließlich Thron und Staat, den er schirmen sollte, Scheinfreunden, in Wirklichkeit schlimmsten Feinden, wie ein Judas, der den Herrn verrät, aus.

Vier Könige, alles eigene Gefolgsleute, hat der Vierverband schon um Thron und Land gebracht. Der fünfte, der griechische, ist der erste neutrale Fürst, der ihrer Raubgier und Gewissenlosigkeit zum Opfer fällt. Der älteste

Bruder Konstantins, der Prinz Georg, hatte einst als Begleiter des Zaren auf gemeinsamer Orientreise diesem, der in Otsu meuchlings von einem japanischen Polizisten angefallen wurde, das Leben gerettet; als Gatte einer Tochter von Roland Bonaparte stand er zudem in nahen Beziehungen zur französisch-russischen vornehmen, monarchisch gesinnten Gesellschaft. Diese Beziehungen, der Einfluß der Königin-Mutter Olga und die Bedenken Londons schützten den griechischen Herrscher vor der Entthronung, solange Nikolaus II. auf dem Thron saß; als der Zarenthron wankte, war auch sein Schicksal besiegelt. Kaum jemals ist wohl gleich ihm ein Herrscher durch widrige Quetschung seines Landes zwischen die Mühlsteine zweier Mächtegruppen in eine so heikle Lage geraten, bei der, wie immer Partei genommen wurde, gleich große und unübersehbare Gefahren Staat und Volk bedrohten. Ihm blieb, nachdem er einmal die erste Neutralitätsverletzung kräftig abzuweisen nicht vermocht hatte, nur noch ein Ausweg offen, und das war gerade für einen aufrechten, vor keinem offenen Kampf zurückschreckenden Staatsmann seines Wesens sicherlich eine denkbar harte Schicksalsprüfung: das Atemanhalten, Warten und Ausbiegen in unendlichen Demütigungen, bis ihm das letzte nicht erspart blieb, den Leidenskelch zu leeren, den ihm ein Jonnart, der Vertraute Poincarés, der einst als Leiter der Suezgesellschaft wie als Generalgouverneur von Algerien wenig rühmliche Rollen gespielt hat, darzureichen wagen durfte. Krank, niemals genesen von den Fiebern, die ihn in Tatoi niederwarfen, aber ungebrochenen Herzens trat er vom Thron zurück.

Indessen die Mächte, die heute ob seines Falls frohlocken, werden über dessen Folgen sich kaum zu freuen haben. Je heißer die Frage der Verteilung der griechischen Beute wird, desto schärfer muß die alte Uneinigkeit der Beutemacher gerade an dieser Stelle hervortreten. Je größer der Übermut der fremden Eindringlinge wurde, desto mehr hat sich die Anhänglichkeit des Hellenentums an den Thron gehärtet; ihr mag noch einst ein Sonnentag beschieden sein, da sich an der Verbandspolitik die Wahrheit von der Nemesis, die der Hybris an den Gurten bleibt, bewährt und die Saat der Liebe und treuer Arbeit, die Konstantin der Dulder in die griechische Erde gesenkt, nach Sturm und Wetter, das Volk und einen zurückkehrenden Herrscher beglückend, fruchtbar aufgeht.

Deutsche Lokomotivführer und feindliche Flieger.

Von Artur Achleitner.

Die deutschen Lokomotivführer haben sich bei Kriegsausbruch zum Fahrdienst freiwillig gemeldet und seither in den besetzten Gebieten auf deutschen wie auf Maschinen, die aus Belgien und Frankreich stammten, in Treue und Opfermut geradezu bewundernswerte Leistungen vollbracht. In der allerersten Zeit bereitete die größte Schwierigkeit der gänzliche Mangel an jedweder Streckenkenntnis. Daheim in friedlichen Verhältnissen durfte bekanntlich kein Lokomotivführer (in der Eisenbahnersprache kurz „Lokführer") einen Zug selbständig fahren, solange der Maschinenbeamte nicht völlig streckenkundig war. Der Verwendung im Fahrdienst mußten also viele Probefahrten auf bestimmten Strecken vorausgehen. Ganz anders gestaltete sich der Dienst im feindlichen Gebiet. Kaum angekommen, mußten die Lokpersonale (ein Führer und ein Heizer bilden ein Lokomotivpersonal) Maschinen übernehmen und bei jeder Witterung auf unbekannten Strecken fahren. In der ersten Zeit noch dazu auf signallosen Strecken und zwar so lange, bis die Eisenbahntruppen alle Schäden ausgebessert und die Streckensignale wieder, und zwar nach deutscher Ordnung, erstellt hatten.

Hart war dieser Dienst, doch er wurde gut, sehr gut, opferwillig, mit aller Hingebung und treuer Vaterlandsliebe geleistet von allen Lokführern aus Nord und Süd.



Bulgarische Infanterie mit deutschen Maschinengewehren weist feindliche Angriffe im zerklüfteten Gelände beim Doiransee zurück.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich-München.

Erfreulich schnell fanden sich die Lokomotivbeamten Bayerns auf preußischen Maschinen zurecht, und umgekehrt die Norddeutschen auf bayrischen Lokomotiven. Schwierig gestaltete sich der Fahrdienst auf französischen, noch schlimmer die Arbeit auf den berüchtigten belgischen Maschinen; aber die Dienstpflicht wurde erfüllt, es wurde allen Hindernissen zum Trotz gefahren, jeder Zug, mitunter freilich mit Verspätung, an das befohlene Ziel gebracht.

Die deutschen Lokführer wurden mit den fremden Maschinen wie mit den Strecken bald vertraut, führten auch die D-Züge in den besetzten Gebieten so flink und sicher wie „einst daheim" zwei Jahre hindurch. Der Winter 1916/17 aber mit der strengen Kälte machte den Dienst auf der Maschine zur Qual und viele Lokführer krank. Opferwillig verzichtete mancher gesund gebliebene Maschinenbeamte auf die Ruhepause, sprang für den erkrankten Kollegen ein und fuhr im neuen Dienstturnus, bis Ablösung möglich war. Man hat daheim keine Ahnung von den wackeren Leistungen des deutschen Fahrpersonales auf feindlichem Boden.



Bulgarischer Posten an der rumänischen Grenze.

Die große Kälte war für das Lokpersonal aber nicht das Schlimmste. Als sie sich brach, brachten die linden Lüfte die — Maikäfer auf die Schienen. Nicht wirkliche Maikäfer, verfrüht im März, sondern feindliche Flieger, die von den Maschinenbeamten auf Fahrt „Maikäfer" genannt und wegen ihrer Lästigkeit nicht wenig gehaßt werden.

Schier kein Tag verging, ohne daß Züge im Lauf von Fliegern belästigt oder verfolgt und angegriffen wurden. Gern flogen feindliche „Maikäfer" mitunter mit rasch fahrenden Schnellzügen, ja sogar mit D-Zügen, die eine Geschwindigkeit von 90 bis 100 Kilometern hatten, und versuchten, durch Bombenwürfe Entgleisung herbeizuführen.

Tag für Tag wurden derlei „Maikäfer" heruntergeholt; es kamen aber immer wieder neue Flieger zur Störung des Bahnverkehrs.

Selbstverständlich sahen die deutschen Militär- und Eisenbahnbehörden diesen Fliegerbemühungen nicht untätig zu; es wurden die Abwehrvorsorgen vermehrt und für Zugbeamte und Insassen viele sogenannte Fliegerunterstände an und bei Bahnstationen erbaut.

Am Karfreitag des Jahres 1917 war es einem bayrischen Oberlokomotivführer, der den D-Zug von Ch. mit einer ausgezeichnet gebauten preußischen Maschine nach B. in Nordfrankreich fuhr, beschieden, von einem feindlichen Flieger verfolgt zu werden. Das Wetter war an jenem 6. April morgens sieben Uhr auf belgischem Boden prächtig, so gut, daß der Heizer (ein Hamburger) meinte, der Karfreitag habe ein „Maikäfer"-Wetter gebracht, es müsse deshalb scharf aufgepaßt werden. In flotter Fahrt erreichte der D-Zug französischen Boden und hatte von Ch. etwa 50 Kilometer zurückgelegt, als ein „Maikäfer" heranflog und auf den D-Zug Jagd machte. Da die nächste große Station für Kreuzung und Wassereinnahme, der Bahnhof A., nur noch 3 Kilometer entfernt war, konnte dem Zug eine größere Geschwindigkeit nicht mehr gegeben werden. Der Lokführer mußte vielmehr darauf bedacht sein, rechtzeitig das Fahrtempo zu mindern, da der D-Zug in A. zu halten, die Maschine Wasser zu fassen hatte. Auf etwa 2 Kilometer Länge ließ aber der Lokführer des „Maikäfers" wegen die Maschine mit ungeminderter Geschwindigkeit laufen, im Bewußtsein der erprobten Tatsache, daß die bewährte „Preußin" ja doch rechtzeitig zum Stehen gebracht werden könne.

Der Ausguck nach dem brummenden „Maikäfer" wurde



Phot. Bufa.

Türkische Artillerie auf dem Vormarsch in die Serethstellungen.

plötzlich wonnig, der Flieger schwirrte ab, er schien die Verfolgung des D-Zuges aufgegeben zu haben.

Ungehindert fuhr der D-Zug in die große Kreuzungsstation A. ein und hielt vorschriftsgemäß vor dem Haltsignal. Die „Preußin" wurde abgekuppelt und fuhr weit hinaus zum Wasserkranen, um den Speisungskessel gefüllt zu bekommen. Diese Fahrt führte am Fliegerunterstand vorüber, dessen Anblick Anlaß zur Frage gab, warum wohl der „Maikäfer" abgeschwirrt sei, auf die Verfolgung des D-Zuges verzichtet habe. Beantworten konnte die selbstgestellte Frage weder der Lokführer noch der Heizer.

Die übliche Arbeit wurde begonnen, der Heizer stieg auf den Tender, der Lokführer drehte ihm den Wasserkranen zu, brausend ergoß sich das für die Maschine zur Weiterfahrt so kostbare Naß in den Speisungskessel. Plötzlich heulten die Alarmsirenen; sie kündeten das Nahen feindlicher Flieger, mahnten zur Flucht in die Unterstände. Was Beine hatte, lief dem Unterschlupf zu.

Das Lokpersonal wollte seine Pflicht erfüllen; der Wasserkran wurde zugedreht, auf der Maschine der Wasserstand sowie die noch offenen Injektoren geschlossen.

Im Absteigen von der „Preußin" sahen Führer und Heizer das Heranschwirren eines Fliegergeschwaders in so geringer Höhe, daß die Absicht: Vernichtung des Bahnhofes und der stehenden Züge leicht zu erraten war.

Aber schon feuerten die deutschen Abwehrgeschütze und Maschinengewehre. Das Lokpersonal lief dem Unterstand zu. Einer der „Maikäfer" gaukelte auf die „Preußin" zu und ließ eine Bombe fallen. Der „Maikäfer" kam nicht mehr dazu, der Maschine eine zweite Bombe zu widmen. Im Unterstand war, da alle D-Zuginsassen darin Zuflucht gefunden hatten, für das Lokpersonal kein Platz, ein schützend Dach war auch nicht mehr nötig, denn der Fliegerlärm verstummte.

Der „riesige Erfolg" des Fliegerangriffes bestand darin, daß der Lokführer von einem Sprengsplitter unbedeutend an der Stirne geritzt war, und der Heizer etliche Löcher in der Hose (Wadengegend) hatte. Die braven Eisenbahner sprangen nun zur „Preußin", die sie durch Abfahrt aus dem Bahnhofe retten wollten, falls die Flieger den Angriff auf die ihnen „mißliebige" Maschine erneuern würden.

„Gut" gemeint war die Bombe, schlecht hatte sie getroffen, sie war außerstande, eine solid gebaute preußische Lokomotive dienstunfähig zu machen. Das Lokpersonal machte die Maschine fahrbereit.

Und da kam auch schon der Stationsvorsteher, ruhig im Dienst wie immer, und sagte: „Macht, daß ihr weiter kommt!" Mit Verspätung allerdings, aber völlig fahrfähig verließ der D-Zug die große Station A. Dem Lokpersonal wurde der nächste Tag behufs Erholung von der Aufregung dienstfrei gegeben. Mit der „Preußin" wurde am zweitnächsten Tage ein D-Zug von Ch. zur deutschen Grenze (H.) gefahren, in dem sich mehrere englische Flieger als Gefangene befanden, die, wie es hieß, vor kurzem beim Angriff auf den Bahnhof A. heruntergeholt worden waren. Eine Verfolgung dieses D-Zuges fand nicht statt, die Fliegergefangenen wurden in H. prompt abgeliefert.

Admiral Souchon.

Von Franz Carl Endres.

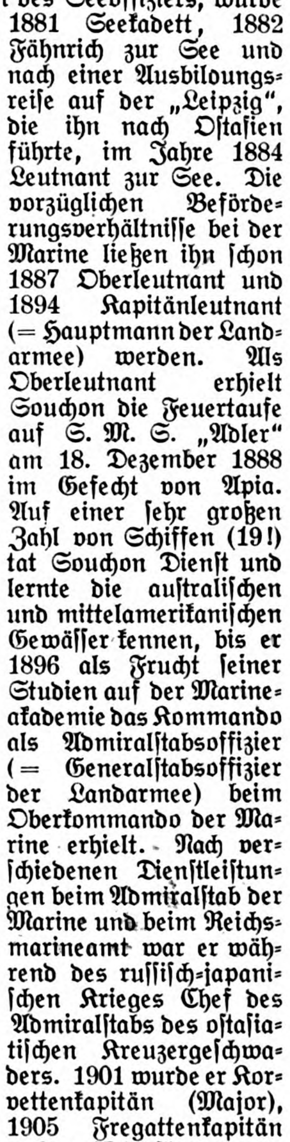
(Hierzu das untenstehende Bild.)

Der Ahnherr der Familie, Abram Souchon, war Franzose und starb 1623 in Rivière (Languedoc). Der Vater des Admirals lebte als Porträtmaler in Leipzig zu der Zeit, in der Wilhelm Anton Theodor, der berühmte und in der ganzen Türkei verehrte und bewunderte deutsche Seeheld, am 2. Juni 1864 geboren wurde.

Nach Besuch des humanistischen Gymnasiums in Weimar wählte Souchon die Laufbahn des Seeoffiziers, wurde



Exzellenz Souchon-Pascha, der Chef der türkischen Flotte, Ritter des Ordens Pour le Mérite.
Nach einer Originalzeichnung von Leutnant der Seewehr Wendrich, kommandiert nach der Türkei.



1881 Seekadett, 1882 Fähnrich zur See und nach einer Ausbildungsreise auf der „Leipzig", die ihn nach Ostasien führte, im Jahre 1884 Leutnant zur See. Die vorzüglichen Beförderungsverhältnisse bei der Marine ließen ihn schon 1887 Oberleutnant und 1894 Kapitänleutnant (= Hauptmann der Landarmee) werden. Als Oberleutnant erhielt Souchon die Feuertaufe auf S. M. S. „Adler" am 18. Dezember 1888 im Gefecht von Apia. Auf einer sehr großen Zahl von Schiffen (19!) tat Souchon Dienst und lernte die australischen und mittelamerikanischen Gewässer kennen, bis er 1896 als Frucht seiner Studien auf der Marineakademie das Kommando als Admiralstabsoffizier (= Generalstabsoffizier der Landarmee) beim Oberkommando der Marine erhielt. Nach verschiedenen Dienstleistungen beim Admiralstab der Marine und beim Reichsmarineamt war er während des russisch-japanischen Krieges Chef des Admiralstabs des ostasiatischen Kreuzergeschwaders. 1901 wurde er Korvettenkapitän (Major), 1905 Fregattenkapitän (Oberstleutnant), 1906 Kapitän zur See (Oberst).

Die Jahre 1906 bis 1911 sind ausgefüllt mit seiner Tätigkeit zunächst im Reichsmarineamt (1906—1907), dann als Kommandant des Linienschiffes „Wettin" (1907—1909) und als Chef des Stabs der Ostseestation (1909—1912). Im Jahre 1911 wurde er Konteradmiral (Generalmajor) und leistete 1912—1913 Dienst als zweiter Admiral des zweiten Geschwaders.

Souchon ist seit dem 23. Januar 1900 mit Elsa Daneel verheiratet, die ihm am 5. Februar 1901 eine Tochter, Claire Marguerite, und am 22. November 1904 einen Sohn, Fred Bismarck, schenkte.

Das Jahr 1913 rief ihn auf einen selbständigen Posten als Führer der aus dem Panzerkreuzer „Goeben" und den kleinen Kreuzern „Dresden", „Breslau" und „Geyer" und einem Kanonenboot bestehenden Mittelmeerdivision. In dieser Eigenschaft traf ihn auch der Krieg und stellte ihn sofort vor die schwierigsten Aufgaben. Von der Mittelmeerdivision waren in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 nur noch „Goeben" und „Breslau" zur Verfügung.

Das kleine Stationschiff „Lorley“ (ursprünglich eine amerikanische Privatjacht) zählte nicht mit. Am 31. Juli, „Goeben“ und „Breslau“ waren in der Adria, erhielt der Admiral den Funkspruch: „Politische Spannung ausgebrochen zwischen Dreibund und Frankreich, Rußland, Großbritannien.“ Am 1. August trafen „Goeben“ (Kommandant Kapitän zur See Ackermann) und „Breslau“ (Kommandant Fregattenkapitän Kettner) auf See vor Brindisi zusammen. Zu ihnen stieß das schöne deutsche Passagierschiff „General“ der Deutsch-Ostafrika-Linie, das Souchon sofort requirierte. Am 2. August liefen die drei Schiffe Messina an. Schon damals weigerten sich die Italiener, Kohle zu liefern. Sie betrachteten sich als „streng neutral“. Am 3. August Funkentelegramm: „Frankreich hat Krieg erklärt.“

Da lebte in Souchon der deutsche Soldat auf. Nun ging es an den Feind. Am 4. August morgens beschossen die beiden Schiffe Philippeville und Bone an der algerischen Küste und folgten dann dem heimatlichen Funkspruch, sich sofort nach Konstantinopel zu begeben. Das war ein schwieriges Unternehmen. Aber der Durchbruch durch die herbeigeeilten Schiffe der Verbündeten gelang, und mit schnellster Fahrt, mit 24 Meilen die Stunde, erreichten sie nach mannigfachen Abenteuern das Ägäische Meer. Die Verfolger hatten den Atem verloren. Da traf ein niederschmetternder Funkspruch ein: „Einlaufen Dardanellen vorläufig nicht möglich.“ Die Schwerfälligkeit deutscher Diplomatie hätte fast zwei deutsche Schiffe geopfert und mit ihnen wahrscheinlich den Anschluß der Türkei. Als endlich am 11. August die Einfahrt ermöglicht wurde, „Goeben“ als „Sultan Jawus Selim“, „Breslau“ als „Midilli“ förmlich in den Besitz der Türkei übergegangen waren, da begann eine neue Tätigkeit Souchons, die man kurz als Reform der türkischen Flotte bezeichnen kann. Die türkische Flotte war unter dem Marineministerium Djemal Paschas, des jetzigen Führers der Armee in Syrien, durch vollendete Sabotage des englischen Marinereformers Admiral Limpus völlig gefechtsunfähig geworden. Souchons Verdienst ist es, wenn die türkische Flotte heute ihre Aufgaben zu erfüllen imstande ist. Leicht war diese Aufgabe nicht. Das weiß jeder, der in türkischen Verhältnissen gearbeitet hat. Aber deutscher Tatkraft gelang das Wunder, und so erwuchs der gewaltig überlegenen russischen Flotte im Schwarzen Meer sehr bald ein gewichtiger Gegner, der in kühnen Streifzügen Odessa und Sebastopol beschoß, bis Batum kreuzte und mannigfachen Erfolg über die Russen davontrug. Der Kern der türkischen Flotte sind die beiden deutschen Schiffe „Goeben“ und „Breslau“, und die Seele sind die deutschen Seeoffiziere und Matrosen, die, auf die türkischen Schiffe verteilt, deutsche Verantwortungsfreudigkeit und deutsches Pflichtbewußtsein dahin verpflanzen, wo sie als Kommandeure, Vorgesetzte und Lehrmeister ihren Fuß setzen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Infanterie v. Strantz, im Frieden kommandierender General des V. Armeekorps, wurde in Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Belassung in dem Verhältnis als Chef des dritten niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 50 zur Disposition gestellt. Als Oberbefehlshaber einer Armeeabteilung erhielt er 1915 den Orden Pour le Mérite.

General der Infanterie v. Strantz, Oberst v. Berendt und Oberstleutnant Sick, drei neue Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Es wird unseren Lesern aufgefallen sein, daß verhältnismäßig zahlreiche Persönlichkeiten mit dem Orden Pour le Mérite, dem höchsten Kriegsorden des preußischen Heeres, ausgezeichnet worden sind. Dem liegt aber nicht eine höhere Freigebigkeit, oder eine höhere Bewertung militärischer Verdienste zugrunde, sondern der erhebende Umstand, daß der so lange Zeit andauernde Weltkrieg eine solche Fülle von Tüchtigkeit, Heldenmut und Selbstaufopferung gezeitigt



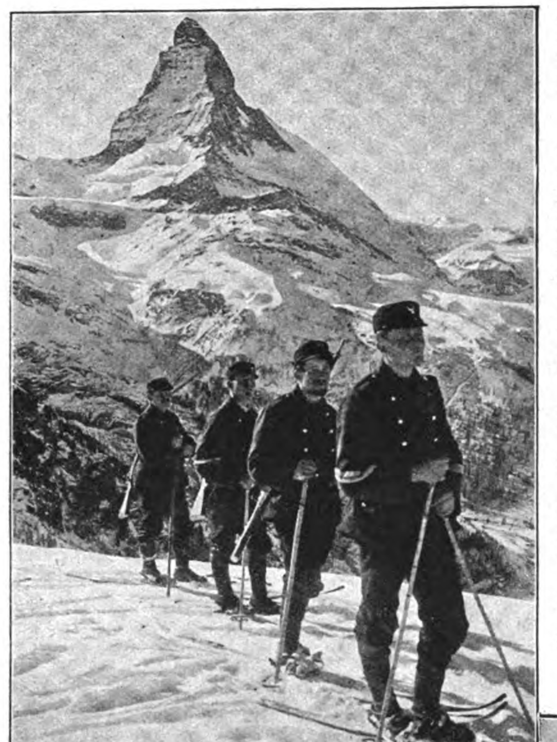
Phot. Atelier Kaufhaus des Westens, Berlin.

Oberst v. Berendt, Kommandeur des Fußartillerieregiments Nr. 1, wurde durch Verleihung des Ordens Pour le Mérite ausgezeichnet.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberstleutnant Sick, Kommandeur des Schleswig-Holsteinischen Infanterieregiments Nr. 163 in Neumünster, erhielt in Anerkennung seiner Verdienste in der Arrasschlacht den Orden Pour le Mérite.



Schneeschuhpatrouille.

unter Belassung in dem Verhältnis als Chef des dritten niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 50 zur Disposition gestellt wurde, war ihm der Orden Pour le Mérite, den er bereits 1915 erhalten hatte, eine erfreuliche Bestätigung dafür, daß er dem Vaterland sein Bestes gegeben habe.

Oberst v. Berendt, Kommandeur des Fußartillerieregiments Nr. 1, wurde ebenfalls durch die Verleihung des Ordens Pour le Mérite geehrt. Die Fuß-, das heißt schwere Artillerie ist im Verlauf des Krieges zu einer ausschlaggebenden Waffe geworden. Die Verbandstruppen beginnen keinen Angriff, der nicht durch die Überzahl ihrer schweren Geschütze eingeleitet worden wäre. Die deutsche Artillerie hatte diesen gegenüber einen schweren Stand, vor allem deshalb, weil sie nicht so oft abgelöst werden konnte wie die gegnerische. Einzelne Batterien mußten oft monatelang auf ihren Standorten aushalten. Was aber ein solcher endloser Artilleriekampf zu bedeuten hat, das können nur die braven Kriegsteilnehmer ermessen. Der Kaiser hat nur dem Empfinden der gesamten Nation Ausdruck gegeben, wenn er auch einem Vertreter dieser Waffe das wohlverdiente Ehrenzeichen zuteil werden ließ.

Der Kaiser hat die Kriegstaten der hanseatischen Regimenter, Hamburger, Lübecker, Schleswig-Holsteiner, die meist an der Westfront eingesetzt wurden, oft rühmend anerkannt. Wenn einem ihrer Regimentsführer wie dem Oberstleutnant Sick, Kommandeur des Schleswig-Holsteinischen Infanterieregiments Nr. 163 in Neumünster, diese hohe Auszeichnung zuteil wurde, so kann man ermessen, was diese Truppe geleistet hat, namentlich in den schweren Kämpfen vor Arras im Frühjahr 1917. Oberstleutnant Sick ist noch besonders dadurch ausgezeichnet worden, daß ihm Seine Majestät der Kaiser persönlich die Insignien des Ordens Pour le Mérite überreicht hat.



Truppen mit dem neuen Stahlhelm.

hat, daß jeder einzelne Mann der Armee eigentlich ausgezeichnet werden müßte. Der „Verdienstorden“, wie wir ihn lieber nennen würden als den Orden Pour le Mérite, ist nun folgerichtig auch den jüngsten Chargen des Offizierstandes zugänglich geworden, des Landheeres sowohl wie unserer Luft- und Tauchbootflotte. Er ist ein mächtiger Ansporn zu höchsten Leistungen geworden, ein Preis, der den kühnsten Wagemut, das rücksichtsloseste Einsetzen des ganzen Mannes hervorruft.

Von den abgebildeten neuen Rittern des Ordens, die wir als Typen für die oberste Rangklasse der höchsten Generale sowohl als für die mittlere der Stabsoffiziere herausgreifen, machte General der Infanterie v. Strantz als Führer des V. Armeekorps auf dem ersten Vormarsch der 5. Armee zu Kriegsbeginn die Schlacht von Longwy tatkräftig mit. Während der dann folgenden Marneschlacht erwarb er sich besondere Verdienste dadurch, daß er die Sperrfortlinie von Verdun von rückwärts zu bedrohen wußte und dadurch die 3. französische Armee in die bedenklichste Lage brachte. Nur der befohlene allgemeine deutsche Rückzug hinderte General v. Strantz, die Früchte seiner meisterhaften Disposition zu ernten.

Kurz darauf nahm er die östliche Einschließungsfront von Verdun in seine Obhut. Er beteiligte sich an der Einnahme von St. Mihiel und des hochragenden Forts Camp des Romains und hatte in den folgenden langen Monaten als Führer einer Armeegruppe die winkelartig vorspringende Stellung von der Côte de Lorraine — besonders von der Combreshöhe aus — bis Pont à Mousson zu verteidigen. Das hieß, zahlreiche feindliche Ausfälle abwehren. Diese verdichteten sich im April 1915 zu einer großen Angriffschlacht, die in dem ihm zugewiesenen Teil General v. Strantz siegreich bestand.

Auch die großen französischen Offensiven im Sommer und Herbst 1915 und während des Verlaufes der beiden folgenden Kriegsjahre 1916/17 fanden den General v. Strantz als Hüter der deutschen Abwehrlinie treu und erfolgreich auf seinem Posten.

Als er im März 1917 sein Abschiedsgesuch einreichte und daraufhin

Die schweizerische Armee im Winter.

Von Oberst Egli.

(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

Die kurze Ausbildungszeit der schweizerischen Milizarmee — die „Rekrutenschule“



Sprung eines Soldaten mit Schneeschuhen.

Von der kriegsbereiten schweizerischen Armee.



Das Verhältnis der Volksmenge der Verbandstaaten zu der der Mittelmächte.

Von 1600 Millionen Menschen, die auf der Erde leben, stehen 1355 Millionen im Weltkriege gegen die Mittelmächte. Diese würden, eng aneinander stehend (6 Mann auf 1 qm), das Königreich England mit Wales und Schottland bedecken. Der Vierbund zählt dagegen 155 Millionen Menschen und würde (6 Mann auf 1 qm) knapp das Königreich Belgien füllen. Trotz dieser Minderzahl sind die Erfolge auf seiten der Mittelmächte — ein Beweis dafür, daß der Erfolg im Krieg nicht von der Masse der Menschen und des Materials abhängt.

des Infanteristen dauert nur 65 Tage — brachte es mit sich, daß die Friedensausbildung hauptsächlich in den Sommermonaten durchgeführt wurde, wo günstiges Wetter und längere Tageszeit eine bessere Ausnützung der allzu wenigen Übungswochen möglich machte.

Zum Sammeln von Erfahrungen über den Dienst in der kalten Jahreszeit in großem Maßstabe hatte man erst Gelegenheit, als der Weltkrieg auch die Schweiz nötigte, das ganze Jahr hindurch ihre Grenzen mit starken Truppenabteilungen besetzt zu halten. Nicht nur die etwa 1000 Meter über dem Meere liegenden Höhen im Jura, sondern auch die bis zu 3000 Meter aufragenden Gebirge der italienischen Grenze waren durch drei Kriegswinter dauernd gesichert. Manches, was man vor dem Kriege als unmöglich angesehen hatte, ist nun ohne Schaden für die Truppe geleistet worden; im Gegenteil: zu den wertvollen Erfahrungen, die man sammeln konnte, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, ist auch noch die Steigerung des Selbstvertrauens gekommen, die mit der Überwindung von Strapazen enge zusammenhängt.

In einer Beziehung hat allerdings die schweizerische Armee einen Vorsprung vor anderen gehabt. Die Entwicklung des Wintersports im letzten Jahrzehnt hatte zur Folge, daß in den Einheiten eine große Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten vorhanden ist, die nicht nur im Schneeschuhlaufen geübt, sondern auch imstande sind, anstrengende Hochtouren im Winter auszuführen. Diese konnten als Lehrer dienen, und nicht nur in den Einheiten des Auszugs, sondern auch in mancher Landwehrkompanie sind in den im Gebirge verbrachten Wintermonaten sehr gute Ergebnisse im Schneeschuhlaufen erzielt worden. (In der Schweiz wird die Heeresklasse, die die Wehrpflichtigen vom 20. bis zum 32. Altersjahr umfaßt, nach alter Überlieferung mit „Auszug" bezeichnet; das sind die Wehrmänner, die auf den ersten Ruf ins Feld ziehen müssen.)

Einer der interessantesten Punkte, an denen schweizerische Truppen nun schon drei Jahre lang auf Grenzwacht stehen, ist unzweifelhaft das Gebiet des Umbrailpasses und des Stilfser Jochs, wo an der Dreisprachenspitze (2843 Meter ü. M.) die schweizerische, österreichische und italienische Grenze zusammenstoßen. Nahe unterhalb der Dreisprachenspitze, an der nur selten und nur in ganz warmen Sommern der Schnee ganz verschwindet, liegt die Paßhöhe des Stilfser Jochs (2758 Meter ü. M.), wo sich auf der Ferdinandshöhe die österreichisch-ungarischen Truppen eingerichtet haben. Ihre Schützengräben schließen enge an die schweizerische Grenze an.

Gegenüber auf italienischer Seite befinden sich bei der Quarta Cantoniera (2487 Meter ü. M.) die italienischen Truppen, ebenfalls mit Anlehnung an die schweizerische Grenze. Hier standen die schweizerischen Truppen schon oft Gewehr bei Fuß, während dicht vor ihrer Aufstellung gefochten wurde. Manches Mal sind die Geschosse über die Grenze geflogen, so daß auch schon ein Toter zu beklagen war. Wie von beiden Gegnern, so sind auch auf schweizerischer Seite Befestigungsarbeiten und Hindernislinien ausgeführt worden, um jeden Versuch einer Umgehung des feindlichen Flügels über schweizerisches Gebiet abweisen zu können.

Während am Umbrailpaß und am Stilfser Joch nur verhältnismäßig schwache Abteilungen nötig sind, ist die Lage an der entgegengesetzten, der Nordwestecke der Schweiz ähnlich, was die Nähe der kriegführenden und der neutralen Streitkräfte anbetrifft, aber doch insofern anders, als dort viel stärkere Truppen einander gegenüberstehen. Als im August 1914 die Franzosen von Belfort her durch die Burgunder Pforte im Oberelsaß eingebrochen waren und die deutsche 7. Armee zum Angriff überging, war die Gefahr vorhanden, daß französische Heeresteile in die Schweiz abgedrängt wurden.

Schon damals stand ein großer Teil der schweizerischen Armee dort bereit, alle Truppen der kriegführenden Mächte zu entwaffnen und zu internieren, die über die Grenze gedrängt würden. Bis jetzt ist das allerdings nur bei einzelnen schwachen Patrouillen der Fall gewesen, die sich allzu weit vorgewagt hatten und vom Rückweg abgeschnitten worden waren.

Aber nicht nur die Entwaffnung einiger Versprengter macht die starke Besetzung der Stelle notwendig, wo die deutschen und französischen Schützengräben und Drahthindernisse an die Schweizer Grenze heranreichen. Im Winter 1916/17 schien es mehrmals, als ob an der Burgunder Pforte größere Kämpfe in der Entwicklung begriffen seien, und oft zitterten in Basel die Fenster vom



Die von den Mittelmächten eroberten Gebiete.



Die Welt im Kampf gegen die Mittelmächte.

Der Weltkrieg gegen die Mittelmächte.

Von Dr. Alexander Elster.

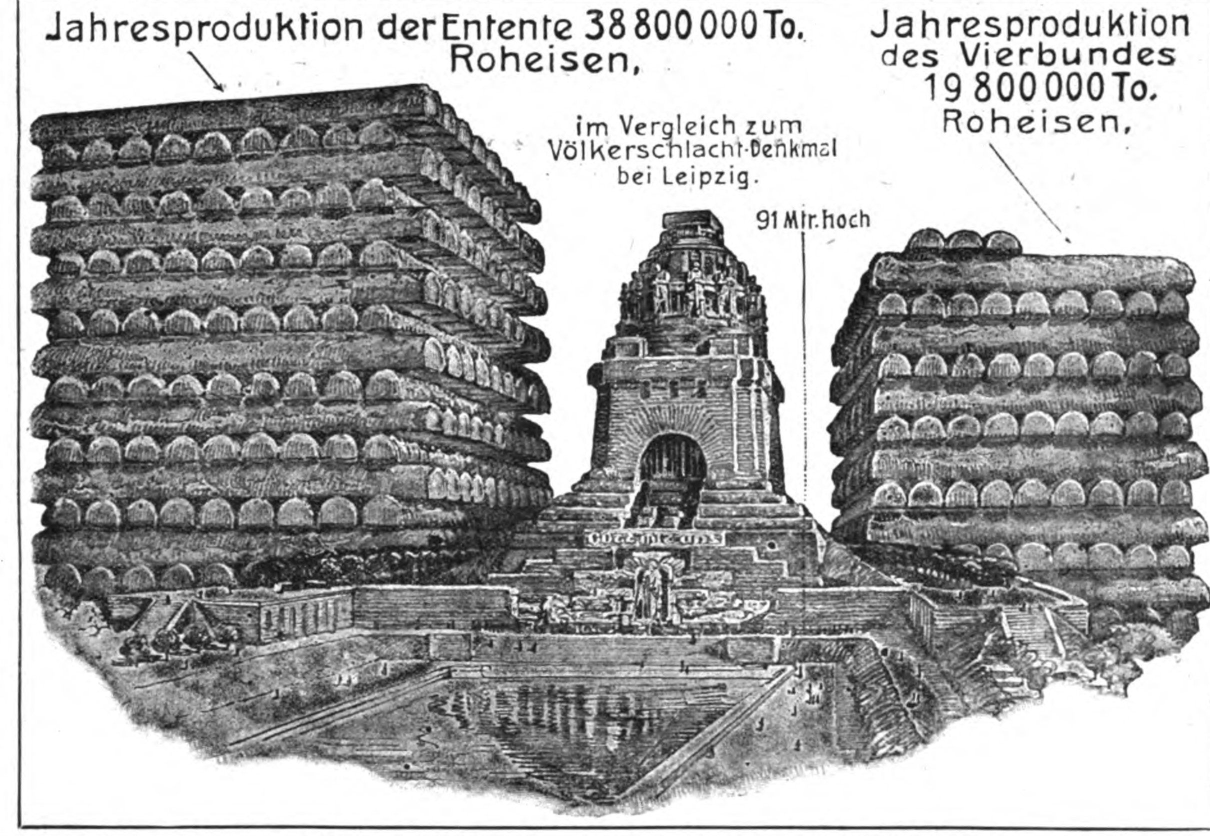
(Hierzu die Bilder Seite 62—64.)

39 Kriegserklärungen (einschließlich der „Kriegszustand"erklärungen) und 8 weitere Fälle von Abbruch der Beziehungen, das ist Ende Mai 1917 das Ergebnis des Kriegswahnsinns einer irregeleiteten und mit Lügen gegen uns aufgehetzten Welt. Den Vierbund kennen wir, aber wer kennt die Völker, nennt die Namen der 14 Feinde? England, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien, Serbien, Montenegro, Rumänien, Portugal, Monako, Vereinigte Staaten, Kuba, Panama, Brasilien! Dazu die 6 Mitläufer China, Bolivien, Nicaragua, Honduras, Guatemala, Liberia, die bisher die Beziehungen zu Deutschland abgebrochen haben, während die Beziehungen der Union auch zwischen Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei abgebrochen worden sind.

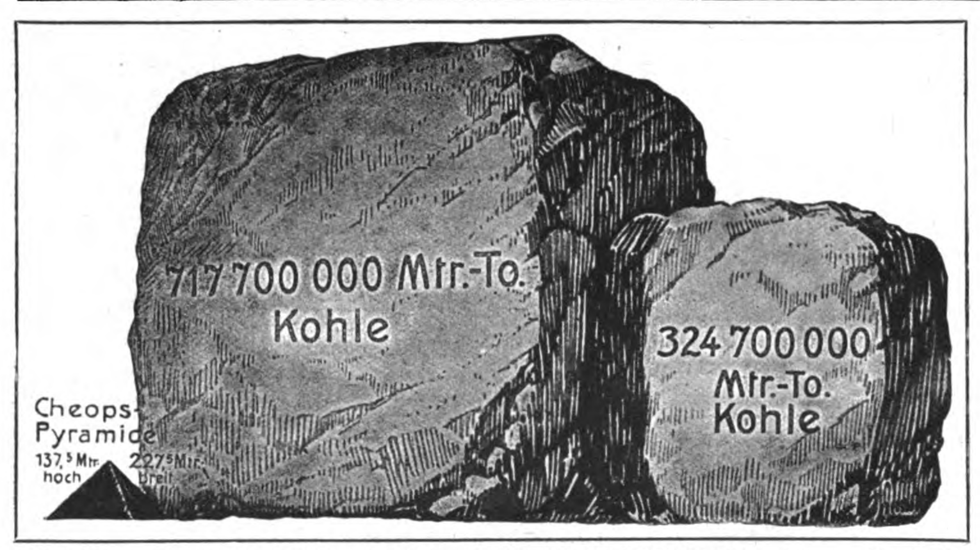
Von den 1600 Millionen Menschen, die auf der Erde wohnen, stehen 1355 Millionen gegen uns, während unser Vierbund nur 155 Millionen Menschen umfaßt. Nur die restlichen knapp 100 Millionen sind neutral. Freilich nicht alle kämpfen so wie die Franzosen und Engländer und wie wir selbst kämpfen müssen; aber sie stehen doch mit ihren

Donner der im Sundgau feuernden Geschütze. Das verlangt dauernde Aufmerksamkeit der schweizerischen Heeresleitung, und schon einige Male mußten plötzlich Heereseinheiten wieder aufgeboten werden, die nach Hause entlassen worden waren, weil der neutrale Staat es selbstverständlich vermeidet, mehr Truppen unter den Fahnen zu halten, als die allgemeine Lage fordert.

Würde die schweizerische Armee heute in den Krieg hineingezogen, so stände sie kriegsgewohnten Heeren gegenüber, die mit allem ausgerüstet sind, was die Erfahrungen der Kriegsjahre als notwendig erwiesen haben. Selbstverständlich sucht die schweizerische Heeresleitung ebenfalls in bezug auf die Ausrüstung und Ausbildung auf der Höhe der Forderungen der Neuzeit zu bleiben, denn nur so können Überraschungen vermieden werden, wie sie Rumänien zu seinem Schaden bei dem Eintritt in den Krieg erlebt hat. Hierher gehört die Ausrüstung mit Stahlhelmen (siehe auch Band VI Seite 272), die nun in Durchführung begriffen ist. Das Muster wurde so gewählt, daß es sich von den bei den Mittelmächten und den beim Vierverband eingeführten Stahlhelmen so unterscheidet, daß Verwechslungen möglichst vermieden werden.



Jahreserzeugung des Verbands 38,8 Millionen Tonnen Roheisen, des Vierbunds 19,8 Millionen Tonnen Roheisen.



Die Förderung der Verbandsländer an Kohlen beträgt jährlich 717 700 000 Metertonnen. Das ist das 310fache des Inhalts der Cheops-Pyramide, des größten Bauwerkes der Erde. Die Jahresförderung der Vierbundsmächte beläuft sich auf nur 324 700 000 Metertonnen.

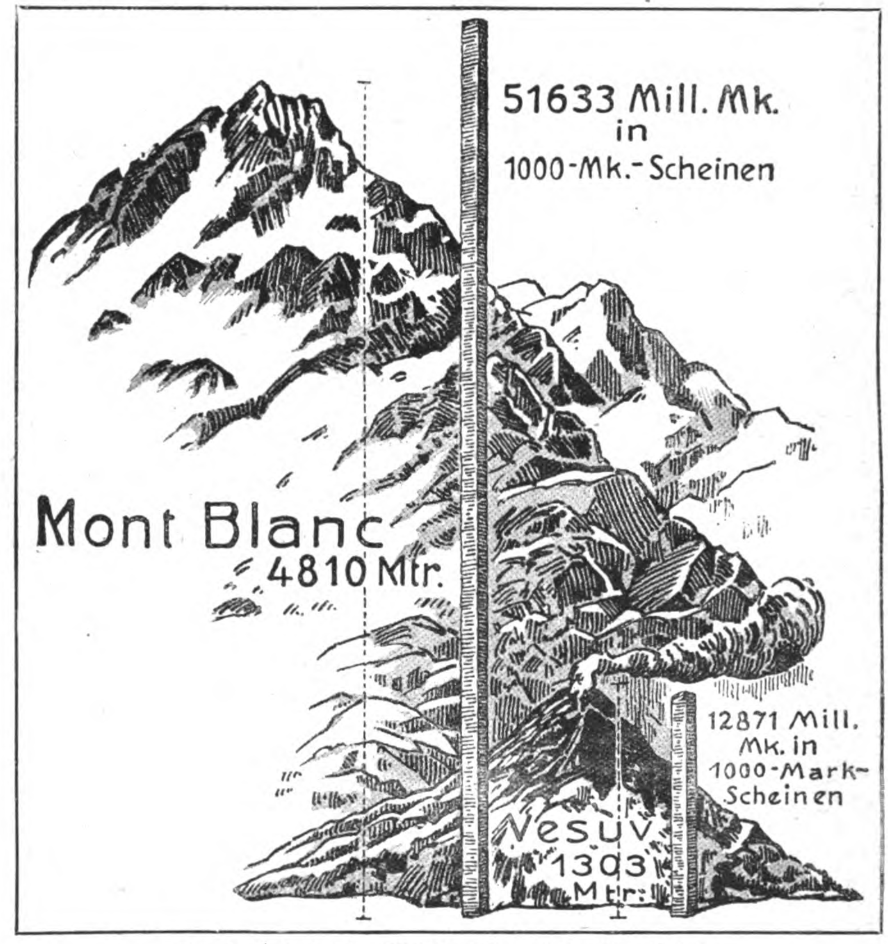
Sympathien, mit ihrer Arbeit und, was späterhin noch wichtig bleiben wird, mit ihren Handelsinteressen auf unserer Feinde Seite. Von den 148 Millionen Quadratkilometern Festland der ganzen Erdoberfläche gehören 103 Millionen dem Verband und seinen Hilfsvölkern, und nur 6 Millionen Quadratkilometer dem Vierbund. Auf der mehr als fünfzehnfachen Bodenfläche sitzen die Feinde und gönnen den Mittelmächten, Bulgarien und der Türkei das Ihre nicht. Aber da kommt es auf den Wert des Bodens und auf die Kraft der menschlichen Bewirtschaftung an, und es kann uns nur mit Stolz erfüllen, daß wir aus dem fünfzehnten Teil jener Fläche, die unseren Feinden zur Verfügung steht, die Kraft zu ziehen vermögen, um sie alle zu besiegen. Vergleichen wir noch die Friedenstärke der Landarmeen, so stehen den 4 Millionen Mann stehendes Heer bei den Feinden nur 1,5 Millionen Mann bei unserer Gruppe gegenüber, und noch größer ist der Unterschied der Kriegsflotten: die feindlichen Mächte hatten vor dem Kriege zusammen 5,6 Millionen Tonnen Kriegschiffe, wir mit unseren Verbündeten nur 1,3 Millionen Tonnen. Im Kriege vollends konnten Frankreich und England aus ihrem afrikanischen, nordamerikanischen, asiatischen und australischen Kolonialbesitz, der insgesamt mit 42,75 Millionen Quadratkilometern allein siebenmal so groß ist wie die ganzen Vierbundländer zusammen, nach Herzenslust Truppen ziehen.

Der Vergleich wäre indes nur unvollkommen, wenn wir nicht auch an den wahren Kriegsgrund, an die Handelsgegnerschaft, denken würden. Diese war es ja, die England den ganzen Weltbrand anzünden ließ. Sehen wir uns da die Zahlen der Handelsflotte an, so steht England allein schon mit seinen 14 Millionen Tonnen unseren 3,3 Millionen Tonnen gegenüber — alle Verbandsländer mit ihren Genossen zusammen verfügten über rund 30 Millionen Tonnen Schiffsraum, unsere Gruppe besaß dagegen nur 4,2 Millionen Tonnen, also knapp den siebenten Teil — nach den Zahlen vor dem Kriege natürlich. Den besten Vergleich der Wirksamkeit des Handels aber bietet uns die Ausfuhr. Diese betrug vor dem Kriege in einem Jahr bei der Verbandsgruppe 51 633 Millionen Mark, bei unserer Gruppe dagegen nur 12 871 Millionen Mark, und selbst dieser nur ein Viertel umfassende Anteil, an dem jene Mächte doch zum Teil ebenfalls verdienten, war ihnen nicht recht.

Eisen und Kohle haben wir reichlich im Lande, aber bei weitem noch nicht so viel, wie der Verband zur Verfügung hat. Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien und Frankreich (das wir hier überwiegend für uns rechnen müssen) gewannen im Jahre 1909 zusammen 19,8 Millionen Tonnen Roheisen. Großbritannien, Vereinigte Staaten und Rußland (von dem ein Teil freilich jetzt uns zur Verfügung steht) aber 38,8 Millionen Tonnen, das ist das Doppelte. Noch stärker ist das Mißverhältnis bei der Kohle. Während Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien und Frankreich, dessen Kohlenbecken wiederum zumeist in unseren Händen sind, ein Jahreserzeugnis von 324,7 Millionen Metertonnen (1908) aufweisen, beläuft sich die Erzeugung der Verbandsländer auf 717,7 Millionen Metertonnen, wobei allerdings Transportschwierigkeiten der rechten Verwertung entgegenstehen.

Die Weltgetreideernte (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais) beträgt rund 3000 Millionen Doppelzentner. Davon wurden im Gebiet der Mittelmächte rund 500 Millionen, also ein Sechstel, erzeugt.

In allen Dingen sind wir somit dem riesenhaften feindlichen Bündnis gegenüber zweifellos im Nachteil; nur in einem nicht: in der Kraft, die von der geistigen Beherrschung aller materiellen Hilfsmittel herkommt, und diese Kraft hat sich bisher als Siegerin über die Masse erwiesen.



Der Außenhandel der Mittelmächte und der ihrer Feinde.

Bei der Gruppe des Vierbundes hatte die Ausfuhr vor dem Kriege einen Wert von 12 871 Millionen Mark. Diese Summe in aufeinandergelegten 1000-Mark-Scheinen würde eine Säule ergeben, die die Höhe des Vesuvs (1303 Meter) bis auf 16 Meter erreicht. Dagegen brachte der Außenhandel der Verbandsgruppe vor dem Kriege in einem Jahre 51 633 Millionen Mark. Diese Summe würde, in 1000-Mark-Scheinen aufeinandergeschichtet, eine Säule von 5163 Metern ergeben, die die Höhe des Mont Blanc (4810 Meter) noch um 353 Meter überragt.

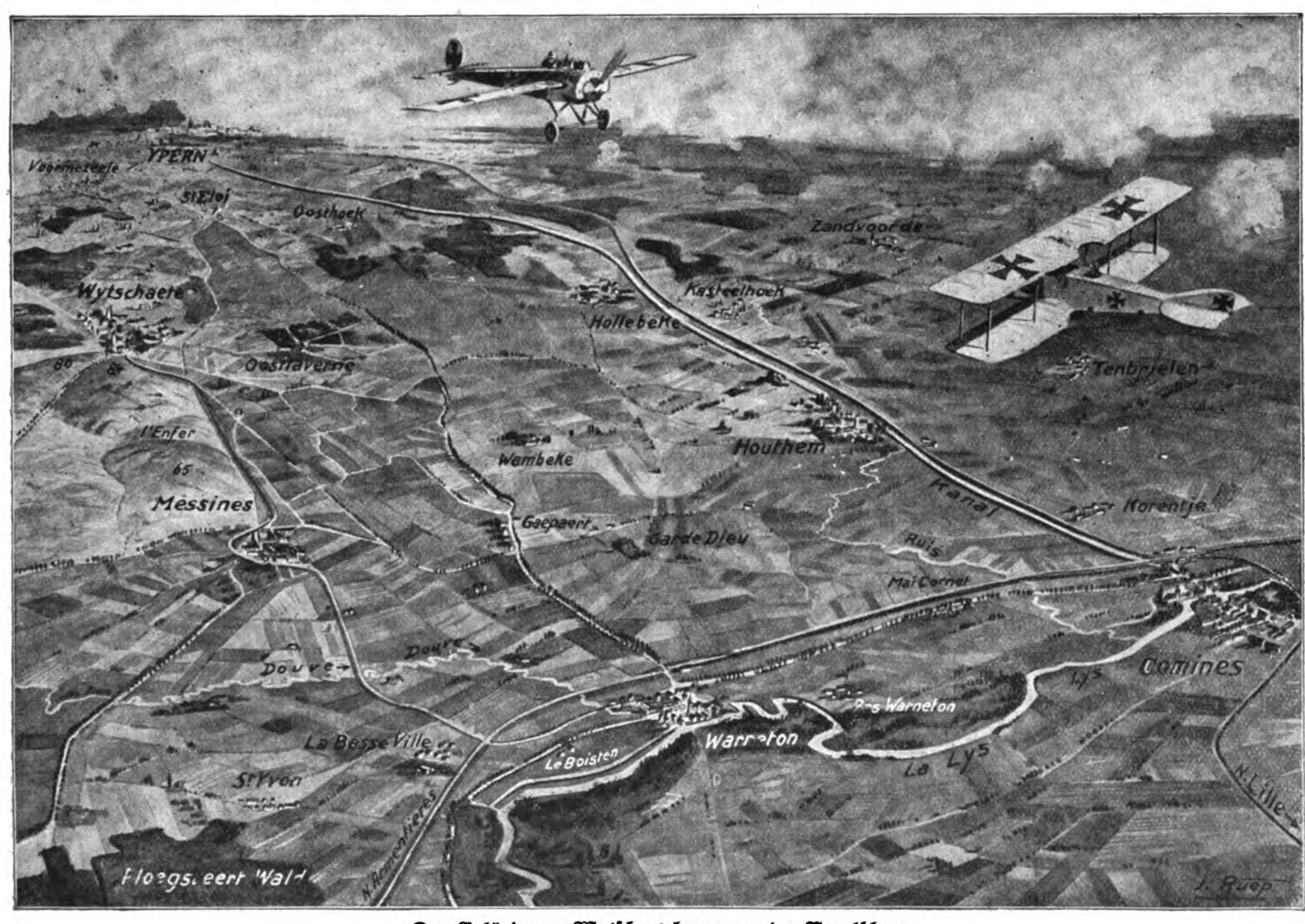
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Auf dem **westlichen Kriegschauplatz** wurde es im Monat Juni mit jedem Tage deutlicher erkennbar, daß die Engländer ihr Artilleriefeuer in Flandern nicht nur zum Zwecke der Ablenkung unterhielten, sondern eine große Schlacht vorbereiteten.

Die 156 Meter hohe Kemmelhöhe beherrschte den Teil der deutschen Flandernfront, der südlich von Ypern über den Ort Wytschaete hinaus weit nach Westen vorsprang und sich an den Ypernbogen angliederte Er begann nordwestlich von Hollebeke am Ypernkanal, strich in der Richtung auf den Kemmel nach Westen über Wytschaete hinaus, blieb etwas mehr als ein Kilometer westlich von Messines und erreichte bei Douve den Douvegrund, durch den ein der Lys zuströmender Bach fließt Dieses Gebiet (siehe die untenstehende Karte) mit seinem Hinterland war das Hauptziel der englischen Geschütze Wie an anderen Stellen, so unterließen es die Engländer auch hier nicht, mit ihren größeren Kalibern weit in das belgische Land hinein zu wirken und die Behausungen der Bevölkerung rücksichtslos niederzulegen, um die Unterbringung deutscher Soldaten dort unmöglich zu machen. Dieser Zweck wurde allerdings nicht erreicht, denn die Deutschen waren auf die von den Feinden unter Feuer genommenen Unterkunftsmöglichkeiten gar nicht angewiesen. Dagegen litten die Landesbewohner so schwer, daß diese den „Befreiungs“-versuchen der Engländer mit mehr Furcht als Freude entgegensahen, fielen doch auch gar viele von ihnen der Beschießung zum Opfer. Auf der Kemmelhöhe und der Höhe von Neuve Eglise, die ebenfalls einen weiten Ausblick nach Osten und Nordosten gestattete, war die englische Artillerie in Massen zusammengezogen. Diese Höhen lagen deshalb auch unter einer gewaltigen Gegenwirkung der deutschen Geschütze, durch die die englischen Batterien zu häufigem Wechsel ihrer Stellungen gezwungen wurden, was ihre Feuergeschwindigkeit stark beeinträchtigte. Den höchsten Grad schien der Artilleriekampf am 3. Juni erreicht zu haben. Tief in der Nacht brach er zeitweilig ab, und Scheinwerfer, Leuchtkugeln und Erkundungstruppen traten in Tätigkeit. Die feindlichen Streiftruppen, die sich an die deutschen Linien zur Feststellung der Feuerwirkung heranwagten, fielen wohlgezielten Handgranaten zum Opfer, soweit es ihnen nicht gelang, in größter Eile zurückzufliehen. Aber schon nach kurzer Zeit dröhnten wieder die Geschütze. Es war ein langgezogenes, Erde und Luft erbeben machendes Brausen und Rollen, in dem die einzelnen Schüsse kaum noch unterschieden werden konnten. Es tobte auch am 4. Juni an der gesamten Front von Armentières bis an die Küste fort und richtete sich besonders gegen den Wytschaetebogen.

Am 6. Juni eröffneten die Engländer endlich die Infanteriekämpfe. Diesen ging um 4 Uhr morgens eine ungeheure Minensprengung voraus, die die Feinde ein ganzes Jahr lang vorbereitet hatten. Zwanzig große Stollen waren unter die deutschen Linien von St. Eloi bis nach Messines vorgetrieben worden; ihre Ladung soll aus einer Million Pfund Sprengstoffen bestanden haben. Dann lag noch einmal schweres feindliches Geschützfeuer auf weit hinter der deutschen Front befindlichen belgischen Städten, wie Menin und Wervicq, wo große Zerstörungen angerichtet wurden. Um 5 Uhr morgens stürzten sich die englischen Soldaten in das Trümmermeer des gesamten Wytschaetebogens, um einen Durchbruch durch die deutschen Linien zu erzwingen, der sie in die unmittelbare Nähe von Lille und womöglich in den Besitz dieses machtvollen Stützpunktes der deutschen „Hindenburgstellungen“ im Norden bringen sollte Weiterhin sollten Brüssel und Antwerpen und ganz besonders Zeebrügge den Deutschen entrissen werden. An der Gewinnung des ganzen flandrischen Küstenstreifens lag den Engländern außerordentlich viel, denn mit seiner Einnahme hofften sie auch die Gefahr zu bannen, die ihnen von deutschen U-Booten und leichten Seestreitkräften fortwährend drohte. Die umfangreichen



Das Gelände am Wytschaetebogen aus der Vogelschau.

Sprengungen hatten aber doch nicht den erhofften Schaden an den deutschen Stellungen verursacht, so daß die Sturmtruppen der Feinde nur wenig vordringen konnten und sehr bald in schwere Nahkämpfe mit Bayern und Garde gerieten, die den Angreifern außerordentliche Verluste zufügten.

Gleichzeitig waren die Feinde auch im Artois wieder zum Angriff übergegangen, der mit stärkstem Artilleriefeuer eingeleitet worden war. Bei Hulluch, Liévin und Roeux unternahmen sie heftige Stürme, doch litten sie unter dem deutschen Abwehrfeuer so sehr, daß diese Unterstützung der Flandernschlacht unwirksam blieb. Die Engländer wurden nach jedem Vorstoß mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Der Feind konnte sich trotz aller Opfer den Weg durch die deutschen Linien nicht bahnen. Erst nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, zwischen Wytschaete und Messines die schwachen deutschen Sicherungstruppen zurückzudrängen und dadurch beide Orte, die der Feind selbst als völlig von der Erdoberfläche verschwunden bezeichnete, in Besitz zu bekommen. Was sie dann darüber hinaus nach Osten noch gewannen, nahmen ihnen die Garde und Bayern in einem kühnen Gegenstoß, der diese bis an den Ostrand von Messines führte, wieder ab (siehe Bild Seite 68/69). An der Douve kamen die Engländer ebenfalls nur unbedeutend vorwärts. Während so deutsche Sicherungs- und Gegenstoßtruppen in dem Wirrwarr der Trümmer von Ortschaften und Gehölzen in Hitze, Qualm und Rauch den feindlichen Ansturm aufhielten, hatten die deutschen Hauptstreitkräfte Zeit, den Rest der auf die Dauer kaum zu haltenden Wytschaetefront abzubauen und sich auf der Sehne des Wytschaetebogens in einer Linie festzusetzen, die sich ungefähr ein Kilometer nordwestlich von Hollebeke am Kanal anlehnte und in südlicher Richtung, schwach nach Westen abbiegend, ein Kilometer östlich von Messines und der Douve im Ploegsteertwalde mit den alten deutschen Linien wieder zusammenlief. Der deutsche Verteidigungsgürtel war somit durch den leichten taktischen Fortschritt der Engländer ein wenig zurückgedrückt worden, aber voller Zuversicht hielten die deutschen Streitkräfte in den neuen Linien aus.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberst Frhr. Martin v. Oldershausen, Chef des Generalstabs eines Generaloberkommandos der Westfront, wurde mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Die große Schlacht begann nun zu verebben. Die in den Kampf geworfenen elf englischen Divisionen lagen zu einem großen Teile zerschmettert in und vor den deutschen Linien und hatten außer zerschossenen und zertrümmerten ehemaligen deutschen Gräben nichts gewonnen.

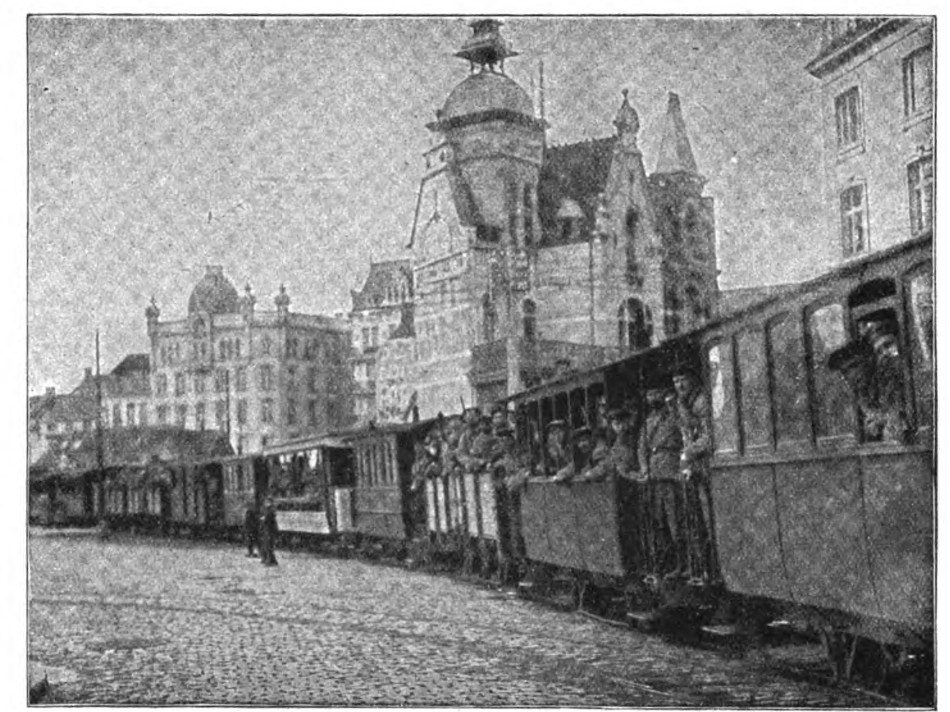
Südlich von Lille war in diesen Tagen besonders scharf gekämpft worden, sollte doch der dort unternommene feindliche Angriff zur Unterstützung der Flandernschlacht dienen und die Eroberung von Lille durch gleichzeitige Umfassung von Süden her mit herbeiführen. Im südlichen Kampfabschnitt wirkte der Lensbogen, der infolge der Aushöhlungsarbeit der Feinde nördlich und südlich von Lens zu einer Art von vorgeschobenem Bollwerk geworden war, flankierend auf die feindlichen Reihen, die zwischen Fresnoy und Roeux mehrmals vorgingen. Die Engländer drangen gelegentlich in die vordersten Stellungen der Deutschen ein, mußten aber Gegenstößen regelmäßig weichen und ließen dabei Gefangene, darunter auch Portugiesen (siehe Bild Seite 72 oben), in der Hand der Deutschen zurück. Zwischen dem Souchezbach und Méricourt führten die Feinde am 9. Juni von zwei Uhr morgens ab Stürme aus, die meist schon im Abwehrfeuer zusammenbrachen. Im allgemeinen ergab sich an diesem Tage eine Kampfpause, die auch am 10. Juni anhielt und nur von Erkundungsunternehmungen unterbrochen wurde.

Stärkstes Feuer an der ganzen flandrischen Front kündete in den nächsten Tagen an, daß der Feind seine Absichten noch nicht aufgegeben hatte, und schon am 12. Juni waren Hollebeke, der Raum östlich von Messines und Warneton wieder die Hauptzielpunkte der englischen Infanteriewellen. Diese wurden von dem deutschen Sperrfeuer häufig schon am Verlassen der Gräben verhindert, wo sie aus diesen aber herauskamen, brachen sie unter den Geschossen der deutschen Maschinengewehre und Infanterie zusammen. Tags zuvor wollten starke englische Reitermassen westlich von Messines überraschend gegen die deutschen Stellungen vorstoßen. Ein besseres Ziel in dem von Granattrichtern zerrissenen und mit Resten von Drahtverhauen übersäten Gelände konnte sich die Artillerie und die Bedienung der Maschinengewehre gar nicht wünschen. Es währte deshalb auch nicht lange, bis die stolzen Reiterscharen vernichtet am Boden lagen; nur unwesentliche Trümmer von ihnen konnten sich wieder in Sicherheit bringen.

Trotz der unerhörten Massenopfer, die namentlich Australier und Kanadier wieder bringen mußten, so besonders auch am 16. Juni in dem vergeblichen Ansturm bei Croisilles und Monchy, wollten die Engländer die Kämpfe in Flandern und im Artois nicht aufgeben, weil sie immer noch hofften, die Deutschen von der Küste abdrängen zu können. Die Nordflanke des deutschen Heeres sollte aber auch von der Seeseite her erschüttert werden. Deshalb mehrte sich bis Mitte Juni die Zahl der Vorstöße, die die Engländer von der See aus gegen die flandrische Küste richteten (siehe die Bilder Seite 67), und solcher, die von den Deutschen gegen die englischen Seestreitkräfte und die englischen Küsten vorgetragen wurden. —

Während sich die Engländer schon wieder zu einem neuen großen Angriff vorbereiteten, hatten die Franzosen bis Mitte Juni noch nicht vermocht, abermals einen Massenangriff zu unternehmen. Zu einem solchen fehlte ihnen, abgesehen von ihren Verlusten, auch aus dem Grunde die Kraft, weil sie ihre Stellungen wesentlich nach Norden ausdehnen mußten. Die Engländer überließen ihren Verbündeten einen weiteren Teil der Front, um die eigenen Truppen zum Ausgleich der in Flandern erlittenen Verluste und zur Erreichung ihres Kampfzieles zu verwenden. Nun hatten aber die Franzosen, die in der Aisneschlacht zwei Drittel ihres Heeres einsetzten, noch weit größere Verluste gehabt als die Engländer, und da sie sowieso schon die Lücken nicht so rasch auffüllen konnten, wie die Verluste eintraten, mußten sie allmählich dazu übergehen, einen Teil ihrer Linien schwächer zu besetzen. Dadurch bekamen die Mannschaften strengeren Dienst, der bei ihnen das Ruhebedürfnis erhöhte. Dieses zu befriedigen ließen die Deutschen nicht zu, die ständig bemüht blieben, ihre Stellungen zu verbessern und den Feind zu beunruhigen. Dabei gelang es am 3. Juni westpreußischen Regimentern, am Winterberg bei Craonne in die französischen Linien einzubrechen, 15 Maschinengewehre zu erbeuten und 150 Gefangene zu machen. Am Westhang des Berges wurden den Franzosen einige Gräben genommen; Gegenangriffe blieben erfolglos. Bei Braye glückte an demselben Tage niederschlesischen Regimentern ein Einfall in die französische Linie, bei dem ebenfalls 15 Maschinengewehre erbeutet und 100 Franzosen gefangen wurden (siehe Bild Seite 73). Diese Überfälle brachten auch reiche Aufschlüsse

über die Stärkeverhältnisse des Gegners. Um ihren Mißerfolg bei Braye auszugleichen und eine Stellungsverschiebung zu ihren Gunsten zu erzwingen, stürmten am 4. und 5. Juni die Franzosen in wiederholten Angriffen gegen die deutschen Linien vor. Ihren Zweck erreichten sie jedoch an keiner Stelle, im Gegenteil, den Deutschen gelang es, noch mehr Beute zu machen. Am 6. Juni stießen an der Straße Pinon—Jouy niederrheinische Füsiliere in die französischen Gräben vor und führten nach erbittertem Handgemenge eine Anzahl Gefangene zurück. Auch südlich von Pargny—Filain erfolgte unvermutet ein kraftvoller deutscher Vorstoß. In diesem Abschnitt des Chemin des Dames unternahmen Teile meiningischer, hannövrischer, schleswig-holsteinischer und brandenburgischer Regimenter einen großen Angriff und brachten auf einer Ausdehnung von 2 Kilometern die feindlichen Stellungen in ihren Besitz. Der Widerstand der Franzosen war erbittert. 14 Offiziere, 543 Mann, 1 Revolverkanone und 15 Maschinengewehre fielen den Deutschen in die Hände. Französische Versuche zur Wiedereroberung der verlorenen wichtigen Stellungen waren völlig ergebnislos, so oft die Feinde auch ihre Sturmwellen gegen die Deutschen vortrieben. Bis Mitte Juni brachte nun fast jeder Tag französische Sturmangriffe und deutsche Gegenstöße. Wohl ließen die Franzosen sehr häufig die Artillerieschlacht wieder wuchtig aufleben, zu einer allgemeinen Angriffsbewegung gingen sie aber noch nicht wieder über. Der englische Hauptangriff in Flandern blieb ohne ihre Unterstützung. —



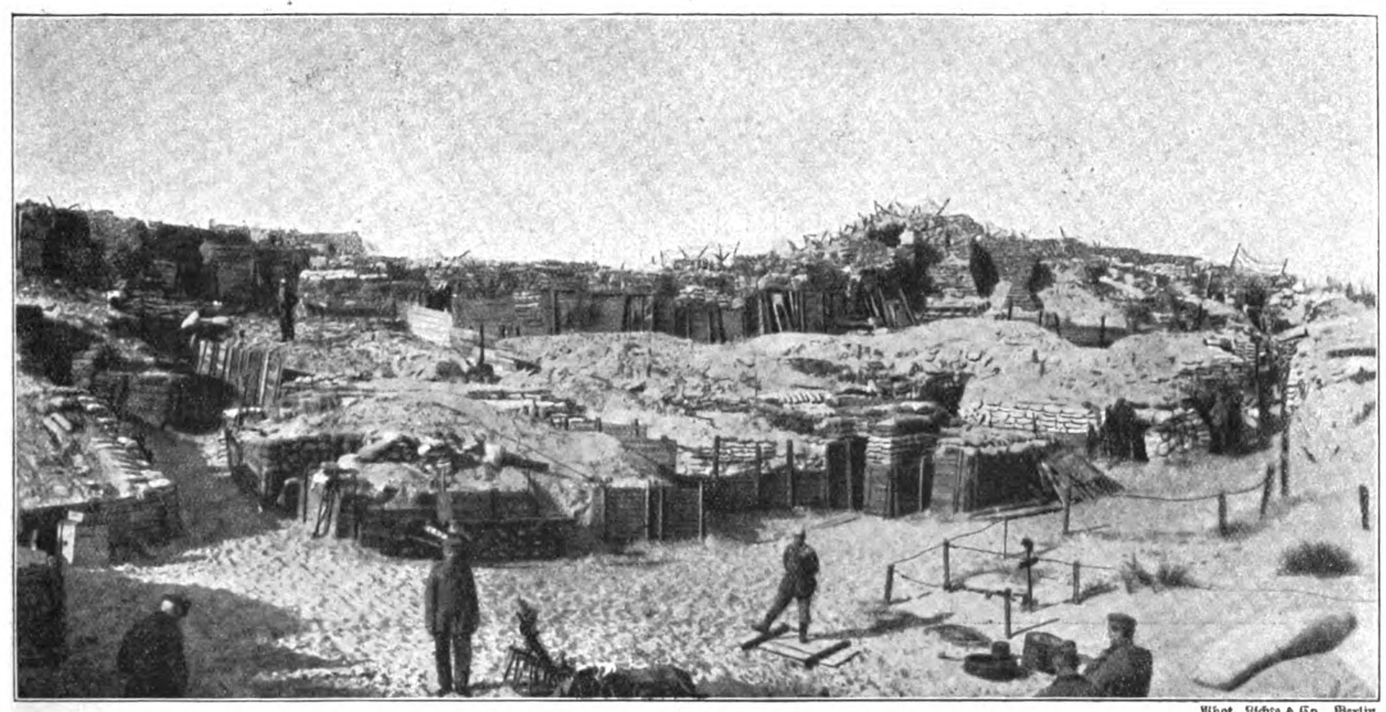
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die deutsche Marine in Flandern:
Eine Kleinbahn befördert Marinetruppen an die Front.

Schöne Erfolge waren auch den deutschen Luftstreitkräften wieder beschieden. Neben den Kampffliegern hatten die Beobachtungsflieger Gelegenheit, sich hervorzutun. Ihre Tätigkeit war besonders für das Einschießen der Artillerie sehr wertvoll, namentlich wenn rasche Treffwirkung erzielt werden sollte. In den zahlreichen Luftkämpfen des Monats Mai verloren die Deutschen auf sämtlichen Kriegschauplätzen insgesamt 79 Flugzeuge und 9 Fesselballone, die Feinde dagegen büßten 26 Fesselballone und 262 Flugzeuge ein, von denen jenseits der feindlichen Linien 148, und über dem von den Deutschen besetzten Gebiet 114 abgeschossen wurden. Dazu kamen noch 23 feindliche Flugzeuge, die infolge der gegen sie unternommenen Angriffe zur Landung gezwungen waren, so daß der Gesamtverlust der Feinde 285 Flugzeuge betrug.

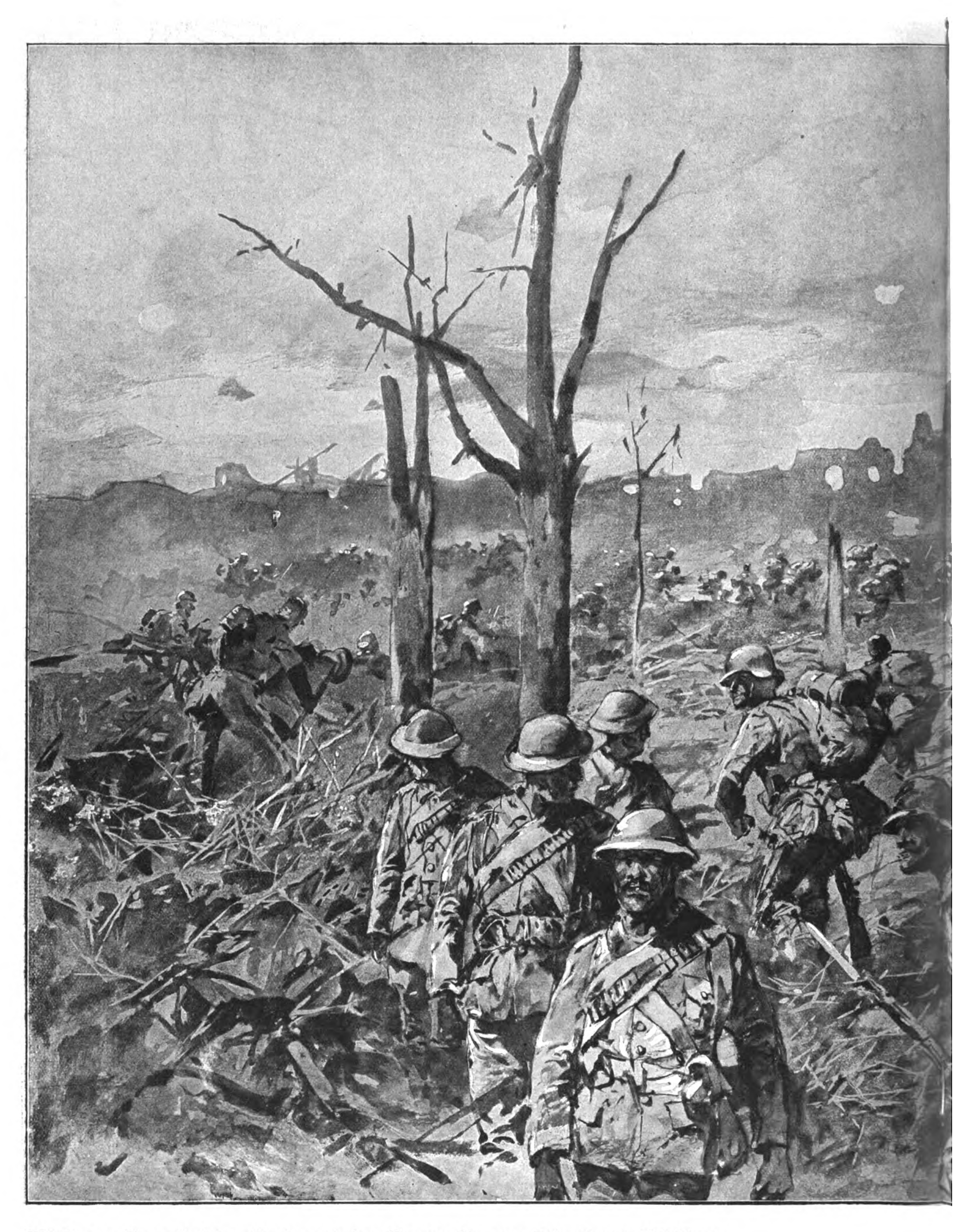
Von den hervorragendsten deutschen Fliegern fand leider auch wieder einer den Tod. Es war Leutnant Schäfer, der schon 30 Gegner im Kampfe bezwungen hatte.

Deutsche Luftstreitkräfte fanden abermals den Weg nach England. Am 5. Juni flog ein deutsches Luftschiffgeschwader nach Sheerneß an der Themsemündung und warf dort auf militärisch wichtige Anlagen und Stapelplätze über 5000 Kilogramm Sprengstoff ab, durch die großer Schaden angerichtet wurde. Nach englischen Meldungen beteiligten sich 16 Flugzeuge an dem Angriff. Die englische Hauptstadt London erhielt am 13. Juni mittags ebenfalls den Besuch deutscher Luftstreitkräfte. Nach einem

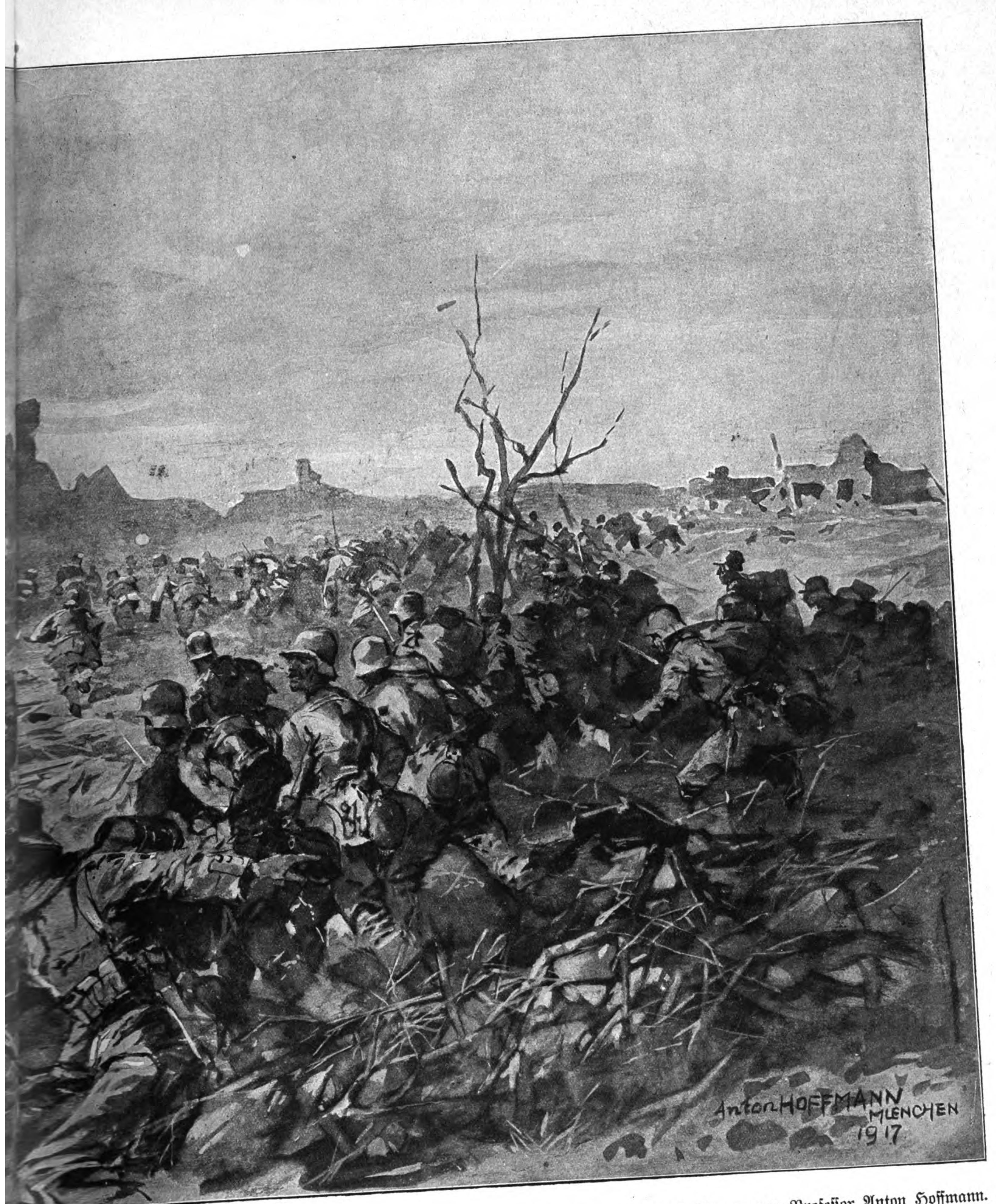


Phot. Lichte & Co., Berlin.

Schützengraben und Brustwehr der äußersten deutschen Seestellung in Flandern.



Wirksamer Gegenstoß der Garde und der Bayern bis zum Ostrand von Messines.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

englischen Bericht erschienen 12 bis 15 deutsche Flugzeuge. Das Geschwader stand unter der Führung des Hauptmanns Brandenburg und warf über dem Ostteil von London 15 Minuten lang Bomben ab, die gegen die ausgedehnten Dockanlagen inmitten der englischen Hauptstadt, Werften, Bahnanlagen, sowie staatliche Magazine und Speicher an beiden Ufern der Themse gerichtet waren und höchst beträchtliche Wirkung hatten. In den Speicheranlagen brachen ungeheure Brände aus, die an den aufgestapelten Waren und Geräten reiche Nahrung fanden. Es war der stärkste Angriff aus der Luft, den London während des Krieges erlebt hatte. In der amtlichen englischen Meldung über das Ereignis wurde erwähnt, daß ein Flugzeug über der Themse zum Absturz gebracht worden sei. Das war richtig, aber es handelte sich um ein englisches Flugzeug; die deutschen Maschinen kehrten unversehrt und vollzählig in ihren Heimathafen zurück.

Die deutschen Seeflugzeuge (siehe untenstehendes Bild) beteiligten sich auch weiterhin am Handelskrieg; so versenkte eines von ihnen am 14. Juni vor der Themsemündung einen größeren englischen Dampfer. An demselben Tage ging auch das deutsche Luftschiff L 43 verloren. Ein weiteres Zeppelinschiff büßten die Deutschen in der Nacht zum 17. Juni nach einem schweren, erfolgreichen Angriff eines ihrer Marineluftschiffgeschwader auf wichtige Festungen Südenglands ein, der gegen den heftigsten Widerstand englischer Flugzeuggeschwader und Seestreitkräfte durchgeführt wurde. Auf dem Heimwege hatten die Luftschiffe eine große Anzahl Gefechte mit englischen Fliegern zu bestehen, wobei das deutsche Schiff L 48, auf dem sich der Leiter des Vorstoßes, Korvettenkapitän Viktor Schütze (siehe nebenstehendes Bild), befand, in Brand geschossen wurde. Es stürzte mit der gesamten Besatzung in die See. —

* * *

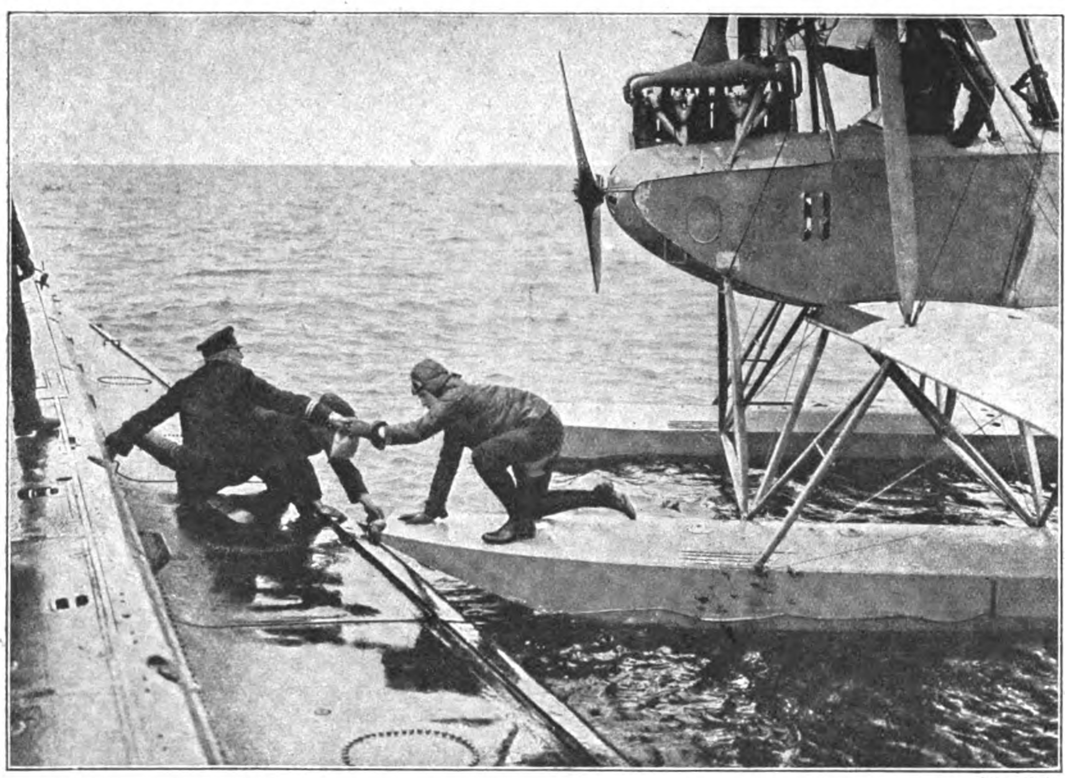
Wie auf dem Lande und in der Luft, so nahmen die Kriegshandlungen auch **zur See** ihren Fortgang. Bei einem der häufigen Vorstöße, die die Engländer mit leichten Seestreitkräften gegen die flandrische Küste unternahmen und die immer in der Feuerzone der deutschen Küstenbatterien endeten, gelang den Engländern am 5. Juni die Versenkung des deutschen Torpedobootes S 20. Von der den Untergang des Schiffes überlebenden Mannschaft fischte das englische Torpedoboot F 51 nur einige Leute auf. Die anderen Schiffbrüchigen, darunter auch Verwundete, wurden an der Besteigung des ausgesetzten englischen Rettungsbootes gewaltsam gehindert; eine Scheußlichkeit, die sich den Fällen King Stephen, Baralong und Crampton würdig anreiht.


Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.
Korvettenkapitän Viktor Schütze, Führer des deutschen Luftschiffgeschwaders, das in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1917 wichtige Festungen Südenglands mit beobachtetem gutem Erfolg angriff Auf der Rückfahrt wurde das von ihm geleitete Luftschiff L 48 von einem feindlichen Flieger abgeschossen. Korvettenkapitän Schütze wurde nebst zwei Mann der Besatzung von den Engländern gerettet und gefangen.

Der Unterseebootkrieg hatte fortwährend große Erfolge aufzuweisen. Täglich fielen ihm Schiffe zum Opfer, die wertvolle Ladungen für die Feinde der Mittelmächte an Bord hatten. Die Boote entfalteten ihre Tätigkeit ebenso in der Nordsee wie im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer (siehe Bild Seite 71). Es wurde berichtet, daß deutsche U-Boote im Mittelmeer einen Zusammenstoß mit einer der im Mittelmeer wirkenden japanischen Zerstörerflottille gehabt hätten. Das Ergebnis des Angriffs auf die deutschen U-Boote, den die Japaner ausgeführt haben wollten, stand, wie sie angaben, nicht fest, sie meldeten aber einen Verlust von 55 Toten auf ihrem Zerstörer Sakaki, der einen Torpedotreffer erhalten hatte und schwer beschädigt in einen Hafen eingeschleppt werden mußte. Nach Bekanntgabe der Maibeute der U-Boote, die sich auf 869000 Tonnen belief, bezifferte sich der Gesamtbetrag der seit Kriegsbeginn durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte versenkten feindlichen, sowie neutralen Handelschiffe auf 8633600 Bruttoregistertonnen. Das sind fast 60 v. H. Bruttoregistertonnen mehr, als die deutsche Handelsflotte beim Ausbruch des Krieges zählte. In derselben Zeit wurden außerdem an englischen Kriegschiffen 157 Einheiten mit einer Verdrängung von 632900 Tonnen und insgesamt 255 feindliche Einheiten mit 892445 Tonnen vernichtet. Dieser Verlust kommt dem Bestand der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Beginn des Krieges etwa gleich. —

* * *

Da die Verbandsmächte an keiner Front durchschlagende Erfolge erzielen konnten, setzten sie ihre ganze Hoffnung auf **Amerika**, das eine Truppensendung unter Generalmajor Bell (siehe Bild Seite 74) in Aussicht gestellt hatte. Starken Eindruck machte in Frankreich auch der Besuch des amerikanischen Generals Pershing (siehe Bild Seite 74), der in Paris einer wichtigen Sitzung des Parlaments beiwohnte. Dort wagte man freilich nicht, ihn einen Einblick in die wirkliche Lage und einen Begriff von der wahren


Phot. Bufa.
Ein deutsches Wasserflugzeug übernimmt auf hoher See von einem deutschen U-Boot erbeutete wichtige Papiere.

Stimmung im Lande gewinnen zu lassen. Ein Antrag über die Ursachen der ungeheuren Verluste der Franzosen in der Aisneschlacht wurde auf eine spätere Sitzung verschoben; die französischen Parlamentarier nahmen zu den sachlichen Ausführungen der Regierungsvertreter überhaupt keine Stellung. Auf diese Weise verlief die Paradesitzung ganz befriedigend. Darauf kam es den Franzosen aber an, denn sie mußten vermeiden, den Eindruck zu erwecken, als ob die Hilfe der Amerikaner für eine Sache beansprucht würde, die sie in ihrem Inneren schon verloren gaben. Das würde in Amerika die ungünstigsten Wirkungen gehabt haben, denn Wilson hatte den scharfen Widerstand der Kriegsgegner noch keineswegs besiegt; die Amerikaner schienen zu begreifen, daß sie weder für Ideale noch für vaterländische Ziele kämpften, sondern für die Sicherung und Erhaltung der Gewinne der amerikanischen Munitionsindustrie. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Kampfgebiet in Flandern.

Von Hans Schoenfeld.

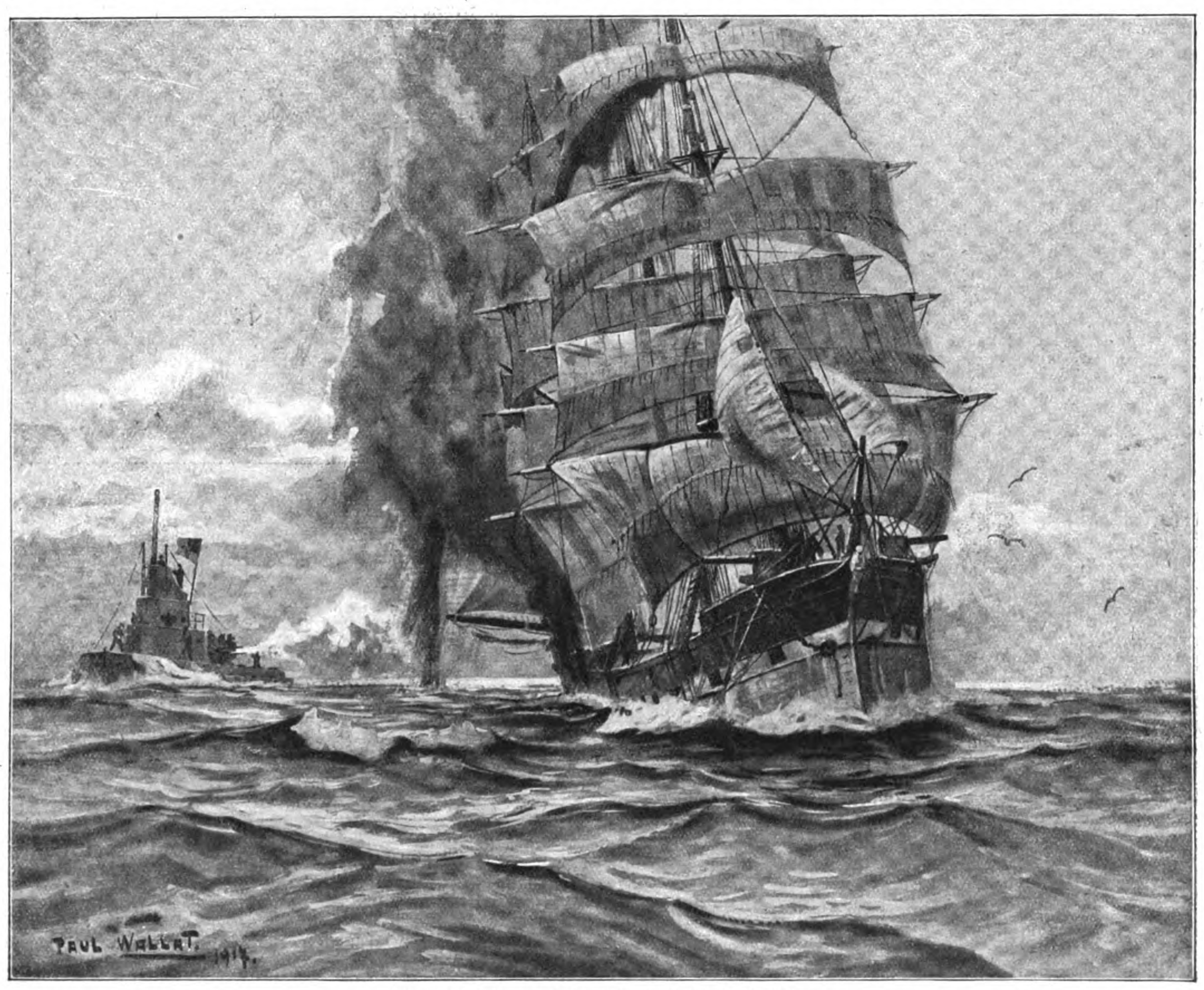
I.

(Hierzu die Bilder Seite 66 und 67.)

„Ich weiß nicht, woran es lag, aber hier oben in Flandern haben wir mit ganz anderer Wut gekämpft als bei Craonne, wo's doch böse genug herging," sagte ein alter Sergeant von einem der berühmtesten Kampfregimenter um Ypern. Und wie zur Entschuldigung setzte er hinzu: „So ein schönes, armes Land, 's tut einem in der Seele weh, wie das so draufgeht."

Das ist's: Flandern hat die Seele des deutschen Soldaten für den schönen Leib seiner zerstörten Flur hingenommen. Dem Feldgrauen blieb es vorbehalten, das deutsche Herz in Flandern wieder zu entdecken. Mit Herzblut mußte er sich dies entfremdete uralte Stück deutschen Hochkulturlandes zurückgewinnen. Darum liebt er Flandern so: weil seine Vorfahren um des Reiches Herrlichkeit dort stritten und starben und weil das Land so einzig schön ist; in Trümmern fast noch großartiger, berückender als in der Fülle seiner Wohlhäbigkeit, wie sie das besetzte Hinterland noch heute aufweist.

Wenn wir auf den Anfang dieses größten Krieges zurückblicken, so sehen wir, wie sich alles nach den Tagen des Rückzuges von Châlons im September 1914 auf das Flandernproblem zuspitzt — wie da schon die offene Nebenbuhlerschaft zwischen Briten und Deutschen um diesen den Grabenkrieg einleitenden und auch wohl entscheidenden Landstrich geht. Belgien ist in der Tat die brennende Frage; nicht seine verletzte Neutralität, für die man jenseits des Kanals das Schwert zu ziehen behauptete, sondern seine Meerprovinzen im Flandrischen. Dies war allen einsichtigen Feldgrauen so klar, daß sie nicht daran zweifelten, es müsse dort um Lille—Ypern und Nieuport einmal aufs Ganze gehen. Entsprechend hielten sich alle flandrischen Truppenteile auf der Hut. Zähe Entschlossenheit und gestählte Fronthärte kennzeichneten von jeher den Geist der Truppen hüben und drüben. Es war stets Kernmaterial, was die Gegner an der Flandernfront einsetzten; zu wenig traute einer dem anderen. Darum sind auch die Kämpfe dort oben so bitterhart, so ununterbrochen gewesen. Wann



Deutsches U-Boot greift eine bewaffnete feindliche Bark an.
Nach einer Originalzeichnung von Paul Wallat.

hat vor Ypern, Armentières und Lille der Kanonendonner je geschwiegen?

Es war ein Gewalttempo, dank dem in den wettermilden, kampfeswilden Oktobertagen 1914 ein Kilometer flandrischen Bodens nach dem anderen den Deutschen anheimfiel. In furchtbarer Hast suchten Englands Söldner, jenes großartige, in Deutschland so unterschätzte Soldatenmaterial, die vorgehenden deutschen Truppen rechts überflügelnd vom Meere, dem springenden Punkte der strategischen Handlung, abzudrängen. Es war einer der härtesten Schläge für die englische Führung und Kriegspolitik, daß die Deutschen eben doch ans Meer kamen. Unter blutigen Opfern zwar; doch unermeßlich belohnt durch die Weiterentwicklung der Dinge in den nächstfolgenden Kriegsjahren: Die flandrische Küste ist die Achillesferse des Kolosses England. Wo wären wir heute ohne die Flandernküste? Kein schrankenloser U-Bootkrieg, keine Luftangriffe auf Englands Küste und Hauptstadt.

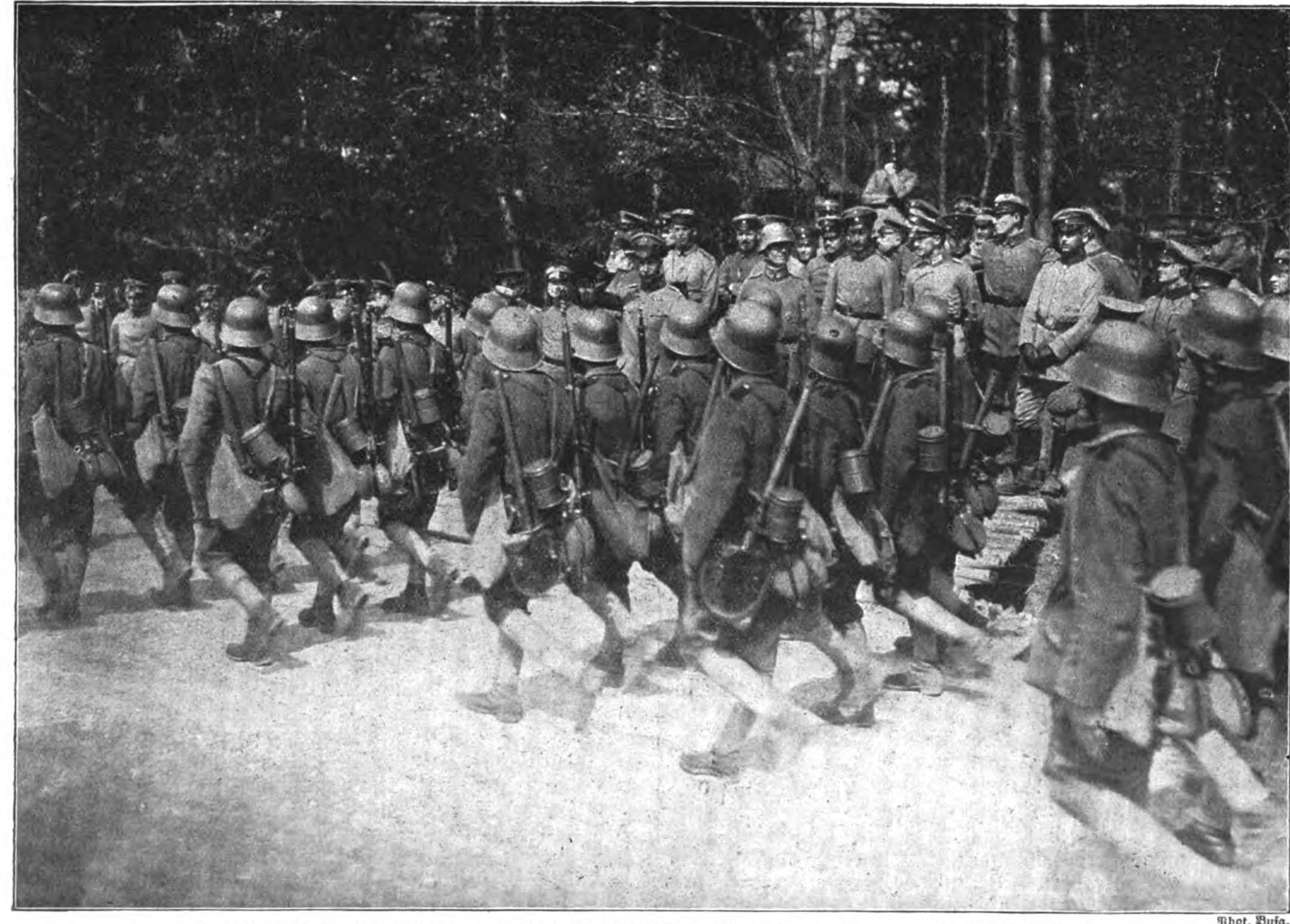


Phot. Bufa.

Englands Menschenhandel mit Portugal.

Die ersten an der Westfront östlich von Festubert von den Deutschen gefangenen Portugiesen. Das Schicksal dieser weißen Vasallen Englands ist fast noch tragischer als das der farbigen Hilfsvölker. Was mit diesen Portugiesen, die angeblich für die Rechte der Freiheit und Menschlichkeit kämpfen, geschehen ist, ist glatter Menschenhandel. Die bisher gemachten Gefangenen sind Landarbeiter aus dem Norden Portugals. Sie sind zu einem großen Teil Analphabeten und machen einen stumpfen, unglücklichen Eindruck. Sie erzählten, daß sie verladen wurden wie Tiere. Eine große Anzahl der portugiesischen aktiven Offiziere meuterte beim Transport. Sie wurden gefangen gesetzt und der Bestand an Offizieren durch Beförderung von Unteroffizieren wieder ergänzt. Unter ihnen allen ist nicht einer, der sich nicht klar darüber wäre, daß sie verkauft sind, um für die Sache Englands zu fechten.

Von Craonne und der Champagne heraufgezogen, eilten damals, seitlich zueinander angesetzt, zwei aktive Kampfkorps von Cambrai—Mons und Löwen—Gent—Audenarde und Kortryk her, der Lys, als der Hauptschlagader Flanderns zu. Lille überrennend, erzwang sich das (2.) sächsische Korps Nr. XIX den Zugang ins belgische Flandern hinein und suchte auf den britischen Hauptanmarschstraßen: Lille—Armentières—St. Omer—Calais, wie Lille—Quesnoy—Warneton—Messines—Wytschaete—Ypern—Küste soweit wie möglich vorzustoßen. Fast widerstandslos trieb das elsässische Korps des berühmten Südwesterobersten, nunmehriger Exzellenz v. Deimling, die englischen und französischen Aufklärungsabteilungen vor sich her. Unermeßlich glücklich durften sich diese reichsten Gefilde Belgiens um Gent preisen. Jene erste, huschartige Begegnung von Freund und Feind ist bis heute das einzige



Phot. Bufa.

Vorbeimarsch einzelner Abteilungen der tapferen Champagnekämpfer vor Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Beilage zu Heft 155 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

Die wichtigsten Kriegsorden und -ehrenzeichen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei

in 2/5 der natürlichen Größe.

Tafel II.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.



Text siehe Seite 75—77.



Ein niederschlesisches Infanterieregiment stürmt bei Braye am 3. Juni 1917 einen französischen Graben von 250 Meter Länge.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Trache.

Kriegserlebnis des gesegneten Gefildes geblieben, das zum herrlichen Hinterlande der Fronttruppen wurde. Denn so hart der Soldat vorn kämpfen muß, nirgends hat er's besser als in Flandern. Das unvergleichlich schöne, friedsame Hinterland mit seinen reizenden Städten und Städtchen ist eine unerschöpfliche Quelle der Freude und Ruhe für die Hunderttausende von Feldgrauen, die hier aus- und eingezogen sind. Ein so ausgeprägtes Leben hat sich namentlich in den Lysstädten zwischen Truppe und Bewohnerschaft herausgebildet, daß sich Besucher aus dem Reich gar nicht genug wundern könnten. Und lustig geht's da her (siehe die Kunstbeilage Band VI vor Seite 25)!



Generalmajor Franklin Bell. Führer der nach Frankreich entsandten amerikanischen Truppen.



General Pershing, dessen Befehl die amerikanischen Expeditionstruppen unterstellt sind.

Während das Korps Deimling also in unaufhaltsamem Lauf sich nah und näher an Ypern heranschob, bereits die erste Vorhöhe von Zandvoorde, dem weißen, gewann, das weithin steht und noch in Trümmern seinen strahlenden Glanz unter flandrischer Sonne nicht verloren hat, dann Koelenberg mit stürmender Hand nahm und nun der zweiten Hügelwelle, gekrönt von Gheluvelt, der Höhe 60 und dem Schloßpark von Polderhoek zuzwängte, brach sich Heereskavallerie mit Gardejägern, Bayern und Württembergern, die Flügel beider Korps deckend, heldenhaft Bahn über Warneton—Messines und Wytschaete—St. Eloi—Hollebeke. Hier hatten sich die Briten zum stärksten Widerstand eingerichtet. Die Reitersleute, Jäger und Pioniere müssen übermenschlich gekämpft haben; ihre Gräber, malerisch im Douvegrunde, an den wundersam im grünen, umbuschten Wiesenplan hingestreuten Großfermen, neben einer verfallenen englischen Stellung sich hinziehend, sind heilige Stätten der Landschaft geworden, die die nachfolgenden Regimenter mit Andacht verehrten (siehe Bild Seite 31 unten und Band IV Seite 280 oben).



Kanadische Indianer als Vorkämpfer für Englands Kulturmission.

In die Reihen der farbigen und weißen Engländer sind auch eine Anzahl Rothäute eingetreten, wo sie Schulter an Schulter mit Austral- und Kongonegern, Feuerlandern, Fidschi-Insulanern und Papua die europäische Kultur vor der Bedrohung durch Deutschland beschützen sollen. Die englische Kriegszeitschrift „The Illustrated War News", der wir die obige Abbildung entnehmen, berichtet, daß die berühmten „Sechs Stämme" 150 Rekruten England zu Hilfe gesandt hätten, die zurzeit in Schottland ausgebildet würden. Die Aufnahmen zeigen die Indianer während eines Besuchs der Stadt Glasgow, wo ihre Häuptlinge von dem Stadtoberhaupt feierlich begrüßt wurden. Albion, wie tief bist du gesunken!

Als die Ulanen und Dragoner ihre Pflicht getan hatten, kam bayrische Infanterie, die's den wütend anlaufenden Briten gut herausgab. Das bayrische Korps setzte sich im Douvegrund, Messines in stolzen Trümmern zu seinen Häupten (siehe Bild Seite 39), fest und hielt die rasch ausgeworfenen Stellungen am Wytschaeterücken über St. Eloi und Hollebeke bis hin zum Kanalknie. Dort schlossen nun die Straßburger an, die eine Regimentsfront über die große Heerstraße Kortryk—Meenen—Ypern hinaus standen, mit Höhe 60 und Hooge als Brennpunkten. Das neugekommene Reservekorps, Sachsen und Württemberger, übernahm von da (mit dem später wieder genannten Bellewaardesee als Teillinie) die Grabenstellung, wiewohl es in den unerhört wilden Kämpfen von Keiberg Moolen, Dadizeele, namentlich Becelaere, Prootseinde, Zonnebeke, Morsleede die Blüte seiner herrlichen Jugend verloren hatte, die Deutschland-Deutschland-über-alles-Regimenter, fast lauter Freiwillige, meist die deutsche Intelligenzjugend von den Hochschulen, Gymnasien und andere.

Der Stellungskrieg hatte begonnen. Franzosen und Briten teilten sich damals in die Stellungen. Mit seinen Hauptkräften war French noch im Anmarsch; trotzdem gab es Mitte Oktober von Lille bis zur Douve keinen Franzosen mehr, erst am Kanalknie und im Ypernbogen tauchten Joffres Leute wieder auf. Man muß ihnen lassen: Sie fochten wie die Teufel, — hatten allerdings Schwarze und Koloniale genug dabei — wußten freilich auch, warum. Das Kanalknie mit der Großen Bastion und der Höhe 60 beherrschten die Ypernniederung in Front und Flanke.

Was da General v. Deimlings Regimenter in Nahkämpfen von bis dahin unerhörter Heftigkeit leisteten, gehört zum Glorreichsten dieses Weltkrieges.

Sie alle überstrahlte Seiner Exzellenz bestes, immer neubewährtes Regiment, das unter seines genialen, später auch mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichneten Obersten Freiherrn v. Oldershausen Führung (siehe Bild Seite 66) die fast uneinnehmbare Gheluvelter Höhenstellung den englischen Garden der Black watch und Queens own entriß. Das Regiment wurde nachher vor die Höhe 60 längs des Comines—Yperner Bahndammes gezogen, warf die Franzosen auf die Kanalhöhe, besetzte schließlich nach Erstürmung der Höhe 60 dieses beherrschende, von der idyllischen Bahn durchschnittene Doppelmassiv (59/60), das es ein halbes Jahr lang hielt, obwohl dort am 14. April 1915 die erste Riesensprengung einsetzte und damit ein neues Kampfmittel in den harten Grabenkrieg einbezogen wurde: Sprengung und Trichterkampf, verbunden mit Gasangriff. Wie's dort auf der wildzerrissenen, stark ausgebauten Kuppe herging und was von Minierpionieren, Bautruppen, Artillerie an Arbeit geleistet wurde, entzieht sich der Beurteilung jedes Unbeteiligten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriegsorden und -ehrenzeichen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei.

II.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Preußen. Orden vom Schwarzen Adler. Gestiftet 1701. Kann für Kriegsverdienst mit Schwertern zum Großkreuze des Roten Adlerordens, das zu jenem Orden um den Hals („en sautoir") zu tragen ist, verliehen werden. 1 Klasse.

Roter Adler-Orden. Gestiftet 1792. Nur für Offiziere. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und am schwarz-weißen Bande. Großkreuz und 4 Klassen in 5 Abstufungen. (Taf. II, Abb. 1: Großkreuz mit Eichenlaub und Schw.; Taf. II, Abb. 6: Stern der 1. Klasse mit Eichenlaub und Schw.; Taf. II, Abb. 10: 2. Klasse mit Eichenlaub und Schw.; Taf. II, Abb. 11: 3. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 9: 4. Klasse mit Schw.)

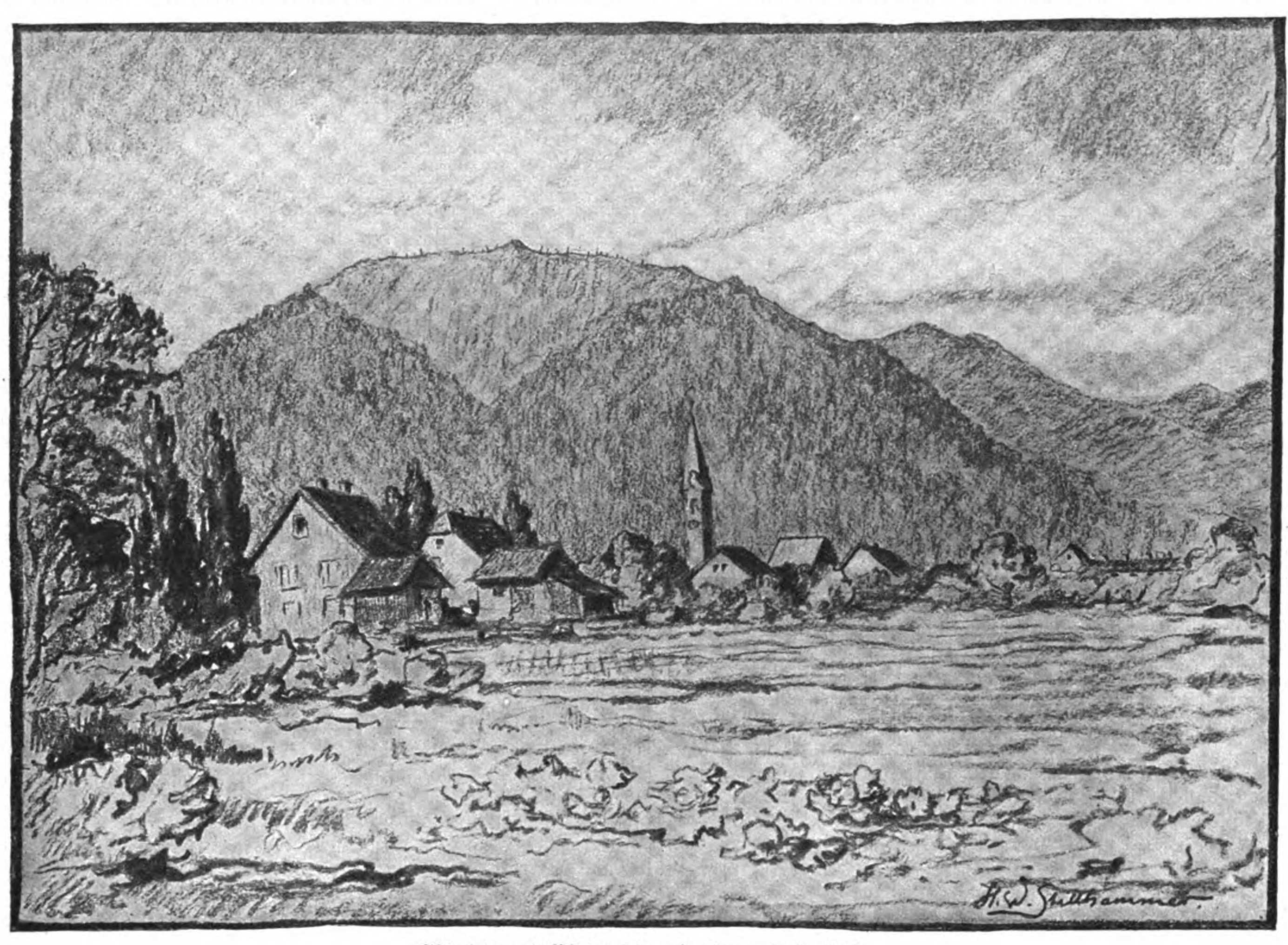
Königlicher Hausorden von Hohenzollern. Gestiftet 1851. Nur für Offiziere. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und an schwarz-weißem Bande. 4 Klassen (Taf. II, Abb. 15: Kreuz der Ritter mit Schw.).

Kronenorden. Gestiftet 1861. Nur für Offiziere. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und an schwarz-weißem Bande. 4 Klassen in 5 Abstufungen. (Taf. II, Abb. 8: Stern zur 2. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 16: 2. Klasse mit Schw.)

Verdienstorden der Preußischen Krone. Gestiftet 1901. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 1 Klasse (Taf. II, Abb. 5: mit Schw.).

Rote-Kreuz-Medaille. Gestiftet 1898. Für Verdienst auf dem Gebiete der Menschenliebe. Auch Frauenorden. 3 Klassen. (Taf. II, Abb. 13: 1. Klasse; Taf. II, Abb. 12: 2. Klasse; Taf. II, Abb. 14: 3. Klasse.)

Verdienstkreuz für Kriegshilfe. Gestiftet 1916. Auch Frauenorden. 1 Klasse (Taf. II, Abb. 17).



Wünheim mit Blick auf den Hartmannsweilerkopf.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsteilnehmers H. W. Stillhammer.

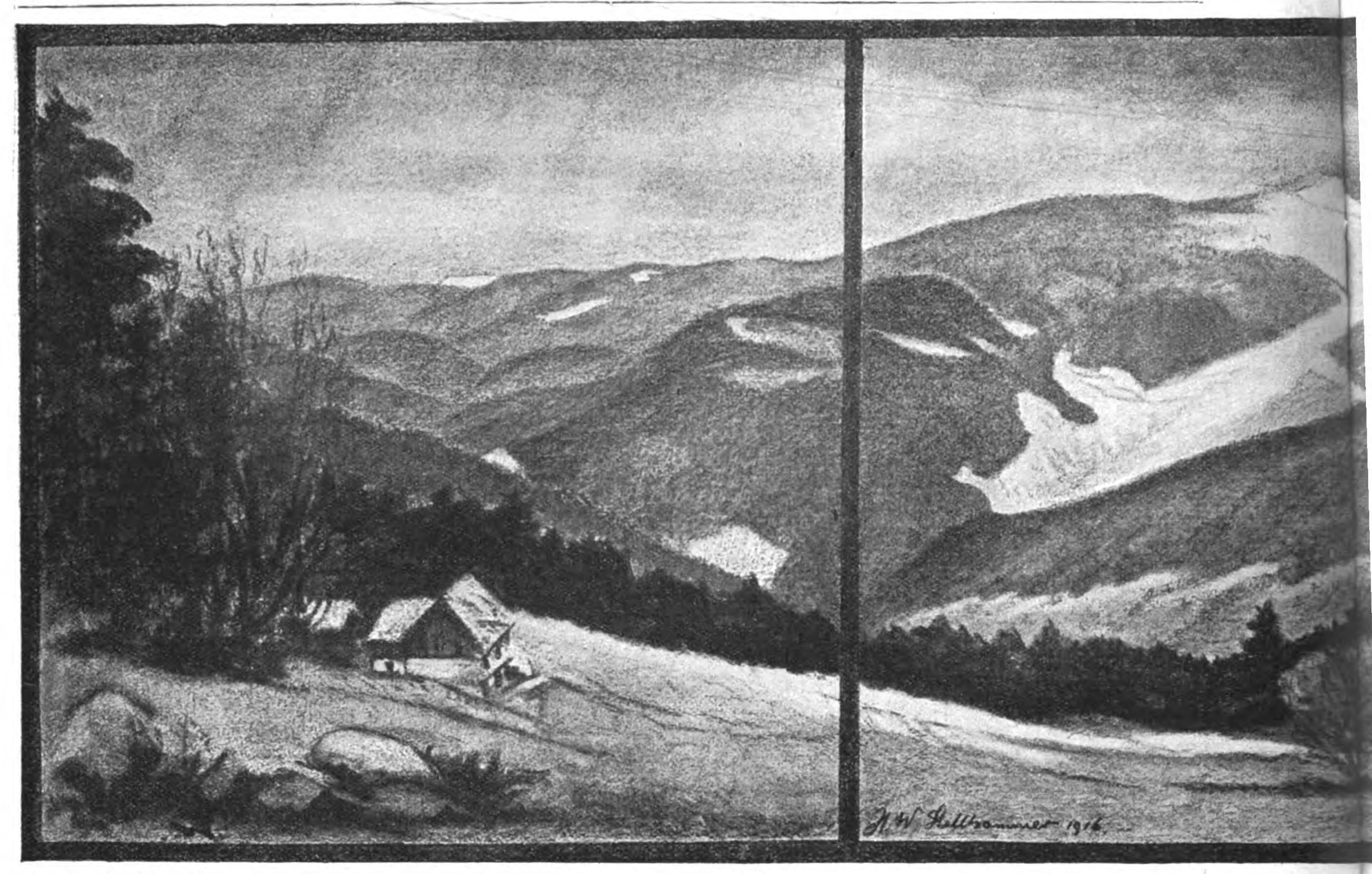
Orden Pour le Mérite. Gestiftet 1740. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. 2 Klassen. (Ganz ausnahmsweise auch Großkreuze verliehen.) (Taf. II, Abb. 3: 1. [„mit Eichenlaub"] Klasse.)

Eisernes Kreuz. Gestiftet 1813, neu errichtet 1870, wieder neu errichtet 1914. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Für Verdienste auf dem Kriegschauplatz und soldatische Verdienste von Offizieren in der Heimat an schwarz-weißem, für sonstige Verdienste in der Heimat an weiß-schwarzem Bande. Großkreuz und 2 Klassen. Ersteres die höchste soldatische Auszeichnung Preußens; seit dem Bestehen bis heute nur siebzehnmal (fünfmal 1813/14; neunmal 1870/71; dreimal 1914/17 verliehen. Die 1. (Taf. II, Abb. 2) nur nach Besitz der 2. Klasse (Taf. II, Abb. 4: 2. Klasse am schwarz-weißen Bande). Besitzer der 2. Klasse aus dem Feldzuge von 1870/71 erhalten eine auf dessen Bande zu tragende „Spange" (Taf. II, Abb. 7) mit dem Kreuze von 1914 in Verkleinerung, statt der 2. Klasse von 1914.

Bayern. Militärverdienstmedaille. Gestiftet 1794. Nur für Feldwebelleutnante, Unteroffiziere und Mannschaften. 2 Klassen. Mit Zulagen verbunden. (Taf. II, Abb. 28: Medaille in Silber.)

Militär-Max-Joseph-Orden. Gestiftet 1806. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. Für die rangältesten Ritter, Komture und Großkreuzritter mit Jahreseinkünften verbunden. 3 Klassen, die alle für bayrische Offiziere den persönlichen Adel mit „Ritter von" mit sich bringen; falls auch der Vater und der Großvater den Orden besaßen, den Anspruch auf Verleihung des Erbadels. (Taf. II, Abb. 29: Komturkreuz.)

Militärverdienstorden. Gestiftet 1866. Für Kriegsverdienst mit Schwertern, für Personen des Soldatenstandes an weißem Bande mit je einem blauen und je einem schwarzen Randstreifen; für Beamte und Zivilpersonen mit einem blauen Mittel- und je einem schwarzen Randstreifen. 6 Klassen (Taf. II, Abb. 21: Stern der Großkreuze mit Schw.; Taf. II, Abb. 20: Kreuz der Komture mit Schw.; Taf. II, Abb. 22: Offizierkreuz; Taf. II, Abb. 23:



Der große Belchen.

Ritterkreuz 1. Klasse mit der Krone und Schw.; Taf. II, Abb. 18: Ritterkreuz 2. Klasse mit Schw.) und Militärverdienstkreuz in 3 Klassen: Gold, Silber, Bronze, letzteres nur für Unteroffiziere und Mannschaften, Beamte und Zivilpersonen im entsprechenden Range (Taf. II, Abb. 19: In Gold mit der Krone und Schw. am Soldatenbande; Taf. II, Abb. 24: In Silber mit der Krone und Schw. am Beamten- usw. Bande).

Verdienstkreuz und Dienstauszeichnungskreuz für freiwillige Krankenpflege. Gestiftet 1901. Verdienstkreuz in 2 Klassen, für Kriegsverdienst: mit Spange mit der Jahreszahl des Feldzuges. Dienstauszeichnungskreuz für 20 Dienstjahre. Auch Frauenorden. (Taf. II, Abb. 25: Verdienstkreuz 2. Klasse mit der Kriegsauszeichnung.)

Militärsanitätsorden. Gestiftet 1914. Für Sanitätsoffiziere. 2 Klassen. Mit Zulagen verbunden. (Taf. II, Abb. 26: 2. Klasse.)

König-Ludwig-Kreuz. Gestiftet 1916. Für Kriegsverdienst in der Heimat. 1 Klasse (Taf. II, Abb. 27).

Königreich Sachsen. Militär-Sankt-Heinrichs-Orden. Gestiftet 1736. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. 4 Klassen. (Taf. II, Abb. 30: Ritterkreuz.)

Militär-Sankt-Heinrichs-Medaille. Gestiftet 1796 als „Militärverdienstmedaille". Nur für Unteroffiziere und Mannschaften. 2 Klassen. (Taf. II, Abb. 31: Medaille in Silber.)

Verdienstorden. Gestiftet 1815. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 6 Klassen. (Taf. II, Abb. 38: Komturkreuz mit Schw.; Taf. II, Abb. 37: Ritterkreuz 1. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 36: Ritterkreuz 2. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 35: Verdienstkreuz mit Schw.)

Albrechtsorden. Gestiftet 1850. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 7 Klassen. (Taf. II, Abb. 40: Komturkreuz mit Schw.; Taf. II, Abb. 41: Ritterkreuz 1. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 42: Ritterkreuz 2. Klasse mit Schw.; Taf. II, Abb. 43: Albrechtskreuz mit Schw.)

Sidonienorden. Gestiftet 1870. Für Verdienst auf dem Gebiete der Menschenliebe. 1 Klasse. Frauenorden.

Ehrenkreuz für freiwillige Wohlfahrtspflege. Gestiftet 1871 als Erinnerungskreuz für freiwillige Krankenpflege. 1 Klasse. Auch Frauenorden (Taf. II, Abb. 34).

Ehrenkreuz. Gestiftet 1876 als „Allgemeines Ehrenzeichen". Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 2 Klassen. (Taf. II, Abb. 33: Kreuz mit der Krone und Schw.)

Carolamedaille. Gestiftet 1892. Für Kriegsverdienst mit Spange. Für Verdienst auf dem Gebiete der Menschenliebe. 3 Klassen. Auch Frauenorden.

Friedrich-August-Medaille. Gestiftet 1905. Für Unteroffiziere und Mannschaften und so weiter. Für Kriegsverdienst: das Band mit blauen Streifen. 2 Klassen. Auch Frauenorden. (Taf. II, Abb. 39: Medaille in Bronze.)

Maria-Anna-Orden. Gestiftet 1906. 3 Klassen und Maria-Anna-Kreuz. Frauenorden.

Kriegsverdienstkreuz. Gestiftet 1915. Für vaterländische Betätigung während des Krieges. 1 Klasse. (Taf. II, Abb. 32.)

Österreich-Ungarn. Militär-Maria-Theresien-Orden. Gestiftet 1757. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. Mit lebenslänglichen Jahreseinkünften verbunden. 3 Klassen, die alle für Inländer den Adelstand mit sich bringen. (Taf. II, Abb. 51: Komturkreuz.)

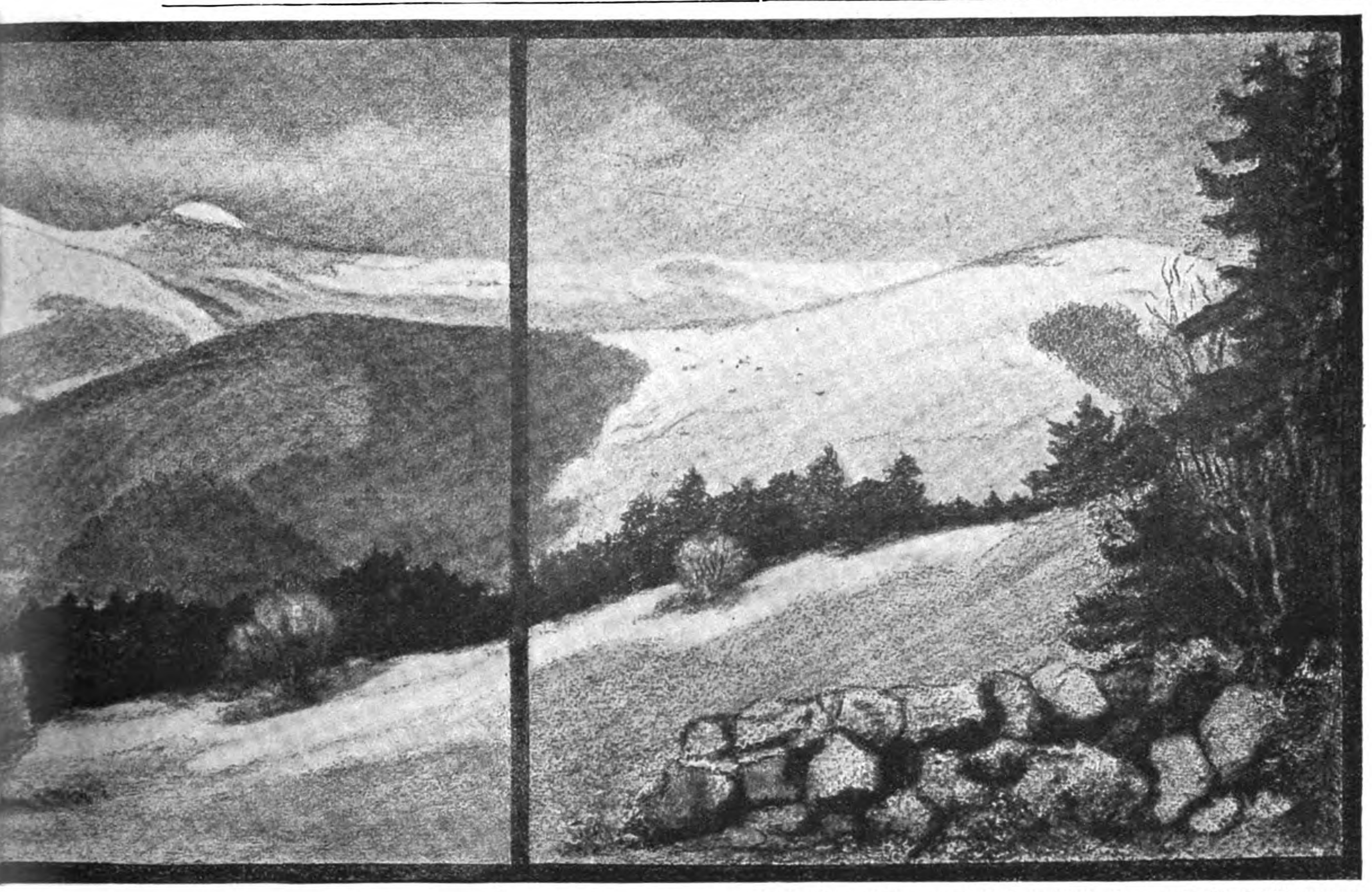
Tapferkeitsmedaille. Gestiftet 1789. Für Unteroffiziere und Mannschaften. 4 Klassen, von denen die ersten drei für Inländer monatliche Zulagen mit sich bringen. (Taf. II, Abb. 47: große Medaille in Silber; Taf. II, Abb. 49: kleine Medaille in Silber.)

Geistliches Verdienstkreuz. Gestiftet 1801. Für Kriegsverdienst an weiß-rotem, sonst an weißem Bande. 2 Klassen.

Leopoldorden. Gestiftet 1808. Für Kriegsverdienst mit Lorbeerzweigen. 4 Klassen. (Taf. II, Abb 52: Ritterkreuz mit dem Kriegsabzeichen.)

Orden der Eisernen Krone. Gestiftet 1816. Für Kriegsverdienst mit Lorbeerzweigen. 3 Klassen. (Taf. II, Abb. 45: Komturkreuz mit dem Kriegsabzeichen.)

Franz-Josef-Orden. Gestiftet 1849. 4 Klassen.



Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers H. W. Stillhammer.

Für Kriegsverdienst: Stern zum Groß- und Komturkreuz mit Lorbeerkranz; Komtur- und Ritterkreuz am Bande des Militärverdienstkreuzes; Offizierkreuz mit grüngeschmelzten Bändern an der Krone. (Taf. II, Abb. 44: Offizierkreuz mit dem Kriegsabzeichen.)

Militärverdienstkreuz. Gestiftet 1849. Nur für Offiziere. Für Kriegsverdienst: mit Lorbeerzweigen. 3 Klassen. (Taf. II, Abb. 48: 3. Klasse mit dem Kriegsabzeichen.)

Goldenes und Silbernes Verdienstkreuz mit und ohne Krone. Gestiftet 1849. Für Kriegsverdienst: am Bande der Tapferkeitsmedaille. 4 Klassen.

Militärverdienstmedaille. Gestiftet 1890. Nur für Offiziere (Militärbeamte). Für Kriegsverdienst: am Bande des Militärverdienstkreuzes. 3 Klassen. (Taf. II, Abb 46: Medaille in Gold; Taf. II, Abb. 50: Medaille in Silber.)

Ehrenzeichen für Verdienste um das Rote Kreuz. Gestiftet 1914. Für Kriegsverdienst: mit Lorbeerkranz. 4 Klassen und 2 Medaillen. Auch Frauenorden.

Kriegskreuz für Zivilverdienste. Gestiftet 1915. 4 Klassen. Auch Frauenorden.

Eisernes Verdienstkreuz mit und ohne Krone. Gestiftet 1916. Nur für Unteroffiziere und Mannschaften. Für Kriegsverdienst: am Bande der Tapferkeitsmedaille. 2 Klassen.

Im Oberelsaß.

Von Walter Oertel.

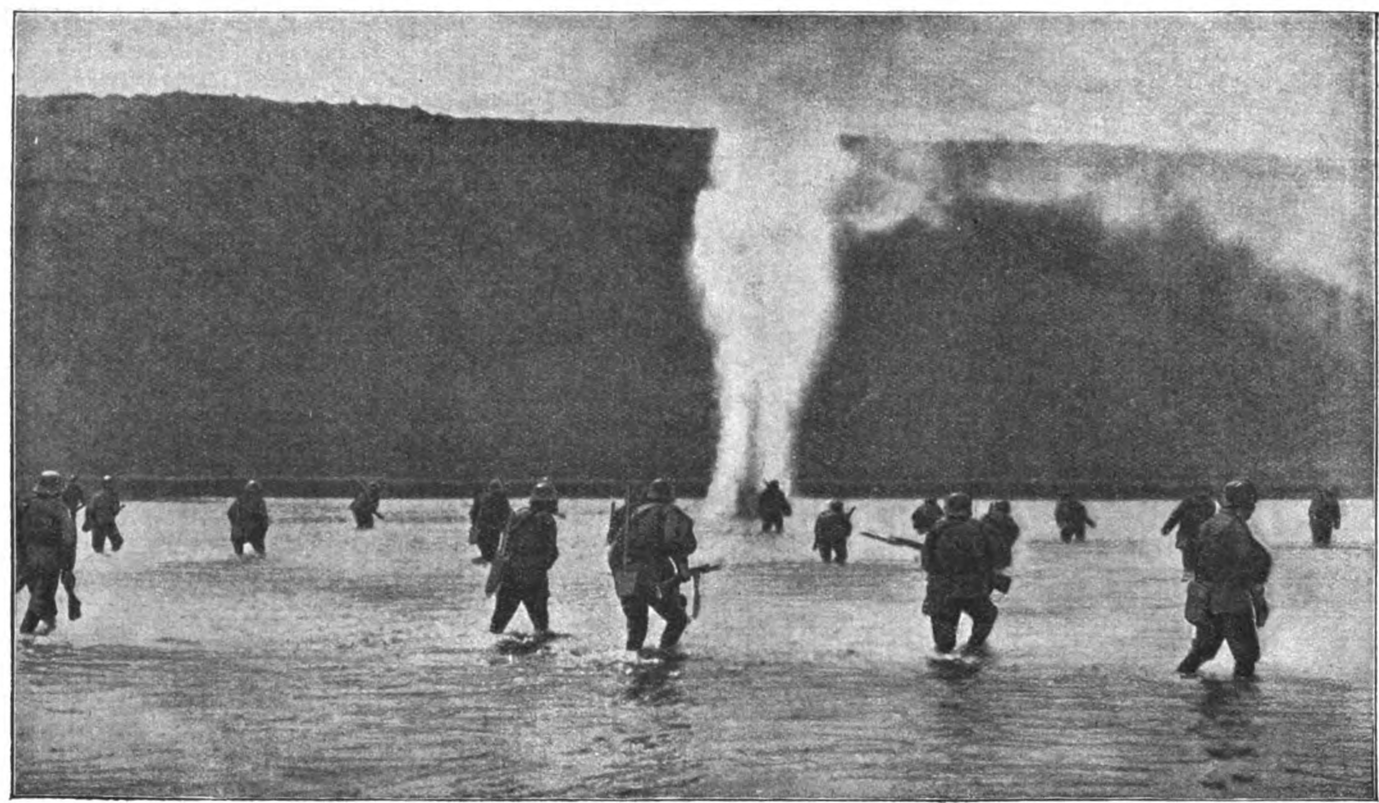
(Hierzu die Bilder Seite 75—77.)

Westlich von der schönen geraden Straße, die sich von Sulz nach Sennheim hinzieht, ragt ein steiler Felskegel bastionartig in die Rheinebene vor. Es ist der Hartmannsweilerkopf, wohl diejenige Höhe in den Vogesen, um deren Besitz die heftigsten Kämpfe geführt worden sind. Man erkennt den hohen militärischen Wert dieser Erhebung erst so recht, wenn man an ihrem Ostrande auf dem Hange steht. Wie eine riesige Landkarte liegt die ganze Rheinebene vor unseren Blicken ausgebreitet, ein Punkt für den französischen Artilleriebeobachter, wie er nicht idealer gedacht werden kann.

Der Aufstieg aus dem Tal ist nicht ohne Schwierigkeiten. Schon von Rädersheim an ist die Sache recht ungemütlich, weil die Franzosen die Zugangswege stets scharf unter Feuer halten und auch fleißig in die an der Straße gelegenen Orte, wie Wünheim, Hartmannsweiler und Wattweiler hineinschießen. Man muß daher sehen, möglichst rasch an den Fuß des Hartmannsweilerkopfes zu kommen, wo der Berghang doch immerhin etwas Schutz gewährt, und wo man vor allem auch gegen Sicht gedeckt ist. In langen, in den Felsen gehauenen Windungen führt die Straße bergan. Der Westhang des Berges ist mit prachtvollem Laubwald bedeckt, dem auch das Artilleriefeuer nichts hat anhaben können. Es sind auffallend viel schöne Eichen darunter; nur hier und da erinnern palmenartig aufgeblätterte Baumstümpfe und abgerissene Äste, daß auch hier ein französischer Eisenvogel den Frieden des Waldes gestört hat.

Je weiter man nach oben kommt, desto schlimmer sieht es in dieser Hinsicht aus, bis endlich auf der kleinen Hochfläche, die den obersten Teil dieses 957 Meter hohen Berges einnimmt, der Wald einer fürchterlichen Zerstörungszone Platz macht. Die Bäume sind hier fast sämtlich durch Granaten und Wurfminen umgelegt, zerfetzt und zersplittert, und die zerhackten Stümpfe recken anklagend ihre Trümmer gen Himmel.

Beim Beginn der Kämpfe hatten die Franzosen sofort den Hartmannsweilerkopf besetzt und als Stützpunkt ihrer Vogesenbefestigung eingerichtet, sowie auch eine Hauptstelle ihrer Artilleriebeobachtung dorthin verlegt. So blieb die Lage bis Mitte Januar 1915. Um diese Zeit wurde eine deutsche Stoßgruppe zusammengezogen, deren Kern die Kavalleriebrigade Heitborn und die vorzüglichen Mecklenburger 14. Jäger bildeten, deren Geschichte überhaupt stark mit dem Hartmannsweilerkopfe verknüpft ist. Am 17. Januar begann die Artillerievorbereitung und am Morgen des 19. traten die Kompanien und Schwadronen zum Sturm an. Nachdem die schweren Minenwerfer noch einmal kräftig gewirkt hatten, wurde zunächst der dem Hartmanns-



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Angreifende österreichisch-ungarische Sturmtruppe in der Furt eines Sees an der Isonzofront.

weilerkopf vorgelagerte Hirzenstein gestürmt und durch mehrere rheinische Kompanien genommen, dann wurde der Angriff umfassend gegen den Hartmannsweilerkopf durchgeführt. Der Sturm war schwer; die Hänge waren vereist und mit Felsgeröll bedeckt und durch Astverhaue und Drahthindernisse gesichert. Doch er gelang. Dank der umsichtigen Anlage des ganzen Angriffes war es möglich, die Hochfläche vollkommen zu umfassen und die sich dort verzweifelt wehrenden Alpenjäger sämtlich zur Übergabe zu zwingen, während die bei Jägertanne stehenden Deckungschwadronen alle Entsatzversuche der Franzosen abwiesen.

Der Hartmannsweilerkopf gehörte den Deutschen.

Die Franzosen waren aber nicht gewillt, so ohne weiteres den Besitz dieser wichtigen Stellung zu verschmerzen. Sie zogen starke frische Truppen heran, und nachdem tagelang schwerstes Feuer auf dem Hartmannsweilerkopfe gelegen hatte, brachen sie mit einer großen Anzahl Elitetruppen, darunter vor allem Alpenjäger, zum Angriff vor. Es gelang ihnen auch tatsächlich, vermöge ihrer bedeutenden Überlegenheit die Deutschen bis auf den Osthang des Hartmannsweilerkopfes zurückzudrücken. Das konnten sich diese natürlich nicht gefallen lassen. Eine Anzahl Jägerbataillone kamen heran, die Gardejäger, die Gardeschützen, die 14. Jäger, die bereits so tatkräftig beim ersten Sturme mitgewirkt hatten, Hanseaten und Landwehrgrenadiere. Und eines schönen Tages prasselte ein Artilleriefeuer auf die überraschten Franzosen nieder, wie sie es bisher im Frühjahr 1915 noch nicht erlebt hatten. Die schweren Minenwerfer taten das ihrige und dann brachen die Sturmbataillone vor. Von Baum zu Baum pirschten sie sich vor und ihre treffsicheren Schüsse räumten unter den Feinden mächtig auf. Maschinengewehre, im Kugelregen vorgerissen, griffen ein, und so sahen sich die Franzosen in unübersichtlichem Waldkampfe umfaßt und auf die Hochfläche zurückgeworfen, an deren Westrande es ihnen gelang, sich erneut festzusetzen. Dort liegen sie heute noch, und trotz wiederholter Versuche war es ihnen nicht möglich, bis zum Ostrande durchzustoßen und die beiden für die Beobachtung ausschlaggebenden Punkte, den Aussichtsfelsen und den „Rehfelsen" abermals in ihren Besitz zu bekommen.

Ein Gelände, in dem der Kleinkrieg auch heute noch in voller Blüte ist, ist das Gelände um den Großen Belchen. Hier liegen sich die beiden Parteien durch Kilometer getrennt gegenüber und nur kecke Patrouillen stoßen schneidig gegen die feindlichen Blockhäuser vor, die hier die Kernpunkte der Befestigung bilden. Das Gelände um den Großen Belchen war aber im Winter auch der Tummelplatz der Schneeschuhbataillone. Maschinengewehre wurden auf Schlitten mit vorgeschafft, der praktische Wert der Schneehemden sowie der gesamten Schneeschuhausrüstung überhaupt hier zuerst ausprobiert, wobei sich die 1. Württembergische Schneeschuhkompanie, die hier als eine der ersten Schneeschuhtruppen auftrat, besonders auszeichnete.

Tolmein.

Von Oberst Egli.

(Hierzu die Bilder Seite 78 und 79.)

Durch die Geländeverhältnisse zerfällt die österreichisch-ungarische Isonzofront in vier Abschnitte: den Karst, die Gegend von Görz, das enge Tal von Plava-Canale mit der dahinter liegenden Hochfläche von Heiligengeist (Bainsizza) und endlich die Gegend von Tolmein, wo das Kampfgebiet vom Isonzo (etwa 150 Meter ü. M.) bis in die Felsen- und Schneeregion des Krn (2245 Meter ü. M.) hinaufsteigt. Ein Raum, in dem Höhenunterschiede von über 2000 Metern vorkommen, kann natürlich keinen einheitlichen Charakter haben. Als ich Anfang April 1917 dort war, blühten unten im Tale die Frühlingsblumen und oben am Krn, den die Italiener den Monte Nero nennen, tobte der Schneesturm und donnerten die Lawinen, so daß die Verbindungen mit den tapferen Verteidigern dieses Nordpfeilers der Isonzofront tagelang unterbrochen waren. Jeder, der einmal einen Schneesturm in den Alpen erlebt hat, weiß, was es heißt, in diesen Gebieten während der langen Wintermonate auszuharren. Trotz aller Fürsorge, die die österreichisch-ungarische Heeresleitung diesen allen Unbilden der Witterung und Überfällen des Feindes ausgesetzten Truppen zukommen läßt, sind doch ungewöhnlich ausdauernde und zähe Soldaten nötig, damit sie nicht körperlich und geistig zusammenbrechen. Würden die Besatzungen des Krn und der in südlicher Richtung anschließenden Höhen des Mrzli Vrh und Vodil Vrh nachgeben, so würde eine schwer auszufüllende Bresche in die Verteidigung des Abschnitts Tolmein geschlagen. Aber die Aussichten der Italiener, hier einen nennenswerten Erfolg davonzutragen, sind heute geringer als je. Im Krngebiet haben sie gleich zu Beginn des Krieges von ihren Kerntruppen Alpini und eine besonders zu diesem Zwecke zusammengestellte Bersaglieridivision eingesetzt. Ungarn, die nie so hohe Berge gesehen hatten und in aller Eile unmittelbar von den Schlachtfeldern Galiziens herangeführt worden waren, haben sie aufgehalten, und dann ging in

harten Kämpfen der beste Teil dieser italienischen Angriffstruppen an den steilen Hängen zugrunde.

Der Marktflecken Tolmein selbst liegt 200 Meter ü. M. in einem engen Kessel, der vom Isonzo durchflossen und ringsum von Höhen beherrscht wird, die nördlich im Vodil Vrh 1000 Meter übersteigen, östlich erreicht der Triglav Vrh 980 Meter, dann senken sich die Berge allmählich. Die Höhe von Sv. Maria südlich von Tolmein liegt nur noch 509 Meter ü. M. Von Westen her können die Italiener auf wenige Kilometer Entfernung von Bergen, die höher als 800 Meter ü. M. sind, in die Ortschaft hineinsehen. Mitten aus dem Talboden heraus überragt der Schloßberg das nächste Gelände. Günstig ist demnach die Lage der Verteidiger Tolmeins keineswegs zu nennen, denn alle Zugangswege sind unter dem Feuer der italienischen Batterien; sie könnten dauernd beobachtet werden, wenn sie nicht mit ganz außerordentlicher Sorgfalt maskiert wären. Der Isonzo, der übrigens bei gewöhnlichem Wasserstand stellenweise durchfurtet werden kann, bildet nur auf eine kurze Strecke eine Art Festungsgraben vor den Stellungen der Verteidiger, die den Italienern so zugesetzt haben, daß diese nur noch schwache Posten in den Schützengräben der Ebene von Woltschach zurückgelassen und vorgezogen haben, sich an den Hängen der westlichen Talseite hinaufzuziehen.

Der wichtigste Teil des Abschnittes ist der auf dem rechten Ufer des Isonzo liegende Brückenkopf, dessen Stützpunkte die Kuppen von Sv. Maria und Punkt 588 bei Sta. Lucia sind. Dieses Höhenpaar bildet nicht nur eine dauernde Bedrohung für die Italiener, sondern es deckt auch die von Osten kommenden Hauptzugangswege zur Tolmeiner Gegend, die Eisenbahn und Straße durch das Bacatal. Es war den Italienern einmal gelungen, auf dem Westhange der Höhe 588 bis nahe an den Höhenrand heranzukommen, dann trieben sie kräftig geführte Gegenangriffe wieder bis an den Ostrand des Dorfes Woltschach und an die Hänge des Hrad Vrh zurück. Am Fuße der Höhe Sv. Maria sind die von den Italienern geräumten Gräben noch deutlich zu erkennen. Heute ist der Westhang der beiden Höhen und das am Südfuße der Höhe 588 liegende Dorf Selo in sicherem Besitze der österreichisch-ungarischen Truppen, die diese Stellungen ganz besonders stark ausgebaut haben.

Aber auch die Italiener haben fleißig geschanzt. Der ganze Höhenkamm westlich des Isonzo ist eine durchlaufende, auf das stärkste ausgebaute Stellung, die wohl als ihre Hauptverteidigungslinie gedacht ist. Über diese Hauptstellung hinaus vorgeschoben sind auf den gegen das Tal vorspringenden Bergrippen zahlreiche kleinere, aber starke Stellungen ausgebaut, oft mit vier und fünf stockwerkartig angeordneten Grabenlinien. Was in diesem Abschnitt ganz besonders auffällt, ist die verhältnismäßig große Zahl in Felshöhlen eingebauter Geschütze; deutlich erkennt man die sich dunkel vom grauen Felsen abhebenden Scharten namentlich an solchen Stellen, von denen man das Gelände vor den Stellungen von der Seite her bestreichen kann. Wenn einmal die Zeit gekommen ist, wird die österreichisch-ungarische Artillerie auch diese Punkte zu treffen verstehen.

Lange Zeit ist es im Abschnitt von Tolmein ruhig geblieben. Im Gegensatz zu den anderen Abschnitten der Isonzofront fiel hier nur selten ein Kanonenschuß. Auch in der zehnten Isonzoschlacht wurde Tolmein und sein Brückenkopf nicht ernstlich angegriffen. Die Artillerie dieses Abschnittes hatte auch Gelegenheit, wirksam in den Kampf einzugreifen, der sich am Isonzo bei Bodrez in der Gegend von Canale abspielte. Daß die dort auf das Ostufer des Flusses vorgedrungenen Italiener eine Schlappe erlitten und schleunigst wieder zurückgehen mußten, ist der im Abschnitt Tolmein stehenden Artillerie mit zu verdanken, da sie den Italienern jede Möglichkeit nahm, eine Brücke zu bauen oder eine Fähre einzurichten.

Amerikanische U-Bootjäger und ihre Taktik.

Von Oberingenieur C. E. Heymann.

(Hierzu das Bild Seite 80.)

Amerika sieht es als seine besondere Ehre an, die deutschen Unterseeboote zu vernichten und dadurch die Seesperre um die Küsten der Verbandsländer zu sprengen, denn der Sperre wegen hat es Deutschland die Freundschaft gekündigt und gegen sie will es auch vornehmlich den Kriegspfad betreten. Seltsame Feldzugspläne hat man dort hierfür aufgestellt, ohne jede Rücksicht darauf, daß taugliche Mittel dazu gar nicht vorhanden sind, sondern gerade zuerst erfunden werden müssen. Einstweilen spielt man aber einmal Krieg vor der eigenen Haustür und hat den Küstenwachdienst und die Hafensperre eingerichtet, um dem ungestümen Tatendrang der freiwilligen Heer- und Flottenführer vom Schlage Theodor Roosevelts ein geeignetes Betätigungsfeld zuzuweisen. Als ob die amerikanischen Küstengewässer von deutschen U-Booten nur so wimmelten, die nichts Wichtigeres zu tun hätten und wünschten, als die „Empire City“ zu bombardieren und das Fackellicht der Freiheitsgöttin auf Liberty Island für immer auszulöschen!



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien

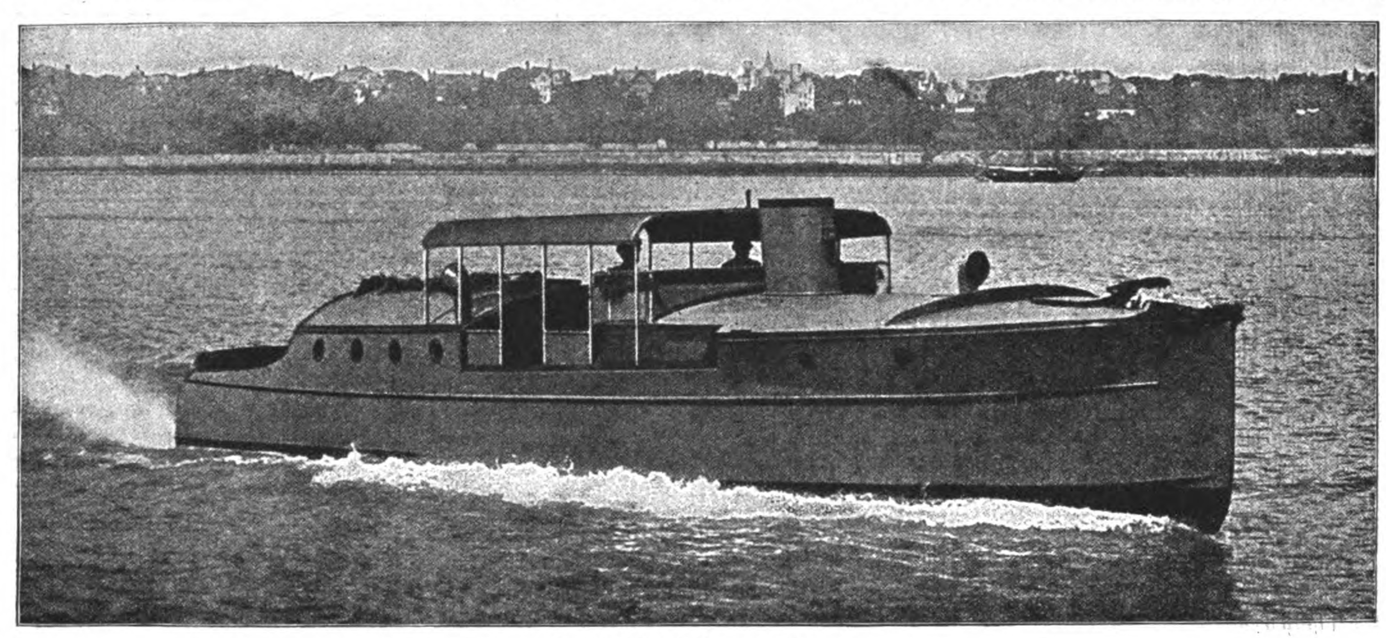
Sturmangriff österreichisch-ungarischer Truppen auf eine italienische Stellung an der Isonzofront.

Nach amerikanischen Berichten und bildlichen Darstellungen herrscht denn auch in der Tat wildester Kriegstaumel, besonders an den Küsten, hervorgerufen durch allerlei Kriegsdilletanten und ihren Anhang, zu dessen Anführern sie sich selbst ernannt haben. Namentlich bei den „Powermen" (Motorbootleuten) gehört es zum guten Ton, Kommodore eines Patrouillengeschwaders zu sein, um die heimische Küste vor den Angriffen der deutschen U-Boote zu schützen. Wer irgend ein halbwegs geeignetes Motorboot besitzt, hat sich dieser freiwilligen Küstenwache zugesellt und sein größter Stolz ist es, wenn er irgendwo eine Kanone auftreiben und auf seinem Boot aufstellen kann, um es zum Unterseebootjäger zu machen. Ohne Scheinwerfer tut es aber überhaupt kein Jachtbesitzer mehr in Amerika, und die Zufahrtstraßen zu den großen Häfen, namentlich Neuyork und Umgegend, sind allabendlich beleuchtet wie die belebtesten Geschäftstraßen. Die Jagd auf U-Boote ist zum vornehmsten Modesport geworden. Da aber die echten schwer zu finden sind, weil sie sich mit Vorliebe in den genau begrenzten europäischen Seesperrgebieten aufzuhalten pflegen, hat man eine Anzahl Boote gemietet, die feindliche Unterseeboote zu Übungszwecken markieren. Den begeisterten Zuschauern kann man so wenigstens vor die Augen führen, wie man mit den deutschen „Submarins" ohne viel Federlesen umspringen würde,

Die größeren Motorboote, die als Unterseebootzerstörer dienen sollen, hat man zum Teil auch mit einem Torpedorohr an Deck bewaffnet, ja, sogar versucht, Torpedovorrichtungen vorn unter dem V-förmig gestalteten Boden der Motorboote anzubringen, wobei die Torpedo vom Deck oder Steuerstand in Fahrtbetrieb gesetzt werden können. Die Schußrichtung wird hierbei dem Torpedo, ähnlich wie beim Unterseeboot, durch die Fahrtrichtung des Motorbootes selbst gegeben. Alle derartigen U-Bootjäger sind auch mit Funkentelegraphieeinrichtung und zum Teil mit Gittermasten mit Scheinwerferstand versehen.

Alle diese Maßnahmen sind indessen nur in der Nähe der Küste ausführbar, da die verhältnismäßig kleinen Motorboote weder den Atlantischen Ozean überqueren, noch die hierzu nötigen Mengen Betriebstoff fassen können. Mehrere tausend Motorboote sind allein für die Bewachung der 21 000 Seemeilen langen amerikanischen Küste notwendig. Viele Hunderte dieser Boote, die die amerikanische Kriegsindustrie im Laufe des Krieges schon an die Verbandsmächte, besonders an England, geliefert hat, haben sich ihren Aufgaben nicht gewachsen gezeigt und mußten deshalb umgebaut oder durch ebensoviele verbesserte Boote ersetzt werden.

Um die vorhandenen Boote aber wenigstens aufbrauchen zu können, hat Amerika den weiteren Plan gefaßt, die nach



Amerikanisches Patrouillenboot.

wenn — ja, wenn man dazu nicht erst über den Ozean fahren und auch dort noch mühselig nach ihnen suchen müßte.

Die amerikanische Marineverwaltung hat diese Motorbootgeschwader schon im Sommer 1916 eingerichtet, zu Übungen herangezogen und, soweit als sie sich eigneten oder die Übungen beendeten, der Marinereserve zugeteilt. Glänzend war der Erfolg nicht, denn eiserne Disziplin und strammer Dienst ist nicht nach dem Geschmack des „freien" Amerikaners und viele davon haben kurzerhand die Übungen wieder abgebrochen, als sie ihnen lästig wurden und es ernst zu werden begann. Als nämlich „U 53" an der amerikanischen Küste erschien und dartat, daß sie für die neuen deutschen Unterseeboote nicht unerreichbar ist.

Das Freiwilligensystem reicht also bei weitem auch in Amerika nicht aus und die Admiralität hat selbst geeignetere Motorboote bauen lassen müssen. Sie sind zwischen 18 bis 30 Meter lang und sehr schnell, mit Stundengeschwindigkeiten von 50 bis 65 Kilometern und zwei- bis dreifachem Propellerantrieb. Hierdurch soll es ihnen möglich sein, ihre Geschwindigkeit augenblicklich durch Ankurbeln oder Abstellen mehrerer Motoren zu vergrößern oder zu vermindern, um den U-Booten das Treffen der kleinen flinken Fahrzeuge unmöglich zu machen.

Sie sind teilweise an den Motorräumen und Steuerständen leicht gepanzert und mit leichten Schnellfeuergeschützen bewaffnet, zu welchen man die älteren Ballonabwehrkanonen der Flotte umgebaut hat, die sich für diesen Zweck als nicht genügend leistungsfähig erwiesen.

den kriegführenden Verbandsländern fahrenden Handelschiffe zu Geleitzügen zusammenzustellen und im Sperrgebiet durch diese Art Unterseebootjäger geleiten zu lassen. Bis dahin sollen sie an Deck der Handelsdampfer wie Rettungsboote mitgeführt und erst im Sperrgebiet zum Geleit der Handelsflotte ins Wasser gesetzt werden. Aber ganz abgesehen davon, daß die deutschen U-Boote fortwährend auch von Torpedobootzerstörern und bewaffneten Fischdampfern geleitete Schiffszüge mit Erfolg anzugreifen und mindestens die wertvollsten Schiffe daraus zu versenken vermögen, begegnet auch die Ausführung dieses Planes großen Schwierigkeiten. Für den Transport größerer U-Bootjäger reicht vielfach der Raum auf dem Deck und die Hebevorrichtung von Frachtdampfern nicht aus und erfordert zeitraubende Umbauten, wohingegen wiederum kleine Boote bei schlechtem Wetter entweder gar nicht ausgesetzt werden, oder großen Schiffen nicht mit ausreichender Geschwindigkeit vorausfahren oder folgen können.

Selbst im Land der unbegrenzten Möglichkeiten hat man also noch keine Möglichkeit gefunden, das deutsche U-Boot auszurotten. Es hat sich inzwischen sehr stark vermehrt und erheblich verbessert. Ausgebildete Reservemannschaften sind vollzählig vorhanden und an Material sowie Mannschaft haben die Deutschen einen Vorsprung, den mit U-Bootjägern auch nur einzuholen den Amerikanern mindestens viel Zeit kosten wird, während der die Schiffsversenkungen unentwegt weiter vor sich gehen und in verheerender Weise den Bestand der feindlichen Handelsflotten verringern.

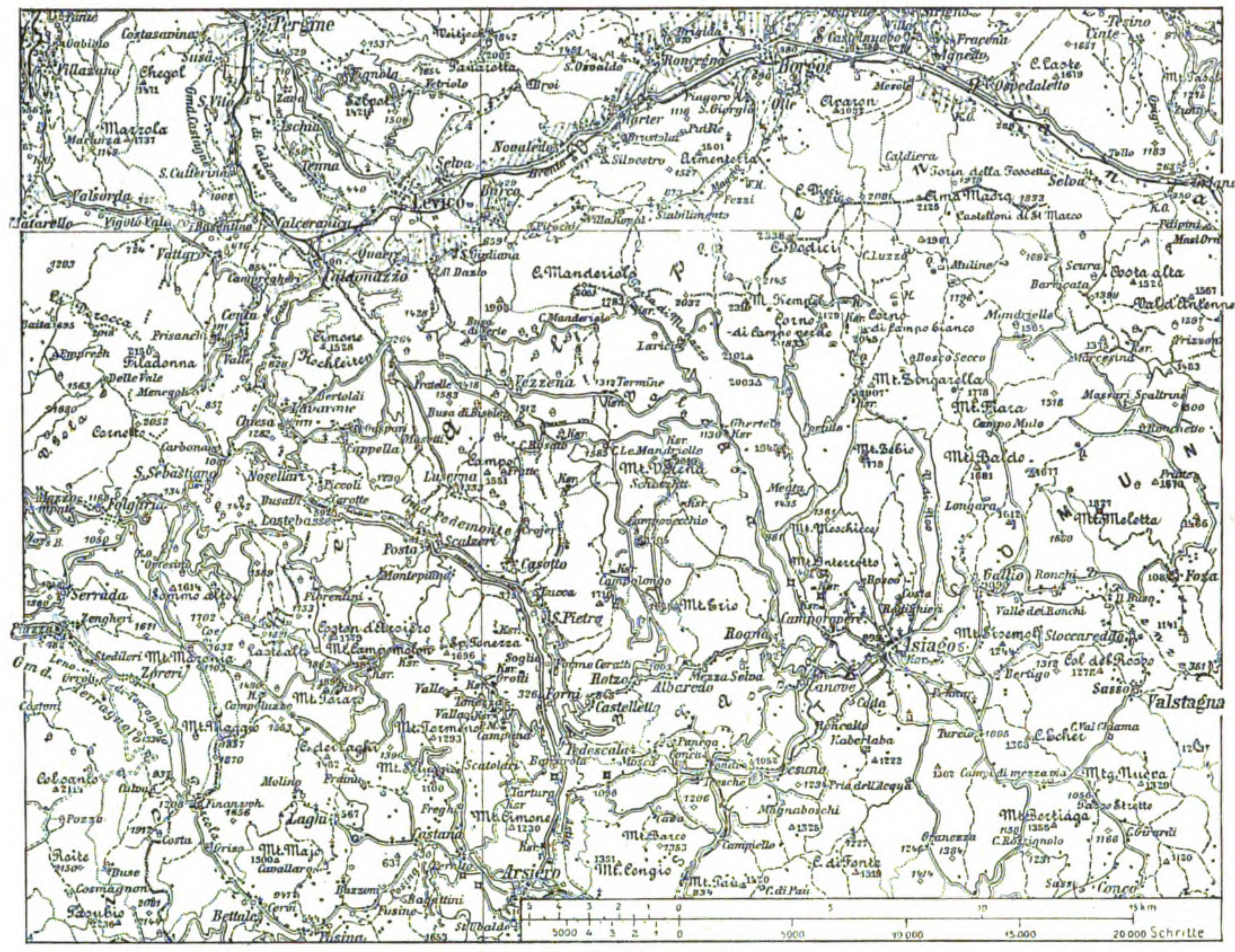
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Nach der Zertrümmerung dreier italienischer Armeen an der Isonzofront, nach dem für die **Italiener** ungünstigen Verlauf des österreichisch-ungarischen Gegenstoßes und dem völligen Mißlingen der weitreichenden Pläne, mit denen Cadorna in die zehnte Isonzoschlacht eingetreten war, hatte die italienische Regierung gegenüber der erregten Bevölkerung einen schweren Stand. Von den k. u. k. Truppen in der Karstschlacht eingebrachte Gefangene erzählten schon von blutigen Aufständen in vielen Städten des Landes, die zum Beispiel in Mailand solchen Umfang annahmen, daß sich die Aufständischen und die durch Militär verstärkte Polizei förmliche Gefechte lieferten. Die Behörden konnten dort des Aufstandes nicht mehr Herr werden und zogen deshalb englische Kavallerie heran, die ihn mit rücksichtsloser Gewalt unterdrückte. Unter diesen Umständen schien es geboten, in dem Volke eine neue Hoffnung auf den Sieg zu erwecken. Cadorna machte einen Versuch dazu in den Bergen Tirols, indem er seine Truppen gegen die Ver-



Vormarsch auf einer Bergstraße im feindlichen Feuer.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Karte zu den Kämpfen in Südtirol.
Ausschnitt aus der Neuen Generalkarte des südwestlichen Kriegsschauplatzes (westliches Blatt), herausgegeben vom k. u. k. Militärgeogr. Institute in Wien

teidigungslinie, die die Österreicher und Ungarn im Jahre vorher in ruhmvollen Kämpfen gezogen hatten, anrennen ließ. Aber schon der erste kräftige Infanteriesturm zerschellte am 10. Mai. Die österreichisch-ungarische Front zwischen dem Suganer und dem Asticotal (siehe die Vogelschaukarte Band IV Seite 473) zog sich vom Suganer Tal über den Civaron, gewann im Diecigebiet italienischen Boden und verlief dann in einem nach Osten ausschwingenden Bogen über das Zebiomassiv gegen den Monte Interrotto, blieb am nördlichen Rande der Assaschlucht, überquerte nördlich von Pedescale den Astico, durchmaß den Raum Cimone—Posinatal südlich vom Berge Majo und mündete im Pasubiogebiet auf Tiroler Boden. Diese Linie schloß die starken Festen Monte Verena, Campolongo, Campomolon, Tenezza und viele andere die italienischen Stellungen überhöhende Punkte in sich ein. Den Italienern war aber infolge des plötzlichen Abbruchs der österreichisch-ungarischen Vorwärtsbewegung im Jahre 1916 immer noch ein beträchtlicher Teil hoher Bergstellungen geblieben, von denen aus sie weite Strecken hinter der österreichisch-ungarischen Front einsehen und bedrohen konnten.

Sie suchten dabei vor allem die Zufahrtstraßen ihrer Gegner zu vergasen. Ihre Artillerie, unterstützt durch englische und französische Batterien, entwickelte trotz des ungünstigen Wetters auch mit den größten Kalibern eine lebhafte Tätigkeit, um die österreichisch-ungarische Artillerie niederzukämpfen, die am 10. Juni durch ihr gutliegendes Sperrfeuer die Sturmreihen der Italiener so sehr gelichtet hatte, und die Zufahrten zu unterbinden (siehe Bild Seite 81). Um der furchtbaren Wirkung der k. u. k. Batterien nach Möglichkeit auszuweichen, richteten die Feinde ihre wuchtigsten Sturmläufe diesmal gegen Monte Forno, Monte Chiesa und den Grenzkamm des Suganer Tales. In den steilen Hängen dieser Gebiete war es den Angreifern möglich, sich, gut gedeckt gegen Granaten, ohne große Verluste den österreichisch-ungarischen Stellungen zu nähern. Dort kam es in den Tagen vom 11. bis 15. Juni zu blutigen Nahkämpfen. Die Steirer erwiesen sich abermals als unvergleichlich tapfer und schüttelten die immer wieder andringenden Sturmhaufen der Feinde regelmäßig ab, die nicht das kleinste Stück Boden zu besetzen vermochten.

Unterdessen hatte der Feind an der Kärntner Front Vorbereitungen zu Angriffen getroffen. Im Plöckengebiet zwar wagte er keinen größeren Vorstoß, dagegen griffen im Rombonabschnitt am 17. Juni Teile des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 4 die Italiener an und entrissen ihnen einen wertvollen Stützpunkt, wobei sie auch Gefangene machten. Ihren Gewinn behaupteten die Sieger gegen kräftige Wiedereroberungsversuche.

Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Suganer Tal zwischen Asiago und der Brenta entwickelte sich am 18. Juni wieder ein großer Artilleriekampf. Ihm folgte eine Infanterieschlacht mit ungeheurem Kraftaufgebot. Am 19. morgens vier Uhr fünfundvierzig Minuten setzten die Feinde den ersten Sturmangriff westlich von Asiago auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden an. Die kräftig vorflutende Angriffswelle kam aber trotz aller Macht nicht einmal an die Hinderniszone der österreichisch-ungarischen Stellung heran; sie wurde vollkommen zerstreut. Nördlich von dieser Stelle, am Crasebio, drangen die Feinde in mehreren dichtgestaffelten Wellen mit bedeutender Übermacht vor. Sie gerieten jedoch in das flankierende Feuer der Artillerie und Maschinengewehre und brachen infolgedessen auch hier schon vor den Hindernissen der k. u. k. Truppen fast vollständig zusammen.

Die Hauptstreitmacht hatte der kommandierende italienische General Mombretti wieder am Suganer Grenzkamm zusammengezogen, um dort mit stärkster Übermacht gegen den Dosso del Fine durchzubrechen. Die wütendsten Zusammenstöße entbrannten vor Campigoletti in der Richtung auf die Diecispitze. Über die Höhe 2089 hinweg wollten hier die Feinde ins Suganer Tal einbrechen. Der Berg Campigo-

letti hatte Mombretti schon eine ganze Anzahl seiner tapfersten Regimenter gekostet; die Bataillone Bestone, Mercantur und Bassano hatten sich in vergeblichen Anstürmen gegen die österreichisch-ungarische Verteidigung bereits am 15. Juni verblutet und 3000 Tote und Verwundete eingebüßt. Am 19. Juni stand den Italienern auf dem Campigoletti wieder dasselbe, aus Steirern und Slowenen zusammengesetzte Jägerbataillon gegenüber, das dort schon einmal einen feindlichen Vorstoß zum Zerschellen gebracht hatte. Diese Leute vom „Eisernen Korps“ hatten auf ihrer kleinen Felskuppe das vierundzwanzigstündige Trommelfeuer wie durch ein Wunder überstanden, aber jegliche Verbindung mit den Reserven und der höheren Führung verloren. Die Granaten waren in solcher Menge in dem schmalen Stellungsraum eingeschlagen, daß schon mit der Vernichtung dieses tapferen Bataillons gerechnet wurde. Endlich aber war es gelungen, dem tapferen k. u. k. Jägerbataillon Verstärkungen zukommen zu lassen, mit denen zusammen es den Verteidigern möglich war, die Lage völlig wiederherzustellen. Das unmöglich Scheinende war durch die unvergleichliche Haltung des wackeren Bataillons möglich geworden: die Höhe von Campigoletti, die Höhe 2089, blieb im Besitz der Österreicher und Ungarn.

In den nächsten Tagen ereigneten sich nur kleinere Zusammenstöße. Besondere Bedeutung legte der amtliche italienische Bericht über den 20. Juni der Sprengung einer Kuppe am Lagazuoi bei, die nach der italienischen Front zu vorsprang. Die Italiener hatten den Vorsprung in monatelanger Arbeit unterhöhlt, Stollen angelegt und diese mit großen Sprengstoffmassen geladen. Dann sprengten sie die Kuppe in die Luft und glaubten, der Besatzung den Untergang bereitet zu haben. Trotzdem ließen sie der Sprengung zur Vorsicht noch ein kurzes Trommelfeuer folgen und griffen nachher mit einer starken Infanterieabteilung an. Den Verteidigern war aber das Vorhaben der Italiener nicht verborgen geblieben. Kurz vor der Sprengung räumten sie die Kuppe und gleich danach, noch während des italienischen Trommelfeuers, nahmen sie die Stellung vorsichtig wieder ein. Die anrückenden Feinde wurden mit Handgranaten empfangen, sie vermochten nicht einmal den Sprengtrichter zu besetzen, den rasch folgende Stoßtruppen der Österreicher und Ungarn einnahmen. Während die Italiener starke Verluste erlitten, hatten die k. u. k. Truppen weder Tote noch Verwundete zu beklagen. Nichtsdestoweniger bauschten die Italiener den Vorfall zu einer ruhmvollen Tat ihrer Truppen auf.



Dr. Artur Hoffmann, bisheriger schweizerischer Bundesrat und Leiter der auswärtigen Politik.



Gustav Ador, Mitglied des schweizerischen Nationalrats und Nachfolger Dr. Artur Hoffmanns.

Es unterlag keinem Zweifel, daß auch der neue große Vorstoß Cadornas auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden im allgemeinen wieder ergebnislos verpufft war. Dazu hatten die Italiener 40—50 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, abgesehen von der großen Zahl Gefangener. Die Gefechtstätigkeit, die auch im Luftkampf nicht ohne Erfolg für die Österreicher und Ungarn blieb (siehe Bild Seite 85), flackerte vom 22. bis zum 25. Juni gelegentlich wieder auf, aber eine Änderung der Lage wurde dadurch nicht herbeigeführt. —

* * *

Die Lorbeeren, die den Italienern am Isonzo und an der Tiroler Front versagt blieben, suchten sie auf dem **albanisch-mazedonischen Kriegschauplatze** (siehe Bild Seite 88) in einer anderen Weise zu pflücken, um so der Erregung im Lande einigermaßen entgegenzuwirken. Am 10. Juni besetzten sie Janina, die Hauptstadt des zu Griechenland gehörigen Epirus, wogegen Griechenland sofort Einspruch erhob. In den nächsten Tagen zeigte sich aber schon, daß die allem Recht hohnsprechende Handlungsweise der Italiener nur ein Glied in der Kette bedeutender Veränderungen bildete, die die „Schutzmächte“ Griechenlands, zu denen Italien allerdings nicht gehörte, vorbereitet hatten. Am 12. Juni zwang der „Oberkommissar“ der Verbandsmächte, der mit den weitestreichenden Vollmachten zu selbständigem Vorgehen versehene Franzose Jonnart, den griechischen König Konstantin, zugunsten seines Sohnes, des Prinzen Alexander, auf den griechischen Thron zu verzichten und das Land mit dem Kronprinzen und einer Anzahl Staatsmänner zu verlassen. Der König begab sich nach der Schweiz, doch selbst in diesem neutralen Lande begegnete man ihm mit leidenschaftlichem Haß, denn bald nach seiner Ankunft in Lugano wurde er von der Menge tätlich angegriffen.

In allen nicht zum Vierverband gehörigen Staaten wurde die Absetzung des standhaften griechischen Königs als unerhörte Gewalttat angesehen. Sie war ein Schritt der Verzweiflung, durch den die Kriegführung in Mazedonien neu belebt und vor allem das Heer Sarrails vor dem in Aussicht stehenden Untergange bewahrt werden sollte. Mit einem Schlage schien es nun gerettet und zu einer nachdrücklicheren Kriegführung als bisher befähigt zu sein, dies um so mehr, als es auch die thessalische Ernte in seine Gewalt bekommen hatte. Eine weitere Verbesserung der Lage des Sarrailschen Heeres ergab sich durch die Verkürzung des Seewegs zwischen den Verbandsländern und dem mazedonischen Kriegschauplatz. Von der italienischen Küste bis an die Gestade Griechenlands, die von den Westmächten kurzerhand in den Kriegschauplatz einbezogen wurden, von Santi Quaranta bis nach Patras, war für die Truppen und Gerätetransporte bei der Benutzung der Eisenbahnen durch Frankreich und Italien ein Seeweg von nur noch 75 Kilometern zurückzulegen, der gegen U-Boote natürlich leichter zu schützen war als die weite Strecke durch das Mittelländische Meer nach Saloniki.

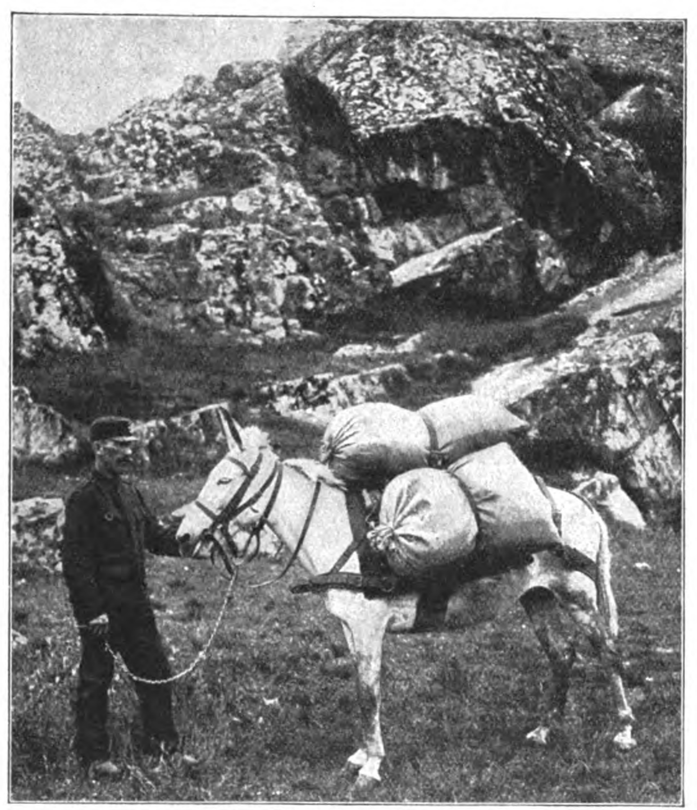
Mitte Juni nahmen die Engländer ihre Front am östlichen Flügel der Gesamtaufstellung, an der Struma, zurück. Erbarmungslos legten sie dabei die griechischen Dörfer, die in ihrem Besitz gewesen waren, in Asche und zerstörten planmäßig das ganze Land nördlich von dem Flusse, auch da, wo sie durch strategische Gründe hierzu nicht gezwungen waren. An der Struma behielten die Engländer nur einige Brückenköpfe, um gegen Überfälle der Bulgaren gedeckt zu sein, die ihre an das Klima gewöhnten Sicherungstruppen in die ehemaligen englischen Stellungen vorschoben und auch darüber hinaus in einigen Abschnitten nachdrängten. —

* * *

In **Rußland** hatten die stürmischen Aufforderungen zur Wiederaufnahme der Offensive noch immer kein rechtes Echo gefunden. Die Russen beklagten zum Teil selbst, daß, wie sie meinten, die Deutschen, Österreicher und Ungarn große Truppenmassen und besonders auch starke Artillerie von ihrer Ostfront weggezogen und damit die Westfront verstärkt hätten. Die zahlreichen Veränderungen im russischen Generalstab hatten bisher nicht dazu beigetragen, das Heer schlagfertiger zu machen; die russischen Soldaten verließen trotz der strengsten Maßregeln immer noch massenhaft die Front. Was nützte es dem General Denikin, der Mitte Juni an Stelle Gurkos zum Oberbefehlshaber der russisch-rumänischen Front ernannt wurde, daß ihm die Regierung Vertrauen entgegenbrachte, während gleichzeitig

ein großer Eisenbahnerstreik ausbrach, der den Verkehr nach der russischen Südwestfront vollständig lahmlegte. So sah Denikin seine Hände wieder gebunden und konnte nicht an die Lösung seiner Aufgabe, über den Sereth vorzugehen, denken. Die Lage auf dem russischen Kriegschauplatz blieb unverändert bis zum 20. Juni, von welchem Tage an von erhöhter Tätigkeit der russischen Artillerie an der ostgalizischen Front berichtet wurde, deren Schwergewicht auf dem Abschnitt zwischen der Bahn Lemberg—Tarnopol und dem Dnjestr lag. Die anhaltende Beschießung des Raumes südlich von Brzezany wurde von den Österreichern und Ungarn, die hier ihre Geschütze auffahren ließen (siehe Bild Seite 86), kräftig erwidert.

Die zeitweilig recht gewaltsamen Versuche der englischen und französischen Unterhändler, die Kriegführung neu zu beleben, hatten verhindert, daß die zahlreichen Anhänger Lenins, des Vorkämpfers für einen Frieden um jeden Preis zur Festigung der innerrussischen Verhältnisse, die Oberhand im Arbeiter- und Soldatenrat gewannen. Deshalb lehnten führende russische Männer alle Sonderfriedensbestrebungen mit äußerster Leidenschaft ab. Ihre erregtesten Formen rief der Versuch des schweizerischen Sozialdemokraten Grimm hervor, mit Unterstützung des Bundesrates Hoffmann (siehe Bild Seite 83), des Leiters der schweizerischen auswärtigen Politik, eine Verbindung zwischen Deutschland und Rußland zur Anbahnung des Friedens herzustellen. Der Versuch scheiterte an einem Vertrauensbruch, an dem auch der schwedische Sozialdemokrat Branting, ein bekannter Feind Deutschlands, durch Veröffentlichung eines Telegrammes Hoffmanns über Deutschlands vermutliche Friedensziele hervorragend beteiligt war.


Bepacktes Maultier der schweizerischen Armee.

Obwohl Hoffmann ebenso wie Grimm, der sich jederzeit als Feind der Deutschen gebärdet hatte, bewiesen, daß ihnen gar nichts an einem Sonderfrieden Deutschlands mit Rußland, dagegen sehr viel an einem allgemeinen Frieden gelegen hätte, trat der Bundesrat Hoffmann von seinem Amt zurück, um sein Vaterland nicht ungerechtfertigten Angriffen der Westmächte auszusetzen, die mehrfach betont hatten, daß sie alle Friedensvermittlungsversuche Neutraler als unfreundliche Handlung ansehen würden. Hoffmann, der ganz aus eigenem Antrieb und aus Gründen der Menschlichkeit dem Frieden zu dienen gehofft hatte, konnte aber auch durch seinen sofortigen Rücktritt nicht verhindern, daß die Schweiz nach außen und im Innern in eine unangenehme Lage geriet. In der franzosenfreundlichen Westschweiz, besonders in Genf, brachen an Aufstand grenzende Unruhen aus, bei denen vor den Konsulaten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei diese Mächte beleidigende Kundgebungen veranstaltet wurden. Daß bei diesen Vorfällen, über die der schweizerische Bundesrat sein Bedauern aussprach, Agenten des Vierverbands ihre Hände im Spiele hatten, stand außer Zweifel. Dieser hatte die Genugtuung, einen Vertreter der Westschweiz, den ihm wohlgesinnten Bundesrat Ador (siehe Bild Seite 83) als Nachfolger Hoffmanns mit der Leitung der auswärtigen Politik betraut zu sehen. —

* * *

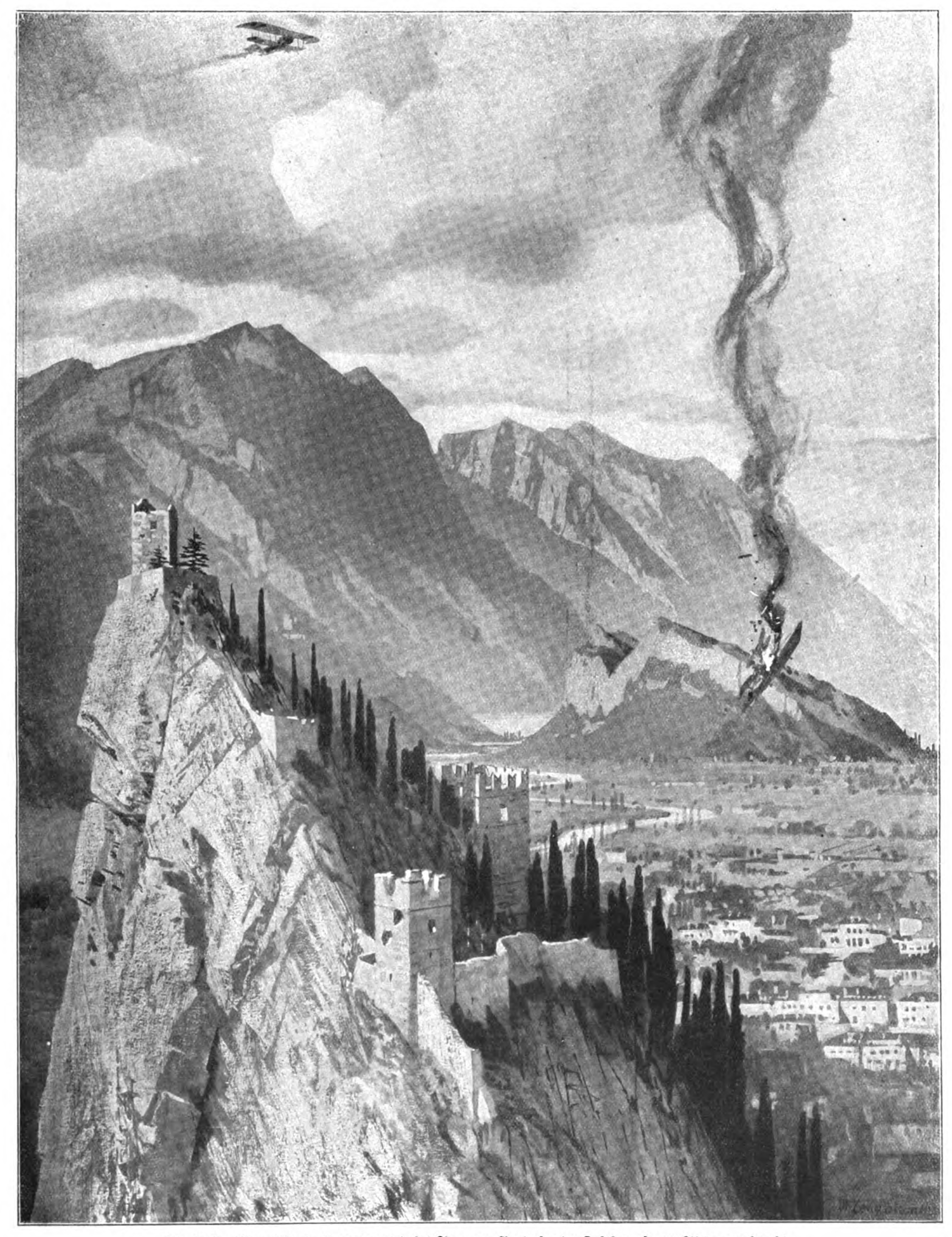
Das Versagen des russischen Heeres kam auch den **Türken** auf ihrem Hauptkriegschauplatze in Mesopotamien zugute. Der geplante Vormarsch der Russen aus Armenien und Persien und jener der Engländer von Bagdad und aus Syrien waren mit dem Eintritt der russischen Revolution und der durch sie hervorgerufenen Schwächung der russischen Angriffskraft ins Stocken geraten. Auf allen türkischen Kriegschauplätzen hatten die Engländer, die die Ereignisse im Fluß zu halten suchten, noch keinerlei Veränderung herbeiführen können; überall blieben die Gefechtshandlungen im Rahmen von Plänkeleien der Erkundungstreitkräfte und gelegentlicher Feuerüberfälle. So gewannen die Türken Zeit zur gründlichen Vorbereitung der Abwehr neuer feindlicher Angriffe an den bedrohtesten Stellen ihrer Front und zur Anbahnung eigener Vorstöße. Reichliche Zeit war die wichtigste Vorbedingung für eine den Türken günstige Fortentwicklung der Kämpfe, weil außerordentlich große Entfernungen die türkischen Fronten von den Kraftquellen des Hinterlandes und den Etappenlagern (siehe die Bilder Seite 94 und 95 und den Aufsatz Seite 90) trennten. Die Gesamtlage ließ die Auffassung zu, daß es auch den Türken gelingen würde, den zähen englischen Feind eines Tages kräftig abzuschütteln. —

* * *

Während die Augen der ganzen Welt auf den westlichen deutschen Kriegschauplatz gerichtet waren, kam es in **Ostafrika** zu einem nicht minder heldenmütigen Ringen einer kleinen Heldenschar gegen erdrückende feindliche Übermacht, waren nach den Berichten des Generals Smuts bis zum 20. Januar 1917 doch nicht weniger als 24 Generale und 1 Admiral als Führer feindlicher Truppen gegen Deutsch-Ostafrika eingesetzt, die sich bis zu diesem Tage auf mindestens 150 000 Mann beliefen. In Deutschland war man im großen und ganzen hinsichtlich der Kriegführung in Ostafrika auf englische Meldungen angewiesen. Diese ließen trotz aller Kunstfertigkeit der Feinde im Erfinden eigener Siege oft genug erkennen, daß dem kleinen Häuflein deutscher Streiter viele Erfolge beschieden waren. Es wurde unterstützt durch kühne deutsche Blockadebrecher, denen es gelungen war, den deutschen Truppen größere Mengen Munition und sonstiges Kriegsmaterial zuzuführen (siehe Band VI Seite 330). Die Feinde hatten erwartet, daß im Jahre 1917 die Regenzeit den Deutschen, denen sie selbst nur schwer beikommen konnten, den Untergang bringen würde, weil es nach und nach gelungen war, die deutschen Schutztruppenabteilungen in eine der ungesundesten Gegenden Afrikas, in die Sumpfgebiete des Mahengelandes südlich vom Rufiji, abzudrängen.

Die Hoffnungen auf das Schwinden der Kampfkraft der deutschen Kämpfer durch Krankheiten und Fieber erfüllten sich aber nicht. Nach der Beendigung der Regenzeit hatten die Deutschen schon wieder zahlreiche kühne Streifzüge und Vorstöße sowohl nach Norden als auch nach Süden unternommen. Über den deutsch-portugiesischen Grenzfluß Rowuma kamen sie in den Tälern des Lutschende und des Lutschulingo sogar bis an die Grenze von Britisch-Nyassaland. So machte die Schutztruppe der größten deutschen Kolonie in Afrika bis in das dritte Kriegsjahr hinein den Feinden noch außerordentlich viel zu schaffen.

Die Kolonie **Südwestafrika** dagegen befand sich um diese Zeit schon bald zwei Jahre in den Händen der Feinde. Die wohlausgerüstete Schutztruppe dieser deutschen Kolonie, zu der auch eine Kamelreiterabteilung (siehe Bild Seite 91 oben) gehörte, hatte den Gegnern ebenfalls heldenhaften Widerstand geleistet und dabei viele



Ein italienisches Marineflugzeug wird bei Arco am Gardasee im Luftkampf zum Absturz gebracht.

Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

beachtenswerte Erfolge erzielt sowie zahlreiche Gefangene gemacht (siehe Bild Seite 90). Dann mußte sie aber gegen eine so starke Übermacht von Feinden, zu denen auch die einst von England unterjochten Oranje- und Transvaalburen zählten, kämpfen, daß ihr schließlich doch nichts anderes mehr übrig blieb, als unter ehrenvollen Bedingungen die Waffen zu strecken. So konnte denn der General Botha, der als Burenführer einst um deutsche Hilfe gegen England gebeten hatte, seinen Einzug in Windhuk halten und von der Terrasse des Rathauses aus die Besitzergreifung der Kolonie verkünden (siehe Bild Seite 91 unten). —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Englische Kavallerie im türkischen Maschinengewehrfeuer bei Gaza.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Seit den türkischen Erkundungsvorstößen, die die osmanische Armee bereits im Winter 1914/15 bis El-Kantara am Suezkanal geführt hatten (siehe Band II Seite 30), war es auf der Sinaihalbinsel (siehe die Karte Band I Seite 399) nicht mehr zu größeren Kampfhandlungen gekommen; das Gros der türkischen Armee unter Dschemal Pascha blieb längs der Grenze zwischen El-Arisch und Akaba in fester Verteidigungstellung.

Ende März 1917 waren etwa fünf englische Divisionen in einer Gesamtstärke von rund 50 000 Mann auf der an der Küste des Mittelländischen Meeres entlang führenden Karawanenstraße vom Suezkanal bis über die türkische Grenze vorgedrungen. Auf der Ebene vor den Toren der Stadt Gaza kam es zu einer blutigen Schlacht, in der die Türken Sieger blieben. Der Feind, der mehr als 1500 Tote und zahlreiches Kriegsmaterial sowie über 200 Gefangene auf der blutgetränkten Walstatt zurückließ, zog sich in Unordnung auf das 80 Kilometer in westlicher Richtung gelegene El-Arisch zurück.

Trotz ihres Mißerfolges unternahmen die Engländer, die inzwischen neue Truppen herangezogen hatten, schon nach drei Wochen wieder einen neuen Vorstoß gegen Gaza, um den Vormarsch auf Jerusalem, das eigentliche Ziel ihres Angriffes, zu erzwingen.

Am 20. April, um fünf Uhr morgens, während noch dichter Nebel über Freund und Feind lagerte, begann die englische Artillerie die Stadt Gaza und die türkischen Stellungen unter Feuer zu nehmen. Von der See her griffen mehrere englische Kriegschiffe mit ihren schweren Geschützen ebenfalls in den Kampf ein und zerstörten die große Moschee in Gaza. Bald konnten die Türken im aufsteigenden Nebel die ersten Entwicklungsbewegungen der Engländer erkennen. Beiderseits der nach Gaza führenden Straße rückte eine feindliche Division vor, während eine zweite ihren Angriff gegen die mittlere, südöstlich von Gaza stehende türkische Heeresabteilung schickte. Gegen acht Uhr morgens setzte auf der ganzen Front der Angriff der englischen Infanterie ein, die später durch Kavallerie unterstützt wurde. Wie bei den Kämpfen in Nordfrankreich hatten die Engländer auch vor Gaza bedeutende Kavalleriemassen zusammengezogen. Es waren mehrere Regimenter der ägyptisch-arabischen Kamelreiter und der indischen Lanciers bereitgestellt worden, die zunächst gegen den rechten Flügel der linken türkischen Flanke vorgehen und diese überrennen sollten, damit die nachrückende Infanterie die türkische Front umklammern und dem Feind in den Rücken fallen könnte. Hinter dem sandigen, von struppigen Dornen- und Wacholderbüschen bewachsenen Hügelgelände erwarteten die Türken ruhig den Gegner, der in dichten Massen über die Ebene herangesprengt kam: Kamele und Pferde, Araber in weißem Burnus und Indier in hohem Turban und heller Tropenuniform in malerischem Durcheinander. Da begannen auf meilenlanger Front die türkischen Maschinengewehre zu knattern, in deren Feuer Pferde und Kamele samt ihren Reitern in den Sand sanken und bald einen zuckenden Wall von sterbenden und verwundeten Menschen und Tieren bildeten. Mochten die Engländer auch immer neue Schwadronen ins Feuer schicken, es gelang ihnen an keiner Stelle, die Türken zu bezwingen und durchzubrechen.

Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Die Engländer ließen auch fünf Panzerwagen gegen die türkischen Linien vorfahren, von denen aber drei im türkischen Feuer liegen blieben. Der Hauptstoß der englischen Infanterie richtete sich gegen die beiden rechten türkischen Flügelgruppen, die jedoch unerschütterlich standhielten. Näher als auf 800 Meter kamen die Feinde überhaupt nicht an die Stellungen heran.

Es war drei Uhr nachmittags, als die Mitte bereits zwei feindliche Sturmangriffe blutig abgeschlagen hatte. Vor den türkischen Stellungen türmten sich die Leichen der Gegner zu Bergen, aber trotzdem setzten die Engländer, die inzwischen beträchtliche Verstärkungen erhalten hatten, zum dritten und schwersten Angriff ein.

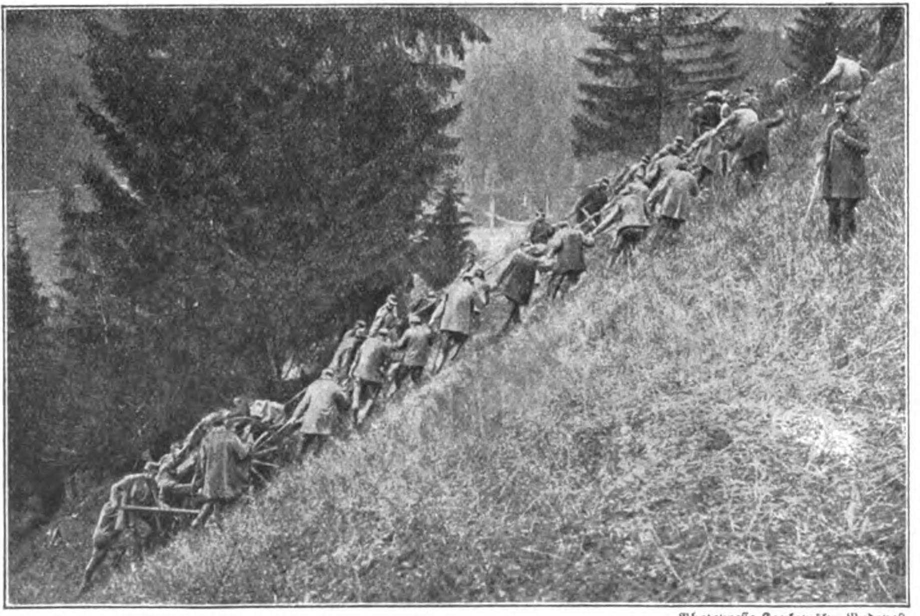
Auf dem rechten Flügel hatten die Osmanen dem Gegner jedoch so schwere Verluste beigebracht, daß ihre Heeresleitung schon jetzt von der Flanke aus angreifend vorgehen konnte. Unterdessen wütete in der Mitte stundenlang ein heftiger Nahkampf, der gegen sieben Uhr mit einem vollen Erfolg der Türken endete. Da ging auch auf dem linken Flügel die türkische Kavallerie zum Angriff über, schlug die englisch-ägyptische Reiterei aus dem Felde und fiel dem Feinde in den Rücken. Für den Gegner bestand die Gefahr, auf beiden Flügeln umfaßt zu werden, deshalb wich der rechte englische Flügel aus und zog sich zurück. Da die Türken lebhaft nachdrängten, wurde die Lage des Feindes von Stunde zu Stunde schwieriger. Mit dem Einbruch der Dunkelheit zogen sich die Engländer auf der ganzen Front zurück, verfolgt von der türkischen Kavallerie. Unter dem Schutze der Nacht gingen sie bis in ihre Ausgangstellungen bei El-Arisch zurück. — Zum zweiten Male hatten die Türken bei Gaza über ihren bedeutend stärkeren Gegner einen glänzenden Sieg davongetragen.

Österreichisch-ungarische Donaumonitormannschaften besetzen die Insel Dinu.

(Hierzu das Bild Seite 89.)

Zu meinen spannendsten Erlebnissen im Kampfe mit Rumänien gehört unstreitig die Eroberung der Donauinsel Dinu. Lebhaft steht dieses Ereignis noch vor meinem Geiste, als wäre es gestern erst geschehen. Ich beteiligte mich zwar nicht persönlich daran, doch war mir Gelegenheit geboten, den Kampf aus der Ferne zu beobachten, an der Seite eines Divisionsstabes, dem ich als Ordonnanz unterstellt war.

Gegen Morgen eines nebelschweren Oktobertages des Jahres 1916 schreckte mich ein furchtbarer Donnerschlag aus dem Schlummer. Gleichzeitig hörte ich von dem anderen Ufer der Donau scharf und hart die Einschläge großkalibriger Granaten herüberklirren. Dazwischen hinein klang unaufhörlich das Getute einer Sirene. Entsetzt über diesen Lärm sprang ich aus dem Unterstand und erblickte im Nebel zwölf österreichisch-ungarische Monitore. Über ihren drehbaren Panzertürmen ringelten sich lustig die Kriegsflaggen im säuselnden Morgenwinde. Aus den dunkelgähnenden Öffnungen der Türme



Photopresse Rankowsky, Budapest.

Österreichisch-ungarisches Geschütz wird auf dem östlichen Kriegschauplatz eine Anhöhe hinaufgezogen.



Beim Lesen der neuesten Kriegsberichte.

Phot. Boedecker, Berlin.

sah ich ein Blitzen und Funkeln hervorquellen, als befände sich in ihrem Innern ein Vulkan. Beim Anblick dieser Morgenüberraschung fiel's mir ein, daß ich am Abend vorher etwas von einem Angriff gehört hatte, der jetzt wohl eingeleitet wurde.

Während ich nun einen hohen Baum erkletterte, um das Schauspiel besser beobachten zu können, bemerkte ich, daß die Monitore ihren Kurs scharf auf das rumänische Ufer zu hielten, hinter dessen mannslangen Schilfrohren es inzwischen auch zu krachen angefangen hatte. Die Wasser und Wogen des Stromes schäumten unter dem Aufprall der fehlgegangenen Geschosse, die den Schiffen galten, als ob sich tausend Riesenhaie unter seinem Spiegel zerfleischten.

Die Monitore ließen sich aber durch das heftige Feuer der aufgeregten rumänischen Kanoniere nicht zurückhalten. Unentwegt, stets das Ziel im Auge behaltend, steuerten sie auf die zur Landung auserSehene Stelle zu. Als sie noch etwa hundert Meter von ihr entfernt waren, schoß der Feind mit schweren Minen, was ich, da der Nebel sich inzwischen etwas gelichtet hatte, deutlich durch mein Glas beobachten konnte.

Endlich erreichten die Monitore das Ufer, und nun begann ein wütendes Ringen Mann gegen Mann. Jeder Zoll Boden mußte erkämpft werden, da sich der Gegner aufs heftigste zur Wehr setzte. Doch bald wurde sein Widerstand gebrochen, und schon nach einer Stunde gehörte die Insel den Österreichern und Ungarn. Fröhlich flatterten ihre Fahnen aus den zerfetzten Bäumen der Insel heraus und verkündeten, daß der Feind geworfen sei. S.

Der Kampf um die Mennejean-Höhle.

(Hierzu das Bild Seite 92/93.)

Am 2. Mai 1917 zeigte das seit dem 28. April schrittweise anwachsende Feuer die deutliche Absicht der französischen Heeresleitung, den Chemin-des-Dames-Rücken auf dem äußersten südwestlichen Ausläufer der Ardennen im nördlichen Frankreich in einem breiten Ansturm zu überfluten und so die geringen Ergebnisse, die der Aprilangriff an den Südhängen des Bergrückens gebracht hatte, auszubauen.

Nördlich vom Damenwege liefen die deutschen Infanteriestellungen in mehreren Linien hintereinander in mannigfacher Gliederung, und die übriggebliebenen Spuren dieses Weges bezeichneten die vorderste Grenze der Infanteriestellungen.

Die Mennejean-Ferme lag als äußerster vorgeschobener Posten vor dem westlichen Endpunkte des Chemin des Dames und bildete eine vorspringende Bastei, die den Hauptkamm gegen den in südlicher Richtung abfallenden Condé-Rücken abschloß. Da sich gleichzeitig zwei aus den engen Seitentälern der Aisne ansteigende Straßen, die von Nanteuil und Sancy, hier trafen, mußte der einsame Hof zu einem Brennpunkte des Kampfes werden. Seit fast einer Woche lag das Gehöft auf seinem nach Süden und Südwesten völlig eingesehenen Hang wehrlos im Trommelfeuer und war so zu einem Haufen von Stein- und Schieferbrocken zermahlen worden. Aber tief unter der Ferme zog sich durch das Erdreich eine geräumige Höhle hin, wie sie hier im Laonnais zahlreich vorhanden sind und der Bevölkerung schon oft als Zufluchtstätten in Kriegszeit gedient haben. Einzelne von diesen natürlichen Unterständen haben zeitweise für 2000 Mann und 1000 Pferde reichliche Unterkunft geboten.

So groß war die Mennejean-Höhle bei weitem nicht. Bei nierenförmigem Grundriß hatte sie am südlichen und südwestlichen Rande je einen Ausgang. Ursprünglich hatte man beabsichtigt, den vorgeschobenen Posten aufzugeben, und zu diesem Zweck hatten ihn Pioniere zum Sprengen vorbereitet. Die Sprengung war nur zu einem Teile gelungen; sie hatte zwar den südwestlichen Ausgang verschüttet, aber über ihm einen neuen Spalt geschaffen, vor dem sich eine ringförmige Schanze aus Steinbrocken gebildet hatte, die den Aufstieg der von Sancy kommenden Straße völlig beherrschte. Aus diesem Grunde hatte man sich neuerdings entschlossen, die Höhle so lange wie möglich zu halten.

Am 5. Mai morgens erhielt ein aus Westfalen und Rheinländern bestehendes Regiment den Befehl, die Besatzung abzulösen. Es sollte sich hier den Siegeslorbeer holen. Just zur gleichen Zeit nämlich setzte der französische Sturmangriff ein. Ein derartiges Zusammentreffen von Ablösung und feindlichem Angriff ist für den Verteidiger ein mißliches Ding, während es dem Angreifer

meist zugute kommt. So traf das hier zur Besetzung der Höhle und ihrer Anschlußgräben vorrückende Regiment überall bereits eingedrungene Franzosen. Aber entschlossen bahnte sich der Bataillonsführer des rechts vorgehenden 3. Bataillons seinen Weg zur Höhle, warf seine 12. Kompanie hinein und sicherte durch Einsatz seiner anderen Kompanien die Verbindung des vorgeschobenen Postens nach Westen. Auch das links vorgehende 2. Bataillon brach sich, auf gleiche Weise nach Osten Front machend, Bahn und verstärkte die Besatzung der Höhle durch die 5. Kompanie. Auf diese Weise entstand ein sackförmiger Vorsprung, der seinen äußersten Stützpunkt in der an seinem südlichen Ende gelegenen Höhle hatte. Diese Höhle war das Ziel der Hauptangriffe, und ihre Behauptung ist in erster Linie dem tatkräftigen Führer der 12. Kompanie und einem oft bewährten Offizierstellvertreter — er ist im tene Hohlweg, der sie barg, entzog dieser Waffe die Möglichkeit, mit beobachtetem Feuer auf sie zu wirken.

Die Infanterie mußte den Kampf mit den eisengepanzerten Ungetümen allein führen. Handgranaten und Maschinengewehr waren die Mittel, mit denen man eines der wandelnden Forts zwang, seinen eisernen Bauch zu öffnen. Der Führer der Angriffsmaschine und ein Mann des Begleitkommandos wurden eingebracht. Soweit die übrige Bemannung noch lebte, entsprang sie im letzten Augenblick. Die Leute versicherten, sie seien froh, ihrer wenig erfreulichen Verwendung durch die Gefangennahme enthoben zu sein. Die anderen vier Tanks aber arbeiteten unentwegt weiter und erschwerten die Versorgung der Höhlenbesatzung mit Verpflegung und Munition ganz erheblich. Fortgesetzt versuchte der an Zahl weit überlegene Feind die Eingänge in die Höhle zu erzwingen oder sie durch Abschnürung des



Im Wardartale bei Köprülü.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers A. Reich-München.

Frieden Werkmeister — zu danken. Kaum hatte sich die Besatzung in der Höhle eingenistet, da krochen auf den Hohlwegen von Nanteuil und Sancy wie Drachen die Tanks in langer Reihe heran und marschierten nach einem zweifellos vorher festgelegten Plane um die Höhle auf. Um diese technische Leistung des Feindes zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die schlechten, von Schußkratern übersäten Anmarschwege der feuerspeienden Ungetüme eine Steigung bis zu 20 Grad hatten. Zwei der eisernen Kasten legten sich nun vor die beiden Ausgänge und nahmen diese unter Feuer, während die übrigen sich bis dorthin wälzten, wo die sackartige Ausbauchung der deutschen Stellung mit der Hauptlinie zusammenhing, und diese schmale Stelle mit Kreuzfeuer belegten. Rechts und links von den Ungetümen buddelte sich der Angreifer ein, und bald war auch der Munitionsersatz für die eisernen Wandeltürme von den Franzosen sichergestellt. Wohl hatte die deutsche Artillerie sofort die Stelle, wo die Tanks lagen, unter Feuer genommen; aber der tiefeingeschnit- Sackes völlig von der rückwärts liegenden Hauptstellung abzuschneiden. Die Hilfe durch das gutsitzende Feuer der Tanks und die Möglichkeit, über die steilen Südhänge, die nicht unter dem Feuer der Verteidiger lagen, neue, frische Angreifer nachzuschieben, unterstützten das Bestreben der Franzosen, die zähe Minderzahl endlich zu übermannen. Mit äußerster Anstrengung wiesen die Söhne der roten Erde und die Leute vom Niederrhein jeden Angriffsversuch zurück; wo ein Stück des bis zur Unkenntlichkeit verschütteten Grabens verloren gegangen war, wurde es im Gegenstoß kleiner Truppe wiedergewonnen. Nimmer werden die Männer, die hier rangen, ihrer Führer vergessen, der Leutnante Schill und Stien und des Offizierstellvertreters Rosteck, die mit Rat und Tat ihren Leuten vorkämpften.

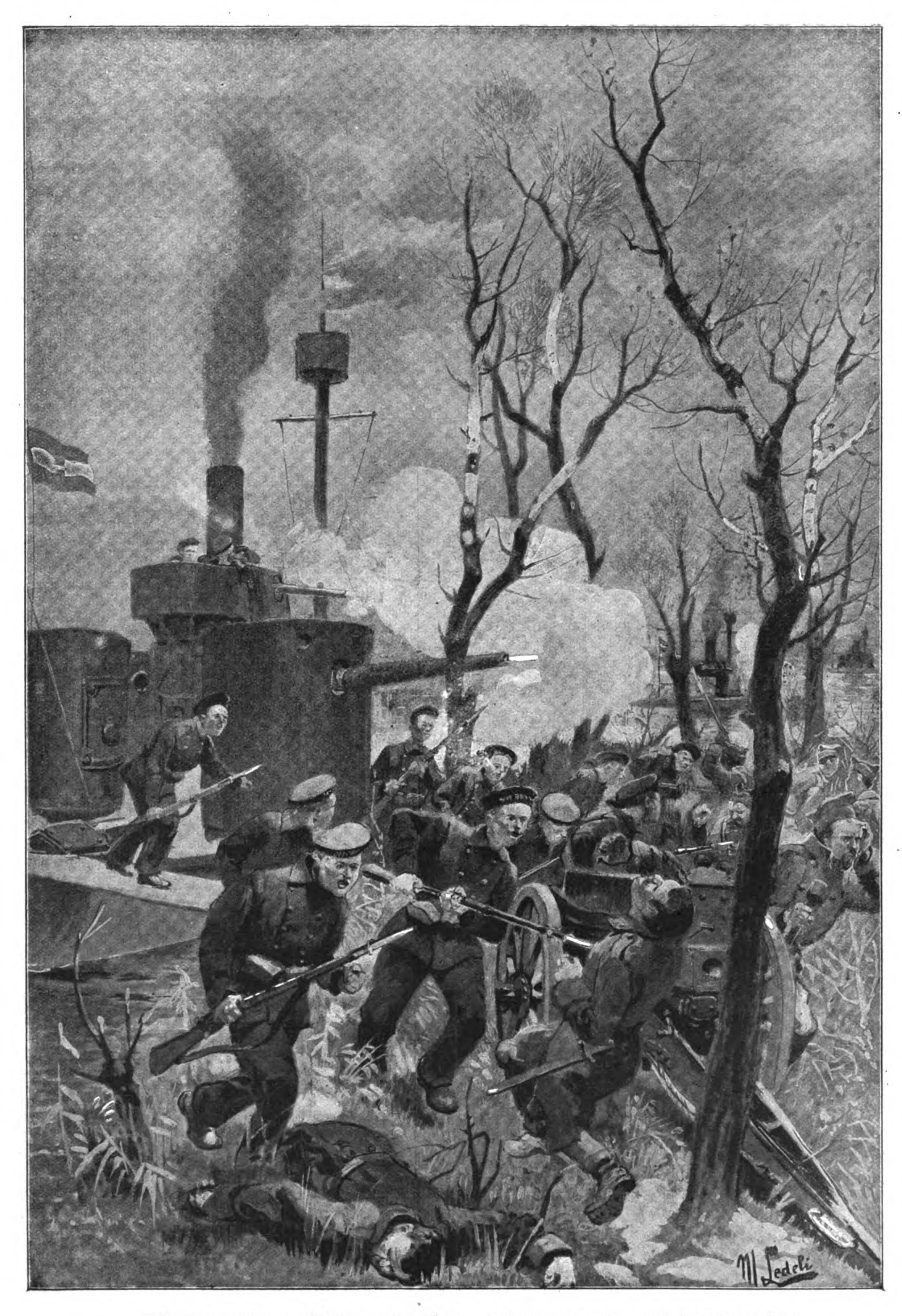
Kurz nach Mittag bemerkte der Verteidiger, daß die verbrauchte Angriffsinfanterie durch Jäger abgelöst wurde; gegen zwei Uhr erfolgte ein neuer Angriff frischer Kräfte. Schon vorher hatte der Regimentsführer sein bisher zurück-



Englische Kamelreiter und Kavallerie im türkischen Maschinengewehrfeuer bei Gaza.

Im Hintergrunde die Stadt mit der Warte, dem Grabmal des heiligen Muntar.

Nach einer Originalzeichnung des bei der osmanischen Armee zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.



Mannschaften österreichisch-ungarischer Donaumonitore besetzen die rumänische Insel Dinu.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

gehaltenes 1. Bataillon zum Gegenstoß angesetzt, als plötzlich, von rechts her, aus der Richtung der Bascule auch Hilferufe ertönten. So ging der Entlastungsstoß des Bataillons nach zwei Richtungen im rechten Winkel auseinander. Die 1. und 4. Kompanie kamen im jähen Gegenangriff dem Front nach Osten fechtenden 2. Bataillon zu Hilfe, die 2. und 3. Kompanie aber gingen mit dem linken Flügel an der Heerstraße entlang dem neuen Feinde entgegen und riegelten hier den über die Bascule hereindringenden Stürmern gegenüber mit Erfolg ab. Die Höhlenbesatzung wurde durch zwei neue Kompanien abgelöst. Diese Kompanien mußten dann sich selbst überlassen werden, da der „Sack", das Verbindungsglied zwischen Höhlenbesatzung und Regiment, zu seiner Behauptung auf die Dauer zuviel Kräfte erfordert hätte. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai hielten vier Tanks die Eingänge und die rückwärtige Verbindung der Mennejean-Höhle noch unter Feuer; aber allmählich erlagen sie unseren schweren Geschützen, die jetzt nicht mehr befürchten mußten, die eigenen Tapferen zu zerschmettern. Am 6., 7. und 8. Mai fanden Teilangriffe auf die Höhle statt, die alle leicht abgewiesen wurden, und endlich in der Nacht zum 9. Mai wurde der rühmlich behauptete Posten von seinen Verteidigern geräumt. Kurze Zeit darauf flog er in die Luft.

Verkehrsverhältnisse im Orient.

Von Edgar Stern.

(Hierzu die Bilder Seite 94 und 95.)

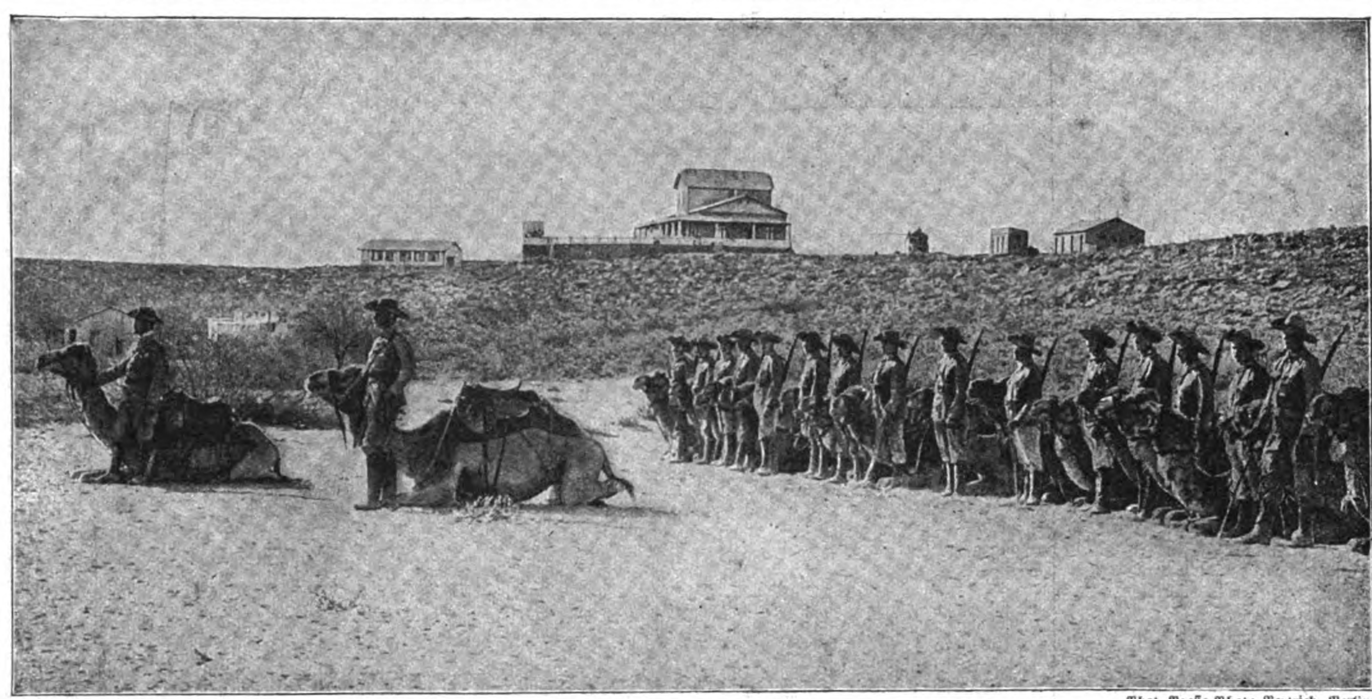
Wenn in einem der Staaten Mitteleuropas eine Armee etwas anfordert — oder es braucht nicht einmal eine Armee zu sein, eine Kompanie oder eine Kolonne genügt auch —, dann setzt sich sofort die sicher arbeitende, wohlgeölte und aufgezogene Maschinerie in Gang, um aus Depots über Etappen und schließlich auf strategischen Bahnen, mit Automobilkolonnen oder dergleichen das Gewünschte an Ort und Stelle zu befördern, seien es Menschen, Lebensmittel, Waffen oder Munition. Der in militärischen Dingen geschulte Geist der gesamten Bevölkerung macht sich von diesen Vorgängen auch zu Hause eine annähernd richtige Vorstellung und beruhigt sich dabei, „daß der Apparat klappt".

Nur ganz dunkel stellt man sich vor, daß das im Orient wahrscheinlich mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist, aber wie sich alles abspielt, davon macht man sich kaum ein richtiges Bild. Man hört immer nur von Bagdadbahn und Hedschasbahn reden und denkt, daß diese an sich gewiß bewunderungswürdigen Kulturmittel auch für die Nachschübe nach den fernen Kriegschauplätzen die gleichen Aufgaben erfüllen wie die dichten und zweckmäßigen europäischen Bahnnetze. In Wirklichkeit spielt sich die Sache ganz anders ab. Die Bagdadbahn ist trotz großartiger Bauleistungen auch während des Krieges erst zum kleinen Teil vollendet, zwischen ihren ausgebauten Strecken klaffen noch Lücken, die des Schienenstranges oder der Tunneldurchstoßung harren, und von ihren beiden nord- und südwärts vorgetriebenen Endpunkten Rees-el-Ain bis Samara führt eine Strecke von nicht weniger als 700 Kilometern durch dürre, öde Wüste, wo es oft an Wasser, ganz an gebahnten Straßen und fast vollkommen an bewohnten Ortschaften und Verpflegungstationen mangelt. Von Bagdad südwärts steht die Wasserstraße des Tigris und für Umgehungsbewegungen auch die des Euphrats zur Verfügung, aber die Verkehrsmittel und die Verkehrsicherheit dieser in Wasserstand und Flußbett fortwährend wechselnden Ströme sind gering. Da müssen denn allerhand altertümliche Verkehrsmittel herhalten, wie sie schon vor Jahrtausenden in den Wüstenlanden Asiens in gleicher Form gedient haben: auf dem Euphrat die Schachturs, rasch zusammengezimmerte, prahmartige Boote mit oder ohne Überbau nach Art der Arche Noah, auf dem Tigris weidengeflochtene Flöße, von aufgeblasenen Ziegenfellen getragen, sogenannte Kelleks, hochgekielte, asphaltverpichte Segelschiffe, sogenannte Sefinen, und für den Landweg die edlen und ausdauernden Araberpferde, Maultiere, starken Maskatesel und vor allem das Schiff der Wüste, das Kamel. Was ist nicht alles auf dem Rücken treuer Kamele im Laufe dieses Krieges zu den tapferen türkischen Truppen in Mesopotamien, Persien, Arabien und am Sinai gewandert! In abgewogenen Lasten von 3 oder 4 Zentnern für ein Kamel kommen Säcke mit Getreide oder mit Peksemet, Zwieback, Kisten voll Datteln, Körbe voll Brennmaterial und Munition in langsamer, aber zielsicherer Wanderung an den Ort ihrer Bestimmung. Ein bißchen Wasser da und dort, die großen Kameldisteln und anderes Gestrüpp am Wege und ein wenig von der eigenen Traglast als Verpflegung genügt den bescheidenen Ansprüchen der Tiere. Nichts Stolzeres, Verächtlicheres gibt es, als den Blick von oben herab, den das Kamel dem Menschen schenkt, und unendlich spaßhaft mutet es an, zu sehen, wie in langer Karawane eines nach dem anderen genau an derselben Stelle, genau im gleichen Winkel den Kopf uns zuwendet, wenn wir etwa am Wege stehend die Aufmerksamkeit des Leitkamels uns zugezogen haben. Manchmal und an manchen Stellen versagt aber auch das Kamel und das Pferd, so in den weichen Sanddünungen Arabiens und des Sinais, wo oft Dutzende von Soldaten in die Speichen eines Geschützes greifen müssen, um es vorwärts zu bringen, oder auf rauhen Gebirgspfaden, wo Maultier und Esel mit sichererem Tritt die Beförderung von Proviant, Munition und zerlegten Geschützen übernehmen.

Die Wüstenreisen sind im allgemeinen auf Tagesentfernungen von etwa 50 Kilometern zugeschnitten und in ungefähr solchen Abständen sind Khans, Unterkunftstellen für Mensch und Tier, angebracht. Für den gewöhnlichen, spärlichen Verkehr dieser Lande ausreichend, sind sie für die großen und zahlreichen militärischen Transporte natürlich viel zu klein, und ein Nachtlager in Zelten oder im Freien

Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Von der deutschen Schutztruppe gefangene portugiesische Soldaten, die sich im Verein mit den Engländern am Kampfe gegen Deutsch-Südwestafrika beteiligten.



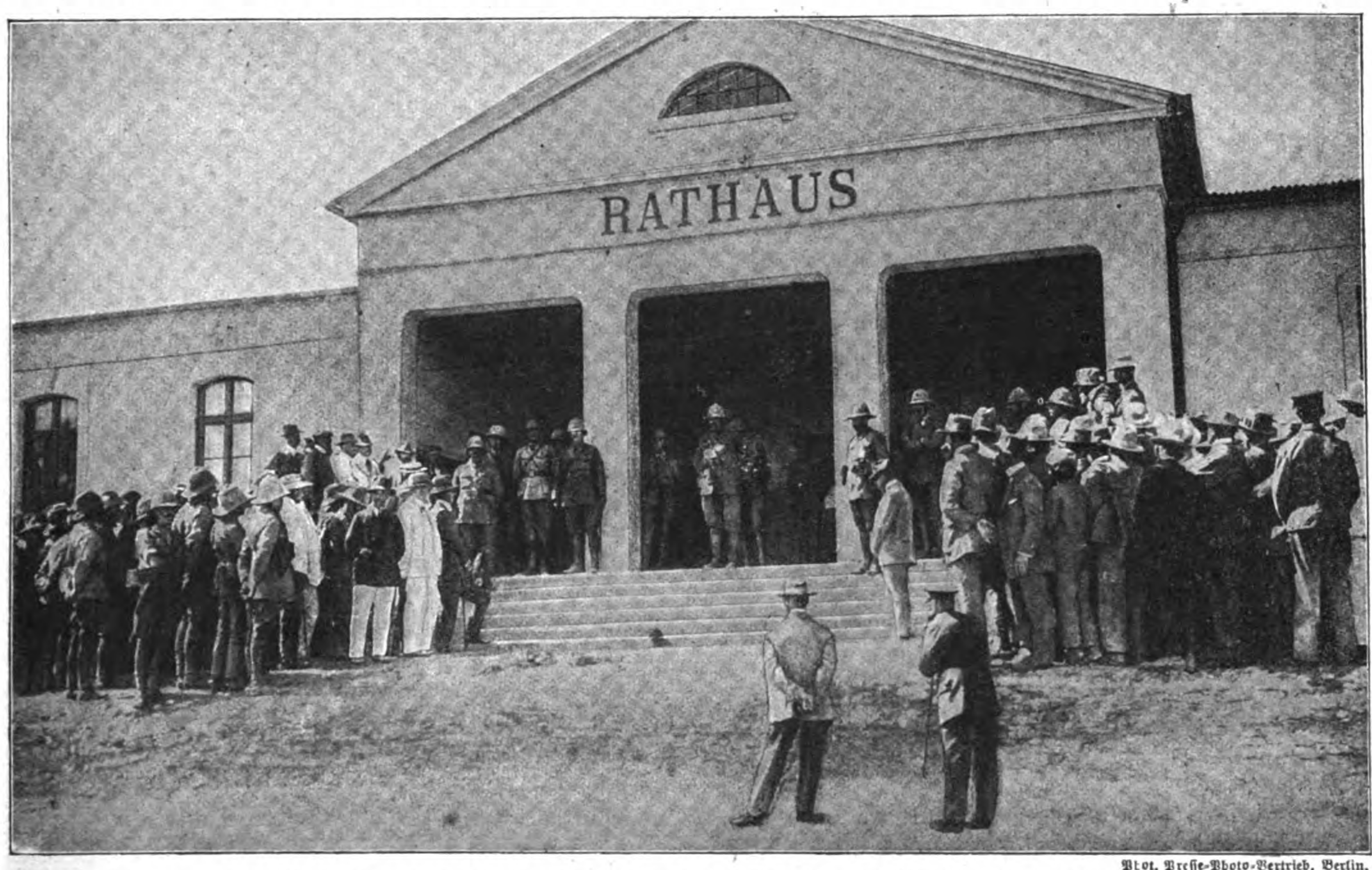
Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Eine Kamelreiterabteilung der deutsch-südwestafrikanischen Schutztruppe.

ist oft nötig und vielleicht dem Aufenthalt in den rückständigen, aus Lehm erbauten Gehöften vorzuziehen. Nur während der Zeit der großen Hitze, die freilich südlich vom Taurus 7 bis 8 Monate, stellenweise noch länger andauert, zieht man es vor, die Nacht zum Weitermarsch zu benutzen, bei Tage aber den Schatten aufzusuchen, auch auf die Gefahr hin, von den üblen Gerüchen und etwaigem Ungeziefer der fensterlosen kleinen Löcher belästigt zu werden, in denen man sich tagsüber verkriecht, indes in den Winkeln des Hofes oder in anderen Räumen des Anwesens die Tierwelt haust.

Die äußerste Sparsamkeit in der Ausnützung der vorhandenen Verkehrsmittel gebietet es, ihnen größere Tragfähigkeit zu verleihen. Das geschieht zum Beispiel mit den Dampfern des Tigris, indem ihnen rechts und links Leichter, sogenannte Dubahs, angekoppelt werden, deren Anblick mit ihrer kribbelnden und wimmelnden Menschenladung, mit ihren dicht geschichteten Kisten und Ballen, Kanonen und Munitionskarren vom Verdeck des Dampfers bunt genug anmutet. Die notwendigen Niederlagen an Knotenpunkten oder unterwegs sind gleichfalls eingerichtet: teils einfach umspannte oder ummauerte Plätze an einem Flußlauf, einem Kanal oder einem Brunnen mit hochgestapelten Lagern von Kisten, Säcken und vielseitig nützlichen Petroleum-Tins, teils zweckmäßig angepaßte Gemäuer, Khans (Unterkunftsräume) und dergleichen. Wenn eine schattige Oase vorhanden ist — um so besser; wenn nicht, muß es auch ohne Schatten gehen.

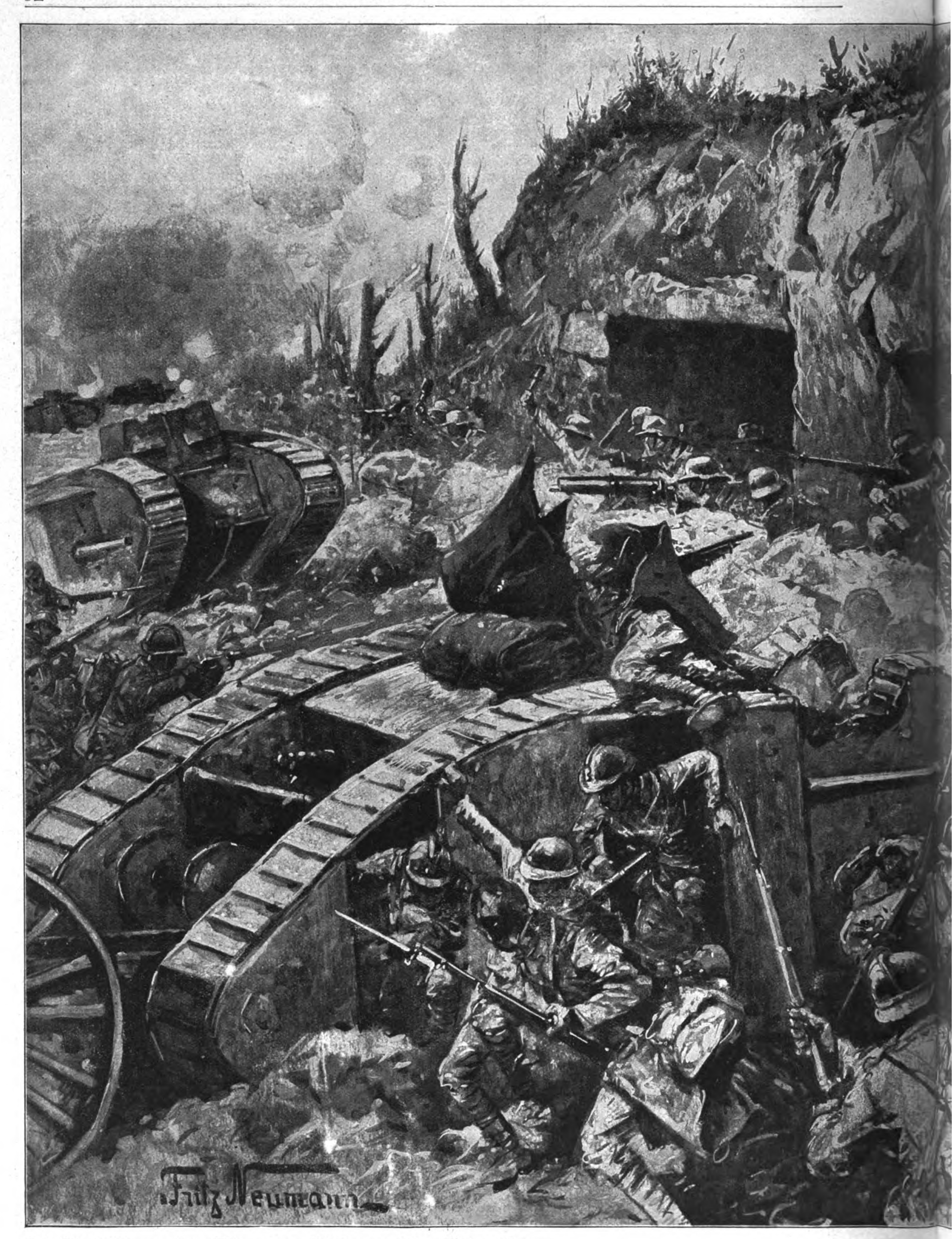
Die Post, die verhältnismäßig schnell, zum Beispiel in etwa 14 Tagen von Konstantinopel nach Bagdad gelangt,



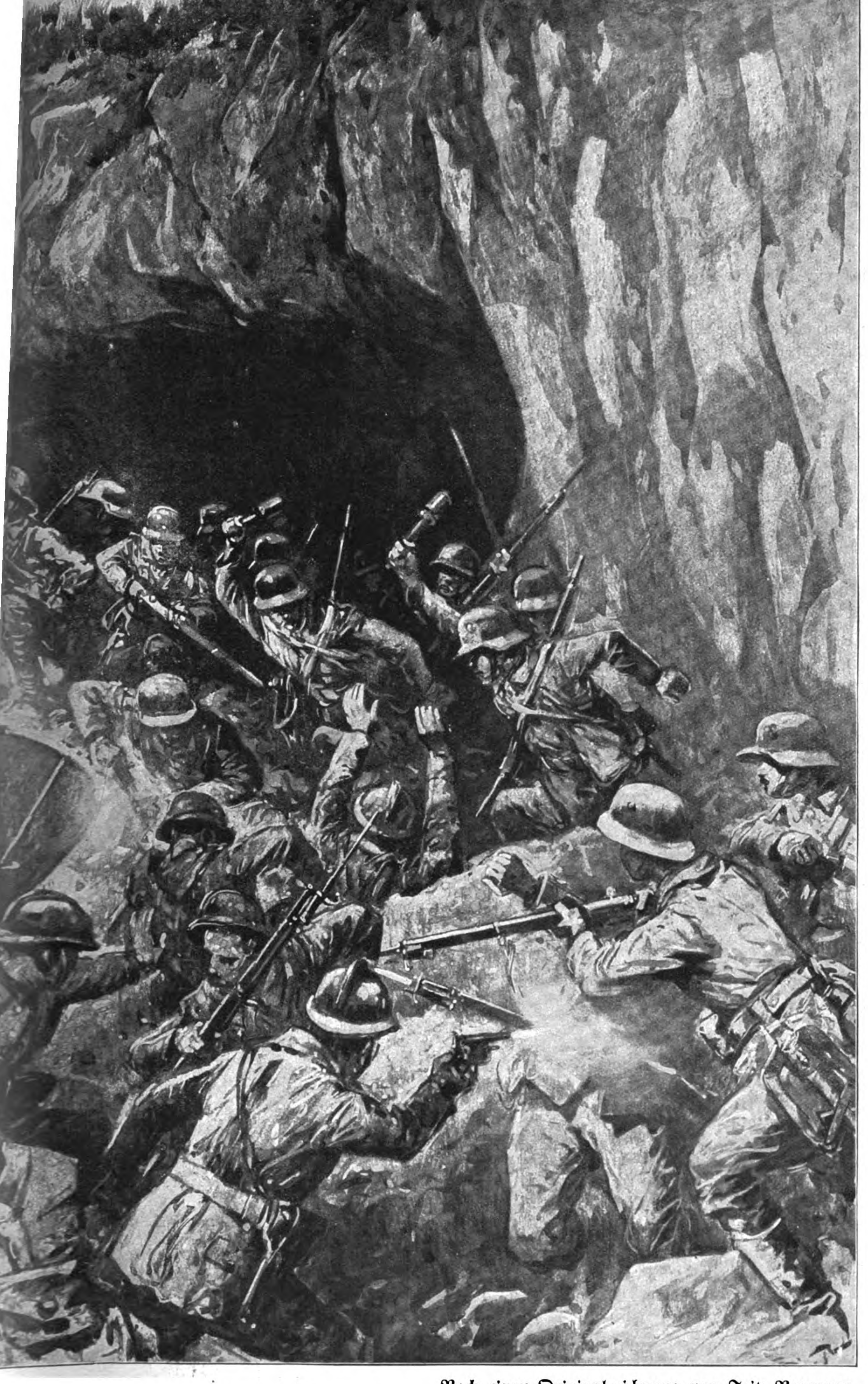
Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Nach der Besetzung von Windhuk, der Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas, durch die Engländer.

General Botha verkündet von der Terrasse des Rathauses von Windhuk aus die Besitzergreifung der Kolonie.



Die Verteidigung der Mennejean-Höhle am Chemin des Dames.



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

bedient sich vorwiegend des Eseltransportes. Ein paar berittene Gendarmen, Sabtiehs, geleiten 15 oder 20 flinke, kleine Esel mit Postsäcken, die man an ihrem lustigen Glockengebimmel von weitem erkennt. Das hat freilich den Nachteil, daß sie mitunter von Räubern überfallen und ihrer Säcke ganz oder teilweise entledigt werden, aber „malesh“: es macht nichts — man schreibt eben noch einmal, wenn man nach ein oder zwei Monaten keine Antwort bekommt. Nur Geldtransporte, die bis vor kurzem, bis zur zwangsweisen Einführung des Papiergeldes, in gemünztem Gold und Silber vor sich gehen mußten, werden durch besonders starke Bedeckung und die Wahl des langsameren, aber sichereren Flußweges geschützt. Außer dem gewöhnlichen Postverkehr gibt es eine Eilpost auf raschen kostbaren Hedschinkamelen, die auch vor der Reise quer durch unbewohnte und ungebahnte Wüsten nicht zurückzuschrecken brauchen, durch Stafettenreiter auf prachtvollen Pferden, und in Postwagen, Jailen, deren dichter Ledervorhang Inhalt und Insassen verbirgt, deren stoßende und rumpelnde Federn aber der Fahrt jedes Vergnügen nehmen.

Mit der Anwesenheit höherer deutscher Offiziere auf den fernsten Kriegschauplätzen sind freilich auch neuere Verkehrsmittel in beschränktem Umfange in die Außengebiete des ungeheuren Türkenreiches gedrungen. Automobile haben sich ihren Weg bis nach dem Irak und nach Persien gebahnt, Motorboote haben die heiligen Ströme befahren, der oft nicht arbeitende Überlandtelegraph, nach dessen Porzellanknöpfen die Beduinen ein beliebtes Scheibenspiel veranstalten, ist durch drahtlose Telegraphie ergänzt worden, bessere und größere Etappenstationen sind angelegt, verrostete Dampfer wieder in Gang gesetzt, Feldbahnen gebaut und sogar Kohlen mitten in der Wüste gefördert worden! Aber das alles gilt zunächst doch nur als Ergänzung

für den altgewohnten asiatischen Transportapparat, der yawash, yawash (langsam, langsam) — allah kefak (wie es gefällig ist) und inschallah (wenn es Gott gefällt) Mensch, Tier und Waren an Ort und Stelle bringt. Angesichts dieser Schwierigkeiten sind die militärischen Ergebnisse auf den fernen Kriegschauplätzen doppelt anerkennenswert, und der Leser, dem die Bilder zu diesem Aufsatz einen schwachen Begriff von den Verkehrsmöglichkeiten des fernen Orients vermitteln werden, wird sich nicht wundern, wenn die Maßnahmen dort Zeit beanspruchen, viel Zeit, denn in der Hauptsache wälzen sich die Heere dort unter allen Unbilden eines oft mörderischen Klimas, unter oft furchtbaren Entbehrungen, Krankheiten und anderen Hindernissen mit allem, was zur heutigen Kriegführung gehört, auf den gleichen Wegen und mit den gleichen Verkehrsmitteln vorwärts, die schon Darius, Alexander und Tamerlan gedient haben. Aber mit der Befreiung von den selbstsüchtigen und türkischer Eigenkultur hinderlichen Einflüssen der Vierverbandsvölker werden die unter deutscher Führung mächtig angebahnten Verkehrsverbesserungen durchgeführt, werden reiche und kulturfähige Länder dem Zutritt zu den Weltmeeren und zum Welthandel erschlossen werden.

Inschallah!

Das Kampfgebiet in Flandern.

Von Hans Schoenfeld.

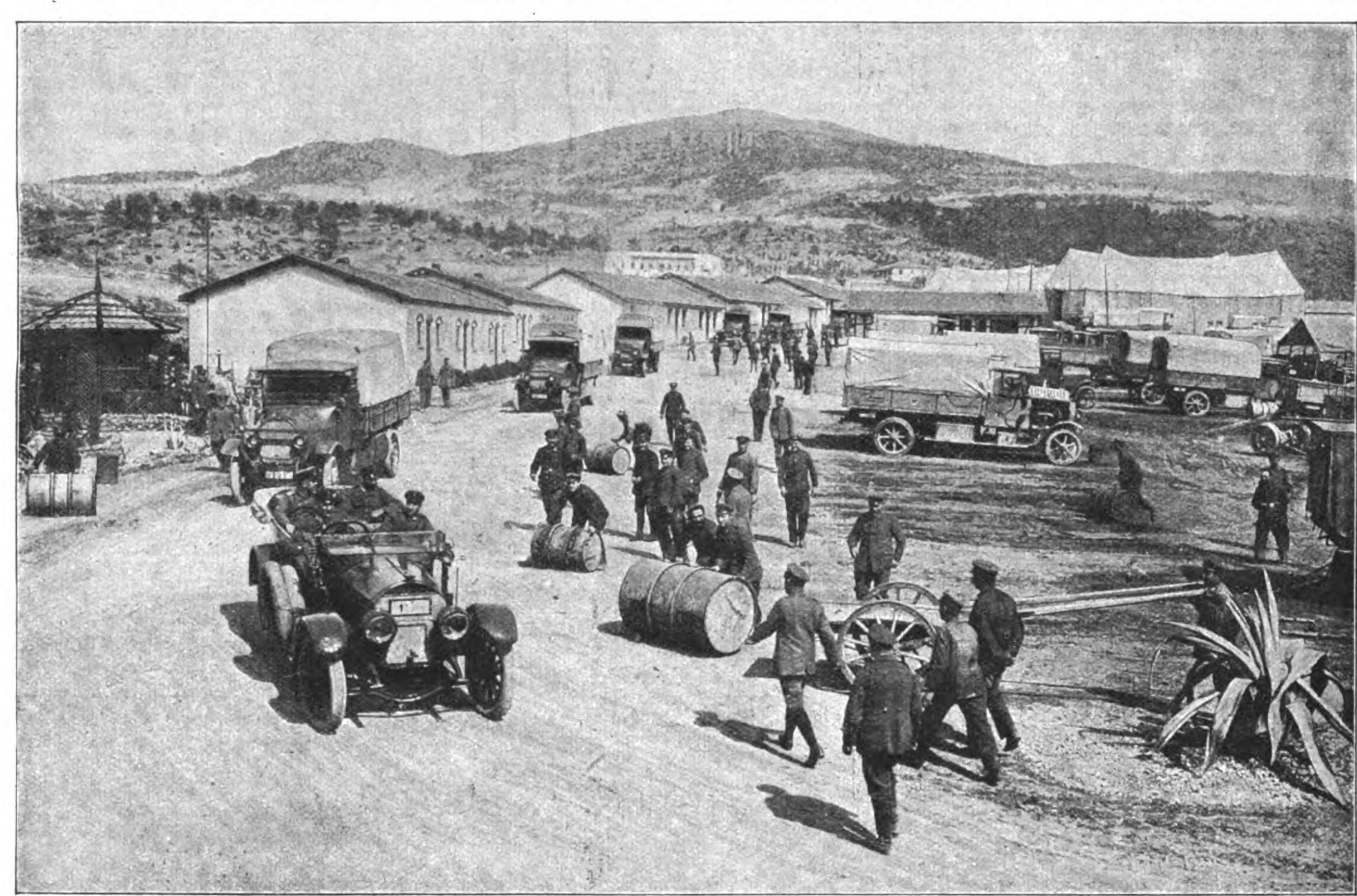
II.

(Hierzu die Bilder Seite 96.)

Zurückgreifend auf das sächsische Korps sei bemerkt, daß die Jäger bereits die freundliche, gewerbefleißige Lysstadt Armentières besetzt hatten und der anrückenden britischen Vorhut mit Maschinengewehren aus Straßenbarrikaden einen warmen Empfang bereiteten; dann aber mußten sie vor der anflutenden Übermacht so gut zurück wie General Deimlings Reiter aus Ypern und sächsische Husaren vom alles überragenden, bewaldeten Kemmelberg, dem bombensicheren Artilleriehauptstützpunkt der Engländer, weit genug hinter der Front, um vor Sprengung und Unterminierung sicher zu sein, gehaßt von allen Feldgrauen, rings gesehen von Ypern bis Quesnoy, feuerspeiend nach allen Seiten mit schweren und weitreichenden Flachkalibern.

Vor Armentières, gegenüber der Vorstadt Houplines, setzten sich dann zu Ende Oktober 1914 die Gegner fest. Das Artilleriefeuer war hier mäßig, die deutsche Artillerie an Zahl vorerst überlegen, die englische Munition schlecht, die Zielmethode noch schlechter. Brennpunkte des Infanteriekampfes wurden nach und nach die Frontstücke um Dorf Deulémont (die Deule durchfließt in Kanälen Lille, speist dessen malerische alte Festungsgräben und mündet vor Armentières in die Lys), dann Frélinghien und seine große Brauerei, wo erstmalig stärker der Minen- und Handgranatenkampf einsetzte. Sonst war's bis zum rechten Flügel des Korps, den mit der wäßrigen, im Frühling wunderschönen Stellung im Douvegrunde die Jäger übernommen hatten, eigentlich still. Wenn's dem Briten einfiel, schoß er aus dem Ploegsteertwalde ein paar Lagen auf die Fermen dicht hinter der Front (Douve-, Tabak-, Potterie-, Bethlehem-, La-Croix-Ferme) und auf Warneton mit dem gleich anschließenden La Basséville und dessen große Zuckerfabrik, die's ihm angetan hatten — besonders wieder die vorsorglich kenntlich gemachten Lazarette, in Warneton der reizvolle altflämische Bau des Rathauses. Dafür waren ihm auch 30-cm-Granaten nicht zu gut. Deshalb wurde die Bevölkerung zeitig aus dem Orte in Sicherheit gebracht.

Die Lys gibt hier der Landschaft das Gepräge. Nirgends gedeiht der Flachs besser als an ihren Ufern, in ihrem Wasser. Beizeiten stellte sich alljährlich der englische Makler ein, um das hochbegehrte Rohmaterial einzukaufen. Malerisch träumen hüben und drüben die zahlreichen, im Frieden, ach, so stillen Städtchen hin, vom Fluß stets in einen französischen und einen belgischen Teil gegliedert: Warneton, Comines mit der Silhouette hoher Kirchtürme und dem reizvollen Turm am Markte, Wervicq und das liebliche Meenen, Kortryk, die herrliche weiße Glocken- und Patrizierstadt. Dazwischen dehnen sich weite, üppige Wiesenflächen; die Zuckerrübe, der Tabak stehen satt in Blüte. Melancholisch streichen in langen Reihen am Horizont und durch die Niederungen jene typischen flämischen Wasserpappeln hin, Bilder, würdig des Pinsels eines Rubens, Ruysdael, Jan Steen und Ostade. Großartig wird das Landschaftsbild



Das Lager einer deutschen Kraftfahrerabteilung im Taurus. Phot. Bufa.

zur Überschwemmungszeit. Dann beherrscht die seeartig erweiterte Lys den Plan von Warneton, abschließend mit dem granatenzerlöcherten Kirchlein von Bas-Warneton auf kleinem Hügel mit alter Wassermühle zu Füßen.

Als Kampfboden ist die flandrische Erde, so ergiebig sie als Fruchtland sich bewährt, die schlimmste Feindin des Soldaten. Sie läßt den Spaten leicht hinein in ihren Schoß, desto schwerer heraus. Das viele Grundwasser macht den Kämpfern in den bösen Monaten des ungastlichen Landes, November bis April einschließlich, arg zu schaffen. Flamen und Wallonen hätten es nie für möglich gehalten, daß sich Menschen hier wochenlang, geschweige ganze Jahre zu halten vermöchten. Die Technik half auch hier; riesige Pumpen und Entwässerungsanlagen steuerten dem Ärgsten. Mit allen Mitteln ist die Front ausgebaut, an Trinkwasser eigener Leitung und elektrischem Licht fehlt es in all den Barackenlagern nicht.

Teich und Busch (booschen, bois) geben dem Lande besonderen Reiz, militärisch weniger. Lieblich mutet das Gefilde mit seinen umbuschten, stillen Weihern und munteren Rinnsalen, den vielen kleinen, sehr üppigen Laubgehölzen an. Gern badet der Soldat sommers in der kühlen Flut und streckt sich im Booschen. Auch die Batterien haben sich da so gern eingenistet wie fliegersichere, wunderschöne Barackenlager und wahre Wunderwerkchen von Feldkasino.

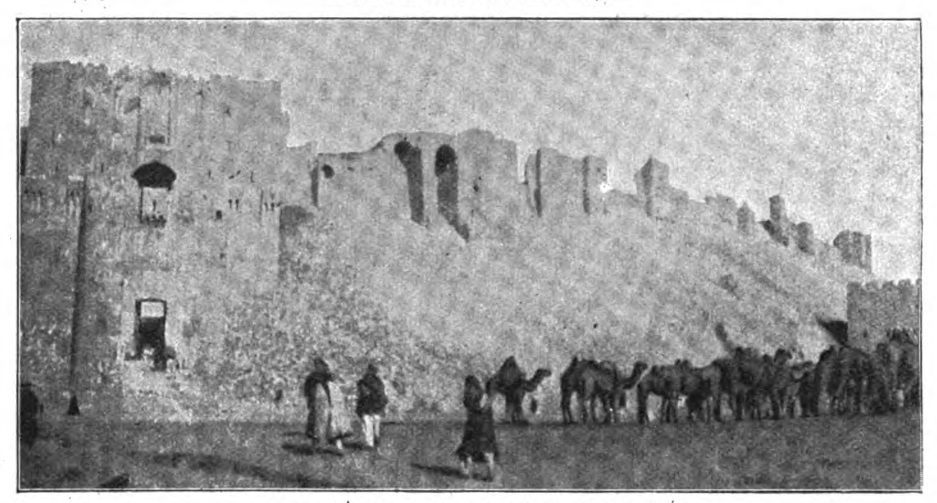
Typisch ist die unvermeidliche Straßenkleinbahn, die alle Nester die Kreuz und die Quere verbindet. Den Deutschen kam dies Wegnetz recht zustatten. Lustig pfauchen die Bähnchen mit Material für die Pionier- und Zwischendepots, bepackt mit lachenden Feldgrauen, frech soweit als möglich an die Front (siehe Bild Seite 67 oben). Vollbahnen gibt's in Hülle und Fülle. Von Lille kann man auf zwei, drei verschiedenen Rundbahnen nach demselben Ort gelangen. Die Strecken von Armentières nach Quesnoy und Armentières—Warneton—Menin sowie die historisch gewordene Linie Comines—Ypern, längs des am Cominesér Kirchhof abzweigenden kostspieligen und wenig bewährten Kanals zur Yser (Lys-Yser-Kanal-Kämpfe), den sie reizvoll bald überschreitet, bald auf hohen Dämmen begleitet, gehören zu hart umkämpften Frontpunkten.

Im Wytschaetebogen und dem anschließenden Ypernbogen ist's nie ruhig geworden. Schien's um Hollebeke — St. Eloi—Wytschaete einmal nachzulassen, gleich flammte es um Ypern auf. Beispiel bilde das Jahr 1915: Wytschaetebogen normal, bis auf die ersten härteren Monate, dafür von April an die bösen Kämpfe um Höhe 60, Hooge und Zonnebeke, Polygonwald, Wieltje, St. Jean. Anfang 1916: Ypernfront etwas ruhiger, dafür um so wilder im Wytschaetebogen, wo die heißesten Trichter- und Nahkämpfe lange Wochen anhielten (hier wieder Sachsen die treuen Verteidiger).

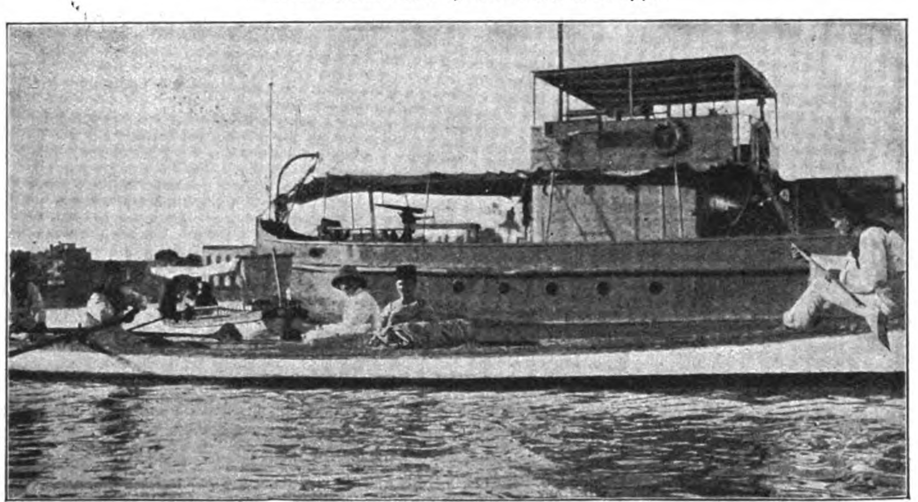
Immer wieder kehrt als hervor-



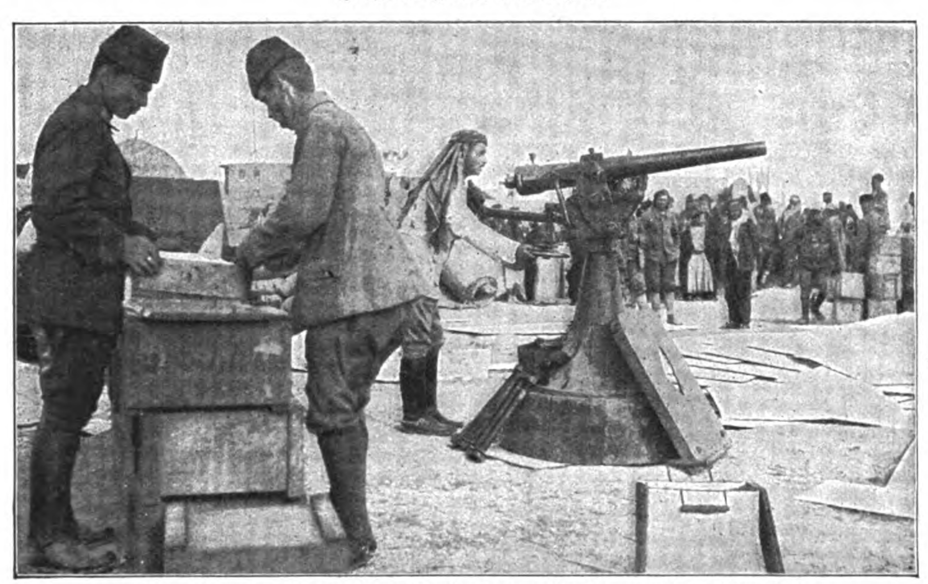
Lebensmittelkolonne bei Basra.



Kameltreiber mit ihren Tieren in Aleppo.

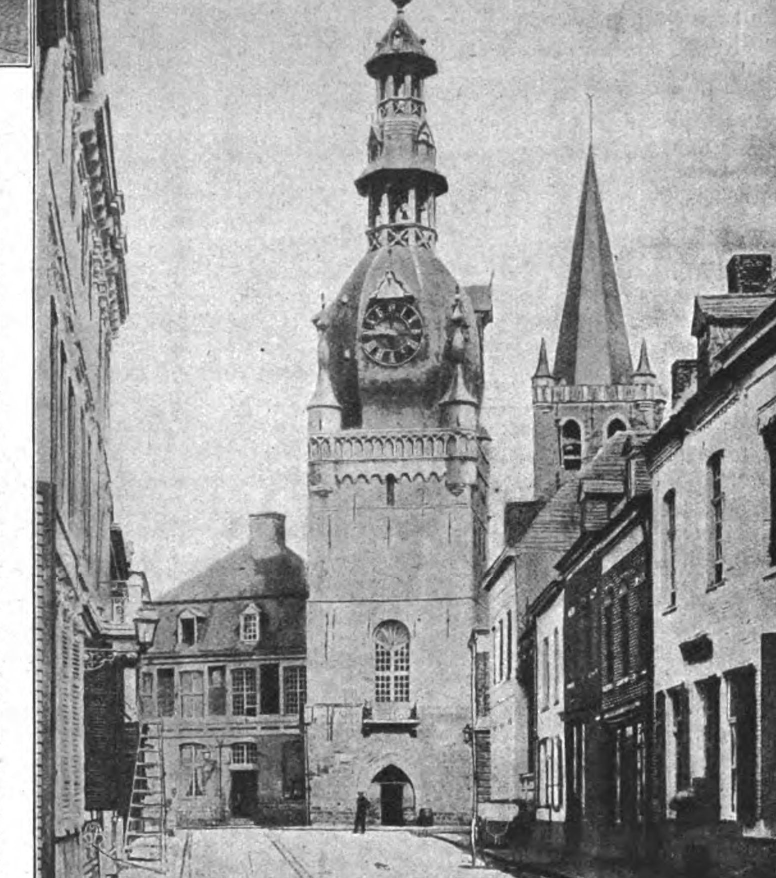


Flußverkehr auf dem Tigris.



Erproben eines Schnellfeuer-Bordgeschützes im Etappendepot Navajeh.





Phot. R. Sennecke, Berlin.

stechendes Merkmal an dieser harten Front der Trichterkampf großen Stiles. Auf Höhe 60 folgte Hooge, danach zur großen Offensive am 25. September 1915 die Riesensprengung in der Regimentsfront links von der Straße Ypern—Menin, vier Tage später erwidert mit noch bedeutenderen deutschen Sprengungen an gleicher Stelle und an der empfindlich störenden Großen Bastion am Kanalknie. Den Schützengrabentag beherrscht dort oben das Minieren. Mit dem Wegschaffen der vielen Hundert gefüllter Sandsäcke aus der Erde Tiefen, mit dem Wasserpumpen und Ventilatordrehen hat der Infanterist schon einiges zu tun, Minen-, Transport- und Baukommando sind rastlos tätig. Man sagt, der Engländer miniere mit hochbezahlten Bergarbeitern schneller und viel tiefer. Mag er doch! Für 55 Pfennig am Tag setzen unsere Feldgrauen in eiserner Pflichttreue Rahmen um Rahmen, aber nicht so leichtfertig wie die Engländer, ballen sie an Fundstellen ihre Ladungen zum Sprengen im Augenblicksfalle, quetschen sie täglich irgendwo den Gegner ab, auf dessen Gang sie stießen, stechen und schießen sich mit ihm herum.

Was versprachen sich die Verbündeten von den Millionen Pfund Sprengladung in den längs der deutschen Front seit Jahr und Tag in die Erde getriebenen Stollen! Der Feldgraue dort oben hätte ihnen mit dem herben Lächeln des Kämpfers gesagt: Da werdet ihr nicht weit kommen. Seht euch nur unsere Grabensysteme und hinteren Stellungen an. Tatsächlich baute man seit Mitte 1915 dort planmäßig Stellung um Stellung durch deutsche Heimatarbeiter und Berufstechniker aus und verstärkte sie in nimmermüder Arbeit ständig. Fertig lagerten seit Monaten Konserven in allen Stellungen, Kampfmaschinengewehre und Reserve-Minenwerferstellungen warteten. In der Tat sind die Engländer nirgends über 3000 Meter vorwärts gekommen. Was besagt das gegenüber der mit ungeheuren Mitteln angesetzten strategischen Unternehmung von entscheidender Bedeutung, mit Lille und Zeebrügge als Ziel?

Noch ein wenig wüster werden die Parke im Ypernbogen in der Landschaft stehen: Hollebeke und Kleinflottbeke, der fabelhaft reichen Witwe des Armentièreser Großindustriellen Mahieu und deren Sohn gehörig; werden die Mauer- und Baumreste von Schloß und Park „Camp auf der Höhe" des Chevaliers Henry aus Ypern oder Polderhoeks weißes Schlößchen und uralter Baumbestand wirken. An Hooges Park und Schloß, dem Deutschenfresser Baron Vinckh gehörig, ist nichts mehr zu verderben und an der geborenen Baronesse v. Bieberstein modernem Feudalbesitz Polkenhorst mit altem Wald-, Wasser- und Inselpark haben sich die britischen Granaten auch genugsam ausgetobt. Daß die Städtchen des Hintergeländes: Comines, Wervicq, Menin stärker haben dran glauben müssen, ist tief betrüblich, ändert aber an der Tatsache nichts, daß die ungeheuersten Anstrengungen der Engländer, die zwischen Lille und dem Meer zweifellos noch bevorstehen, zerschellen werden. Der Deutsche liebt Flandern und hält es.



Oberes Bild: Blick auf den Marktplatz von Kortryk (Courtrai).
Mittleres Bild: Ansicht aus Comines.
Unteres Bild: Der deutsche Heldenfriedhof von Wervicq.

Aus flandrischen Orten in der Gegend des Wytschaetebogens.



Abschießung französischer Fesselballone durch deutsche Flieger.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Unbeirrt dauerte der deutsche U-Bootkrieg (siehe die Bilder Seite 98 und 99) an; die gewünschte Entlastung durch Siege auf dem Lande war den Engländern **an der deutschen Westfront** nicht geglückt. Deshalb bemühte sich der englische General Plumer, der gelegentlich mit dem Einsatz von Kavallerie schon bittere Erfahrungen gemacht hatte (siehe untenstehendes Bild), schwere Geschütze nach vorn zu ziehen, um durch deren überwältigendes Feuer die deutschen Stellungen zu zermürben. Doch die Deutschen fanden währenddem Zeit zu entsprechenden Gegenmaßnahmen. Erkundungstruppen wurden von ihnen zur Feststellung der Stärke der feindlichen Truppen und des Fortschritts der Angriffsvorbereitungen der Gegner vorgeschickt, und Flieger waren Tag und Nacht unterwegs. Insbesondere unternahmen die deutschen Flugzeuggeschwader zahlreiche Flüge. So griff in der Nacht zum 3. Juli ein Geschwader das englische Munitionslager bei Aire mit 3600 Kilogramm Bomben an. Andere Geschwader warfen am Nachmittag des 3. Juli 2500 Kilogramm Bomben auf die Bahnhöfe Chauny, Tergnier sowie auf französische Truppenlager im Aisnetal, weitere 800 Kilogramm Bomben auf feindliche Waldlager bei Craonne. In der Nacht zum 4. Juli griff ein Bombengeschwader die Industrieanlagen von Pompey im Nancybecken an und warf insgesamt 6500 Kilogramm Sprengmunition auf das Ziel. In der Zeit von elf Uhr bis drei Uhr nachts folgte ein Angriff dem anderen. Der Erfolg zeigte sich in einem ausbrechenden großen Brande. Dabei erhielt auch eine Munitionskolonne einen Volltreffer. Ihre Wagen flogen hintereinander mit hellem Feuerschein in die Luft (siehe Bild Seite 100/101). Der Angriff fügte den für die französische Kriegsausrüstung überaus wichtigen Eisen- und Hüttenanlagen bedeutenden Schaden zu und traf die feindliche Kriegswirtschaft um so härter, als die Betriebe im Nancyer Industriebecken schon mehrfach durch die deutschen Fliegerangriffe auf Tage hinaus stillgelegt worden waren.

Auch die deutschen Kampfflieger waren wieder recht tätig. Rittmeister Manfred v. Richthofen besiegte am 26. Juni seinen 56. Gegner im Luftkampf, und gleichzeitig schoß Leutnant Allmenroeder, der einige Tage vorher den Orden Pour le Mérite erhalten hatte, seinen 30. Gegner ab. Leider fiel Allmenroeder am Tage darauf selbst im Luftkampf. Die Beobachtungsflieger klärten die Absichten der Gegner auf, und Artillerieflieger leisteten ihren Batterien wertvolle Dienste.

In großem Umfange wurde an der flandrischen Front auch von Meldehunden (siehe Bild Seite 112) Gebrauch gemacht, die sich so furchtlos zeigten, daß sie unbekümmert um den Schlachtenlärm und die rechts und links von ihnen einschlagenden Granaten ihre Aufträge ausführten und Meldungen in die vorderen Linien und aus diesen brachten.

Die Aufrechterhaltung des heftigen Artilleriefeuers in Flandern und um Arras konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Feinde mit großem Einsatz und Verlust an Geräten und Menschen nur Zeit für die Vorbereitung neuer Angriffe gewinnen wollten.

Die Deutschen benutzten aber wie immer so auch jetzt diese Zeiten verhältnismäßiger Ruhe, ihnen wertvoll erscheinende Stücke der Stellungen zurückzuerobern, die sie während der großen Stürme ihrer Gegner verloren oder aufgegeben hatten. So gelang ihnen am 18. Juni östlich von Monchy die Wiederbesetzung von Gräben, die seit den Kämpfen am 14. Juni in Feindeshand gewesen waren.



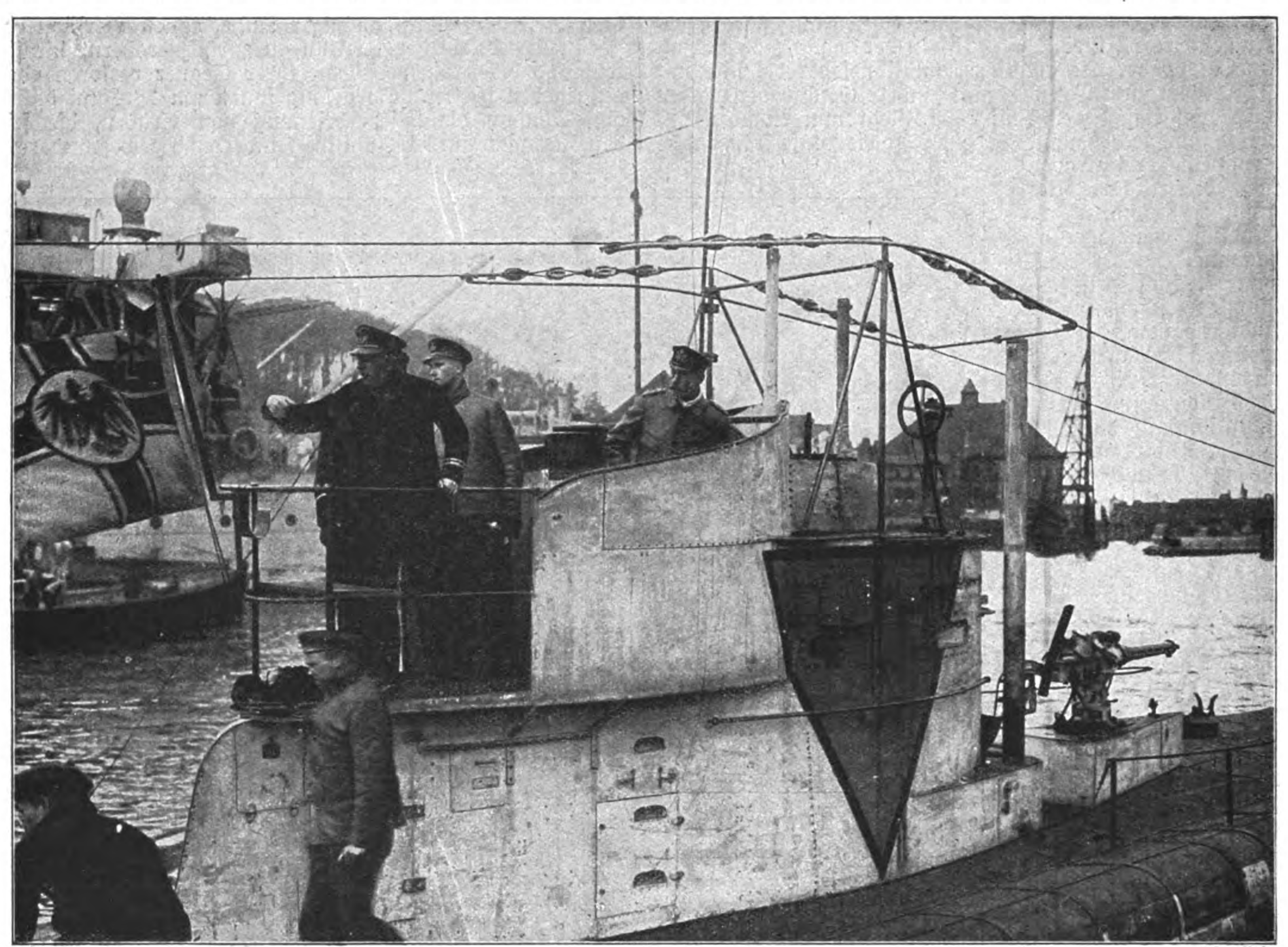
Englische Reiter bei Messines. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Andere deutsche Truppen stießen an der Arrasfront und in Flandern in die feindlichen Gräben vor und brachten Gefangene daraus mit zurück; eine mutige und glückliche deutsche Patrouille fing bei Croisilles 17 Mann, durch die die deutsche Führung erwünschte Aufklärungen über den Gegner erhalten konnte.

Die deutsche Artillerie setzte an der flandrischen Front die Bekämpfung der feindlichen Batterien mit guter Wirkung fort. Die riesigen deutschen Flachbahngeschütze, die schon während der englischen Hauptangriffe im Douvegrund ihre großen Geschosse von der Flanke her immer in die dichtesten Haufen der Feinde geworfen hatten und diese durcheinanderwirbelten (siehe Bild Seite 105), nahmen nun Tag und Nacht — ebenfalls von der Flanke her — die Verbindungswege und die neuen Stellungen der Feinde unter Feuer. Aus etwa elf Kilometern Entfernung konnten die großen, im Raume von Lille vorteilhaft aufgestellten Geschütze mit den langen Rohren äußerst wirksam die englischen Angriffsvorbereitungen stören und hindern.

Graben, wo ein großer Teil der Besatzung niedergemacht wurde; elf Engländer gerieten dabei in Gefangenschaft.

Tags darauf verbreiterte die englische Artillerie ihren Wirkungsbereich noch und belegte auch die Räume von Oppy, zwischen der Scarpe und Bullecourt, und andere Abschnitte mit ihren Geschossen. Dicht südlich von der Scarpe schickte der Feind wieder Abteilungen zu erfolglosen, aber verlustreichen Angriffen vor. Bei Gavrelle holte eine deutsche Patrouille aus einem englischen Graben Gefangene und ein Maschinengewehr. An der flandrischen Front unternahmen Neuseeländer bei Warneton mit starken Kräften eine Erkundung. Sie kamen bis an die deutschen Stellungen, gerieten dort in ein mörderisches Feuer und fielen in großer Zahl deutschen Handgranaten zum Opfer. Ihre Reihen wurden so gelichtet, daß die schwache deutsche Besatzung im vordersten Graben noch einen Gegenstoß ausführen, dabei 16 Gefangene machen und ein Maschinengewehr erbeuten konnte.



Phot. Bufa.

Prinz Heinrich von Preußen auf einem in den Heimathafen wieder einlaufenden deutschen U-Boote.

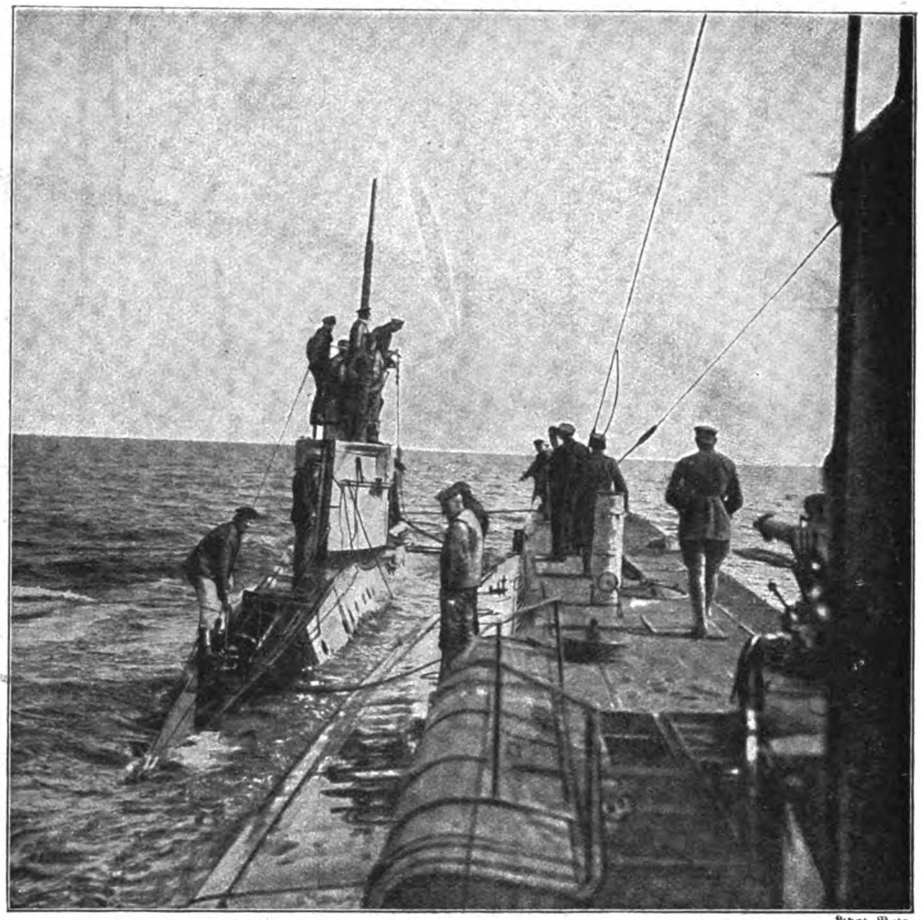
Südwestlich von Lens flammte am 19. Juni auf dem Nordufer des Souchezbaches ein stärkerer englischer Entlastungsangriff auf. Die Flügel der feindlichen Angriffshaufen wurden mit Abwehrfeuer so kräftig überschüttet, daß sie sehr bald kraftlos zurückfielen. In der Mitte aber bohrten sich die Feinde keilförmig in die vordersten deutschen Linien ein und machten sich daran, die Einbruchstelle zu erweitern. Ihre Anstrengungen wurden jedoch durch einen rechtzeitig einsetzenden deutschen Gegenstoß so gelähmt, daß auch feindliche Verstärkungen die Lage nicht weiter zugunsten der Engländer verbessern konnten.

An der Arrasfront beschossen die Engländer am 22. Juni mit besonderem Nachdruck durch zusammengefaßtes Feuer mittlerer und schwerer Kaliber die deutschen Stellungen bei der Höhe 70 östlich von Loos. In diesem Abschnitt ging nach kurzem Feuerüberfall auch ein deutscher Stoßtrupp zu einer Erkundung vor. Er gelangte troß des Widerstandes der Feinde bis in den zweiten englischen

Die deutsche Gegenwirkung war hier an diesem Tage auch in der Luft besonders lebhaft und erfolgreich. Als deutsche Flieger gegen halb drei Uhr nachmittags einen Angriff gegen die feindlichen Fesselballone richteten und drei davon abschossen, retteten sich aus neun anderen feindlichen Ballonen die Beobachter durch Absprung mittels Fallschirmes vor dem Verderben (siehe die Kunstbeilage). Dadurch war innerhalb kurzer Zeit in einem weiten Abschnitt eines wichtigen Frontteiles die gesamte englische Luftbeobachtung entfernt worden, was der deutschen Artillerie Gelegenheit zu besonders nachdrücklicher Beschießung der feindlichen Batterien gab.

Diese gesteigerte Artillerie- und Luftkampftätigkeit war das Vorspiel zu größeren Infanteriekämpfen. In der Nacht zum 29. Juni hielten die Feinde die deutschen Stellungen im Lensbogen für sturmreif, nachdem sie sie seit dem 28. Juni sechs Uhr abends nochmals mit allen Kalibern von Hulluch bis nach Gavrelle beschossen hatten. Das stärkste Feuer lag auf den Strecken Hulluch—Méricourt und Fresnoy—Gavrelle und schwoll gegen acht Uhr abends

zu äußerster Wucht an. Nördlich und südlich von Lens erfolgte wenige Zeit später der erste feindliche Vorstoß. Die deutsche Artillerie nahm die Sturmwellen nach Süden und Norden hin wieder unter Flankenfeuer, Maschinengewehre spien ihre Geschosse nach allen Seiten auf den Feind, und die Kämpfer in den Gräben erwarteten die gelichteten feindlichen Reihen mit Handgranaten. Wo an einzelnen Punkten das feindliche Feuer die Verteidiger geschwächt hatte, so daß sie dem Ansturm auf die Dauer nicht gewachsen waren, mußten die Engländer doch dem Gegenstoß deutscher Reserven wieder weichen. Zu den seitlichen Stößen von Norden und Süden her fügten die Feinde schließlich auch noch einen Stirnstoß unmittelbar gegen Lens, das ebenso wie St. Quentin dauernd unter feindlichem Feuer lag (siehe Bild Seite 103). Längs der Straße nach Arras bestürmte der Feind mit großem Kraftaufwand die deutschen Linien. Dort angekommen, mußte er zu seinem Erstaunen bemerken, daß die Stellungen längst geräumt waren und er einen Stoß in die Luft geführt hatte. In den erbitterten Arrasschlachten des Jahres 1917 war dieser Frontteil von den Deutschen zwar immer gehalten, schließlich aber aufgegeben worden, weil er nicht mehr Gelegenheit genug zur Einrichtung besonders haltbarer Verteidigungsstellungen bot. Die Deutschen zogen deswegen ihre Truppen zurück und ließen in diesem völlig zerstörten Teil ihres Grabennetzes nur eine ganz kleine Besatzung, die die Aufgabe hatte, den Feind über die Vorgänge möglichst im unklaren zu halten, was vollkommen gelungen war.



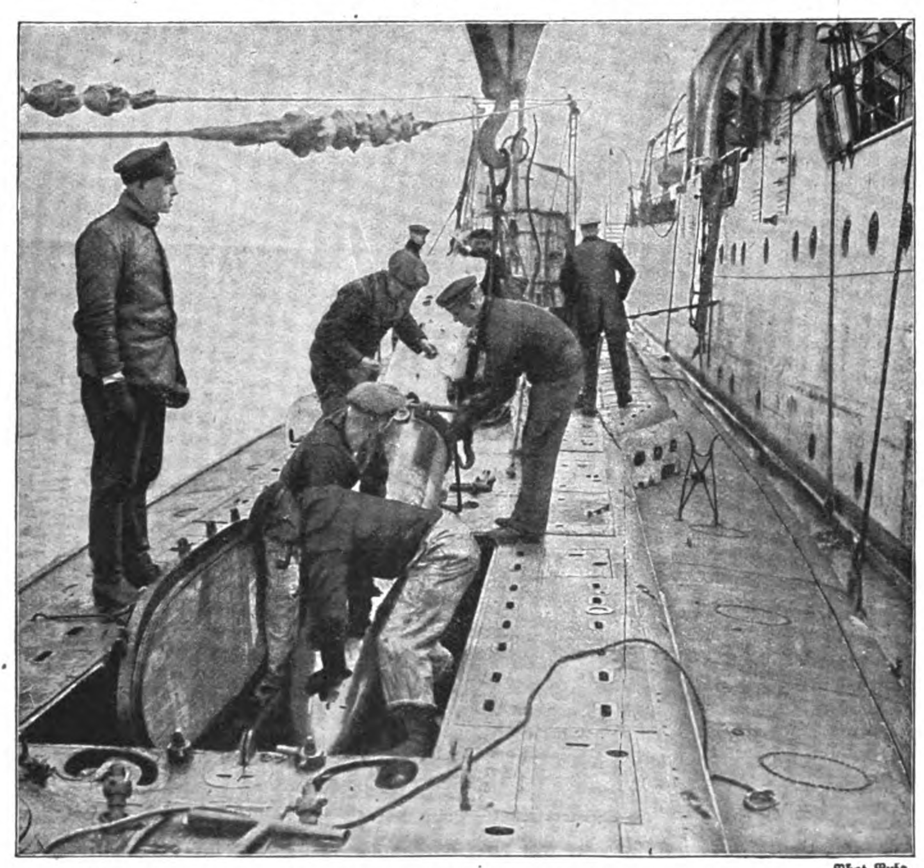
Phot. Buja.

Begegnung zweier deutscher U-Boote auf hoher See. Sie haben sich zwecks Übernahme von Materialien längsseits gelegt.

Nördlich von Lens kamen die Feinde mit ihren umfassenden Anläufen nur in ein kleines Stück eines deutschen Grabens, von wo sie aber in blutigen Nahkämpfen wieder vertrieben wurden. Unter fortwährender Zuführung frischer Streitkräfte erreichten die Feinde zwischen dem Westrand des Parkes von Oppy und der Windmühle von Gavrelle einen Vorteil durch eine Vorverlegung ihrer Stellungen. Das war der ganze Gewinn des ereignisreichen Tages: ein Grabenstück von 1000 Metern Breite, das seit zwölf Tagen ausgiebig beschossen worden war und Tausende von Toten und Verwundeten gekostet hatte. Der neue, lange vorbereitete Ansturm gegen den Lensbogen mußte als gescheitert gelten.

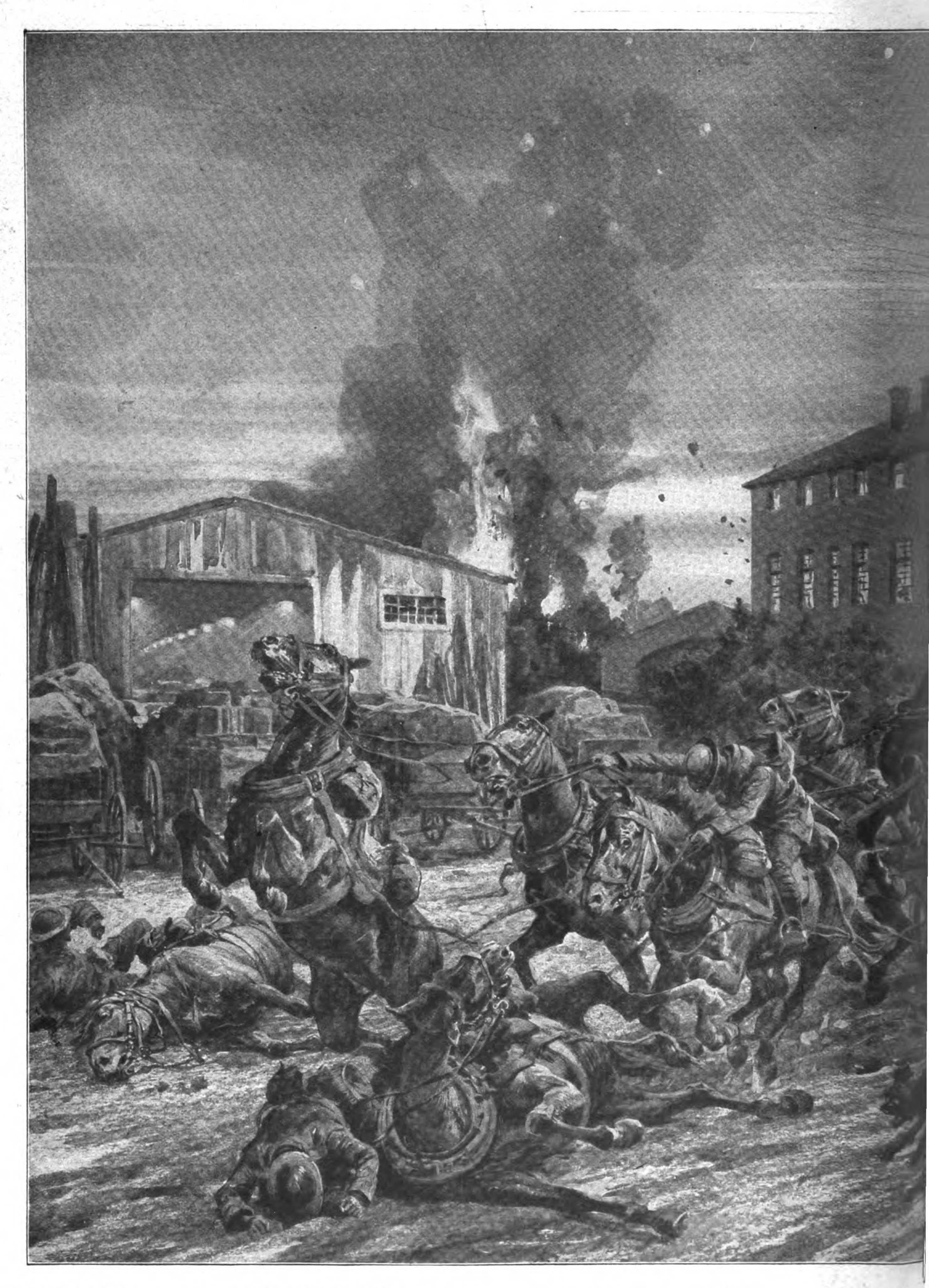
In der französischen Armee breitete sich nach dem Mißlingen der letzten großen Aisneangriffe eine Stimmung von unzweifelhafter Kriegsmüdigkeit aus, die sich in so ernsten Formen Luft machte, daß trotz der strengen französischen Zensur schließlich auch eine Stellungnahme der Zeitungen der verschiedenen Richtungen nicht mehr unterdrückt werden konnte. Daraus war zu schließen, daß große Teile des Heeres rückhaltlos ihrer Kriegsmüdigkeit Ausdruck gegeben hatten und die Friedenforderer unter den Soldaten Tag für Tag Anhänger gewannen. Das erklärte zum Teil die auffallende Zurückhaltung der Franzosen selbst zu den Zeiten der verzweifeltsten englischen Massenstürme gegen Ende Juni. Um so eifriger waren die Deutschen dabei, ihren Gegnern die wichtigeren, in verlustreichen Kämpfen erzielten Gewinne wieder zu entreißen.

Ein wesentlicher Teil der Champagnefront mußte fortan durch die Franzosen wieder besetzt werden, weil es sich als



Phot. Buja.

Übernahme von Torpedogeschossen an Bord eines deutschen U-Bootes auf See.

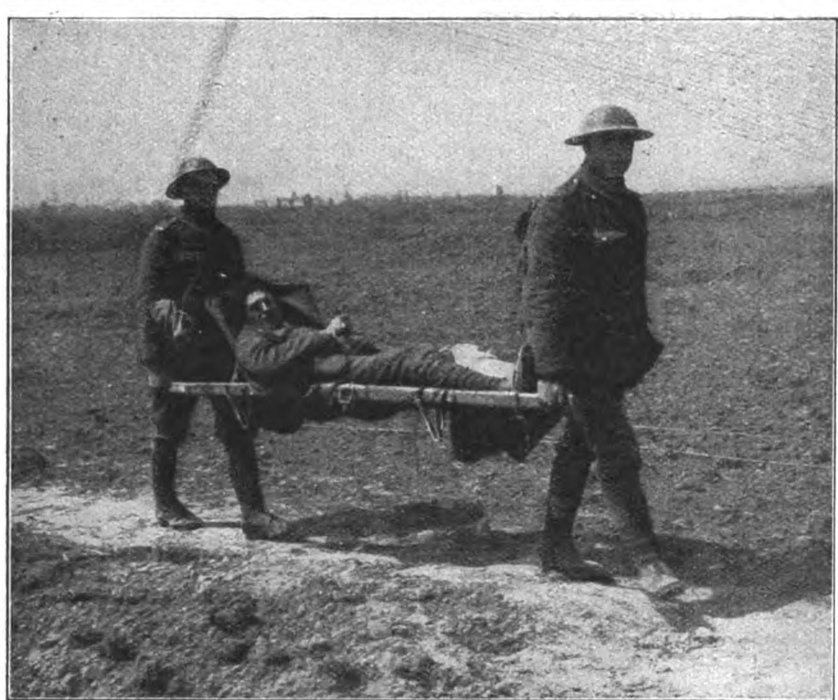


Deutsche Flieger greifen ein feindliches Munitionslager und eine Fabrik im Westen erfolgreich mit Bomben an, wobei eine Munitionskolonne auseinandergesprengt wird.



Nach einer Originalzeichnung von
Professor Hans W. Schmidt.

notwendig erwies, die russischen Hilfstruppen in Frankreich aus den vorderen Linien zurückzuziehen. Die russischen Soldaten gaben immer wieder zu erkennen, daß sie nicht gewillt waren, noch länger an den gefährdetsten Punkten für Frankreich zu bluten. Die französische Heeresleitung ging in brutalster Weise gegen ihre Bundesgenossen vor; sie wählte aus ihnen 150 Leute als Rädelsführer aus, von denen jeder zehnte Mann erschossen wurde.



Phot. Bufa.

Zwei gefangene Engländer tragen einen verwundeten Kameraden hinter die deutsche Kampflinie.

Der ständige Druck der Deutschen an der Aisnefront und in der Champagne, der am 17. Juni wieder zu einem umfangreichen und für sie glücklichen Stoßtruppunternehmen bei Cerny geführt hatte, veranlaßte die Feinde zu stärkerer Feuertätigkeit. Schon am nächsten Tage nahmen die Franzosen auch die Infanteriekämpfe wieder auf. Ihr zweimaliger Ansturm auf die Bergnase nahe bei der Hurtebise-Ferme wurde abgeschlagen. Glücklicher waren sie in den Kämpfen um einen vorspringenden Teil des Hochberges, wo es ihnen gelungen war, sich nach starkem Feuer in deutschen Stellungen festzusetzen. Aber schon Tags darauf eroberten märkische Truppen in schneidigem Gegenangriff den größten Teil des französischen Raumgewinnes am Hochberg zurück, so daß die gesamte Unternehmung den Feinden nur wieder nutzlose schwere Verluste gekostet hatte.

Ein Tag hitziger Kämpfe wurde der 20. Juni. Die Franzosen nahmen die Hurtebise-Ferme unter starkes Artilleriefeuer, dem sie einen Angriff folgen lassen wollten. Allein die deutschen Granaten wirkten in der Abwehr der feindlichen Angriffsversuche so verheerend, daß alle Sturmversuche schon in den französischen Ausgangstellungen im Entstehen erstickt wurden.

Im Raume von Vauxaillon, nordöstlich von Soissons, stürmten nach starker Minenwerfervorbereitung Kompanien einiger aus Rheinländern, Braunschweigern und Hannoveranern bestehenden Regimenter die französischen Stellungen und brachten sie in 1500 Metern Breite in ihre Gewalt. Das ausgezeichnete Zusammenwirken der Stoßtruppen, der Artillerie und der Flieger verwirrte den überraschten Feind so sehr, daß einzelne deutsche Abteilungen bis zu den französischen Reserven vordringen konnten. Im ganzen erbeuteten die Deutschen dabei 16 Maschinengewehre und 160 Gefangene; ferner sprengten sie eine Anzahl feindlicher Minenwerfer. Die Franzosen griffen an diesem Tage mit geringem Erfolg auch den Sattel östlich vom Cornillet an, während die Deutschen eine größere Unternehmung am Pöhlberg glücklich durchführten. Dort nahmen tapfere Altenburger und andere Thüringer nach kurzem Feuerüberfall die feindlichen Linien in 400 Metern Breite, fügten den Gegnern schwere blutige Verluste zu und machten über 100 Gefangene.

Ein neuer schwerer Teilstoß traf die Feinde am 22. Juni bei Filain am Chemin des Dames. Niedersächsische Regimenter führten dort gegen einen der wichtigsten von den Franzosen in den Aisneschlachten erlangten Bodengewinne nach kurzem Artillerie- und Minenwerferfeuer einen Überfall aus, durch den dem Feinde ein Gebiet von 500 Metern Tiefe und 1200 Metern Breite verloren ging. Mit drei gewaltigen Gegenunternehmungen vermochten die Franzosen nicht, das Verlorene wieder in ihre Hände zu bringen. Während sich die Deutschen trotz der neuen feindlichen Gegenstöße und der Artilleriewirkung der Gegner in den neugewonnenen Stellungen einrichten konnten, mußten die Franzosen auch das östlich vom Cornilletberge in tagelangen Kämpfen eroberte Gebiet unter dem Druck des zusammengefaßten deutschen Wirkungsfeuers wieder räumen.

Die Deutschen setzten ihre Teilangriffe mit bestem Erfolg fort. Am Chemin des Dames griffen ihre Stoßtruppen am 28. Juni bei der Feste Malmaison an. Bei Courtecon und südöstlich von Ailles erstritten sie größere Vorteile. Westfälische Regimenter warfen die Franzosen in der Gegend von Cerny aus einem 1000 Meter breiten Graben. Obwohl sich die Feinde dort auf einen Tunnel stützen konnten, hatten sie starke Verluste und verloren außer 150 Gefangenen noch 6 Maschinen- und Schnelladegewehre.

Bei den Kämpfen in der Champagne und an der Aisnefront lag die oberste Leitung in den Händen des Heeresgruppenführers, des deutschen Kronprinzen, dem der Oberst Graf von der Schulenburg (siehe Bild Seite 8) als Stabschef zur Seite stand. Die Armee an der Aisne kommandierte der General v. Boehn (siehe Bild Band V Seite 333), dessen Stabschef der Oberstleutnant Reinhardt war. Eine der Nebenarmeen befehligte der General Fritz v. Below, der im Frieden zuletzt Kommandeur des 21. Armeekorps in Saarbrücken war. Von den übrigen Stabschefs sind namentlich der Oberst v. Loßberg (siehe Bild Seite 106) und der Major v. Klüber hervorzuheben. Die Namen dieser Führer und ihrer Gehilfen, deren umsichtigen Maßnahmen in erster Linie die Erfolge im Westen zu verdanken sind, verdienen dem Gedächtnis des ganzen Volkes eingeprägt zu werden.

Einen größeren Angriff führten die Deutschen an der Verdunfront auf dem westlichen Maasufer aus, nachdem wenige Tage zuvor (am 23. Juni) französische Aufklärungstruppe nördlich von St. Mihiel (siehe Bild Seite 104) und östlich von der Mosel abgewiesen worden waren. Am Westhang der viel umstrittenen Höhe 304 (siehe Bild Seite 107) stießen posensche Regimenter in 2000 Metern Breite und 500 Metern Tiefe in die französischen Stellungen vor und nahmen sie. Die Kämpfe wurden am nächsten Tage fortgesetzt und führten zu einer beträchtlichen Erweiterung der deutschen Stellungen auf dem westlichen Maasufer. Posener drangen bis tief in den Grund zwischen der Höhe 304 und dem „Toten Mann" vor und besetzten wichtige Stücke der Straße Béthincourt—Esnes. Im Zusammenhang mit diesen Gefechten stürmten tapfere Württemberger die französischen Gräben am Ostrande des Avocourtwaldes in 300 Metern Breite und 350 Metern Tiefe, machten dabei 60 Gefangene und hielten den Gewinn fest.

Der von westfälischen Regimentern bei Cerny errungene Erfolg wurde durch Wegnahme einiger französischer Grabenlinien südlich von dem Gehöft La Bovelle erweitert. Südöstlich von Corbény führten ferner Bayern nach schwerster Feuervorbereitung eine Erkundung aus, bei der sie in einer Breite von 1200 Metern bis zu den hinteren feindlichen Linien durchstießen und eine große Anzahl Gefangene machten.

Am 30. Juni nahmen die Kämpfe, meist Gegenangriffe der Franzosen, an allen erwähnten Punkten ihren Fortgang. An der Höhe 304 brachen die Feinde meist schon im Sperrfeuer zusammen. Die schwersten Angriffe auf diesem Frontabschnitt erfolgten im Raume von Cerny, wo die Franzosen nach dreimaligen vergeblichen Stürmen

so vollständig geschlagen wurden, daß ein lippisch-westfälisches Regiment die Bestürzung des Feindes ausnutzen und den früheren deutschen Gewinn um noch ein Stellungstück von 1200 Metern Breite vergrößern konnte.

Zu den Abschnitten der Westfront, die nach langer Erstarrung wieder einige Bewegung zeigten, gehörte auch das Oberelsaß. Eine größere Zahl von Streiftruppgefechten deutete darauf hin, daß dieser Teil der deutschen Westfront ebenfalls wieder einmal in eine Zeit der Spannung getreten war. —

* * *

Bei den in Saint Jean de Maurienne abgehaltenen neuen Besprechungen der feindlichen Führer war verabredet worden, daß sich alle Heere des Vierverbands mit den größten Truppenmassen an den in Aussicht stehenden weiteren Angriffen beteiligen sollten. Italien insbesondere sollte mehr als bisher auf dem Balkan sowie in Kleinasien und Syrien mit den Verbündeten zusammenarbeiten und sie entlasten. Die stärkste Hoffnung setzten die Feinde aber auf die Hilfe der **Vereinigten Staaten.** In den Vorstellungen der Führer sowohl als auch der feindlichen Bevölkerungen rückte Amerika (siehe Bild Seite 108) allmählich an die Stelle, die früher Rußland eingenommen hatte. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wurde in der Phantasie der Vierverbändler immer mehr das Land der unbegrenzten Truppenmassen. Amerika war das einzige Zugmittel, mit dem die feindlichen Regierungen die Stimmung für den Krieg noch aufrecht erhalten konnten. Wilson schien auch mit jedem Tag geneigter, den Hungerkrieg Englands gegen Deutschland durch die Abschneidung der Nahrungsmittelzufuhr für die den Mittelmächten benachbarten Neutralen zu vervollständigen, worunter namentlich Dänemark und Holland zu leiden hatten. —

* * *

Der unbeschränkte **U-Bootkrieg** verursachte wieder starke Verluste der englischen Handelsflotte, so daß sich England veranlaßt fühlte, seine Minensperre zu erweitern, weil es hoffte, den U-Booten durch Minen noch am ehesten gefährlich werden zu können. Gleichzeitig sollte dieses Kampfmittel mit dazu beitragen, die häufigen kühnen Vorstöße deutscher Torpedoboote zu verhindern. England scheute deshalb die ungeheuren Kosten nicht, die die Aufrechterhaltung der Minensperre erforderte, und vergrößerte die gefährliche Zone noch, was die Sicherheit der dänischen und holländischen Küstenschiffahrt wieder wesentlich beeinträchtigte. Namentlich die Holländer litten unter der Erweiterung des Minengürtels, weil ihnen damit der einzige Weg für ihre Fischerflotte nach den ihnen von den Deutschen offen gelassenen Fischgründen der Nordsee und der einzige Weg für ihre Handelschiffe nach Skandinavien und von dort weiter ins Weltmeer abgeschnitten wurde.

Einer Mine fiel auch der französische Panzerkreuzer „Kléber“ auf dem Wege nach Brest zum Opfer, während die Engländer im Mittelmeer einen älteren Kreuzer, dessen Name nicht festgestellt werden konnte, infolge eines U-Bootangriffes einbüßten. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Minenschlacht bei Wytschaete.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

Man sollte meinen, daß durch die lange Dauer des Krieges die verschiedenen Möglichkeiten des Angriffs auf die starren Fronten mehr oder weniger erschöpft seien, daß es nur noch Wiederholungen geben könne. Indessen zeigte schon die deutsche Räumung im Westen und ebenso die neue Art der elastischen Abwehr in der Arrasschlacht, daß auch im dritten Kriegsjahr noch das Reich der Ideen für schöpferische Köpfe offen ist. Und auch die bedeutende Unternehmung der Engländer im Wytschaetebogen am 7. Juni zeigt ihre



Phot. Bufa.

Von den Zerstörungen der Engländer auf französischem Gebiet: Blick auf das unter schwerem englischem Feuer liegende Lens.

besonderen Merkmale: in keiner anderen Schlacht zuvor sind so gewaltige Sprengungen als Einleitung des Kampfes vorgenommen worden wie hier.

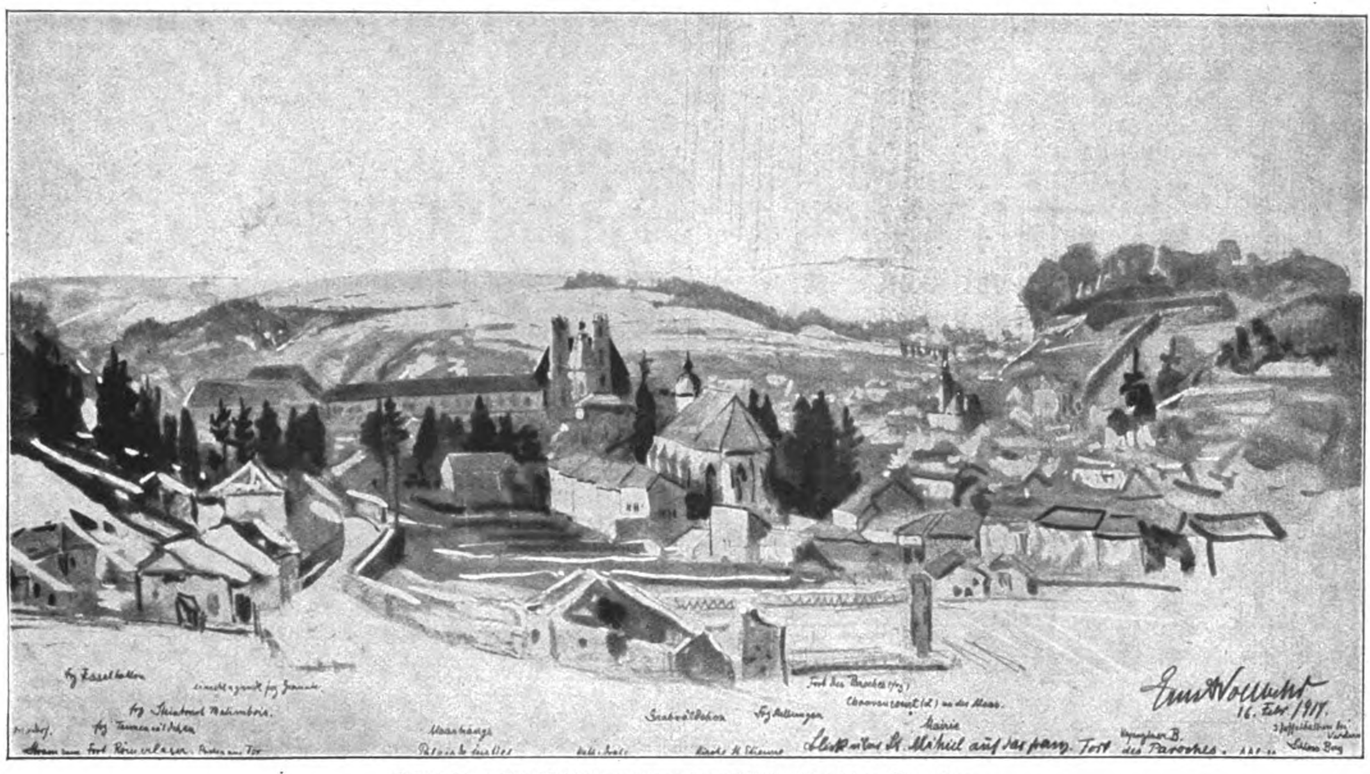
Die strategischen Absichten der englischen Gesamtoffensive des Jahres 1917 enthüllen sich immer klarer als Versuch, das deutsche Zentrum Lille von Norden und Süden her durch vorgetriebene Keile zu flankieren, abzuschneiden und durch den Druck auf das belgische Hinterland die flämische Küstenstellung zu gefährden. Nachdem der erste Akt dieses Planes im Raume von Arras gescheitert war, begann der zweite auf verkürzter Front von 15 Kilometern zwischen Warneton und Ypern. Die Engländer hatten diesen Angriff auf die vorgeschobene deutsche Front vor Wytschaete so sorgfältig vorbereitet wie kein anderes ihrer großen Unternehmen. Eine konzentrisch wirkende Artillerie von überlegener Feuerstärke begann ab 15. Mai ein langsam anschwellendes Wirkungschießen auf alle Stützpunkte, Befehlstellen, Batterien und Kolonnenstraßen des Abschnittes. Mit schweren Flachbahnkalibern wurden die Ortsunterkünfte verschwenderisch heimgesucht, Straßenteile planmäßig umgepflügt und Brücken zerschossen. Auf den Gräben lag ein verstärktes Feuer von schweren Gasminen. Flieger und Ballone, deren Zahl die deutschen übertraf, leiteten dieses Feuer. Endlich, am Angriffstage selbst: neunzehn gewaltige Sprengungen an der ganzen Front entlang. Massenhaft bereitgestellte Stoßtruppen, Infanterie, Kavallerie und Tanks, im ganzen etwa 10 Divisionen.

Im Doppelbogen Ypern—Wytschaete ist der Minenkrieg seit langem die Regel. Ganze Hügel sind hier bei St. Eloi, Hooge, Zillebeke im Laufe der Jahre weggesprengt worden. Die Engländer behaupten, sie hätten schon im Sommer 1916 mit dem Stollenbau für diese Schlacht begonnen, seit Dezember arbeiteten fachkundige Mineure, Bergarbeiter aus Wales, ein förmliches Bergwerk aus. Die Sprengkammern lagen weit unterhalb des Grundwassers in einer Tiefe von 50 und 60 Metern. Eine halbe Million Kilogramm Sprengstoff wurde aufgewendet. Krater von 100 Metern Durchmesser entstanden. Die Trichter lagen genau berechnet in den vorderen deutschen Linien, die größten dort, wo man den Frontbogen abzukneifen gedachte: im Norden bei Zillebeke am Bahneinschnitt Ypern—Comines, im Süden an der Douve bei Messines.

Die Angriffsabsicht wurde bald erkannt. Erhöhte Bereitschaft überall, die Artillerie stand mit allen verfügbaren Geschützen auf dem Posten. Der Morgen des 7. zog herauf, trübe und unheilschwanger. Um vier Uhr ließ ein gewaltiger Schlag Himmel und Erde erbeben. Die Schläfer weit hinter der Front wurden aus den Betten geworfen. Die Explosion war bis London vernehmbar, wo Lloyd George eigens an die Themse hinausgefahren war, um das Ereignis zu belauschen. Am ganzen Wytschaetebogen fuhren die Signalsterne aus den schwarzen Staubwolken in das fahle Morgenlicht empor. Ein wildes Trommelfeuer begann und währte durch anderthalb Stunden.

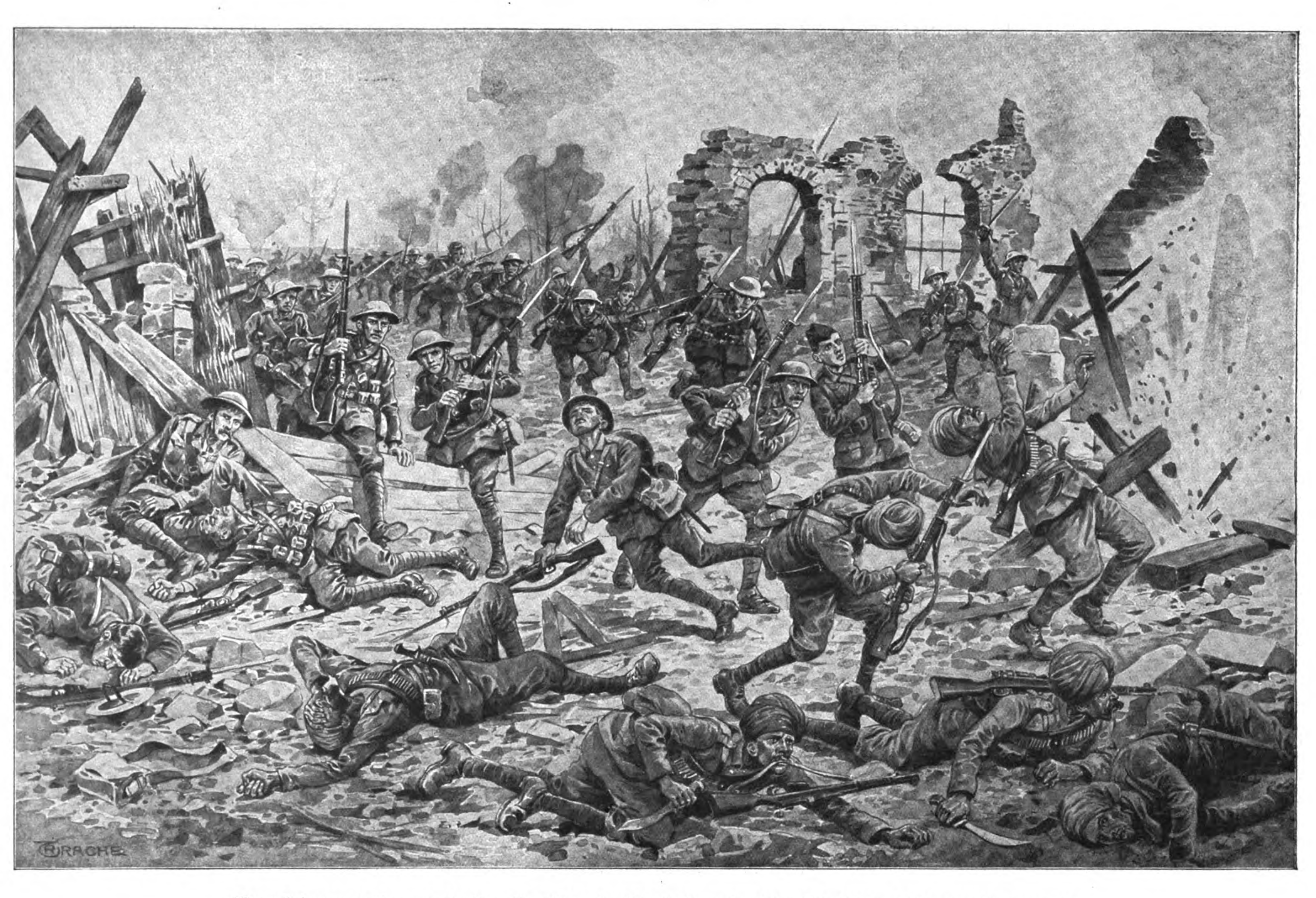
Dann kamen die ersten Meldungen. Der Gegner war durch die ungeheuren Sprenglücken mit starken Kräften eingedrungen; an den abgesprengten Stellungsfetzen aber stieß er auf hartnäckige Gegenwehr. Verstreute Stützpunkte, zwischen den Linien geschickt angelegt, eröffneten unversehens ein vernichtendes Feuer und verteidigten sich wie kleine Festungen, abgetrennt von jeder Verbindung. Die englischen Sturmkolonnen überrannten Wytschaete und Messines, aber nun begann erst der Kleinkampf in dem Trichtergelände. Um Messines mußte der Feind am folgenden Tage Gräben aufwerfen zur Belagerung, obwohl seine Vorposten schon ein Kilometer über das Dorf hinausgelangt waren. Der Bogen der deutschen Front war wohl frontal eingedrückt, aber der Einbruch an beiden Flügeln war mißglückt. Im Norden hielten die Württemberger, im Süden die preußische Garde den Feind durch energische Gegenangriffe im Schach und zwangen ihn, schleunigst Deckung zu suchen. Von der Mitte der Sehnenstellung, die den Bogen stützte, gingen bayrische Reserven vor. Einige vorgeschobene Feldgeschütze gingen zwar nach hartem Kampfe verloren, aber kein einziges von den zwanzig Geschützen, die der Feind meldete, war erstürmt worden, alle hatten sie gefeuert bis zuletzt und waren dann, teils verschüttet, teils durch Treffer beschädigt, von der letzten Mannschaft vollends unbrauchbar gemacht, dem Feinde befehlsgemäß überlassen worden. Wie oft hatten die Kanoniere die Geschütze herausgebuddelt, die Stellung verändert, wie weit hatten sie ihre Munition über die zerschossenen Wege mit den Händen heranschleppen müssen! Am Angriffstage holten sie im prasselnden Sperrfeuer elf Geschütze aus Menin heraus und brachten nachts die unversehrten wieder zurück. Leutnant Neumann, ein Batterieführer, bediente seine Geschütze mit zwei Wachtmeistern schließlich ganz allein, weil die übrige Bedienung ausgefallen war. Die Batterien der Württemberger nahmen den Feuerkampf so beherzt auf, daß der Engländer seine vorgeschobenen Geschütze im Ypernbogen ein gutes Stück zurückziehen mußte. Die Schwaben konnten mit drei Vierteln ihrer Artillerie in den Hauptkampf eingreifen, nur ein Geschütz von jeder Batterie fiel aus.

Die Fortsetzung des Kampfes vollzog sich nun in der



Blick über St. Mihiel auf das französische Fort des Paroches.

Nach einem Originalgemälde des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Ernst Vollbehr.



Sturmkolonnen weißer und farbiger Engländer im Flankenfeuer deutscher Flachbahngeschütze im Wytschaetebogen.

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Trache.

Abwehrzone. Die große Sturmwelle der Engländer zerfloß, wurde zerteilt und aufgesogen. Inseln deutschen Widerstandes allenthalben, Freund und Feind waren wunderlich gemischt. Die Engländer, verdutzt, aber zäh, im Kreuzfeuer deutscher Maschinengewehrnester, die von vorn, von rückwärts, von den Seiten her arbeiteten und den Feind daran hinderten, sich in geschlossener Linie festzusetzen. Ein Verbindungsbataillon unter Hauptmann Schreck drang am 7. abends bei der Doppelhöhe 60 bis in den zweiten englischen Graben vor. Kleine Stoßtruppabteilungen mit einem kühnen Führer an der Spitze leisteten die Angriffsarbeit von ganzen Kompanien. „Links Anschluß an die Engländer, rechts fehlt er noch," meldete ein Kompanieführer, der seinen Humor nicht verloren hatte. Eine andere Kompanie war bei der Sprengung fast völlig verschüttet worden, ausgenommen den Führer und fünf Mann. Der Leutnant holte sich weitere zwanzig Mann herbei und verteidigte seinen Abschnitt mit den paar Leuten bis zum Abend. Der Führer einer Maschinengewehrabteilung hatte nur noch einen betonierten Stand mit einem unversehrten Gewehr. Die englischen Granaten, die den Betonklotz nach und nach vom Erdaufwurf freigeschält hatten, drohten jeden Augenblick durch einen schweren Volltreffer das vorgeschobene Nest zu zerstören. Jede Verbindung war abgeschnitten. In aller Ruhe machten sich die Leute fertig und hielten sich die englischen Stoßtruppe stundenlang vom Leibe. Schließlich, nach Verringerung der kleinen Schar, ging Feldwebel Krug mit dem Gewehr, dem Rest der Munition und den letzten fünf Mann zurück. Die Engländer, die rundum in den Trichtern lauerten, beschossen das Häuflein heftig, verwundeten vier Mann und riefen auf zwanzig Schritt: „Abschnallen und herkommen!" Aber der Gewehrführer sprang mit seiner schweren Last keuchend über das zerwühlte Feld und brachte das Gewehr durch zum Nachbarregiment, als letzter aus der tapferen Schar.

Mit Bewunderung und Stolz beobachteten die Kameraden in der Linie diese heldenhaften Einzelkämpfe. Aber sie ließen es nicht dabei bewenden; sie zogen immer wieder hinaus, um Verwundete zu bergen, Material zu retten oder einen umzingelten Trupp zu befreien. „Unsere alten Leute," sagten die jungen Offiziere, „das sind die besten. Die sind gar nicht umzuwerfen. Man sollte wahrlich meinen, sie hätten genug vom Krieg; und eigentlich haben sie auch ganz genug: von Verdun und den Argonnen, von der Somme. Aber wenn es heißt: sechs Mann zur Patrouille vor, dann stehen sie auch schon da, die Alten zuerst, Landwehr oder gar Landsturm, Vierzigjährige dabei, und die Meldung, die sie heimbringen, die hat Hand und Fuß. Die abgelösten Leute sind freiwillig den Kameraden beigesprungen, als die Schlacht begann. Was wollen die Engländer da ausrichten?"

Phot. Hildenbrand, Stuttgart.

Oberst Friedrich v. Loßberg, Chef des Generalstabes einer Armee im Westen, erhielt den Pour le Mérite.

Die Kriegslasten nach dem Friedenschluß.

Von Geheimrat Professor Dr. Julius Wolf (Berlin).

Daß dieser Krieg in riesigen, ja ungeheuerlichen Maßverhältnissen arbeitet, ist heute nicht nur jedem Kriegsteilnehmer, sondern genau so jedem Kriegsbeobachter bewußt. Man liest von nie dagewesenem Material- und Menschenverbrauch, von Kampfmitteln in einer Mannigfaltigkeit, wie sie keine Zeit vorher gekannt hat, aber von dem, was der Krieg finanziell und wirtschaftlich bedeutet, macht man sich trotzdem keine richtige, ja kaum eine annähernde Vorstellung. Das hängt damit zusammen, daß das Reich während des Krieges gerade auf dem Gebiet der Finanzwirtschaft es vermieden hat, zu „unbequem" zu werden. Die Blutopfer werden jeden Tag getragen. Die Geldopfer des Krieges werden fürs erste in Papier aufgebracht und im übrigen größtenteils bis nach dem Kriege vertagt. Ob man damit ganz das Richtige getan hat, kann Gegenstand des Zweifels sein. Man hat auch schon von finanzpolitischen Versäumnissen gesprochen, die wir uns haben zuschulden kommen lassen. Daß wir einen weit größeren Teil des Kriegsaufwandes durch Kriegsteuern hätten decken können, ähnlich wie andere kriegführende Staaten, von unseren Gegnern vor allem England, aber auch Italien, weniger Frankreich, von unseren Verbündeten Österreich-Ungarn es taten, ist allerdings zweifellos; aber die Frage, ob man gut tut, die finanzielle Abrechnung während des Krieges zu pflegen oder bis nach dem Kriege aufzusparen, ist immerhin strittig. Reichsschatzsekretär Helfferich hat auf dem ersten Standpunkt gestanden, ähnlich auch sein Nachfolger, Graf Rödern, wenn auch dessen Forderungen verhältnismäßig weiter gingen, aber vor allem der Reichstag war bestimmend für diese Art Finanzpolitik und im Reichstag die Verteilung der Parteien. Sie führte dazu, daß der Reichstag direkten Steuern seine Gunst zuwandte, für welche die Verwalter des Reichsschatzes aber darum nicht zu haben waren, weil die direkten Steuern den Bundesstaaten zugesprochen sind, die indirekte Steuern schwer erheben können, da solche bei verschiedener Ausgestaltung in den verschiedenen Bundesstaaten zur Schaffung von Zollschranken im Reiche führen würden. Nicht kann die Absicht aber sein, darum eine Art Vogelstraußpolitik zu treiben und sich den Erfordernissen, die, wenn nicht die Gegenwart, so die nächste Zukunft anmelden wird, zu verschließen. Vielmehr gilt es die Augen aufzumachen und die Einlösung des Wechsels vorzubereiten, den das Reich finanzpolitisch unmittelbar nach dem Kriege vorlegen wird.

Als ich im sechsundzwanzigsten Kriegsmonat eine Sammlung von Beiträgen zur Finanzwirtschaft des Krieges veröffentlichte (Finanzwirtschaftliche Kriegsaufsätze, Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1916), sagte ich im Vorwort: „Dem Krieg wird ein beträchtlicher Teil des Volksvermögens zum Opfer gefallen sein. Er wird Schulden auf Schulden gehäuft haben, neu für uns 50 oder 60 oder 70 Milliarden Mark, Schulden, die verzinst und getilgt werden müssen, und er wird andere Erfordernisse geschaffen haben, die nicht viel geringere Summen als die Schuldenzinsen beanspruchen dürften. Wieviel uns davon durch die Kriegsentschädigungen unserer Feinde erspart werden wird, wissen wir heute noch nicht. So stehen wir vor gewaltigen Aufgaben, den weitaus größten, die seit Errichtung des Reiches der Finanzwirtschaft gestellt worden sind. Es gilt beizeiten sie durchzudenken und ihre Lösung damit vorzubereiten." Die Lösung der Aufgabe, die damals gestellt war, war im sechsunddreißigsten Kriegs-

monat noch nicht viel weiter gediehen. Nur das wissen wir, daß der Ansatz 50 oder 60 oder 70 Milliarden Kriegschulden, von dem in meiner damaligen Veröffentlichung als möglich und wahrscheinlich ausgegangen war, bereits überholt ist. Nicht weniger als 15 Milliarden wurden dem Reichsschatzsekretär im Februar 1917 neu zur Verfügung gestellt. Würde es bei diesen 15 Milliarden das Bewenden gehabt haben, das heißt würden sie die letzte Forderung gewesen sein, die aus dem Titel der Kriegsausgaben an das deutsche Volk gestellt wird, so würden die Ausgaben für Rechnung des Krieges doch schon die 80, genau 79 Milliarden Mark erreicht haben. Es ist aber schon eine neue Kriegskreditforderung von 15 Milliarden im Juli 1917 bewilligt worden. Wir sind damit bei Kriegskrediten im Belaufe von 94 Milliarden angelangt, haben uns also den 100 Milliarden recht genähert. Setzt sich der Krieg ins nächste Jahr fort, so wird man auch bei den rund 100 Milliarden nicht das Auslangen finden. Denn 15 Milliarden reichen nur 5 Monate.

An dieser Stelle soll der Rechnung eine Ausgabe von 100 Milliarden zugrunde gelegt werden. Was ergibt sich daraus? Daß für Zinsen und Tilgung jährlich 5,5—6 Milliarden aufzubringen sein werden. Der Anleihezins dürfte auch nach dem Krieg nicht unter 5 vom Hundert sein, die Tilgungsquote kann mit 0,5 vom Hundert bemessen werden, obschon gelegentlich ein Ansatz von 1 vom Hundert gefordert worden ist.

Zu diesem Posten treten vor allem zwei andere, jene für das sogenannte „Retablissement", das heißt für den Wiederaufbau von Heer und Flotte und für die Ergänzung der Bestände in allen Teilen und die für Versorgung der Kriegsverletzten und der Hinterbliebenen der Kriegsgefallenen. In welchem Maße das „Retablissement" einsetzen wird, ist zweifelhaft. Wird ein Friede auf pazifistischer Grundlage geschlossen, so werden die Ausgaben aus diesem Titel wesentlich kleiner sein als unter anderen Umständen, das heißt, wenn der Wiederaufbau unter dem Drucke einer neuen versteckten Kriegsdrohung erfolgen soll. Die Kosten des Wiederaufbaues sind also ungewiß. Aber daß es sich um viele Milliarden unter allen Umständen handeln wird, kann als gewiß gelten. Sicherer sind die Kosten der Versorgung der Kriegsverletzten und der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen abzuschätzen.

Für ihre Berechnung wird häufig von den Kosten ausgegangen, die uns aus diesem Titel im Jahre 1871 erwachsen sind. Der Krieg von 1870/71 war gegen den Krieg, den wir heute führen, finanziell gesehen eine „Lappalie". Er hat uns direkte Kriegskosten von nicht viel über eine Milliarde beschert, das ist ungefähr ein Hundertstel der Kosten dieses Krieges. Wird dieser Maßstab auch für die Verwundeten- und Hinterbliebenenversorgung angewandt, so würde sich der fragliche Posten kapitalisiert auf nicht unter 50 bis 60 Milliarden Mark berechnen. Denn 1870/71 war der Kapitalbetrag, der für Versorgung der Verletzten und Hinterbliebenen bereitgestellt wurde, 561 Millionen. Indes ist bekannt, daß in diesem Kriege nicht in dem Maße wie in früheren die Material- und sonstigen Kriegsausgaben Maßstab sind für die Zahl der Gefallenen und Verwundeten. Der einzelne Gefallene und Verwundete bedingt jetzt eine viel höhere Material- und damit Kapitalaufwendung, und die Zahl der Verwundeten und Gefallenen ist im Verhältnis zum gesamten Kriegsaufwand danach viel kleiner. Der aus diesem Kriege sich ergebende „Pflichtteil" des Reiches wird im Verhältnis zu den direkten Kriegskosten also geringer sein als nach 1870/71. Anderseits wurde die Ausstattung der Verwundeten und Hinterbliebenen des Krieges von 1870/71 bekanntlich allezeit als unzureichend empfunden. Jene galten auf Hungerration gesetzt. Den Witwen und Waisen und den Kriegsverletzten wird diesmal zweifellos eine höhere Versorgung nicht nur dem Namen nach, sondern auch an „Kaufwert" zugebilligt werden müssen. Diese notwendige Mehrausgabe wiegt jedoch zweifellos die Minderausgabe, die aus dem Umstande, daß dieser Krieg



Nahkampf deutscher Stoßtruppen mit feindlicher Grabenbesatzung an den französischen Drahtverhauen der Höhe 304 vor Verdun.
Nach einer farbigen Originalzeichnung des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Joseph Correggio.

mehr als einer bisher als ein technischer, das heißt mit ungeheuerem Materialaufwand für den Kriegsgefallenen und Kriegsverletzten geführt wird, nicht auf, so daß man schließlich wohl der Annahme sein darf, mit einer Kapitalausstattung von 40 Milliarden, die sich aus einer jährlichen Aufwendung von 2 Milliarden ergeben würde, das Auslangen finden zu können.

Dazu kommen aber noch andere, zum Teil gewaltige Posten als Aufwand dieses Krieges: die notwendige Erneuerung des im Kriege verbrauchten, zerstörten, „zerschlissenen“ Staatseigentums, die Rückerstattung für Kriegsaufwendungen der Einzelstaaten und Kommunen, die Kosten für den Aufbau verwüsteter Landesteile wie Ostpreußen und des südlichen Elsasses, die Entschädigung an Privatpersonen und private Gesellschaften für Kriegsverluste, beispielsweise an die Reedereien. Haben wir mit einem Kriegsende spätestens auf Jahresschluß zu rechnen, so würde sich danach wohl ein Jahreserfordernis nach dem Kriege von seiten des Reiches von jedenfalls 9 Milliarden, wenn der Friede aber nicht auf pazifistischer Grundlage geschlossen wird, darüber bis vielleicht 12 Milliarden Mark ergeben.

Das ist die Summe, für die wir vorzusorgen haben werden. Etwa 1,5 Milliarden davon können als durch bereits bewilligte Reichsteuern, insoweit sie in den Frieden hinübergenommen werden, aufgebracht gelten, es bleibt also ein Rest von im Mittel etwa 9,5 Milliarden neu zu decken. Was bedeutet eine solche Ziffer für den Haushalt des Ganzen und des Einzelnen? Am besten wird sie vielleicht ins Licht gestellt, wenn man sich dessen bewußt wird, daß das deutsche Volk in den allerletzten Friedensjahren jährlich 8 bis 8,5 Milliarden Mark auf die „hohe Kante“ zu legen vermochte. Das war der Ersparnisanteil der deutschen Volkswirtschaft. Sie würde, wenn wir sie nach dem Kriege wieder zu verwirklichen vermöchten, kaum ausreichen, um das durch den Krieg insgesamt neu geschaffene Erfordernis zu decken. Wir werden aber auch nach dem Kriege weiter sparen wollen. Da gilt es dann offenbar den Verbrauch einzuschränken in der Weise, wie wir es im Kriege gelernt haben, wenn auch nicht ganz in dem Maße. Immerhin ist zu bedenken, daß wir im Frieden bisher nicht mehr als ein Fünftel unseres Nationaleinkommens sparten. Denn dieses bezifferte sich nach ziemlich allgemeiner Schätzung auf 40 Milliarden. Nach dem Kriege wird der Geldwert ein veränderter, nämlich gegen die letzte Friedenszeit gesunkener, wenn auch nicht so niedrig sein wie zuletzt im Kriege selbst. Anderseits haben wir in Gütern auf ein geringeres Nationaleinkommen als vorher zu rechnen, zum früheren Geldeswert auf ein solches von vielleicht 35 Milliarden. Es wird danach gelten, wohl nicht — das sei wiederholt — die Lebensführung des Krieges in die Friedenszeit zu übertragen, denn diese ist dann doch zu „schmal“, aber doch einen Mittelweg zwischen dem Lebensfuß, wie wir ihn jetzt gewonnen haben und jenem vor dem Kriege einzuschlagen.

Alle Sorge in dieser Hinsicht wäre von uns genommen, wenn es gelänge, von unseren Gegnern eine erkleckliche Kriegsentschädigung heimzubringen. Die Kriegsentschädigung, die ein siegreiches England für den Fall des Krieges von uns und unseren Verbündeten einziehen wollte, wurde wiederholt mit nicht weniger als 400 Milliarden Mark angegeben. Das ist eine unsinnige Ziffer. Auch wir könnten schwerlich hoffen, wenn wir eine Forderung in ähnlicher Höhe anmeldeten, sie zu verwirklichen. Aber zur Zahlung unserer „baren“ Kriegskosten ist England selbst ohne Nordamerika sehr wohl fähig. „Mit Nordamerika“ stellen freilich auch die 400 Milliarden keine Unmöglichkeit dar. Nur ist Zerschmetterung dieser unserer Gegner Voraussetzung für Verwirklichung einer solchen Forderung, sei es durch militärische Mittel, sei es durch Aushungerung. Mögen aber die Aussichten einer Aushungerung, soweit England in Betracht kommt, heute größer sein als je — die Hauptlieferanten Englands, die Union und Argentinien sind im Jahre 1917 durch Mißernten außerstande, England mit seinen wesentlichsten Nahrungsmitteln, Weizen und Mais, entfernt in dem Maße auszustatten wie in früheren Jahren, und auch der U-Bootkrieg versagt seine Wirkung nicht —, so ist doch die Zerschmetterung Englands und Amerikas augenblicklich kaum Sache der Wahrscheinlichkeit. Immerhin haben wir keinen Grund, uns der Hoffnung zu begeben, daß der letzte Akt der kriegerischen Tragödie es uns möglich machen wird, einen Teil unserer Gegner auch finanziell dafür büßen zu lassen, daß sie diesen Krieg gegen uns angezettelt haben ohne Not, aus Gründen, die von Idealismus weit entfernt waren. Der Reichsschatzsekretär und der Reichskolonialsekretär haben in ihren Reden im dritten Kriegsjahr das Wort „Kriegsentschädigung“ stärker unterstrichen, als es von der Regierungsseite bis dahin geschehen war. So ist denn auch der finanzpolitische Ausblick in die Zukunft ein freierer, als man aufs erste Zusehen meinen möchte.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eines der neuen amerikanischen Panzerautomobile, die ähnlich den vielgenannten englischen Tanks imstande sein sollen, Gräben und Granatlöcher zu überfahren und sich durch jedes Gelände hindurchzuarbeiten.

Eroberung einer rumänischen Batterie durch deutsche Reiter bei Rimnic-Sarat.

(Hierzu das Bild Seite 109.)

Am Fuße der heißumkämpften Karpathenberge ruhte friedlich im Schein der Spätherbstsonne das etwa 5000 Einwohner zählende Städtchen Rimnic-Sarat. Im Hintergrunde türmen sich mächtige Berge, zwischen denen sich während des Krieges schon so manches blutige Drama abgespielt hat.

Langsam trabte eine starke deutsche Reiterabteilung durch die Engpässe. Plötzlich hob sich vom Himmel ein



Eine deutsche Reiterabteilung erobert eine rumänische Batterie an den Berghängen oberhalb Rimnic-Sarat.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich-München.



Türkische Militärkapelle auf dem Paradefeld.

Doppeldecker ab, der pfeilschnell zur Erde niederstrebte. Rasch riß der Rittmeister sein Glas aus der Satteltasche, als er das Flugzeug erblickte. Im gleichen Augenblick flatterte aus der Maschine ein Stück weißes Papier, das die Worte trug: „5 Kilometer rechts von Rimnic-Sarat steht eine rumänische Batterie, die eben zum Feuern aufgefahren ist." Wie ein Blitz schlug diese Nachricht in die kampflustigen Reiter. Schnell wendeten sie die Pferde, um gleich darauf in einem Walde zu verschwinden. Wenige Sekunden später war der Paß wieder öde und leer.

Hinter einem einsamen Gehöft machte der Trupp wieder halt. Aus seiner Mitte lösten sich einige Reiter, die eilig verschwanden, um die Stellung der Batterie zu erkunden, während die anderen ihre Waffen einer letzten Prüfung unterzogen. Nicht lange währte es, da stieß die kleine Schar auf eine rumänische Infanteriepatrouille, die mit einigen Schüssen vertrieben wurde. Die Reiter setzten dann ihren Weg fort und entdeckten auch bald die gesuchte Batterie. Sie kehrten zu ihrer Abteilung zurück, die sich sofort auf die Pferde warf und davonsprengte. Kurz vor dem Ziele gönnten die Reiter den Pferden eine kurze Rast; dann aber stürzten sie sich auf die Feinde, die ihr Nahen erst bemerkten, als die Wackeren schon dicht bei der Batterie waren.

Einen Augenblick stutzte der Gegner über die unverhoffte Überraschung, doch rasch faßte er sich und setzte sich mit seinen Karabinern zur Wehr, da ihm zum Abfeuern der Kanonen keine Zeit mehr blieb. Längere Zeit schwankte der Kampf hin und her, bis die Artilleristen endlich überwunden waren.

Leider verloren die Deutschen bei dem heißen Ringen auch einige ihrer Kameraden, doch die Batterie gehörte ihnen. Acht neue Feldgeschütze führten sie noch in derselben Nacht zu ihrem Regiment.

An jener Stelle aber, wo das Gefecht sich abspielte, steht heute ein schlichtes Holzkreuz zur Erinnerung an die Soldaten, die bei der Eroberung der Batterie ihr Leben lassen mußten.

Englands Kampf mit der Türkei um Arabien und Mesopotamien.

Von Major Franz Carl Endres.

(Hierzu die Karten Band I Seite 399, Band II Seite 302 und 306 und Band IV Seite 62 sowie die Bilder hier auf Seite 110 und 111.)

Abseits vom Schauplatz der den Weltkrieg entscheidend beeinflussenden militärischen Vorgänge findet in Vorderasien ein alter Plan Englands seinen kriegerischen Abschluß. Englands Interesse an den vorderasiatischen Fragen hat offenbar einen doppelten Beweggrund. Zunächst gilt es die Erfüllung eines schon im Frieden zielbewußt vorbereiteten Wunsches nach der Landverbindung zwischen Ägypten und Indien, dann aber spielt wohl die in englischen Kriegen stets vorhandene Absicht mit, sich jedenfalls schadlos zu halten, wenn auch das Ergebnis auf den Hauptkriegschauplätzen in bezug auf den Erfolg hinter dem erwarteten Maße zurückbleiben sollte.

Und solche Privatgeschäfte betreibt England von jeher mit viel größerer Liebe und viel nachhaltigerem Eifer als militärische Unternehmungen, die auch einem Bundesgenossen (Dardanellen) oder nur den Bundesgenossen allein (Saloniki) nützen könnten.

Der Angriff Englands gegen die Türkei im Sinne des vorderasiatischen Planes Englands erfolgte in drei großen, anscheinend voneinander unabhängigen, im innersten Wesen aber doch durchaus zusammenwirkenden Angriffsrichtungen: von Ägypten gegen Arabien-Palästina (Karte Band I Seite 399 und Band II Seite 306); vom Persischen Meerbusen gegen Mesopotamien und rein politisch durch Persien ebenfalls gegen Mesopotamien (Karte Band II Seite 302 und Band IV Seite 62), wobei die Abrechnung mit Rußland in Persien das politische Ziel Englands darstellte.

Die Offensive Englands gegen Arabien-Palästina entwickelte sich erst 1917 aus einer ursprünglich defensiven Stellung heraus. Wenigstens



Türkische Militärkapelle an der Spitze von nach dem Paradefeld ziehenden Truppen.

Eine türkische Truppenschau in Damaskus.

Nach Aufnahmen des Bufa.

die militärische Offensive! Politisch waren die englischen Emissäre schon seit Jahren in Arabien tätig, um die vorhandene Abneigung der Araber gegen die Türken zu steigern und für englische Zwecke auszunützen und um den Boden für den Fall eines Zusammenstoßes Englands mit der Türkei vorzubereiten. England arbeitet politisch immer von langer Hand. Es fängt nicht erst die politische Bearbeitung eines Landes an, wenn schon die Kanonen donnern, sondern es ist meist beim ersten Kanonenschuß mit seiner politischen Arbeit fertig.



Türkische Kavallerieabteilung auf dem Wege zur Truppenschau.

Dazu kommt Englands Geld, das stets reichlich fließt und vor allem rechtzeitig und an die richtige Adresse gelangt und seit den Tagen des goldbeladenen Esels König Philipps von Mazedonien bis auf den heutigen Tag seine, die Politik und Strategie unterstützende Eigenschaft niemals verloren hat.

Erleichtert wurde die friedliche englische Eroberung Arabiens durch den Pantürkismus, der die arabische Frage nicht verstand, verletzend auftrat und nicht bedachte, daß man ein Volk nur durch Erweckung von Sympathie und Vertrauen zur nationalen Mitarbeit gewinnen könne. Die auch bei uns in Deutschland, dank der falschen und schönfärberischen Orientierung, die seit einigen Jahren Mode geworden ist, entstandene, ganz unrichtige Vorstellung der innerpolitischen und kulturellen Verhältnisse in Vorderasien ließ vermuten, daß der Heilige Krieg England große Schwierigkeiten bereiten würde. Tatsächlich hat er gar keine Wirkung ausgelöst. Der Großscherif von Mekka selbst ist Englands beziehungsweise englischen Goldes mächtiger Freund und kümmert sich keinen Deut um den Heiligen Krieg. Er rechnet mit dem arabischen Kalifat, an dessen Spitze ihn England stellen wird, wenn die Stunde hierzu gekommen sein wird. So wenig bedeutet den Arabern der Heilige Krieg, daß sie es ganz berechtigt erachten, wenn England im Besitz der heiligen Orte Mekka und Medina ist, die bisher kein „Christenhund" betreten durfte.

Noch bis zum Jahre 1916 tasteten die Türken, nachdem eine größere Offensive 1915 gegen den Suezkanal gescheitert war, gegen die ägyptische Grenze vor. Aber allmählich wurde es doch allgemein klar, daß die von den Engländern zu einer befestigten Stellung allererster Klasse ausgebaute Kanallinie von türkischen Truppen nicht genommen werden konnte. Mit dieser Einsicht entwickelten sich gleichzeitig die Ansätze der englischen Offensive. Sowohl die Türken, die Ägypten angreifen wollten, als auch die Engländer, die gegen Palästina vorzudringen strebten, hatten etwa zwölf Tagemärsche Wüste zu durchschreiten. Diese Tatsache ist von bestimmendem Einfluß auf die Größe der die Offensive durchführenden Armee. Diese ist dadurch begrenzt; der Verteidiger aber ist (theoretisch wenigstens) in seiner Zahl verhältnismäßig unbegrenzt, hat also hier zweifellos die größeren Aussichten.

Diese Erfahrung, die die Türken 1915 und 1916 machten, wiederholten die Engländer im Frühjahr 1917. Obwohl sie in kurzer Zeit eine Bahn durch die Wüste bis nahe an die palästinische Grenze gebaut und sich damit wesentlich leichtere Versorgungsverhältnisse geschaffen hatten als die Türken 1915 und 1916, wurden sie doch bei Gaza zweimal geschlagen und fanden bei der vorgeschrittenen Jahreszeit keine Möglichkeit mehr, den Vorstoß nach Palästina zu Land durchzuführen.

War somit hier die Politik schneller und erfolgreicher gewesen als die Strategie, so kann doch keineswegs von einem Abschluß der Unternehmungen gesprochen werden. Die Räumungen der Küstenstädte durch die Türken deuten darauf hin, daß man (und das mit Recht) auch den Angriff über See auf Palästina erwartet. Das Verhalten der vom pantürkischen Geist wohl etwas übertrieben beseelten türkischen Behörden gegenüber den Juden Palästinas gab diesen letzteren zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Die Juden Palästinas sind ein außerordentlich wertvoller Bestandteil des Landes. Ihre Kolonien sind musterhaft, ihr aufrichtiges Verhalten trotz mancher schlechten Erfahrung mit unverständigen und bestechlichen Beamten über allen Zweifel erhaben. Wenn die türkische Regierung hier Sympathien verscherzt, so tut sie damit England den größten Gefallen.



Türkische Infanterie auf dem Wege zum Paradefeld.

Eine türkische Truppenschau in Damaskus.

Nach Aufnahmen des Bufa.

Während im Gebiete der eben besprochenen ersten großen Angriffsrichtung noch sehr vieles im Werden ist, so ist in Mesopotamien die Lage zu einem schärfer sich abzeichnenden Abschluß gelangt. Auch hier haben die Engländer mit größtem politischem Geschick in den Jahren des Friedens vorgearbeitet. Als sie das Abkommen Deutschlands mit der Türkei hinsichtlich der Bagdadbahn nicht verhindern konnten, entwerteten sie durch die Besitznahme von Koweit (am Persischen Meerbusen) Mesopotamien. Sie nahmen der Bagdadbahn ihre Ertragsfähigkeit, die in der kurzen Verbindung von Bagdad mit dem Persischen Golf lag. Nun, im Besitz des mitten im Frieden der Türkei entrissenen Koweit, hatte nur England den finanziellen Vorteil einer wirtschaftlichen Erschließung Mesopotamiens. Denn alle Massengüter nehmen den kürzesten Weg zum Meere, um durch teuere Eisenbahnfrachten möglichst wenig an „Welthandelskonkurrenzfähigkeit" zu verlieren. Dieser Weg war nur Bagdad—Koweit, niemals die endlose Landstrecke Bagdad—Mosul—Djerablus—Aleppo—Alexandrette, die England großmütig den deutschen Schwärmern ließ.

Während des Krieges gedachte England dem ersten Schritt einen zweiten folgen zu lassen, der es zum Herrn ganz Mesopotamiens machen sollte und auch im Verlauf der Zeit tatsächlich gemacht hat. Es galt die Eroberung von Bagdad.

Die erste Expedition ging im Frühjahr 1916 vor sich. Ihr trat zum Heile der Türkei der deutsche General von der Goltz entgegen. Er fand eine außerordentlich schwierige Lage vor. Von Süden her, den Tigris aufwärts gingen die Engländer gegen Bagdad vor, während in seinem Rücken die Russen starke Kräfte in Persien sammelten, mit denen sie über Kermanschah—Kasr-i-Schirin die Diala erreichen und ihn völlig abschneiden konnten. Von der Goltz befand sich so ganz, „wie es im Buche steht", auf der „inneren Linie". Er tat das in solchem Falle einzig Richtige. Er gruppierte sich so, daß er gegen einen der beiden Gegner, und zwar den gefährlicheren (in diesem Falle die Engländer), eine Überlegenheit an Zahl zusammenbrachte, während er dem anderen Feinde mit verschwindend geringen Kräften nur Aufenthalt bereiten ließ. Diese letztere, undankbare und unendlich schwierige Aufgabe übernahm ein württembergischer Reiteroffizier, einer der besten und nüchternsten Beurteiler des Orients, Oberst Bopp, und führte sie zu voller Zufriedenheit des Feldmarschalls von der Goltz aus.

Leider erlebte von der Goltz die Ernte seiner klugen Saat nicht mehr. Er erlag der Schmutzkrankheit der Türkei, dem Flecktyphus, wenige Tage bevor sein Gegner Townshend mit 10 000 Mann bei Kut-el-Amara die Waffen streckte.

Mit dem Tode des Generalfeldmarschalls von der Goltz änderte sich die strategische Auffassung der Türken. Sie legten aus besonderen politischen Gründen das Hauptgewicht ihres Interesses nach Persien, wo einstweilen Oberst Bopp vor drückender Überlegenheit bis Bakuba an der Diala ausgewichen war. Die Türken ließen den Engländern völlig ungestörte Zeit, eine neue und nun in jeder Richtung verbesserte Expedition auszurüsten und einzuleiten. Diese Expedition hatte gegen die untätig bei Kut-el-Amara abwartenden, nun unter dem Befehl Halil Paschas stehenden Türken verhältnismäßig leichte Arbeit und eroberte Anfang März 1917 Bagdad, dessen Besitz sie durch weitergehende Unternehmungen auf Samarra sicherten (Einzelheiten dieses Feldzugs siehe Band VI Seite 235).

Der Verlust Bagdads bedeutete für die Türken eine große Einbuße an Ansehen in der ganzen arabischen und persischen Welt. Auf die Entscheidung des Weltkrieges hatte Bagdad keine Einwirkung und ist in dieser Hinsicht als innere türkische Angelegenheit zu betrachten.



Beförderung einer Meldung nach der vordersten Linie durch einen französischen Kriegshund, an dessen Hals ein Zettel mit der Nachricht befestigt ist.

Nach einer französischen Darstellung.

Die anfänglich gegen die Russen siegreichen Truppen der türkischen Armee Ihsan Paschas mußten vor dem Druck der auf Bagdad vorgehenden Engländer weichen und zogen sich ebenfalls nach Nordbabylonien zurück. Engländer und Russen vereinigten sich an der Diala.

Man hatte von Anfang an in Deutschland die persische Frage falsch beurteilt. Die Perser hatten keine Veranlassung mit dem weit entfernten Deutschland gemeinsame Sache zu machen, wo die Russen im Norden, die Engländer im Süden ihres Landes standen, bereit, jede Sympathie für Deutschland sofort mit Waffengewalt zu unterdrücken. Schwierig für England war seine Auseinandersetzung mit Rußland in Persien. Rußland wollte einen Ausgang zum Persischen Meerbusen. Das aber hätte die Landverbindung Indien—Persien—Mesopotamien—Arabien—Ägypten, also den grundlegenden, seit Jahren mit echt angelsächsischer Zähigkeit verfolgten Plan Englands über den Haufen geworfen. Und es gelang England, seinen Freund zum Aufgeben aller seiner Wünsche in Südpersien zu bewegen. Gewiß ein Meisterstück im Gebiete der vorteilhaften Bündnispolitik.

Nun steht England vor der Verwirklichung eines lange geträumten Traumes, vor der Vollendung seines vorderasiatischen Reiches, das eine Landverbindung der indischen mit der ägyptischen Welt darstellt; ein Gedanke von unermeßlicher Größe.

Von den Türken kann das Verlorene der sich andauernd verstärkenden militärischen Macht Englands gegenüber nicht mehr zurückgewonnen werden. Ob der Ausgang des Weltkrieges, dessen Entscheidung in Frankreich liegt, an diesen Tatsachen etwas ändern kann, ist zurzeit noch gar nicht zu beurteilen. Es ist anzunehmen, daß England selbst seinen liebsten Freund Frankreich lieber vernichten ließe, als daß es die Rechnung aus seiner Privatkasse — und die ist in diesem Falle Vorderasien — bezahlen würde.



Aus dem Guerillakrieg im Kaukasus: Kurden überfallen einen russischen Transportzug.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Den Überredungskünsten des französischen Munitionsministers Thomas, der sich nach **Rußland** begeben hatte, um die Russen unter allen möglichen Drohungen zur Wiederaufnahme der Kämpfe zu begeistern, war es endlich gelungen, den Kriegsminister Kerenski (siehe Bild Band VI, Seite 289) für die Ansichten der Vierverbandsmächte zu gewinnen und das Versprechen mit nach Hause zu nehmen, daß die russische Armee am 1. Juli mit einer Offensive beginnen würde. Kerenski gab sich redlich Mühe, den Widerstand der kriegsmüden Mehrheit des russischen Heeres zu brechen und versicherte sich vor allem der Unterstützung Brussilows (siehe Bild Band V, Seite 72), des erfolgreichsten russischen Heerführers, der als militärischer Organisator, gedankenreicher Stratege und kampffreudiger und entschlossener Taktiker bekannt war. In aller Stille traf Brussilow seine Angriffsvorbereitungen, und zur verabredeten Frist konnte Kerenski einen schwungvollen Tagesbefehl an die russische Armee erlassen, der als Auftakt zu den bevorstehenden Kriegsereignissen die Kerngedanken, die für die Wiederaufnahme der Angriffsbewegung maßgebend gewesen waren, kurz zusammenfaßte. Die Friedensbewegung der Mittelmächte wurde darin als verräterisch bezeichnet; gleichzeitig behauptete Kerenski, der Vierbund bereite einen neuen Angriff auf Rußland vor, der eine Gefahr für die russische Freiheit und die Erfolge der Revolution bedeute. Dann hieß es weiter: „Es ist Zeit, daß ihr eure Pflicht erfüllt. Ein Oberbefehlshaber, der den Sieg gewohnt ist (gemeint war Brussilow), ist der Ansicht, daß jeder Tag der Verzögerung den Feind verstärkt, und daß ein einziger entscheidender Tag seine Pläne vereiteln kann.“ Zum Schluß folgte die Aufforderung zur Wiederaufnahme des Kampfes.

Der Tagesbefehl stieß in Rußland auf starken Widerspruch. Die von dem Sozialisten Lenin geführten Friedensfreunde glaubten nicht an eine Störung der neuen innerpolitischen russischen Verhältnisse durch die Deutschen und ihre Verbündeten und boten deshalb alles auf, um die Offensive, die nach ihrer Auffassung im Falle des Mißlingens leicht den Todesstoß für die russische Freiheit bedeuten konnte, zu verhindern. Allein Brussilows Geschütze ließen ihre eherne Stimme schon wieder ertönen. Gegen Ende Juni wurde die Kampftätigkeit an vielen Teilen der Front lebhafter. Smorgon, Luck, Wolhynien und Galizien waren Stellen der Unruhe, an der siebenbürgischen Front und am Sereth regten sich die Rumänen (siehe untenstehendes Bild) und an der Donau kam es zu umfangreicheren Plänkeleien. Die Starrheit der russischen Front wich besonders an den Flüssen Narajowka und Zlota Lipa der Bewegung, und bald konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß gerade dort die Russen zahlreiche Geschütze zusammengezogen hatten, mit denen sie sich für große Unternehmungen einschossen.

Die russische Artillerie hatte ein Wirkungschießen eröffnet, das allmählich in Trommelfeuer überging. Vom Stochodabschnitt südwärts donnerten die Geschütze auf einer Ausdehnung von wenigstens hundert Kilometern; das stärkste Feuer lastete auf den Zlota Lipa- und Narajowkastellungen. Die dem schwersten Druck ausgesetzte Front der verbündeten Heere strich von Halicz (siehe Karte Seite 114) an der Narajowka nordwärts nach Lipnica Dolna, bog von dort in der Richtung auf die Zlota Lipa nach dem Dorf Mieczyszow ab, kreuzte den Fluß bei Potutory, verlief über die Lysoniahöhe östlich von der Zlota Lipa und folgte dem Fluß bis östlich von Brzezany. Dort verließ sie die Zlota Lipa und erreichte über das Dorf Koniuchy nordostwärts Zborow. Diese Stellungen hielten die ruhmgekrönten Heeresgruppen Bothmer und Boehm-Ermolli besetzt. An der Narajowka standen die Deutschen, bei Miecyszow die Osmanen; die Lysoniahöhe und die nördlicheren Abschnitte verteidigten die zur Armee Boehm-Ermolli gehörigen Sachsen, denen sich von Koniuchy bis nach Zborow Österreicher und Ungarn anschlossen.

Bei Brzezany stießen schon am 28. Juni russische Erkundungsabteilungen vor, die aber abgeschlagen wurden. Am folgenden Tage verstärkte sich das russische Artilleriefeuer nachmittags noch, hielt die Nacht über an und setzte sich auch am 30. Juni fort. Es erreichte eine Stärke, wie sie vorher an der Ostfront noch nie vorgekommen war. Seine Wirkung sollte am 30. Juni nachmittags durch einen Angriff erkundet werden, der in lockeren Schützenketten in



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Grabenstellung an einem Flusse in Rumänien, an dessen anderem Ufer der Gegner liegt.



Karte zu der russischen Offensive im Juli 1917.

drei Wellen gegen die Verbündeten vorgetragen wurde. Das Sperrfeuer der Verteidiger war jedoch so überwältigend, daß der Vorstoß vollkommen zerschellte, worauf das russische Trommelfeuer bis zum nächsten Tage mit unerhörter Gewalt weitergeführt wurde.

Am 1. Juli brachen die Russen dann in fünf- bis sechsfacher Übermacht auf einer Front von 30 Kilometern Länge aus den Wäldern und den tief eingeschnittenen Tälern zum Sturm vor. Über die Schlacht, die sich nun entspann, berichten wir in dem Sonderartikel des Kriegsberichterstatters Dr. Fritz Wertheimer auf Seite 123. Sie kostete den Russen schwerste Opfer, und der auf den 6. Juli angesetzte russische Hauptangriff brach so blutig wie kein anderer zuvor zusammen. Der Sieg gehörte nach ganz außerordentlichen Leistungen auf beiden Seiten den Truppen der Mittelmächte. —

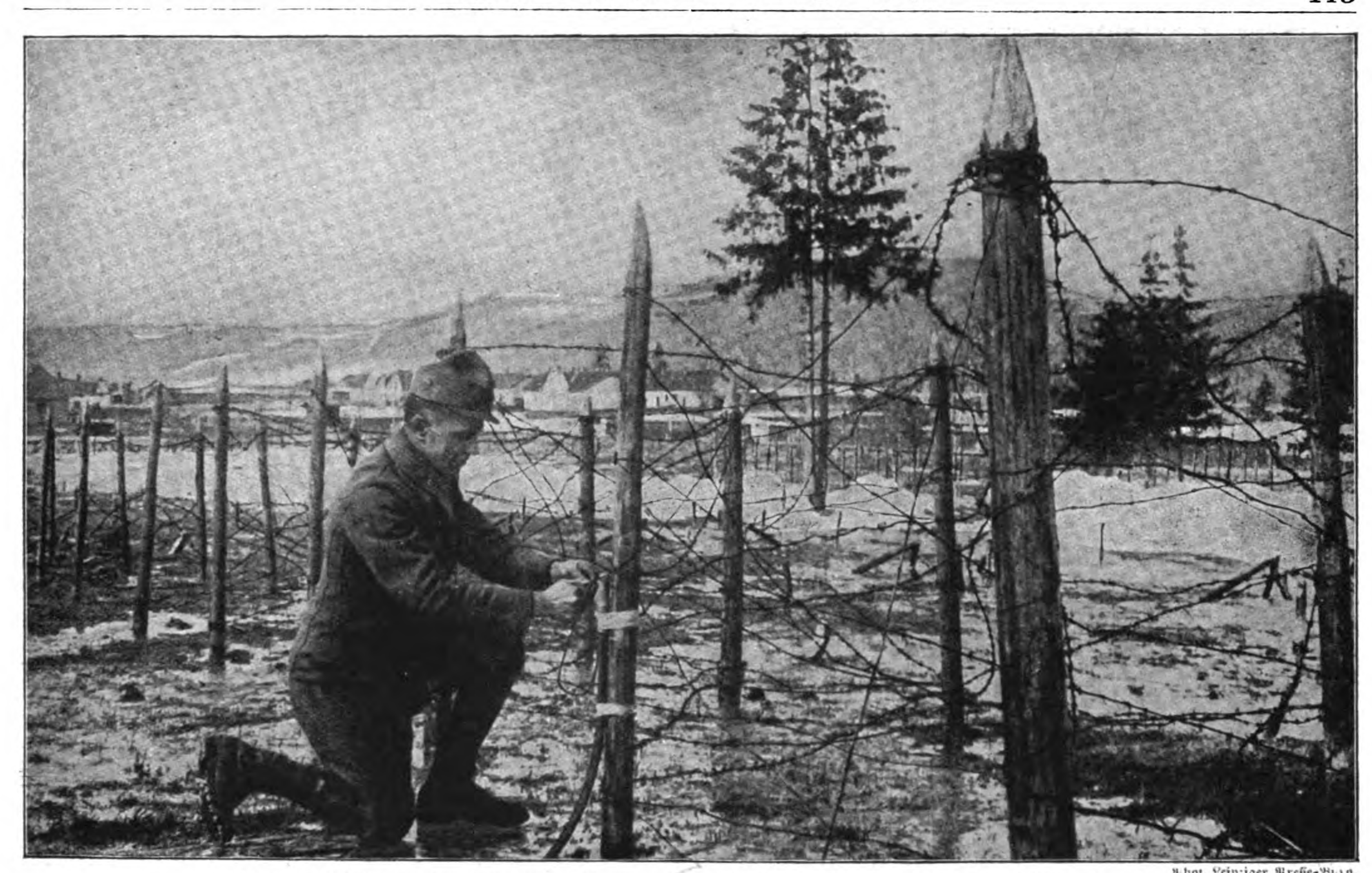
* * *

Die neue Russenschlacht hatte trotz der Niederlage der Feinde unzweifelhaft bewiesen, daß der von Brussilow ins Feuer geführte Teil des russischen Heeres über eine große Schlagkraft verfügte und mit Mut an die Lösung seiner Aufgabe heranging. Von einer Erschütterung der Manneszucht des russischen Heeres war in Ostgalizien nichts zu merken gewesen. In dieser Hinsicht schienen die Nachrichten bedeutungsvoller zu sein, die nach dem Zusammenbruch der **italienischen** Angriffe auf der Hochfläche von Asiago über die beteiligten italienischen Truppen bekannt wurden. Zu der Meutererbrigade Sassari gesellte sich die Brigade Ferrara, die sich weigerte, an die Isonzofront abzugehen und durch Panzerkraftwagen mit schußbereiten Maschinengewehren zur Erfüllung des ihr erteilten Befehls gezwungen werden mußte. Eine dritte Brigade konnte ebenfalls nur durch Maschinengewehre im Schach gehalten werden; trotzdem aber schossen die Meuterer den Führer einer Transportlokomotive und auch einige Mannschaften der Maschinengewehrabteilung tot. Sie erhielten dann die Zusage, daß sie in eine Reservestellung gebracht würden. Ein sozialistischer Abgeordneter forderte im italienischen Parlament, daß die Unterstützungen der Frauen und Familien solcher Soldaten, die bei der schweren Strafe der Dezimierung italienischer Truppenteile wegen Meuterns erschossen worden waren oder noch erschossen würden, fortzuzahlen wären, ein Vorfall, der sehr deutlich von dem großen Umfang zeugte, den die Kriegsgegnerschaft unter den italienischen Soldaten angenommen haben mußte.

Wegen des Mißlingens der Isonzoschlacht und der Niederlage im Trentino wurden wieder eine ganze Reihe Frontgenerale ihres Postens enthoben. Der Divisionsgeneral Artea, dessen Truppen den großen vergeblichen und blutigen Angriff am Zebiomassiv ausführten, war einer der ersten, die zur Disposition gestellt wurden.

Von den italienischen Truppen hatten nur die bergtüchtigen Bassaner unter dem General Mombretti einen Geländegewinn erzielen können. Zwischen der Maora- und der Dieciſpitze nahmen sie die Porta Lepozze und den Monte Ortigara im Gebiet des Suganer Tales in Besitz (siehe die Karte Seite 82). Alle noch so kräftigen Versuche, den kleinen Vorteil zu erweitern, verbluteten an dem Widerstand ihrer Gegner. Trotzdem trafen sie Vorkehrungen zu neuen Angriffen, doch auch die Österreicher und Ungarn blieben nicht müßig und bereiteten einen Gegenstoß vor.

In der Nacht zum 25. Juni um zwei Uhr eröffnete die österreichisch-ungarische Artillerie ihr den Angriff vorbereitendes Trommelfeuer auf die von den Italienern genommene Stellung; gleichzeitig ward im Suganer Tal ein Vorstoß eingeleitet, der auf die Täuschung des Feindes über die Richtung der Hauptunternehmung berechnet war. Dann stürmten nach heftiger, aber nur zwanzig Minuten dauernder konzentrischer Feuerwirkung Kaiserschützen und Teile des westgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 vor und überfielen die Feinde von drei Seiten. Die Stellung wurde genommen, noch ehe der Feind Gelegenheit fand, die Besatzung durch Reserven zu stützen. Als diese in der Meinung, noch eigene Truppen vor sich zu haben, in geschlossenen Kolonnen anrückten, wurden sie mit Maschinengewehrfeuer empfangen und zur Umkehr gezwungen. Dabei gerieten sie in das Sperrfeuer der k. u. k. sowie der italienischen Batterien, worunter sie fürchterlich litten. Da wendeten sich die italienischen Reservetruppen noch einmal

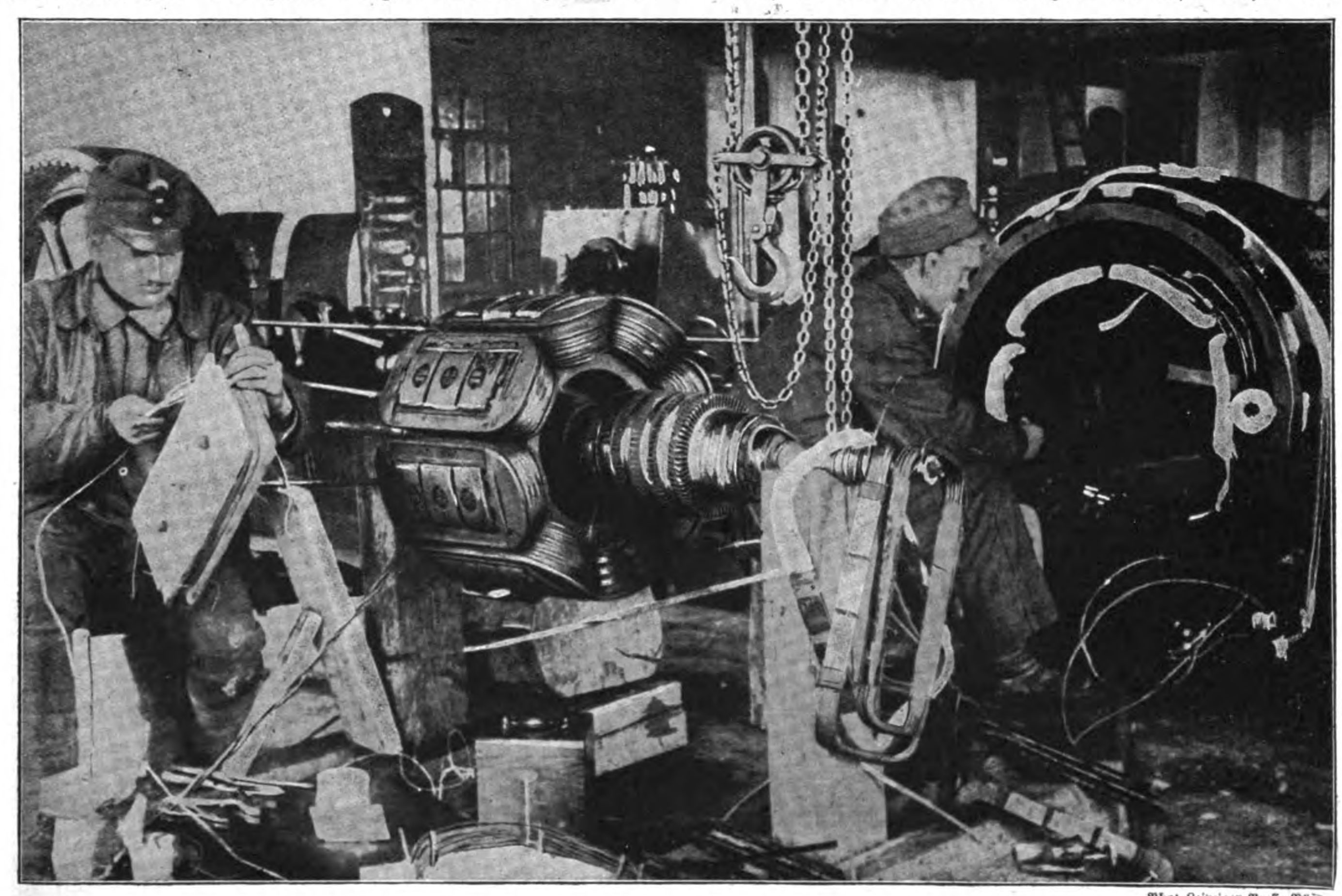


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Österreichisch-ungarischer Soldat beim Legen von Kabeln in die Drahtverhaue der galizischen Front.
Die Drahthindernisse werden dadurch mit elektrischer Hochspannung versehen.

gegen die österreichisch-ungarischen Linien, wo sie nach schweren blutigen Einbußen in großer Zahl gefangen wurden (siehe Bild Seite 124/125). Im ganzen gerieten bei dem Unternehmen auf dem schmalen Raum über 1800 Italiener in Gefangenschaft; daneben erbeuteten die k. u. k. Truppen 2000 Gewehre, 25 Maschinengewehre, 7 Geschütze und 2 Minenwerfer. Der Feind belegte dann die ihm wieder entrissenen Geländestücke und das benachbarte Gebiet mit schwerem Minenwerferfeuer, das die Österreicher und Ungarn kräftig erwiderten. Die Italiener verzichteten aber dann auf einen Gegenangriff. Bei den Aufräumungsarbeiten fanden die k. u. k. Truppen noch 5 Geschütze; es waren ihnen somit 12 Stück in die Hände gefallen.

Auch an anderen Orten nützten die Österreicher und



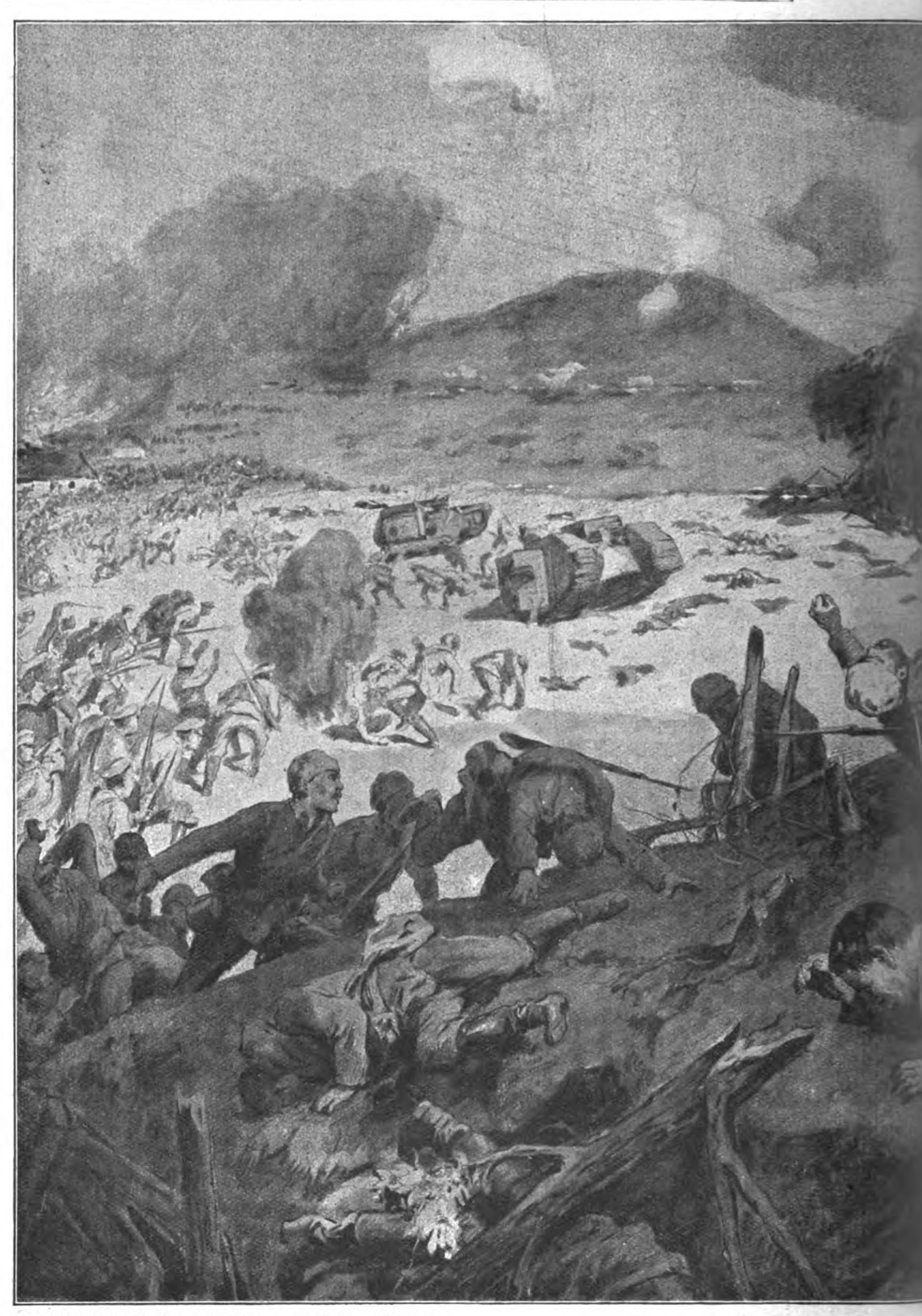
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Österreichisch-ungarische Hochspannungsmaschinen, die die Elektrizität zu den Drahthindernissen der vordersten Linien liefern.

Ungarn die Gelegenheit zu Stellungsverbesserungen und zu störenden Vorstößen gegen die feindlichen Linien. Bei Vertojba drangen sie am 30. Juni bis in die zweite italienische Linie vor und brachten 1 Offizier und 156 Mann gefangen ein. Westlich von Riva glückte am nächsten Tage Landsturmtruppen ein Einfall in die italienische Stellung, und am 2. Juli eroberten Honvedregimenter bei Kostanjevica im Sturm eine feindliche Vorstellung, nahmen dabei dem Feind 2 Offiziere, 270 Mann und 2 Maschinengewehre als Beute ab und hielten dann den Gewinn auch gegen italienische Angriffe fest. —

* * *

Auf dem **mazedonischen** Schauplatz ereigneten sich in der Berichtszeit nur unwesentliche Zusammenstöße im Cernabogen. Das Hauptinteresse erregte auf dem Balkan die Weiterentwicklung der Verhältnisse in Griechenland. Der neue griechische König erwies sich sehr bald als vollständig ohnmächtig gegenüber dem eigentlichen Gebieter des Landes, dem von den „Schutzmächten" eingesetzten Kommissar Jonnart. Dieser veranlaßte die Rückkehr des verräterischen ehemaligen Ministerpräsidenten Venizelos nach Athen und seine Wiedereinsetzung als Leiter der griechischen Regierung. Venizelos versprach den Westmächten, Griechenland über die Änderung der griechischen Verhältnisse innerhalb zweier Monate zu „beruhigen". Das bedeutete, daß jeder Widerstand gegen die Westmächte, der sich allenthalben in Griechenland regte, mit Gewalt erstickt werden sollte. Schritt für Schritt wurde so unter der neuen Regierung die von König Konstantin nach Möglichkeit aufrecht erhaltene Neutralität aufgegeben. Am 30. Juni beauftragte Venizelos die griechischen Gesandtschaften in Berlin, Wien, Sofia und Konstantinopel, die Beziehungen Griechenlands zu den Mittelmächten abzubrechen. Der griechische Gesandte in Deutschland, Theotoky, der nicht gewillt war, das Ränkespiel mitzumachen, entzog sich der Ausführung seines Auftrages, indem er telegraphisch sein Abschiedsgesuch einreichte. Jetzt blieb nur noch ein kleiner Schritt bis zur offenen Beteiligung Griechenlands am Kriege. Zwei venizelistische Freiwilligenregimenter kämpften bereits im Heere Sarrails; daß zu ihnen bald weitere griechische Truppen stoßen würden, schien aus der von Venizelos angeordneten neuen Mobilmachung hervorzugehen. —

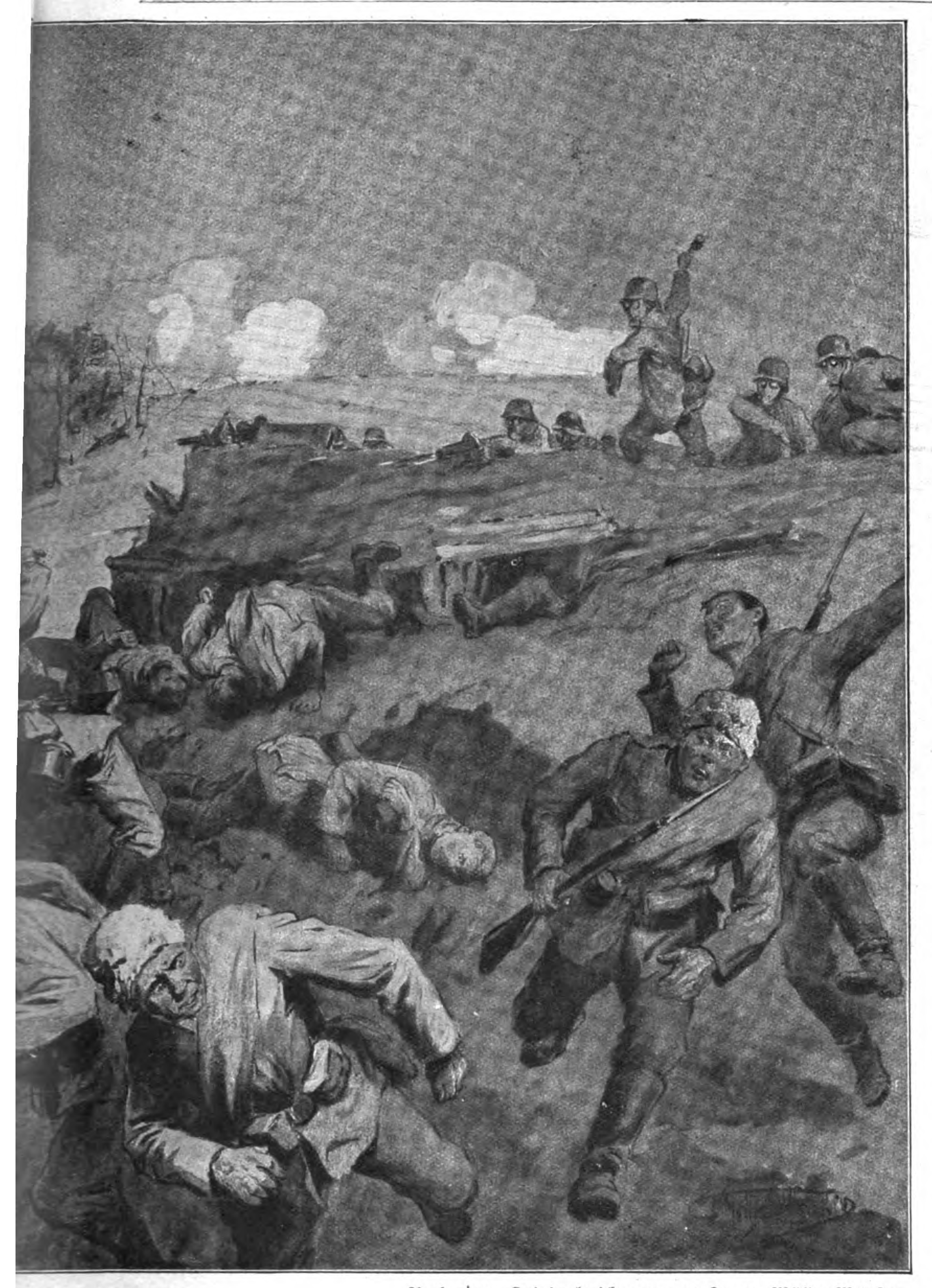


Angriff der Russen an der galizischen Front.

* * *

Durch die Veränderungen in Griechenland wurde auch die Lage der **Türkei**, besonders in den dem Balkan benachbarten kleinasiatischen Gebieten, wesentlich berührt. Es lag sehr nahe, daß die Engländer ihre Versuche, die Türkei in Kleinasien und Mesopotamien einzuengen, nun mit größerem Nachdruck fortsetzen würden, weil sie jetzt griechisches Gebiet besser als vorher als Stützpunkt benützen konnten. Selbst die Italiener, denen Teile von Kleinasien versprochen worden waren, hatten sich bereit erklärt, die Unternehmungen der Engländer und Franzosen in Kleinasien kräftig zu unterstützen.

Die Türken verhielten sich dieser Gefahr gegenüber nicht untätig und trafen entsprechende Abwehrmaßnahmen. Insbesondere wirkten im Kaukasus und in Persien kurdische Truppen den Plänen der Engländer und Russen in recht tatkräftiger Weise entgegen. Sie trieben durch kühne Vorstöße nach Norden, Nordwesten und Westen in den Richtungen Wansee, Kermanschah und Hamadan einen Keil in die lockeren russischen Linien und unterbrachen dabei die Verbindung der an die Engländer bei Bagdad angelehnten russischen Truppen mit den westlicher und nördlicher stehenden russischen Streitkräften. Nun gründete sich aber der englische Angriffsplan auf ein gleichzeitiges umfassendes Vorgehen der Engländer und der Russen; letztere konnten jedoch nicht umfassend wirken, solange ihre an die englische Bagdadgruppe angelehnte Truppenmacht den Anschluß an die benachbarten Streitkräfte nicht wieder ge-



Nach einer Originalzeichnung von Franz Müller-Münster.

wonnen hatte. Somit wirkten die Angriffe der Kurden und ihre fortgesetzten Überfälle auf russische Transportzüge (siehe die Kunstbeilage) außerordentlich störend auf die Unternehmungen der Feinde. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

6. Kerenski.

(Hierzu das Bild in Band VI Seite 289.)

Jeder Mensch will nach dem Lande, in dem er geboren, nach der Umwelt, aus der er hervorgegangen ist, beurteilt sein: dieses Gesetz fordert Gehör vor allem auch bei jeder Kritik des Wesens desjenigen Mannes, der heute die erste Rolle im umgestürzten Rußland spielt: Alexander Fedorowitsch Kerenski. Er stammt, 1881 geboren, aus dem turkestanischen Gebiet und hat seine Jugendzeit als Gymnasiast in der Hauptstadt Taschkent, dem großen Handelsumschlagplatz für den Verkehr zwischen dem europäischen Rußland, Persien, Kaschmir und Indien, zugebracht. Im Äußeren wie in seinem Charakter und in seinem Geiste zeigt er den echten, rechten Typ des halborientalischen Südrussen. Eine schlanke, zartgliederige Gestalt, hohe adelige Stirn, schwärmerische, glutdurchdrungene Augen, feingeformte Nase, sinnlicher Mund, leise, aber in der Erregung orgelartig anschwellende Stimme, vornehme Bewegungen und die wohlgepflegte Hand des Mannes der großen Welt. Ein Ebenbild jener französischen Edelleute, die in der Umwälzungszeit sich an die Spitze der leidenschaftlich aufgepeitschten Massen stellten, sie führten und schließlich, von dem sinnlos gewordenen Volkshaufen überrannt, die Wahrheit des Satzes Napoleons erkennen mußten: je mehr Massen ich hinter mir habe, desto weniger freien Willen habe ich tatsächlich.

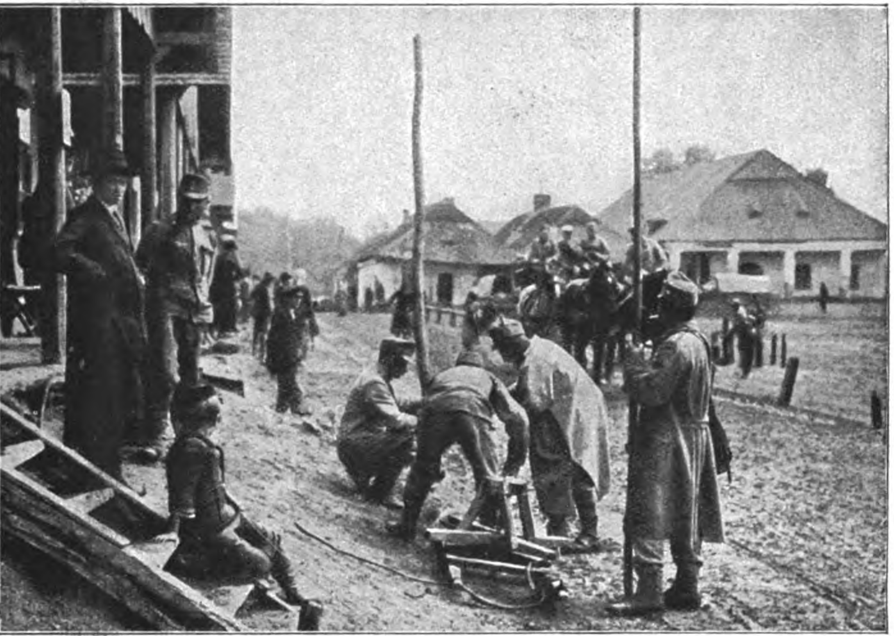
Schon als Abiturient hielt er Brandreden gegen die moskowitischen Machthaber, denen er die Schuld an all den Mißständen auflud, die er um sich her gewahrte, und warf sich mit Gesinnungsgenossen als Anwalt des bedrückten Volkes auf. Dann kam er nach Saratow, wo er sich für die juristische Laufbahn vorbereitete, und die Eindrücke, die ihn hier umfingen und auf ihn einwirkten, waren erst recht angetan, auf der Bahn des umstürzlerischen Volksführers ihn voranzustoßen. Der Haß gegen den Zarismus in staatlicher wie geistlicher Gestalt vertiefte sich bei ihm noch mehr, und in solcher Stimmung zog er, auf Grund seiner berückenden Redegewandtheit von Samara zum sozialistischen Abgeordneten erwählt, in den Taurischen Palast ein, nachdem er sich in Petersburg als Rechtsanwalt niedergelassen hatte. Er wurde in der vierten Reichsduma alsbald Führer der „Arbeitergruppe", einer Partei, die sich auf der Schwebe zwischen dem radikalen Flügel der Kadetten und dem rechten Flügel der Sozialisten hielt. Sein Programm war: Hilfe allen Mühseligen und Beladenen, worunter er, mehr noch als die enterbte, industrielle Arbeiterschaft, die verarmten, teils durch die veraltete Feldergemeinschaft, teils durch die Mißwirtschaft der Regierung zu drückender Taglöhnerschaft oder zu armseligem Hausgewerbe verurteilten Kleinbauern verstand, deren Elend er in seiner Heimat kennen gelernt hatte. Nun brach der Märzsturm aus. Idee und Plan Miljukows, der sich zunächst als Führer an die Spitze der Umstürzler stellte, ging erklärterweise dahin, daß Rußland das Beispiel Frankreichs von 1792 nachahmen, mit der Titanenkraft zur Freiheit erweckter Massen nicht nur im Innern die Verderbtheit der höheren Gesellschaft und die Unfähigkeit der früheren Regierung überwinden, sondern auch nach außen den Feind in gewaltigem Ansturm zurückwerfen und zerschmettern sollte. Leider machte er seine Rechnung ohne den Wirt, den russischen Charakter, von dessen Wesen

einmal ein Kenner wie M. Padogin treffend gesagt hat: „Wir sind Tataren vom Scheitel bis zur Sohle. Wenn wir nicht von irgend jemand Befehl erhalten, so sind wir unglücklich, weil wir nicht wissen, was wir mit unseren Händen und Füßen anfangen sollen." Das Rad des bürgerlichen Umsturzes rollte im Sturmlauf dem Abgrund der allgemeinen Anarchie zu; von den Oktobristen und Kadetten glitt die Macht unversehens in die Hände des Soldaten- und Arbeiterrats. Den Anstiftern der Umwälzung stieg das Wasser bis zur Kehle; da rettete Kerenski die Lage. Er allein durfte es, im Rücken gedeckt durch seinen Bauernanhang, wagen, in die vorläufige Regierung einzutreten. Er wurde Justizminister und schlug damit die Brücke über die Kluft zwischen Sozialisten und Kadetten, um alsbald deren Führer, Miljukow, zu Fall zu bringen. Mit dem russischen Mirabeau aber verschwand auch der Oktobristenführer Gutschkow, aus dessen Abschiedsworten deutlich die Ursache des schnellen Sturzes der Männer, die dem Zarismus das Rückgrat gebrochen hatten, zu erkennen war: die überwiegende Friedensehnsucht im Volk. Armee und Volk aber sind nicht zu trennen, und ein Volkskrieg kann nicht ohne oder gegen das Volk geführt werden. Wenn also das Unerwartete Ereignis wurde und Kerenski ohne jede Vorbereitung und irgendwelche Kenntnisse vom Militärwesen die Stelle Gutschkows einnahm und Kriegsminister wurde: war da nicht zu erwarten, daß man in Petersburg endlich die Nutzlosigkeit weiterer Kämpfe im Vasallendienst Englands einsehen und die von Berlin aus dargereichte Friedenshand ergreifen würde? Weit gefehlt! Wieder einmal zeigte sich, daß in Rußland die politischen Dinge meist den Lauf nehmen, der dem vom gemeinen Menschenverstand erwarteten Kurs stracks entgegengesetzt ist. Zunächst klagte Kerenski in beweglicher, tränenerstickter Rede, nicht im Märzsturm aus dem Leben geschieden zu sein mit dem damals berechtigten Traum, daß im zarischen Reich ein gänzlich neues Leben aus den Ruinen der gestürzten Willkürherrschaft zu sprießen begonnen habe. Dann aber besinnt er sich, daß der Zypressenschmuck solcher Elegien wohl auf das Grab eines weltflüchtigen Träumers, nicht aber in den Schützengraben einer kämpfenden Armee paßt, geht nach der Front und spricht von der eisernen Zucht, „die er nicht kenne, aber einführen wolle, um die eroberte Freiheit bis zur verfassunggebenden Versammlung zu erhalten". Ist dies schon Tollheit, hat es doch seine natürlichen Beweggründe. Die allgemeine Verwirrung ist bereits so groß, daß jeder, auch noch so pazifistisch gesäuerte Machthaber sich nur durch Anrufung des Kampfwillens der Armee, durch Ablenkung der inneren Sorgen und Nöte nach außen, glaubt durchsetzen zu können. So setzt sich das Tragikomödienspiel in immer seltsameren Formen fort. Kerenski schlägt sich die Toga des Prokonsuls und Liebhabergenerals um die Lenden und feuert die Truppen zum letzten, entscheidenden Kampf gegen das germanische Barbarentum an. Er versöhnt sich mit den Priestern, über die er ehedem gespottet, und läßt sie, während bei Brzezany die Schlacht tobt, vor den Kirchentüren und auf der Gasse um Sieg beten. Er streut Auszeichnungen aus, verleiht rote Fahnen an die Sturmtruppen, spornt sie zum Kampf mit glühenden Worten an und drahtet — erlogene Siegesberichte nach der Newa. Er betet alle Götzen an, die er früher verbrannt, und redet und redet und redet. Denn Stilübungen mit dem Mund, nicht Taten und ernste Reformarbeit mit Kopf und Hand sind es, wovon das umgestürzte Rußland lebt. Er ahmt in seinen Ansprachen an die Truppen das Abbild seiner Vorgänger nach, redet den Engländern nach dem Mund und tischt das Märchen von der Anstiftung Rußlands zum Verrat seiner Bundesgenossen durch die Mittelmächte auf. Das Pfund und die Londoner Hetzpresse und die Botschaft am Zarizi Lug regiert in Rußland unter sozialistischem Regiment so gut wie unter bürgerlichem.

Verehrer und — Verehrerinnen haben Kerenski als Garibaldi, ja als Napoleon gefeiert. Von der lächerlichen Parallele zum großen Korsen abgesehen, hinkt auch der Vergleich mit dem italienischen Volkshelden, der durch sein eigenes Beispiel der Versöhnung der Massen mit einer freiheitlichen und nationalgesinnten monarchischen Regierung in vorbildlicher Tapferkeit die Gasse brach und von seinem unauslöschlichen Haß gegen das päpstliche Kirchenregiment niemals abwich, auf allen Füßen. Der Sozialistenführer ist vielmehr der echte, rechte, unvergleichliche Russe, der an einem Tag ebenso seines Volkes Größe vergöttert und in Siriushöhen steigert, wie er anderen Tags, der ihm angeborenen Zwiespältigkeit, Traumhaftigkeit, Zerrissenheit seines Wesens gemäß, ähnlich dem Barfüßermönch Gorkis verzweifelt: „Brüder, wir zerplatzen noch alle, bei Gott! Und warum? Weil unser ganzer Inhalt überflüssig und unser ganzes Leben nutzlos ist." Und dieser Tag des Zusammenbruchs kann nicht mehr fern sein. Der Schwindsucht verfallen, mit dem Mal des Todes gekennzeichnet, wird Kerenski gleich einem Licht, das vor dem Auslöschen nochmals hell aufflackert, Ministerpräsident und spricht von der letzten, heldenmütigen Kraftanstrengung in orakelhaften Phrasen, in brüderlichem, auf sozialistische Ohren berechnetem Tonfall zur Truppe, die zum geringsten Teil aus Parteiangehörigen der Industriearbeiterschaft, zum weitaus überwiegenden Teil aus Bauern besteht, die den Frieden wollen. So wird ihm die Geschichte einst eine Hauptschuld an diesem schlimmen Abend eines mit überschwenglichen Hoffnungen begrüßten Sonnentags beimessen. Auf seinen Grabstein paßte keine Inschrift besser als das Römerwort:

Nil aequale homini fuit illi, nil fuit umquam
Sic impar sibi.

Niemand war jenem Menschen gleich, niemand sich ungleicher als er.



Phot. Welt-Preß-Photo. Wien.

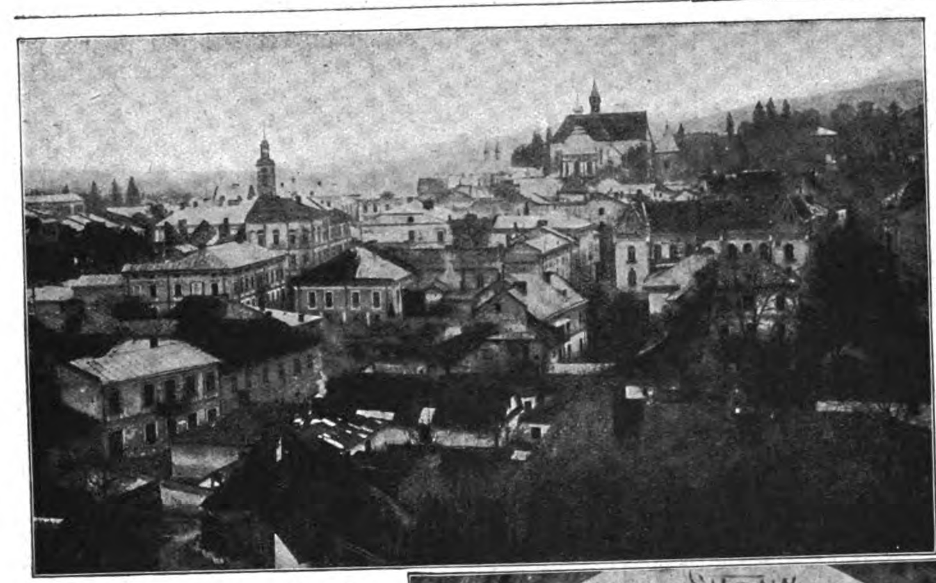
Österreichisch-ungarische Fernsprecherabteilung beim Telephondrahtlegen auf dem Vormarsch durch russische Dörfer.

Brzezany.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung".

(Hierzu die Bilder Seite 119.)

Von allen galizischen Provinzstädten, die ich im Kriege sah, ist vielleicht Brzezany die reizvollste. Sie ist gar oft im Heeresbericht genannt worden. Denn die von dem Westufer der Narajowka bei Lipnica Dolna in das Hügelgelände der Podolischen Schweiz nach Nordost umbiegende Front macht hier eine scharfe Wendung nach Norden und führt in wenigen Kilometern Entfernung vom Stadtinnern halbkreisförmig herum, über den Zlota Lipaabschnitt hinüber zur Ceniowka, ihrem Nebenflüßchen, hinauf. An dieser galizischen Frontecke war eigentlich



immer so ein bißchen Unruhe und Kampf. Deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Truppen wurden ständig von den Russen belästigt; namentlich während der großen Brussilowoffensive des Jahres 1916 suchte der Gegner hier durchzustoßen, um mit Brzezany die erste Etappe und die gute Straße zum Marsch nach Lemberg zu gewinnen.

Brussilow hat zur Sommeroffensive des Jahres 1917 wieder den Hebel bei Brzezany angesetzt. Tagelang warf er seine aufgestapelte Munition auf die Brzezanystellungen, dann brausten seine Massen gegen die 400 Meter hohe, weithin die Stellung beherrschende Lysoniahöhe vor und vermochten sie auch für kurze Stunden zu nehmen. Frei lag der Blick auf das schöne Brzezany, das winkende Kampfziel. Da warf sächsische Tapferkeit den achtfach überlegenen Gegner in schneidigem Gegenstoß; Brzezany blieb unbehelligt. Nun gingen die Kämpfe der zähen Revolutionstruppen und ihrer mit so viel Trara und Reklame begründeten Todesbataillone weiter. Sie verdienten sich jetzt ihren Namen. Daß nicht allzuviele ihn zurückbrachten und seinen Ruhm verkündeten, dafür sorgte die Taktik ihres berüchtigten Führers, des „Menschenschlächters" Brussilow.

Brzezany, das vor dem Kriege etwa 15 000 Einwohner zählte, ist ein stilles kleines Provinzstädtchen inmitten der Höhenzüge der sogenannten Podolischen Schweiz und liegt selbst in einer Schlucht zwischen die Berge eingebettet. Die Zlota Lipa fließt an der Stadt vorbei und riß früher bei Hochwasser das fruchtbare Ackerland ihres Tales oft mit sich fort. So baute man dicht oberhalb der Stadt vor mehreren Jahrzehnten einen breiten Damm zwischen die Hügel und staute einen recht malerischen und hübschen Bergsee von drei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite auf. An dem Seedamm lag die große amerikanische Getreidemühle des russisch-polnischen Fürsten Potocki, die von den Russen angezündet wurde und von der heute nur noch die kahlen Mauern stehen. Dieser Potocki spielt heute oder spielte vor dem Kriege die Hauptrolle in Brzezany. Er war der größte Grundbesitzer und Industrielle der Gegend. Ihm gehörte das alte Schloß, dessen westlichen Flügel er zum Teil niederriß, um eine Brauerei dort einzurichten. Ihm winkte schönste Erholung von seinen zahlreichen Geschäften in dem entzückenden Renaissanceschlößchen Raj, zu dem man von der Stadt aus durch eine mächtige alte Lindenallee spaziert.

Aber nicht das fünfarmige Kreuz, das als Wappenzeichen der Potockis heute den schlanken Rathausturm schmückt, hat Brzezany seine Bedeutung verschafft, sondern die, die ihm den Stempel ihrer gewaltigen Persönlichkeit aufdrückten, waren das polnische Fürstengeschlecht der Sieniawskis. Einer ihrer Stammväter war Nikolaus, der im Jahre 1554 das Schloß erbaute, eine machtvolle Anlage auf der durch zwei Zlota Lipa-Arme gebildeten Insel am Ostrande der Stadt. Es steht, bisher nur durch wenige Granaten und Schrapnelle der Russen belästigt, in seiner äußeren Fünfeckform noch ziemlich unversehrt, wenn auch stark zermürbt und verkommen da, ein rechtes festes zweistöckiges Trutzgebäude gegen mittelalterlich-heidnische Angriffe, die die Türken bis dahin trugen. Der Hof mit seinen Arkadengängen, ähnlich denen des Königschlosses in Krakau, ist weit und geräumig, das ganze Schloß soll im siebzehnten Jahrhundert eines der größten, stärksten und mit Kunstschätzen reich versehenen Schlösser Polens gewesen sein. Vor dem Kriege





Oberes Bild: Blick auf Brzezany vom Bernhardinerkloster aus. — Mittleres Bild: Grabkapelle des Fürsten Sieniawski in Brzezany. — Unteres Bild: Der Hof des alten Schlosses von Brzezany.

Aus Brzezany.

waren die wenigen noch benutzbaren Räume mit Soldaten belegt. Einen kleinen Begriff von der Machtfülle der Sieniawskis bekommt man noch in der alten Schloßkapelle, die an der dicken Festungsmauer neben dem Torbogen liegt. Sie ist in italienischem Barock erbaut und birgt in ihren beiden kuppelgekrönten Grabkapellen fünf prächtige Denkmäler der Familie. Das größte, jenes des Adam Hieronymus Sieniawski, schuf der Bildhauer Johann Pfister aus schwarzem und rotem Marmor des Dnjestrtales. Eine ruhende Ritterfigur wird von einem Baldachin gekrönt, der fünf symbolische Frauengestalten der Wissenschaft und Kunst, der Macht und Weisheit und der Mildtätigkeit trägt. Für die drei Söhne dieses Fürsten fertigte Pfister daneben ein Denkmal von ähnlicher Kraft und Schönheit. In der gegenüberliegenden Kapelle stammen von dem Lemberger Bildhauer Horst drei Grabdenkmäler und Sarkophage. Die ganze Anlage ist eines der bedeutendsten Kunstdenkmäler Galiziens, und man dankt es dem Grafen Stanislaus Potocki, daß er im Jahre 1878 die Schloßkapelle durch gute und verständige Künstler erneuern und instandsetzen ließ. Denn vorher war die Kirche einmal an Juden — zu einem Branntweinlager vermietet und ward im Krimkrieg als Militärmagazin benutzt. Durch Säbelhiebe wurden dabei die alten Denkmäler erheblich beschädigt. Und da die großen hebräischen Buchstaben des Wortes Jehova, das über dem Kircheneingang steht, aus reinem Golde sein sollen, sollen böhmische Husaren, die einst hier im Quartier lagen, versucht haben, sie durch Kugeln herabzuschießen. Es gelang ihnen allerdings nur zum kleinen Teil.

Den Sieniawskis verdankt Brzezany seine Entstehung, denn die Stadtsiedelung bildete sich um das Schloß herum und das kunstsinnige Fürstengeschlecht tat alles zu ihrer Hebung und Förderung. So entstand, hochgelegen und durch eine Mauer mit Schießscharten bewehrt, Ende des sechzehnten Jahrhunderts die gotische Pfarrkirche mit zwei schönen Seitenkapellen und einem von Adam Hieronymus später daneben gebauten Glockenturm. So krönte einen Hügel über der Stadt, von dem aus man den weitesten Blick auf Stadt und See, wie ins ganze Zlota Lipatal genießt, das Kloster und die Kirche der Bernhardiner, deren Kirchenfeste im Juni und September noch jetzt von weither die Gläubigen anziehen. Ein altes Eichenkreuz auf der höchsten Erhebung der Kuppe hält die Erinnerung an den Sieg von Grunwald fest. Ein Denkmal aus neuerer Zeit ist das von Professor Marconi, dem Erneuerer der Schloßkapelle, entworfene Sobieskiwahrzeichen auf dem stattlichen Ringplatz vor dem Rathaus. Nach Süden zu liegt die Vorstadt Brzezanys, Adamowka. Hier hat man an der Stelle einer Schlacht mit den Russen im Jahre 1709 eine Kapelle gebaut. Nicht gar weit davon, je etwa 2½ Kilometer nach Süden und Osten, finden wir das Dörfchen Posuchow und die Lysoniahöhe, wo im Sommer 1917 die Russen neuen Schlachtenlorbeer zu erwerben suchten. Man sieht vom Bernhardinerhügel aus hinüber zu den Kampfstätten; der Schlachtenlärm hallte schaurig in den leeren und verlassenen Straßen des podolischen Städtchens. Es war ein zauberhaftes Bild, wenn man in klaren Mondnächten da oben stand und auf die von blassem Silberlicht überflossene Stadt blickte, während am Horizont das ganze Feuerwerk der Schlacht aufblitzte und der Geschützdonner weithin durch die Schluchten und Täler rollte.

Die Zerstörung der Funkenstation auf der russischen Insel Runö durch deutsche Wasserflugzeuge.

(Hierzu das Bild Seite 121.)

Der Seekrieg in der Ostsee ist so ganz anders verlaufen, als man allgemein vorher gedacht hatte. Da die Nordsee naturgemäß der Hauptkriegschauplatz für die deutsche Flotte werden mußte, blieb für die Ostsee nur ein geringer Teil der Kriegschiffe übrig, was die Deutschen dort zu einer abwartenden Haltung zwingen mußte. Trotzdem die baltische Flotte der Russen zu Beginn des Krieges über 200 000 Tonnen groß war und weitere 100 000 bald nachher in Gestalt von vier Großkampfschiffen hinzutraten, zeigte sie keinerlei Angriffsgeist, sondern zog es vor, hinter ausgedehnten Minenfeldern ein beschauliches Dasein zu führen. Nur die Minenschiffe waren an der Arbeit und machten dem von den Russen von jeher beliebten Minenwesen alle Ehre. War es den deutschen Kreuzern und Torpedobooten in dem ersten Kriegsjahre noch leicht möglich gewesen, in den Finnischen und den Rigaischen Meerbusen einzudringen, so wurde dies später durch verankerte und treibende Minen immer gefährlicher. Infolgedessen traten die Unternehmungen der deutschen Schiffe, abgesehen von denen der U-Boote, immer mehr zurück; Luftschiffe und besonders Flugzeuge nahmen ihre Stelle ein im Kampfe gegen Schiffe, Flottenstützpunkte und sonstige militärische Anlagen.

Nach der Besetzung der Südküste des Rigaischen Meerbusens durch deutsche Truppen versuchten die Russen, ihren Gegnern den Aufenthalt dort durch das Eingreifenlassen von Kriegschiffen so ungemütlich wie möglich zu machen. Die Schiffe wurden aber nach kurzer Zeit durch deutsche Flieger vertrieben. Zur Abwehr richteten die Russen auf den Inseln vor dem Rigaischen Meerbusen Flugstationen ein, mit deren Fahrzeugen die deutschen Flieger manch ruhmvollen Kampf bestanden haben. Wiederholt wurden die feindlichen Flugplätze ausgiebig mit Bomben belegt und zerstört. Diese Unternehmungen waren um so leichter, je überraschender sie durchgeführt wurden; es galt also, besonders die Stellen zu vernichten, von denen aus das Beobachten und Melden der ankommenden deutschen Flugzeuge möglich war.

Mitten im Rigaischen Meerbusen liegt die Insel Runö, auf der bereits im ersten Kriegsjahre eine Landungsabteilung von S. M. S. „Augsburg" den Leuchtturm zerstört hatte, um die Abgabe von Lichtzeichen zu verhindern. In richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Insel, der infolge der ausgedehnten Minenfelder durch Schiffe kaum noch beizukommen war, errichteten die Russen dort später eine Funkenstation, die alle Beobachtungen auf dem Wasser und in der Luft weitergeben konnte und den deutschen Fliegern recht hinderlich war. Zu ihrer Zerstörung stieg am 14. Juni 1917 eine Anzahl Wasserflugzeuge auf. Ohne auf Gegenwehr zu stoßen, gelang es ihnen, durch zahlreiche Bomben die Haupt- und Nebengebäude in Brand zu setzen. Wieweit dabei die aus mehreren eisernen Masten und Maschinenanlagen bestehende Funkeneinrichtung zerstört worden war, ließ sich von den Flugzeugen aus nicht mit Sicherheit feststellen. Hierzu war eine Landung nötig, bei der etwa noch brauchbare oder wiederherstellungsfähige Anlagen vernichtet werden sollten. Schon am nächsten Morgen erschienen wieder deutsche Flugzeuge über der Insel. Auch diesmal fanden sie keine Gegenwehr. Mehrere der Doppeldecker wasserten und rollten auf den flachen Strand; Sekunden später stürmten ihre Insassen auf die die Funkenstation tragende Höhe, wo kurz darauf Sprengwolken, zusammenbrechende Masten und einstürzende Mauern zeigten, daß die Funkenstation Runö gründlich zerstört worden war. Während der Sprengungen hielten die übrigen Flugzeuge Wache, um die militärische Besatzung der Insel im Schach zu halten und Luftangriffen zu begegnen; aber die Russen dachten nicht an Gegenwehr. Nach Ausführung ihres Auftrages stiegen die gelandeten Flieger wieder auf, vereinigten sich mit ihren Gefährten und erreichten alle wohlbehalten ihren Stützpunkt.

Waffenstillstand und Friedensverhandlungen.

Von Richard Graf Du Moulin Eckart.

Am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz sandte Feldmarschall Benedek den Freiherrn v. Gablenz mit der Bitte um Waffenstillstand ins preußische Lager. Er wurde gar nicht vorgelassen, sondern erhielt nur den Bescheid, daß der König zur Bewilligung bereit sei unter der Bedingung der Übergabe der Festungen Königgrätz, Josephstadt und Theresienstadt. Da Freiherr v. Gablenz dafür keine Vollmacht hatte, verzögerte sich die österreichische Antwort um mehrere Tage, und als er wieder kam, war es zu spät. Durch das Eingreifen Napoleons hatte sich die politische Lage völlig gewandelt, und Moltke erklärte dem Abgewiesenen, daß die österreichischen Vorschläge unannehmbar seien. — Das ist ein geradezu typisches Schulbeispiel für die Behandlung der Waffenstillstandsfrage durch eine siegreiche Armee. Zum Frieden wäre Preußen sofort bereit gewesen, und



Deutsche Wasserflugzeuge landen am 15. Juni 1917 auf der russischen Insel Runö zur Vernichtung der Funkenstation.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kabelbau im Krngebiet.

wir wissen, wie Bismarck nach dem ausgetragenen Bruderzwist zu weitgehendem Entgegenkommen entschlossen war, um die geschlagene Wunde zu heilen und sie nicht weiter schwären zu lassen. Aber ein Waffenstillstand, der den Fortschritt der eigenen Waffen gehemmt, dem Feinde jedoch die Möglichkeit geboten hätte, sein geschlagenes Heer zu sammeln, ja, selbst neue Streitkräfte heranzuziehen, war undenkbar. Er hätte nicht bloß die Entscheidung verzögert und den Ausgang fraglich gemacht, sondern auch den Abschluß des Friedens selbst auf unbestimmbare Zeit hinausgeschoben und damit die Leiden des Krieges verlängert. Ein solcher Fehler lag außerhalb Bismarcks Gesichtskreis. Für ihn gab es nur eines: unmittelbarstes Zusammenwirken von Heeresleitung und Staatskunst, sofortige diplomatische Ausnützung der strategischen Vorteile. Darauf beruhen denn auch die außerordentlichen Erfolge, die er während der weltgeschichtlichen Jahreswoche von 1864 bis 1871 durch die drei Kriege errungen hat. Schon während des Feldzugs in Schleswig-Holstein hat er ähnlich gehandelt, obwohl damals die politische Lage nach den ersten Siegen einen Einschnitt in den Operationen notwendig machte. Denn es galt, auf den Londoner Konferenzen die weitere Entwicklung der Dinge durch kluge diplomatische Schläge vorzubereiten. Aber kaum hatte sich dort der Gegner selbst ins Unrecht gesetzt und die Hilfe seiner Freunde ausgeschaltet, erfolgte der glorreiche Übergang nach der Insel Alsen und der Vormarsch nach Nordjütland. Nun konnte dem Gegner der Waffenstillstand endgültig gewährt werden. Denn elf Tage später, am 1. August, kamen bereits die Friedensvorverhandlungen in Wien zum Abschluß.

Nicht minder rasch vollendeten sich unter Bismarcks Meisterhand Frankreichs Geschicke. Dort ward die Gewährung der Waffenruhe an die Übergabe von Paris geknüpft, das Kampfgebiet im Südosten aber blieb davon ausgeschlossen. Doch auch hier hatte sie einen schwerwiegenden, politischen Grund. Dem republikanischen Frankreich mußte Zeit und Möglichkeit für die Wahlen zur Nationalversammlung gegeben werden. Trotzdem ging es Schlag auf Schlag. Am 28. Januar kapitulierte Paris, am 26. Februar wurden in Versailles die Friedensvorverhandlungen abgeschlossen, am 1. März hielten die Deutschen ihren Einzug in Paris. Das war glatte Arbeit. Aber die Hauptschwierigkeiten für Bismarck lagen darin, die drohende Einmischung des Auslandes von den Friedensverhandlungen fernzuhalten. Diesen Gesichtspunkt hat er während des ganzen Krieges nicht aus den Augen verloren. Tag und Nacht stand er auf der Wacht und beobachtete das kleinste Wölkchen, das etwa aus den Wetterwinkeln aufstieg, um sofort der Gefahr vorbeugen zu können, ehe es sich zur drohenden Gewitterwolke entwickeln konnte. Zugleich aber drang er auf Beschleunigung der entscheidenden Schläge und auf rasche Vollendung des Krieges, um so die mißtrauischen und keineswegs wohlgesinnten Neutralen zu zwingen, sich in das Unabänderliche zu fügen.

So stehen diese drei Kriege, durch die er das Reich zusammengeschweißt, einzig in der Weltgeschichte da, und man kann ruhig von einer Bismarckischen Methode sprechen, die freilich mit der Tapferkeit und der meisterhaften Führung des Heeres stand und fiel. Aber er hatte sie ja auch auf diese aufgebaut.

Es ist jedoch schon manch blutiges Treffen umsonst geschlagen, manch heißer Sieg errungen worden, ohne daß sie von dem ihrer einzig würdigen Erfolg gekrönt gewesen wären, weil sie nicht rechtzeitig genützt wurden, weil Heerführer wie Staatsmann dem Feinde Zeit und Gelegenheit ließen, die Scharte auszuwetzen, nach neuen Kräften und vor allem sich nach neuen Verbündeten umzusehen. Auf diese Weise ist es möglich geworden, daß jener Krieg, der dort in Böhmen begann, deutsches Land und Volk durch dreißig Jahre den furchtbarsten Leiden in steter Steigerung ausgesetzt hat. Freilich, die Hauptschuld lag an der deutschen Kleinstaaterei, die den gierigen Nachbarn Tür und Tor öffnete, um so Deutschland am Ende zum Schlachtfeld Europas zu machen. So entwickelte sich aus dem Kampfe um die höchsten Lebensfragen unseres Volkes ein Krieg, der schließlich nur noch um seiner selbst willen geführt wurde. Daneben aber wurde jahrelang um den Frieden verhandelt, das Spiel des grünen Tisches und das der „launischen Bellona" gingen fortwährend ineinander über, bis endlich der westfälische Friedenstraktat zustande kam, der im Grunde nichts anderes war als die Erfüllung der gesamten Wünsche unserer Feinde. Und doch hatte auch dieser Krieg einen Höhepunkt, der einen für Deutschland günstigen Ausgang versprach, in dem Auftreten Gustav Adolfs. Aber dieser verdankte seine Erfolge eben dem Umstande, daß er als Feldherr wie als Staatsmann seine Gegner gewaltig überragte. Diese leuchtenden Augen haben sich zu früh geschlossen für sein Schweden und für uns.

Äußerlich genommen aber gleicht der Krieg der dreißig Jahre dem heutigen, nur daß dieser ein einiges Deutschland vorgefunden und ein Österreich, das von uns weder durch dynastische noch durch sonstige Gegensätze geschieden ist. Aber was jenen so furchtbar gemacht und in so grauenvoller Weise verlängert hat, das Ränkespiel der Feinde, das fehlt auch heute nicht. Ihre Absicht ist die gleiche wie vor dreihundert Jahren, und sie rechnen noch jetzt auf ein neues Münster und Osnabrück und glauben, die Methoden von damals könnten sich auch heute bewähren. Lange genug haben diese ja Geltung behalten. Das achtzehnte Jahrhundert wird wie das siebzehnte von ihnen beherrscht. Erst Friedrich der Große hat ihnen Widerpart gehalten, weil er eben, genau wie Gustav Adolf, ein ebenso großer Feldherr wie Staatsmann war. So ist es ihm gelungen, sich ihrem Netze zu entziehen und seinen Staat zu retten. An ihm und seinem Willen scheiterten die alten Gepflogenheiten. Aber erst Napoleon brach vollkommen mit dem alten System. Wo er eingriff, da gab es kein Verzögern und Verzetteln, die kleinen, schlauen Mittel des Diplomaten versagten gegenüber seinem Willen, der besiegte Gegner mußte den Frieden nehmen, wie er ihn bot. Nur wenn es seinen

Plänen entsprach, ließ er sich herbei, dem besiegten Gegner Luft zu machen. So hat der Vertrag von Leoben, der der Wiener Hofburg die Rettung dünkte, ihn selbst aus schwierigster Lage befreit. Ihm konnte sich der Friede von Campo Formio anschließen, aus dem hinwiederum nach Bonapartes Willen jener Kongreß von Rastatt hervorging: das echte Bild der alten Zeit, in dem das Diplomatentreiben des achtzehnten Jahrhunderts ad absurdum geführt worden ist und jene ihr eigenes Satyrspiel der Welt vorgeführt haben.

Und doch hat auch Napoleon sich einmal, und zwar im entscheidendsten Augenblicke, in seinen eigenen Mitteln getäuscht, als er nach den beiden großen Siegen von Großgörschen und Bautzen den Waffenstillstand von Poischwitz schloß. Jener 4. Juni 1813 ward ihm selbst zum Verhängnis, den Gegnern aber bot er die Rettung. Er glaubte die gewonnene Frist nützen zu können, sein Heer zu verstärken und die Zwietracht zu säen zwischen seinen Feinden. Aber auch diese haben die kostbaren Wochen nicht ungenützt verstreichen lassen und Napoleons Starrsinn gewann ihnen den dritten Verbündeten, dessen sie bedurften, um des gewaltigen Gegners Herr zu werden. Als der Feldzug wieder begann, da mußte der Kaiser erkennen, daß sich das Blatt zu seinen Ungunsten gewendet hatte. Das Schicksal pochte an die Pforte.

Alle diese Beispiele, denen sich viele andere zugesellen ließen, bergen reiche, ernste Lehren für unsere Tage. Die Klage über die lange Dauer des Krieges muß schweigen. Und sie kann es. Denn unsere Lage ist jetzt günstiger denn je. Wir sehen langsam die Früchte der gewaltigen und glücklichen Offensiven reifen, die unsere Heere in Ost und West so weit hineingeführt haben in Feindesland. Nun zwingt die eigene Not die Gegner zur Offensive, die ihnen ungeheure Opfer zumutet und sie vor unseren Stellungen verbluten läßt. Denn eine mißglückte Offensive schädigt die Gegner unter Umständen mehr als eine verlorene Schlacht. Sie schwächt ihre zahlenmäßige Überlegenheit und nimmt ihnen die Möglichkeit entscheidenden Erfolgs.

Und während ihre Sturmscharen zusammenschmelzen in unserem Feuer, geht der U-Bootkrieg seinen festen, furchtbaren Gang. Unerbittlich greift er dem Feinde an den Lebensnerv, bis er diesen selber trifft. Den Augenblick gilt es zu erwarten in Geduld und Vertrauen. In unserem Hauptquartier stehen die genialen Führer unseres Heeres und unseres ganzen Volkes auf hoher Warte, von der aus sie die weitgedehnte Lage überschauen. Sie sind voll Zuversicht. So dürfen wir es auch sein. Sie werden die Stunde erkennen, da der Feind das Fruchtlose seines Kampfes einsehen muß und sich zum Frieden gezwungen sieht. Aber ein Diplomatenfrieden wird das nicht. Weder der Spuk von Münster und Osnabrück, noch von Rastatt und vom Wiener Kongreß wird sich erneuern. Und darum wird der Waffenstillstand, der auf der ganzen Linie halt gebietet, nicht bloß der Vorbote des Friedens sein, sondern diesen selbst im Schoße tragen. Wie in den drei Kriegen Bismarcks. Das Schwert allein hat ihn gewonnen, das Schwert wird auch in diese Wagschale gelegt werden.

Die Schlacht in Ostgalizien.

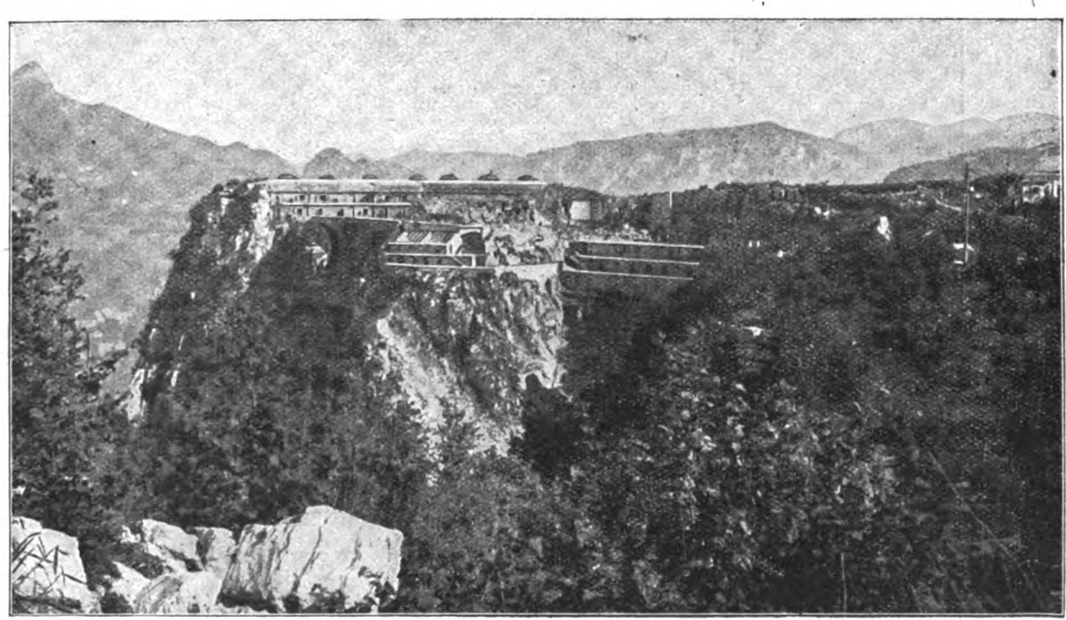
Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

I. Vorbereitungen, Führung, Frontverlauf, Anfangserfolge.

Am 1. Juli 1917 teilte der Kriegsminister Kerenski dem Ministerpräsidenten Lwow telegraphisch und mit fast französischem Überschwang mit, daß die russische revolutionäre Armee die Offensive ergriffen habe. Man kann sich in das stolze Hochgefühl hineindenken, das diesen „russischen Gambetta" beseelte (siehe auch den Artikel Seite 117). Eine harte wochenlange Arbeit schien von Erfolg gekrönt, ein politischer und militärischer Auflösung verfallenes, in seiner Manneszucht lockeres Heer wieder in der Hand seiner Führer. Und das ist Kerenskis unbestreitbar persönliches Verdienst. Gefangene erzählen, mit welcher Begeisterung dieser junge, bleich und kränklich aussehende Mann an der Front empfangen wurde, wie er bei Stäben und Offiziersversammlungen, vor den Soldatendeputierten und in den Schützengräben sprach, müde manchmal, aber unermüdlich, stets anfeuernd und aufpeitschend, ein wahrer Apostel des Ententeglaubens. Eine großzügige Aufklärungsarbeit setzte mit amerikanischen Mitteln und englischer Beweisführung an der ganzen russischen Front ein. Der schmiegsam weiche, gläubige und leicht zu überredende russische Soldat stand wochenlang unter einem Trommelfeuer der Wühlarbeit, das schließlich auch den klarsten Verstand trüben, die härtesten Gegengründe erschüttern mußte. Ein Zahlenhagel sauste auf diese armen Köpfe, der unwiderleglich beweisen sollte, wie man in Deutschland hungere, an Rohstoffen leide, uneinig und politisch gespalten sei, wie in Österreich-Ungarn die Dinge noch viel schlimmer lägen. Ein zermürbtes Heer, dessen beste Teile zudem der englisch-französisch-italienische Ansturm an der West- und Südfront fessele und fernhalte, stehe den Russen gegenüber. Es zu besiegen sei leicht, von ihm sich gefangen nehmen zu lassen, bedeute Hunger- und Martertod. Ein kleiner Anstoß noch und der Feind dreier entbehrungsreicher Kriegsjahre müsse fallen. Und den Todesstoß solle ihm das freie revolutionäre Heer der russischen Republik versetzen, das der inneren Befreiung vom Zarismus die äußere Befreiung der armen geknechteten Welt vom Hohenzollernmilitarismus zugesellen dürfe. Leichte Lorbeeren winkten! Denn nicht mehr mit den Zähnen sollten die russischen Infanteristen die feindlichen Linien und Drahtverhaue zerbeißen müssen — unwiderstehliche Massen von Artillerie sollten ihnen eine Gasse hauen, eine Bresche schießen, in der weder ein feindlicher Mann noch ein Geschütz oder Maschinengewehr mehr lebte und Widerstand leistete, so daß mit geschultertem Gewehr und unter den Klängen seines Freiheitsliedes das Revolutionsheer über die Leichenfelder siegreich einherschreite.

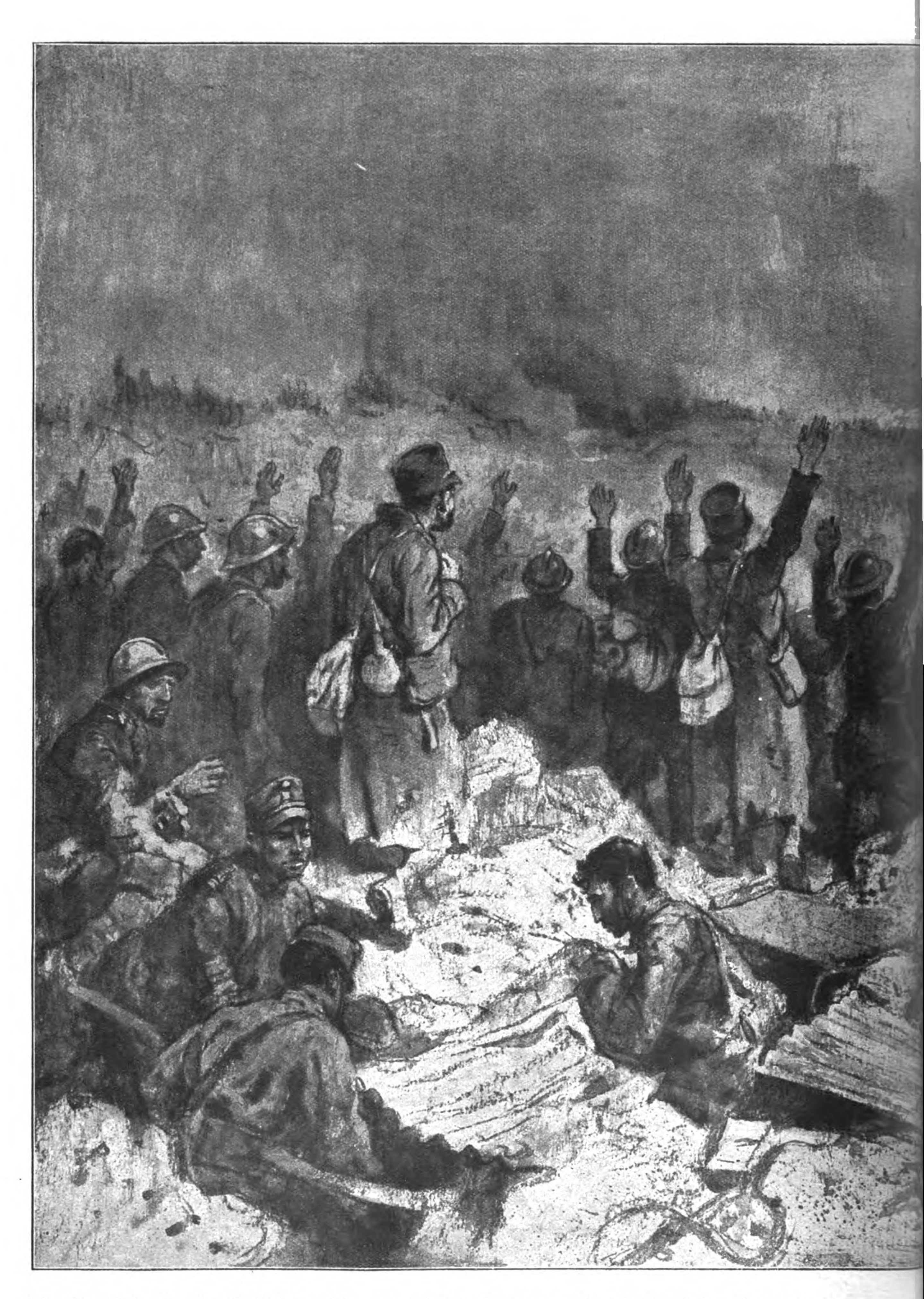
So klang es aus tausend Kehlen der Aufhetzer und las man es auf Millionen von Druckschriften. Und Englands Gift wirkte in den von Freiheitsphrasen berauschten Köpfen.

Eine gewaltige Arbeitsleistung ging damit in aller Stille Hand in Hand. Truppenansammlungen in bisher kaum gekanntem Maßstabe erfolgten, Artillerieparke wurden nach westlichen Mustern zusammengezogen, Munitionsstapel häuften sich. In einer Zeit, da die Zeitungen der Welt voll waren von Meldungen über russischen Streit und russischen Wirrwarr, russische Streike und russische Bahnstockungen, da über das Lügennest Stockholm die wilde-

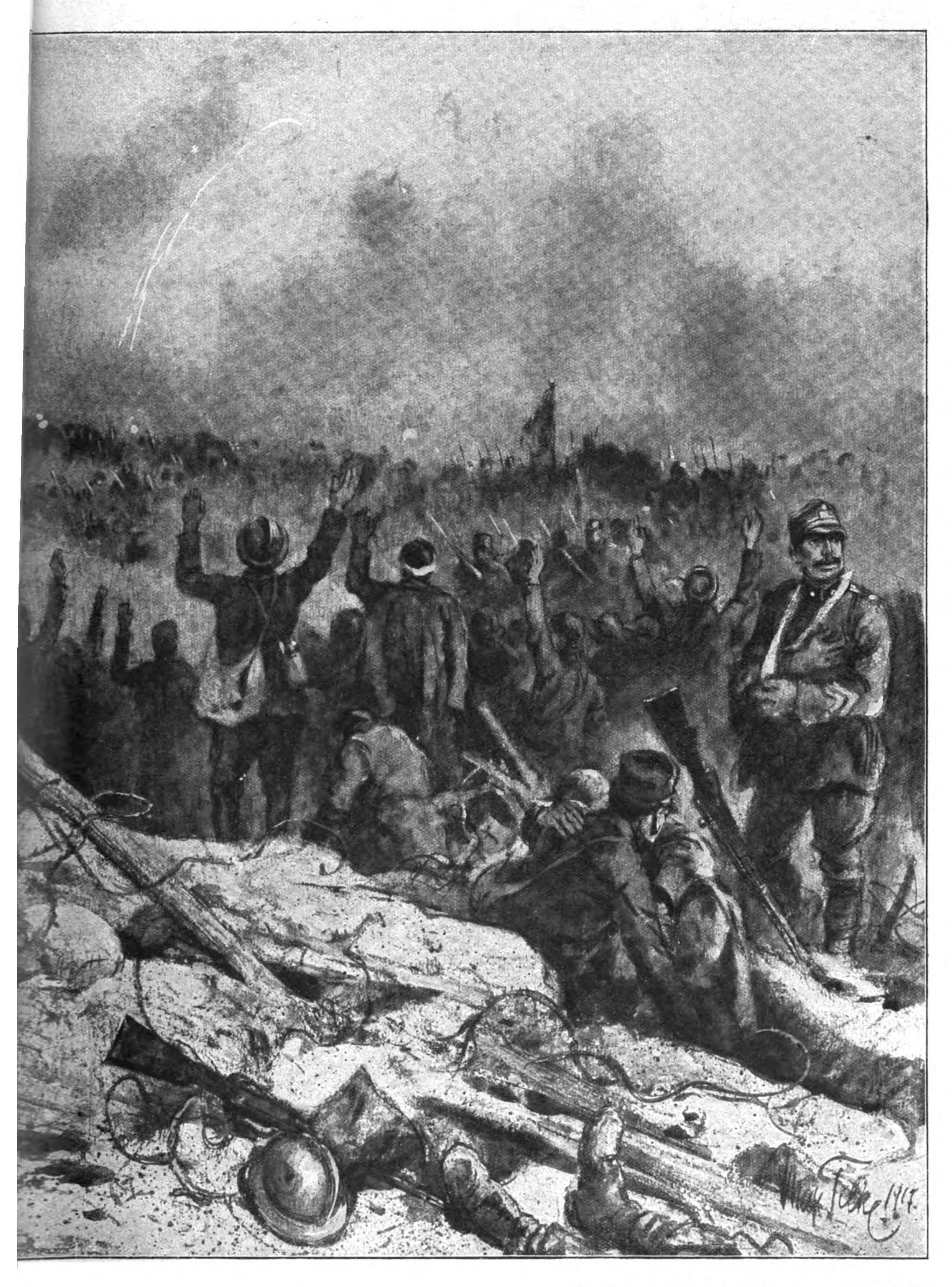


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Gesamtansicht des italienischen Panzerwerkes Punta-Cerbin im Südtiroler Grenzgebiet.



Aus den Kämpfen im Gebiet des Suganer Tales: Gefangennahme italienischer Truppen.



Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

sten Gerüchte über russische Auflösung verbreitet wurden, arbeitete und leistete der russische Generalstab höchst Achtbares. Die Menschenmassen rollten heran und wurden gut verpflegt, für den zu erwartenden Hunger der Geschützrohre wurde vorgesorgt. Kerenski fand in Brussilow einen kongenialen Helfer. Sein Name ist im russischen Heere als der des Siegers von Luck und von Wolhynien in gutem Klang. Seine Sommeroffensive war, was Geländegewinn und Zahlen von Gefangenen wie Geschützen angeht, einer der wenigen russischen Erfolge. Von diesen Zeiten her kannte das Heer ja allerdings seine rücksichtslosen Methoden des Massenvortreibens, aber gerade das sollte ja diesmal mit der besseren Artillerievorbereitung anders werden. Alles war also gut vorbereitet und die Frontstelle des Vorbrechens und Durchstoßens war so gewählt, daß der militärische Erfolg der Eroberung von Lemberg zugleich ein politischer Erfolg großen Stiles werden mußte. Die Polenfrage, für Deutschland mehr ein außenpolitisches, für Österreich-Ungarn gerade in diesen Tagen ein innerpolitisches Problem von schwerster Bedeutung, sollte aufgerollt und als Sprengmittel benutzt werden.

Die Rechnung hatte nur einen großen Fehler: sie schätzte trotz aller Kriegserfahrung von dreißig Monaten die Energie und Überlegenheit der deutschen Führung wie der deutschen Truppen, den Geist, der unser Heer beflügelt, immer wieder falsch ein. Wie weit dieser russische Fehler gerade auf die falsche Ententeaufklärung zurückgeht, soll hier nicht untersucht werden. Der Entente brauchte es ja nur darauf anzukommen, den russischen Bundesgenossen zum Handeln zu bringen, seine Massen in Schwung zu versetzen, um deutsche Truppen nach dem Osten anzuziehen und so ihre eigene Westfront zu entlasten. Die Ehre und das politische Verdienst (wie auch den daraus entspringenden Vorteil), dem Gegner dann den Todesstoß zu versetzen, hätten sich Engländer und Franzosen doch nicht entgehen lassen.

Am 1. Juli brach der Russensturm los. Wenige Tage zuvor suchte der russische Heeresbericht und suchten auch Petersburger Meldungen noch kleine deutsche Patrouillenunternehmungen (die an sich nur eine vorbeugende Abwehr und Aufklärung waren) als Beginn einer deutschen Offensive hinzustellen, fabelten von Gasangriffen und von Fliegerproklamationen mit Kampfansagen. Das war die letzte Vorbereitung der russischen Volksstimmung, war der letzte Ansporn für noch widerstrebende Soldaten, sich nun zu verteidigen, wo doch der Gegner angreife. Am 1. Juli ging der Vorhang auf und fiel die Maske.

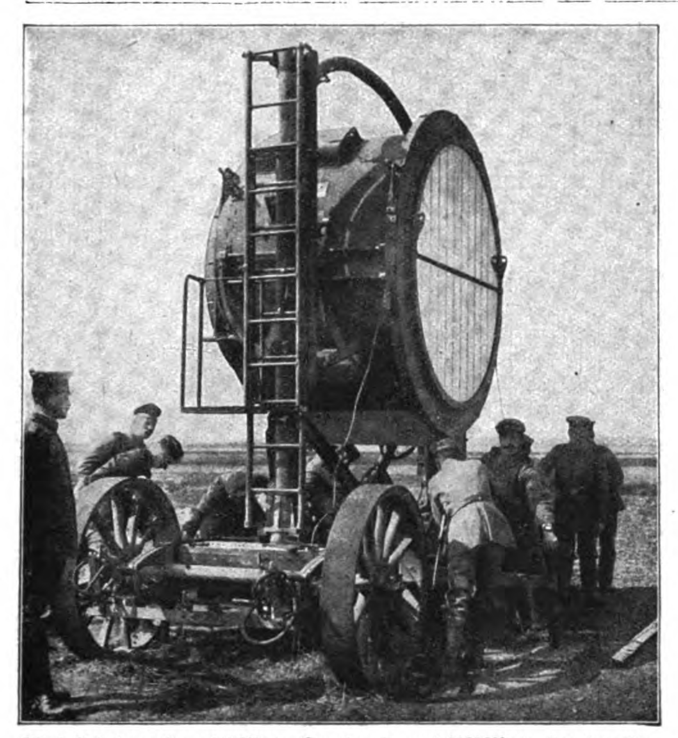
Der Angriffsraum liegt zwischen den Bahnstrecken Lemberg—Tarnopol und Lemberg—Chodorow—Rohatyn—Ostrow, also zwischen Narajowka und oberer Strypa. Es ist blutgetränkter, heißumstrittener Boden, den Brussilow zum Stoße wählte. Als im Sommer 1915 der Durchbruch von Gorlice der deutschen Südarmee Luft gemacht hatte, stieß sie über die Karpathen vor und beteiligte sich an der Wiedereroberung Galiziens. Teile von ihr traten dann unter dem alten Führer Linsingen als Bugarmee den Vormarsch über Brest-Litowsk hinaus an, andere Teile wurden der Führung des Generals Grafen Bothmer unterstellt und wandten sich ostwärts, bis sie an dem Strypaeinschnitt für Monate festen Halt fanden. Hier traf sie dann die große russische Sommeroffensive des Jahres 1916. Frontal waren ihre Linien nicht zu erschüttern. Aber im Norden zwang der Brussilowsche Stoß über Olyka—Luck hinaus die bundesgenössischen Reihen zurück, Brody ging verloren und die linke Flanke wurde bedroht. Im Süden drang der Feind über Czernowitz in die Bukowina ein und nahm Kolomea. Es gehörte alle Klugheit und Umsicht der Führung, wie alle Schneid der Truppen dazu, das russische Ziel der Abklemmung der ganzen Südarmee und ihrer Gefangennahme zu vereiteln. Unter schärfsten Kämpfen ging es zurück. Die neue Linie, an der sich die russische Offensivkraft brach, ging vom Panturpaß nach Nordosten hinter der schwarzen Bystritz her und dicht westlich Stanislau vorbei zum Dnjestr, den sie zwischen Jezupol und Halicz überschritt. Dann bildete die Narajowka bis zum Dorfe Lipnica Dolna die Grenze und dort wendete sich die Front wieder mehr östlich über die Hochebene der lieblichen „Podolischen Schweiz" weg. Südlich von Brzezany, bei Potutory, wurde der Zlota Lipaabschnitt überschritten und ihr kleiner linkseitiger Nebenbach, die Ceniowka, diente als Hindernis zwischen den Linien. Dann ging es immer in nordöstlicher Richtung über Strypa und Bahn Lemberg—Tarnopol bei Zborow weg, bei Zwyzyn hinter die Graberka und dann hinauf zum Oberlaufe des Styr. In ungeheurer Breite versuchten die Russen von Kirlibaba bis Kowel, also von den Karpathen bis zum Stochod, diese neue Front zu berennen und zu durchstoßen. Am 16. September und am 17. hatte die Südarmee gerade in ihren auch jetzt wieder angegriffenen Stellungen zwischen Narajowka und Ceniowka den Hauptstoß abzufangen. Deutsche, Türken und Österreicher-Ungarn kämpften dort. Bis in die Mitte des November hinein dauerten die Ausläufer dieses Hauptangriffes, das Streiten um einzelne örtlich begrenzte Punkte, wo der Russe Erfolg gehabt hatte und nun wieder vertrieben werden mußte.

Hofphot. H. Beosemann, Metz.

Kampfflieger Leutnant d. R. Heinrich Gontermann, Ritter des Ordens Pour le Mérite, der bis zum 1. Juli 1917 22 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht hat.

Es ist landschaftlich eine der schönsten Gegenden der Ostfront, um die damals und jetzt gerungen wurde. Die podolische Hochebene liegt etwa 250 Meter hoch und ihre höchsten Kuppen erreichen 400 und 470 Meter. Sanft geschwungene Höhenrücken werden durch prächtige Buchen- und Eichenwälder belebt, tiefeingeschnittene Täler sind an Flüßchen und Hängen dicht besiedelt. Der fruchtbare Boden trägt reiche Ernte an Mais, Erbsen, Hafer, Gerste, Tabak, aus üppigen Gemüsegärten und Obstanlagen leuchten die sauber und freundlich weiß gestrichenen Häuser und Höfe der polnisch-galizischen Bauern. Das Land erinnert zuweilen an Rheintäler, manchmal an die Schwäbische Alb, häufig an Thüringen. Die Stadt Brzezany, die nur zwei oder drei Kilometer hinter der etwas vorspringenden Frontecke liegt, ist, hübsch in eine podolische Schlucht gebettet, ein halbverschlafenes, nettes, kleines, sauberes Provinzstädtchen mit vielen historischen Architekturen und Denkmälern (siehe den Artikel Seite 118).

Ihr galt der russische Hauptstoß. Es war augenscheinlich russischer Plan, die Stadt zu nehmen, um damit Straßen und Bahn nach Lemberg zu gewinnen, die vorspringende Ausbuchtung einzudrücken, um dann nach rechts und links hin die Front der Südarmee aufzurollen. Um den Gegner zu täuschen und abzulenken, begann das feindliche Feuer und der Infanteriestoß schon etwas früher weiter nördlich, oberhalb des Dorfes Ceniow, wo die Front das Ceniowkaflüßchen verläßt. Dort führten die Linien vor dem im Tale liegenden langgestreckten Dorfe Koniuchy auf Höhenrücken entlang. Am 1. Juli ging das Dorf verloren, die Front wurde in eine auf rückwärtigen Hügelketten vorbereitete Stellung zurückgenommen; am 2. Juli erfolgten starke Angriffe der durch örtliche Reserven verstärkten



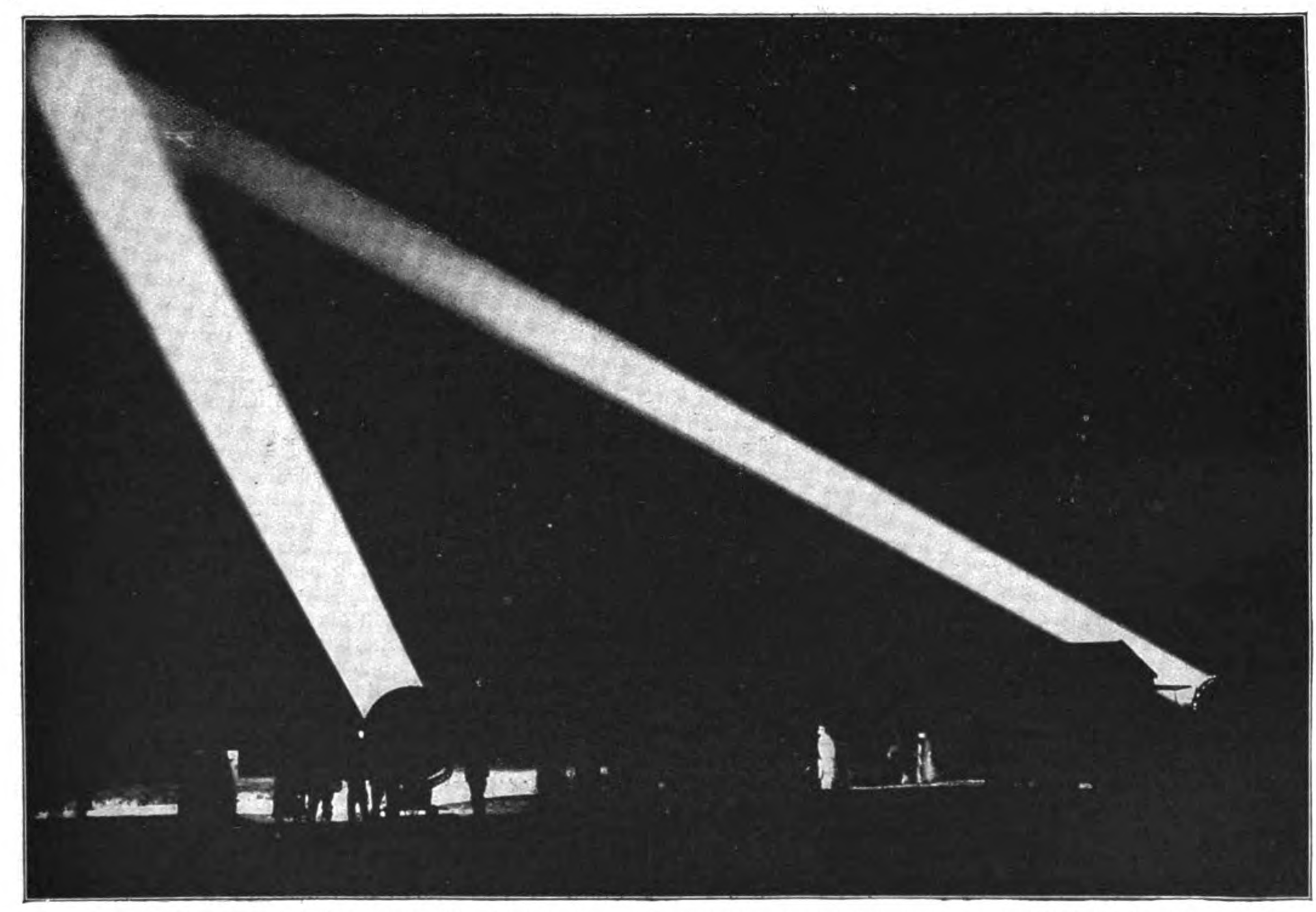
Flak-Scheinwerfer mit 2 Meter Durchmesser und 6000 Meter Leuchtweite.



Flak-Scheinwerfer beleuchtet ein Erdziel.

russischen Divisionen, die abermals Teilerfolge hatten. Die Einbruchstelle des Vortages wurde nach Norden zu etwas verbreitert, während die neue Front selbst gegen alle aus Koniuchy vorbrechenden Stürme gehalten wurde. Dagegen drangen weiter oben westlich Zborow die Russen über die Strypahöhen vor und bemächtigten sich einiger von Österreichern-Ungarn besetzter Höhen. Ein ungarisches Regiment stand auf der 394 Meter hohen Mogila, südlich von Korszytow, und leistete prächtigen Widerstand, bis nördlich von ihm ein Durchstoß erfolgte und die Russen nun das vom Rücken her gefaßte tapfere Regiment gefangen nehmen konnten.

Am Abend des 2. Juli war zwar auch hier oben ein Durchbruch siegreich abgewehrt, aber es lagen immerhin Teilerfolge der Russen vor, die größer und erfolgversprechender erschienen als das auf dem Hauptkampfplatze, Brzezany, Erreichte. So entschloß sich die russische Führung zu rascher Beweglichkeit. In Eile wurden Truppen



Vereinigung der Lichtkegel zweier Flak-Scheinwerfer auf ein Luftziel, wodurch sich Entfernung und Höhe feststellen läßt.

In einer deutschen Flak-Scheinwerferschule.

heraufgeschafft und ein neuer Angriffsplan entworfen, Reiterei wurde zur Ausnutzung des erhofften Vollerfolges bereitgestellt. Am 6. Juli versuchten 6 Divisionen ihr Heil, darunter 2 Divisionen des ersten Gardekorps. Die Artillerievorbereitung war kurz, aber machtvoll, zahlreiche Tanks krochen feuerspeiend zur Unterstützung der stürmenden Infanterie vor. Mit 16 Sturmwellen hintereinander schien die starke Tiefengliederung des schmalfrontigen Angriffs schier unwiderstehlich. Und doch prallte der Sturm ab. Die Führung hatte ihn kommen sehen und hatte den Frontteil durch deutsche Reserven verstärkt. Der 6. Juli wurde zu einer blutigen russischen Niederlage. Die Tatsache, daß deutsche Jagdflugstaffeln dicht über die weichenden und fliehenden russischen Massen wegsausend durch ihr Maschinengewehrfeuer das Durcheinander vollendeten, beweist den Grad des russischen Zusammenbruches. Der Gegner mußte die Hoffnung auf eine weitere Ausnutzung seiner Anfangserfolge hier oben aufgeben.

Ebensowenig hatte er inzwischen am Hauptkampfplatze, bei Brzezany, erreichen können.

Scheinwerfer zur Flugzeugabwehr.

(Hierzu die Bilder Seite 127.)

Die Zusammenfassung aller Kräfte der deutschen Luftwaffe, die im Herbst 1916 unter dem Befehl eines kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte erfolgte, hat eine ebenso straffe Organisation des Luftabwehrdienstes unter dem Befehl derselben Kommandobehörde zur Folge gehabt. Beim Luftabwehrdienst, der an der Front die feindlichen Flieger zurückschlagen und in der Heimat das bedrohte Gebiet vor Fliegerangriffen schützen soll, werden alle Fortschritte kriegerischer und friedlicher Technik angewendet, um den Zweck der „Luftabwehr" ganz zu erfüllen. Spezialgeschütze neuester Bauart, umfangreiche Anlagen zur Nachrichtenübermittlung, Horchapparate und Scheinwerfer vereinigen sich zu gemeinsamer Arbeit. Den Scheinwerferabteilungen ist hierbei ein wichtiges Feld zugewiesen, denn die Luftangriffe auf das Heimats- und Industriegebiet (siehe auch den Artikel Seite 43—45) gehen fast nur im Schutze der Nacht vor sich, so daß der Scheinwerfer das einzige Mittel ist, um den Kanonieren an den Abwehrgeschützen das fliegende Ziel sichtbar zu machen.

Um die Leistungsfähigkeit dieser Scheinwerferabteilungen, bei denen es auf die möglichst weitgehende Befähigung und Zuverlässigkeit jedes einzelnen Mannes ankommt, zu verbürgen, sind eigene Scheinwerferschulen gegründet worden, in denen die Mannschaften und Führer ausgebildet werden.

In diesen Scheinwerferschulen wird die technische und praktische Handhabung des Gerätes von Grund auf gelernt, denn die feindlichen Flieger haben schnell begriffen, ein wie gefährlicher Feind ein gut arbeitender Scheinwerfer ist, und sind dementsprechend bestrebt, sich seinem Lichte mit allen Künsten der Fliegertechnik zu entziehen. An bestimmten Stellen, die erfahrungsgemäß als Haupteinbruchspunkte der üblichen Fliegerstraßen anzusehen sind, stehen, sorgfältig verteilt, die Scheinwerferabteilungen. Die nächtliche Annäherung feindlicher Flieger wird zuerst durch das Ohr wahrgenommen, da bekanntlich das brausende Geräusch des Propellers weithin hörbar ist. Hat der Horchposten, der angespannt in die Nacht hineinlauscht, ein solches Geräusch vernommen, so werden die in Betracht kommenden Abwehrabteilungen des ganzen Bezirks alarmiert. An den trichterförmigen Horchapparaten stehen die Horchposten und versuchen, durch Auffangen des Schalles die Annäherungsrichtung des Feindes festzustellen. Ist ihnen dies gelungen, so wird die ermittelte Richtung sofort allen Scheinwerfern und Batterien gemeldet, die nun schnellstens ihr Gerät auf dieselbe Richtung einstellen, damit beim Leuchten und Schießen möglichst wenig Zeit verloren geht. Nähert sich nun der feindliche Flieger seinem Ziel und damit der zu diesem gehörigen Abwehranlage, so kann auch die Flughöhe geschätzt werden, und es ergibt sich nun — allerdings nicht fehlerfrei — aus Richtung und Höhe der Weg, den die Strahlen des Scheinwerfers nehmen müssen, um möglichst rasch, ohne langes Umhersuchen, den Feind zu fassen. Nun folgt das Kommando: „Leuchten!" und mit ungeheurer Lichtflut schießen die breiten weißen Strahlen der Scheinwerfer in das Dunkel. Von verschiedenen Seiten her greifen sie in die Nacht, gleiten über Wolken, zucken hin und her und suchen, bis im Lichtkegel, glänzend weiß und klein wie eine Motte, der feindliche Flieger auftaucht. Nun gilt es für die Scheinwerferbedienung, aufzupassen und den Flieger nicht aus dem Lichtkegel herauszulassen, damit die Abwehrbatterien ihr Ziel sehen und im Schnellfeuer ihre Geschosse dem Feinde entgegensenden können. Bald blühen rings um das Flugzeug die Sprengwölkchen der platzenden Schrapnelle auf und leuchten, vom Lichte des Scheinwerfers getroffen, wie weiße Watteflocken.



Photothek, Berlin.

Riesensonnenuhr in Russisch-Polen.

Für einen Flieger ist es eine der unangenehmsten Lagen, vom Scheinwerfer gefaßt zu werden, denn seine nachtgewöhnten Augen werden von den hellen Strahlen geblendet, er vermag, selbst in der Lichtflut sitzend, nichts mehr zu erkennen; der Horizont, nach dessen Linie das Gleichgewicht haltend er sich durch das Dunkel tastete, entschwindet seinen Blicken, er verliert das Gleichgewichtsgefühl, merkt nicht, daß sein Flugzeug nach rechts oder links hängt, — und haltloser Sturz und Zerschmettern in der Dunkelheit sind unter Umständen die Folge. Alle Listen wendet der Flieger an, um den Strahlen zu entgehen; sein Flugzeug steigt jäh, beschreibt Kurven, senkt sich, schießt vorwärts. Aber die Scheinwerfer halten ihr Opfer fest, jeder Bewegung des Fliegers folgen die Lichtbüschel und lassen ihn nicht los. Aus den Nachbarbezirken flammen erwartend schon andere Scheinwerfer auf, bereit, den Feind anzuleuchten, sobald er in Reichweite kommt. So weit ist die Übung der Scheinwerferabteilungen fortgeschritten, daß es ihnen häufig gelungen ist, den feindlichen Flieger mehrere Minuten lang im Lichtkegel zu halten und ihn, wenn er nach der Seite hin entflog, an den Nachbar-Scheinwerfer abzugeben, der nun mit seinem Lichtkegel zugriff und den Gegner in strahlender Beleuchtung festhielt. Wenn man überlegt, daß ein Flugzeug etwa 3 Kilometer in der Minute zurückzulegen und sich in halben Sekunden Hunderte von Metern im Sturzflug zu senken vermag, so wird auch der Laie ermessen können, welche Leistungen der Scheinwerfermannschaften und welche Lichtkraft dazu gehören, um den Feind, wie beschrieben, zu fassen und festzuhalten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Während die russische Revolutionsarmee noch einmal einen Durchbruch der Front der Mittelmächte versuchte, rührten sich ihre Verbündeten an der deutschen Westfront nur wenig und unternahmen keine gleichzeitigen großangelegten Massenangriffe. Nach der völlig mißglückten französischen Angriffsbewegung im Frühjahr 1917, die von den amtlichen französischen Berichten als eine Reihe von Siegen gefeiert worden war, gestanden verschiedene französische Abgeordnete in den Sitzungen der Kammer zu Anfang Juli sich und ihrem Volke ein, daß es vielmehr eine Zeit der schwersten Niederlagen für das französische Volk gewesen sei. Der unabhängige Sozialist Raffin Dagnes nannte die nutzlosen Opfer des Aprils „auf Ehre und Gewissen ein Verbrechen gegen das Vaterland"; wilde Anklagen wurden nicht nur gegen die französische Heeresleitung, gegen den „Bluttrinker" Nivelle geschleudert, selbst vor dem Präsidenten der Republik machte die Erbitterung nicht halt.

Trotz aller umfassenden Vorbereitungen, trotz des ins Ungemessene gesteigerten Trommelfeuers, trotz der unerhörten Zahl der Gefallenen und Verwundeten hatte jene Angriffsbewegung so gut wie keine Erfolge gebracht. Noch waren die wichtigen Höhen an der Aisne und die beherrschenden Hügel, die aus der Senke von Reims und an anderen Stellen der Champagne aufsteigen, in deutschem Besitz. Bedeutende Stücke des vor Wochen an die Franzosen verlorenen Geländes waren von den Deutschen in zähen und vorsichtigen Gegenangriffen schon wieder zurückerobert worden. Die Franzosen sahen sich daher in fortwährende neue Kämpfe verwickelt, um ihre Stellungen nicht ganz wieder einzubüßen. Südlich von dem Gehöft La Bovelle griffen sie am 1. Juli die ihnen dort am Chemin des Dames abgenommenen und von den Deutschen besetzten wichtigen Gräben abermals an, trotzdem sie gerade hier in den letzten Kämpfen vom 28. bis zum 30. Juni allein an Gefangenen 15 Offiziere und 853 Mann verloren und ferner 12 Maschinengewehre, 6 Schnellladegewehre, 6 Minenwerfer, 3 Grabenkanonen und ungezählte Mengen Munition eingebüßt hatten. Allein, die Deutschen wehrten alle Angriffe mit Erfolg ab, ebenso auch am 2. Juli am Walde von Avocourt und an der Höhe 304.

Mit größter Hartnäckigkeit bereiteten die Franzosen aber durch schwerste Artillerie neue Teilunternehmungen vor. Sie steigerten ihre Feuerwirkung am 3. Juli tagsüber zum Trommelfeuer und suchten dann im Anschluß daran in mehreren Massenangriffen den linken Flügel der Deutschen bei Cerny einzudrücken. Im Feuer der deutschen Artillerie brachen die französischen Angriffswellen jedoch völlig zusammen. An einer Stelle konnten sogar zwei deutsche Kompanien in schneidigem Verfolgungsstoß den fliehenden Feind aus seinen Ausgangsgräben vertreiben und diese beziehen, so ihre Stellung weiter vorschiebend und verbessernd. Einen ebenso überraschenden Gegenangriff führten gleich darauf weiter westlich deutsche Truppenteile bei Bovelle durch. Mitten in die Vorbereitungen der Franzosen hinein, die sich zum Angriff in ihren Stellungen sammelten, prallten sie mit ihrem Überraschungsstoß und trieben die Feinde unter starken Verlusten für diese auseinander. Ein Versuch der Franzosen, nachts wieder bei Cerny anzulaufen, war vergeblich. Auch am 4. Juli ließen die Feinde mit ihren Anstrengungen nicht nach, die Stellungsverbesserungen der Deutschen wieder wettzumachen. Sie büßten aber dabei erneut so zahlreiche Streitkräfte durch Tod und Verwundung ein, daß sie in ihren Berichten zur Täuschung der Bevölkerung von schlachtmäßigen Angriffen der Deutschen erzählten, die von ihnen abgewiesen worden seien. Dabei hatten die Deutschen gerade in den Tagen vom 3. bis zum 5. Juli nichts unternommen als die Abwehr der französischen Angriffe und die geschickte und wenig verlustreiche Ausnutzung derselben durch sich bietende Überfallsgelegenheiten.

Bei Cerny, am Aisne-Marne-Kanal und in der westlichen Champagne verstärkte sich das feindliche Artilleriefeuer nun zu besonderer Wucht. Am 6. Juli griffen die Franzosen vom Cornillet bis zum Hochberg mit überlegenen Kräften an. Der Ansturm war auf der ganzen Linie durchaus ergebnislos, führte aber an verschiedenen Punkten zu äußerst erbitterten Nahkämpfen. Bei Nauroy wiesen Gardetruppen die Franzosen in ihre Ausgangstellungen zurück. Am Hochberg drang der Feind in die vordersten deutschen Linien ein; ein hannöverisches Regiment warf ihn aber mit scharfem Gegenstoß wieder hinaus. Auch bei einem nochmaligen Vorstoß an der gleichen Stelle gelang es den Franzosen nicht, in der erstürmten Stellung Fuß zu fassen. In zum Teil sehr hitzigen Gefechten setzten sie hier am nächsten Tage ihre Einbruchsversuche mit der gleichen Erfolglosigkeit fort.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Der neue Reichskanzler Dr. Georg Michaelis.

Am 8. Juli unternahmen die Deutschen einen größeren Stoß am Chemin des Dames zur Verbesserung ihrer Stellungen. Nach umsichtiger Feuervorbereitung brachen Niedersachsen, Rheinländer, Thüringer und Westfalen südlich von Pargny-Filain in dreieinhalb Kilometern Breite in die französischen Linien ein, während gleichzeitig die feindliche Aufmerksamkeit durch einen Erkundungstoß nassauischer und westfälischer Bataillone an der Straße Laon—Soissons abgelenkt wurde. Die Unternehmung brachte den Deutschen einen vollen Erfolg. Über 800 Mann Franzosen und 30 Offiziere wurden gefangen genommen (siehe die Bilder Seite 131), zahlreiches Kriegsgerät erbeutet. Die Feinde stießen zwar schon gegen zehn Uhr abends ohne besondere Artillerievorbereitung zu einem überraschenden Gegenangriff vor, konnten aber nicht einmal durch das deutsche Sperrfeuer kommen. Nach diesen heißen Kampftagen erlahmte der Kleinkrieg zwischen Franzosen und Deutschen, der für letztere ganz ausgezeichnete Ergebnisse gebracht hatte, vorübergehend.

Unterdes trat die Kampftätigkeit auch an der Verdunfront wieder mehr in den Vordergrund; seit dem 11. Juli hatten die Feuerkämpfe auf dem linken Maasufer beträchtlich zugenommen. Die Deutschen trafen daher Vorbereitungen, einige Gräben, die am 8. Juli unter dem Druck eines französischen Gegenstoßes an der Höhe 304 preisgegeben worden waren, den Feinden wieder zu entreißen. Der Plan glückte am 12. Juli. Im scharfen Draufgehen brachen deutsche Sturmtruppen (siehe Bild Seite 130)

in die von den Franzosen besetzten Gräben ein, machten die Besatzungen nieder und nahmen die Überlebenden gefangen; nach kurzer heißer Kampfarbeit waren die Deutschen hier wieder Herren des gesamten am 22. Juni erstürmten Geländes in vier Kilometern Breite.

Wie an den von Franzosen besetzten Teilen der Front, so kam es auch in den von Engländern übernommenen Abschnitten unter andauerndem Artilleriekampf im allgemeinen nur zu Zusammenstößen schwächerer Streitkräfte zur Erringung kleinerer örtlicher Vorteile, besonders im Wytschaetegebiet. Auf dem gesamten Kampfabschnitt zwischen dem Meer und der Somme entfalteten die Feinde eine eifrige Erkundungstätigkeit, die auch zeitweilig bis nach St. Quentin übergriff. Diese Stadt war immer noch das Ziel der feindlichen schweren Geschosse; in der ersten Juliwoche sandten die Franzosen und die Engländer gegen 3000 Granaten hinein, von denen weit über fünfzig allein der berühmten Kathedrale galten. Nordwestlich von St. Quentin stießen die Engländer am 1. Juli zu einer größeren Erkundung vor; sie konnten dabei aber ihr Ziel nicht erreichen.

An demselben Tage drangen auch bei Gavrelle und östlich von Nieuport Erkundungsabteilungen des Feindes vor, sie wurden jedoch zurückgeschlagen. Nördlich von Dixmuiden in der Yserniederung griffen die Deutschen mit einem Stoßtrupp an, um die Wirkung ihrer Artillerietätigkeit auf diesem Abschnitt festzustellen und auch sonst einen Anhalt über die Absichten des Feindes zu gewinnen; bei dem Überfall büßten die Engländer viele Mannschaften ein, von denen eine Anzahl auch in Gefangenschaft geriet. Der schwerste Kampf des Tages fand westlich von Lens statt. Hier versuchten die Engländer, sich zwischen der Straße Béthune—Lens und dem Souchezbache nach ausgiebiger Artillerievorbereitung mit einem Angriff zweier Divisionen nach Osten Raum zu schaffen. Am frühen Morgen und am Nachmittag gerieten sie mit den Deutschen in lebhafte Gefechte, die stellenweise zu den blutigsten Nahkämpfen führten, aber an der tapferen Abwehr oberschlesischer Regimenter scheiterten.

Inzwischen hatten die Deutschen auf dem äußersten nördlichen Flügel der Westfront einen größeren Schlag vorbereitet. An diesem Frontteil hatten die Engländer die eine französische Division, die hier seit Jahr und Tag gestanden hatte, wie auch die Belgier, die bei Dixmuiden die vorderste Reihe besetzt hielten, abgelöst und den Schutz des Küstenabschnittes, der die ihnen so wichtige Verbindung mit dem Meere herstellte, selbst übernommen. Da stürmten am 10. Juli, acht Uhr abends, Teile der deutschen Marineinfanterie im Dünenabschnitt des Marinekorps gegen die nunmehr englischen Linien des östlichen Yserufers vor und warfen den Feind über den Fluß zurück (siehe Bild Seite 132/133). Die ersten beiden feindlichen Stellungen wurden rasch überrannt, in der dritten kam es zu heftigen Nahkämpfen, die aber nach kurzer Zeit mit einem vollständigen Sieg der Deutschen endigten. Die sechs Brücken, die den Verkehr der Engländer über die Yser vermitteln sollten, waren fast sämtlich zerstört, so daß über den durch die um jene Stunden gerade herrschende Flut auf 70 bis 80 Meter Breite gestiegenen Fluß weder Reserven herangezogen werden, noch sich die englischen Verteidiger zurückretten konnten. Nur wenigen gelang es, durch Schwimmen dem Tode oder der Gefangenschaft zu entrinnen. Der für ihre nächsten Angriffsabsichten so wertvolle Brückenkopf auf dem rechten Yserufer ging den Engländern restlos verloren; die Deutschen aber hatten ihre Stellung dort durch die Eroberung der drei feindlichen Linien ganz erheblich verstärkt. Außer den schwersten blutigen Verlusten ließen die Engländer 27 Offiziere, weit über 1200 Mannschaften, 36 Maschinengewehre, 13 Minenwerfer und eine Revolverkanone in den Händen der Deutschen. An dem harten Kampf waren die deutschen Flieger wieder durch Aufklärung, Leitung des Artilleriefeuers und Beschießung der feindlichen Linien mit Maschinengewehren besonders rühmlich beteiligt. Die Engländer waren durch den Überfall so überrascht, daß sie sich erst am nächsten Vormittag zu einer Beschießung der neuen deutschen Stellungen am Yserufer aufraffen konnten.



Deutscher Sturmtrupp im Westen vor dem Sturm. Phot. Bufa.

Am 11. Juli zeigten sich die Deutschen auch an der Lensfront wieder angriffsbereit; Hanseaten stürzten sich bei Monchy mit großer Tapferkeit auf die Engländer und eroberten ein Grabenstück von 400 Metern Breite und 300 Metern Tiefe; zahlreiche Gefangene, die in die Hand der Sieger fielen, boten der Führung ausgezeichneten Anhalt für die Beurteilung der englischen Truppenverschiebungen.

Der deutsche Vorstoß an der Küste hatte die Engländer so schwer getroffen, daß sie emsig einen Gegenstoß vorbereiteten. Am Morgen des 12. Julis machten sie knapp südlich von dem neuen deutschen Besitze, östlich von Nieuport, einen heftigen Angriff, trafen aber auf harten deutschen Widerstand und hatten starke blutige Verluste; außerdem blieben eine Anzahl Gefangene und einige Maschinen-

gewehre in den Händen der Deutschen. Nach kraftvollster Feuervorbereitung entschlossen sich die Engländer sodann am 13. Juli zu einem Hauptsturm bei Lombartzyde (siehe die Karte Seite 134). Die deutsche Artillerie empfing aber die aus den Gräben hervorbrechenden Feinde mit so wohlgezieltem Sperrfeuer, daß es den Engländern auch mit den rücksichtslosesten Opfern nicht gelang, ihre Infanterie an die deutschen Stellungen heranzubringen. Der großangelegte, weitzielende Angriff brach völlig zusammen.

Inzwischen erregte das Eintreffen des ersten größeren **amerikanischen** Truppentransportes bei den Westmächten die größte Freude und ließ die Hoffnungen wieder hochfliegen. Die Zahl der gelandeten Truppen wurde bis auf 100000 angegeben; das war aber eine maßlose Übertreibung. In Wahrheit hatte ein von Kreuzern und Torpedobooten geleiteter Transport von 12 bis 15 mittelgroßen Schiffen einen französischen Hafen erreicht, so daß etwa 12 bis 15 kriegstarke Bataillone französischen Boden betreten hatten. Einen wesentlichen Zuwachs für die Front bedeutete dies nicht, da diese Truppen in erster Linie die Aufnahmevorbereitungen für die später zu erwartenden amerikanischen Soldaten treffen mußten. —



Einbringen gefangener Franzosen in die Zitadelle von Laon. Phot. Busa.

Anfang Juli 1917 hatte sich Generalfeldmarschall v. Hindenburg geäußert: „Der Krieg ist für uns gewonnen, wenn wir den feindlichen Angriffen standhalten, bis der **Unterseebootkrieg** sein Werk getan hat. Unsere Boote machen gute Arbeit, sie zerstören die feindlichen Lebensbedingungen stärker, als wir dachten. In nicht ferner Zeit werden unsere Feinde zum Frieden gezwungen sein.“ Dieses Wort aus dem Munde des beliebtesten Feldherrn der Mittelmächte wurde wenige Tage später durch die Tatsachen gestützt: Im Monat Juni überstieg die deutsche U-Bootbeute abermals eine Million Tonnen und erreichte mit der Zahl von 1016000 Bruttoregistertonnen fast wieder das Aprilergebnis.

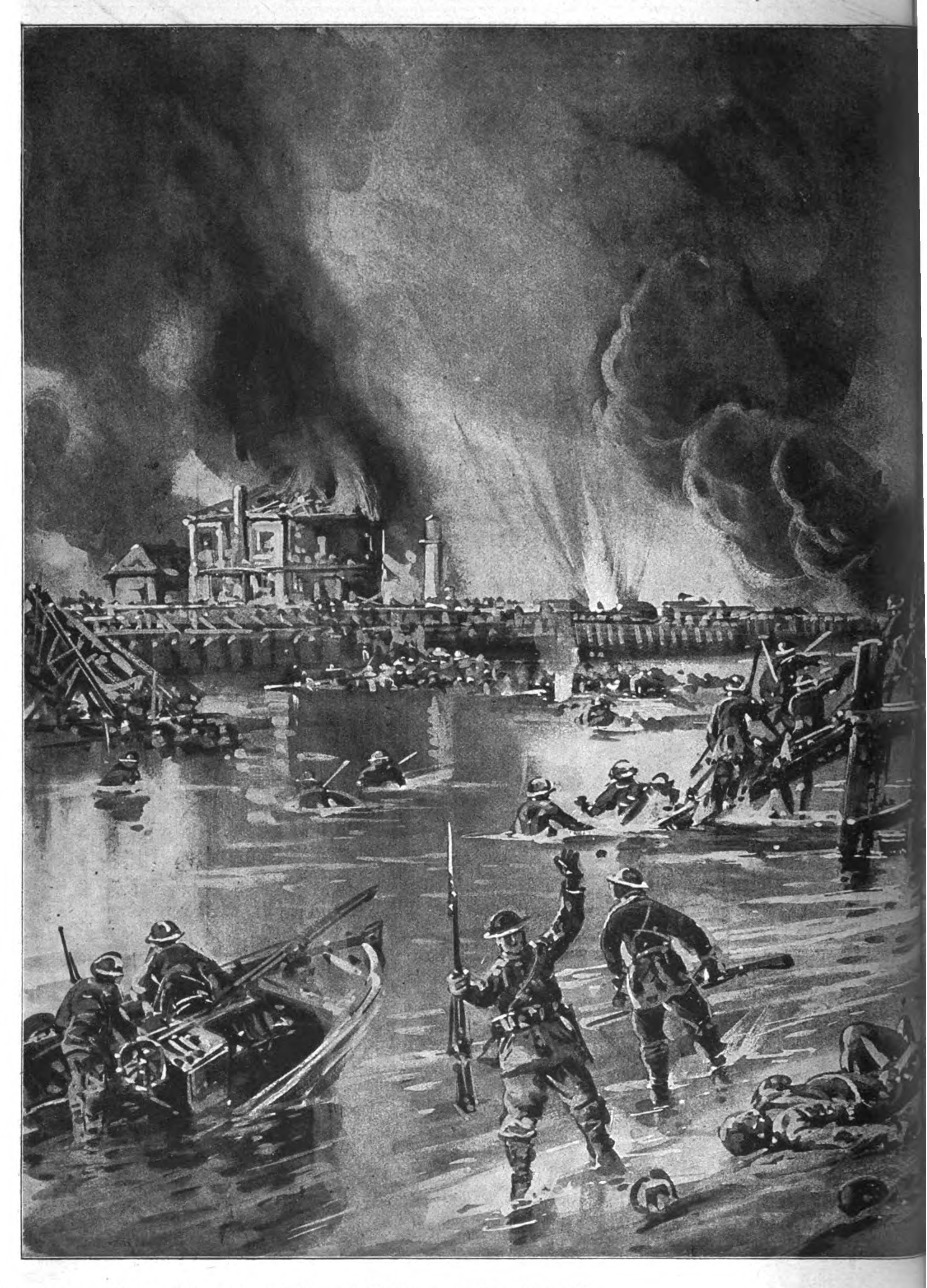
Auch im Juli dauerten die Meldungen von den Seekriegschauplätzen über zahlreiche Versenkungen an. Durchschnittlich hielten sich die Tagesergebnisse auf der Höhe von annähernd 30000 Tonnen und schnellten zuweilen bedeutend darüber hinaus; so am 5. Juli, an dem 53600 versenkte Bruttoregistertonnen aufgeführt wurden, und am 7. Juli, an dem sogar 73000 Tonnen gemeldet wurden.

Mit dem Juniergebnis erhöhte sich die Gesamtziffer des seit Februar 1917, dem Beginn des unbeschränkten U-Bootkrieges, versenkten Handelsschiffraumgehaltes auf 4671000 Bruttoregistertonnen.

Von einem deutschen U-Boote unter dem Oberbefehl des Oberleutnants zur See v. Heimburg (siehe Bild Seite 136) wurde nach einem Bericht vom 5. Juli am



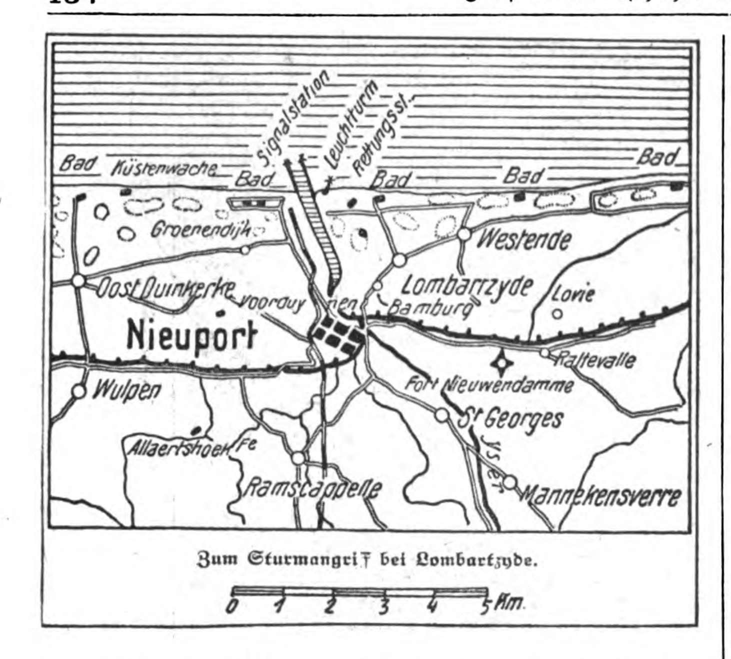
Gefangene Franzosen werden hinter die Kampflinie gebracht. Phot. Busa.



Deutsche Marineinfanterie wirft nach Erstürmung der Verteidigungsanlagen bei Lombartzyde die Engländer über die Yser zurück.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Willy Stöwer.



Zum Sturmangriff bei Lombartzyde.

19. Juni an der Küste von Tunis ein großes französisches U-Boot, das von einem Zerstörer geleitet wurde, durch Torpedotreffer vernichtet. Der deutsche U-Bootführer besiegte damit das dritte feindliche U-Boot. Von dem Wagemut deutscher U-Bootleute zeugte auch eine feindliche Meldung aus Ponta Delgada. Dieser Azorenhafen wurde am 4. Juli bei Tagesanbruch von einem deutschen U-Boot aus kräftig mit Granaten beschossen; die Hafenbatterien eröffneten angeblich sofort das Feuer und zwangen das deutsche Boot zum Untertauchen.

Schwerwiegender und schmerzlicher war für die Feinde der Untergang des Großlinienschiffes „Vanguard" in der Nacht zum 9. Juli. Angeblich infolge einer inneren Explosion flog das Schiff, während es vor Anker lag, in die Luft. Zur Zeit des Unfalls waren von der Besatzung, die 870 Mann betragen hatte, 97 im Hafen; von den rund 800 an Bord befindlichen Seeleuten konnten nur drei Überlebende geborgen werden, von denen aber noch einer, ein Offizier, an den Folgen der erlittenen Schäden starb. Es war das dritte große englische Schiff, das während des Krieges durch innere Explosion verloren ging: am 26. November 1914 flog der „Bulwark" (16 000 Tonnen) vor Sheerneß in die Luft und am 30. September 1915 im Commatity Forth der große Panzerkreuzer „Natal". Das Schiff „Vanguard" hatte der Dreadnoughtklasse angehört und verdrängte in voller Ausrüstung 23 000 Tonnen; es stammte aus dem Jahre 1908. Sein Verlust bedeutete eine Verminderung der englischen Flotte um eines ihrer kampfkräftigsten und größten Fahrzeuge. —

Während der Kampf zur See gegen England mit bedeutendem Erfolg aufrecht erhalten wurde, steigerte Deutschland seine Angriffstätigkeit auch im **Luftkriege.** Am 4. Juli, vormittags acht Uhr, erschienen nach englischer Zählung zwölf bis vierzehn deutsche Flugzeuge über Harwich, einem der Schlupfwinkel der großen englischen Schlachtschiffe, und warfen auf den Kriegshafen zahlreiche Brand- und Sprengbomben ab. In den Arsenalen, Barackenlagern, Docks, Werften, auf einem Flugplatz und auf mehreren Kriegschiffen wurden eine ganze Reihe Volltreffer erzielt, die verschiedene Brände verursachten.

Wenige Tage nach diesem ergebnisreichen Überfall auf Harwich, nachdem die Engländer schon frohlockend geschrieben hatten, daß die Deutschen nicht weiter landeinwärts nach London hätten kommen können, am 7. Juli, stieß ein großes deutsches Flugzeuggeschwader nach London vor. Unter der Führung des Hauptmanns Kleine (siehe Bild Seite 136) trafen die Deutschen um elf Uhr vormittags über der englischen Hauptstadt ein. Ihr Ziel war in erster Linie der Ostrand der inneren Stadt mit seiner Häufung von Lagerräumen, Rüstungsbetrieben und den mächtigen London und St. Catherine Docks, die bei klarer Sicht sehr ausgiebig mit Bomben beworfen wurden, während die Granaten der Hunderte englischer Abwehrgeschütze die kühnen Luftkämpfer umbrausten. Bald jedoch hörte das englische Artilleriefeuer auf; feindliche Flieger waren in Massen aufgestiegen, und es kam zu heftigen Luftkämpfen, wobei ein englisches Flugzeug abgeschossen wurde. Unterdes taten die Bombenwerfer ganze Arbeit. Der Charing-Croß-Bahnhof, einer der wichtigsten englischen Bahnhöfe, Kreuzungspunkt von fünf Untergrundbahnlinien, und die London Bridge, die älteste und verkehrsreichste Brücke Londons über die Themse, daneben aber auch die zahlreichen Speicher und Docks erhielten wuchtig wirkende Sprengladungen; viele Volltreffer erzeugten große Brände und Explosionen (siehe Bild Seite 137).

Die deutschen Flieger hatten auch im Juni ihre große Überlegenheit über die Feinde wieder glänzend bewiesen. Während die Deutschen 58 Flugzeuge und 3 Fesselballone einbüßten, verloren die Feinde 220 Flugzeuge und 33 Fesselballone; von den Flugzeugen waren 60 der gesteigerten Wirkung der deutschen Abwehrgeschütze zum Opfer gefallen, die übrigen waren im Luftkampf überwunden worden. Allerdings hatte der 4. Juli wieder einem der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger den Heldentod gebracht. Ein Mitglied der Kampfstaffel Boelcke, der in langer Kampftätigkeit erprobte Fliegerleutnant Dossenbach, ein Träger des Ordens Pour le Mérite, Sieger in fünfzehn Luftgefechten, unterlag einem tapferen Feinde. Dafür aber wies die nachstehende am 1. Juli erschienene Liste der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, die acht und mehr Flugzeuge zur Strecke gebracht hatten, neue Namen auf von Männern, die in die Lücken gesprungen waren, die der Tod riß.

Erfolgreiche deutsche Kampfflieger mit der Zahl ihrer Luftsiege bis zum 1. Juli 1917.

Name	Siege	Name	Siege
Rittmstr. Frhr. v. Richthofen *	56	Off.-Stellv. Göttsch	12
† Hauptm. Boelcke *	40	Leutn. Höhndorf *	12
Leutn. Voß *	34	Leutn. Klein	12
Leutn. Wolff *	31	† Vizefeldw. Mannschott	12
† Leutn. Allmenröder *	30	Leutn. v. Eschwege	11
† Leutn. Schäfer *	30	† Leutn. Reudell	11
Leutn. Bernert *	26	Oberleutn. Kirmaier	11
Leutn. Frhr. v. Richthofen *	24	† Leutn. Pfeiffer *	11
Leutn. Gontermann *	22	† Leutn. Theiller	10
† Leutn. Frankl *	19	† Oberleutn. Berr *	10
† Leutn. Baldamus	18	† Leutn. Mulzer *	10
Off.-Stellv. Müller	18	Oberleutn. v. Tutscheck	10
† Leutn. Wintgens *	18	Off.-Stellv. Frickart	9
Leutn. v. Bülow	15	† Leutn. Leffers *	9
† Leutn. Dossenbach *	15	Leutn. Müller	9
† Oberleutn. Immelmann *	15	† Leutn. Schulte	9
† Off.-Stellv. Nathanael	14	Oberleutn. Frhr. v. Althaus *	8
Leutn. Schneider	14	Oberleutn. Bethge	8
Oberleutn. Berthold *	12	Leutn. Bongartz	8
Leutn. Böhme	12	Leutn. Brauneck	8
Oberleutn. Buddecke *	12	Leutn. Göring	8
Oberleutn. Dostler	12	† Leutn. Parschau *	8
† Vizefeldw. Festner	12	† Oberleutn. Schilling	8

† gefallen. * mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Nach innerpolitischen Umwälzungen in Österreich und Ungarn ging nun auch Deutschland an die Neuordnung seiner Regierung. Die Verkündigung des gleichen Wahlrechtes in Preußen rückte den größten deutschen Bundesstaat nach langen Kämpfen in die Reihe der demokratisch regierten Staaten, und mit dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg (siehe Bild Band IV Seite 357), an dessen Stelle der bisherige Ernährungsminister Dr. Georg Michaelis (siehe Bild Seite 129) trat, schied der letzte führende Staatsmann aus der Reihe der Regierungen aus, unter denen im Jahre 1914 der Krieg ausgebrochen war. —

(Fortsetzung folgt.)

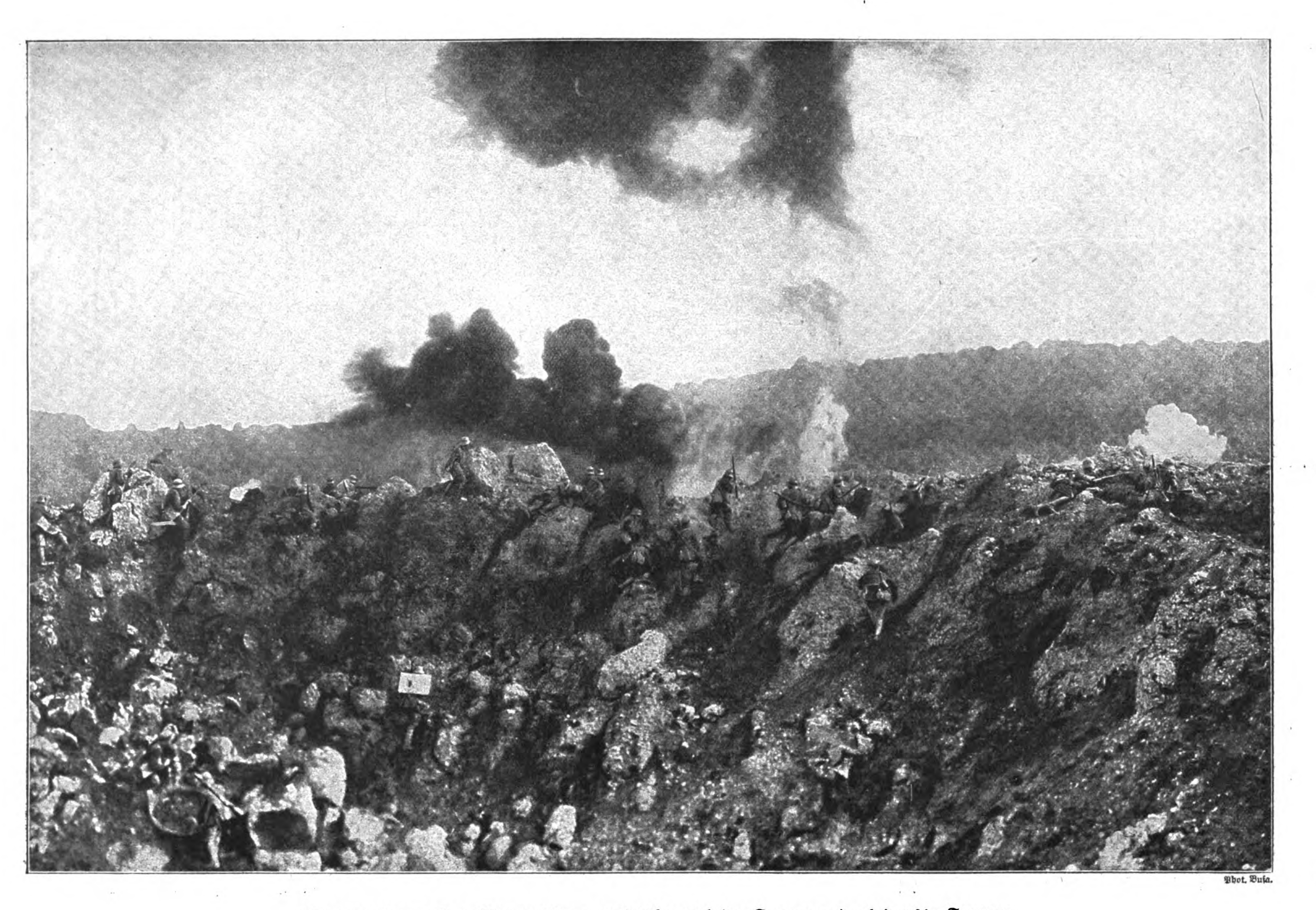
Illustrierte Kriegsberichte.

Die erfolgreichen Durchbruchskämpfe der deutschen Schutztruppenkolonne des Generalleutnants Wahle in Ostafrika im Oktober und November 1916.

Von unserem kolonialafrikanischen Mitarbeiter.

(Hierzu die Bilder Seite 138 und 139.)

Generalleutnant Wahle, der mit seiner tapferen Truppe volle zwei Jahre den äußersten Nordwesten der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, der die drei Residenturen Bukoba,



Phot. Bufa.

Besetzung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung durch deutsche Truppen.

Ruanda, Urundi und die beiden Bezirke Udjidji und Tabora umfaßt, gegen die mehr als fünfzehnfache belgisch-kongonesische Übermacht erfolgreich verteidigte, wurde im September 1916 infolge der umfassenden Angriffe der Belgier zur Räumung des von ihm bis dahin heldenmütig behaupteten Bodens gezwungen.

Nach Aufgabe des zwölf Tage lang zäh verteidigten letzten und Hauptstützpunktes Tabora (siehe Bild Band V Seite 407 und VI Seite 78), des größten und wichtigsten Ortes im Innern, trat Wahle mit dem Rest seiner Truppen von rund 1800 weißen und farbigen Kämpfern und mehreren tausend Eingeborenenträgern nach Südosten in der Richtung auf Kitunda den geordneten Rückmarsch ohne Behinderung durch die Belgier an.

Er zog mit seinen Getreuen durch das südliche Gebiet der Unjamwesi über Kalula (60 Kilometer südlich von Tabora) auf Kitunda (200 Kilometer südöstlich von Tabora), wo er in der zweiten Septemberhälfte anlangte. Hier gönnte er seiner Truppe eine mehrtägige Rast und setzte dann gegen Ende des Monats seinen Marsch weiter nach Südosten fort. Er faßte den Entschluß, die starken englischen Sperrlinien am Mpangali (Großer Ruahafluß) zu durchbrechen, um die Vereinigung mit der im Mahengebezirke stehenden deutschen Schutztruppenhauptmacht zu bewerkstelligen, von der er Anfang September abgeschnitten worden war. Es war übrigens dem tapferen Führer der deutschen Schutztruppenhauptmacht, dem Obersten v. Lettow-Vorbeck (siehe Bild Band V Seite 76), gelungen, mit der von den Gegnern abgeschnittenen Kolonne die Verbindung durch treuergebene eingeborene Schleichboten ununterbrochen aufrecht zu erhalten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant z. S. Heino Adolf v. Heimburg, unter dessen Führung ein deutsches U-Boot im Mittelmeer an der Küste von Tunis ein im Geleit eines Zerstörers fahrendes großes französisches Unterseeboot vernichtete. v. Heimburg hat damit das dritte feindliche U-Boot versenkt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Hauptmann Kleine, unter dessen Führung ein Geschwader deutscher Großflugzeuge am Vormittage des 7. Julis 1917 die befestigte Stadt London und den befestigten Hafen Margate ausgiebig und mit deutlich beobachtetem gutem Erfolg mit Bomben belegte.

Die deutsche Schutztruppenführung beabsichtigte, den Durchbruch der Kolonne Wahle mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. Glückte das Vorhaben, dann erfuhr die Hauptmacht eine beträchtliche Vermehrung an Kämpfern, Geschützen und Maschinengewehren, was für die weitere Verteidigung des südöstlichen Teiles des noch behaupteten Schutzgebietes von großer Bedeutung war. Wahle wurde von den Plänen der Schutztruppenführung durch die Schleichboten genau unterrichtet. Infolgedessen konnte von beiden Seiten einheitlich gegen den Feind gehandelt werden. Während Wahle die englischen Sperrlinien am Mpangali (Großer Ruaha) im Iringabezirk an mehreren Punkten angreifen und durchbrechen sollte, hatte v. Lettow-Vorbeck die Aufgabe, die Hauptkräfte der Truppen des englischen Generals Northey, die sich etwa 150 Kilometer östlich vom Mpangali (Großer Ruaha) im Anmarsch gegen den Ruhudje- und Kilomberofluß im westlichen Mahengebezirk befanden, zurückzuwerfen und festzuhalten, so daß sie die englische Besatzung am Mpangali (Großer Ruaha) im Kampfe gegen Wahle nicht unterstützen konnten. Die Vereinigung der Truppen Wahles und v. Lettow-Vorbecks war im nördlichen Iringabezirk bei der von den Engländern besetzten und befestigten Station Iringa beabsichtigt.

Als sich Wahle mit seiner Truppe Anfang Oktober im Anmarsch gegen die englischen Sperrlinien befand, versammelte die deutsche Schutztruppenführung unauffällig starke Abteilungen von der Hauptmacht an verschiedenen Punkten des Ruhudje- und Kilomberoflusses zum Angriff.

Wahle teilte seine Kolonne in drei Truppe ein, die getrennt voneinander den Durchbruch erzwingen sollten. Die Hauptabteilung sollte auf Iringa und das weiter südlich davon gelegene Ngominji, die zweite, kleinere Abteilung auf Malangali (südwestlich zwischen Iringa und Madibira), und die dritte und kleinste Abteilung auf Gawiro-Ilembule (130—150 Kilometer südwestlich von Iringa) vordringen. Er wählte die Taktik des getrennten Angriffs, damit der Feind seine auf einer Luftlinie von etwa 150 Kilometern in zahlreichen befestigten Posten zerstreuten Kräfte nicht alle an den Punkt, an dem der Hauptdurchbruch stattfinden sollte, werfen konnte, wodurch Wahle in die Gefahr der Umzingelung geraten wäre.

In der Nacht vom 18. zum 19. Oktober nahmen die Unternehmungen ihren Anfang. Die drei getrennten Abteilungen griffen zur festgesetzten Stunde die englischen Sperrposten am Mpangali (Großer Ruaha) an den gewählten Durchbruchstellen mit großem Schneid an, trotzdem ihnen der Feind an Zahl weit überlegen war. Es glückte, die überraschten Besatzungen der Sperrpostenlinien nach kurzen Kämpfen, die zu erbittertem Handgemenge führten, aufzureiben oder in die Flucht zu schlagen. Die Wahleschen Truppen überschritten den Mpangali (Großer Ruaha) und drangen unter fortwährenden kleineren Gefechten weiter nach Osten vor, und zwar die Hauptabteilung auf Iringa-Ngominji, die zweite Abteilung auf Malangali und die dritte auf Gawiro, wie es im Plane stand.

Mit dem Beginn dieser Kampfhandlungen gingen die verschiedenen Schutztruppenkolonnen der Hauptmacht unter dem Befehle des Obersten v. Lettow-Vorbeck zum Angriff gegen die langsam vorrückenden englischen Truppen des Generals Northey am linken Ruhudje- und Kilomberoabschnitt über. Die englischen Truppen wurden in zahlreichen Einzelkämpfen schwer aufs Haupt geschlagen und nach Westen in der Richtung auf Mahanga-Dabaga-Iringa, gegen Mpanga—Mufindi und gegen Lupembe zurückgedrängt. Der Gegner zog sich in der letzten Oktoberwoche eiligst, teilweise unter Zurücklassung seiner reichen Bagage, weit nach Westen und Südwesten zurück. Die Sieger verfolgten den Feind hartnäckig und machten dabei große Beute. Während der Gegner im nördlichen Iringabezirk vollständig aufgerieben wurde, gelang es ihm im südlichen Teile des Bezirkes, sich mit rasch herbeigeführten beträchtlichen Verstärkungen zu vereinigen und den Deut-



Zu dem großen deutschen Fliegerangriff am 7. Juli 1917 auf die Festung London.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Wallat.

schen kräftigen Widerstand zu leisten. — Den durch die englischen Linien gelangten Truppen Wahles traten südwestlich von Iringa, westlich von Malangali und nordwestlich von Ilembule frische feindliche Kräfte entgegen, um in letzter Stunde die Vereinigung Wahles und von Lettow-Vorbecks doch noch zu verhindern. Es entwickelten sich viele kleinere und größere Gefechte, die für die Hauptabteilung Wahles stets erfolgreich, für seine beiden kleineren Abteilungen aber wechselvoll und ungünstiger verliefen.

Einen schönen Erfolg über den an Zahl fast doppelt überlegenen Feind errang Wahles Hauptabteilung mit ihrem Führer an der Spitze zwischen dem 20. und 23. Oktober bei Ngominji. Dort trat ihr die 2000 Mann starke Kolonne des englischen Obersten Baxendale entgegen. Im Verlaufe eines beinahe siebzigstündigen Gefechtes glückte es Wahle, seinen Gegner durch geschicktes Manövrieren im unübersichtlichen Busch zu umzingeln und ihm schwere Verluste beizubringen. Als der Widerstand des eingeschlossenen Gegners immer mehr erlahmte, stürmte Wahle mit seinen weißen und farbigen Helden das verschanzte feindliche Lager. Die überlebende Besatzung, etwa 150 Mann (Weiße und Farbige), mit dem verwundeten Führer, Obersten Baxendale, kapitulierte. Die Beute, die Wahle in die Hände fiel, war außerordentlich groß; unter anderem befanden sich darunter zwei schwere Geschütze, zwei leichte Gebirgsbatterien und 12 bis 15 Maschinengewehre.

Eine stärkere Abteilung von Northeys Truppen, die die Kolonne Baxendale entsetzen wollte, wurde von Abteilungen der deutschen Schutztruppenhauptmacht unter dem Obersten v. Lettow-Vorbeck von drei Seiten umfaßt, in mehrstündigem Gefechte schwer geschlagen und in das von den Engländern besetzte und befestigte Neu-Iringa geworfen und dort eingeschlossen.

Die langersehnte Vereinigung der Hauptabteilung Wahles mit den Truppen v. Lettow-Vorbecks war nun zur Wirklichkeit geworden.

General Wahle wandte sich darauf mit dem Hauptteil seiner Truppe unverzüglich nach Malangali, in dessen Nähe seine zweite Abteilung in einen schweren Kampf mit einem vielfach überlegenen Gegner geraten war. Der übrige Teil seiner Haupttruppe rückte in Eilmärschen nach Süden ab, um der ebenfalls schwer bedrängten dritten Abteilung zu Hilfe zu kommen. Nach heftigem Gefechte stürmte Wahle den Posten Malangali zwischen dem 24. und 26. Oktober und entsetzte gleichzeitig seine vom Gegner bereits eingeschlossene zweite Abteilung. Durch fluchtartigen Rückzug nach Süden konnte der Feind dem Schicksal der Kolonne Baxendale mit knapper Not entrinnen. Nun vereinigte sich auch die zweite der Wahleschen Abteilungen mit den Truppen der deutschen Hauptmacht.

Mittlerweile stürmte die deutsche Schutztruppenkolonne unter v. Lettow-Vorbeck, die Neu-Iringa eingeschlossen hatte, diesen Platz und nahm gleichzeitig Alt-Iringa ein. Die britischen Besatzungen wurden in die Flucht geschlagen. Nun rückten in Gewaltmärschen von Norden (vom Ruahafluß) her auf der Straße Kilossa—Iringa zwei starke feindliche Abteilungen von General Van Deventers 2. südafrikanischer berittener Infanteriedivision vor, um die im nördlichen Iringabezirk überall schwer geschlagenen Truppen Northeys vor völliger Vernichtung zu retten. Eine deutsche Kolonne von der Schutztruppenhauptmacht griff am 29./30. Oktober die eine der Entsatzabteilungen nördlich von Iringa am Lukosse so ungestüm an, daß sie sich schnell verschanzen mußte. Sie wurde ständig beunruhigt und längere Zeit hindurch in Schach gehalten. Dagegen hatte eine andere kleine deutsche Abteilung mit der zweiten Entsatzkolonne Van Deventers am 23. Oktober etwa 20 Kilometer nördlich von Iringa am Mbungu ein ungünstiges Gefecht. Die deutsche Truppe sah sich nach schwerem Kampfe gezwungen, vor dem überlegenen Gegner auf Iringa zurückzuweichen. Der Gegner folgte langsam und verschanzte sich dicht nördlich von dem Orte, ohne einen Angriff zu wagen.

Die von Osten nach Westen über den Ruhudjefluß auf Lupembe vorgedrungene Abteilung von der deutschen Schutztruppenhauptmacht, die die kleinste Truppe Wahles unterstützen wollte, wurde nach einem schweren Kampfe vom 29. bis zum 31. Oktober wieder über den Ruhudje zurückgedrängt. Auch die kleine Truppe von der Hauptmacht Wahles, die sich nach dem Erfolge bei Ngominji nach Süden gewandt hatte, um gleichfalls der dritten Abteilung beizustehen, wurde gezwungen, zurückzugehen. Die sich heldenhaft gegen die Übermacht wehrende dritte Abteilung Wahles mußte leider ihrem Schicksal überlassen werden. Denn General Northey hatte durch zahlreiche frische Truppenverstärkungen seine vorher erlittenen schweren Verluste einigermaßen ausgeglichen und konnte somit im südlichen Iringabezirk die Lage beherrschen. Es gelang ihm auch, die dritte Abteilung Wahles, die einen Monat lang bis zur völligen Erschöpfung gegen die erdrückende feindliche Macht kämpfte, am 26. November zur Kapitulation zu zwingen.

Generalleutnant Kurt Wahle, einer der erfolgreichsten Truppenführer in Deutsch-Ostafrika gegen feindliche Übermacht. Er ging im Juni 1914 zu einem Besuch in die Kolonie und wurde dort vom Kriege überrascht.

Nachdem der weitaus größte Teil der Wahleschen Truppen die britischen Sperrlinien durchbrochen und sich mit der deutschen Schutztruppenhauptmacht vereinigt hatte, ordnete die deutsche Führung die freiwillige Räumung des zurückeroberten Gebietes aus strategischen Gründen an. Gegen Ende November gingen die siegreichen Kolonnen langsam in vollkommener Ordnung und ohne wesentliche Störung durch den Gegner auf ihre früheren Stellungen im westlichen Mahengebezirk zurück.

Die deutsche Schutztruppe hatte bei diesen Unternehmungen während der Monate Oktober und November reiche Beute an Lagerausrüstungen, Geschützen, Maschinengewehren, Handwaffen, Munition, Proviant, Fuhrwerken und Reittieren gemacht, die sie sämtlich in Sicherheit bringen konnte.

Die Gesamtverluste der Engländer bei diesen Kämpfen betrugen mindestens 5500 Mann. Aber auch die deutsche Schutztruppe hatte Opfer bringen müssen, die auf etwa 800—900 Mann berechnet wurden; doch büßte sie kein einziges Geschütz oder Maschinengewehr ein.

Die Schlacht in Ostgalizien.

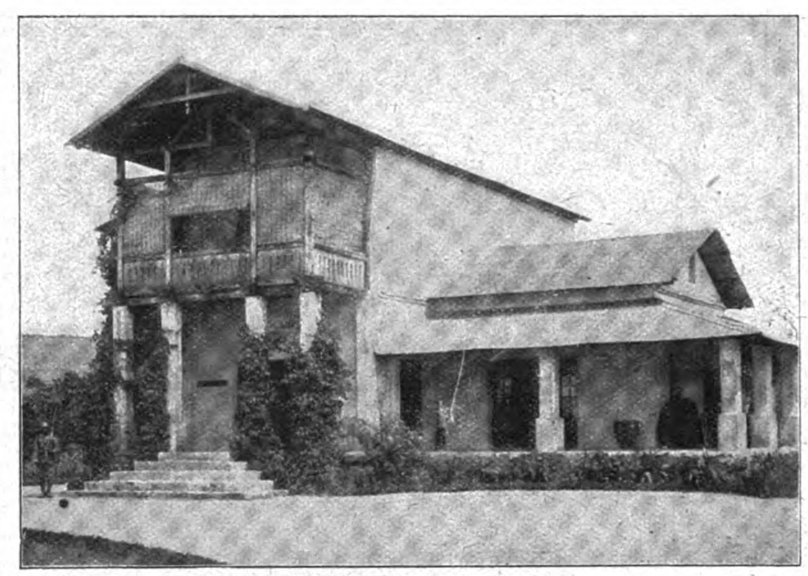
Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

2. Um Brzezany.

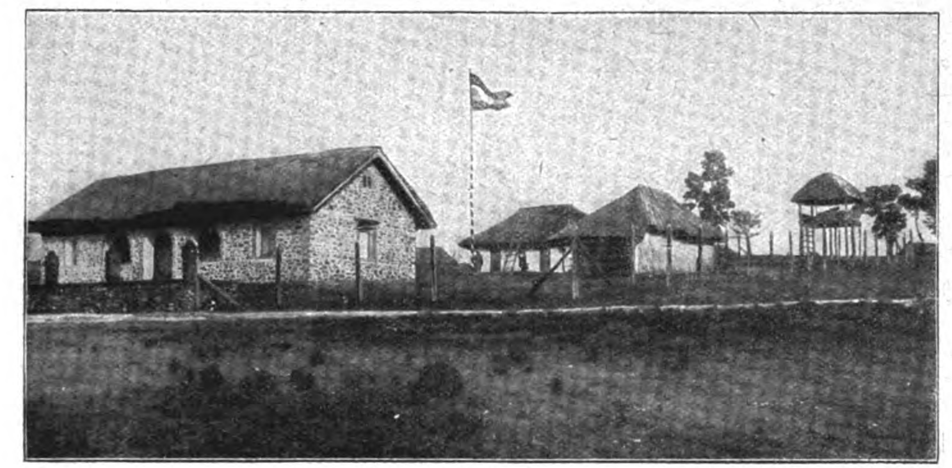
(Hierzu die beiden Kartenskizzen Seite 140.)

Das Zentrum des russischen Stoßes lag im Raume von Brzezany, den deutsche und osmanische Truppen zu verteidigen hatten. Die Stadt schmiegt sich an den durch einen Staudamm vor einigen Jahrzehnten zum Schutze der Tallandwirtschaft gegen Hochwasser aufgespeicherten Zlota-Lipa-See. Ebenso breit wie der See, durchschnittlich also etwa ein Kilometer, ist das Zlota-Lipa-Tal, das den Angriffstreifen in zwei Hälften scheidet. Auf der, vom Russen aus gesehen, linken oder westlichen Seite führt die Front durch

das Gebirgsland aus der Richtung Lipnica Dolna her über die aus den Kämpfen des Vorjahres bekannten Rakorsakuhöhen und die Hügel des Vorwerkes Krasnolesie weg nach dem Dorfe Mieczyszczow, dann über die in nordsüdöstlicher Richtung verlaufenden Höhenrücken Obreczowa und Dziki Lany hinüber zum Ostrand des Dörfchens Posuchow. An drei auffallenden Punkten wurde hier gekämpft. Zunächst vor dem Dorfe Mieczyszczow, wo sich ein Hügelrücken mit Kuppen in westöstlicher Richtung vor unsere Front schiebt. Unsere Linie müßte ihn eigentlich bei der einen Kuppe überschneiden. Die Türken aber haben schon im Vorjahre diese von ihnen auf den Namen tapferer Offiziere getauften Dschevad- und Risa-Tepe-Höhen besetzt und zähe gehalten und haben dadurch der von uns nach ihrem Frontvorsprung so genannten Blinddarmstellung zu einem gewissen Rufe verholfen. Sie auch jetzt nicht aufzugeben, war für sie eine Ehrensache. Unweit dieser Stellung, auf einer ehemals durch ein Jägerhäuschen gekrönten Kuppe, beginnt der russische Angriffstreifen. Hinter dem „Blinddarm" kommt die Front über den Bahndamm der Lemberg—Husiatyner Eisenbahn und klettert über den Obreczowarücken weg. Auch hier gibt es zwei Frontvorsprünge, aber erheblich kleinerer Art, die



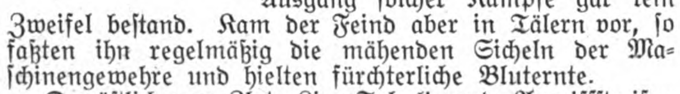
Haus des Residenten in Bukoba.



Gitega, die neue Residentur von Urundi.

wie ein Frauenbusen aus der allgemeinen Linie herausragen. Den Obreczowarücken deckt schönster stämmiger Buchenwald, der von ihm durch das Olchowiectal getrennte Dziki Lany aber ist kahl und grau wie ein langer Tierrücken, jetzt nur verunschönt durch die kreuz und quer laufenden Kampf- und Wabengräben. Sie leuchten weiß weit in die Ferne, weil das Massiv dieser Hügel zum guten Teil aus Kreidefelsen besteht, das nicht gestattet, Gräben unmerklich dem Gelände anzupassen und sie unsichtbar zu machen. Die Front schneidet den Dziki-Lany-Kamm und kommt dann am Ostrand der Trümmer von Posuchow ins Tal.

Leicht anzugreifen ist dieser ganze Abschnitt nicht. Der Angreifer kann entweder auf den verhältnismäßig doch schmalen Höhenrücken vorgehen oder in den mehr Schutz bietenden Tälern vorzudringen suchen. Gewinnt er die Höhenrücken, namentlich den Dziki Lany, so bedroht er seinen Gegner stark, der sich freilich gegen solche Möglichkeiten durch ein auf den Kämmen tiefgegliedertes Stellungsystem, durch Stützpunkte und zahlreiche rückwärts und versteckt aufgestellte Maschinengewehre sicherte. Ein Vordringen in den Tälern aber bot dem Angreifer den Nachteil, selbst von den Höhen herab flankiert zu werden. Der Russe hoffte das alles durch eine überwältigende Artillerievorbereitung auszugleichen, die Stellungen, Menschen und Maschinen zu einem einzigen Brei zerstampfte. Was danach noch etwa leben mochte, sollten seine Massen überrennen, umzingeln, unschädlich machen. Tatsächlich war seine Artillerievorbereitung mächtig, aber dank ihrer Stollenarbeit, ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit hatten die Gegner doch verhältnismäßig geringe Verluste, und so mußte der Russe alle Nachteile des Angriffs auskosten. Wohl drangen seine Massen durch das Sperrfeuer durch und konnten Stellungen überrennen. Aber dann brach sich ihre Gewalt an zweiten und dritten Grabensystemen wie an Stützpunkten, die sich so lange hielten, bis Reserven heran waren. Im schneidigen Gegenstoß mit Handgranaten und Bajonett aber sind Deutsche wie Türken dem Russen so überlegen, daß über den Ausgang solcher Kämpfe gar kein

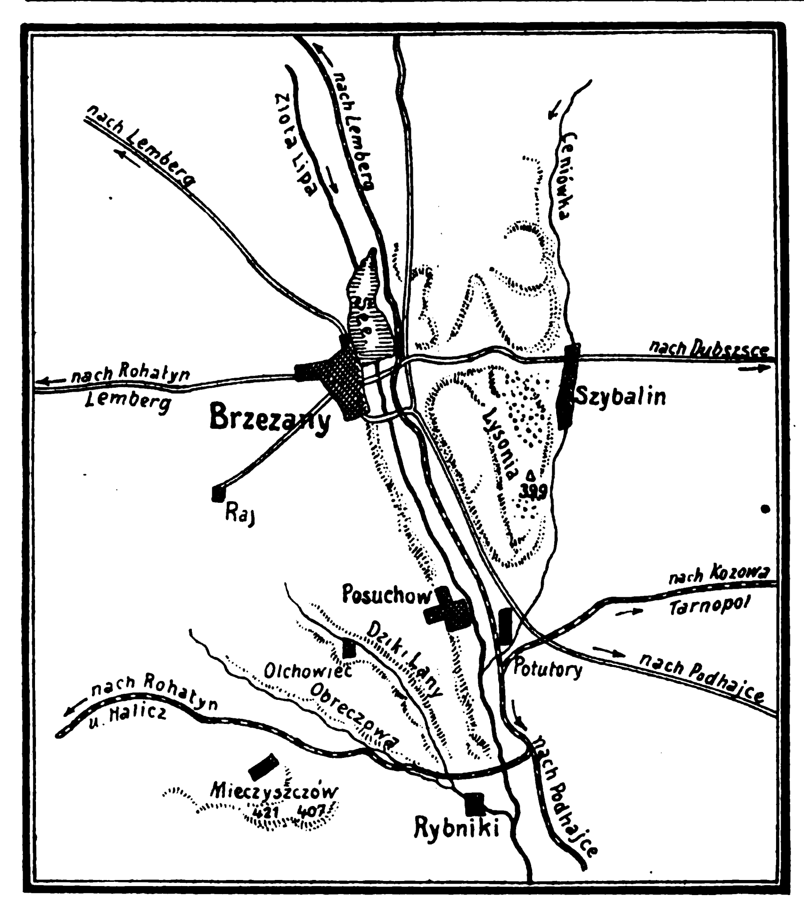


Zweifel bestand. Kam der Feind aber in Tälern vor, so faßten ihn regelmäßig die mähenden Sicheln der Maschinengewehre und hielten fürchterliche Bluternte.

Der östlich vom Zlota-Lipa-Tale liegende Angriffsstreifen



Wohnung des Residenten von Ruanda.



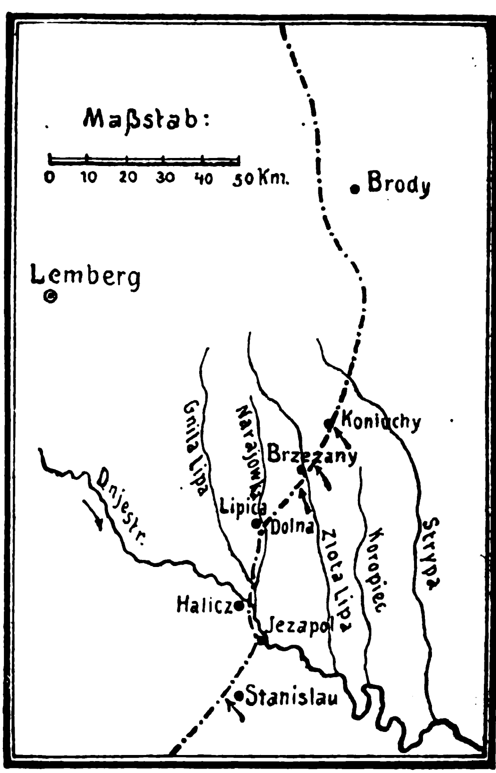
Kartenskizze 1 zu dem Artikel „Die Schlacht in Ostgalizien".

geht gegenüber von Posuchow über Straße und Eisenbahn Brzezany—Podhajce und steigt dann den Lysoniahang hinauf. Die Lysonia füllt den ganzen Raum zwischen der eben genannten Bahn, der Straße Brzezany—Szybalin und der Ceniowka, gleicht also einem nach Süden gerichteten, mit der Spitze auf Potutory deutenden Keil. Sie besteht an sich aus mehreren Hügeln und Tälern, die höchste Kuppe von 399 Metern liegt ungefähr in der Mitte dicht über den Ceniowkaufern, zu denen die Lysonia steil abfällt. Nördlich von der Kuppe 399 steht ein alter Hochwald, südlich davon ragen jetzt nur noch kümmerliche zerschossene Stümpfe eines hübschen Wäldchens auf. Aber erst ungefähr südlich von dem Punkte 399 überschneidet die Front den Ceniowkabach, der dann die Trennungslinie bildet. Vorher führt sie den Lysoniahang entlang, und zwar im ganzen tiefer liegend als unsere Stellung, aber ihr bis auf zwanzig, dreißig Meter nahe kommend. Diese Nähe bot den Russen den Vorteil beim Sturm, über den kurzen steilen Anlauf weg die Wucht ihrer Massen voll ausnutzen zu können, und den weiteren Vorteil, daß wir den zwischen den Fronten liegenden schmalen Steilhang mit Artilleriesperrfeuer so gut wie gar nicht schützen konnten. Der Blick auf das Vorgelände und das Gesichtsfeld war durch Sträucher und Felsblöcke begrenzt. Diesen gewaltigen Vorteil nutzte der Russe auch gut aus. Er stürmte hier mit stärkster Tiefengliederung, während er die Straße Brzezany—Potutory und den Ausgang aus der Stadt selbst durch Sperrfeuer abriegelte, um Nachziehen von Reserven zu verhindern. Gleichzeitig griffen Tanks auf der Potutorystraße an, so daß er vorübergehend ins Dorf Posuchow eindringen konnte.

So war das Kampfgelände beschaffen, das der Russe durch die ihm größtenteils von England und Frankreich zur Verfügung gestellten Flieger gründlich aufklären ließ, ehe er mit dem Angriff begann. Über 100 feindliche Flieger waren dazu vor der Front der Südarmee eifrig tätig, wodurch sich unsere zahlenmäßig unterlegene, aber an Schneid und Kühnheit weit überragende Fliegerwaffe freilich kaum beirren ließ. Dem Russen kam auch alle Kriegserfahrung seiner Verbündeten voll zugute, Offiziere und Lehrer waren ihm überlassen worden, und der deutsche Heeresbericht meldete vielsagend, daß wir auf dem Schlachtfeld einen Angriffsbefehl in französischer Sprache erbeuteten! Je mehr der Juni sich seinem Ende näherte, desto klarer erkannten Flieger und Nahaufklärung das Kommen des Angriffs. Zwar zeigte der Russe noch kein schweres Geschütz, zwar verteilte er sein Einschießen auf so lange Zeit und so klug, daß es gar nicht bedrohlich aussah, aber er vermochte nicht mehr zu täuschen. Als in der Morgenfrühe des 30. Junis das Trommelfeuer losbrach, kam es niemand unerwartet.

Nur war man allerdings wenig angenehm überrascht über diesen „westlichen" Orkan, der nun niederprasselte. Solche Mengen namentlich schweren Geschützes hatte kein Mensch den Russen zugetraut. Und wie sie schossen, das verriet deutlich die Leitung der Bundesgenossen. Auch über die Güte der Munition konnte man nicht klagen, es gab verhältnismäßig wenig Blindgänger. Das Feuer lag mit nicht fehlender Sicherheit auf unserem ganzen vorderen Stellungsystem, auf den genau erkannten Beobachtungstellen, auf den einzusehenden oder der Karte nach zu vermutenden Nachschubwegen. Ortschaften und Reserveräume wie Batterien wurden ausgiebig vergast. Wie ein Heuschreckenschwarm legte sich ein solcher Geschoßhagel von Gasgranaten auf einen Raum und füllte ihn mit schweren giftigen Wolken. Das dauerte so stundenlang vom frühesten Morgen an. Aber unsere Batterien antworteten kräftig. Unermüdlich kreisten die Infanterieflieger in den Lüften und erkannten, wenn sich feindliche Gräben füllten, so daß rasch geleitetes Vernichtungsfeuer russische Sturmabsichten niederhielt. Am Abend brach ein schwächerer Angriffsversuch vor den Türken im Abwehrfeuer nieder, dann wurde das Donnern der Artillerieschlacht dünner, es kam eine kurze Ruhe. Aber auch ein Versuch der Russen, des Nachts vor Dziki Lany und Lysonia ohne Artillerievorbereitung überraschend zu stürmen, schlug bei der Wachsamkeit der Grabenbesatzungen fehl.

So nahte der Morgen des 1. Julis, des eigentlichen Sturmtages. Das Punkt fünf Uhr einsetzende Feuer schwoll sechs Uhr dreißig Minuten zu stärkstem Trommeln an, setzte von sieben Uhr dreißig Minuten an eine Stunde aus und wich dann von den vordersten Gräben in unser Hintergelände, während nun die Stellungen selbst durch Minenwerfer bearbeitet wurden. Drüben legte man Laufstege über die Gräben und räumte Hindernisse weg. Vernichtungsfeuer prasselte auf diese erkannten Sturmvorbereitungen nieder. Kurz nach zehn Uhr kamen die ersten Angriffe. Dichte Wellen brandeten an, Hunderte von Stürmern fielen im Sperrfeuer, andere Hunderte kamen durch. Maschinengewehre und Gewehre setzten mit hellen Salven ein, während dumpf das Geschützdonnern weitergrollte. Bei den Türken, am Dziki Lany, an der Lysonia, überall wogte es braun über die Trichterfelder weg, wo unsere frühere Stellung lag. An vielen Punkten kamen diese Massen herein; gegen elf Uhr liefen sie auch gegen die

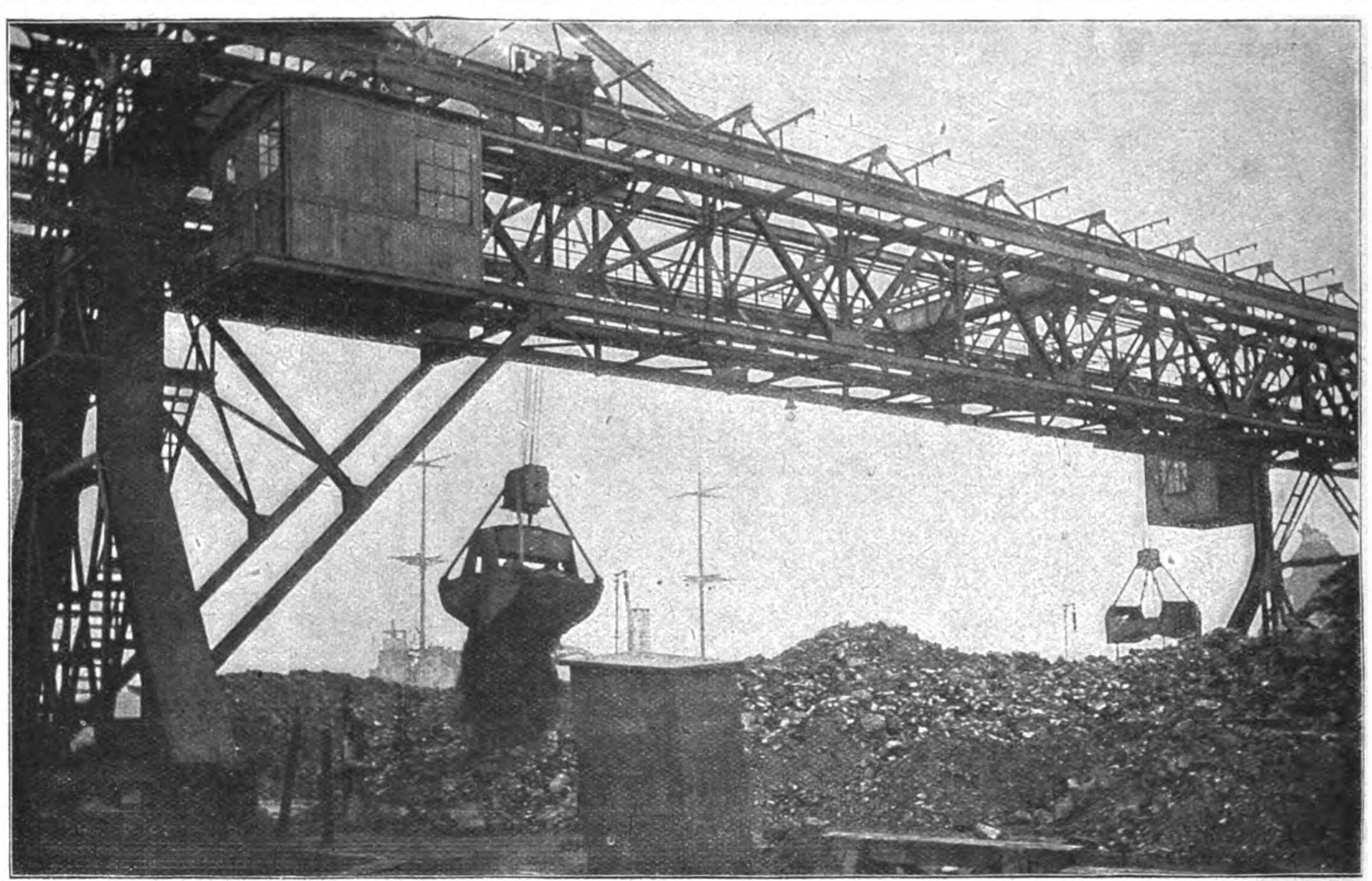


Kartenskizze 2 zu dem Artikel „Die Schlacht in Ostgalizien".



Einnahme eines rumänischen Dorfes durch ein ungarisches Honvedregiment.

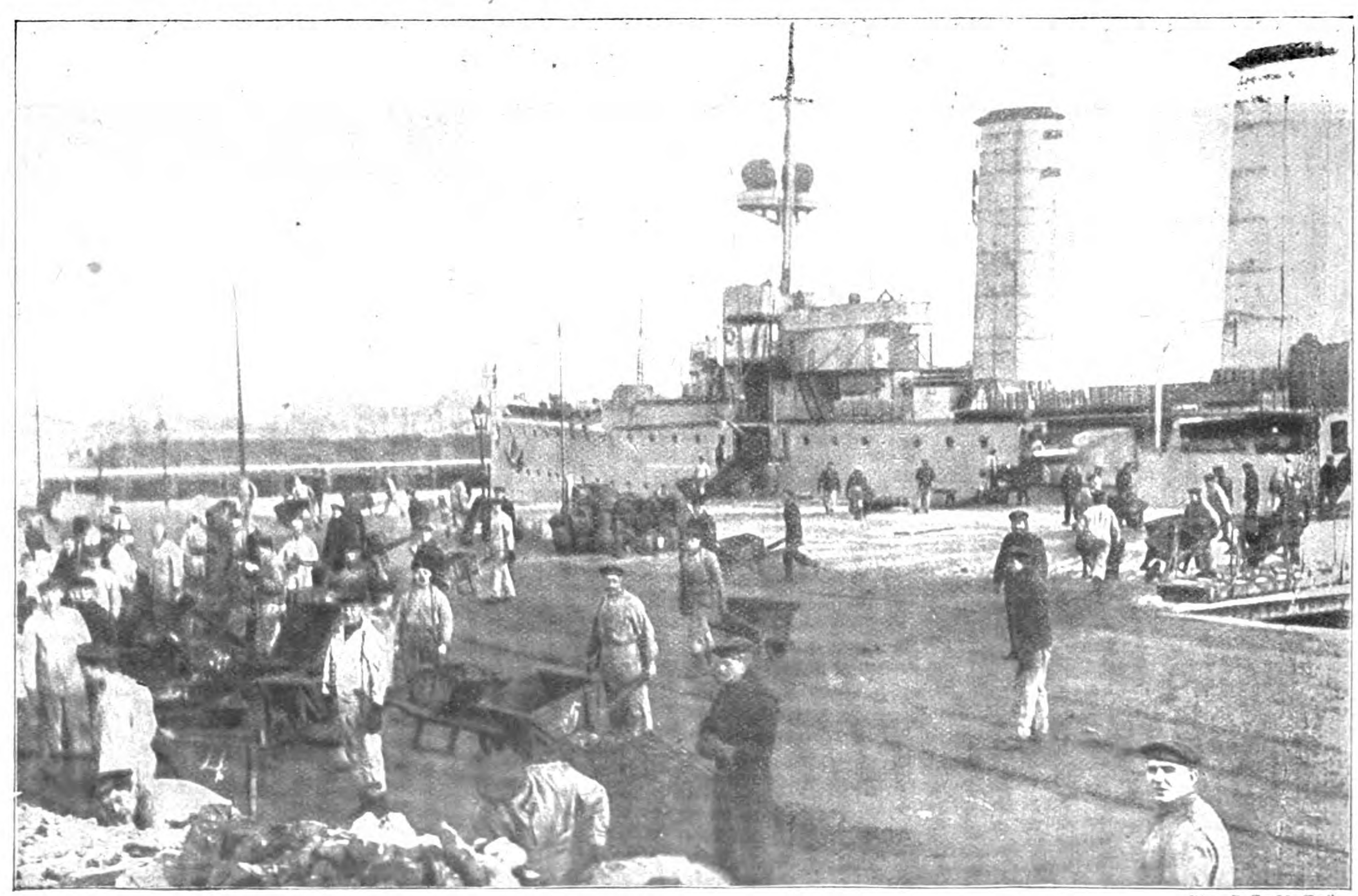
Nach einem Originalgemälde von Fritz Neumann.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Kohleneinnahme eines deutschen Kriegschiffes: Die Kohlen werden mittels eines Krans zu den Schiffen befördert.

Busenstellung am Obreczowarücken an, die Schlacht um Brzezany war in vollem Gange. Die Nahkämpfe wogten hin und her, deutsche Truppen bevorzugten dabei mehr die Handgranaten, die Türken mehr das Bajonett. Aber beide, Türken wie Deutsche, erwiesen sich in der Ausbildung weit überlegen, namentlich bei den Sachsen und Rheinländern wurde jeder Gruppen- und Unterführer zum geschickten Strategen auf eigene Faust. Viele wurden bei den Nahkämpfen umzingelt, gefangen und befreiten sich wieder, um an Gegenstößen ihrer Kameraden teilzunehmen. Manche waren von Massen umringt, hatten selbst mehr Russengefangene als eigene Leute im Stollen und wehrten sich doch



Phot. A. Grohs, Berlin.

Kohleneinnahme eines deutschen Kriegschiffes: Überblick über den Kohlenlagerplatz im Hafen.

stundenlang, bis die Hilfe im Gegenstoß kam. Die Verteidigung war beweglich und elastisch, die Gegenstöße erfolgten so sicher und im richtigen Augenblick an der rechten Stelle, daß selbst alles Massenaufgebot dem Gegner nicht half. Die gründliche Ausbildung, die aus dem Westen in zahllosen Kursen und Lehrgängen dem Osten übermittelten Lehren und Erfahrungen lohnten sich. Auf der Kuppe 433 und am Blinddarm kamen die Russen dreimal bis tief in die dritten und vierten Stellungen, aber stolz konnten nach dem letzten mit Artillerie- und Minenwerfervorbereitung geführten Gegensturm die Türken melden, daß ihre alte Stellung voll in ihrer Hand sei. Die Deutschen an der Busen- und Obreczowastellung warfen den tiefeingedrungenen Feind viermal am Tage wieder heraus, ehe sie am Abend gleich stolze Nachricht zurückgeben konnten. Und andere Truppen, die zu beiden Seiten der Zlota Lipa die allerheftigsten Stürme zu erdulden hatten, konnten wenigstens sagen, daß kleine Erfolge der Russen für ihre allgemeine Lage durchaus unbedeutend seien. Auf dem Dziki Lany ward in der dritten Linie dem Gegner Halt geboten, Posuchow ward ihm wieder entrissen, die beherrschende Kuppe der Lysoniastellung war wieder in deutschen Händen.

So endete die Schlacht um Brzezany mit einem vollen und verlustreichen Mißerfolg der Russen, die schätzungsweise allein über 12 000 Tote und gegen 700 Gefangene verloren. Der Weg nach Lemberg war und blieb ihnen versperrt, und so kam ihre Führung zu dem Entschluß, die Sache an einem anderen Orte, von Stanislau aus, zu versuchen.

Kampf um ein rumänisches Dorf.

(Hierzu das Bild Seite 141.)

Gleich nach dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg kam es an den Grenzen dieses Landes zwischen größeren und kleineren Truppenabteilungen zu Zusammenstößen, wobei auch Ortschaften häufig den Schauplatz des Treffens bildeten. Besonders an der Donau ereigneten sich solche Kämpfe, von denen unser Bild einen anschaulich wiedergibt.

Wohl im Vertrauen auf die weißen Leinenfetzchen, die überall an den arg verlotterten Lattenzäunen und an den morschen Brunnengalgen als Zeichen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit hingen, war die Vorhut eines ungarischen Honvedregiments vorsichtig in das Dorf eingedrungen. Mit Rücksicht auf die tückische Kampfesweise der Rumänen, die an das Verhalten der Freischärler Flanderns erinnerte, war ja die allergrößte Vorsicht vonnöten. Diese war auch angebracht, denn kaum hatte die vorgeschobene Spitze der Sicherung die ersten Häuser hinter sich, da krachten aus jedem Loch der Behausungen — Fenster sind dort herum Luxus — zahllose Schüsse. Die tapferen Honvede ließen sich aber durch diesen meuchlerischen Überfall nicht verblüffen. Rasch rissen sie die Gewehre von den Schultern und erwiderten das Feuer des verhaßten Feindes. Es gelang, auch die Gebäude in Brand zu stecken, so daß den Rumänen nichts anderes übrig blieb, als den ungleichen Kampf aufzunehmen, wenn sie nicht elend in den Flammen verbrennen wollten. So verließen sie ihre Verstecke und stürzten sich, wohl wissend, daß sie keine Gnade zu erwarten hatten, mit dem Mute der Verzweiflung auf die Ungarn. — Der Kampf war kurz. Die Rumänen sahen bald ein, daß ihre Waffen nicht viel auszurichten vermochten, und suchten ihr Heil in der Flucht, während sich ihr Führer mit einigen Leuten der Übermacht kühn entgegenstellte. Sie hatten ihren Entschluß zu spät gefaßt, denn das nachgerückte Regiment hatte das Dorf bereits umstellt und schoß die Fliehenden nieder. Der Ort wurde in Asche gelegt. Mit der Einnahme des Dorfes war gleichzeitig der Weg über die Donau frei geworden. Über sie hinweg ging es hinein in das Land des Feindes, neuen Taten entgegen.

Vizeadmiral Konrad v. Henkel-Gebhardi, Oberwerftdirektor der Kaiserlichen Werft in Kiel.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 142 und 143.)

Die Schlagfertigkeit der deutschen Flotte beruht zum großen Teile auf der Leistungsfähigkeit der deutschen Werften. Was nützt die beste Durchbildung der Besatzungen, glänzendes Manövrieren der Verbände, wenn nicht Schiffskörper, Maschinen und Bewaffnung so hergestellt und aufgebaut sind, daß sie die ungeheure Beanspruchung bei den forcierten Fahrten, das ununterbrochene Bereitsein zu jeder Stunde ohne Schäden überstehen. Der Ausgang der Seeschlacht vor dem Skagerrak bewies die große Überlegenheit des deutschen Schiffsmaterials über das englische. Was vorher schon bei einzelnen Gelegenheiten festgestellt worden war, wurde an diesem Tage wieder neu bewiesen: die deutschen Werften haben der Flotte ein Schiffsmaterial geliefert, das allen Anforderungen der heutigen Seeschlacht genügt. Den geringen deutschen Verlusten in der eigentlichen Schlacht, ein kleiner Kreuzer und 4 Torpedoboote, standen auf englischer Seite 4 Großkampfschiffe, 3 Panzerkreuzer und mehrere Zerstörer gegenüber. Abgesehen von „Lützow" und „Rostock" gelang es, alle deutschen Schiffe trotz mancher schwerer Treffer sicher in den Hafen zu bringen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Vizeadmiral Konrad v. Henkel-Gebhardi, Oberwerftdirektor der Kaiserlichen Werft in Kiel, erhielt vom Deutschen Kaiser die Schwerter zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und den Stern mit Schwertern zu dieser Auszeichnung.

Die drei Kaiserlichen Werften in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig befassen sich neben dem Neubau von Schiffen in erster Linie mit Ausbesserungs- und Instandsetzungsarbeiten; nebenher versorgen sie die Flotte mit allem, was ein Schiff an Kohlen, Öl und sonstigen Betriebsmitteln und Zubehör nötig hat. Es sind ungeheure Geldwerte, die hier auf verhältnismäßig kleinem Platze umgesetzt werden, und es lastet eine Fülle von Arbeit und Verantwortung auf den Männern, die an die Spitze dieser Werften gestellt sind. Ihre Sorge erstreckt sich aber nicht allein auf das tote Material, sondern auch auf die vielen Tausende von Männern, die es gilt an den richtigen Platz zu stellen, deren Arbeitskraft ausgenutzt werden muß und denen anderseits alle Segnungen der sozialen Gesetze ganz zugute kommen müssen, um ihre Arbeitsfreudigkeit und Leistungsfähigkeit zu erhalten.

Der älteste der Oberwerftdirektoren ist der Vizeadmiral v. Henkel-Gebhardi, der an der Spitze der Kieler Werft steht. Mit seltener Tatkraft ausgerüstet, hat er es verstanden, die Leistungsfähigkeit der ihm anvertrauten Werft zur höchsten Höhe zu bringen. Schon vor dem Kriege gelang der Werft eine Höchstleistung, indem sie in der kurzen Zeit von dreißig Monaten das Linienschiff „Kaiser" fertigstellte, was die Anerkennung des Kaisers in einem Sondererlaß fand. Nicht minder hervorragend sind die Leistungen der Kieler Werft im Weltkriege gewesen, was die Verleihung der Schwerter zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und des Sterns mit Schwertern zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern an Exzellenz v. Henkel-Gebhardi am 14. Mai 1917 beweist.

Im Jahre 1861 in Kassel geboren, trat Henkel im Frühjahr 1877 zugleich mit dem Prinzen Heinrich von Preußen als Kadett in die Marine ein. Nach einer Reise mit der Segelfregatte „Niobe" wurde er 1878 Fähnrich zur See und befand sich als solcher auf dem „König Wilhelm", als dieser den „Großen Kurfürsten" bei Folkestone nieder-

rannte. Nach einem kurzen Kommando auf der „Preußen" machte er alsdann die Reise um die Erde mit, die Prinz Heinrich an Bord des „Prinzen Adalbert" unternahm. 1881 Leutnant zur See, 1886 Oberleutnant, 1893 Kapitänleutnant, 1900 Korvettenkapitän, 1904 Fregattenkapitän, 1905 Kapitän zur See geworden, leitet er seit dem 26. Dezember 1909 die Werft Kiel. In dieser Stellung ist er am 19. November 1910 Konteradmiral und am 14. Juli 1914 Vizeadmiral geworden. Am 29. November 1914 wurde er geadelt.

Unter seinen früheren Kommando, in denen er eine ganz außergewöhnliche Tatkraft entwickelte, sind hervorzuheben: Teilnahme an den Kämpfen in Kamerun im Jahre 1884 unter dem Admiral v. Knorr, Fahrt nach Sansibar, wo der Vertrag mit dem Sultan betreffs des Schutzgebiets von Deutsch-Ostafrika durchgedrückt wurde (1885), Militärturnanstalt Berlin, 1888 Wachtoffizier auf „Gneisenau", Inspektionsoffizier Marineschule Kiel, Wachtoffizier auf „Deutschland", Marineakademie, Artillerieoffizier auf „Stosch", Erster Offizier auf „Heimdall", Navigationsoffizier auf „Moltke", Erster Offizier auf „Mars", Kommandeur der dritten Matrosenartillerieabteilung Lehe, Kommandant der Küstenpanzerschiffe „Odin" und „Ägir", drei Jahre lang beim Reichsmarineamt, Kommandant des Linienschiffs „Pommern", das am 1. Juni 1916 nach der großen Seeschlacht durch Torpedoschuß versenkt wurde. Die Flotte befehligte 1908 Prinz Heinrich, das Geschwader Vizeadmiral v. Schröder, der gegenwärtig das Marinekorps in Flandern kommandiert.

Das Wrack des bei den Kokosinseln im Kampfe mit seinen Verfolgern gestrandeten deutschen Kreuzers „Emden".

Nach einer englischen Darstellung.

Das Wrack der „Emden".

Von Konteradmiral a. D. Foß.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Nach der Versenkung von 20 feindlichen Handelsdampfern von zusammen 92955 Bruttoregistertonnen hatte der deutsche kleine Kreuzer „Emden" Anfang November 1914 den bisherigen Schauplatz seiner erfolgreichen Tätigkeit, die indischen Gewässer, verlassen und war südlich gedampft, um die Station für Funkentelegraphie und das australische Kabel auf den Kokosinseln zu zerstören. Am 9. früh morgens wurde eine Abteilung von 3 Offizieren und 40 Mann dort gelandet. Leider war der Kreuzer zeitig genug erkannt worden, um es der Funkspruchstation noch zu ermöglichen, einen Notschrei auf gut Glück hinauszusenden. Dieser wurde von einem Truppentransport aufgefangen, der sich, geleitet von den Kreuzern „Sydney" und „Melbourne", auf dem Wege nach Ceylon in der Nähe befand. Der Geschwaderchef sandte die „Sydney" schleunigst voraus, und diese sichtete die „Emden", die sofort die Anker lichtete, „klar Schiff" machte und die Landungsabteilung durch Sirenensignal zurückrief. Diese hatte inzwischen ihre Aufgabe gelöst, war aber nicht mehr imstande, den Kreuzer zu erreichen, der bereits mit großer Fahrt Kurs auf die „Sydney" zu genommen hatte. Um 9 Uhr 40 Minuten begann das Gefecht zwischen dem kleinen deutschen und dem großen, weit überlegenen britischen Kreuzer.

5700 Tonnen gegen 3650, acht 15,2-cm-Geschütze gegen zehn 10,2-cm-Geschütze, ein Breitseitgewicht von 226,5 gegen 80 Kilogramm standen sich gegenüber. Außerdem war die Wasserlinie der „Sydney" durch einen Panzergürtel geschützt und ihre Geschwindigkeit der durch lange Kreuzfahrt in tropischen Gewässern herabgesetzten des deutschen Kreuzers um mehrere Knoten überlegen. Kapitän v. Müller holte aus seinem Schiff heraus, was an Gefechtskraft in ihm enthalten war. Zehn Treffer brachte er in den Feind, ehe „Emden" selbst den ersten erhielt. Dann aber wirkten die 45,3 Kilogramm schweren britischen Granaten vernichtend, während die Sprengwirkung der 16-Kilogramm-Geschosse der „Emden" nur gering sein konnte. Fockmast und alle drei Schornsteine wurden zusammengeschossen, das Hinterschiff brannte, die Steuereinrichtung wurde beschädigt. Der Versuch, auf Torpedoschußweite an den Feind zu gelangen, wurde von der „Sydney" dank ihrer überlegenen Geschwindigkeit vereitelt. Um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen, jagte der Kommandant die „Emden" auf ein Korallenriff an der Windseite der Kokosinseln, mitten hinein in die schäumende Brandung; unser nebenstehendes Bild zeigt, in welchem Zustande.

„Sydney" hatte um diese Zeit das Gefecht abgebrochen, um einem Begleitdampfer der „Emden" nachzusetzen, und hat ihn auch erreicht, allerdings ohne imstande zu sein, sich seiner zu bemächtigen, da seine Besatzung ihn durch Öffnung der Bodenventile versenkte.

Gegen Abend kehrte sie zum Wrack der „Emden" zurück und feuerte in dieses hinein, so daß die Maschinenanlagen zerstört wurden. Um weiteres zweckloses Blutvergießen zu vermeiden, kapitulierte der Kommandant, nachdem 6 Offiziere, 4 Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere, 93 Mann gefallen, 1 Unteroffizier, 7 Mann schwer verwundet worden waren.

Da der Engländer die „Königsberg" in der Nähe vermutete, ging er bei Einbruch der Dunkelheit wieder seewärts. Unterwegs rettete er einen im Wasser treibenden deutschen Matrosen, den vierten an diesem Unglückstage, der mit noch anderen Kameraden durch den Gasdruck einer platzenden Granate über Bord geschleudert worden war.

Am nächsten Morgen erfuhr die „Sydney", daß die Landungsabteilung inzwischen auf dem kleinen Schoner „Ayesha" entkommen sei. Erst dann wurde von ihr im Laufe des Vormittags der Rest der Besatzung der „Emden" an Bord genommen. So endete ein Schiff, dessen Taten unvergessen bleiben werden, seine ruhmvolle Laufbahn.



Torpedobootangriff bei schwerem Wetter.

Nach einem Originalgemälde von Gustaf Romin.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

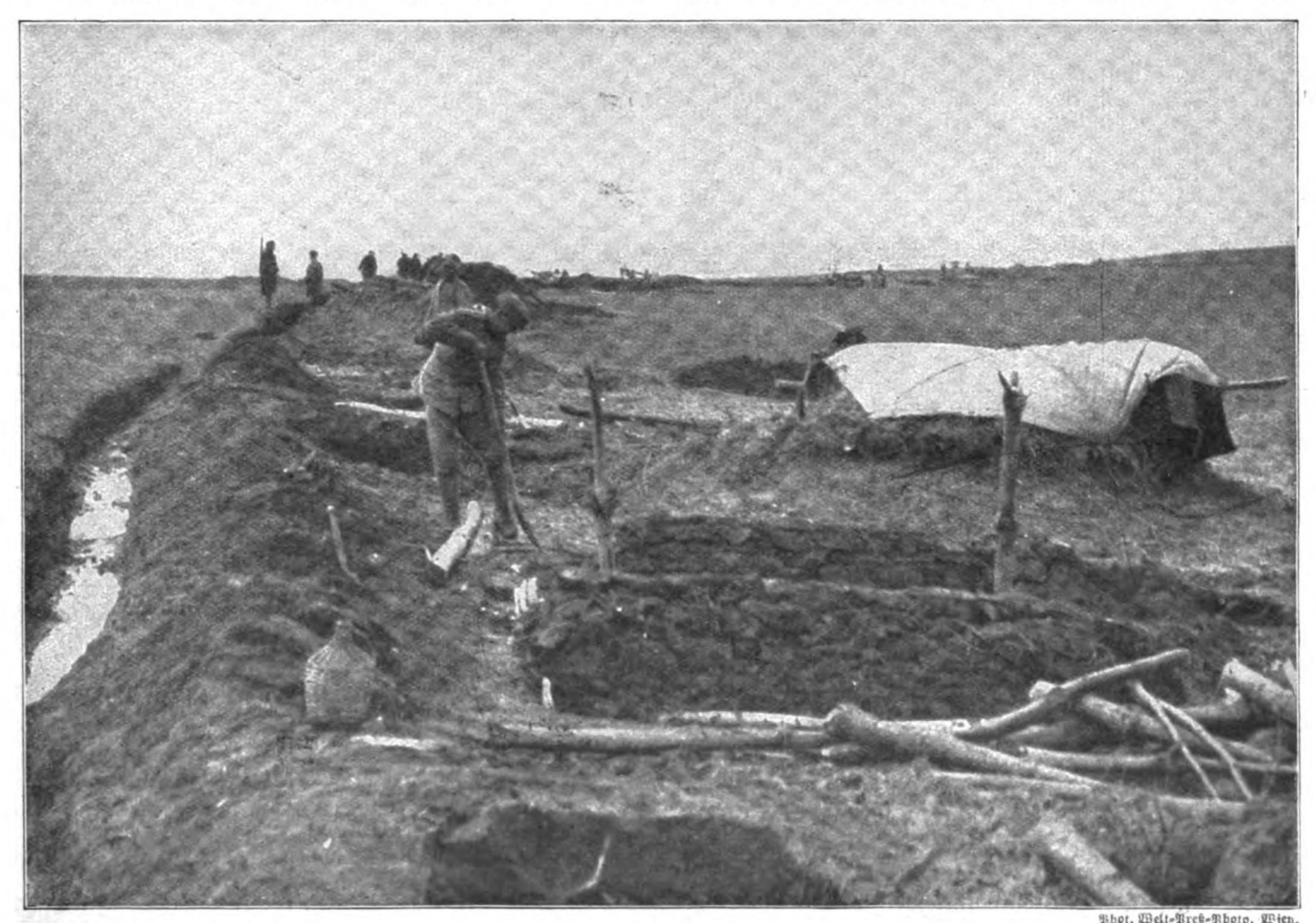
(Fortsetzung.)

Trotz der schweren Verluste, die die **Russen** gleich zu Beginn ihrer neuen Angriffsbewegung in Ostgalizien erlitten hatten, setzten sie ihr Unternehmen mit großer Zähigkeit fort, um doch noch einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. Besonders südlich vom Dnjestr, im Raume von Stanislau (siehe die Karte Seite 146), kam es zu einem schweren Zusammenstoß. Seit dem 6. Juli lag dort der Schwerpunkt der russischen Angriffe, die von Tag zu Tag größere Gewalt annahmen. Günstige äußere Bedingungen ermöglichten dem Feinde, gerade dort starke Streitkräfte sowie umfangreiche Gerät- und Munitionsmengen anzuhäufen. Die russischen Vorstöße wurden immer ungestümer. Der am Vormittag des 7. Juli zu beiden Seiten der Landstraße Stanislau—Kalusz vorgetriebene Hauptangriff verfing sich im österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer; erst mittags gelang es den Russen, das Sperrfeuer zu durchbrechen. Es kam zu heißen Kämpfen Mann gegen Mann, in deren Verlaufe die Verteidiger aber schließlich doch ihre Stellungen zu halten vermochten. Infolgedessen gingen die Russen am Abend bei Huta im Bystrzycatal von neuem vor, doch brach sich ihr Ansturm an der tapferen Gegenwehr des schlesischen Infanterieregiments Kaiser und König Franz Joseph Nr. 1.

Da legten die Angreifer abermals Trommelfeuer auf die österreichisch-ungarischen Stellungen, die fast völlig zerstört wurden. Das hatte zur Folge, daß Tags darauf die k. u. k. Linien in 12 Kilometern Breite eingedrückt werden konnten und die Verteidiger zurückweichen mußten. Vor den Waldhöhen des Czarnilas standen in diesem kritischen Augenblick aber schon deutsche Reservestreitkräfte in einer Aufnahmestellung bereit und hielten die vordringenden Russen auf. Unterdessen gewann die Hauptmacht der Verteidiger unbelästigt und unbehindert vom Feinde den Lomnicaabschnitt und richtete sich dort ein. Die Stadt Halicz ging in den Besitz der Russen über, und Kalusz lag schon im Bereich der weittragenden Geschütze des Feindes. Mittwoch, den 11. Juli, rückten nach erbitterten Gefechten die Russen auch in diese Stadt ein.

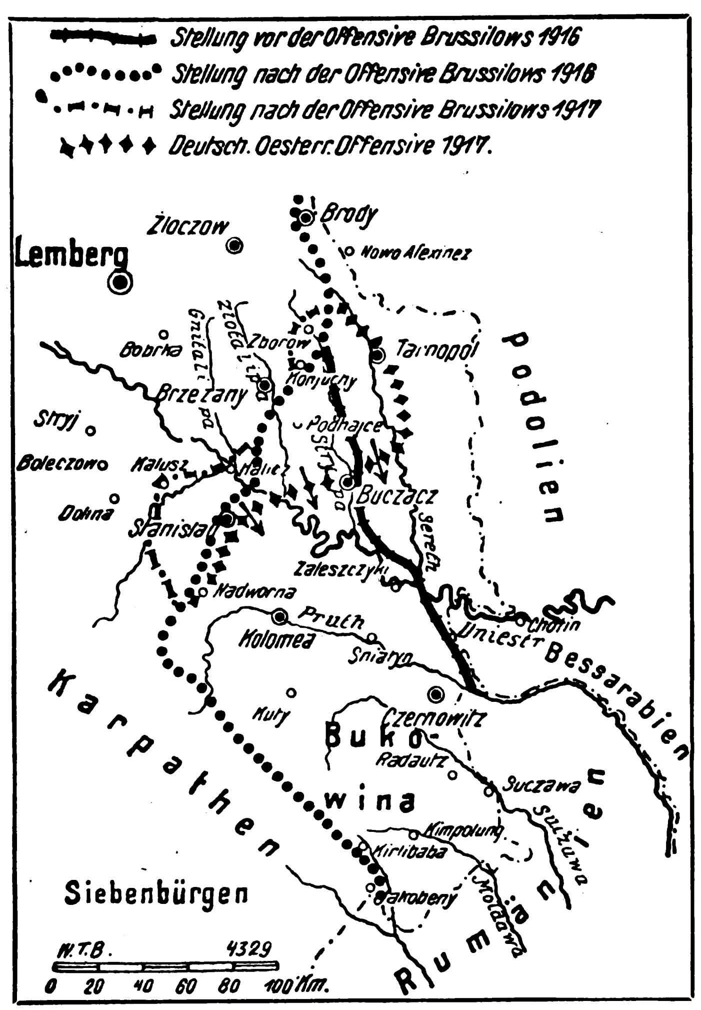
An den folgenden Tagen unternahm der Feind auf dem Westufer der Lomnica bei Kalusz und an anderen Stellen immer wieder Angriffe mit großen Massen, konnte aber die Linien der Verteidiger nicht weiter zurückdrücken. Starke Regenfälle beeinträchtigten gleichzeitig die Gefechtstätigkeit. Die Verbündeten setzten jetzt Gegenstöße an, durch die die Russen gezwungen wurden, über die Lomnica zurückzugehen und Kalusz aufzugeben. Eine eingehende Darstellung dieser Kämpfe finden unsere Leser in dem Sonderbericht aus fachmännischer Feder auf Seite 147.

Ein glänzendes Beispiel aufopfernder Treue und Tapferkeit lieferte das k. u. k. 86. Infanterieregiment, das in den schweren Kampftagen zu Anfang des Monats Juli mit zwei Bataillonen die Mogilahöhe (siehe untenstehendes Bild) bei Zborow besetzt hielt. Die Bataillone waren durch Sperrfeuer völlig abgeschnitten und bereits von zwei Seiten umfaßt worden; trotzdem kämpften sie unentwegt weiter. Hauptmann Schröder und Major Ulrich waren ihre heldenmütigen Führer. Harte Stunden, vom Mittag bis zum Abend, hielten die Wackeren aus, obwohl für sie kaum noch eine Hoffnung bestand, aus der Umklammerung befreit zu werden. Mittags brachte eine Brieftaube von dem Hauptmann Schröder die Meldung, daß er sich bis zum äußersten halten werde. Eine Stunde später traf eine zweite Brieftaube ein mit der Meldung: „Mein Bataillon, von rückwärts umzingelt, hält immer noch erste Linie.“ Endlich kam ein ganzer Schwarm Brieftauben ohne Meldung an. Die Verteidiger hatten die Tiere auffliegen lassen, um sie nicht den Russen zu überantworten. Ergeben hatten sich die Truppen aber immer noch nicht. Noch nachts um zehn Uhr leuchteten Raketen aus ihren Reihen auf und zeigten an, daß sie den Kampf weiterführten. Dann aber



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Stellungen auf der Mogilahöhe bei Zborow, die, heldenhaft verteidigt, in den Julikämpfen 1917 infolge der erdrückenden feindlichen Übermacht an die Russen verloren gingen.



Kartenskizze zu den Kämpfen in Ostgalizien.

wurden sie doch von der russischen Übermacht zur Ergebung gezwungen. Umsonst war ihr Opfer jedoch nicht gebracht worden, denn dem tapferen Ausharren dieser Bataillone war es wesentlich mit zu verdanken, daß der russische Vorstoß bei Zborow zum Stehen gebracht werden konnte.

Die Kunde von den riesigen Opfern der Russen in diesen schweren und blutigen Schlachten war trotz aller Verheimlichungsversuche auch in die Etappe und in das Hinterland gedrungen. Brigadenweise weigerten sich die Soldaten, die Lücken der Gefallenen an der Kampffront aufzufüllen. Von 10000 Mann, die dem Befehle, an der Angriffsbewegung teilzunehmen, getrotzt hatten, verschanzten sich 4000 feldmäßig und warteten den Angriff ihrer Kameraden ab; erst als Artillerie gegen sie ins Gefecht gebracht worden war, entschlossen sie sich zur Niederlegung ihrer Waffen und zum Gehorsam. Vergeblich versuchte der Kriegsminister Kerenski, die Stimmung des Landes gegen diese und andere Verweigerer des Gehorsams zu entflammen. In erster Linie war es der russische Sozialist Lenin, der für den sofortigen Frieden mit Deutschland eintrat. Noch fand die Regierung eine feste Stütze an dem Arbeiter- und Soldatenrat. Die heftigen Stürme, die in dieser Körperschaft tobten, verpflanzten sich sehr bald auch auf die Straße. Umzüge fanden statt, die mit Gegenumzügen beantwortet wurden. Als die Regierung im Einverständnis mit dem Arbeiter- und Soldatenrat die Friedensveranstaltungen zu verhindern suchte und Kosaken- und Provinzregimenter nach Petersburg rief, kam es in größerem Umfang zu Überfällen und Zusammenstößen Bewaffneter. Am 17. Juli erreichte die Spannung ihren Höhepunkt und löste sich in wilden Straßengefechten aus. Arbeiter und Soldaten der Friedensparteien rückten in geschlossenen Abteilungen, zum Teil mit Maschinengewehren auf Kraftwagen, auf die Straßen. Der Newskiprospekt, die Hauptverkehrstraße Petersburgs, und die benachbarten Straßen waren der Brennpunkt heftiger Kämpfe. Aus Kronstadt, Oranienbaum und Peterhof waren mehrere Regimenter nach der Hauptstadt gekommen und hatten die Aufständischen verstärkt. Dem Volk gelang es, eine Anzahl Minister zu verhaften und den Rücktritt von vier Ministern, die der bürgerlichen Partei der Kadetten angehörten, zu erzwingen. Nur mit äußerster Rücksichtslosigkeit vermochte die republikanische Regierung in letzter Stunde, der Revolutionäre noch einmal Herr zu werden.

In diesem Augenblick brauste der deutsch-österreichisch-ungarische Gegenstoß über die russischen Angriffsfronten dahin. Er traf die Feinde völlig überraschend. Über das Ziel des ersten Angriffstages hinaus sprengten die deutschen Sturmtruppen am 19. Juli die russische Front nördlich von Zborow zwischen Harbuzow—Zwyzyn—Cziepele in einer Breite von 10 Kilometern und drangen über drei russische Verteidigungszonen in einer Tiefe bis zu 10 und 11 Kilometern vor. Die russische Front war an dieser Stelle durchstoßen. Über Zalocze zogen sich die Feinde zum Teil in wilder Flucht auf Tarnopol zurück. Am Sereth entlang und von der oberen Strypa zum Serethabschnitt hin bahnten sich die Deutschen siegreich kämpfend einen Weg. Die bis ins kleinste getroffenen Vorbereitungen der Deutschen für einen großen Gegenzug ermöglichten ihnen, ihren ersten Erfolg ganz auszunützen. Schon wenige Stunden nach dem Beginn des Angriffs sammelten sich über 3000 Gefangene hinter den deutschen Linien, auch wurden 10 Geschütze erbeutet. Dank der kräftigen Vorarbeit der Artillerie war es den Sturmtruppen der Deutschen gelungen, die 400 Meter hohe Zlota-Gora-Höhe nördlich von Zborow, die das Tal der oberen Strypa beherrscht, ohne besonders schwere Verluste zu überrennen und sich in den Besitz dieses wichtigen Punktes der russischen Front zu setzen. Während die Deutschen mit ihrem linken Flügel an dem von Seen (siehe Bild Seite 147) und Teichen begleiteten Sumpfufer des Sereths und mit dem rechten beiderseits der Bahn Zborow—Tarnopol vordrängten, setzten die Russen schwerste Gegenstöße an der Mala Strypa und bei Zalocze an, um den deutschen Vormarsch zum Stehen zu bringen. Allein die kampfmutigen deutschen Truppen ließen sich nicht aufhalten und überschritten noch am ersten Kampftage die Linie Zalocze—Olejow.

In einer Breite von anfänglich 40 Kilometern und an den tiefsten Stellen 20 Kilometern drangen sie in den nächsten Tagen in der Hauptrichtung auf Tarnopol vor. Westwärts von der Stadt hatten die Russen starke Streitkräfte zur Aufnahme der fliehenden Truppen und zur Verteidigung des Serethbrückenkopfes bereitgestellt, so daß die deutsche Angriffsbewegung hier vorerst zum Stillstand kam. Die Mitte der Angreifer rückte rasch von den Dörfern Perepelniki, Harbuzow, Manajow aus über die Meierhöfe Benowka, Leonoska und Dabrowa vor und durchquerte die Dörfer Lopysca und Olejow. Die Flügel hingen im Norden bei Zalocze und im Süden knapp nördlich von Zborow in den ersten Angriffstagen etwas zurück, so daß sich die Deutschen wie ein Keil in die feindliche Stellung einbohrten. Zwar zogen die russischen Führer gerade an den Flügelpunkten besonders zahlreiche Truppen zusammen und opferten sie rücksichtslos, konnten aber damit den Vormarsch der Gegner nicht aufhalten. Die russischen Revolutionstruppen verhielten sich auf ihrem Rückzuge nicht anders wie früher die Soldaten des Zaren. Wie einst auf polnischem Gebiet im Jahre 1915 ließen sie Dörfer und Gehöfte in Flammen aufgehen; schauerliche Brandfackeln zeigten auch jetzt in Ostgalizien ihren Rückweg an. Die Verfolgungskämpfe, an denen auch die Kavallerie teilnahm (siehe Bild Seite 148/149), wurden von gutem Wetter begünstigt. Die Wege und Landstraßen waren trotz der langen und starken Regenfälle doch nicht so aufgeweicht, daß sie den Verkehr wesentlich hinderten, sie waren aber vor allem staubfrei und erleichterten dadurch die starken Marschleistungen, die nötig waren, um dem Feinde dicht auf den Fersen zu bleiben. —

Gezwungen durch die Verhältnisse schied auch der russische Ministerpräsident Lwow aus der Regierung aus. Der neue Kopf, den diese erhielt, war niemand anders als der Kriegsminister Kerenski, der dieses Amt behielt und dazu noch die Ministerpräsidentschaft übernahm. —

* * *

Während die Vorgänge an ihrer Westfront den Russen die größten Sorgen bereiten mußten, trafen für sie auch von ihren asiatischen Schauplätzen, wo sie im Kampfe mit

den **Türken** lagen, nur sehr unerfreuliche Nachrichten ein. An der persischen Grenze östlich von Pandschwin gelang den Türken ein wohl angelegter Überfall zurückgeschobener feindlicher Abteilungen, die vollständig geschlagen wurden und eine stattliche Beute zurückließen. Aus den Kämpfen eines einzigen Tages, des 6. Juli, brachten die Türken allein 4 Gebirgsgeschütze und 3 Maschinengewehre ein; zu weiteren erfolgreichen Gefechten kam es bei der Verfolgung des Feindes.

Während die Ereignisse in Mesopotamien zum Stillstand gekommen waren, entwickelten die Engländer an der Palästinafront wieder eine regere Tätigkeit. Der neue Oberbefehlshaber dort war General Smuts, der seine Erfahrung im Feldzuge gegen Ostafrika hier zur Geltung bringen sollte, obgleich seine Aufgaben in der deutschen Kolonie noch immer der endgültigen Lösung harrten. Den vermehrten englischen Vorbereitungen für zukünftige Angriffe begegneten die Türken und die Deutschen, die als Kamelreiter (siehe die Bilder Seite 156) und Vertreter aller Waffengattungen die Türken tatkräftig unterstützten, mit unausgesetzter Regsamkeit, die der Verteidigung dieser mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden Front gewidmet war. Als die Engländer am 15. Juli einen kräftigen Erkundungstoß in der Nähe des Meeres gegen die türkischen Stellungen unternahmen, holten sie sich eine blutige Schlappe und konnten sich, wie schon so oft, von dem vortrefflichen Zusammenarbeiten der Türken mit den Deutschen überzeugen. —

* * *

Auch an der **Salonikifront** (siehe die Bilder Seite 154) kam es nicht zu größeren Ereignissen. Trotz der Entlastung, die ihnen die Angriffe der Russen in Galizien brachten, unternahmen die Truppen des Generals Sarrail nur wenige belanglose Vorstöße, die an dem zähen Standhalten ihrer Gegner, bei denen sich auch türkische Soldaten (siehe Bild Seite 155) befanden, abprallten. —

* * *

Auf dem **italienischen** Kriegschauplatz war ebenfalls Ruhe eingetreten. Die Italiener waren durch das Mißlingen der zehnten Isonzoschlacht und der nachfolgenden heißen Kampftage im Hochgebirge so außerordentlich geschwächt, daß sie an eine völlige Neuordnung des größten Teiles ihres Heeres (siehe Bild Seite 152) herantreten mußten. Dabei wurden sie von den Engländern und Franzosen unterstützt, die ihnen wieder in großem Umfang Munition und Kriegsgerät, besonders auch schwere englische Geschütze lieferten. Die Österreicher und Ungarn rasteten ebenfalls nicht und bereiteten sich vor, den Feind bei seinem nächsten Ansturm noch kräftiger abzuweisen. Die Bergstellungen wurden nach der italienischen Beschießung gründlich wieder ausgebaut; neue Maschinengewehrstellungen, neue Stellungen für Gebirgsbatterien (siehe Bild Seite 151) wuchsen aus den Gräben in Eis, Schnee und Gestein heraus. Wo Maultiere keinen Raum mehr hatten zum Transport der Geschützrohre und Geschützteile, wie am Ortler, klommen die berggewohnten kräftigen Menschen selbst mit den Geschützrohren auf dem Rücken an steilen Abgründen hinan (siehe Bild Seite 153), zum Teil auf Wegen, die Schritt für Schritt stufenmäßig ins Eis gehauen werden mußten. In härtester Arbeit, mutig und ausdauernd, sahen die Verteidiger, die hier schon so oft Angreifer gewesen waren, voll froher Zuversicht etwaigen neuen Anstürmen der Feinde entgegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

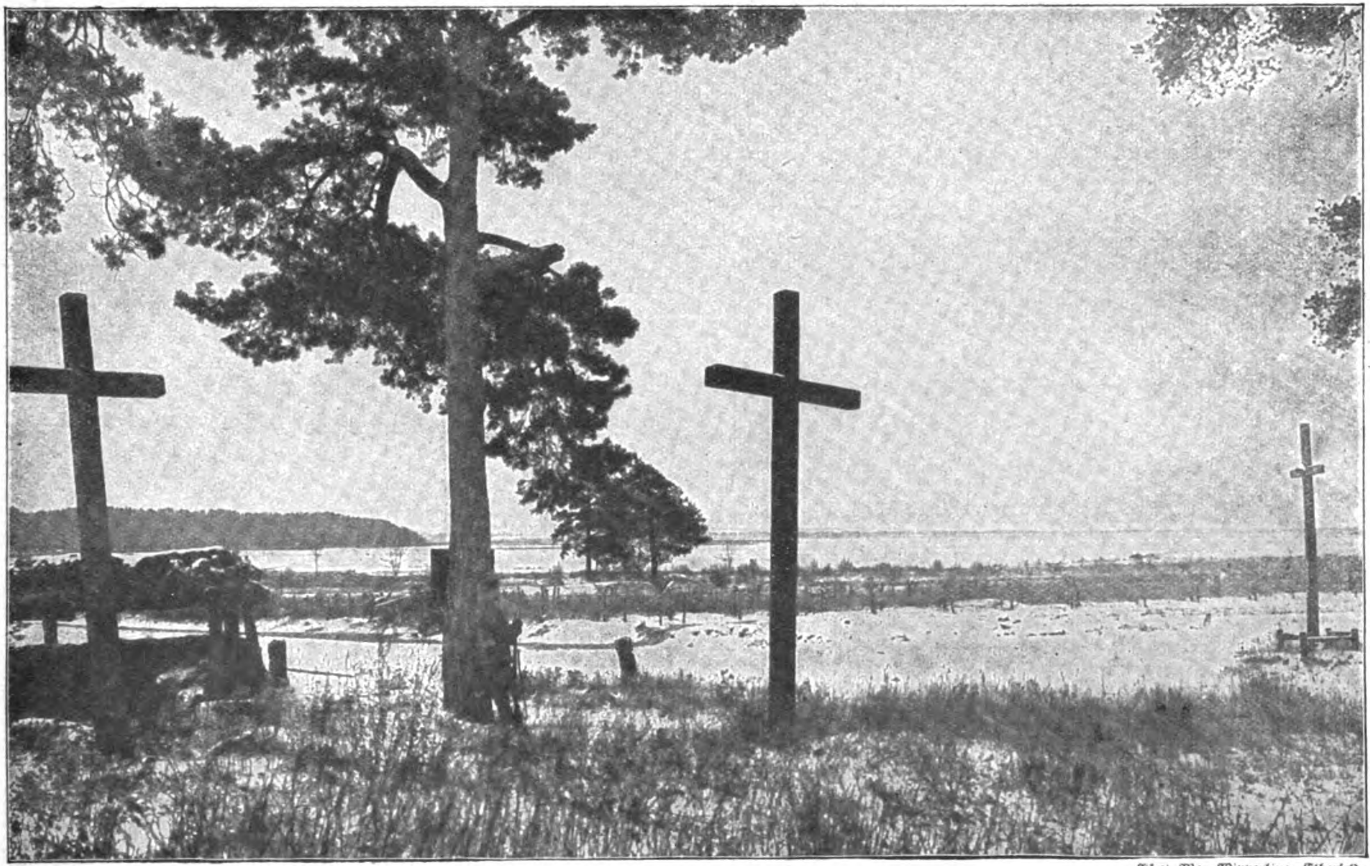
Die Schlacht in Ostgalizien.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

3. Zwischen Bystrzyca und Lomnica.

(Hierzu die Kartenskizze Seite 150.)

Spät, nach den Plänen der russischen Heeresleitung vielleicht zu spät, schloß sich die dem Befehle des Generals Kornilow unterstellte russische Armee dem Angriff der Südwestfront an. Bei Brzezany war der Anlauf bereits gescheitert, war der gute Wille der Revolutionsbataillone schon in einem Meere von Blut erstickt. Erst zum 6. Juli, dem Tag, an dem man durch Massenstürme die Einbruchstelle von Koniuchy erweitern, verbreitern und zum Durchbruchspunkt ausgestalten wollte, standen auch Kornilows Divisionen bereit, nachdem ihnen am Tage zuvor dichte



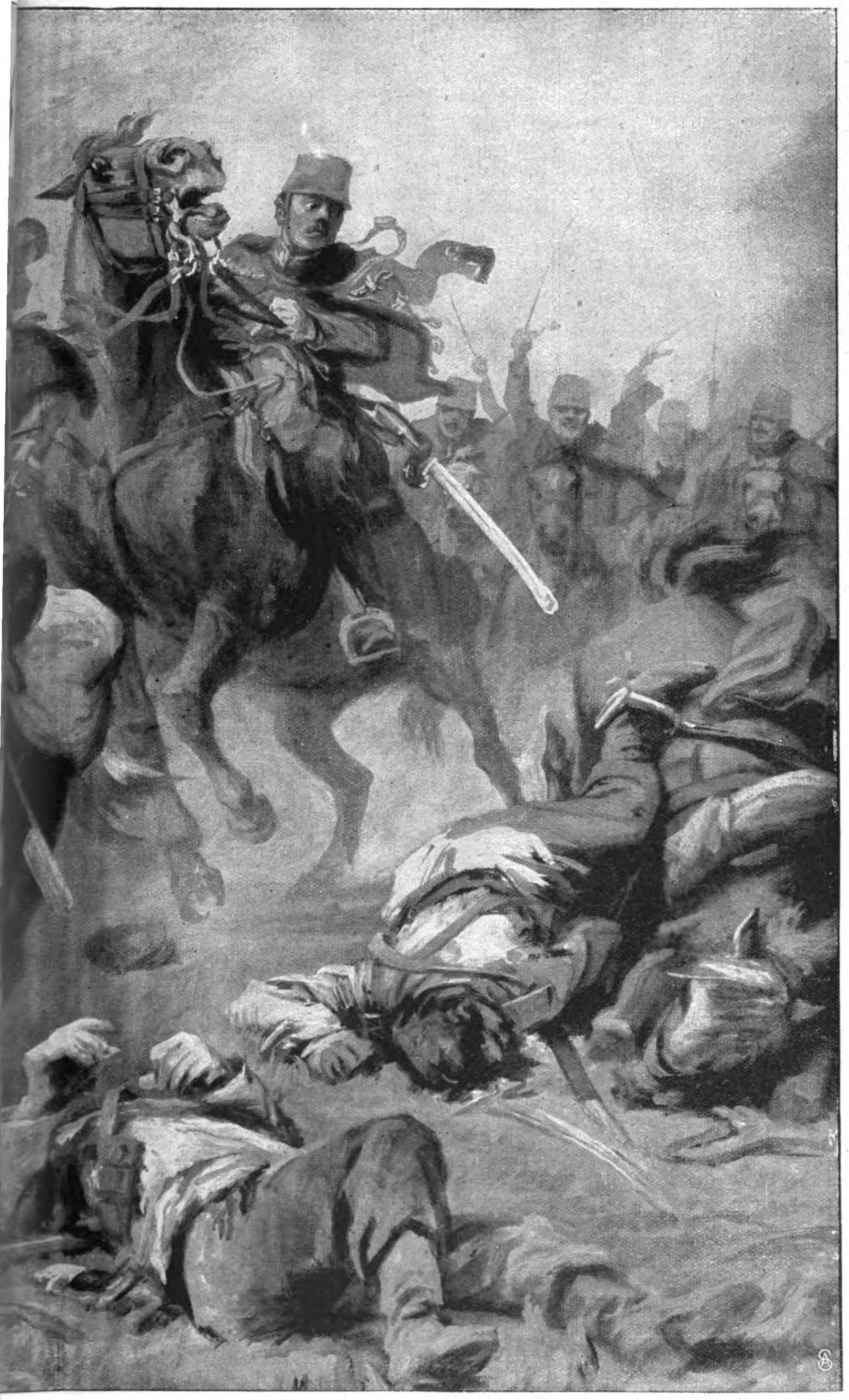
Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

An einem Seeufer der russischen Front.



Angriff von Honvedhusaren auf russische Dragoner in Galizien.

Massen schwerer Artillerie durch anhaltendes Trommelfeuer freie Bahn geschaffen hatten. In der Mitte, bei Brzezany, war trotz stärkster Tiefengliederung der Plan mißglückt, nun sollten sich im Norden und Süden zwei Flügelstoßkeile in die Lembergfront der Verbündeten einkeilen, dann sollte die Zange zuklappen und die tapfere Südarmee abklemmen. Im Süden winkte, abgesehen von dem großen strategisch-politischen Hauptziel, ein lohnendes wirtschaftliches Nebenziel: kaum hundert Kilometer in der Luftlinie von der russischen Front weg lag der gewaltige galizische Erdölbezirk

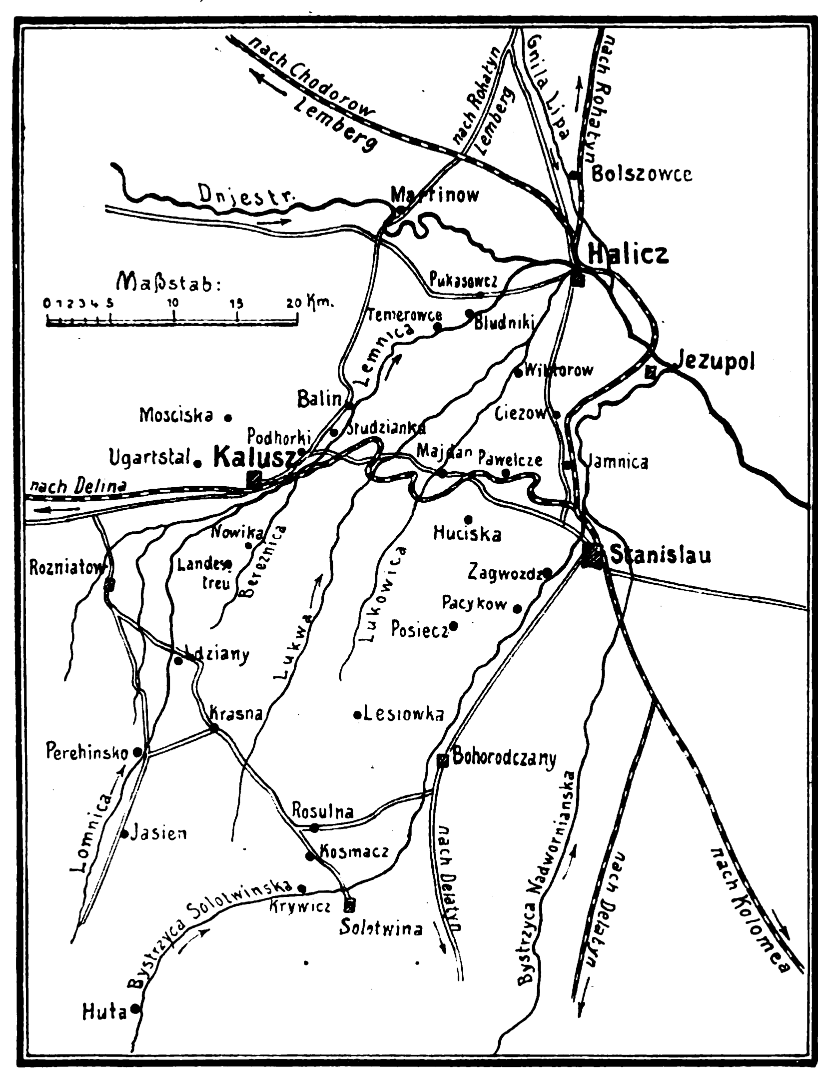


Nach einer Tuschzeichnung von Toth-Molnár

der Quellen und Raffinerien von Drohobycz-Boryslaw. Wie ich jetzt dies schreibe, fliegt die Erinnerung zurück an den Mai des Jahres 1915, als wir nach gelungenem Karpathendurchbruch in Galiziens fruchtbare Ebene hinabstiegen. Schon in den Bergen legte sich der durchdringende Geruch atembeklemmend auf die Lungen. Und von den Vorbergen herab sah man weithin die lodernden Flammen, quollen die Rauchschwaden dunkel empor und verdüsterten das Land. Die Russen hatten beim Rückzug Bohrtürme und Tanke gesprengt und angezündet, und nur die Schnelligkeit unseres Vorkommens verhinderte die gänzliche Vernichtung der ungeheuren Werte. Als es noch brannte und qualmte, war man schon an der Arbeit, wiederaufzubauen. In zwei Jahren angespanntester Tätigkeit wurde der Bezirk zu überfriedensmäßigen Leistungen und Lieferungen gebracht. Ihn abermals zu vernichten, den Mittelmächten wiederum wichtigen Rohstoff abzusperren, schien ein lohnendes Ziel. Vielleicht war schon ein neuer englischer Oberst Thompson bereit, dem diesmal anstatt des höchsten rumänischen Ordens die Anerkennung der russischen Republik winkte!

Aber es wurde nichts aus dem Hauptziel und nichts aus dem Nebenziel. Bei Koniuchy verbluteten drei Korps, ward der Stoßkeil stumpf und unwirksam. Vor Stanislau blieb er nach schönen und ermunternden Anfangserfolgen an der Lomnica stecken. Immerhin gewannen die Russen — seit den Tagen der Brussilowschen Sommeroffensive 1916 war ihnen das Schlachtenglück nicht so hold gewesen — Raum in einer Tiefe von annähernd 30 Kilometern und in einer Breite von über doppelt soviel. Ein paar Tage gab es so etwas wie eine Bewegungschlacht an der Ostfront, aber dann kam es nicht mehr auf das stumpfe Anlaufen und Vortreiben von Massen, sondern auf Taktik und auf das Operieren an, und da blieb der russische Stoß alsbald stecken. Als das Überrennen gescheitert war und als es nur zu einem langsamen, schrittweisen Zurückdrängen kam, war die Sache entschieden, brachte die überlegene deutsche Führung sogleich das Kornilowsche Heer zum Stehen.

Das Gelände der Schlacht zwischen Stanislau und Kalusz ist nicht einfach. Von Norden nach Südosten zieht sich das Massiv der Karpathenberge und nördlich von ihnen, parallel zu ihnen, fließt durch die galizische Ebene der Dnjestrfluß. Der rund 50 Kilometer breite, zwischen Bergen und Strom liegende Raum wird von vielen rechtsseitigen, nach Nordosten sich wendenden Nebenflüssen in einzelne Abschnitte geteilt. Da fließen der Stryj und die Swica, an denen wir uns im Sommer 1915 entlangkämpften, bis wir die „Pferde im Dnjestr tränken" konnten, dann kommen die Siwka und die Lomnica, der Lukiew, der aus den beiden Flüssen Lukwa und Lukowica zusammenströmt, und endlich die Bystrzyca, mit der sich oberhalb von Stanislau Bystrzyca Solotwinska und Bystrzyca Nadwornianska vereinigen. Ausläufer und Vorberge der Karpathen schieben sich bis



Kartenskizze zu den Kämpfen im Raume Halicz—Stanislau.

Kalusz und Stanislau vor und gehen dann in das sanfte Hügelland über. Zwei riesige Waldbestände finden sich: der Kameralnywald zwischen Swica und Lomnica und der etwa 50 Kilometer lange und 4 bis 8 Kilometer breite Truskow- und Czarnywald im breiten, von Lukwa und Lukowica durchflossenen Grund zwischen dem Bergland östlich von der Lomnica und westlich von der Bystrzyca. Die Flüsse stellten allerdings — das erleichterte die russische Offensive — zunächst kein Hindernis dar. Der heiße Juni hatte sie ausgetrocknet; der Dnjestr ist im Hochsommer in der Gegend von Halicz ein breites, aber seichtes, schleichendes Wasser, die Nebenflüsse werden da harmlose Bäche, durch die man durchwaten kann. Vom 11. bis zum 14. Juli aber kamen starke Regengüsse, die urplötzlich die Flüsse anschwellen ließen. Jetzt hatten auf einmal die Russen wohl ihre liebe Not mit dem Vorschieben ihrer Munition und Verpflegung auf den aufgeweichten, galizisch schlechten Straßen und über die vielen Wasserläufe weg. Zum Aufmarsch hatten ihnen die beiden Bahnen nach Stanislau hin, die von Husiatyn—Buczacz her, und die andere von Kolomea herauf, glänzende Dienste geleistet, jetzt fehlten zur neuen Front hin alle Verbindungen. Und die vor unserer Front fließende Lomnica ward ein recht gutes Hindernis. So wechselt das Wetterglück!

Zunächst ließ sich die Entwicklung der Schlacht für Kornilow nicht sehr günstig an. Die Stellung der Verbündeten kam hier aus den Karpathen herauf, lehnte sich an die Hügelkette auf dem Westufer der Bystrzyca Solotwinska und überschritt zwischen Halicz und Jezupol den Dnjestr, um in den Gnila-Lipa- und Narajowkaabschnitt überzuführen. Zwischen Stanislau und Bohorodczany erfolgte am 5. Juli eine Zertrommelung der Linie durch schwere Artillerie, am 6. Juli kamen starke Infanterieangriffe, die aber von ungarischen Truppen restlos abgewiesen wurden. Schon sprach der russische Heeresbericht, als er die Aufhebung eines österreichischen Vorpostens südlich von Bohorodczany meldete, von der „Richtung auf Dolina" und legte damit vor aller Welt das große Ziel des Angriffs fest. Am 7. Juli kamen erneute Massenstürme dreier russischer Divisionen über die wasserarme seichte Bystrzyca vor, beiderseits der von Stanislau nach Kalusz führenden Straße, in einer Frontbreite von 8 Kilometern, zwischen den Dörfern Jamnica und Zagwozdz. Den ganzen Vormittag wurde in heftigen Nahkämpfen gestritten; um die erste Mittagstunde erfolgte der Hauptstoß durch ein starkes Sperrfeuer durch. Es kam abermals, namentlich im Dorfe Jamnica, zu erbittertem Kampfe Mann gegen Mann, das Dorf wechselte mehrmals seinen Besitzer, am späten Nachmittag aber war die gesamte Stellung in der Hand der Verteidiger. Gegen Abend versuchten die Russen am Oberlauf der Bystrzyca Solotwinska, bei Huta, also schon im Gebirge, überraschend einzudringen, scheiterten aber auch hier an der Wachsamkeit österreichisch-schlesischer Truppen.

Indessen blieben die russischen Reserven doch stark genug, die am Vortage so übel zerschossenen drei Angriffsdivisionen aufzufüllen und ihnen am 8. Juli eine vierte Division zu Hilfe zu geben. Diesem übermächtigen Ansturm waren die geschwächten k. u. k. Verteidiger nicht mehr gewachsen. Es entstand beiderseits der Stanislau-Kalusz-Straße eine etwa 12 Kilometer breite Einbuchtung. Um die Dörfer Jamnica, Huciska, Pawelcze wurde blutig mit Bajonett und Handgranaten gerungen, ehe sie in Feindeshand fielen. Langsam wichen die österreichischen Truppen gegen die Hügel des Czarnywaldes zurück. Während vom Süden her, aus Richtung Bohorodczany, kroatische Regimenter in die vorkommende russische Flanke drückten, hielten vom Westen her frisch eingesetzte deutsche Regimenter den Stoß auf. Allein die Russen schoben in der Nacht abermals Reserven ein; sie entwickelten am 9. Juli früh an der Straße Bohorodczany—Rosulna kräftig ihre Angriffe, um die dort ihre Flanke bedrohenden Kroaten zu binden, und verstärkten gleichzeitig ihren Druck in Richtung nach Kalusz auf breiter Front. Mehrfache Angriffe wurden abgeschlagen, aber als der Gegner doch allmählich an einzelnen Stellen Raum gewann, löste man die ganze Front langsam los und führte sie hinter den Unterlauf der Lukowica zurück. Das konnte aber der ganzen Geländegestaltung nach nur eine Vorstufe sein zur Zurücknahme der Front hinter den Lomnicafluß, wo eine gut ausgebaute, lange vorbereitete Aufnahmestellung vorhanden war. So fanden planmäßig am 10. Juli die befohlenen Rückzugsbewegungen statt. Es waren ziemlich unblutige Erfolge, deren sich die Russen an diesem Tage rühmen konnten. Halicz, die als Straßen- und Bahnknotenpunkt wichtige einstige Königstadt der Ruthenen, über das vom Hügel die Ruine des alten, von den Türken im 14. Jahrhundert zerstörten Polenschlosses herunterschaut, wurde ihnen freiwillig überlassen, den Czarnywald überschritten sie unangefochten, einige stehen gebliebene Geschütze fanden sie glücklich auf; aber selbst ihre eigene Angabe der Gefangenenziffern des Tages spricht nur dafür, daß sie ein paar Nachhuten abzuschneiden vermochten. Vortruppen des Gegners kamen allerdings gleich auf das westliche Lomnicaufer und drangen in Teile der Lomnicastellung ein. So fiel ihnen Kalusz in die Hände, zwar nur eine kleine Provinzstadt von 10 000 Einwohnern, aber doch auch die einzige Kalisalzlagerstätte Österreichs und eine wichtige Etappe auf dem Wege nach Bolechow, Stryj und zum Erdölbezirk.

Sofort schuf sich der Gegner einen Brückenkopf, den er stetig zu erweitern trachtete; er drückte auch weiter nördlich bei Studzianka, Babin, Bludniki auf das Westufer der Lomnica. Lebhaftesten Widerstand fand er dort, wo südlich von Kalusz die Front auf das Ost(Süd)ufer der Lomnica übersprang und über Nowica, Rosulna nach Krywicz hinunter reichte. Teilangriffe bei Bludniki scheiterten. Heftig einsetzender galizischer Landregen hemmte Freund wie Feind. Immerhin versuchten die Russen doch, ihren Kaluszbrückenkopf zu erweitern, um eine feste Basis für neue Vorstöße zu gewinnen. Auch bei Jasien griffen sie an und drückten mit starken Kräften gegen den Frontteil südlich vom Lomnica-

bogen, gegen Landestreu und namentlich gegen Ldziany, um von hier die Straße nach Rozniatow—Dolina zu erzwingen und nach einem Durchbruch die ganze Lomnicastellung nach Norden hin aufzurollen. Aber schon setzten deutsche Gegenangriffe ein. Bei Perehinsko und Ldziany, bei Kalusz und Dobrowlany entspannen sich am 14. Juli Gefechte, am folgenden Tage verengerten wir den Kaluszbrückenkopf durch Angriffe aus Richtung Mosciska und Ugartstal, und als der Russe den Ernst der Sache merkte, fürchtete er wohl ein neues Toboly und räumte in der Nacht zum 16. Juli die Stadt und das linke Ufer. Er bezog drüben östlich von Dobrowlany ausgebaute Hügelstellungen. Vergebens versuchte er bei Ldziany Entlastungsstöße. Sechs Angriffe verbluteten vor kroatischen und preußischen Gardetruppen. Dagegen säuberte der deutsche Gegenstoß das ganze westliche Lomnicaufer und brachte somit die gut ausgebaute Stellung ganz in unsere Hand. Auch kleine Einbuchtungen in der Stellung südlich von Kalusz wurden wieder ausgebeult, Nowica wurde genommen, der Ostrand von Dobrowlany besetzt.

Damit waren die Operationen zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Kornilows Offensive war ein abgeriegelter Einbruch, kein Durchbruch geworden.

Kriegsbriefmarken.

Von G. Anhäuser.

Die Kriegsjahre haben den Briefmarkensammlern eine reiche Ernte an neuen Briefmarken gebracht. Fast alle kriegführenden Länder, mit Ausnahme von Japan, das ziemlich fern vom Schuß liegt, und Serbien und Montenegro, die durch die Kriegsereignisse vollständig von der Landkarte verschwunden sind, haben während dieser Zeit neue Freimarken herausgebracht. Die neuen Ausgaben waren zumeist durch eine Erhöhung der Portotarife in den verschiedenen Ländern veranlaßt. So verdankt das Deutsche Reich einer solchen Kriegsauflage die Bereicherung seines Satzes um die 7½-Pfennig- und 15-Pfennig-Marke. Aus der gleichen Veranlassung ist in Bayern, Österreich, Ungarn, England, Italien und Rußland die Anzahl der Markenarten vermehrt worden.

Aber auch in anderer Beziehung werden die Briefmarkenalbume in Zukunft vom Kriege erzählen. Da sind zunächst die sogenannten Überdrucke, die den eigenen Marken aufgeprägt werden für den Postverkehr in den besetzten Gebieten, ein Verfahren, das nicht nur von den Deutschen in Belgien und Polen, von den Österreichern und Ungarn in Serbien und Montenegro, sondern auch von den Feinden allenthalben in der Welt zur Anwendung gekommen ist. In einem Artikel des „Daily Telegraph" führt Fred J. Melville eine ganze Reihe derartiger Überdruckmarken auf, die in Zukunft von den Sammlern sehr gesucht sein werden.

Die englischen Briefmarken wurden so zum Beispiel mit dem Überdruck „Nauru" versehen zum Gebrauch auf der gleichnamigen früheren deutschen kleinen Insel, die einsam fernab von den Marschallinseln im Stillen Ozean liegt und bald nach Ausbruch des Krieges von England besetzt wurde. Die englische Expedition nach Griechenland wird festgehalten durch eine kurzlebige Ausgabe englischer Briefmarken mit dem Überdruck „Levant", die in Saloniki während der ersten Tage im März 1916 im Gebrauch waren, gleich nach der ruhmlosen Aufgabe des Dardanellenunternehmens. Die mit der Schreibmaschine überschriebenen Marken von „Long Island" erzählen von englischen Flottenoperationen an der Küste Kleinasiens, denn diese Marken wurden im Mai 1916 auf einer kleinen Insel ausgegeben, die damals den Türken abgenommen und von den Engländern besetzt wurde. In Deutsch-Ostafrika hat die Njassaland-Feldarmee eine Serie von fünf Marken im Gebrauch gehabt, und auf der anderen Seite hat das indische Expeditionskorps die provisorisch bereits auf der Insel Mafia eingeführten Briefmarken anerkannt.

Aus ähnlichen Anlässen sind auch von Frankreich neue Briefmarken ausgegeben worden. Die interessantesten Kriegsfreimarken sind ein Satz französischer Levantemarken mit einem Überdruck zum Gebrauch auf der Ruadinsel, einer türkischen Insel an der kleinasiatischen Küste, die von den Franzosen besetzt wurde, verschiedene Marken aus Französisch-Kongo mit Überdruck für die ehemalige deutsche Kolonie Kamerun und ein Satz Dahomeymarken für Togo. Dazu kommt eine Reihe von Arten französischer Rote-Kreuz-Briefmarken aus Französisch-Kongo, Gabun, den indischen Besitzungen, aus Réunion und Tunis. Die einzige englische Ausgabe dieser Art ist ein von der Britisch-Nord-Borneo (Sarawak) herausgebrachter Satz der dort gebräuchlichen Marken mit einem übergedruckten roten Kreuz.

Rußland hat nur vier neue Kriegsmarken aufzuweisen,



Österreichisch-ungarisches Infanteriegeschütz. Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

die im November 1914 ausgegeben und mit einem kleinen Aufgeld auf den angezeigten Wert zum Besten des Witwen- und Waisenfonds verkauft wurden.

Neue italienische Marken verdanken ihre Ausgabe einer Erhöhung der Portosätze, die auch für die Kolonien, Erythräa, Libyen und Somaliland, eingeführt wurden. Außerdem hat Italien besondere Briefmarken für die italienische Levante (Durazzo, Skutari und Valona) und für die dreizehn von Italien besetzt gehaltenen Ägäischen Inseln im Gebrauch. Einige davon, wie die von Durazzo und Skutari, aus denen die Italiener inzwischen längst wieder vertrieben worden sind, sind heute bereits außer Kurs. Einen ganz besonderen Kuriositätswert besitzen zwei provisorische Briefmarken, die im italienischen Somaliland ausgegeben wurden, weil das Schiff, die „Giava", die einen neuen Vorrat an Marken bringen sollte, von einem Unterseeboot im Mittelmeer versenkt worden war.

Belgien hat, seitdem seine Regierung auf französischem Boden weilt, eine Reihe neuer Marken ausgegeben, darunter einen vollständigen Satz von Paketpostmarken, da eine frühere Ausgabe vollständig von den Deutschen auf den belgischen Postämtern erbeutet worden war. Außerdem ist noch ein neuer Satz Briefmarken während des Krieges erschienen. Die interessantesten Stücke belgischer Marken sind die Kongomarken von 1916 mit französischem und flämischem Überdruck zum Gebrauch für den von den Belgiern besetzten Teil von Deutsch-Ostafrika. Auch die Portugiesen haben sich eine ähnliche Spielerei für den von ihnen besetzten kleinen Fetzen von Ostafrika geleistet. Außerdem hat auch die Kolonie Mozambique zwei Kriegstempelmarken ausgegeben.


Beförderung eines italienischen Alpini am Drahtseil.

Die höchste Leistung hat nach Melville die Türkei vollbracht, die im Jahre 1916 nicht weniger als 127 verschiedene Marken ausgegeben hat. Darunter befinden sich, was der Engländer klüglich verschweigt, eine Reihe sogenannter Erinnerungsmarken, und sicherlich auch solche für die siegreiche Verteidigung der Dardanellen und die Einnahme von Kut-el-Amara.

Alle diese neuen Kriegsmarken dürften, da ja während des Krieges der direkte Verkehr zwischen den feindlichen Ländern völlig unterbunden ist, nach dem Kriege von den Sammlern hoch bewertet werden. Im Kriege ist der Ankauf von Marken feindlicher Staaten, da es sich ja um eine Art Wertpapier handelt, verboten. Immerhin wird sich in den verschiedenen Kriegsbriefmarken auch ein guter Teil der Geschichte des Weltkriegs spiegeln.

Der Krieg in Ostafrika im April und Mai 1917.

Im Gefechtsabschnitt im Norden am Großen Ruaha- und am Rufidjifluß und im nördlichen Küstenabschnitt bei dem von den Briten mit großen Streitkräften besetzten und befestigten Hafen Kilwa-Kiwindsche, wo die Deutschen überall schon monatelang starke, umfangreiche Stellungen innehatten und die Feinde am weiteren Vordringen auf deutschem Boden erfolgreich hinderten, spielten sich im April und Mai infolge der ununterbrochen fortdauernden Regenzeit keine besonderen Ereignisse ab. Beide Gegner beschränkten sich lediglich auf regsame Patrouillentätigkeit. Erwähnenswert ist nur ein größeres Patrouillengefecht nahe bei Kilwa Mitte April. Dort versuchte eine Abteilung von 150 britisch-westafrikanischen Eingeborenensoldaten eine gewaltsame Erkundung der deutschen Stellungen auszuführen. Dabei wurde sie aber von einer deutschen Schutztruppenkompanie im Busch überfallen und beinahe völlig aufgerieben. Angeblich sollen hierbei nach englischen Berichten auch die Deutschen 50 Mann an Toten und Verwundeten verloren haben.

Während also in den genannten Gefechtsabschnitten, abgesehen von Patrouillenscharmützeln, im allgemeinen Ruhe herrschte, kam es im südlichen Küstenabschnitt, dann im portugiesischen Njassaseegebiet und ferner im westlichen Abschnitt zwischen Ssongea und Alt-Langenburg (am Nordende des Njassasees) und Iringa zu recht bemerkenswerten Ereignissen, die sich als prächtige deutsche Erfolge herausstellten.

Die großen Unternehmungen, die die deutsche Schutztruppenführung gegen Mitte Mai, als die Regenzeit nachließ, im südlichen Küstenabschnitt einleitete, richteten sich gegen die Küstenteile des Lindibezirkes, der von den Briten schon im vergangenen Jahre mit Hilfe ihrer mächtigen Kriegsflotte besetzt worden war. Mehrere starke Schutztruppenkolonnen gingen gleichzeitig nach einem einheit-



Schwieriger Transport eines österreichisch-ungarischen Geschützes zur Gipfelstellung auf dem Ortler.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



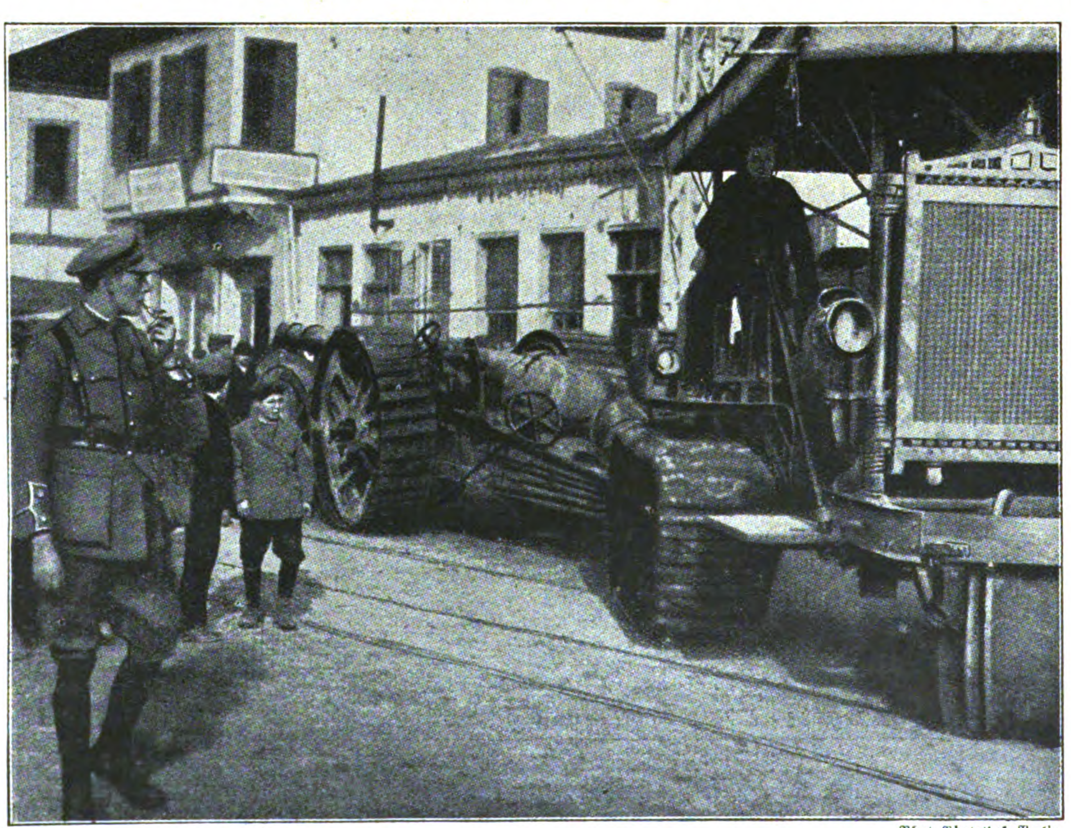
Serbischer Schützengraben in Mazedonien.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

lichen, vorzüglich ausgearbeiteten Plane gegen die im feindlichen Besitze befindlichen ostafrikanischen Küstenorte Kiswere, Mtschinga, Lindi, Sſudi, Mikindani und Mnasi vor. In überraschenden Angriffen gelang es den Deutschen in kürzester Zeit und ohne fühlbare eigene Verluste, die britischen Küstenbesatzungen sämtlicher Orte schwer zu schlagen und größtenteils aufzureiben; die übrigbleibenden Reste flüchteten panikartig auf ihre Schiffe und dampften davon. Bis Ende Mai waren die deutschen Küstenorte des Lindibezirkes mit der Bezirkshauptstadt Lindi wieder zurückerobert. Den deutschen Siegern fielen in den Orten, aus denen die Engländer flohen, zahlreiche Lebensmittel-, Munitions- und Waffenlager mit reichem Inhalt in die Hände. Auch einige gelandete und verschanzte Küstenbatterien, worunter sich mehrere schwere Geschütze befanden, ließen die Engländer im Stich. Wie peinlich den Engländern diese empfindliche Niederlage an der ostafrikanischen Küste war, ging zur Genüge daraus hervor, daß sie in ihren Kriegsberichten aus Ostafrika kein Wort davon verrieten, daß sie die Küstenorte von Kiswere bis Mnasi räumen mußten; sie verschwiegen einfach diesen schönen Erfolg der braven deutsch-ostafrikanischen Soldaten.

In den Apriltagen wurde auch den britischen Truppen des Generals Northey zum zweitenmal eine schwere Niederlage von einigen Kolonnen der tapferen deutschen Schutztruppe im westlichen Gefechtsabschnitt, und zwar um Sſongea herum und zwischen Alt-Langenburg und Iringa, beigebracht. In diesen Gebietsteilen, wo infolge der nur geringen Niederschläge der ostafrikanischen Regenzeit größere Unternehmungen möglich waren, hatte die deutsche Schutztruppenführung schon im Februar und März stärkere Kolonnen zum Angriff bereitgestellt. Eingangs April kam es zum ersten, entscheidenden Treffen mit den schon in bedrohlicher Nähe vor Sſongea und weiter nördlich davon stehenden britischen Truppen. Auf breiter Front, von südlich Sſongea bis ungefähr Bagajas, 75 Kilometer nordöstlich Sſongea, gingen die deutschen Schutztruppenkolonnen zum Angriff über. Der überraschte Feind konnte dem stürmischen Vorgehen der Deutschen nicht widerstehen und ging nach heißen Gefechten schleunigst nach Westen und Nordwesten zurück. Im Laufe des April setzten die Deutschen ihren Siegeszug fort und drängten den Gegner immer mehr vor sich her, der sich schließlich in der allgemeinen Richtung nach Nordwesten zurückzog. Das bisher von den Engländern besetzte gesamte große deutsche Gebiet östlich des Njassasees, von der portugiesischen Südgrenze angefangen bis nach Alt-Langenburg im Norden, das zum Sſongeabezirk gehört, einschließlich des deutschen Njassaseehafens Wiedhafen, wurde bis gegen Ende April von den Deutschen nach zahlreichen günstigen Gefechten vom britischen Feind gründlich gesäubert.

Nachdem dies dank dem großen Heldenmute der Deutsch-Ostafrikaner glücklich gelungen war, wandten sich mehrere starke deutsche Schutztruppenkolonnen südwärts zum Angriff gegen den portugiesischen Feind, der sich im April sehr



Phot. Photothek, Berlin

Schweres englisches Geschütz in den Straßen Salonikis wird mittels Lokomobile befördert.

ruhig verhalten hatte. Zu Beginn des Mai drangen die Deutschen in das portugiesische Njassaseegebiet auf einer langgestreckten Front an vielen Punkten ein und schlugen überall die Portugiesen, die sich ihnen entgegenzustellen versuchten, in die Flucht. Unaufhaltsam war der Vormarsch der deutschen Schutztruppenkolonnen auf portugiesischem Boden, den sie im Verlaufe des ganzen Mai erfolgreich südwärts fortsetzten. Die Portugiesen konnten ihn nicht zum Stehen bringen. Ihr Widerstand wurde stets gebrochen, ihre Angriffe endeten mit kläglichen Mißerfolgen; sie bekamen mit der Zeit vor den deutschen Waffen so große Furcht, daß sie den Deutschen überhaupt nicht mehr in den Weg zu treten sich getrauten. Am Schluß des Monats Mai befand sich bereits ein beträchtliches Stück der portugiesischen ostafrikanischen Kolonie im Besitze der Deutschen.

Gleichzeitig mit der Vertreibung der Engländer aus dem Ssongeabezirke im April waren auch deutsche Schutztruppenkolonnen zum erfolgreichen Angriff gegen die Teile der Truppen des Generals Northey, die die weiten Verbindungen mit den Truppen des Generals Van Deventer von Süden nach Norden zwischen Alt-Langenburg und Iringa aufrecht erhalten hatten, vorgegangen. Die Deutschen erzielten in einer Reihe günstiger Gefechte große Erfolge über den Feind. Die feindlichen Verbindungen wurden auf einer 200 Kilometer langen Linie vollkommen zerrissen. Die Truppen Northeys wurden nach Süden zurückgedrängt gegen den Langenburgbezirk, die Truppen Van Deventers nach Norden gegen den Großen Ruahafluß. Große deutsche Gebietsteile kamen dadurch wieder in den Besitz der tapferen deutschen Schutztruppe.

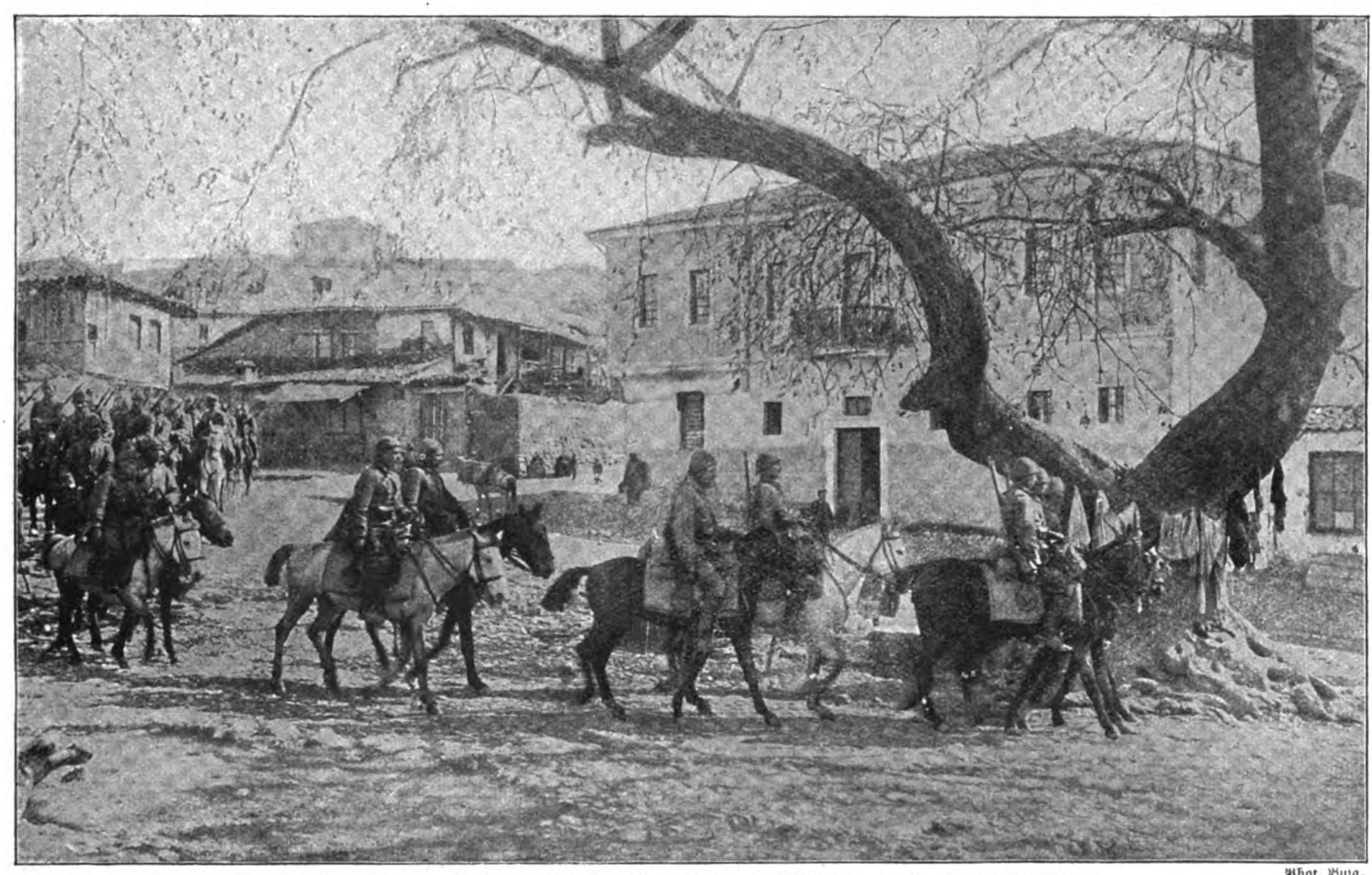
Eine dieser siegreichen deutschen Schutztruppenkolonnen unter Hauptmann Wintgens unternahm nun einen gewaltsamen weiten Erkundungsmarsch durch das vom Feinde geräumte Gebiet in Richtung nach Tabora. Die Belgier hatten nach der Einnahme dieses Ortes und nach dem Rückzug der Deutschen unter General Wahle (siehe Bild Seite 138) ihre Aufgabe dort für erledigt gehalten und ihre Truppen zurückgezogen und zum Teil entlassen. Am 6. Mai erreichte Wintgens den Ort Kitunda auf der Straße nach Tabora. Er wurde nun von britischen und rhodesischen Truppen verfolgt und in heftige Gefechte verwickelt, die er erfolgreich bestand. Doch leider wurde der heldenmütige deutsche Führer bei einem weiteren Gefechte am 22. Mai bei Kalula (60 Kilometer südlich Tabora) mit eiligst zusammengestellten belgischen Truppenkolonnen von seiner Abteilung mit einigen Askari, die ihn trugen, da er schwer fieberkrank war, abgesprengt und nach heftigster Gegenwehr gefangen genommen. Dagegen gelang es seinen übrigen Truppen, nachdem sie tapfer gegen die Übermacht gekämpft hatten, nach Südosten zu entkommen. Wie die Belgier amtlich meldeten, hatte der belgische Oberbefehlshaber in Ostafrika dem gefangengenommenen Hauptmann Wintgens die Erlaubnis erteilt, seinen Degen zu behalten, um auf diese Weise sein tapferes und ritterliches Verhalten zu ehren, das er während des Kampfes an den Tag gelegt hatte.

Luftgeschwaderangriff auf den Hafen von Sulina am Schwarzen Meer.

(Hierzu das Bild Seite 157.)

An den Donaumündungen, wo sich der kilometerbreite Fluß in die drei Arme Kilia, Sulina und St. Georg teilt, die ein weites Sumpfgebiet durchströmen, bevor sie das Schwarze Meer erreichen, besorgen den Aufklärungsdienst fast ausschließlich die Flieger, deren rastloser Tätigkeit weder Strom, Sumpf noch Meer eine Grenze setzen kann. Aber gerade die an den Donaumündungen liegenden Hafenstädte, die im Frieden den Handelsverkehr Rumäniens auf dem Schwarzen Meere vermittelten, spielen im Kriege bei der Verpflegung des rumänischen Heeres eine ungemein wichtige Rolle. Außer Lebensmitteln lagert dort in den großen Magazinen auch wertvolles Kriegsmaterial, das die Bundesgenossen Rumäniens lieferten und das zur Wiederherstellung der in der Moldau stehenden Trümmer des Heeres verwendet werden soll.

Solche Städte, denen, selbst wenn sie unbefestigt sind, stets eine strategische Bedeutung zukommt, bieten den Fliegern einen willkommenen Angriffspunkt, und so ist auch Sulina während des Frühjahrs und Sommers 1917 wiederholt das Ziel der Luftgeschwader des Vierbunds gewesen. Wenn über der weiten Sumpfniederung noch der herannahende Tag graut, erheben sie sich in die frische Morgenluft, bis sie, als winzige schwarze Punkte dem bloßen Auge kaum noch sichtbar, am Himmel verschwinden. Um den Feind zu täuschen, nehmen sie gewöhnlich erst einen Umweg und steuern gen Osten, dem Schwarzen Meere zu, wo sie dann plötzlich ihre Richtung ändern und direkt auf ihr Ziel Sulina zusteuern, das sie, wie der Habicht



Türkische Kavallerie auf dem Durchmarsch durch Ziliahowo an der Salonikifront.

Phot. Buja.

seine Beute, in weitem Bogen umkreisen. Der an der Donaumündung gelegene Ort, der wie alle rumänischen und russischen Städte aus kleinen, meist nur einstöckigen Häusern besteht, die teilweise ganz aus Holz gebaut sind, erstreckt sich, da seine Häuser nicht dicht nebeneinander liegen, sondern nach orientalischer Sitte meist von Gärten umgeben sind, trotzdem er kaum 30 000 Einwohner zählt, über eine verhältnismäßig ausgedehnte Fläche. Aber der über ihm schwebende Flieger kennt sich rasch aus, denn der Stadtteil, den er besuchen will, ist nicht der mit den bescheidenen Lehmhütten der Bauern oder den hellgestrichenen friedlichen Bürgerhäuschen, die sich malerisch von dem satten Grün der Gärten erheben und deren Weißblechdächer im Sonnenlicht wie riesige Brillanten funkeln, sondern es ist der Hafen, die Gegend, wo sich die großen Getreideaufzüge und Magazine befinden. Diese Gebäude lassen sich schon infolge ihrer ganzen Anlage leicht aus der Luft erkennen, und der Flieger sucht sich dann diejenigen heraus, in deren Nähe er besonders regen Verkehr festgestellt hat.

Die Wirkung eines solchen Fliegerangriffs fügt dem Feinde stets schweren Schaden zu. Selbst wenn die bei den gefährdeten Gebäuden aufgestellten Abwehrbatterien den nahenden Gegner noch rechtzeitig erspäht haben, so vermögen sie ihn doch nicht mehr von seinem Vorhaben abzubringen. Ihre Schrapnelle und Maschinengewehrgeschosse erreichen ihn nicht; sein schlanker glänzender Leib bleibt sichtbar und das Rattern seines Motors läßt sich immer deutlicher vernehmen. Da sieht man plötzlich, wie oben aus den Flugzeugen kleine weiße Pünktchen herabgleiten, die immer größer werden, je näher sie der Erde kommen. Einige fallen in der Nähe der großen Magazine nieder, andere treffen diese selbst, und manche verschwinden auch auf den Landeplätzen der Schiffe. Aber kaum sind sie dem Blicke entschwunden, so vernimmt sie auch schon das Ohr, denn überall, wo so ein kleines weißes Wölkchen niederfiel, erfolgte eine furchtbare Explosion; Häuserfronten wanken und stürzen, alles mit sich reißend, krachend zusammen, Schmerzenschreie der vom tödlichen Geschoß oder von den einstürzenden Trümmern getroffenen Menschen gellen wider. Aus den Dächern der langgestreckten Holzschuppen am Hafen aber sieht man dicke Rauchwolken emporsteigen, und wenn der Wind ihre träge Masse zerteilt, züngeln rote Flammen gierig an Wänden und Sparren in die Höhe.

Die Panik und Bestürzung, die ein solcher Fliegerangriff in Sulina hervorruft, benützt gewöhnlich ein Teil der Bevölkerung — es sind zumeist Flüchtlinge, die nicht viel mehr als ihr nacktes Leben aus der Walachei hierher retteten —, um unter Lebensgefahr aus den brennenden Magazinen Getreide und Bohnen zu stehlen, andere verlassen mit Hab und Gut die gefährliche Nähe des Hafens, um sich in einen abgelegenen Stadtteil zurückzuziehen.

Beträchtlich aber ist der Sachschaden, der durch die Vernichtung der großen Vorratsmassen der rumänischen Heeresleitung zugefügt wurde, die ohnedies kaum noch den Hunger der zahllosen Flüchtlinge in der Moldau zu stillen vermag, die, ihr Schicksal an das ihres Landes knüpfend, mit der rumänischen Armee ins Verderben entflohen.

Walther Rathenau und seine Tätigkeit in der Kriegsrohstoffabteilung.

Von Dr. Heinrich Spiero.

(Hierzu das Bild Seite 158.)

Durch den Ausbruch des Weltkrieges ward Deutschland von dem Bezuge der für die Ausrüstung, Bekleidung und Kampfkraft des Heeres unentbehrlichen Rohstoffe alsbald fast ganz abgeschnitten. Nicht nur mußten nach Erschöpfung der vorhandenen Lager überseeische Stoffe, wie Baumwolle, Jute, Kautschuk, Chilesalpeter, völlig ausgehen — auch an Wolle, Leder, Metallen, Flachs und Hanf konnten die Vorräte und die Erzeugung des Reichs und seines damaligen einzigen Verbündeten Österreich-Ungarn den über den des Friedens weit hinausgehenden Heeresbedarf nicht decken, wenn nicht besondere, tief einschneidende Maßnahmen ergriffen wurden. — Die aus dieser Sachlage aufsteigenden, bei einer voraussichtlich langen Dauer des Krieges um so schwerer wiegenden Bedenken brachten Walther Rathenau, den Schöpfer hervorragender, philosophisch vertiefter Werke, zugleich einen der Führer unserer Großindustrie, in den ersten Augusttagen 1914 bei dem damaligen Kriegsminister v. Falkenhayn zur Geltung. Dieser erkannte die Richtigkeit der von Rathenau entwickelten Gedankengänge und berief ihn zum Aufbau und zur Leitung einer neuen Abteilung des Kriegsministeriums, der Kriegsrohstoffabteilung oder, wie sie heute, auch außerhalb ihres Hauses, genannt wird, der K.R.A.

Rathenau stellte mit der durch die Lage gebotenen Eile und trotz den durch die Neuheit der Einrichtung und die Schwierigkeiten der Personalbeschaffung hervorgerufenen Unzulänglichkeiten zunächst die ungefähre Deckung der deutschen Industrie an den von der Abteilung bearbeiteten



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

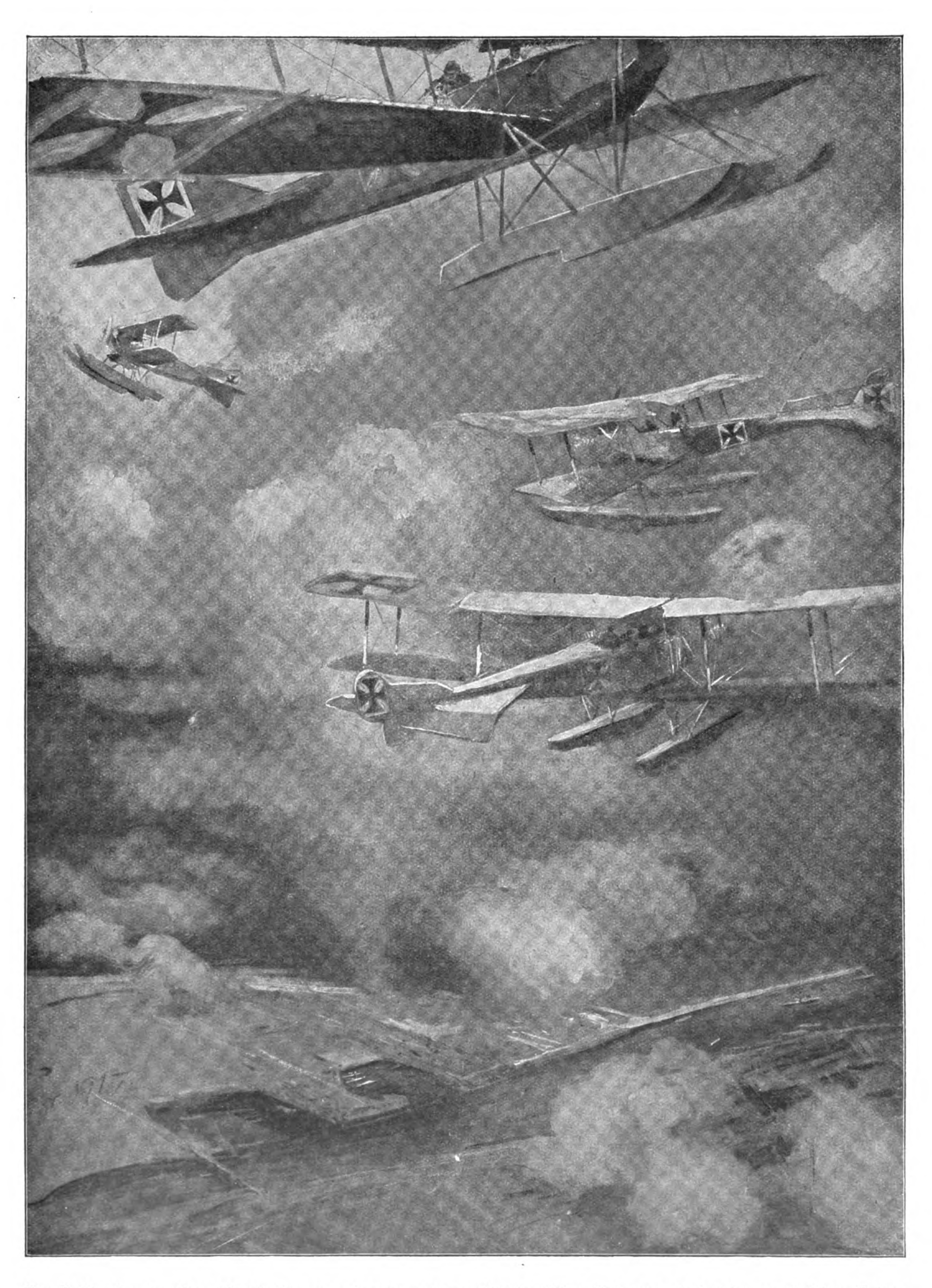
Ein deutscher Soldat vor seinem Zelt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Bereit zum Aufbruch in die Wüste.

Deutsches Soldatenleben in Palästina.



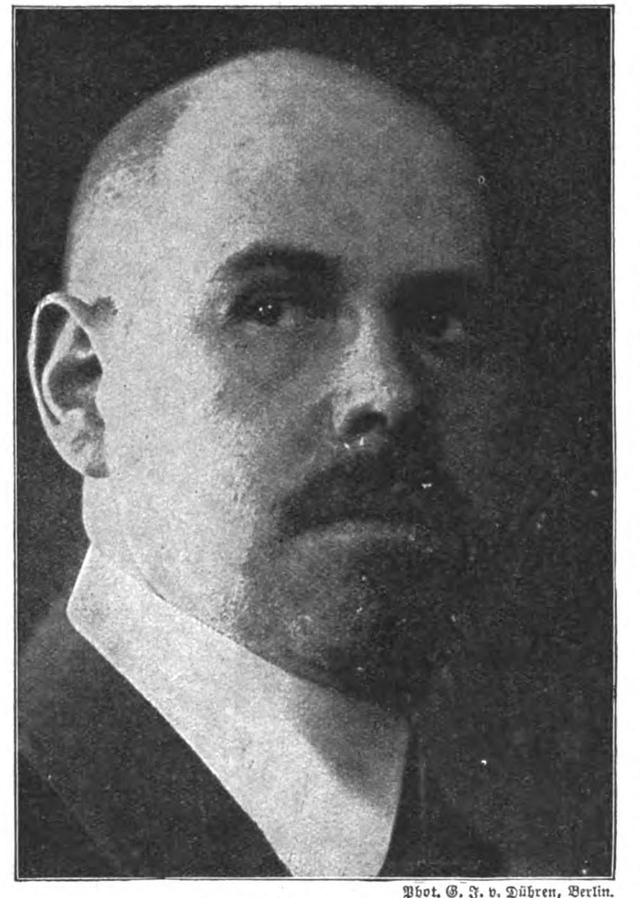
Ein Geschwader deutscher Marineflugzeuge, darunter eines mit bulgarischer Besatzung, belegt den rumänischen Hafen Sulina im Donaudelta am Schwarzen Meer mit Bomben.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Fritz Gretemeyer

Rohstoffen fest, für die der Begriff der Sparstoffe geschaffen wurde. Alsdann wurden die bewirtschafteten Stoffe, deren Zahl im Laufe des Krieges naturgemäß wuchs, beschlagnahmt, ohne jedoch den Eignern weggenommen zu werden. Die Beschlagnahme schloß vielmehr lediglich eine Verfügung zu anderen als Heereszwecken der Regel nach aus und stellte die Benutzung unter die Genehmigung der Abteilung. Da die Bewirtschaftung aller dieser Rohstoffe unmittelbar durch die Behörde zu Schwierigkeiten geführt hätte, wurden die sogenannten Kriegsrohstoff-Gesellschaften ins Leben gerufen; sie verwalten in der Form von Gesellschaften des gemeinen Handelsrechts nach behördlichen Weisungen die Bestände, insbesondere auch die durch die späteren Mobilmachungen einzelner Stoffe geschaffenen und die aus den besetzten Gebieten hereingeführten Mengen, und leiten sie in die richtigen Kanäle. Sodann wurde die Industrie zur höchsten Steigerung ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Ersatzstoffe angespornt; so wurde zum Beispiel durch tatkräftigste Mithilfe der chemischen Industrie die Unabhängigkeit unserer Kriegführung von der ausländischen Salpeterzufuhr erreicht — alles dies in engster Zusammenarbeit mit den Fachwissenschaften. Endlich wurde durch ein bewegliches Höchstpreissystem der Spekulation in Kriegsrohstoffen ein Riegel vorgeschoben.

Alle diese hier nur angedeuteten Aufgaben klingen nach ihrer Stellung und ihrer Lösung einfach, erfordern aber ein ungemein verwickeltes System von wissenschaftlicher, industrieller, kaufmännischer und juristischer Arbeit. Ihre Lösung war um so schwieriger, als der Abteilung kein fester Stab von Offizieren und Beamten zur Verfügung stand; sie hat vielmehr bis tief in das Jahr 1915 hinein mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl von ehrenamtlichen Mitarbeitern gewirkt, die sich der Führung Walther Rathenaus ebenso gern und freudig anvertrauten, wie die Kriegsminister v. Falkenhayn, Wild v. Hohenborn und der stellvertretende Kriegsminister v. Wandel seinen Vorschlägen folgten und ihm im Aufbau des großen Werkes das notwendige Vertrauen schenkten. Aus einer Abteilung von fünf Menschen, in wenigen kleinen Räumen, war die Kriegsrohstoffabteilung, als Walther Rathenau sie am 1. April 1915 verließ, um sich wieder anderen Arbeiten zu widmen, bereits eine stattliche Behörde geworden. Heute ist sie, ohne ihre Grundlage verändert zu haben, zu einer der größten Behörden des Reiches überhaupt geworden; sie umfaßt mit ihren Meldestellen und Nebenämtern nahezu 2000 Personen, während die von ihr abhängigen Kriegsrohstoffgesellschaften das drei- bis vierfache Personal beschäftigen. So schwer die Eingriffe der neuen Stelle in das Wirtschaftsleben durch den harten Druck des Krieges sein mußten, so sehr wird doch gerade von der Industrie ihre Wirksamkeit anerkannt, und in der siegreichen Kriegführung des Heeres zeigt sich aufs deutlichste die Tätigkeit der Behörde, die den unentbehrlichen Stoff für Waffe und Gewand auf lange Sicht im voraus sicherstellt.

Erst im Frieden werden sich die Leistungen, die durch Rathenaus Zugreifen gleich in den ersten Kriegswochen vorbereitet wurden, voll übersehen und ganz schildern lassen. Als ein unentbehrliches Glied des Heeres anerkannt, sieht die Kriegsrohstoffabteilung heute schon auf eine dreijährige, wechselvolle Geschichte zurück; dem Manne, der sie begründet, durch die schweren acht Monate der ersten Kriegszeit geführt und mit seiner Persönlichkeit durchgesetzt hat, gebührt heute und immer nach dem Worte seines Nachfolgers, des Oberstleutnants Koeth, „der Dank des Hauses, des Heeres, des Vaterlandes“!


Phot. G. J. v. Dühren, Berlin.
Dr. Walther Rathenau.

Deutschlands Retter.

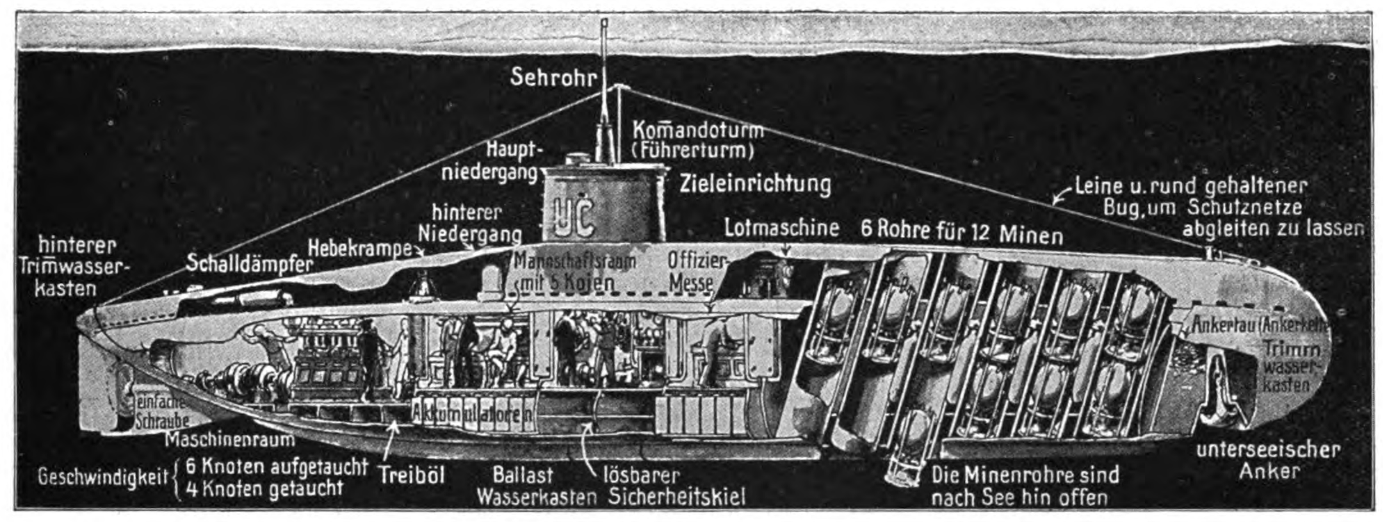
Von Kontreadmiral a. D. M. Foß.

(Hierzu die Bilder Seite 159 und die Kunstbeilage.)

Wenn auch an den ursprünglich in der englischen Zeitschrift „Graphic“ erschienenen drei Darstellungen der verschiedenen Arten deutscher U-Boote, die wir auf Seite 159 wiedergeben, offenbar die Phantasie fleißig mitgearbeitet hat, so dürften sie für unsere Leser doch nicht ohne Interesse sein; knüpft sich doch an die Wirkung des von den U-Booten getragenen Krieges die sichere Aussicht auf eine für uns siegreiche Entscheidung des furchtbarsten Ringens, das die Welt gesehen hat.

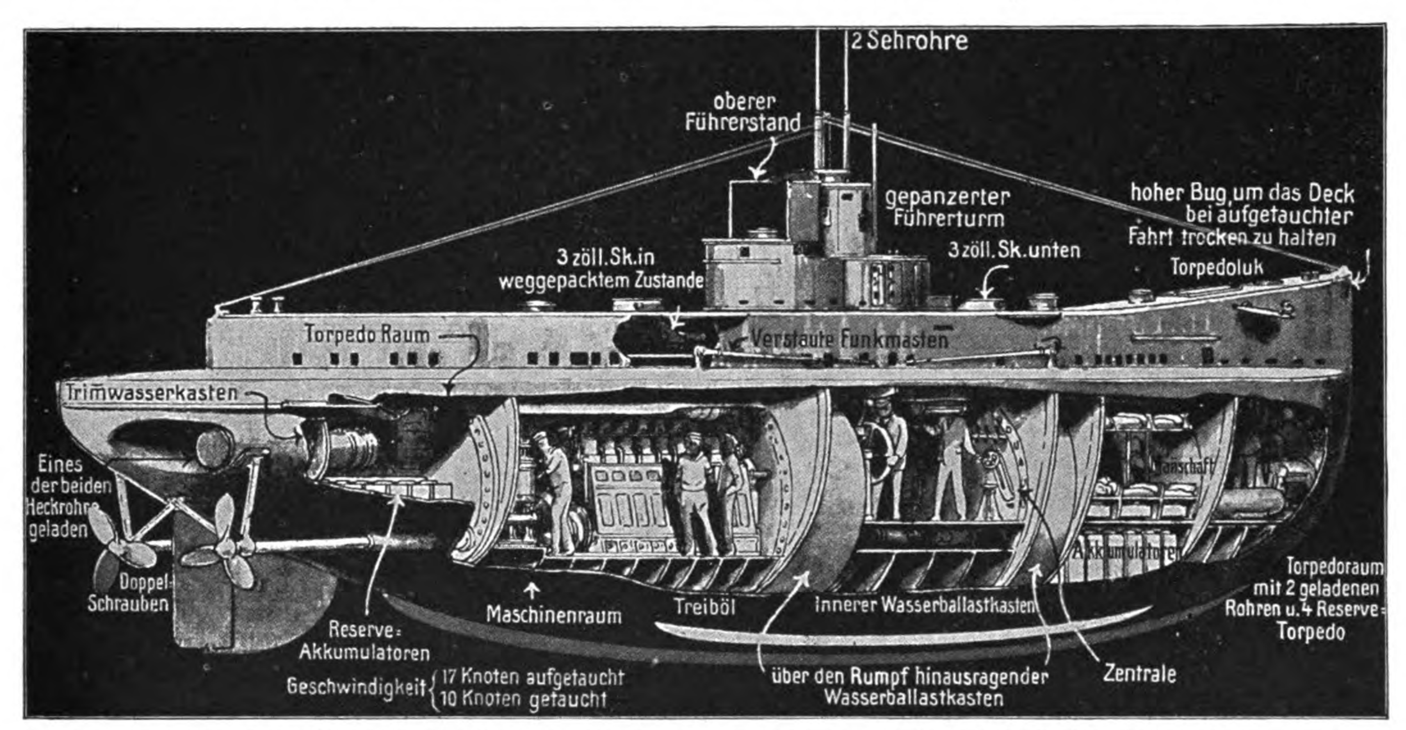
Der ungehemmte Unterseehandelskrieg soll die Seeverbindungen unserer Feinde unterbinden, in erster Linie die unseres erbarmungslosesten Gegners, Großbritanniens. Selbstverständlich ist das nicht restlos erreichbar; es genügt aber schon eine wesentliche Erschwerung der Schiffahrt für diesen Zweck. Die Art der Kriegführung, zu der wir durch die Maßregeln unserer Feinde gezwungen worden sind, bringt es mit sich, daß eine größere Anzahl Leute der versenkten Kauffahrer ums Leben kommen, als das früher geschah. Das wirkt abschreckend und erschwert die Anwerbung der nötigen Besatzungen. Früher durften die deutschen U-Boote infolge des von Herrn Wilson ausgeübten Drucks nur diejenigen Schiffe versenken, die sich als feindliche oder nach einer förmlichen Untersuchung als mit Bannware beladene neutrale herausstellten, und das auch nur dann, wenn damit das Leben der an Bord Befindlichen nicht in Gefahr gebracht wurde. Ein solches Vorgehen war für die U-Boote aber deshalb äußerst gefährlich, weil die feindlichen Kauffahrer bewaffnet und ihre Führer angewiesen waren, jedes erscheinende Tauchboot sofort mit Artillerie und Ramme anzugreifen. Dazu kam der Mißbrauch neutraler Flaggen und Abzeichen. Eine ganze Reihe guter Boote und braver Seeleute hat uns dieses jedem Völkerrecht hohnsprechende Vorgehen unserer Gegner gekostet. Hier sei nur auf den Tod Weddigens hingewiesen.

Es muß einfach als ein Wunder von Tatkraft und Geschicklichkeit erscheinen, daß unter diesen erschwerenden Umständen die deutschen Boote überhaupt Beute zu machen imstande gewesen sind. Jedenfalls waren am 1. Februar 1917, dem Tage, an dem der uneingeschränkte U-Bootkrieg einsetzte, durch kriegerische Maßnahmen 4 357 500 Raumtonnen — 3 314 500 englisch, 641 000 neutral — verloren gegangen. Im Februar 1917 wurden weitere 781 000, im März 885 000, im April 1 091 000, im Mai 869 000 Raumtonnen vernichtet, das heißt innerhalb vier Monaten mehr als die englische Kauffahrtei während der vorhergehenden dreißig Monate eingebüßt hatte. Dazu kam die Furcht, die zur Folge gehabt hat, daß zeitweise zum Beispiel in Marseille bis zu neunzig Dampfer nicht auszulaufen wagten. Wird die Schiffahrt eingestellt, so können die U-Boote natürlich auch keine Beute machen, aber der Zweck ist dennoch erreicht. Tritt eine Einschränkung der Schiffahrt ein, so verringert sich die Strecke; und daraus ist ersichtlich, daß die Zahl des versenkten



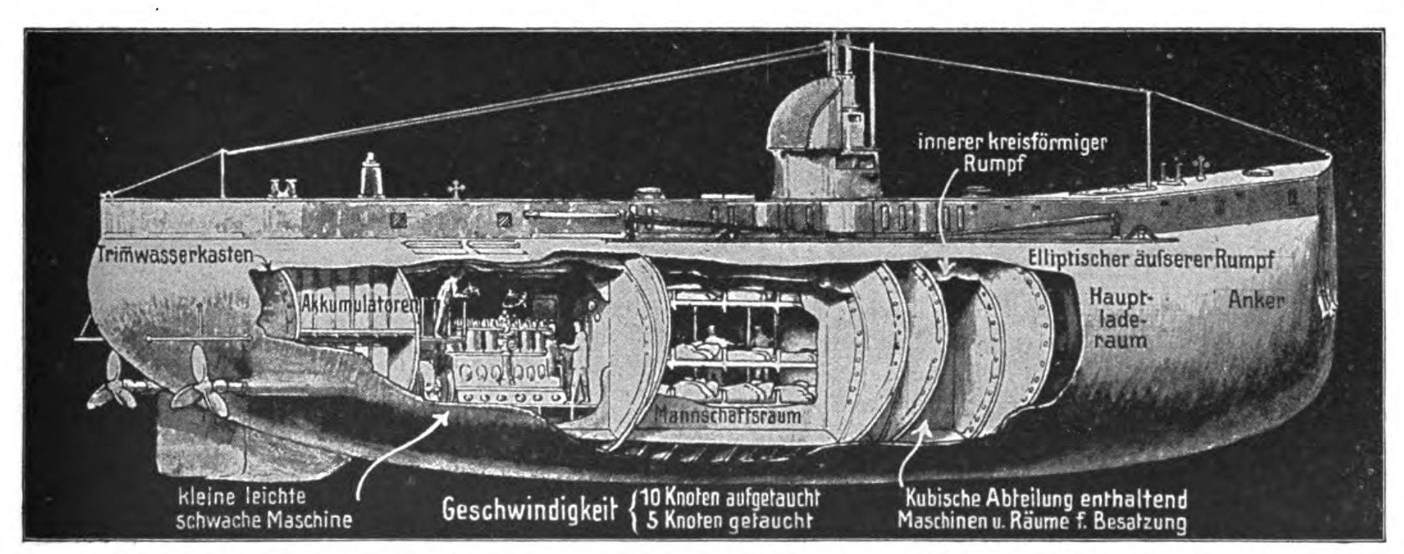
Kleines deutsches Minenleger-U-Boot, in seiner Einrichtung ähnlich dem russischen „Krab“, dem ersten modernen U-Minenleger.

Es soll eine Länge von 116 Fuß, einen Laderaum von 205 Tonnen und eine Besatzung von 12 Mann haben und außerhalb der Nordsee nicht verwendet werden können.



Für die Hochsee bestimmtes deutsches U-Boot der U-30-Klasse, die sich am besten bewährt haben und im Handelskrieg die weiteste Verbreitung finden soll.

Seine Länge beträgt angeblich 215 Fuß, sein Laderaum 850 Tonnen und seine Besatzung 36 Mann.



Deutsches U-Frachtboot, das angeblich als bewegliches Vorratslager für Öl und sonstigen Bedarf für die Kampf-U-Boote dient.

Es soll 30 Mann Besatzung tragen, etwas kürzer und halb so breit und tief wie das Kampf-U-Boot und nicht durch Umbau eines solchen hergestellt sein. Seine Eigenart, die einen möglichst großen Laderaum bedingt, ist aus obiger Skizze deutlich zu ersehen.

Um Englands Seegeltung zu vernichten, hat Deutschland nach englischer Behauptung drei Hauptklassen von U-Booten ausgebildet, die die englische Zeitschrift „The Graphic“ ihren Lesern durch drei Skizzen veranschaulicht, die unter Verdeutschung der englischen Bezeichnungen oben wiedergegeben werden.

Schiffsraums nicht ohne weiteres einen Anhalt für die Einschätzung der Wirkung des U-Bootkriegs bietet. Aus den Veröffentlichungen kann nur ersehen werden, um wieviel der Frachtraum vermindert worden ist. Auch das ist sehr wichtig, aber hier nicht entscheidend. Er war bereits seit langem sehr knapp und die Not nimmt immer mehr zu. Das tritt am besten in die Erscheinung durch die Preise, die heutzutage für Schiffe gezahlt werden. Vor dem Kriege wurde die Tonne Schiffsraum mit 150 bis 200 Mark bewertet; jetzt sind nach der französischen Zeitung „Heure" bis 1400 Mark gezahlt worden.

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr die Wirkung auf den Landkrieg, die für uns hier in erster Linie steht. Wenn die Zufuhr an Grubenholz nach England stockt, so beeinflußt das die Kohlenförderung ungünstig. Gelangen die für die Herstellung von Kriegszeug aller Art nötigen Rohstoffe nicht in genügender Menge nach den feindlichen Ländern, stockt die Einfuhr von Kriegszeug und Lebensmitteln aus Übersee, so verringert sich die Munitionserzeugung und die Versorgung der auf dem Festlande fechtenden feindlichen Heere. Die Kohlennot wirkt einschränkend auf die Leistungsfähigkeit der Kriegszeug schaffenden Werke und macht sich auch im Eisenbahnbetrieb störend bemerkbar. Ohne Eisenbahnen kann man aber heutzutage keinen Krieg großen Stils führen.

Als Nebenerscheinung wird sich Lebensmittelmangel bei den Bewohnern der Länder der Westmächte und Italiens bemerkbar machen, und das dürfte wesentlich dazu beitragen, die Menschen kriegsmüde werden zu lassen, die den Plan als ganz einwandfrei betrachteten, auch die friedliche Bevölkerung der Mittelmächte verhungern zu lassen. Jetzt droht ihnen die Not, durch die sie uns niederzwingen wollten. Es wäre ein Zeichen hoffnungslosester Gefühlsduselei, wenn wir nach allem, was vorhergegangen ist, das nicht freudig begrüßen wollten. Weder die erbarmungslosen Briten, noch die haßerfüllten Franzosen oder die treulosen Italiener verdienen unser Mitleid.

Mit beispiellosem Opfermut haben die Völker der Mittelmächte alles getragen, was ihnen durch die Not der Zeit auferlegt worden ist, mit einem Heldenmut ohnegleichen haben unsere Feldgrauen und unsere blauen Jungen einer ungeheuren Übermacht siegreich getrotzt. Ohne das Vorhandensein der starken deutschen Flotte hätte das aber alles nichts genützt; die Zahl der Feinde war an allen Fronten zu groß, als daß es den Feldgrauen allein möglich geworden wäre, einen entscheidenden Sieg zu erfechten. Einen solchen stellen erst die Taten unserer Tauchboote in sichere Aussicht, und mit diesem mitunter nicht klaren, aber in seiner Naivität doch richtigen Gefühl erklärt es sich, daß man allerseits der jüngsten Waffe der deutschen Marine das lebhafteste Interesse entgegenbringt und jede Mitteilung über ihre Eigenart willkommen heißt.

Ein mutiger Handstreich.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

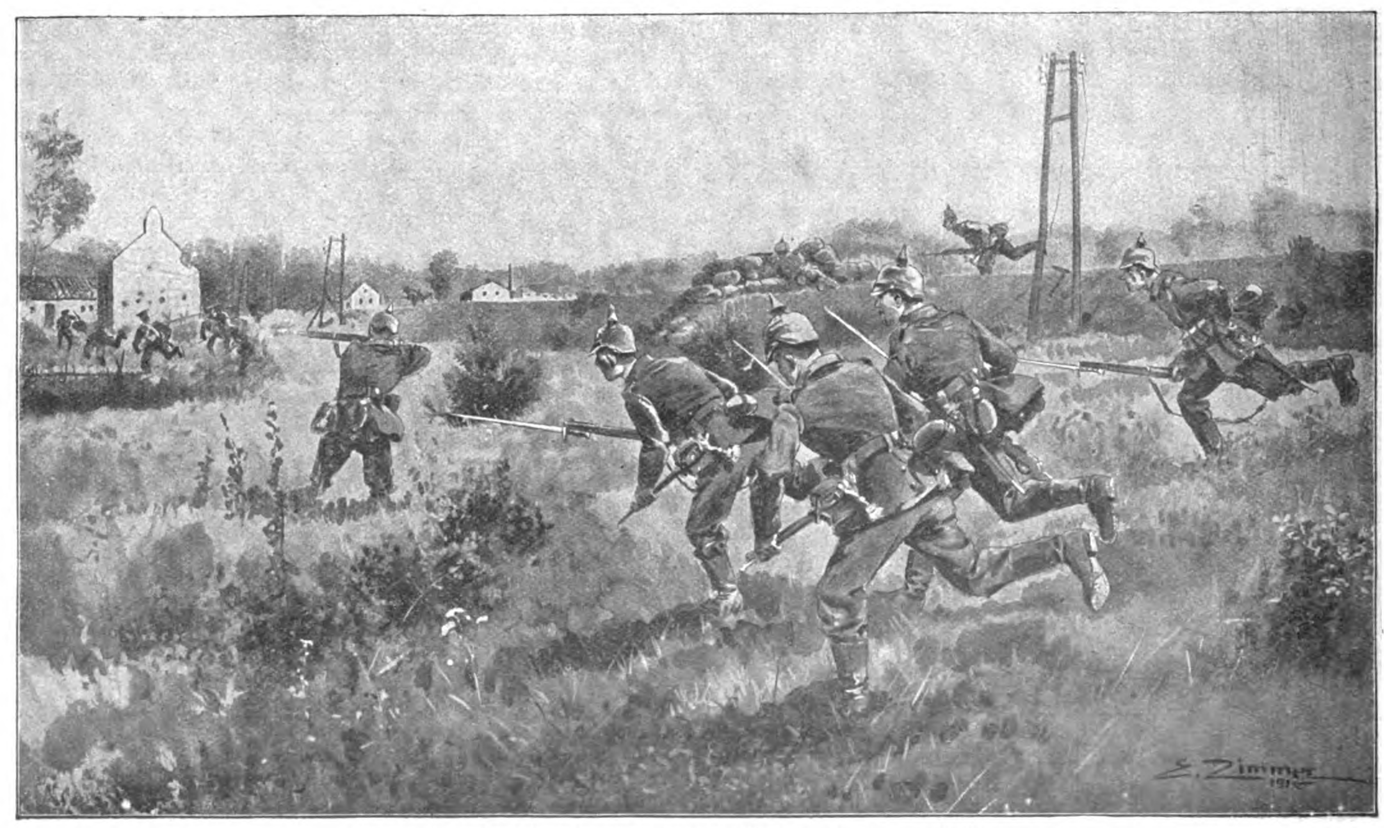
Die Stellungen der Engländer näherten sich denen eines württembergischen Reserveinfanterieregiments auf etwa 80 Meter. Von den Engländern war quer über den Bahndamm ein übermannshoher Sandsackwall gebaut. Diese Sandsackstellung, hinter die von den deutschen Truppen kein Einblick zu gewinnen war, sollte zerstört und dann eine Erkundung der feindlichen Gräben vorgenommen werden.

Nach längerem Artilleriefeuer war die Sandsackpackung halb zerstört. Kaum war das Feuer eingestellt, eilten beiderseits der Bahn Patrouillen vor. Ihnen schlossen sich andere Mannschaften freiwillig an.

Ein Pionier und vier Mann drangen durch ein Schlupfloch in den feindlichen Graben ein, die anderen Mannschaften folgten ihnen auf und neben dem Bahndamm. Der Feind hatte einen so kühnen Handstreich wohl kaum erwartet. Engländer, etwa in Stärke eines Zuges, der schwachen Patrouille an Kräften weit überlegen, liefen in eiliger Flucht nach einem nahen zerschossenen Gehöft. Die Engländer, die wenigstens 30 Mann verloren hatten, führten in ihren Gräben von beiden Seiten her bald Verstärkungen heran. Nach tapferem Widerstand mußte die Patrouille der Übermacht weichen. Einzelne Mannschaften deckten durch kaltblütiges Feuer den Rückzug.

Die Unternehmung hatte wertvolle Aufschlüsse über die feindlichen Stellungen geliefert. Erneut erwies sich vor allem, daß bei dem wochenlangen Ausharren im Schützengraben froher Kampfesmut und deutscher Angriffsgeist in den Soldaten lebendig geblieben sind.

Von den Teilnehmern an der Patrouille wurden mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet: die Kriegsfreiwilligen Gefreiten Hönig aus Pforzheim und Stais aus Herrenried, die Kriegsfreiwilligen Räuchle aus Backnang, Weigele aus Vaihingen an der Enz, Schabel aus Eßlingen, Spahr aus Ulm, Mink aus Rottweil und Hörmann aus Ravensburg, der Landsturmmann Fahrion aus Eglosheim und der Musketier Fetzer aus Ludwigsburg.



Ein mutiger Handstreich. Nach einer Originalzeichnung von Ernst Zimmer.



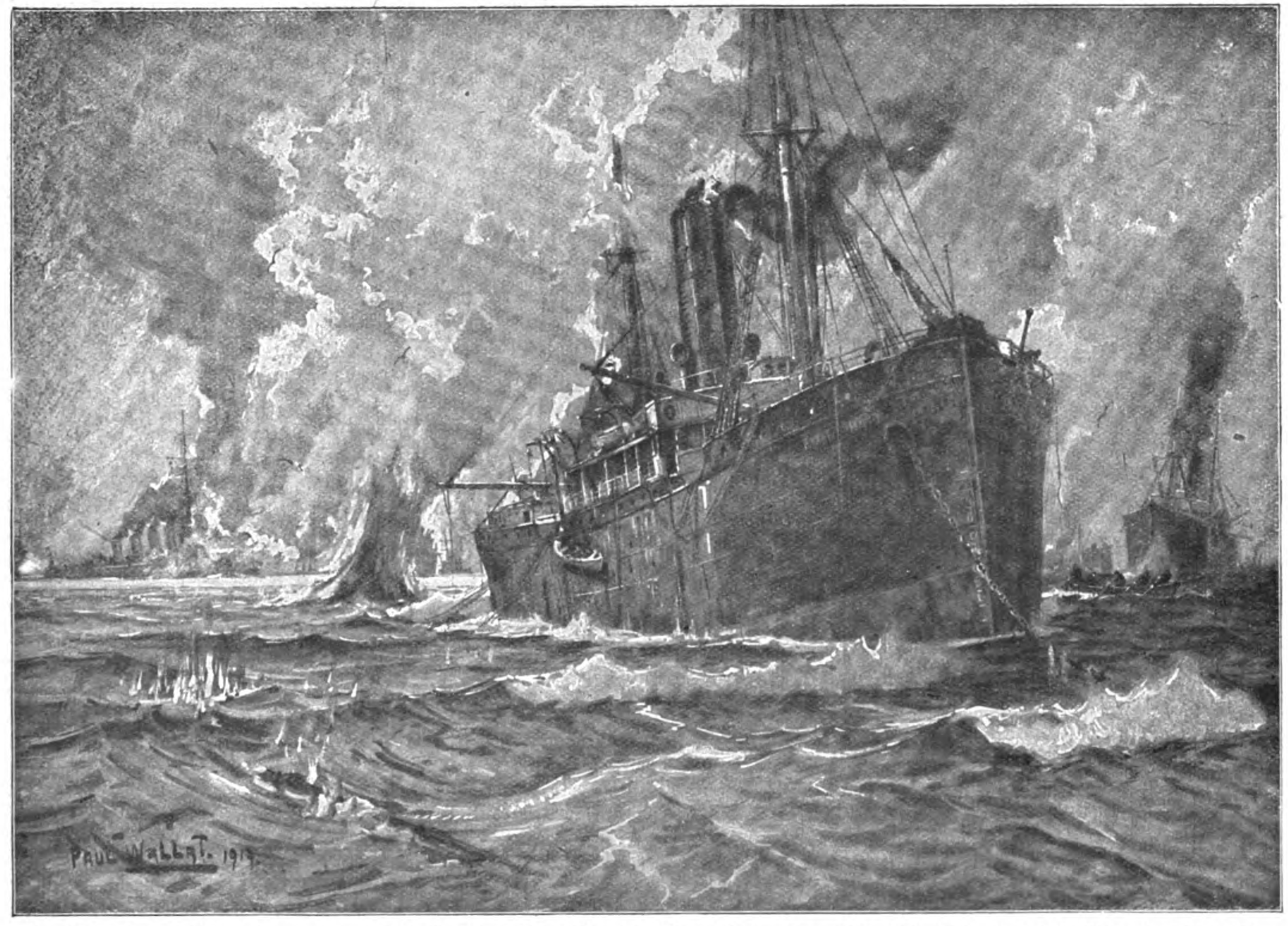
Deutsches U-Boot, zwischen den Klippen einer schottischen Insel auf Beute lauernd.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die fortwährenden Erfolge, die der **U-Bootkrieg** aufzuweisen hatte, versetzten die Engländer in immer stärkere Unruhe. „Unsere Seemacht," schrieb die englische Zeitung „Daily Telegraph" am 20. Juli, „ist im Niedergange ... Der Feind ist im Gewinnen, denn wir machen die schweren Verluste nicht wett. Das ist die Lage, der wir gegenüberstehen, die den Bestand des Landes, die Zukunft des britischen Reiches und die Sache bedroht, für die wir so schwere Opfer gebracht haben." Veranlassung zu dieser Klage der sonst stets sehr siegesgewiß aufgetretenen Zeitung bot das amtliche englische Eingeständnis, daß die Deutschen in den letzten 21 Wochen 413 große und 157 kleinere Handelschiffe versenkt hatten, und ferner die Versuche, durch Neubauten und Raumeinsparung den Ausfall von Schiffen auszugleichen, ihren Zweck nicht erreichten. Eine Beruhigung der Öffentlichkeit wurde auch nicht durch die Umbildung der englischen Regierung herbeigeführt. Am 28. Juli schied der Marineminister Carson wegen der von ihm nicht gelösten U-Bootfrage aus dem Amte und wurde zum Mitglied des Kriegskabinetts ohne Portefeuille ernannt. Er hatte das Bedürfnis, in seiner neuen Stellung irgendwie hervorzutreten, und beschäftigte sich deshalb in einer Rede mit der im Deutschen Reichstag inzwischen angenommenen Erklärung über den Frieden. In seiner bescheidenen Art verlangte Carson, daß die Deutschen ihre Heere erst bis hinter den Rhein zurücknehmen müßten, wenn es ihnen ernstlich um den Frieden zu tun wäre. Sein Nachfolger als Marineminister wurde Sir Eric Jeddes, der sich als Generalaufseher der Verkehrswege an der Front Haigs in Frankreich hervorgetan hatte und seit Mitte Mai von Jellicoe zum Oberkontrolleur bei der Admiralität bestellt worden war, um seine geschäftlichen Fähigkeiten für das englische Marineamt nutzbar zu machen. Jetzt sollte er die U-Bootgefahr bannen. Churchill, der großsprecherische ehemalige Marineminister, trat als Munitionsminister wieder in die englische Regierung ein. Für den Politiker Addison wurde ein neuer Posten geschaffen; als Minister ohne Portefeuille wurde er mit der Aufgabe des Wiederaufbaues betraut; er hatte also als Minister für die Übergangswirtschaft zu gelten.

Unterdessen nahm die Tätigkeit der U-Boote ihren Fortgang. Durch sie wurde die feindliche Kriegswirtschaft und namentlich die Munitionserzeugung erheblich gestört, was besonders für die deutschen Westheere eine wesentliche Entlastung bedeutete; hatte sich England doch zur Bekämpfung der U-Bootgefahr genötigt gesehen, 3000 seiner Schiffe zu bewaffnen, also diese mit den notwendigen, mindestens 3000, wahrscheinlich aber eher 6000 Kanonen und mit der dazugehörigen Munition zu versehen. Dieses Kriegsmaterial konnte natürlich auf dem Lande nicht mehr eingesetzt werden. Unter 24 000 Bruttoregistertonnen, die am 15. Juli als versenkt gemeldet wurden, befanden sich Schiffe mit Erz-, Kohlen- und Holzladungen. Mit einem früher vernichteten Dampfer sanken 67 Flugzeuge und Flugzeugmotoren, die von Amerika nach Frankreich bestimmt waren, in die Tiefe. Kriegsgeräte aller Art, Lebensmittel und Pferde waren immer wieder die Ladungen von Dampfern, die durch U-Boote vernichtet wurden. Oftmals kam es bei diesen Unternehmungen auch zu Kämpfen. So hatte ein deutsches U-Boot mit einem bewaffneten englischen Dampfer ein zweistündiges Gefecht zu bestehen, ehe dieser unterging. In anderen Fällen gelang dafür die Vernichtung von Schiffen um so schneller. Der bewaffnete englische Hilfskreuzer „Otway" (12 077 Tonnen) sank nach einer englischen Meldung infolge eines Torpedoschusses innerhalb 20 Sekunden; der Besatzung soll es bis auf zehn Mann, die durch den Schuß getötet wurden, gelungen sein, sich in



Englische Neutralitätsverletzung gegen Holland: Überfall deutscher Frachtdampfer durch englische Kriegschiffe im holländischen Hoheitsgebiet.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Wallat.



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant Waßner.


Kapitänleutnant Max Viebeg.


Kapitänleutnant v. Bothmer.


Kapitänleutnant Otto Wünsche.

Sicherheit zu bringen. — Bemerkenswerten Anteil an den Erfolgen zur See hatten die U-Bootführer Kapitänleutnante Wünsche, Wilhelms, Adam, v. Bothmer, Forstmann, Waßner, Viebeg, der k. u. k. Linienschiffsleutnant Zdenko Hudecek sowie die Oberleutnante zur See Fürbringer, Ernst Voigt und Howaldt (siehe die Bilder auf dieser Seite).

Auch die Tätigkeit der deutschen Minenboote, die trotz scharfer Gegenwirkung des Feindes sehr gute Ergebnisse erzielten, verdient lobend hervorgehoben zu werden. Am 25. Juli war seit Anfang Februar 1917, mit dem der uneingeschränkte U-Bootkrieg begonnen hatte, die fünfte Million Tonnen feindlichen und den Feinden zur Verfügung stehenden Schiffsraumes von deutschen und österreichisch-ungarischen U-Booten (siehe Bild Seite 167) vernichtet worden. Dadurch hatte der englische Seeverkehr eine so ungewöhnlich starke Schwächung erlitten, daß die Feinde fieberhaft darauf hinarbeiteten, die Munition ganz auf dem Festlande zu erzeugen, weil eben der Transportraum immer knapper wurde und schließlich eine Katastrophe zu befürchten war, wenn es nicht gelang, die Munitionsbeschaffung von dem Seewege unabhängig zu machen. Um dies zu erreichen, errichteten die Engländer in Frankreich neue Fabriken.


Phot. Chr. Jaeger, M.-Gladbach.
Kapitänleutnant Hans Adam.

Mehr und mehr wurde in England der Wunsch laut, die Flotte gegen Deutschland einzusetzen, um sich dadurch womöglich von dem Druck zu befreien, den die deutschen U-Boote ausübten. Diesem Begehren trug die Admiralität bis zu einem gewissen Grade Rechnung und sandte öfter als früher leichte Streitkräfte in die Nordsee. Am 15. Juli überfielen solche im holländischen Hoheitsgebiet in der Nähe von Egmond einen Zug deutscher Frachtdampfer, die von Rotterdam nach einem deutschen Hafen unterwegs waren (siehe Bild Seite 161). Ein halbes Dutzend der deutschen Fahrzeuge wurde von den Engländern abgeschleppt, ein Teil versenkt oder auf den Strand getrieben und dort beschossen. Von dieser Neutralitätsverletzung ließen die Engländer erst ab, als holländische Kriegschiffe erschienen. Einen neuen Neutralitätsbruch begingen die Engländer schon am 23. Juli wieder, indem sie, ebenfalls in holländischen Gewässern, in der Nähe der Noorderhaaksgründe den deutschen Dampfer „Norderney" torpedierten. Das Schiff zu versenken, vermochten sie nicht, so daß versucht werden konnte, es nach Nieuwediep zu schleppen und wieder auszubessern. Die holländische Regierung legte gegen das Verfahren der englischen Kriegschiffe scharfe Verwahrung ein, worauf sich die englische Regierung mit ein paar Worten entschuldigte. Jedoch schon am 27. Juli erschienen die Engländer abermals in holländischen Gewässern. Am Nachmittag dieses Tages hielt das englische U-Boot „E 55" westlich von Texel die beiden deutschen Prisen und früheren holländischen Dampfer „Batavier II" und „Zeemeuw" an und schickte auf die Schiffe Prisenbesatzungen, um sie nach England abführen zu lassen. Als dann vier holländische Torpedoboote eintrafen, nahmen die Engländer die Prisenmannschaften zurück, sorgten aber durch Öffnen der Ventile dafür, daß „Batavier II" unterging.

Einem deutschen U-Boot gelang es, ein englisches U-Boot zu vernichten, dessen Besatzung dabei bis auf einen Heizer, der gerettet und von den Deutschen an Bord genommen werden konnte, ums Leben kam. Auch die Deutschen hatten den Verlust eines Tauchboots zu beklagen. Im Pas de Calais war es infolge einer fehlerhaften Navigation auf einer Untiefe in 500 Metern Entfernung von der französischen Küste bei Hochwasser gestrandet, konnte bis zum Eintritt


Phot. Karl Schrick, Witten a. Ruhr.
Kapitänleutnant Wilhelms.


Oberleutnant z. S. Ernst Voigt.


Oberleutnant z. S. W. Fürbringer.


Oberleutnant z. S. Hans Howaldt.

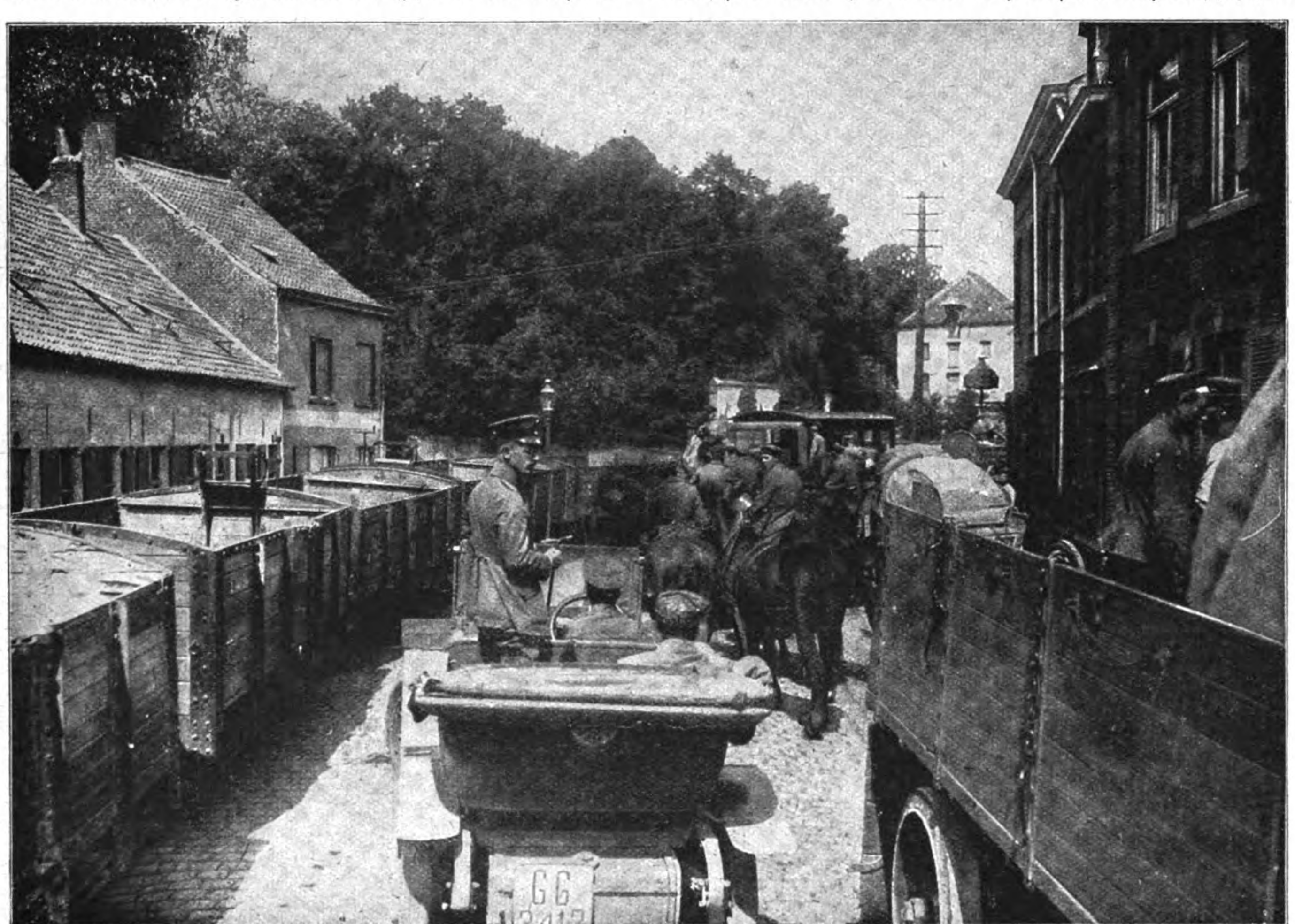
Erfolgreiche deutsche U-Bootführer.

der Ebbe nicht freikommen und war dann hilflos der französischen Küstenwache preisgegeben. Infolgedessen legte die Besatzung nach Öffnung der Petroleumtanke Feuer in dem Boot an, so daß es sehr schwer beschädigt und unbrauchbar geworden war, als es in Feindeshand geriet; die Mannschaft gab sich gefangen. —

* * *

Mehr noch als zur See erstrebten die Engländer eine für sie günstige Änderung der Lage auf dem Lande. Diesem Ziele sollte sie eine Durchbrechung der deutschen **Westfront** in Flandern näher bringen. Seit dem 8. Juli hielten die englischen Geschütze die ganze Stellungslinie der Deutschen von der Küste bis in den Raum von Arras unter ständig wachsendem Zerstörungsfeuer, das nach Mitte Juli besonders in Flandern die ungeheuerlichsten Formen annahm. Nun hatten aber Teile des deutschen Marinekorps den Brückenkopf der Feinde an der Yser in der Nähe der Deutschen verzögerte den Beginn des großen englischen Infanterieangriffes beträchtlich, denn solange die deutschen Batterien nicht mindestens sehr geschwächt waren, konnten die deutschen Gräben nicht ausgiebig genug unter Vernichtungsfeuer genommen werden.

Die englischen Kompanien, die zur Aufklärung bei Boesinghe, Ypern, Wytschaete, Lens, Gavrelle, Croisilles und Bullecourt am 14. Juli vorstießen, trafen immer wieder auf starke Abwehr in den deutschen Gräben. Bei Lombartzyde versuchten die Feinde am 15. Juli abermals, ihren verlorenen Brückenkopf zurückzugewinnen. Morgens um vier Uhr wurden drei heftige englische Angriffe von den deutschen Marinesoldaten verlustreich für den Feind abgewiesen, und einen mittags gegen elf Uhr geplanten Vorstoß der Gegner ließ das deutsche Zerstörungsfeuer nicht zur Ausführung kommen. Bei Bullecourt gelangte ein englischer Erkundungstrupp im Nachtangriff in einen deutschen Graben, aus dem er jedoch im Nahkampf sofort



Phot. Leipa.

Straßenverkehr in einem Etappenort hinter der Front im Westen im französischen Kampfabschnitt.

Küste nördlich von Nieuport erobert (siehe auch Seite 130 und das Bild Seite 132/133), 1300 Gefangene gemacht und dadurch die Pläne der englischen Führung beträchtlich gestört. Sechs Brücken über die Yser und drei Grabengürtel hatten gerade diesem Teil des Brückenkopfes, der den Engländern bis auf eine schmale Stelle bei Nieuport verloren gegangen war, außergewöhnliche Festigkeit gegeben. Hauptsächlich die Minenwerfer- und Maschinengewehrstellungen des dritten Verteidigungsgürtels waren stark betoniert und in über sechs Metern Tiefe verankert worden, so daß die Deutschen in den Besitz so gut wie unversehrter Grabenwaffen der Feinde gekommen waren. Die Brücken über die Yser wurden von den Deutschen gesprengt, Gegenangriffe der Engländer blieben erfolglos. Trotzdem mußten die Feinde ihr Vorhaben, die flandrische Küste zu gewinnen, durchzusetzen versuchen. Die Artillerie sollte den Weg bahnen. Der Feuerangriff der Engländer wurde von den Deutschen äußerst kraftvoll erwidert. Sehr bald merkten die Angreifer, daß ihre Gegner gerüstet und in der Lage waren, die in Massen aufgestellten englischen Geschütze im Schach zu halten. Auch dieser Widerstand der

wieder hinausgeworfen wurde. Mit einem neuen Angriff suchten die Engländer bei Lombartzyde am nächsten Tage wieder vorzudringen; sie erlebten aber nur einen weiteren Mißerfolg. Bei Hulluch erreichte am 16. Juli morgens um halb fünf Uhr ein englischer Streiftrupp unter dem Schutze von Nebelgeschossen ein deutsches Grabenstück, das er schleunigst aufgab, als deutsche Handgranaten den Aufenthalt dort unangenehm werden ließen.

Während in Flandern Tags darauf der Artilleriekampf andauerte, setzte der Feind größere Infanteriemassen nördlich von der Straße Arras—Cambrai an. Die Engländer erzielten Anfangserfolge, mußten dann aber unter schweren Verlusten weichen und blieben nur in einem kleinen deutschen Stellungstück westlich vom Walde du Vert stehen. Bei Fresnoy wurde ein englisches Bataillon, das sich Bahn zu brechen suchte, durch Feuer völlig zerstreut. An den nächsten Tagen unternahmen die Engländer neue vergebliche Vorstöße zur Wiedereroberung ihrer früheren Brückenkopfstellung in der Nähe der Küste. Auch ihre Erkundungsabteilungen wurden immer wieder abgeschlagen, sofern sie unter dem deutschen Zerstörungsfeuer, das sich sofort



Phot. Bufa.



Phot. Bufa.

auf jede beobachtete feindliche Truppenanhäufung richtete, überhaupt aus den Gräben herauskommen konnten.

Am 22. Juli unterstützten zahlreiche englische Flieger ihre Artillerie durch die Bekämpfung der deutschen Fesselballone. Dem guten Zusammenarbeiten der deutschen Kampfflieger und Abwehrgeschütze gelang es jedoch, sämtliche Angriffe zum Scheitern zu bringen. Kein deutscher Fesselballon fiel dem feindlichen Massenangriff zum Opfer; dagegen büßte der Feind acht Flieger durch Abschuß ein. Nur ganz selten, meist unter dem Einfluß ungünstigen Wetters, wie zum Beispiel am 26. Juli, flaute der Artilleriekampf in Flandern vorübergehend ab. In der Regel erreichte dann die an Gewalt und Erbitterung alle bisherigen Kämpfe noch übertreffende Schlacht der Geschütze sehr bald wieder die stärkste Wucht; immer aber schickten die Engländer ihre Erkundungsabteilungen noch vergeblich vor, immer noch holten sich die Stoßtruppe der Feinde von den zähen deutschen Verteidigern blutige Abfuhren. —

In dieser Zeit hatte es auch an dem von den Franzosen gehaltenen Teil der Front (siehe Bild Seite 163) fast täglich erbitterte Zusammenstöße gegeben, die zuweilen schlachtmäßige Ausdehnung annahmen. Ihre Ursache war der ständig wachsende deutsche Gegendruck zum Wiedergewinn der wichtigeren Stellungsabschnitte, die den Franzosen in früheren Kämpfen überlassen worden waren. Einen wohlvorbereiteten Angriff auf wichtige Stellungen am Chemin des Dames südöstlich von Courtecon unternahmen die Deutschen am 14. Juli. Nach schwerer Beschießung der Angriffsziele durch zusammengefaßtes Artillerie- und Minenwerferfeuer (siehe die Bilder Seite 164 und 165) stürzten sich ostpreußische Regimenter, vor allem das Infanterieregiment v. Hindenburg und Teile des Sturmbataillons 7, mit altbewährter Kühnheit auf den Feind. Dieser mußte auf einen Angriff gefaßt gewesen sein, denn er hatte starke Truppenmassen in seinen vorderen Linien zusammengezogen. Mit diesen gerieten die deutschen Sturmtruppen in einen überaus heftigen Nahkampf. Die Franzosen mußten schließlich nach schweren Verlusten weichen, worauf die Deutschen in den französischen Stellungen in einer Breite von 1500 Metern und einer Tiefe von 300 Metern Fuß faßten und damit ihr Angriffsziel gewannen.

Die Franzosen mühten sich nach viertägigem, schwerstem Vernichtungsfeuer gegen die Linie Luginsland—Cornillet—Hochberg—Poehlberg mit Massenangriffen vergeblich ab, die Deutschen wieder zurückzudrücken. Im deutschen Feuer und in schweren Nahkämpfen brachen die feindlichen Sturmwellen machtlos zusammen; in unablässig wiederholten Stürmen konnten die Franzosen am Ende des Tages den Deutschen nur den Besitz kleiner Einbruchstellen streitig machen, ohne aber dauernd in ihrem Besitz bleiben zu können. Der gleiche Mißerfolg war einem großen Angriff der Feinde an der Höhe 304 beschieden. Wohl hatten sie hier durch zahlreiche Kaliber mittlerer und schwerster Art unter Verstärkung der Wirkung durch Minenwerfer ein kraftvolles Feuer unterhalten, aber als ihre Sturmwellen gegen die deutschen Linien vordrangen, brachen sie schon im deutschen Sperrfeuer unter schwersten Verlusten zusammen. Bei Courtecon, an der Höhenlinie und auf dem westlichen Maasufer dauerten die Kämpfe auch am nächsten Tage an; die Franzosen waren überall im Angriff, wirkten durch schwerstes Vorbereitungsfeuer und drückten mit starken Infanteriemassen nach, doch konnten sie nicht verhindern, daß die



Phot. A. Grohs, Berlin.

Oberes Bild: Laden eines deutschen Minenwerfers an der Westfront. — Mittleres Bild: Ein kleiner deutscher Minenwerfer an der Westfront. — Unteres Bild: In Körben verwahrte, 1¼ Meter lange Minenwerfergeschosse, die von Schützengraben zu Schützengraben geschleudert werden.



Marschierende französische Infanterie- und Wagenabteilungen werden unter Vernichtungsfeuer genommen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Phot. Bufa.

Bergung eines abgestürzten feindlichen Fliegers durch ein deutsches Wasserflugzeug.

Schlag führten, den Feind in einem Kilometer Breite zurückschlugen und ihm 230 Gefangene abnahmen.

Am 25. Juli entwickelten die Deutschen an der Aisne besondere Regsamkeit; bei Ailles, Hurtebise und am Hochberg wurden von Truppen verschiedener deutscher Stämme Vorstöße gegen die feindlichen Linien unternommen, die an allen drei Gefechtsorten glückten. Westfalen warfen die Franzosen bei Ailles zurück; bei Hurtebise gewannen Schleswig-Holsteiner und Märker beherrschende Teile des Höhenkammes, und am Hochberg wurde den Franzosen der letzte Rest des von ihnen am 14. Juli wiedereroberten Stellungsteiles aufs neue entrissen. Zahlreiche feindliche Gegenunternehmungen scheiterten an allen Punkten. Die deutsche Gesamtbeute des erfolgreichen Kampftages belief sich auf 46 Offiziere und 1150 Mann an Gefangenen, die sich in den folgenden Gefechten bis zum 26. Juli auf 1450 Mann vermehrten, sowie 16 Maschinen- und 70 Schnelladegewehre.

In wiederholten Gegenstößen griffen die Franzosen besonders erbittert bei Ailles an. Dort stießen sie am 28. Juli viermal scharf vor, doch konnten sie das kölnische Regiment, das den Hauptangriff auszuhalten hatte, nicht zum Weichen bringen, sondern holten sich eine neue blutige Schlappe.

Auch in dem französischen Frontabschnitt wurden Anzeichen festgestellt, die den Schluß auf Vorbereitungen der Franzosen zu einem neuen großen Hauptstoß nahelegten. Da die Frühjahrsunternehmung blutig fehlgeschlagen war, wurde alles getan, um einem neuen Mißlingen durch umsichtige Maßnahmen vorzubeugen. Großen Wert legte Pétain darauf, daß nicht nur gleichzeitig mit den Franzosen auch die Engländer losschlugen, sondern auch englische Mannschaftsreserven, wie einst schon russische, die französischen Lücken auffüllten. Mit ihnen vereint sollte eine neue französische Waffentat geschehen, darauf berechnet, die Bevölkerung von den innerpolitischen Schwierigkeiten abzulenken, die Kerenski gegebenen Versprechungen zur Unterstützung der russischen Kriegshandlungen einzulösen und den entscheidenden Vorstoß zur Rückgewinnung Elsaß-Lothringens zu ermöglichen. —

* * *

Die Deutschen führten auch den **Luftkrieg** mit großer Schärfe und ausgezeichneten Erfolgen fort. Einige ihrer Seeflugzeuge griffen am 14. Juli vormittags nahe bei der englischen Küste, in den Hoofden, durch Zerstörer geleitete Handelsfahrzeuge an, wobei es den deutschen Fliegern gelang, einen Volltreffer auf einem Zerstörer anzubringen und einen Leichter zu beschädigen.

Ein neuer Besuch der englischen Ostküste durch ein deutsches Flugzeuggeschwader erfolgte am 22. Juli vormittags. Es warf mit gut beobachteter, kräftiger Wirkung seine Bomben auf Harwich ab (siehe Bild Seite 169). Nach englischen Angaben haben 15 bis 21 Flugzeuge an dem Angriff teilgenommen, bei dem es 11 Tote und 26 Verwundete gegeben haben soll, während der Sachschaden als geringfügig bezeichnet wurde. Auf der Rückfahrt stellten sich den Deutschen wieder englische Flugzeuge aus der französischen Küstenzone in den Weg (siehe obenstehendes Bild). Erfolge vermochten diese nicht aufzuweisen, denn alle deutschen Flugzeuge kehrten unversehrt in ihren Heimathafen zurück.

Am selben Tage faßten einige deutsche Flugzeuge den

Deutschen am Poehlberg wieder in den festen Besitz ihrer alten Linie kamen und blieben, während die Franzosen bei Courtecon und bei Verdun keine Stellungsverschiebung erreichen konnten.

Hier schlugen auch am 16. Juli die deutschen Granaten mit solcher Gewalt in die französischen Gräben ein, daß die mannigfach vorbereiteten feindlichen Angriffe nicht zur Entwicklung kommen konnten und die wenigen Mannschaften, die zum Sturm aus den Gräben hinausgingen, durch das Feuer wieder zurückgetrieben wurden. Gegenstöße am Poehlberg brachten den Deutschen 64 Gefangene, 4 Maschinengewehre und 13 Schnelladegewehre ein. Zwischen Malval und Cerny setzten die Feinde nach kurzem, schlagartigem Feuer starke und dichte Sturmmassen an, vermochten aber gegen die angegriffene ostpreußische Division nichts auszurichten. Glücklicher waren die Deutschen bei Courtecon, wo sie durch einen Handstreich ein weiteres Stück der französischen Stellungen erringen und noch 450 Franzosen gefangennehmen konnten. Besonders kühn war ein Überfall hannövrischer Truppen an der Straße Laon—Soissons. Dort rollten sie die feindlichen Linien in 500 Metern Breite und 200 Metern Tiefe auf, vernichteten die Sicherungsanlagen und erbeuteten zahlreiche Grabenwaffen. Sie fügten den Feinden große Verluste zu und kehrten dann befehlsgemäß in ihre Ausgangstellungen zurück.

Unterdessen hatten die Franzosen in tagelanger Arbeit auf dem linken Maasufer einen weitfassenden neuen Angriff vorbereitet. Nach dreistündigem, stärkstem Artilleriefeuer griffen sie vom Avocourtwalde bis zum Grunde westlich vom Toten Mann in 5 Kilometern Breite an, um die ihnen dort vor kurzer Zeit von den Deutschen entrissenen Gräben wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Es entwickelte sich ein heißer Kampf, in dem die Franzosen keine Opfer scheuten und immer neue Truppen ins Gefecht warfen. Dadurch gelang es ihnen schließlich, die Deutschen aus einem Teil der Stellung an der Südostecke des Waldes von Malancourt und zu beiden Seiten der Straße Malancourt—Esnes zurückzudrängen, wogegen sie sonst überall kraftvoll abgewiesen wurden. Als sie gegen Abend zu neuen Stürmen ausholten, konnten sie keinen Vorteil mehr erzielen und mußten schon am nächsten Tage einem begrenzten deutschen Gegenstoß bei Avocourt wieder Raum geben.

Am 19. Juli abends stürmten deutsche Gardetruppen nach kurzer Feuervorbereitung eine französische Stellung am Winterberg und nahmen dem heftigen Widerstand leistenden Feind 375 Gefangene ab. Unter ständigen Kleinkämpfen verliefen die nächsten Tage, bis die Brandenburger und Gardetruppen am 22. Juli wieder einen größeren

holländischen Dampfer „Gelderland", der von Rotterdam nach London unterwegs war, eine Meile außerhalb des holländischen Hoheitsgebietes ab und zwangen ihn, Zeebrügge anzulaufen.

An den Fronten nahm der Luftkrieg an Ausdehnung und Bedeutung zu. Am 26. Juli verloren die Feinde an der Westfront 13 Flugzeuge, die im Luftkampfe unterlegen waren. In der Nacht zum 28. Juli statteten deutsche Flieger nach langer Pause der französischen Hauptstadt Paris wieder einen Besuch ab, bei dem es einem Geschwader trotz der hervorragend guten Artilleriesicherung, deren sich Paris erfreute, gelang, bis über die Festung vorzudringen und seine Bombenfracht abzuwerfen. Der Bahnhof und militärische Anlagen erhielten schwere Treffer, die mit Sicherheit beobachtet wurden; der feindliche Bericht leugnete allerdings jede Wirkung des Angriffes ab. Die deutschen Flieger erreichten trotz der überaus starken französischen Gegenwirkung unversehrt ihren Ausgangspunkt wieder. Am gleichen Tage kam es zu vielen Luftschlachten, in denen die Deutschen 35 Gegner außer Gefecht setzten. Oberleutnant Dostler, einer der erfolgreichsten jüngeren deutschen Flieger, griff mit seiner Jagdstaffel ein Geschwader von sechs englischen Flugzeugen an und rieb es vollständig auf; der kühne Flieger erzielte an diesem Tage seinen 20. Luftsieg. Auch dem Oberleutnant Ritter v. Tutschek glückte es, seinen 20. Gegner zu überwinden. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Notwendigkeit der Wiedererlangung und Erweiterung unseres Kolonialbesitzes.

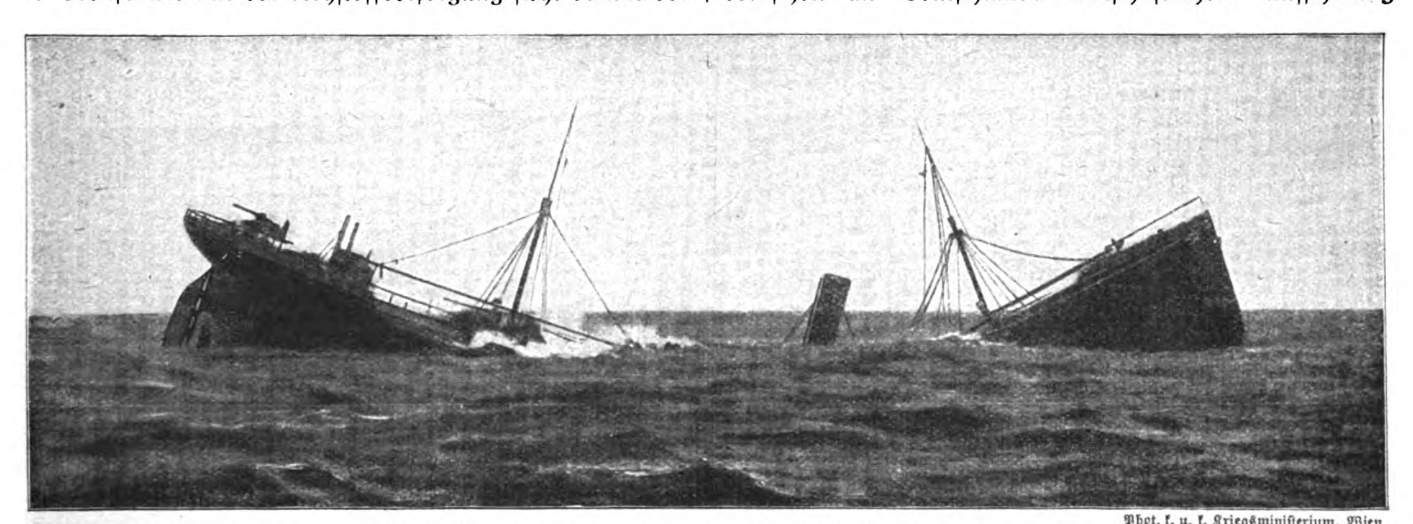
Obwohl in letzter Zeit von berufener Seite oft ausgesprochen worden ist, daß wir unsere Kolonien wiederhaben und zweckmäßig ausgestalten wollen, herrscht in gewissen Schichten des deutschen Volkes, was unsere kolonialen Friedensforderungen betrifft, eine unglaubliche Schwarzseherei. Viele meinen, daß wir auf eine Vergrößerung, ja selbst eine Wiedererlangung unserer Kolonien verzichten müßten, weil sie zum größten Teil in die Hände der Feinde gefallen sind. Gegenüber solchen Ansichten ist es erforderlich, immer wieder darauf hinzuweisen, wie notwendig ein Kolonialreich für Deutschland ist.

Bei dem Bezug der meisten Industrierohstoffe, wie Kopra, Palmöl, Wolle, Baumwolle, Gummi und anderem, sind wir in der Hauptsache vom Auslande abhängig. 1913 führte Deutschland 477 900 Tonnen Rohbaumwolle im Werte von 587,3 Millionen Mark ein. Davon entfielen auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 369 400, auf Britisch-Indien 57 000 und auf Ägypten 40 600 Tonnen. Mit den übrigen Waren ist es ähnlich. Von der eingeführten Wolle kamen ungefähr 86 vom Hundert, vom Kautschuk 83,5 vom Hundert aus dem Ausland, das heißt für 80 Millionen Mark. Nach der letzten veröffentlichten Handelsstatistik gab Deutschland für die wichtigsten überseeischen Rohstoffe mehr als 3 Milliarden Mark aus. Das meiste davon ging in das Ausland. War die Rückwirkung dieser Abhängigkeit von fremden Ländern schon vor dem Kriege für das deutsche Wirtschaftsleben ein großes Hemmnis, so wird sie nach dem Kriege die Konkurrenzfähigkeit deutscher Industrieerzeugnisse gewaltig erschweren, wenn nicht gänzlich unmöglich machen. Denn England arbeitet dauernd an seinem Plan, nach dem Friedenschluß die deutsche Arbeitskraft durch einen Wirtschaftskrieg lahmzulegen. Schon hat es sich daran gemacht, die Rohstoffvorräte der Welt für den Londoner Markt anzukaufen, damit Deutschland die nötigen Rohstoffe nicht mehr unmittelbar aus den Produktionsländern, sondern nur noch durch die Verbandsländer beziehen kann.

Ebenso wie mit der Rohstoffversorgung steht es mit der Einfuhr von Lebensmitteln, den Kolonialwaren. Die unbedingte Abhängigkeit vom Auslande würde die Preise für Kaffee, Tee, Kakao, Reis und so weiter ins Ungemessene steigern. Weite Kreise der Bevölkerung könnten diese Waren nicht mehr kaufen.

Diese Schwierigkeiten, die sich nach dem Friedenschluß einstellen werden, müssen wir beseitigen. Durch den mitteleuropäischen Wirtschaftsblock kann die Notlage nicht gehoben werden. Denn erstens wird es Jahrzehnte dauern, bis alle Kräfte der Länder dieses wirtschaftlichen Staatenbundes so nachdrücklich ausgenutzt werden können, daß sie uns nennenswerte Vorteile bringen; dann aber kann von einer wirtschaftlichen Selbständigkeit gar nicht die Rede sein, weil die Erzeugnisse fehlen, die eben nur in den Tropen wachsen. Um uns gegen die wirtschaftliche Erdrosselung zu wehren, bleibt uns nur die Erwerbung eines Kolonialbesitzes, der uns möglichst vollständig von fremden Einfuhr- und Absatzgebieten unabhängig macht.

Zu diesen wirtschaftlichen Gründen kommen noch andere. Wir wissen wenig darüber, wie es den Auslanddeutschen geht; so viel aber ist sicher: in der ganzen Welt herrscht ein starker Haß gegen die Deutschen. In den Verbandsländern hat eine wahre Deutschenverfolgung stattgefunden, und deutsches Eigentum, das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit, ist zerstört worden. Selbst in Brasilien und China, Ländern, mit denen wir in regem Handelsverkehr standen, hat die von der englischen Regierung aufgestachelte, blindwütende Bevölkerung alles niedergerissen, was deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und Ausdauer mühevoll aufgebaut hatten. Wo soll da der deutsche Kaufmann nach dem Kriege die alten Beziehungen wieder anknüpfen, wenn es dem Auslanddeutschen unmöglich gemacht wird, noch weiterhin seiner Beschäftigung nachzugehen? Die Auslanddeutschen waren die Agenten für unseren Überseehandel. Ihre Umsicht und Tatkraft bildeten eine starke Stütze für den deutschen Export. Man hat vielfach die Bedeutung der im Auslande tätigen Deutschen unterschätzt, denn es ist wenig getan worden, um ihnen ihren schweren Stand in der Fremde zu erleichtern und die Fühlung mit ihnen aufrecht zu erhalten. Die Engländer aber erkannten richtig, welchen Anteil die Auslanddeutschen an Deutschlands wirtschaftlichem Aufschwung

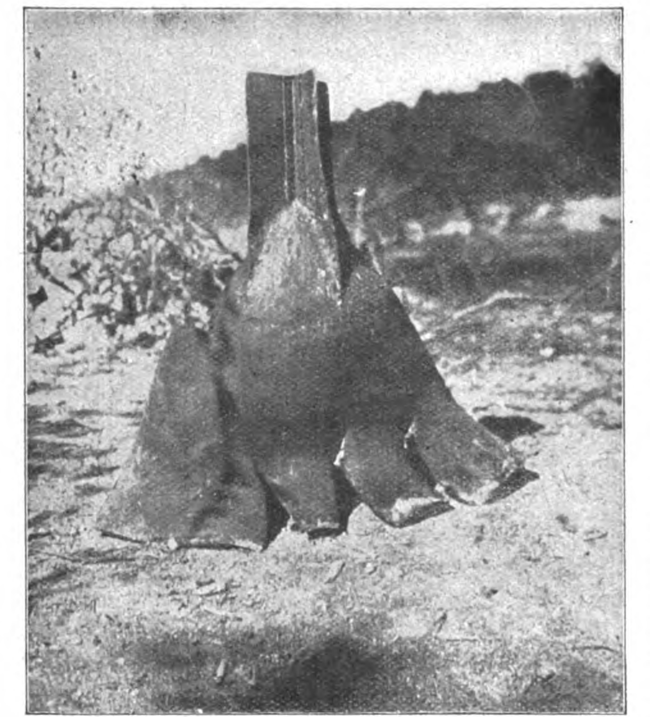


Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Der bewaffnete englische Dampfer „Dalton" wird westlich vom Kap Matapan, der südlichsten Spitze des griechischen Festlandes, von einem österreichisch-ungarischen U-Boot versenkt.

haben, und deshalb wollten sie sie zwingen, ihre alte Heimat zu verleugnen. Selbst wenn der Ausgang des Krieges noch so günstig für uns wäre, die Verschwörung gegen unsere Landsleute würden wir nicht verhindern können. Ja, man kann ruhig sagen, je glänzender der Friedenschluß für uns, um so größer der Vernichtungswille unserer Feinde gegen alles Deutsche nach dem Kriege. Da gilt es, unsere Landsleute vor der Gefahr zu behüten, ihr Deutschtum preiszugeben und auf die Seite unserer Gegner zu treten.

Wie steht es da mit der Ansiedlung im Deutschen Reiche oder den neu zu erwerbenden Grenzgebieten? Werden die Leute, die vor zwanzig, dreißig Jahren ihre Heimat verließen, weil sie ihnen keine genügenden Erwerbsmöglichkeiten mehr bot, gewillt sein, dorthin zurückzukehren? Sicherlich nicht! Im fremden Lande, umgeben von fremder Bevölkerung und oft ohne jede Verbindung mit der Heimat, haben sich bei ihnen andere Anschauungen ausgebildet; sie würden nicht mehr imstande sein, sich den jetzigen Verhältnissen im Vaterlande anzupassen. Ein neues großes Kolonialreich aber, das als Siedlungsland geeignet ist und zugleich große wirtschaftliche Möglichkeiten in sich birgt, ist für die Auslanddeutschen, wie natürlich auch für neue Auswanderer, das richtige Betätigungsfeld. Vergrößern wir unseren überseeischen Besitz, dann werden uns einige Millionen Menschen erhalten bleiben; es ist zugleich ein Kolonialreich geschaffen, das Deutschland mit den fehlenden Rohstoffen versorgt und für seine Industrie ein sicheres, vor allen feindlichen Treibereien geschütztes Absatzgebiet bildet.


Phot. A. Grohs, Berlin.
Eine niedergegangene feindliche Fliegerbombe.

Der dritte wichtige Grund, der uns zur Erwerbung neuer Kolonien veranlassen muß, ist die Tatsache, daß unsere bisherigen Kolonien infolge ihrer zerstreuten Lage im Kriege unhaltbar waren. So ist es gekommen, daß, abgesehen von Deutsch-Ostafrika, unser ganzer Kolonialbesitz in die Hände der Feinde gefallen ist. Hätten wir unsere Kolonialpolitik etwas zielbewußter betrieben und sowohl auf gründliche Erschließung als auch auf eine Verbindung der einzelnen Gebiete hingearbeitet, so wäre es unseren Gegnern unmöglich gewesen, unsere Kolonien über den Haufen zu rennen. Zur Sicherung unserer bisherigen Schutzgebiete brauchen wir also neben einer militärischen Befestigung eine Verbindung der einzelnen Teile untereinander, damit die Grenzlinie verkürzt wird und bessere Möglichkeiten für militärische Handlungen geschaffen werden. Daneben ist freilich auch ein Anschluß an das Mutterland zu erstreben. Ein zusammenhängendes deutsches Mittelafrika, zum Beispiel, kann sich nicht behaupten, wenn es nicht auch mit Deutschland selbst in Verbindung steht. Ein solcher Zusammenhang kann hergestellt werden durch eine Reihe von Handels- und Flottenstützpunkten auf dem Wege von der Heimatküste nach Afrika. Für dieses Kolonialreich kämen da ganz besonders die portugiesischen Inselgruppen im Atlantischen Ozean in Frage, die, wenn die Häfen ausgebaut und Kohlen- und Funkstationen angelegt werden, den Seeweg genügend sichern würden.

Aber nicht nur für die Kolonien sind derartige Gebietserweiterungen erforderlich, sondern auch für unsere Flotte. Man kann wohl behaupten, daß ohne eine kräftige Flotte jede koloniale Betätigung auf die Dauer zwecklos ist; denn Kolonien und Seemacht sind zwei Begriffe, die sich nicht voneinander trennen lassen. Umgekehrt kann man auch sagen, daß ohne koloniale Stützpunkte eine Flotte im Kriege nicht wirksam sein kann. Wir haben das genügend in diesem Kriege erfahren. Zudem ermöglichen derartige Stützpunkte eine sehr wünschenswerte Kontrolle über den Seeverkehr. England hat es stets verstanden, durch Besitzergreifung von Meerengen oder verkehrsgeographisch günstig gelegenen Punkten die Meere zu beherrschen. Frankreich hat diesem Beispiel ebenfalls nachgeeifert. Solche Punkte müssen auch wir gewinnen, denn sie sichern die deutsche Seegeltung. Um auf die oben erwähnten portugiesischen Inseln im Atlantischen Ozean zurückzukommen, so genügt ein Blick auf die Karte, um ihre Bedeutung erkennen zu lassen. Madeira wäre beispielsweise ein wichtiger Beobachtungsplatz für den durch die Straße von Gibraltar gehenden Verkehr, die Azoren und Kapverden sind ausgezeichnete Vorposten des Seeverkehrs nach Amerika und Südafrika.

Wir erkennen aus den kurzen Ausführungen, daß ein deutsches Kolonialreich nicht nur wünschenswert, sondern durchaus erforderlich ist, wenn wir den Weg zur Weltmacht weiter beschreiten wollen. Mancher wird sich fragen, wie es möglich sei, noch über die Wiedererlangung des alten Kolonialbesitzes hinaus überseeische Gebiete zu erwerben. Demgegenüber kann man nur immer wieder auf unsere günstige militärische Lage hinweisen. Will man den Wert der von uns besetzten Gebiete gegen den unserer Kolonien abwägen, so kommt man nach A. Wohltmann auf ein Zwölffaches für die unseren Feinden entrissenen Gebiete. Stellen wir also dem Vernichtungswillen unserer Gegner eine deutsche Machtpolitik entgegen, so wird es uns gelingen, unsere kolonialen Forderungen erfüllt zu sehen. Für Deutschland handelt es sich um Sein oder Nichtsein. Gelingt es uns nicht, oder verzichten wir darauf, ein Kolonialreich zu erwerben, das uns wirtschaftlich vom Auslande stark unabhängig macht und völkisch wie militärisch Vorteile bringt, so ist es mit Deutschlands Weltwirtschaft aus. Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, ein Kolonialreich zu erwerben. Möge das deutsche Volk den Willen zum Weltvolk haben. K. Th.

Feldbefestigungsbaukunst.

Von Oberingenieur Willi Lutz, Frankfurt a. M., zurzeit beim Stabe einer Division im Westen.

(Hierzu die Bilder Seite 170 und 171.)

In den Anfangswochen des Weltkrieges zeigte es sich bereits in der Feuerprobe französischer und belgischer Festungen, daß der Fortschritt in der Artilleriewaffe ein derartiger war, daß die modernsten Panzerforts unter den Schlägen derselben zerbarsten. Sehr bald wurde erkannt, daß das Zusammenziehen großer Massen in solchen Befestigungswerken, deren ausgedehnte Abmessungen schnell durch die neue Hilfswaffe „Fliegererkundung" festzustellen sind, gefährlicher und nutzloser für die Verteidigung sei als die Verteidigung von Stellungen in freiem Gelände, so daß die Antwort eines Fortkommandanten richtig erscheint, der auf die Frage eines Vorgesetzten, was er im Falle eines Angriffes auf das allerdings ganz veraltete Fort anordnen würde, antwortete: „Ich würde meine Mannschaften sofort aus dem Fort herausziehen, sie in den Gräben des Vor- und Nachbargeländes gut verteilen und das Eindringen in die Trümmer des Forts verhindern."

Die Festung mußte dem Erdwerk weichen. Die Verteidigung verlegte sich auf das Halten einer bestimmten Frontlinie, die, um mit verhältnismäßig geringen Mannschaften behauptet werden zu können, ausgebaut und befestigt wurde. Je stärker eine derartige Linie gemacht wurde, desto eher war es möglich, jederzeit Truppen wegzunehmen und an stark bedrohte Punkte der ausgedehnten Front sowie an andere Kriegschauplätze zu verschieben, da ein Einzel-

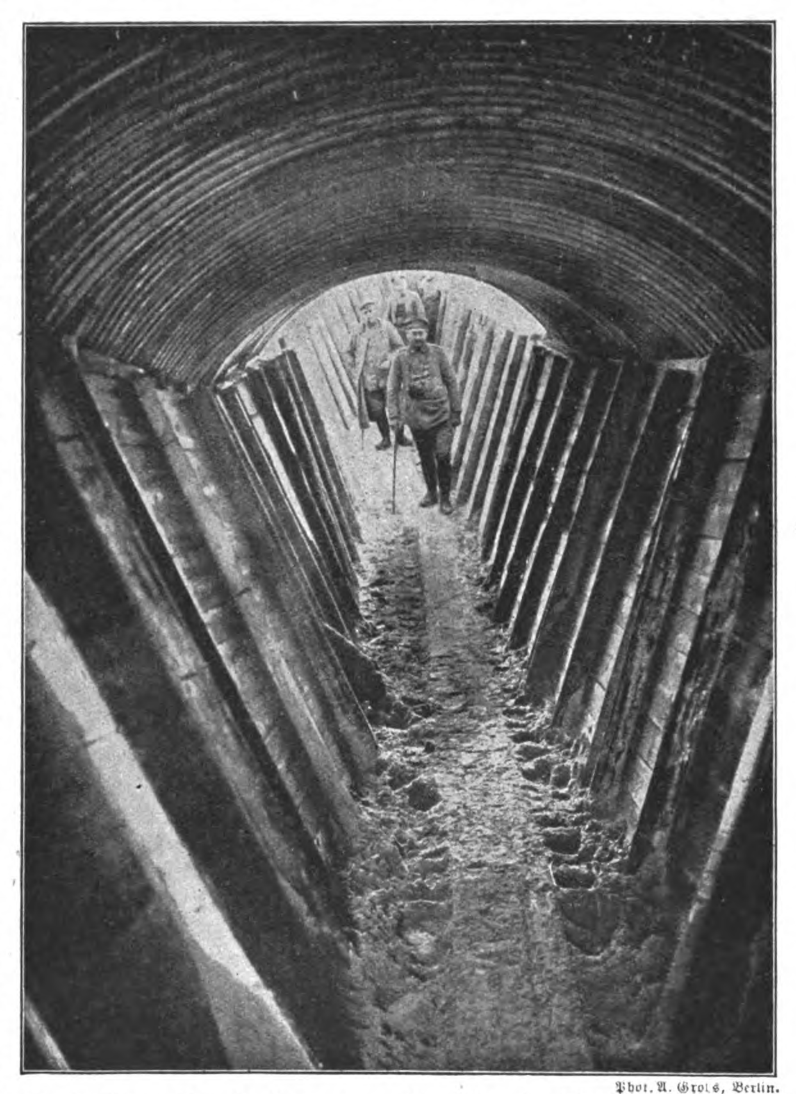


Deutscher Luftangriff auf Harwich am 22. Juli 1917. Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

angriff gegenüberliegender Truppen der übrigen Frontteile ohne bedeutende Reserven bei der Feuerwirkung der modernen Infanteriewaffe und Maschinengewehre sehr schwer zur Eroberung oder gar zum Durchstoßen der vordersten Linie führt.

Wie rasch eine vorläufige Feldstellung entsteht, weiß am besten zu beurteilen, wer sich, in der angreifenden Schützenlinie liegend, während der einzelnen Sprünge Schutz gegen Infanterie- und Schrapnellwirkung schaffen muß. Hei! wie schnell und emsig arbeitet der Spaten, um sich einzupuddeln, um tiefer in die Erde zu kommen, wenn über einem die kleinen Todesboten ihr summendes Lied singen. Auf diese Art entsteht sehr schnell der Beginn des Schützengrabens, das „Schützenloch". Soll dann der Angriff infolge starker feindlicher Massen nicht weiter vorgetragen, aber eine etwa erreichte strategisch günstige Stellungslinie sowie das

gewonnene Gelände gehalten werden, so wird die Stellung weiter ausgebaut. Bei anbrechender Nacht werden bereitgestellte, auseinanderziehbare Drahtverhaue, spanische Reiter, Igel vor die Stellung geschafft und dort verankert und so die Stellung gegen Überraschungen vorläufig gesichert. In rascher Folge werden die Schützenlöcher für mehrere Schützen erweitert und durch rückwärts gebogene Gräben miteinander verbunden, der zwischen den einzelnen Löchern stehenbleibende Erdblock wird Schulterwehr genannt, weil er die Schulter oder Seite der im Schützenloch stehenden Mannschaften, ähnlich wie die Zinne der Turmbekrönung alter Burgen, gegen seitliches Feuer schützt. Die Schulterwehren folgen einander um so rascher, je mehr die Stellung durch den Feind seitlich eingesehen und bedroht werden kann. Durch diesen rückwärtigen Umlauf um die Schulterwehr ist ein Durchlaufen des Grabens vom Schützenschlag des rechten Flügels zu dem des linken Flügels möglich. Um nun das geschützte Herankommen von rückwärtigen Reserven, von Munition und Proviant zu ermöglichen, werden an den Flügeln sowohl, wie auch auf die Linie verteilt hinter den Schulterwehren, so daß der Eingang geschützt ist, rückwärtige Annäherungsgräben (siehe nebenstehendes Bild), Sappen genannt, ausgehoben, die zu Deckungsgräben führen und sich manchmal etliche Kilometer weit, bei eingesehenem flachem Gelände bis zur nächsten Ortsunterkunft oder Ruhestellung hinziehen. Die Linienführung derselben ist zum Schutze gegen frontale Feuerbestreichung zickzackförmig, gewunden oder bei gerader Linienführung durch ringförmige Schulterwehren geschützt. Die letztgenannte Schulterwehr im Annäherungsgraben kann in der zur Linienführung senkrecht stehenden Längsachse so ausgedehnt werden, daß sie ein kleines Grabenstück für sich bildet und die rückwärtige Verbindung, das heißt in diesem Falle die Verbindung zwischen erster und zweiter Linie, bei der Einnahme der vordersten Linie gegen das Eindringen des Feindes versperrt, um so als Riegelstellung den Feind am Eindringen in die zweite Linie zu hindern und ihn aufzuhalten, wodurch das Heranziehen von Verstärkungen in die zweite Linie ermöglicht wird.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Bombensicherer Tunnellaufgraben von einem Kilometer Länge, der bis zu den vordersten Schützengräben führt.

Zu gleicher Zeit mit diesen Arbeiten wird mit dem Bau von Unterschlupfen (siehe Bild Seite 171 oben) und Unterkünften beziehungsweise Unterständen für die Kampftruppe begonnen, wobei man sich zunächst auf den Schutz gegen Sicht und Schrapnellfeuer beschränkt. Ist so die Truppe einigermaßen eingerichtet, so geht es an die Sicherung der Grabenwände gegen Einsturz oder Erdrutsch durch Einschlagen von Pfählen und Streben und Ausflechten derselben mit Weiden, Zweigwerk, Graspackung und so weiter. Einschalung mit dichtschließenden Brettern hat sich der geringen Wasserundurchlässigkeit wegen nicht bewährt.

Die Entwässerung einer zu langem Aufenthalt bestimmten Stellung ist bei dem hohen Grundwasserspiegel, den häufigen Niederschlägen, besonders im Westen, eine Hauptaufgabe, kann aber bei der ersten Linie, wo sich der Mann ohne Rücksicht auf Geländeverhältnisse in seinem Standort schützte und eingrub, nur selten durch eine großzügige Entwässerungsanlage, wie es durchweg in allen rückwärtigen Linien der Fall ist, geregelt werden. Hier müssen sich der Ingenieur, Pionier und die Mannschaften durch „Pumpen" — Hand-, Dampf- oder elektrischer Betrieb — helfen und das Grabenwasser ablaufen lassen, möglichst nach tieferliegenden feindlichen Stellungen zur Mitfreude des Gegners.

Während durch Einbau von betonierten Beobachtungs- und frontalen sowie flankierenden Maschinengewehranlagen, durch Betonverstärkung der bereits aus Baumstämmen ausgeführten Unterstände zur Sicherung gegen Granatsplitterwirkung, durch Verbreiterung der Drahthindernisse mit anschließenden gasabfangenden Gräben die Stellung immer widerstandsfähiger wird, werden rückwärts neue Linien und Stützpunkte, anlehnend an die alten Regeln der Festungsbaukunst, unter Heranziehung aller Hilfsmittel der Maskierung angelegt und ausgeführt. Unter Berücksichtigung jedes Geländevorteils und jeder Angriffsmöglichkeit wird Linie um Linie geschaffen und dem Feinde damit zum Teil sogar die Bewegung vorgeschrieben. Zahlreiche starke Unterstände aus Eisenbeton werden in kleinsten Abmessungen an bestimmten Stellen angelegt. Je geringer die Abmessung, desto geringer die Treffmöglichkeit, desto größer die Sicherheit der Mannschaften in solchen Bauten gegenüber der in großen Fortbauten. In solchen Stützpunkten findet man kanalisierte, granat- und bombensichere Unterkünfte für Offiziere und Mannschaften, für Munitions- und Verbandstellen, versehen mit allen notwendigen Einrichtungen, wie fließendem Wasser, elektrischem Licht, telephonischer Verbindung untereinander (siehe Bild Seite 171 unten) und vielem anderen. Gesichert sind alle diese Stellungen durch ausgedehnte Stacheldrahthindernisse verschiedenster Art und sonstige Vorkehrungen, die, unter dem Feuer gut maskierter flankierender Maschinengewehrstützpunkte liegend, den Gegner an zu raschem Vordringen hindern. Daß sich Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriestellung gegenseitig ergänzen und in engster Verbindung zusammenarbeiten, ist selbstverständlich.

Für alle Zweige der Technik bietet die Feldbefestigung reichliche Tätigkeit, sei es für das Eisenbetonfach zur Schaffung von Konstruktionen mit weitestgehender Sicherheit gegen Schuß- und Sprengwirkung, sei es, bei der besonders im Westen so regen Minier- und Sprengtätigkeit, für das Bergbaufach mit seinen Erfahrungen im Stollenbau. Auch Hoch-, Tief- und Wasserbau, ebenso Elektrotechnik haben großen Anteil an den vorgenannten Arbeiten.

Deutsche Technik hat in dem neuen Sonderzweig der Feldbefestigungsbaukunst nicht nur einen Schutz- und Schirmschild für die tapferen Heere, für die Heimat, für das deutsche Vaterland geschaffen, sondern auch dem Feind



Unterstand aus Wellblech. Phot. A. Mocsigay, Hamburg.

ein Hindernis bereitet, an dem sich seine Kräfte verbluten und erschöpfen können.

Der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler“ bringt die französische Bark „Cambronne“ auf.

(Hierzu das Bild Seite 172/173.)

Zweimal schon war es dem deutschen Hilfskreuzer „Möwe“ (siehe auch den Artikel Band VI Seite 299) gelungen, von seinen kühnen, beutereichen Streifzügen durch die fernen Meere glücklich heimzukehren. Neben den bewundernswürdigen Leistungen der Führung und der Mannschaften waren es auch die starken Maschinen, die dem Schiff eine gewöhnlichen Dampfern überlegene Geschwindigkeit verliehen und rechtzeitiges Ausweichen vor feindlichen Kriegschiffen ermöglicht hatten, wodurch die beiden Fahrten so erfolgreich ausgehen konnten. Um so größer war die Überraschung, als im April 1917 aus Rio de Janeiro die Nachricht kam, daß ein großer Segler als deutscher Hilfskreuzer im südlichen Teile des Atlantischen Ozeans tätig sei. Es war eine Tollkühnheit gewesen, mit dem Schiff den Durchbruch zu wagen, das, nur mit einer schwachen Gasolinmaschine ausgerüstet, sonst zu seiner Fortbewegung lediglich auf den Wind angewiesen war. Aber deutschem Seemannsschneid war es geglückt, alle Fährnisse zu umgehen und auf dem großen Seglerweg zwischen Südamerika und Afrika den Kreuzerkrieg zu führen. Die von Chile kommenden Salpeterschiffe und ebenso die argentinisches Getreide nach Europa befördernden Segelschiffe wählen diese abseits von den Dampferstraßen gelegenen Wege, wo günstige Winde vorherrschen. Entgegenkommenden Dampfern gegenüber wären sie argwöhnisch gewesen, nachdem von allen Seiten das Auftauchen eines deutschen Hilfskreuzers gemeldet worden war, aber von einem Mit- oder Gegensegler konnte keine Gefahr drohen, bis plötzlich auf diesem die Segel aufgegeit wurden und ein Blitz, Qualm und eine vorbeiheulende Granate zeigten, daß unter dem Segler ein Hilfskreuzer verborgen war, an dessen Besansgaffel soeben die deutsche Kriegsflagge auswehte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Segel zu bergen und dem Signal „Schicken Sie sofort ein Boot!“ zu gehorchen. Acht Schiffe, von denen eines 6000 Tonnen Weizen geladen hatte, während die Ladung der übrigen vorzugsweise aus dem für die Herstellung von Sprengstoffen so nötigen Salpeter bestand, waren von dem Hilfskreuzer „Seeadler“ unter Führung des Kapitänleutnants Graf Luckner (siehe Bild Band VI Seite 312) schon versenkt worden, als ihm als neuntes Schiff die französische Bark „Cambronne“ vor den Bug lief. Sie wurde dazu bestimmt, die von den versenkten Schiffen geborgenen Besatzungen, 261 Mann, an Bord zu nehmen und nach Rio de Janeiro zu bringen. Da die Anwesenheit des Hilfskreuzers möglichst lange geheim gehalten werden sollte, wurden die Bramstangen der Bark abgesägt und nebst den oberen Segeln über Bord geworfen, so daß es ihr nur noch möglich war, mit stark verminderter Fahrt nach dem befohlenen Hafen zu segeln. Dem Kapitän der „Cambronne“ wurde das Kommando des Schiffes genommen und ein englischer Kapitän mit der Führung des nicht mehr ganz zeitgemäßen Passagierschiffes beauftragt, da der Franzose auf den Grafen Luckner einen gar zu kümmerlichen Eindruck gemacht hatte.

Der Beobachtungsflieger.

Von Martin Proskauer.

(Hierzu die Bilder Seite 174 und 175.)

Im Kasino der Feldfliegerabteilung erscheint eine Ordonnanz und klappt vor zwei Offizieren, die beieinander sitzen, die Hacken zusammen: „Herr Hauptmann lassen bitten!“

Bald darauf stehen die beiden jungen Leutnante, schlank, klein, sehnig, Eisernes Kreuz erster Klasse und Fliegerabzeichen auf der linken Rockseite, vor ihrem Abteilungsführer.

„Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie, meine Herren. Das Armeeoberkommando hat eben angerufen, bittet um Fernaufklärung, Straße Boncourt—Grandville.



Phot. Az Erdekes Ujsag, Budapest.

Bombensichere österreichisch-ungarische Telephonzellen an der Front.



Der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler“ (Kommandant Graf Luckner) kapert im Südatlantik die französische Bark „Cambronne“.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Willy Stöwer.

Meldung bis heute abend." — Die beiden Flieger sehen sich an. Der Abteilungsführer bemerkt den Blick.

„Ja, ja! Ein hübsches Ende, nach der Karte über einhundertfünfzig Kilometer! Also nehmen Sie genügend Betriebstoff mit, aber auch ein paar kleine Bomben; man kann nie wissen!"

Alle drei lachen und beugen sich über die Landkarte. —

Eine halbe Stunde später sitzen die beiden Flieger in ihrem Doppeldecker, der Propeller läuft mit langsamer Tourenzahl.

„Frei?"

„Frei!"

Nun brüllt der Motor auf, der Doppeldecker rollt und steigt in engen Kurven über den Flugplatz. Dreimal fliegt er, um Höhe zu gewinnen, den Kreis über dem Heimathafen, dann — als der Höhenmesser über 2000 Meter zeigt — weist der Beobachter scharf nach Westen, zur Front über den Feind.

Unten ist klare, sonnige Luft, in der Höhe schwimmen große, dicke Wolken wie losgerissene Schneeberge oder weißen, plumpen Schiffsrümpfen vergleichbar im leichten Sommerwind. Der Doppeldecker steigt; der Führer will über den Wolken weiter — ist doch jede eine Deckung gegen



Phot. Martin Kroslaue.

Vor dem Abflug des Beobachtungsflugzeuges.
Der Beobachter nimmt die photographische Kamera an Bord; der Mann im Vordergrund bringt das Maschinengewehr

die unten an der Front spähenden Abwehrbatterien des Feindes.

Jetzt sind sie schon über den Gräben. Im graubraunen, von Granattrichtern pockennarbig zertupften Gelände sind gezackt die Schützengräben eingezeichnet, dazwischen nach vorn und rückwärts Querlinien: vorgeschobene Sappen und Verbindungsgräben. Aber schon ist das Flugzeug, das mit 150 Kilometern Stundengeschwindigkeit dahinbraust, über die Kampffront weggeflogen, der schützende Streifen der Wolkendecke ist zu Ende, klar schwebt es durch die sichtige Luft.

Da — vor ihnen, aber etwa 600 Meter nach links, stehen plötzlich kleine weiße Wölkchen, neben denen rasch andere auftauchen und die immer näher herankommen. Der Beobachter klopft mit dem Finger auf den Sturzhelm des Führers. Der dreht sich um und winkt lächelnd. Es sind Sprengpunkte platzender Schrapnelle, die feindliche Flakbatterien (Flugabwehrkanonenbatterien) heraufschicken. Immer mehr Batterien beteiligen sich an der Schießerei, denn schon steht ein weit ausholender Kreis solcher Sprengwolken um das Flugzeug, dahinter, davor — immer neue.

Der Führer greift an den Gashebel, der Motor verstummt, mit kraftlos schlagendem, bald stillstehendem Propeller geht's in jähem Gleitflug hinunter — 1000 Meter tiefer. So, nun wieder Vollgas, und weiter ins feindliche Land. Und ehe die Artilleristen unten ihre Richtmittel und dann ihre Geschoßzünder auf die neue Entfernung eingestellt haben, ist der Doppeldecker Tausende von Metern entfernt und saust ein paar hundert Meter höher seinem Ziele zu. — Die zerschossenen Häuser unten auf der Erde, das charakteristische Zeichen des Landstreifens hinter der Kampflinie, sind verschwunden; rote Ziegeldächer, weiße Straßen, Wasserläufe und Brücken blinken auf. Der Beobachter hat längst das Doppelglas an den Augen und sucht spähend die Gegend ab. Ein Blick auf die Karte, ein zufriedenes Nicken; sie fliegen genau die Straße nach Grandville an. Tiefste Ruhe herrscht ringsum; so weit er sehen kann, sind die Straßen leer, keine Wagenzüge, keine Kolonnen zu finden.

Unruhig blickt der Beobachter aus — es muß doch etwas zu sehen sein, und zwar etwas Wichtiges, sonst hätte sie das Armeeoberkommando nicht hierhergeschickt.

Da ist die Straße nach Grandville. Der Beobachter winkt seinen Führer scharf nach rechts ein und steht nun aufrecht im Flugzeug, späht mit allerschärfsten Sinnen.

Dort liegt Grandville, eine kleine altertümliche Stadt. Man sieht noch die Sternform, die der jetzt verschwundene Festungswall aus dem achtzehnten Jahrhundert der Stadtgrenze einpreßte. Eine Handbewegung malt dem Führer des Flugzeugs einen Kreis vor; in weitausholendem Bogen umfährt der Doppeldecker die feindliche Stätte.

Mit einem Male erscheinen wieder die Sprengwölkchen; aber gleich in dichten Haufen. Ringsum schwimmen sie wie ungeheure Watteflocken, auch grauschwarze Rauchknollen dazwischen. Holla — wo so viele Flakbatterien stehen, muß etwas zu verbergen sein!

Die feindlichen Flakkanoniere unten können den fremden Vogel klar sehen, der über ihrem Lager schwebt; immer frische Sprengwolken entsenden einen Hagel von Schrapnellsplittern, um das Geheimnis zu hüten.

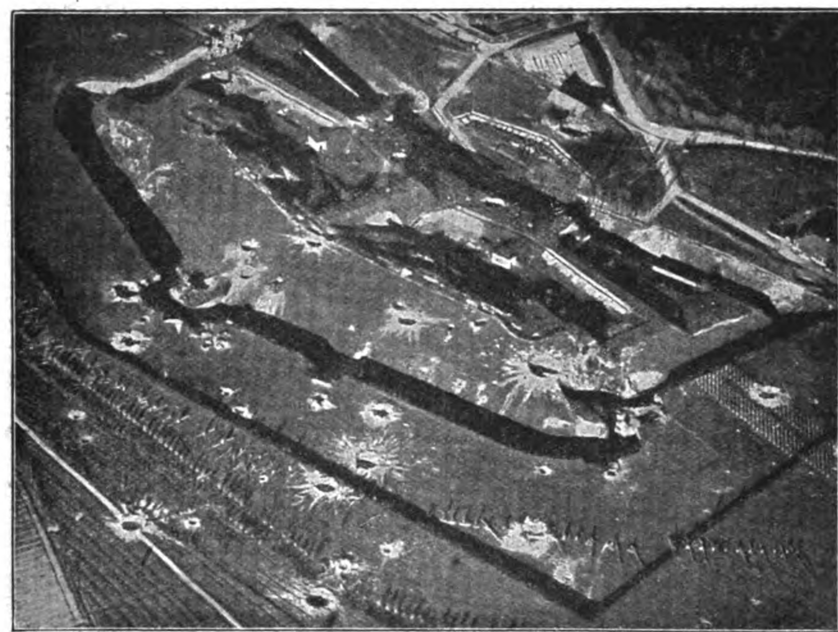
Ein Wink, der Führer nickt, es geht tiefer. So steil nach unten ist der Sturzflug gerichtet, daß einen Augenblick lang die Batterien schweigen und glauben, den Späher getroffen zu haben. Sie irren sich, der deutsche Doppeldecker ist unversehrt, und der Beobachter hat gefunden, was er suchte. Schon hat er die schwere Lichtbildkammer (dienstlich eingeführtes deutsches Wort für „photographische Kamera") gefaßt und hält sie frei nach unten über Bord. Ihn stört das Gewicht der Kammer nicht — etwa dreißig Pfund —, ihn kümmern die Schrapnelle nicht, die sich wieder herangeschossen haben — er hat sein Ziel gefunden.

Wirklich, ganz geschickt gemacht, denkt er, während er in Hast die belichteten Platten in frische Kassetten auswechselt. Aber was ist denn da vorn? Da ist ja dicht hinter dem Wäldchen ein ganz neuer Bahnhof aufgebaut! Mindestens zehn — zwölf Baracken, dort Truppenzelte und Geleise, Rangieranlagen — alles voller Wagen.

Na, wartet! Der Führer braucht keine Anweisung mehr, er hat dasselbe wie der Beobachter gesehen, und durch langes Zusammenarbeiten erprobt, mit kaltem Mute und unverbrauchten Nerven, hat er nur ein Bestreben: seinen Kameraden gut an das Ziel zu bringen.

So — die Platten sind verbraucht, diese Arbeit ist fertig. Die Geschütze unten bellen ununterbrochen, und als jetzt wieder der Motor schweigt, hören die Flieger das dumpfe Krachen der Abschüsse, das erst hinter dem pfeifenden Klang der platzenden Geschosse heraufdröhnt. Die Flakbatterien sollen auch etwas bekommen.

Sssst — es geht zur Tiefe, daß der Wind in den Drähten pfeift und heult; aber Spanndrähte und Tragflächen halten. Hier in dem Waldstreifen scheinen die Flakbatterien zu



Phot. Martin Proskauer.
Ein Fort der Festung Kowno mit den Einschlägen der Geschosse aus schweren deutschen Geschützen. Man erkennt deutlich den hellen aufgeworfenen Erdrand um die Granattrichter herum.
Im Vordergrund Bäume, die von den Russen umgelegt wurden, um freies Schußfeld zu schaffen.

stehen. Der Beobachter hat eine kleine Bombe am Griff — hinein ins Ausstoßrohr, gezielt — schon ist der Doppeldecker hundert Meter weiter — noch eine Bombe, und noch eine.

Unten im Wäldchen scheint den Flakleuten etwas Unangenehmes zugestoßen zu sein, denn von dort her schweigt das Schießen plötzlich.

Die Flieger lachen sich an: „Jetzt zum Bahnhof!"

Hinunter, wieder hinauf — noch höher — und die letzten Bomben rutschen aus dem Rohr, scheinen einen Augenblick hinter dem davonrasenden Doppeldecker stillzustehen, dann fallen sie und verschwinden im Flimmern der Luft. Dafür kräuseln jetzt unten mitten aus den Gleisen und Güterzügen vier Rauchwolken hoch, weiß und rußig-schwarz: Treffer, alle vier!

Das ganze „Eierlegen", wie der Flieger das Bombenwerfen nennt, hat kaum drei Minuten gedauert, nun ist alles erledigt; jetzt aber fort! Noch einige Schrapnelle heulen hinter dem enteilenden Flugzeug her, wie in ohnmächtiger Wut hochgespieen, dann ist es aus Grandvilles Gesichtskreis entschwunden. Über der Front hat sich die Wolkendecke inzwischen verdichtet, und mit dem Gefühl des Geborgenseins tauchen die Flieger hinein und darüber weg. So kommen sie ungesehen von feindlichen Jagdfliegern, die, Luftsperre fliegend, lauern mögen, über die Linien. Noch einige Minuten Flug — dort ist ein Wolkenloch — und durch das Loch geht's hinunter, nun tief und sicher vor Feinden dem Flughafen zu.

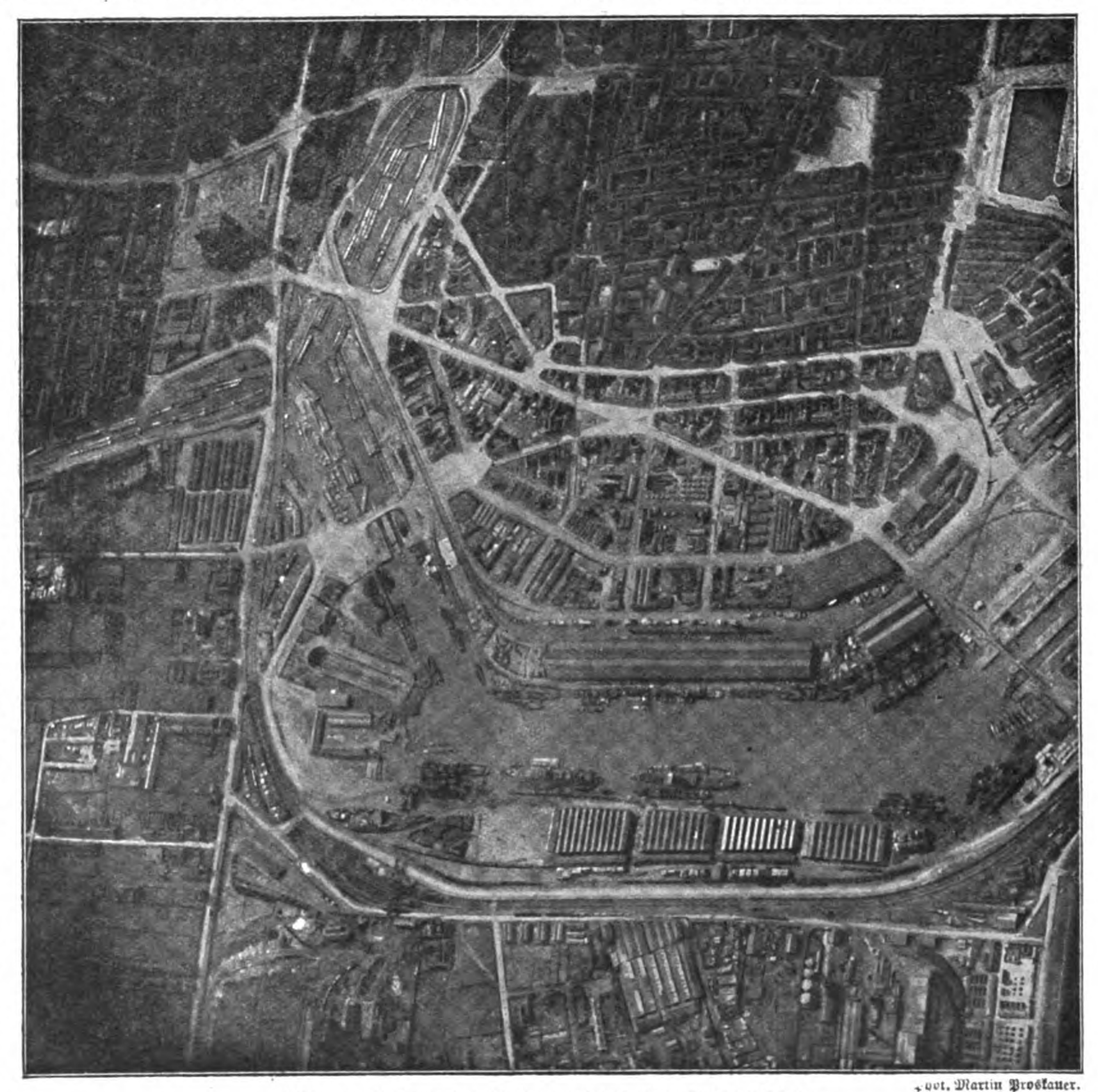
Als die Sonne untergeht, liegen die Platten längst im Entwicklerbad, arbeiten die Bildgehilfen an den Abzügen, und zwei Stunden später, als die beiden Flieger beim Abendessen im Kasino sitzen, beugen sich im Armeeoberkommando die Generalstabsoffiziere über die Bildmeldungen, betrachten sie durch Lupen und sehen in den Gleisen und Wagen, in den Truppenzelten und Güterschuppen, die 150 Kilometer hinter der Front der Beobachter erspähte, die Absicht des Feindes klar enthüllt.

Unterbringung französischer Zivilbevölkerung in einer Kirche im Westen.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die Kriegschicksale der Kathedrale in Reims haben vielfach die Kulturwelt besonders der uns feindlich gesinnten Länder beschäftigt. Denn immer, wenn Beschädigungen dieses altehrwürdigen Baudenkmales stattfanden, wurden leidenschaftliche Anklagen erhoben gegen die barbarische und gefühllose Art unserer Kriegführung. Dabei verschwieg man natürlich, daß die Franzosen selbst dieses Heiligtum durch Aufstellung von Beobachtungsposten, Maschinengewehren und Geschützen in seinem Schutz und auf seinen Türmen den Kriegs-



Phot. Martin Proskauer.
Fliegeraufnahme des Hafens und der Werft von Calais.
Im Hafen Schiffe längs der Kais, daneben auf den Kais riesige Güterschuppen und Lagerhallen, rechts unten im Vordergrunde, als runde Erhöhungen sichtbar, vier Gasometer einer Gasanstalt.

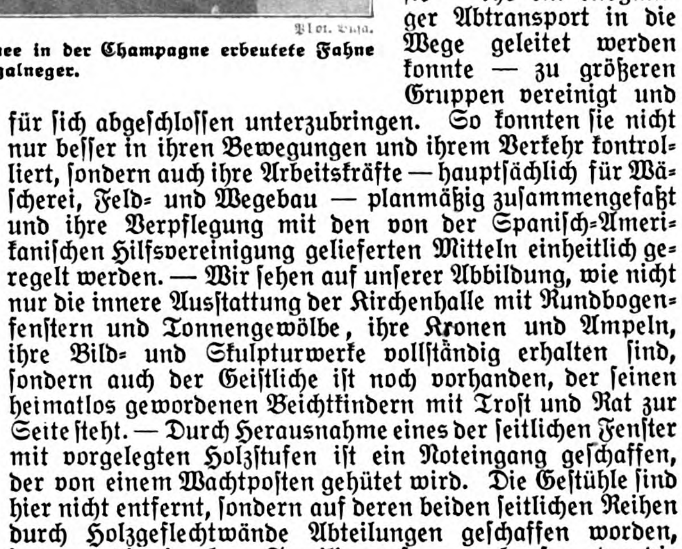
zwecken dienstbar gemacht und uns dadurch gezwungen hatten, gegen diesen Mißbrauch vorzugehen. Befanden wir uns doch der „Lusitania“ gegenüber in einem ähnlichen Fall, da wir uns gegen ihre verhängnisvolle Fracht schützen mußten, ohne das Leben der von ihr geführten Reisenden und Mannschaften schonen zu können.

Aber auch die Franzosen selbst nehmen nicht einmal auf die Kirchen ihres eigenen Landes in den von uns besetzten Gebietsteilen die von uns geforderte Rücksicht, sondern zerstören sie durch immer wiederholte Beschießungen, wenn sie vermuten, daß ihre Türme unseren Beobachtern als Luginsland oder für die Orientierung und Vermessung als schätzenswerte Merkmale dienen. So sind viele Kirchen in erreichbarer Schußweite von der Kampfesfront in Trümmer gelegt oder die den Einsturz drohenden Ruinen schließlich von uns gesprengt worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als selbst in kleinen Dörfern mit höchst ärmlichen Wohn- und Stallungsgebäuden die Kirchen meist ansehnliche Bauwerke darstellen und häufig mit reichen Glasmalereien in den Fenstern geschmückt sind. Unter anderen Heiligenbildern und Passionsskulpturen an den Pfeilern und Wänden fehlt selten ein meist holzgeschnitztes, vorwiegend mit Blau und Silber bemaltes Standbild der Pucelle (Johanna von Arc), wie sie mit dem Lilienbanner der Bourbonen im Arm in frommer Verzückung die Augen zum Himmel erhebt: eine Heilige, von der die Franzosen in der Verblendung ihres wahnwitzigen Hasses jetzt gleichsam abgefallen sind, die aber für uns — die wir sie schon aus Schillers Drama lieben — so recht als ein Sinnbild unauslöschlicher Feindschaft gegen England gelten kann.

Noch viel stattlicher und reicher sind natürlich die städtischen Kirchen, von denen der altberühmte Dom von St. Quentin der schweren englischen Artillerie ein bedauernswertes Ziel bot, während die reizende gotische Kirche des Städtchens Servon an der Aisne — früher ein häufiges Wallfahrtsziel — durch immer wiederholte Beschießung durch die Franzosen im Verlauf zweier Kriegsjahre Stück für Stück zertrümmert worden ist.



Von den Kämpfern der Kronprinzenarmee in der Champagne erbeutete Fahne der Senegalneger.



Immerhin bleiben, zumal weiter hinter der Front, noch viel unzerstörte Kirchen in unserem Besitz, die mit ihren hohen und geräumigen Hallen, umgeben von massivem Mauerwerk, zu den verschiedensten Zwecken benutzt werden. Natürlich rufen ihre Glocken schon längst nicht mehr zur Andacht. Sie wurden zur Ergänzung unserer Metallvorräte fortgeschafft schon lange, ehe man sich zu dem gleichen schweren Schritt in unserer Heimat entschloß. Trotzdem finden in vielen noch regelmäßige Gottesdienste statt, teils für unsere Truppen, teils auch für die Landeseinwohner, und in schönster Eintracht wechseln dabei die Vertreter der verschiedenen Konfessionen und Religionen ab. Die Einrichtung und der Schmuck solcher Kirchen wird aufs pietätvollste geschont und womöglich ergänzt. So hat manche Orgel erst unter der Hand eines geschickten deutschen Orgelbauers ihre Stimme wiedergewonnen.

Von alters her sind die Kirchen zur Einrichtung von Feldlazaretten bevorzugt worden. Ihre hohen, luftigen und geräumigen Hallen zu ebener Erde, oder doch nur auf wenigen breiten und freien Stufen leicht erreichbar, eignen sich vorzüglich für die schnelle Unterbringung einer großen Anzahl von Verwundeten. Im hastigen Betrieb des Bewegungskrieges mußte man sich dann häufig begnügen, die Gestühle herauszunehmen und Strohlagerstätten auf dem Fußboden herzurichten, die erst beim Eintreten ruhigerer Verhältnisse durch hölzerne Behelfsbettstellen oder eiserne Patentbetten ersetzt wurden. Die Sakristei dient dann meistens als Operations- und Verbandraum.

In den heißen Sommermonaten des Vormarsches war die Kühle der Kirchen eine besondere Annehmlichkeit für unsere Verwundeten und Kranken; um so schwieriger gestaltete sich die Frage der Heizung während der Wintermonate. Riesige Backsteinöfen haben sich dabei noch am besten bewährt.

Zu einem anderen Zweck sehen wir auf unserem Bilde eine französische Dorfkirche nahe der Kampffront verwandt. Sie dient hier wie eine Karawanserei französischen Landeseinwohnern jeden Alters und Geschlechts zur vorübergehenden Unterkunft. — Das enge Zusammenleben unserer Truppen mit der einheimischen Bevölkerung in den von uns besetzten Gebieten, das vielfach Verhältnisse zeitigte, die ein schönes Zeugnis für die Menschlichkeit unserer Leute ablegten, hatte aber auch seine großen Schattenseiten, deren hauptsächlichste darin bestand, daß sich die einheimische Bevölkerung mit Leichtigkeit über unsere Truppengliederung und -bewegung, die Aufstellung unserer Batterien und Munitionslager und die Anlage unserer Verteidigungswerke unterrichten und solche Wissenschaft auf heimlichen Wegen ihren vielleicht nur ein Dutzend Kilometer entfernt liegenden kämpfenden Landsleuten mitteilen konnte. Schließlich wurde sie aber auch selbst immer mehr gefährdet, als die Franzosen mit weittragenden Geschützen die Ortschaften zu beschießen begannen, von denen sie wußten, daß sie deutschen Truppenteilen oder Stäben Unterkunft gewährten.

Um diese sowie andere Gefahren und Mißstände zu beseitigen, sahen sich unsere Befehlshaber schließlich genötigt, die Landeseinwohner zunächst aus den nahe an der Front gelegenen Dörfern zurückzuziehen und sie — ehe ein endgültiger Abtransport in die Wege geleitet werden konnte — zu größeren Gruppen vereinigt und für sich abgeschlossen unterzubringen. So konnten sie nicht nur besser in ihren Bewegungen und ihrem Verkehr kontrolliert, sondern auch ihre Arbeitskräfte — hauptsächlich für Wäscherei, Feld- und Wegebau — planmäßig zusammengefaßt und ihre Verpflegung mit den von der Spanisch-Amerikanischen Hilfsvereinigung gelieferten Mitteln einheitlich geregelt werden. — Wir sehen auf unserer Abbildung, wie nicht nur die innere Ausstattung der Kirchenhalle mit Rundbogenfenstern und Tonnengewölbe, ihre Kronen und Ampeln, ihre Bild- und Skulpturwerke vollständig erhalten sind, sondern auch der Geistliche ist noch vorhanden, der seinen heimatlos gewordenen Beichtkindern mit Trost und Rat zur Seite steht. — Durch Herausnahme eines der seitlichen Fenster mit vorgelegten Holzstufen ist ein Noteingang geschaffen, der von einem Wachtposten gehütet wird. Die Gestühle sind hier nicht entfernt, sondern auf deren beiden seitlichen Reihen durch Holzgeflechtwände Abteilungen geschaffen worden, in denen die einzelnen Familien zusammen hausen oder die Ledigen getrennt untergebracht sind. Die Verpflegung wird von einer gemeinsamen Kochstelle aus besorgt.

Jetzt ist diese Kirche längst wieder geräumt und alle Spuren jener vorübergehenden Belegung beseitigt worden. Das Fenster ist wieder eingesetzt, und allsonntäglich ziehen unsere Soldaten durch den Haupteingang zum Gottesdienst in den nun wieder weihevollen Raum. — Wie lange aber wird es dauern, bis die französischen Kanonen auch mit diesem, allerdings schlichten, Gotteshaus aufgeräumt haben?



Unterbringung französischer Zivilbevölkerung wegen Wohnungsmangels in der Kirche einer hinter der Front im deutschen Etappengebiet gelegenen Ortschaft.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Siegeshoffnungen und Friedenswünsche erregten in der letzten Woche des dritten Kriegsjahres die Völker aller kriegführenden Länder wie in den heißen Augusttagen des Jahres 1914. In der deutschen Reichsregierung waren inzwischen durchgreifende Veränderungen vor sich gegangen. An die Spitze des Reichsamts des Innern trat der Oberbürgermeister Wallraf aus Köln, während die Leitung des Wirtschaftsamts dem Bürgermeister von Straßburg im Elsaß, Dr. Schwander, anvertraut wurde. Zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts war der Botschafter Dr. v. Kühlmann, zum Staatssekretär des Reichspostamts der Eisenbahndirektionspräsident Rüdlin, zum Staatssekretär des Reichsjustizamts der Geheime Justizrat Dr. v. Krause berufen worden. In das Schatzamt trat als Direktor der dritten Abteilung der Oberverwaltungsgerichtsrat Schiffer ein. Die Leitung des Kriegsernährungsamts übernahm der Oberpräsident v. Waldow, der gleichzeitig zum preußischen Staatsminister, Mitglied des Staatsministeriums und preußischen Staatskommissar für Volksernährung ernannt wurde. Ihm wurden als Unterstaatssekretäre beigegeben der Königlich Bayrische Ministerialdirektor und Staatsrat Edler v. Braun und Dr. August Müller, der bereits dem Vorstand des Kriegsernährungsamts angehörte. Zum Nachfolger des Unterstaatssekretärs Wahnschaffe in der Reichskanzlei ist der Landrat v. Graevenitz bestimmt worden. Der Staatssekretär Dr. Helfferich blieb Mitglied des Staatsministeriums und behielt die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers Dr. Michaelis bei (siehe die untenstehenden Bilder). Dieser deckte im Reichstage die geheimen Abmachungen zwischen der französischen und der früheren russischen Regierung auf, nach denen den Franzosen neben Elsaß-Lothringen auch das ganze linke Rheinufer zufallen sollte.

Ribots Entgegnung fiel so unbefriedigend aus, daß die Rückwirkung auf die französische Regierung nicht ausblieb. Schon wenige Tage später traten der Marineminister Lacaze und der Minister des Auswärtigen Denys Cochin von ihren Ämtern zurück, während Ministerpräsident Poincaré, der zu den Hauptschürern des Krieges zählte, ebenfalls Rücktrittsabsichten kundgab. Die Enthüllungen über die Pläne und Ziele seiner Geheimpolitik machten ihn nach innen und außen immer mehr unmöglich. Was Ribot vorbrachte, war auch nicht geeignet, die schweren Angriffe des deutschen Reichskanzlers zu entkräften. Aus seiner Rede ging klar hervor, daß Frankreich mit weitreichenden Eroberungsabsichten in den Krieg eingetreten war, den es angeblich für seine Freiheit führte.

Auch der englische Ministerpräsident Lloyd George erging sich wieder in den bekannten Schmähungen. Daß er gegen die Eroberungspläne der Franzosen nichts einzuwenden hatte, war selbstverständlich. Es ist deshalb interessant, festzustellen, wie die Engländer in dieser Beziehung früher über Frankreich dachten. Die englische Zeitung „Times" schrieb im Dezember 1870 über Elsaß-Lothringen: „Das eitle Mitleid und das Gejammer der englischen Presse über die Prüfungen, die Frankreich durchmacht, und über die Überlassung von Elsaß-Lothringen an die siegreichen


Phot. Hanni Schwarz, Berlin.
Botschafter Dr. Richard v. Kühlmann,
Staatssekretär des Auswärtigen.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Bürgermeister Dr. Rudolf Schwander,
Unterstaatssekretär, Leiter des Reichswirtschaftsamts.


Phot. E. Bieber, Berlin.
Staatssekretär Dr. Karl Helfferich,
Stellvertreter des Reichskanzlers.


Hofphot. H. Noack, Berlin.
Geh. Justizrat Dr. Paul v. Krause,
Staatssekretär des Reichsjustizamts.


Hofphot. Blum-Höffert, Köln a. Rh.
Oberbürgermeister Max Wallraf,
Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Landrat Hans Joachim v. Graevenitz,
Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei.

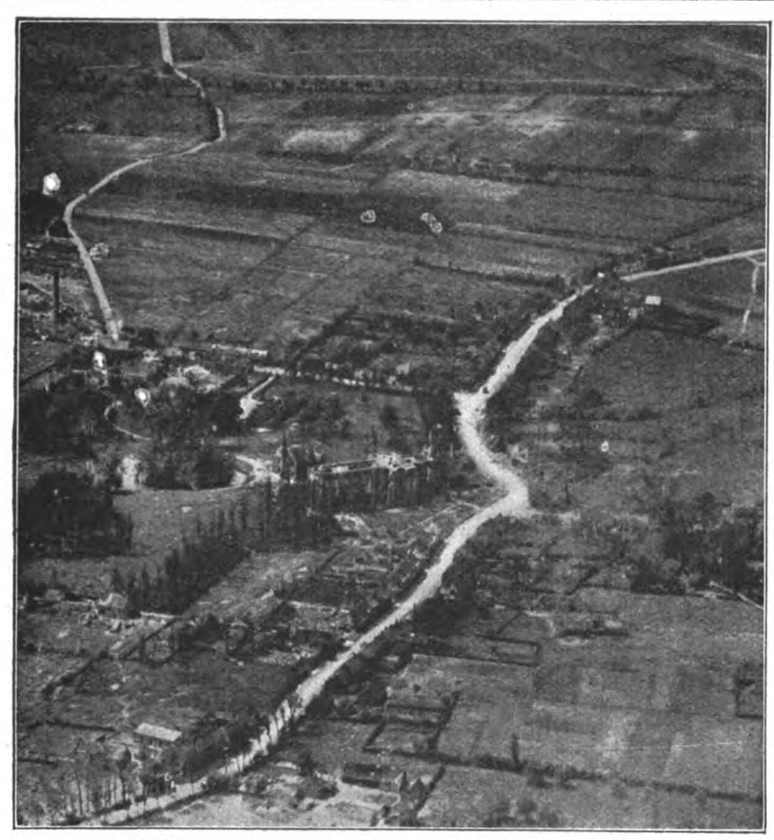

Hofphot. H. Noack, Berlin.
Oberpräsident Wilhelm v. Waldow,
Leiter des Kriegsernährungsamts.


Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.
Kgl. Bayr. Ministerialdirektor und Staatsrat Friedrich Edler v. Braun,
Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt.


Phot. A. Mocsigay, Hamburg.
Dr. August Müller,
Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Eisenbahndirektionspräsident Otto Rüdlin,
Staatssekretär des Reichspostamts.

Die neuen Männer in den deutschen Reichsämtern.



Ballonaufnahme aus dem flandrischen Kriegsgebiet.

Deutschen sind, wie mir scheint, weniger von wahrer Teilnahme und Menschlichkeit eingegeben als von einer falschen Gefühlsduselei, in der sich die vollkommenste Unkenntnis der Geschichte der beiden Nationen verrät und der ganzen Art, wie Deutschland seit Jahrhunderten von Frankreich beunruhigt und drangsaliert wurde. England hat nur eine schwache Erinnerung an die vielen harten Lehren bewahrt, die sich für Deutschland aus dem Verhalten Frankreichs ihm gegenüber seit vier Jahrhunderten ergeben. Vierhundert Jahre lang hat keine Nation einen so bösartigen Nachbarn gehabt, wie es für Deutschland die frechen, raubsüchtigen, unersättlichen, unversöhnlichen und stets zum Angriff bereiten Franzosen waren. In dieser ganzen Zeit haben die Deutschen die französischen Beschimpfungen ertragen, aber heute müßten sie nach meiner Meinung närrisch sein, wenn sie nicht die Gelegenheit benutzen würden, sich eine Grenze zu sichern, die ihnen den Frieden verbürgt. Soviel ich weiß, gibt es kein Gesetz in der Welt, auf Grund dessen die Franzosen das von ihnen gestohlene Gut behalten dürften, nachdem die bestohlenen Besitzer einmal die Hand auf den Dieb gelegt haben ... Möge die edle, friedliche, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Nation sich einigen und die Königin des Kontinents an der Stelle des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und überempfindlichen Frankreichs werden. Das ist das größte Ereignis der Gegenwart, dessen Verwirklichung jedermann wünschen muß." — Das sind Worte, an die sich die englische Zeitung wohl gerade während des Weltkrieges am wenigsten erinnern lassen wollte. —

An der deutschen **Westfront** in Flandern (siehe obenstehendes Bild) dauerte der Artilleriekampf noch immer an und erreichte schließlich Formen, die im deutschen Tagesbericht einmal als „das Höchstmaß an Massenwirkung in diesem Kriege" bezeichnet wurden. Infolge der kräftigen Gegenwirkung der Deutschen hatten die Engländer ihre Infanterie noch zurückhalten müssen und waren an einzelnen Stellen sogar gezwungen, längere Feuerpausen eintreten zu lassen, um ihre niedergerungenen Batterien durch neue zu ersetzen. Gleichzeitig häuften sich die Erkundungsunternehmungen. Aber die feindlichen Erkunder wurden von den deutschen Soldaten regelmäßig blutig abgewiesen. Die deutschen Stellungen waren freilich in beträchtlicher Tiefe vielfach zusammenhanglos geworden. Deshalb hatten sich die Verteidiger in den von feindlichen großen Granaten aufgeworfenen Erdtrichtern festgesetzt, die ihnen recht gute Deckung boten.

Endlich, am 31. Juli, brach der Sturm der englischen Infanterie los. In einer Breite von 25 Kilometern wälzte sich das feindliche Massenheer frühmorgens um sieben Uhr gegen die deutschen Trichterstellungen vor. Nicht nur Engländer, sondern auch Franzosen nahmen an dem Hauptsturm teil. Die Franzosen sollten ursprünglich erst in zweiter Linie zur Ausnutzung der englischen Erfolge eingesetzt werden, jedoch erheischten die großen Verluste, die die Feinde schon in dem vorausgegangenen Artilleriekampf erlitten hatten, und die unzweifelhaft sehr widerstandsfähig gebliebene deutsche Verteidigungsfront eine Änderung dieses Planes. Von Noordschoote an der Yser bis in die Nähe von Warneton an der Lys (siehe die Karte Seite 65, wie auch die Vogelschaukarten in Band II, Seite 37 und 75) rückten die Feinde an; donnernd polterten die Tanke und anderen Panzerwagen, fortwährend feuernd, den Truppen voran, zahlreiche Flieger unterstützten den Infanterieangriff, und Reitergeschwader standen hinter den Sturmbataillonen zum Einhauen bereit. Aus den dünnen, zusammenhanglosen deutschen Linien schlug den Angreifern schwerstes Abwehrfeuer entgegen, in das auch die deutsche Artillerie machtvoll eingriff. Zu Tausenden wurden die feindlichen Kämpfer hingemäht; die riesige, den Verteidigern vielfach überlegene Masse der Gegner erreichte aber doch bald die deutschen Linien, über die sie noch weit hinaus vorprallte. Nun entwickelten sich auf der ganzen Front hitzige Nahkämpfe, denn die Deutschen dachten nicht daran, vor der Übermacht zu weichen, und waren bestrebt, zu verhindern, daß die Feinde zu weit in den deutschen Verteidigungsgürtel, aus dem die Reserven den vorderen Linien zuflossen, eindrangen. Denn auch hier hatte es der Feind, wie an der Aisne, mit einer Reihe von Verteidigungssystemen zu tun, die von seinem schweren Artilleriefeuer wohl angebrochen, aber nicht, wie die vorderen Stellungen, zermürbt waren. Wenn die Feinde auf weiten Abschnitten dank ihrer Übermacht vorwärts kamen, entwickelten die über das ganze weite Gebiet verstreuten, mit Handgranatenwerfern und Maschinengewehren besetzten Verteidigungsinseln der Deutschen ihre ganze Furchtbarkeit; dann räumte das Maschinengewehrfeuer ringsum entsetzlich unter den Angreifern auf. Aber die Feinde hatten Massen eingesetzt wie niemals zuvor während des Krieges. Deshalb vermochten sie, ihre Gegner um zwei bis drei Kilometer, zum Teil auch etwas weiter, zurückzudrängen. Sie brachten eine ganze Reihe der in der vorderen deutschen Linie gelegenen Dorfruinen, wie Hooge, Pilkem, Bixschoote, Steenstraate (siehe die Karte in Band II, Seite 434) in ihren Besitz und glaubten sich diesmal ihrem Ziele näher als je.

Da setzten die vielfach vorrückenden deutschen Reserven (siehe die Kunstbeilage) zum Gegenstoß an. Es gelang ihnen, den englisch-französischen Ansturm aufzuhalten und die feindlichen Divisionen wieder auf das Trichterfeld zurückzuwerfen, über das sie sich vorgearbeitet hatten. Nur nördlich und nordwestlich von Ypern hielten die Feinde ihren Bodengewinn fest. Eine der blutigsten Kampfstätten aller Fronten, Bixschoote, blieb in der Hand der Franzosen, die über den Ort hinaus an der Straße nach Langemarck vorgekommen waren.

Die Engländer und Franzosen setzten ihre Hoffnungen auf den nächsten Tag. Ihre Geschütze spien auf der ganzen Angriffsfront zwischen Langemarck und Lys ein neues Vernichtungsfeuer auf die deutschen Linien aus. Aber nun zeigte sich, wie stark die deutsche Artillerie geblieben war, die den feindlichen Batterien kräftig antwortete und die Gräben der Gegner unter Feuer nahm. Erst abends gegen halb sieben Uhr brachen die feindlichen Sturmmassen in strömendem Regen wieder vor. Es waren nur Engländer, die mit aller Kraft hauptsächlich um den Besitz von Langemarck rangen. Der Tag schloß mit einer neuen großen Enttäuschung für die Stürmenden, denen an keiner Stelle Erfolg beschieden war. Sie wurden über den Steenbach in ihre Ausgangstellungen zurückgeworfen. Bei St. Julien kamen die feindlichen Sturmwellen nicht einmal mehr durch das deutsche Abwehrfeuer. Bei Frezenberg und Westhoek hatten die Engländer Anfangserfolge, konnten sie aber nicht

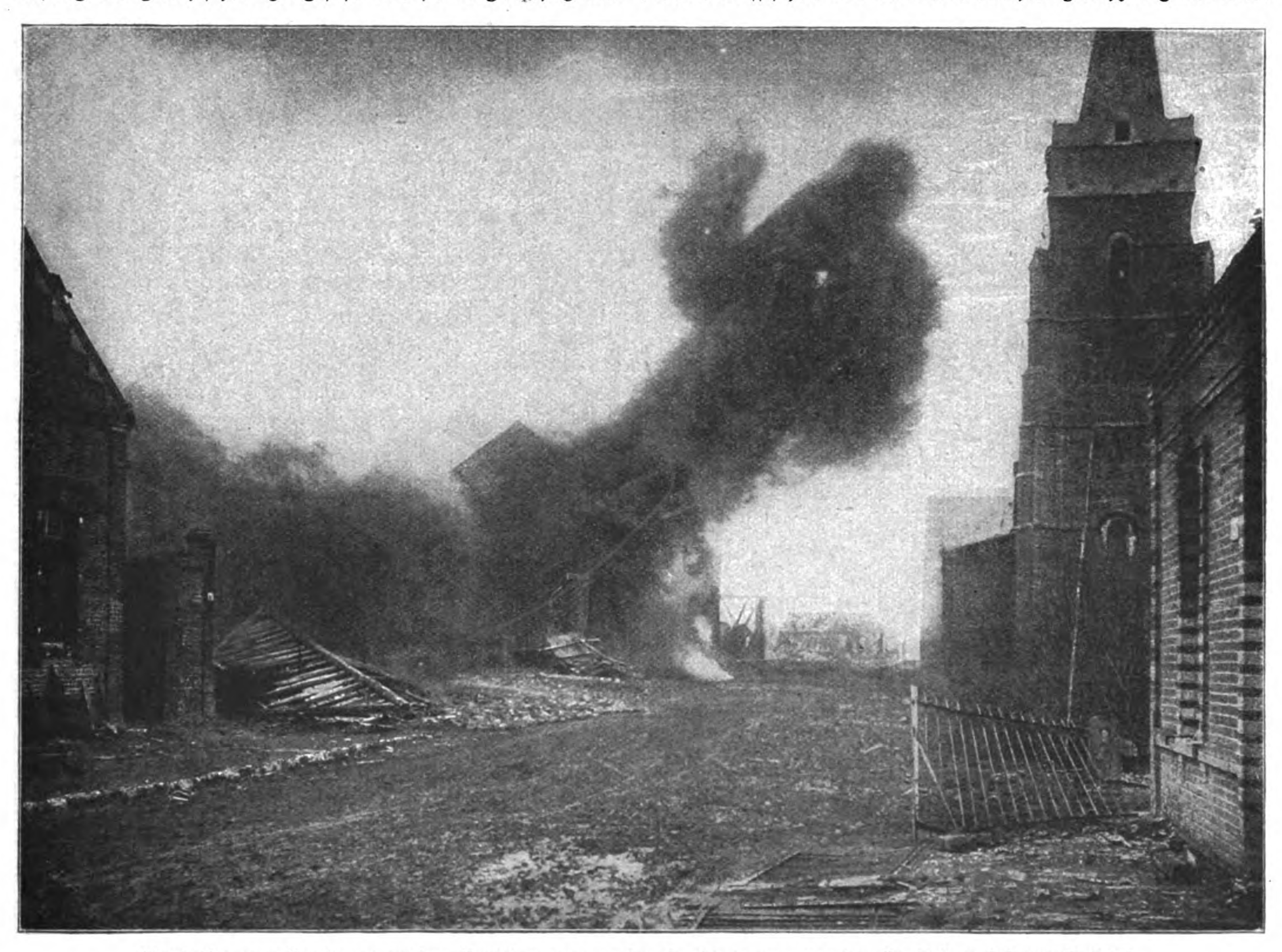
halten. Bei Hooge und Hollebeke büßten die Feinde Tags zuvor erzielte Gewinne ein; sie wurden hier und an anderen Stellen so weit zurückgetrieben, daß die Deutschen in den Besitz von dem Feinde gehörigen Gelände kamen Weiter südlich erlitten die Engländer schwere Verluste durch Flankenfeuer deutscher Batterien, die südlich von der Lys aufgestellt waren. Wie groß die Einbußen der Feinde waren, erkannten die Deutschen erst so recht bei der Wiederbesetzung des von ihnen vorher innegehabten Geländes. In dichten Reihen lagen die englischen Sturmwellen zerschmettert am Boden, der einem Leichenfelde glich.

Am 2. August erfolgten neue, schwere Angriffsstöße. Dicht westlich von der Straße Nieuport—Westende (siehe die Karte Seite 134) wurde die Schlacht wieder aufgenommen, bei Frezenberg-Zonnebeke versuchte sich eine starke feindliche Erkundungsabteilung vorzuarbeiten, östlich von Bixschoote und südlich von Langemarck wurde heftig gestritten und bei St. Julien zersplitterte ein feindlicher Angriffsversuch im deutschen Abwehrfeuer; zu beiden Seiten der Straße Ypern—Roulers kam es zu einem Treffen auf 2 Kilometer breiter Front. Hieraus ergibt sich, daß von einem allgemeinen Sturm schon nicht mehr gesprochen werden konnte. Der englisch-französische Massenangriff in Flandern, der die Engländer von der U-Bootpest befreien sollte, war von den Deutschen unter erschreckend großen Verlusten für die Gegner abgeschlagen worden. Die Kampftätigkeit erstarb an den folgenden Tagen immer mehr, während fortgesetzte Regenfälle das Trichterfeld, das den Kampfraum darstellte, weiterhin in Sumpf und Morast verwandelten. —

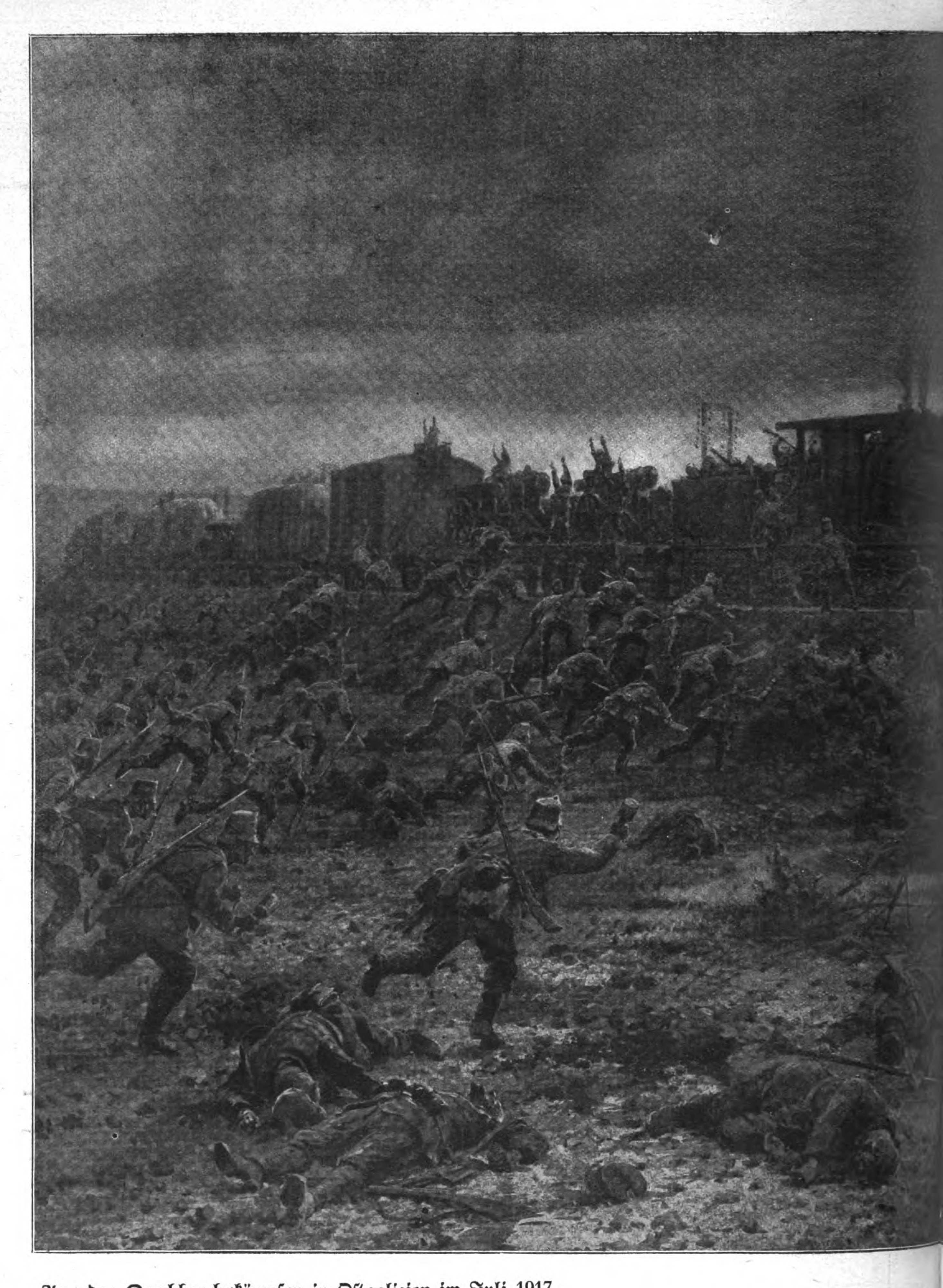
* * *

Rußland hatte am 7. Juli zu einer Zusammenkunft der Vierverbandsregierungen in Paris eingeladen, bei der über die Balkanfrage beraten werden sollte. Der russische Gesandte Sebastopulos in Paris erhielt den Auftrag, bei dieser Besprechung den entschiedensten Einspruch gegen die Lösung der griechischen Frage, so wie sie England, Frankreich und Italien besorgt hatten, zu erheben. Die Zusammenkunft sollte Rußlands Einfluß im Kreise seiner Bundesgenossen wiederherstellen, und zwar gestützt auf die Erfolge der Revolutionstruppen, die nicht für Eroberungsabsichten der Westmächte, sondern für den endlichen Frieden ihr Blut dahingegeben haben wollten, das bei Koniuchy und Brzezany so überreichlich geflossen war. Im Augenblick des höchsten militärischen Glanzes des neuen Rußlands war die Zusammenkunft, die Balkankonferenz, auf den 25. Juli einberufen worden. Am 19. Juli aber trat für die russischen Waffen ein Rückschlag ein, und als die zahlreichen Vertreter der verbündeten Regierungen nach Paris kamen, war ganz unerwartet der ungünstigste Zeitpunkt für Rußland eingetreten, um besondere Forderungen durchzusetzen. Die Konferenz, deren Dauer auf eine Woche berechnet war, ging schon am zweiten Tage, am 26. Juli, wieder auseinander; die weiteren Verhandlungen wurden vertagt und sollten bei einer von England für den 10. August nach London einberufenen allgemeinen Beratung mit zu Ende geführt werden. —

Inzwischen rückten die Heere des Vierbunds an der Ostfront in Galizien weiter vor und zogen immer neue russische Truppen in den Zusammenbruch, der am 19. Juli auf 20 Kilometer Frontbreite begonnen hatte, nachdem es auch der dem General Kornilow (siehe Bild Seite 185 und den Artikel Seite 147) unterstellten Armee nicht gelungen war, das Verhängnis aufzuhalten. Nach wenigen Tagen brachen drei große, über eine Front von mehr als 300 Kilometer verteilte russische Armeen zusammen. Die 11. Armee des Generals Erdely verstrickte seit dem 21. Juli auch die 8. Armee, die südlich von ihr bis an den Dnjestr stand und die Siege von Halicz und Kalusz (siehe die Karte Seite 150) errungen hatte, in ihren Zusammenbruch. Dazu trug auch die geschickte Art bei, in der die deutsche Führung die Lage ausnutzte, indem sie ihre Truppen rasch so weit wie möglich ostwärts, zugleich aber auch südwärts vorschickte. Auf diese Weise flankierten diese andauernd die ihnen jeweilig benachbarten russischen Verbände und brachten gleichzeitig die weiter

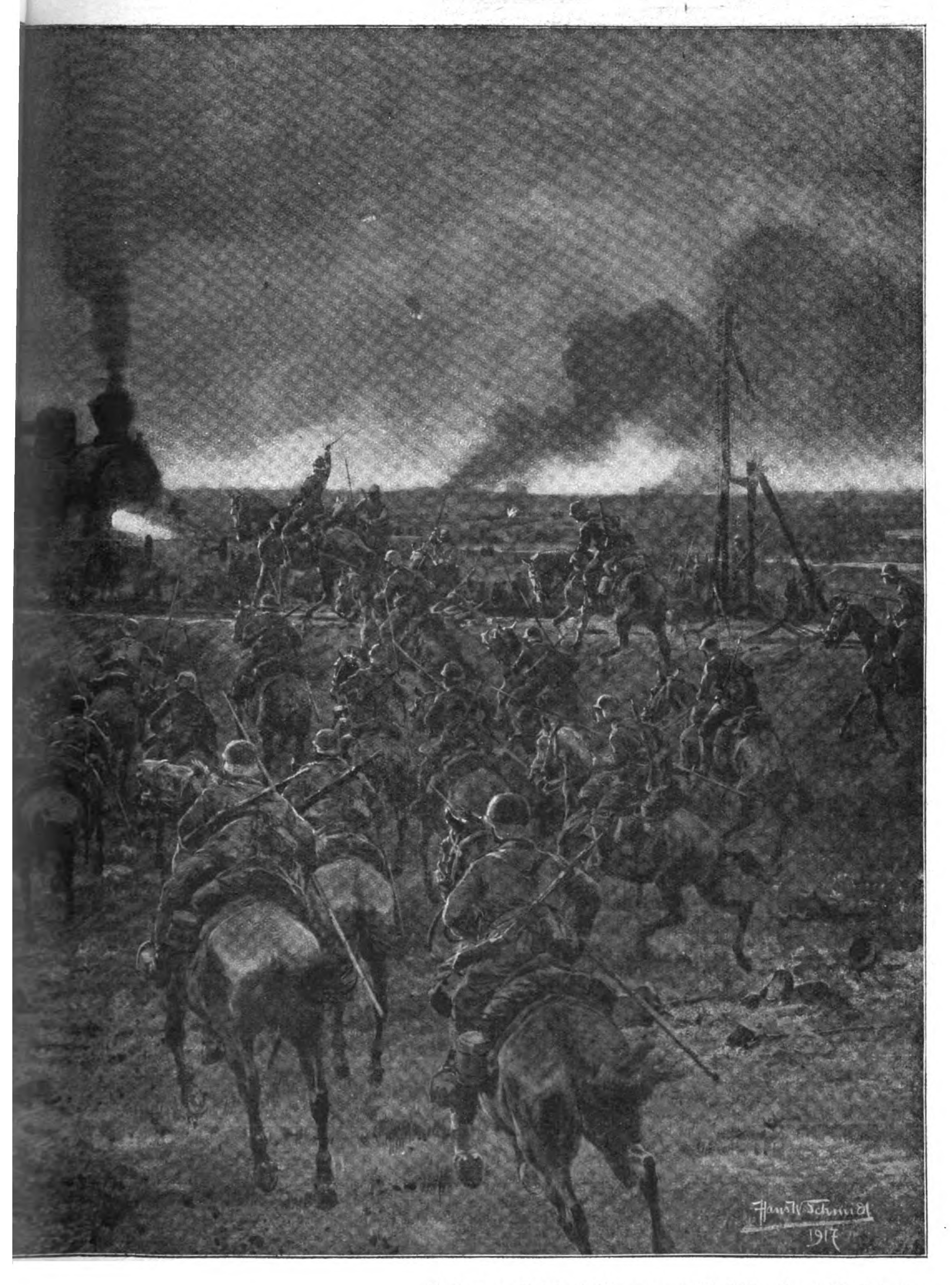


Durch Granattreffer hervorgerufene Explosion eines großen Hauses in einer von den Engländern besetzten Ortschaft.
Nach einer englischen Darstellung.

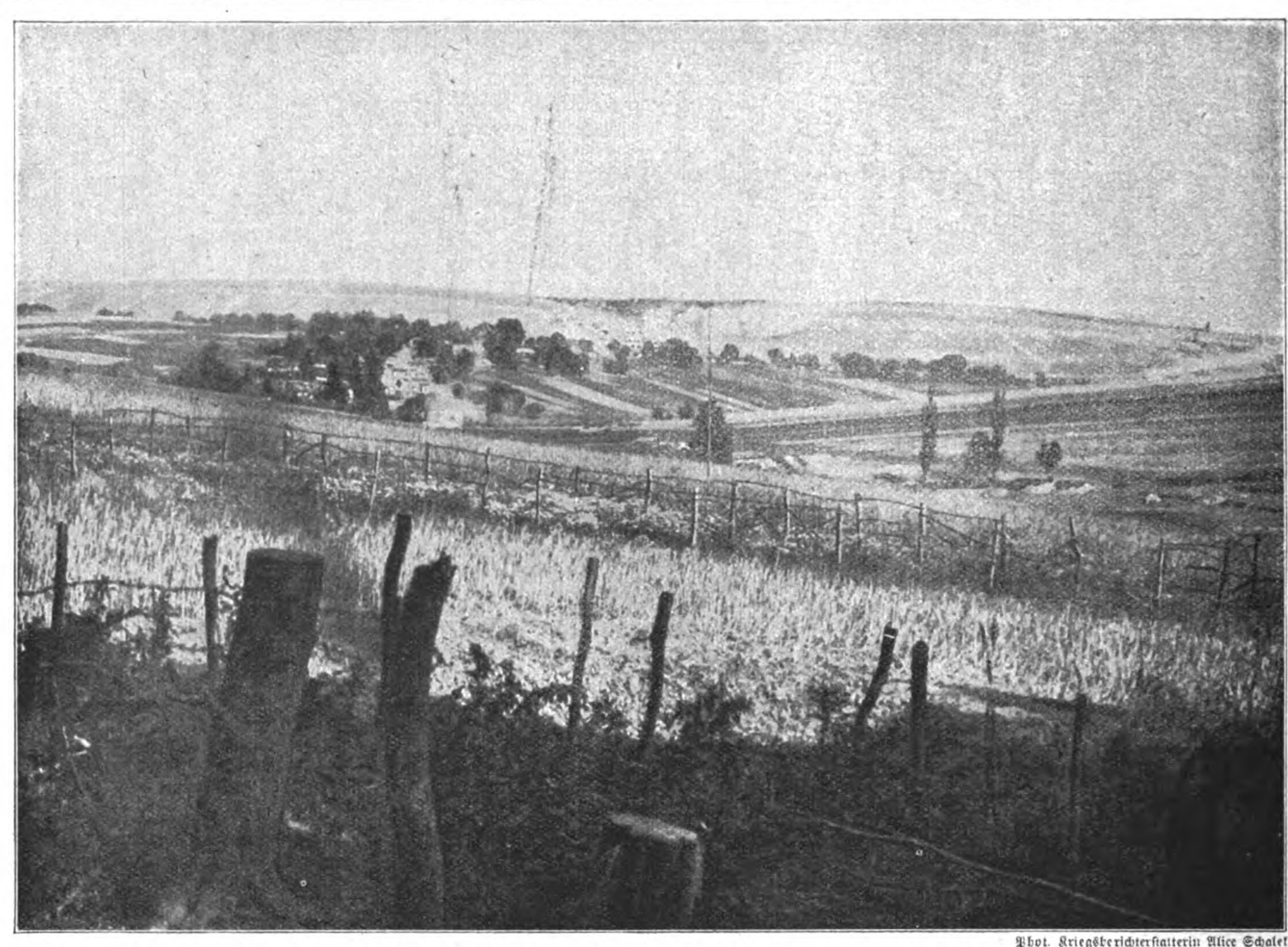


Aus den Durchbruchskämpfen in Ostgalizien im Juli 1917.

Ein mit Geschützen, Munition und Lebensmitteln beladener russischer Eisenbahnzug, der nach Osten zu entkommen suchte, wird nachts bei Denysow von deutschen Jägern und Ulanen überfallen und zur Umkehr gezwungen. Die auf dem Bilde sichtbaren Gefallenen zeugen von dem erbitterten Kampf am Tag zuvor.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.



Phot. Kriegsberichterstatterin Alice Schalek.

Das brennende Dorf Koniuchy; im Hintergrunde die früheren, hartnäckig verteidigten österreichisch-ungarischen Stellungen, die bei der russischen Offensive im Juli 1917 zunächst verloren gingen.

südlich stehenden Streitkräfte der Feinde in die ständig wachsende Gefahr, abgeschnitten zu werden.

So gesellten sich denn zu den tapferen Verteidigern von Koniuchy (siehe die Bilder Seite 182 und 183 sowie den Artikel Seite 123) bei der Verfolgung und Überrennung des Feindes die Sieger von Brzezany; vom 22. Juli ab wankte auch die südliche Dnjestrfront, und allmählich lösten sich die Russen bis in die Karpathen hinein aus ihren Stellungen. Während sich die Bewegung im Süden nur langsam entwickelte, waren die Deutschen und mit ihnen nun auch die Österreicher und Ungarn eifrig bemüht, sie im Norden in raschen Fluß zu bringen. In südöstlicher Richtung drückten die Heere der Verbündeten vorwärts. Serethabwärts standen die Deutschen schon am 22. Juli auf den Höhen hart westlich von Tarnopol (siehe die Karten Seite 114 und 146).

Während sich die siegreichen Heere der Mittelmächte dort zum neuen Angriff versammelten und in möglichst breiter Front an den Sereth zu kommen suchten, faßten sich die Russen nach der ersten Ratlosigkeit wieder und stellten sich häufig den Siegern mutig entgegen. Nur durch scharfes Nachdrücken der verbündeten Artillerien gelang es, den fortwährend fühlbarer werdenden Widerstand zu brechen und den Vormarsch rasch fortzusetzen. Beutemeldungen trafen nur spärlich ein, weil alles darauf angelegt war, die Truppen nicht aufzuhalten. Infolgedessen sammelten sich auf den Landstraßen ganze Wagenburgen an, die dem Feinde mitsamt ihrem Inhalt abgenommen worden waren. Von Volltreffern zerschmetterte Munitions- und Panzerzüge (siehe die Bilder Seite 187) blieben auf der Strecke liegen. Bei Denysow zwangen Jäger und Ulanen einen Eisenbahnzug, der nach Osten entwischen wollte, zur Umkehr (siehe Bild Seite 180/181). Den Truppen fielen Unmengen von Lebensmitteln und Munition in die Hände, und außerdem wurden am Bahnhof sechs zur Verladung bereitstehende schwere Flachbahngeschütze erbeutet.

Das Ziel, das sich die deutsche Führung gesteckt hatte, bestand in der Vertreibung der Russen aus den österreichisch-ungarischen Gebieten Ostgaliziens und der Bukowina. Die Deutschen erstrebten es im ständig vom Norden her flankierenden Vorstoß nach Südosten, die Österreicher und Ungarn und andere deutsche Streitkräfte bis tief in die Karpathen hinein durch frontalen Angriff des langsam auch im Süden weichenden Feindes. Der Widerstand der Russen entfaltete sich vor allem bei den Städten Tarnopol und Czernowitz, die die Hauptmittelpunkte der feindlichen Angriffsvorbereitungen im ostgalizisch-bukowinischen Kampfraum gewesen waren und nun die Hauptquellen der russischen Gegenwirkung wurden. In Tarnopol wüteten bereits heftige, von den Russen entzündete Feuersbrünste, als sich die Angreifer am 24. Juli auf 5 bis 6 Kilometer Entfernung an die Stadt heranschoben. Die Russen behaupteten zwar noch den Brückenkopf westlich vom Sereth vor der Stadt, hatten aber die Serethbrücke schon gesprengt und unterhielten nur noch Notbrücken für die allem Anschein nach erforderliche Rückführung ihrer am westlichen Serethufer noch kämpfenden Streitkräfte.

Die Feinde waren durch das schnelle Erscheinen ihrer Gegner vor der Stadt überrascht worden. Noch am 19. Juli weilten die Offiziere mit ihren Frauen in den Kaffeehäusern, wo Musik Zerstreuung bot. Doch schon am nächsten Tage änderte sich das Bild. Sämtliche Militärbehörden, die Post, Hilfsgesellschaften und so fort packten eifrig und verließen die Stadt. Tags darauf trafen von der Front geflüchtete Soldaten ein und begannen zu rauben und zu plündern. Schrecken erfaßte die Menge, den zahlreiche über der Stadt auftauchende Flieger durch Abwerfen wohlgezielter Bomben noch erhöhten. Am 22. Juli machten sich die Kosaken das Vergnügen, in die Fenster zu schießen, und am Abend wurde die Stadt angezündet. Das gab dann den russischen Kulturträgern, auch Offizieren, neue, willkommene Gelegenheit zu Raub und Plünderung.

Während der Stirndruck auf die Stadt ständig verstärkt wurde, hatten deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte den Sereth schon weit südlich von Tarnopol erreicht, waren darüber hinaus vorgedrungen und hatten auch schon an einzelnen Stellen die Bahnstrecke Tarnopol—Trembowla

auf dem östlichen Serethufer überwunden. Die Russen erkannten die Gefahr, die ihnen vom Süden her drohte, und warfen rasch wieder zu festen Verbänden zusammengefügte, mit vielen Maschinengewehren ausgerüstete Truppen gegen die bei Myskowice und Ostrow auf dem östlichen Serethufer vorgehenden verbündeten Streitkräfte. In dichten Haufen fluteten die feindlichen Sturmbataillone mit starker Übermacht heran. Trotz der unendlichen Schwierigkeiten des Vormarsches auf schlechten und von den Russen meist schwer beschädigten Straßen hatten die Verbündeten so reichlich Artillerie herbeischaffen können, daß dadurch die zahlenmäßige Unterlegenheit der Infanterie teilweise ausgeglichen werden konnte. Auf freiem Felde fuhren die Batterien auf und sandten oft aus einer Entfernung von nur 500 bis 600 Metern dem Feinde ihre Geschosse zu. Der tapfere Widerstand nützte den Russen nichts: Tarnopol erlag noch am 24. Juli den Angriffen der Verbündeten.

Unbeschreiblich war der Jubel der Bevölkerung, als die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in die Stadt einzogen (siehe die Bilder Seite 185). Die Einwohner, die drei Jahre lang das russische Joch geduldig getragen hatten, waren überglücklich und schmückten den staubbedeckten Kriegern die Brust mit frischen Blumen. Aber wie sah die Stadt aus! Sie machte den Eindruck eines ungeheuren Trümmerhaufens; die Feinde hatten in ihrer Zerstörungswut furchtbar gehaust. Viele Gebäude waren vollständig niedergebrannt, die Rolläden zerbrochen, Möbel auf die Straßen geworfen, auf denen mitunter so dichte Mengen Glassplitter lagen, daß kein Wagen über sie hinwegfahren konnte. Kerenskis Soldaten hatten während der letzten Tage ihrer Herrschaft über die unglückliche Stadt in haarsträubender Weise geraubt, gemordet und geschändet, was ihnen in den Weg kam.

An demselben Tage, an dem Tarnopol zurückgewonnen wurde, drangen die Österreicher und Ungarn auch in Stanislau ein und erreichten an der östlichen galizischen Bystrzyca Nadworna. Über Kolomea gingen sie, während die Deutschen östlich von Tarnopol rangen und sich in breiter Front auf den die Reichsgrenze bildenden Fluß Zbrucz vorarbeiteten, auf Czernowitz vor. Die rasch in die Flucht geschlagenen russischen Heeresmassen der 11., 7. und 8. Armee lieferten immer wieder Nachhutgefechte und Gegenstöße, die mit Verzweiflung geführt wurden. Sie blieben aber im Rückzug und wurden kämpfend auf Czernowitz zurückgeworfen. Nördlich und südlich von dieser Stadt gingen die Angreifer umfassend vor. Bayern, Österreicher und Ungarn nahmen in heißem Kampfe am 26. Juli Kolomea und drängten dem geschlagenen Feinde unermüdlich nach. Die russische Rückzugsfront erweiterte sich in diesen Tagen auf 350 Kilometer Breite und dehnte sich in den nächsten Tagen noch weiter nach Süden aus.

Am 28. Juli erreichten die Deutschen die österreichisch-ungarische Reichsgrenze, während südlich von ihnen schon die bukowinische Grenze überschritten wurde. Zwei Tage später kamen sie trotz des verstärkten russischen Widerstandes auf 50 Kilometern Breite über die Reichsgrenze vor; am 3. August drangen k. u. k. Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph, dessen Stabschef General v. Seeckt (siehe Bild Seite 186) war, in Czernowitz ein und brachten die Stadt zum dritten Male während des Krieges wieder in ihren Besitz (siehe Bild Seite 184).

Immer kleiner wurde das österreichisch-ungarische Gebiet, das die Russen noch besetzt hielten. In der Bukowina war ihnen Kimpolung am 3. August entrissen worden, und auf Radautz wurde der Angriff bereits eingeleitet. Die völlige Vertreibung des Feindes aus dem Kronland war nur noch eine Frage der Zeit. Das Gewinn- und Verlustkonto stellte sich damit für den Vierbund immer günstiger.

Der Flächenraum des von den Mittelmächten besetzt gehaltenen Gebietes betrug am Ende des dritten Kriegsjahres rund 548 700 Quadratkilometer, also mehr als der gesamte Flächenraum des Deutschen Reiches mit seinen 540 800 Quadratkilometern. In diesem eroberten Gebiet befanden sich 47 Festungen. Demgegenüber hatten die Feinde in Europa nur etwa 16 000 Quadratkilometer des Gebietes ihrer Gegner im Besitz, der sich inzwischen durch



Phot. Kriegsberichterstatterin Alice Schalek.

K. u. k. Major Novotny mit den tapferen Truppen, die den ersten Stoß der Russen bei Koniuchy aufhielten.

den deutsch-österreichisch-ungarischen Vormarsch in Galizien von Tag zu Tag erheblich verringerte. Die Menschenverluste des Vierverbands betrugen nach vorsichtiger Schätzung in den ersten drei Kriegsjahren: Rußland 9,5, Frankreich 4,4, England 1,6, Italien 1,6, Belgien 0,24, Serbien 0,5 und Rumänien 0,3 Millionen Soldaten, also mehr, als Belgien, Holland und die Schweiz zusammen Einwohner haben. Gefangene befanden sich in den Händen der Mittelmächte rund 3 Millionen Mann, davon fast 30 000 Offiziere. An Kriegsgerät wurden erbeutet fast 12 000 Geschütze und rund 5000 Maschinengewehre. Weit über 2000 Flugzeuge wurden abgeschossen. Auch auf den Meeren hatten die Feinde schwere Verluste zu verzeichnen. Insgesamt wurden an Kriegschiffen rund 930 000 Gewichtstonnen vernichtet und, vornehmlich dank der unermüdlichen Tätigkeit der U-Boote, feindliche Handelschiffe mit einem Rauminhalt von über 10 Millionen Bruttoregistertonnen versenkt. Die Kriegskosten betrugen bei den Feinden um diese Zeit 258 Milliarden Mark, während von den Mittelmächten 107 Milliarden Mark aufgewendet wurden. — (Fortsetz. folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Schleichpatrouille.

Von Armin Steinart (F. A. Loofs).

Der folgende Beitrag ist uns in liebenswürdiger Weise von dem Verfasser des in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienenen, allseitig mit größtem Beifall aufgenommenen Buches „Der Hauptmann. Erzählung aus dem Weltkriege". 11.—15. Aufl., geb. M. 4.—, zur Verfügung gestellt worden.

Der zweiundzwanzigjährige Unteroffizier Behnke weiß es selbst sehr gut, daß er es jetzt im Kriege leichter hat als die meisten anderen in seinem Bataillon. Nicht daß er auf einem sicheren „Pöstchen" säße. Er hat alle schweren Tage seines norddeutschen Regiments im Osten, vor Verdun, an der Aisne und in der Champagne mitgekämpft und hat mit stillgehalten. Aber er hat es leicht, weil er, wie viele Hunderttausende im deutschen Heer, in diesem Kriege entdeckte, daß er geborener Soldat ist. Das konnte er als Angestellter an einer Kleinbahn und an der Gewerbeschule in Hamburg nicht feststellen, denn damals war er erst neunzehn Jahr alt und hatte noch nicht gedient. Aber jetzt weiß er es. Eine glückliche Gemütsverfassung, natürlicher Mut und unverbrauchte Nerven halfen ihm dazu. Wohl sieht er die Gefahr, aber er will sie nicht sehen. Schreckbilder: Tod und schwere Verwundung haben keine Gewalt über ihn. Er verschließt seine Augen vor ihnen mit vollem Bewußtsein: „Da darf man nicht an denken, wenn man auf dem Posten sein und den Kopf oben behalten will. Es gibt ja so Miesmacher, die dauernd stöhnen. Das kann ich nicht vertragen, da macht man sich ja selbst das Leben mit sauer. Man muß schon sehen, daß man ümmer ein büschen den Humor behält."

Er weiß es freilich recht gut, daß es ihm seine Natur leicht macht, den Humor zu behalten. Fast andächtig spricht er von einem alten Unteroffizier in seiner Kompanie, der mit dem Himmel und der Hölle in seiner Seele kämpfen mußte, bis er Herr des Schreckens wurde; Frau und fünf Kinder hatte der daheim. Als er in die Stellung kam, saß er erst bedrückt die ganze Zeit im „Bunker" (Unterstand). Aber eines Tages kam er als ein anderer Mensch heraus. War still, hell und fröhlich. Zu einem Freunde sagte er: „Nun habe ich mich mit meinem Gotte abgefunden." Als einer der ersten ging er vor. Eine halbe Stunde danach war er gefallen. —

Ja, Behnke hat es leichter als mancher andere. Aber er macht es sich darum nicht leicht. Er hat ein Gefühl dafür, daß er anderen mit seinen stärkeren Schultern tragen helfen muß. So auch am 16. Juli 1917, als er für eine glänzend geführte, schwierige Patrouille das Eiserne Kreuz erster Klasse bekam.

Das ging so zu.



Den weichenden Russen nachsetzende kroatische Abteilungen dringen bei Nacht über die Pruthbrücke in Czernowitz ein.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Heyer.



Bei Warneton an der Lys vorgehende deutsche Truppen.

Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.



Phot. Bufa.

Im eroberten Tarnopol.
Die durch die Russen bei ihrem Abzug verwüstete Perlstraße.

Fünf Tage vorher stand im Kompaniebefehl, daß Freiwillige für eine Patrouille gesucht würden. Schon am gleichen Abend meldeten sich fünf Mann, die übrigen acht in den folgenden Tagen. Behnke erhielt die Führung. Man hört in der Heimat von allerhand „Menschenkennern" Zweifel an der Freiwilligkeit solcher Patrouillen äußern. Nun, in den meisten Fällen werden die Dinge wohl liegen wie hier. Die Patrouille mußte gemacht werden, das wußte jeder. Hindenburg mußte wissen, wer ihnen denn da eigentlich gegenüberlag. Dazu mußte eben ein Gefangener drüben aus der Stellung geholt werden. Hätten sich dazu keine Freiwilligen gefunden, so hätte eine gewaltsame Erkundung in Kompaniestärke unternommen werden müssen. Aber das widerstrebt dem Ehrgefühl der Leute. Rang und Ansehen bei den Kameraden verpflichten, darum melden sie sich freiwillig.

Bei Behnke sprach noch eine Reihe anderer Gründe mit. In erster Linie Freude an dem mutigen Spiel. Schon als junger Mensch war er leidenschaftlich gern auf der Jagd. Und eine Art Jagd war auch dieses Unternehmen. Das Stillhalten im Artilleriefeuer des Stellungskrieges behagte ihm wenig. Man mußte etwas tun, sonst wurde man nervös. Auch eine Art vaterländischer Ehrgeiz war dabei. Der Franzose hatte kurz zuvor seine Erkundungstruppe nur nach schwerer Artilleriewirkung vorgebracht. Es juckte ihn, den Franzosen zu zeigen, daß man als deutscher Patrouillenführer keine Artillerievorbereitung nötig hat, wenn man kaltblütig, umsichtig und entschlossen vorzugehen versteht. So, wie der Feind neulich, kann das jeder. Ein zweihundert Meter langes Grabenstück ganz am linken Flügel des Regimentes hatte er eine halbe Stunde lang mit einem rasenden Trommelfeuer nach hinten und den Seiten abgesperrt. Derweilen lauerten die Patrouillenmannschaften in der nur fünfzehn Meter entfernten Sappe. Mit dem letzten Schuß waren sie in dem vollständig eingeebneten deutschen Graben. Von den zwei Mann, die dort gestanden hatten, war der eine schwer verwundet und im Sterben. Der andere leistete Widerstand und wurde niedergeschossen. Mit zwei abgeschnittenen Achselstücken, ihrer ganzen Beute, kehrten sie so schnell in ihre Stellung zurück, daß die sofort vorbrechende Kompanie keinen von ihnen mehr zu sehen bekam. Und warum hatten sie den armen Kerl niedergeschossen? Weil ihnen der Mut fehlte, ihn lebend über das freie Feld abzuführen. Denn dabei hätten sie aufrecht gehen müssen.

General der Infanterie Kornilow, Oberbefehlshaber der russischen Südwestarmee, wurde an Stelle des zurückgetretenen Generals Brussilow (s. Bild Band V S. 72) zum Oberbefehlshaber über die russische Armee ernannt.

Wenn Behnke eine Patrouille führte, so sollte das anders aussehen. Freilich bei der Stärke der französischen Stellung war es eine gefährliche und mühselige Sache. Fünf Nächte hintereinander mußte er sich mit seinen Getreuen bei Vorpatrouillen den Schlaf um die Ohren schlagen. Der Auftrag lautete: Die Postierungen im gegenüberliegenden Abschnitt sind festzustellen, der genaue Stand eines lästigen Maschinengewehres ist zu ermitteln und vor allem einer oder mehrere Gefangene einzubringen.

Der feindliche Graben lag, den deutschen um etwa drei Meter überhöhend, auf dem Gipfel des flachen Hügels, an dessen Hange sich die deut-



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Der Einmarsch einer siegreichen österreichisch-ungarischen Truppenabteilung in das befreite Tarnopol.

schen Stellungen hinzogen. Bei seinen Vorpatrouillen durchstreifte Behnke den ganzen feindlichen Kompanieabschnitt bis zur dritten Linie. Er stellte fest, daß der erste Graben mit Stolperdraht ausgefüllt war bis auf wenige Stellen, wohin der Gegner ganz unregelmäßig Patrouillierposten vorschickte. Die eigentlichen Posten standen erst im zweiten oder dritten Graben. Ihren genauen Platz galt es festzustellen.

Das lästige Maschinengewehr befand sich, das hatte man schon früher ausgemacht, gegenüber dem rechten Flügel der Kompanie. Also, beschloß Behnke, arbeiten wir uns vom linken Flügel heran. Wir kommen so in seine Flanke. Wenn es dann alarmiert wird, schießt es nach vorn — wo wir nicht sind. In langsamer, geduldiger Arbeit schnitt er sich bei den Vorpatrouillen seine Gasse in das mächtige feindliche Drahthindernis. War doch der ganze Raum zwischen erstem und zweitem feindlichen Graben auf fast hundert Meter Breite ein einziges Gewirr von tückischem Draht. Erst hinter dem zweiten Graben kamen sie auf freies Feld. Nun galt es, nach rechts abzuschwenken, auf den Verbindungsgraben zu, wo sie das Maschinengewehr vermuteten. Wieder fanden sie den Weg versperrt. Ein zehn Meter breites Drahthindernis als Flankenschutz; das konnten sie erst bei der Hauptpatrouille durchschneiden. Wenn sie es früher taten, mußte es bei Tage bemerkt werden.

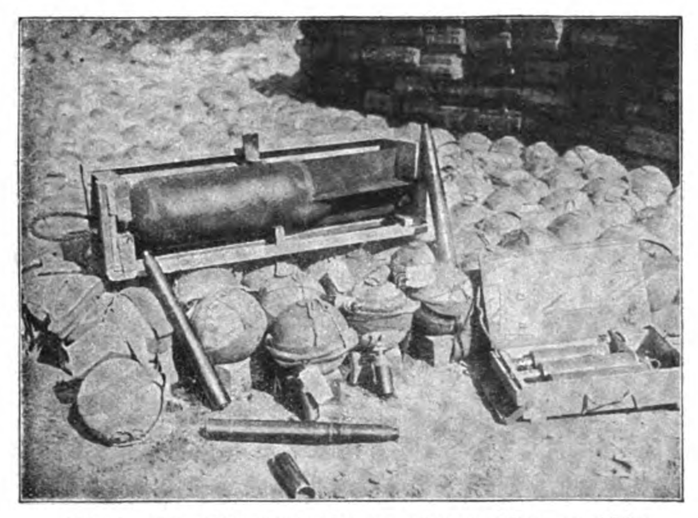
Am 16. Juli nachts elf Uhr fünfzehn Minuten stand die Patrouille bereit. Behnke als Führer, Unteroffizier Eitel als zweiter und elf Mann, Hamburger, Schleswig-Holsteiner und Hannoveraner. Davon brauchten sie gut die Hälfte als Sicherungen. Auf dem Bauche krochen sie, einer hinter dem anderen, über den zerwühlten, nackten Kreideboden zwischen den feindlichen Stellungen. Vor ihnen blitzte das Mündungsfeuer aus den Gewehren der immer nervösen französischen Posten. Rechterhand in der Ferne tobte eine heftige Kanonade. Jetzt stieg eine Leuchtkugel auf. Das war bei Posten 2 im eigenen Graben. Der hatte den Auftrag, wie sonst von Zeit zu Zeit eine Leuchtkugel zu schießen, damit der Feind nicht argwöhnisch wurde. Auch die übrigen Posten waren angewiesen, zu schießen wie sonst — nur etwas höher. Die Leuchtkugel stand auf dem Gipfel ihrer Helligkeit. Regungslos lag die weit ausgezogene Kette der Patrouille an den Boden gepreßt. Taghell leuchtete um sie her der weiße Kreideboden, auf dem längst kein Grashalm mehr wuchs. Vor ihnen, in dunkler Wirrnis, der feindliche Drahtverhau. Jetzt war die vorbereitete Gasse erreicht. Behnke kroch als erster hinein; die anderen folgten. Leise klirrte zuweilen ein Draht. Sonst kein Laut. Da ist der feindliche Graben. Ganz mit Stolperdraht ausgefüllt. Jetzt größte Stille und Vorsicht! Achtzig Meter rechts hatten sie bei den Vorpatrouillen einen Posten bemerkt; sie wollten ihn ausheben, indem sie ihn in weitem Bogen umgingen und ihm durch den eigenen Graben in den Rücken zu kommen suchten. — Weiter! Noch hundert Meter Drahthindernis. Langsam und mühselig. Fast eine Stunde brauchen sie, um durch die vorgeschnittene Gasse bis zum zweiten französischen Graben vorzukriechen. Endlich sind sie da. Vorsichtig hinuntergespäht und gelauscht, dann hinein. Nirgends ein Husten oder Sprechen. Der Graben ist leer. Zwei Mann werden zurückgelassen, die nach beiden Seiten sichern und ein nahes Schnelladegewehr beobachten sollen. Die übrigen kriechen durch das rückwärtige Hindernis weiter, der dritten Stellung zu. Endlich auf freiem Feld! Hier wachsen ein paar spärliche Grashalme. Ganz nahe der grelle Blitz aus feindlichen Gewehren und der harte Knall des Abschusses. Und dort rechts das Maschinengewehr. Es meckert gerade eine Reihe Schüsse nach dem deutschen Graben hinüber. Also dort steht es! Doch wesentlich weiter nach rechts und rückwärts, als sie gedacht hatten. Etwa zweihundert Meter über freies Feld haben sie noch bis zu dem Flankenhindernis des Verbindungsgrabens, wo sie in den feindlichen Graben eindringen wollten. Behnke verteilt auf diese Strecke vier Mann als Sicherung, dann beginnt er mit Hilfe eines anderen die Gasse in das letzte Hindernis zu schneiden. Auf dem Rücken liegend spannt der eine ein Stück Draht zwischen zwei Händen, der andere klippt es mit der Schere durch. Klipp — klipp — kaum hörbar, Draht für Draht und Schlinge um Schlinge. Die freien Enden werden zur Seite gebogen. Immer wieder Pausen, wenn eine Leuchtkugel steigt oder ein verdächtiges Geräusch hörbar wird. Es beginnt zu regnen. Die Tropfen fallen ihnen in das gegen den Himmel gerichtete Gesicht. Zwischen sich und der deutschen Stellung hören sie im zweiten französischen Graben einen Posten wiederholt schießen. Wenn er nur niemand von den zurückgelassenen Leuten bemerkt! Man ist nicht allein, man hat auch für die anderen zu sorgen! — —



General v. Seeckt, Chef des Generalstabs des Kommandos der Heeresfront Erzherzog Joseph.
Nach einer Originalzeichnung des k. ungarischen Hauptmanns Oskar Sommerfeld.

Etwas über zwei Stunden hatten sie an den letzten zehn Metern dieses Hindernisses zu arbeiten, dann war die letzte Schlinge zur Seite gebogen. Mann für Mann kroch vorsichtig hindurch. Jetzt trennten sie nur noch wenige Meter über freies Feld von dem Verbindungsgraben. Behnke ist als erster auf der Böschung und horcht angestrengt nach beiden Seiten. Kein Laut. Hinein in den Graben. Die anderen folgen bis auf zwei Mann, die auf dem Auswurf als Sicherung zurückbleiben. Drei Mann sind jetzt nur noch bei den beiden Unteroffizieren Behnke und Eitel. Zuerst wieder im Graben auf die deutsche Stellung zu, um sich im Rücken zu sichern. In der ersten französischen Linie war ja wiederholt etwa in dieser Gegend ein Posten beobachtet worden. Den mußten sie zuvor ausheben. Eierhandgranaten bereit und die Pistole in die Faust. Der zweite französische Graben! Vorsicht! Ein Postenstand! Kein Laut. Näher heran! — Er ist leer. Daneben die dunkle Öffnung eines Bunkers. Ein Mann wird als Posten davorgestellt, die anderen schleichen weiter. Da ist die erste Linie. Drüben sehen sie das Mündungsfeuer der eigenen Gewehre. Wieder ein Postenstand. Auch er ist verlassen. Lange Gesichter und Kriegsrat. War denn kein Mensch in dieser vertrackten französischen Stellung? Es blieb nichts übrig, als umzukehren und auf den hinteren Graben loszugehen. Dort mußte doch jemand sein. Freilich, gewundert hätte es sie nicht, wenn sie auch dort niemand gefunden hätten. Es war alles wie verhext in dieser Finsternis. Also zurück! Vorsicht! Der Graben ist überdrahtet! Ganz leise! Jetzt sind sie wieder bei dem zweiten Graben. Der Mann vor dem Bunker schließt sich an, und da sind auch die auf der Grabenböschung zurückgelassenen zwei Leute.

Jetzt aber Achtung! Das Maschinengewehr kann keine fünfzig Meter entfernt sein. Sie müssen im Graben gerade darauf zukommen. Da! Ein leises Warnungszeichen des Führers, der um zwei Schritte voran ist. Er hört einen französischen Anruf und sieht gleich danach drei Franzosen



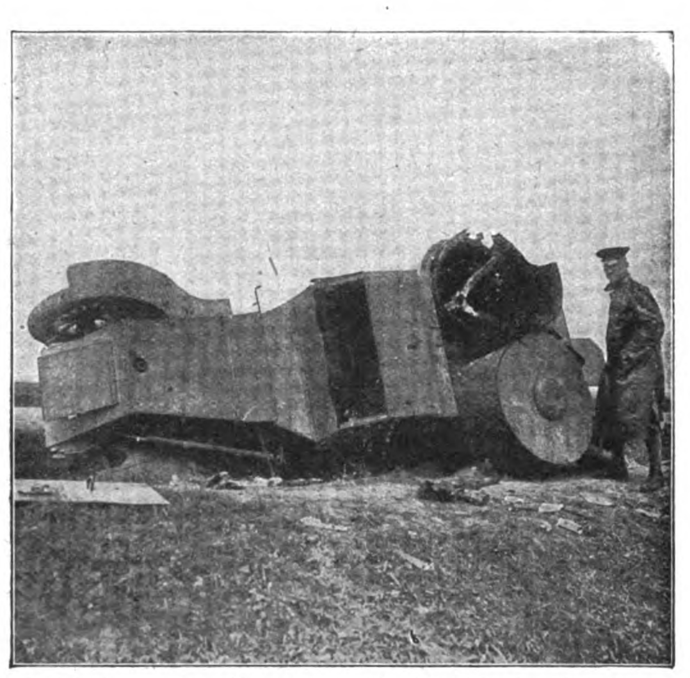
Von deutschen Truppen in Kozowa erbeutete Minen englischen Ursprungs.



Durch Treffer deutscher Artillerie zur Explosion gebrachter russischer Munitionszug in Kozowa.



Schwer beschädigte russische Kraftwagen vor Tarnopol.



Zerschossenes russisches Panzerautomobil auf der Straße nach Tarnopol.



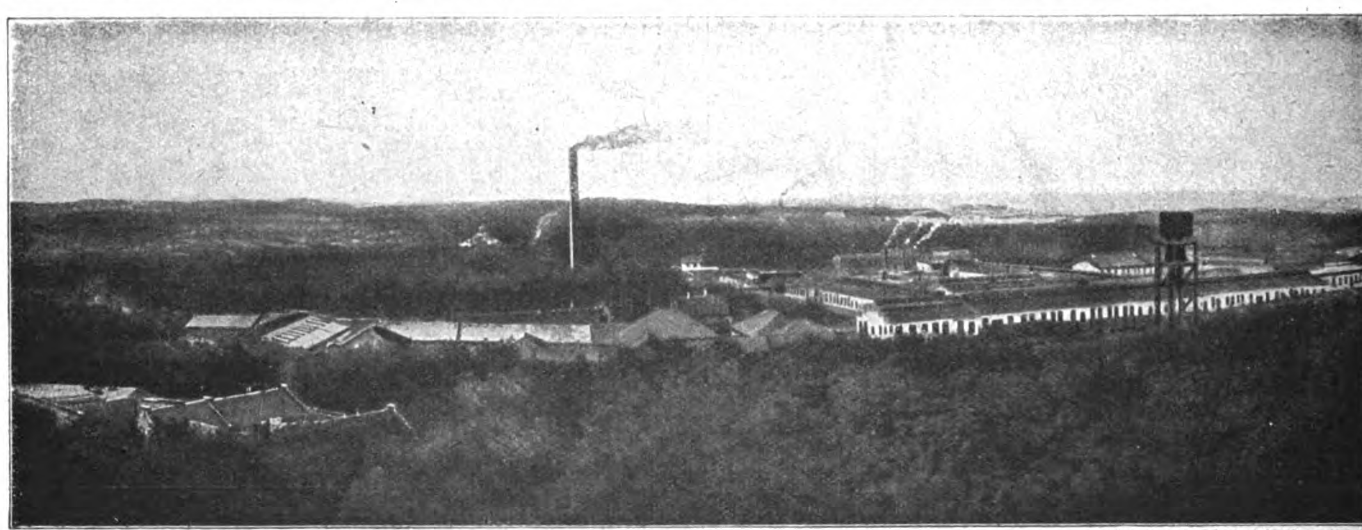
An der Zlota-Gora-Höhe gefangene Russen werden auf einem Verbandplatz untersucht und verbunden.



Ein von den Deutschen an der Straße nach Tarnopol erbeuteter russischer Mörser.

Vom Durchbruch in Ostgalizien im Juli 1917.

Nach Aufnahmen des Bufa.



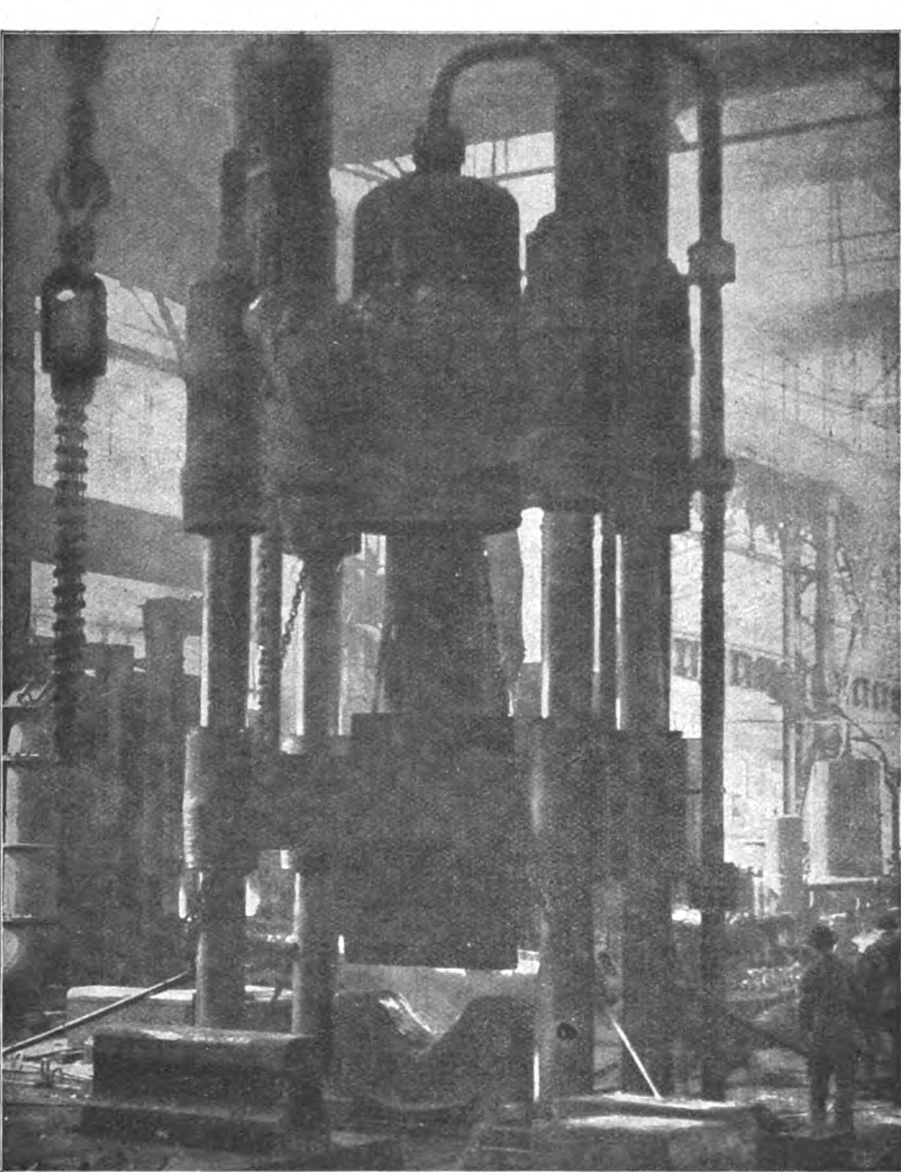
Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Munitionsfabrik der Skodawerke in Pilsen-Bolevec.

im Graben aufrecht vor sich. Der eine reißt das Gewehr hoch. Behnke stürzt auf ihn zu. Gleichzeitig zwei Schüsse: aus dem Gewehr des Franzosen und der Pistole des Unteroffiziers. Schreiend bricht der Franzose zusammen. Behnke ist unverletzt und wirft sich im Augenblick über ihn. Er bemerkte nicht, daß er an einem anderen Franzosen vorbeigestürmt war, der sich an die Wand gedrückt hatte und jetzt in seinem Rücken herankam. Seine nachfolgenden Leute wenden die Gefahr ab und nehmen ihn gefangen. Der dritte läuft, was er kann, dem Maschinengewehrstand zu. Vergebens suchen sie den verwundeten Franzosen auf die Beine zu bringen. Er knickt, stöhnend und schreiend, immer wieder zusammen.

Jetzt beginnt das Maschinengewehr zu tacken. Zu spät! Es ist alarmiert! Nun aber nichts wie fort; es wird höchste Zeit! Der gefangene Franzose sträubt sich wimmernd gegen den Abtransport durch das eigene Maschinengewehrfeuer. Er wird im Schwung von kräftigen Schleswiger Fäusten aus dem Graben geschafft.

In weniger als zwei Minuten sind sie, dem „Hierher!" der zurückgelassenen Leute folgend, auf dem Anmarschwege durch das Flankenhindernis und über freies Feld zurück beim zweiten Graben. Das Maschinengewehr schießt wie toll. Aber, wie erwartet, nach der verkehrten Richtung. — Aufgeregtes Flüstern klingt ihnen von den zurückgelassenen Sicherungen entgegen: „Habt ihr einen?" — „Natürlich, Minsch, denkst denn du, dat wi umsünst den Spaziergang maken?" — „Ruhe, Korl — da! jetzt hest se alarmiert!" Längs der französischen dritten Linie begannen die Posten aufgeregt zu schießen. Bedenklich nahe neben ihnen klatschte es ein paarmal in den Boden. Jetzt war es höchste Zeit. Im Marsch-Marsch ging es durch das Hindernis zurück. Genau an der Stelle, von der sie ausgegangen waren, sprangen sie in den eigenen Graben hinein. Und genau, wo sie ihn verlassen hatten, trafen sie ihren Kompanieführer. Er hatte die dreieinhalb Stunden auf sie gewartet. Zwei Fragen stellte er rasch hintereinander: „Habt ihr einen?" und: „Seid ihr alle wieder da?" Jawohl, sie hatten einen und waren alle wieder da. Niemand war verwundet. Ein kleiner Siegerzug schob sich, den Gefangenen in der Mitte, zum Unterstand des Kompanieführers. Dort wurde dem Bataillonsführer telephonisch gemeldet und der erste Bericht aufgesetzt. Dann begaben sich die beiden Unteroffiziere Behnke und Eitel zum Bataillonsunterstand, wo sie der althergebrachte Kaffee und Kognak empfing. —



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Riesenmaschinen für die Kriegsindustrie in den Skodawerken: 2500-Tonnen-Presse in der Kanonenfabrik.

Behnke erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse, Eitel wurde zum Vizefeldwebel beför-



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Kleine Montierungshalle der Skodawerke.

dert. Wer von den Mannschaften das Eiserne Kreuz zweiter Klasse noch nicht hatte (sechs von elf), bekam es, die anderen vierzehn Tage Urlaub außer der Reihe.

„Na und, Behnke — haben Sie die Patrouille gemacht, um das E. K. I. zu bekommen?"

„Nein! Im stillen weiß man ja, daß der Lohn nicht ausbleibt — aber das ist nicht die Hauptsache. Ich hatte eben Lust dazu. Und dann: wenn wir die Patrouille nicht gemacht hätten, hätte der ganze Zug vorgemußt. Gewaltsame Erkundung! Und das — hätte ich mir übelgenommen!"

„Bravo, das war das Beste an Ihrer Patrouille, Unteroffizier Behnke!"

Die Skodawerke in Pilsen.

(Hierzu die Bilder Seite 188—191.)

Wenn man vom „fabelhaften Aufblühen" eines Industrieunternehmens hört, pflegt man im allgemeinen nur an Amerika, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten", zu denken. Daß aber Ähnliches recht gut auch im „alten Lande" möglich ist, dafür bietet die Entwicklungsgeschichte der so berühmt gewordenen Skodawerke einen glänzenden Beweis. Noch vor einem Jahrzehnt war Pilsen einfach die Stadt des weltbekannten Bieres; in den Nachschlagewerken war nur so nebenher noch erwähnt, daß sie auch mehrere Maschinenfabriken und eine Geschützgießerei aufweise. Und heute ist Skoda kurzweg der „österreichische Krupp"! Bei näherem Zusehen erfährt man indessen, daß hier nicht etwa erst der Krieg ein riesenhaftes Gewächs sozusagen aus dem Nichts hervorgezaubert hat, sondern daß diese staunenswerte Entfaltung überhaupt bloß auf Grund der großartigen geistigen Arbeit möglich war, die von den Leitern der Werke schon in den letzten Jahrzehnten des Friedens geleistet wurde; nur auf diesem Wege konnten die Skodamörser entstehen als glänzendes kriegerisches Gegenstück zur friedlichen Semmeringbahn, durch die vor einem halben Jahrhundert die österreichische Ingenieurkunst den Bau der Gebirgsbahnen eröffnete und sich mit einem Schlage das beste Ansehen in der Welt erwarb.

Den Keimling der Werke bildete die kleine Maschinenfabrik mit 30 Arbeitern, die Emil v. Skoda im Jahre 1869 übernahm. Erst 1884 entstand die Stahlgießerei, die sich freilich bald in Fachkreisen eines guten Rufes erfreuen durfte; vor allem gingen ihre Stahlgußsteven als Ersatz der früher üblichen geschmiedeten in alle Welt. Es folgte die Anlage der Waffenfabrik. Aber schon 1900 starb Emil v. Skoda nach einem echten Erfinderleben voller Mühseligkeiten und Enttäuschungen, bevor noch die Früchte reifen konnten, zu denen er in unermüdlicher Emsigkeit und Schaffensfreude die Samen ausgelegt hatte. Erst seinen Nachfolgern war die Krone des vollen Erfolgs beschieden. Im Jahre 1916 beschäftigten die Werke bereits 22 000 Arbeiter. Das Aktienkapital ist auf 72 Millionen Kronen gestiegen; der dankbare Kaiser Franz Joseph hat das Haupt der Firma in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Und von Woche zu Woche dehnen sich die Anlagen mehr ins Gelände hinaus, kilometerweit.

Ein Betrieb von gewaltiger Ausdehnung öffnet sich dem Besucher, dem — der Eintritt gestattet wird. Denn daß Werkstätten von so wichtiger Bedeutung unter strenger militärischer Bewachung stehen, ist selbstverständlich. Berge von Rohstoffen, zwischen denen sich zahllose Gleise ins Endlose verlieren, nehmen den Blick zuerst gefangen, gleich danach die magnetischen Krane, die tonnenschwere Massen spielend emporheben, und die massigen Förderrohre, die aus den Lastwagen die zermalmte Braunkohle nach dem Orte ihrer Bestimmung saugen. Einen wahrhaft unheimlichen Anblick gewähren die Schmelzöfen. Kranmulden, beweglichen Riesenlöffeln ähnelnd, schieben den Eisenschrot in den hitzespeienden Rachen der Öfen. In blendende Glut gehüllt, strömt an anderen Stellen das flüssige Metall in Gefäße von doppelter Mannshöhe, und wieder schafft, sobald sie gefüllt sind, ein Riesenkran die Riesenlasten spielend beiseite. Dazwischen sieht man, durch blaue Brillen die sonst gefährdeten Augen schützend, allenthalben die sprühenden Bächlein flüssigen Metalls in kleinere Gußformen rinnen. Kaum kann man sich ein großartigeres Bild vorstellen. Und doch wird es noch oft genug während unserer Wanderung übertroffen. Da ist die Schmiede, in der glühende Riesenblöcke zu Kanonenrohren, Lokomotivrädern und dergleichen gedrückt, gewalzt und gehämmert werden. Da sind die Munitions-


Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Mechanische Werkstätte der Skodawerke.

werkstätten, wo z. B. in einem einzigen Saal 2500 Menschen ununterbrochen arbeiten, um hunderttausendfachen Tod in all die verschieden großen runden Hülsen aus Gußstahl zu füllen, die nachher in langen Zügen als Granaten, Schrapnelle und so weiter an die Fronten wandern. Es folgen die Montierungshallen, mechanischen Werkstätten, Kanonen- und sonstige Drehereien in endloser Reihe, eine auf die andere. Und es gibt inmitten dieses ungeheuerlichen Durcheinanders von Lärm, Rauch, Hitze und Tonnenlasten, doch auch wieder ganz stille, verschwiegene Räume, wo erprobte Fachmänner über emsigster wissenschaftlicher Kleinarbeit sitzen, um mit Mikroskopen, Spektroskopen und dutzendfachem ähnlichem Rüstzeug hinter die letzten Geheimnisse des Stahles zu kommen und ihn noch zäher, fester, widerstandsfähiger aus all den Tiegeln, Birnen, Schmelzöfen, Pressen und Härtebädern hervorgehen zu lassen. Endlich dürfen wir auch noch einen Ausflug nach den Schießplätzen machen, wo jedes Geschütz erst seine Feuerprobe ablegen muß, ehe es die Reise hinaus in Kampf und Pulverdampf antritt. Langgestreckte Mulden zwischen künstlichen hohen Dämmen sind es, deren Abschluß ein tiefer sandgefüllter Tunnel bildet. In diesem werden die Geschosse aufgefangen, um sie wiederholt zum gleichen Zwecke verwenden zu können.

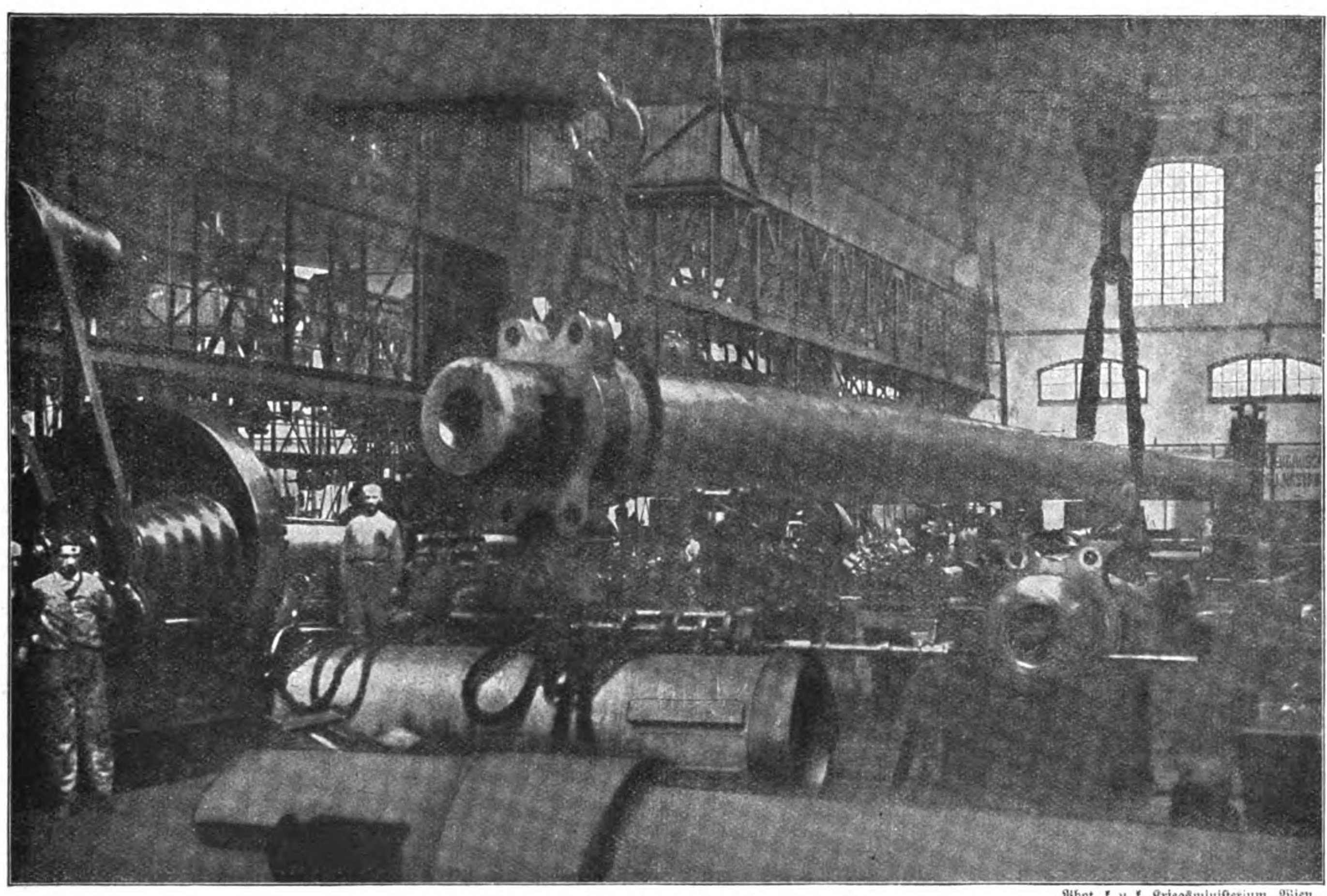
Noch einige Bemerkungen über die Skodamörser! Man hört manchmal die Frage: „Warum baut man nicht ausschließlich solche Geschütze, wenn sie so Wunderbares leisten wie bei den belgischen Festungen?" Aber erstens braucht man natürlich Geschütze der verschiedensten Art, je nach dem beabsichtigten Zwecke; zweitens dauert es eine stattliche Anzahl Monate (12 bis 18), ehe ein solches Kleinod der Technik fix und fertig die Werkstätte verlassen kann, und drittens erzeugen die Skodawerke auch noch andere Geschütze, die sich den berühmten 30,5-cm-Mörsern ebenbürtig erweisen. So schleuderte eine neue Riesenkanone im Mai 1916 ihre Granaten 36 Kilometer weit, und so gut waren sie gezielt, daß die erste den Marktplatz von Asiago, die zweite die Telephonzentrale des italienischen Oberkommandos traf. Endlich konnten die Skodawerke im Jahresbericht von 1915 bereits sagen, daß ihre 42-cm-Haubitzen schon 1912 erprobt wurden und sich im gegenwärtigen Kriege glänzend bewährten.

Ein französisches Fliegerbild als Beweis gegen französische Meldungen.

(Hierzu das Bild Seite 192.)

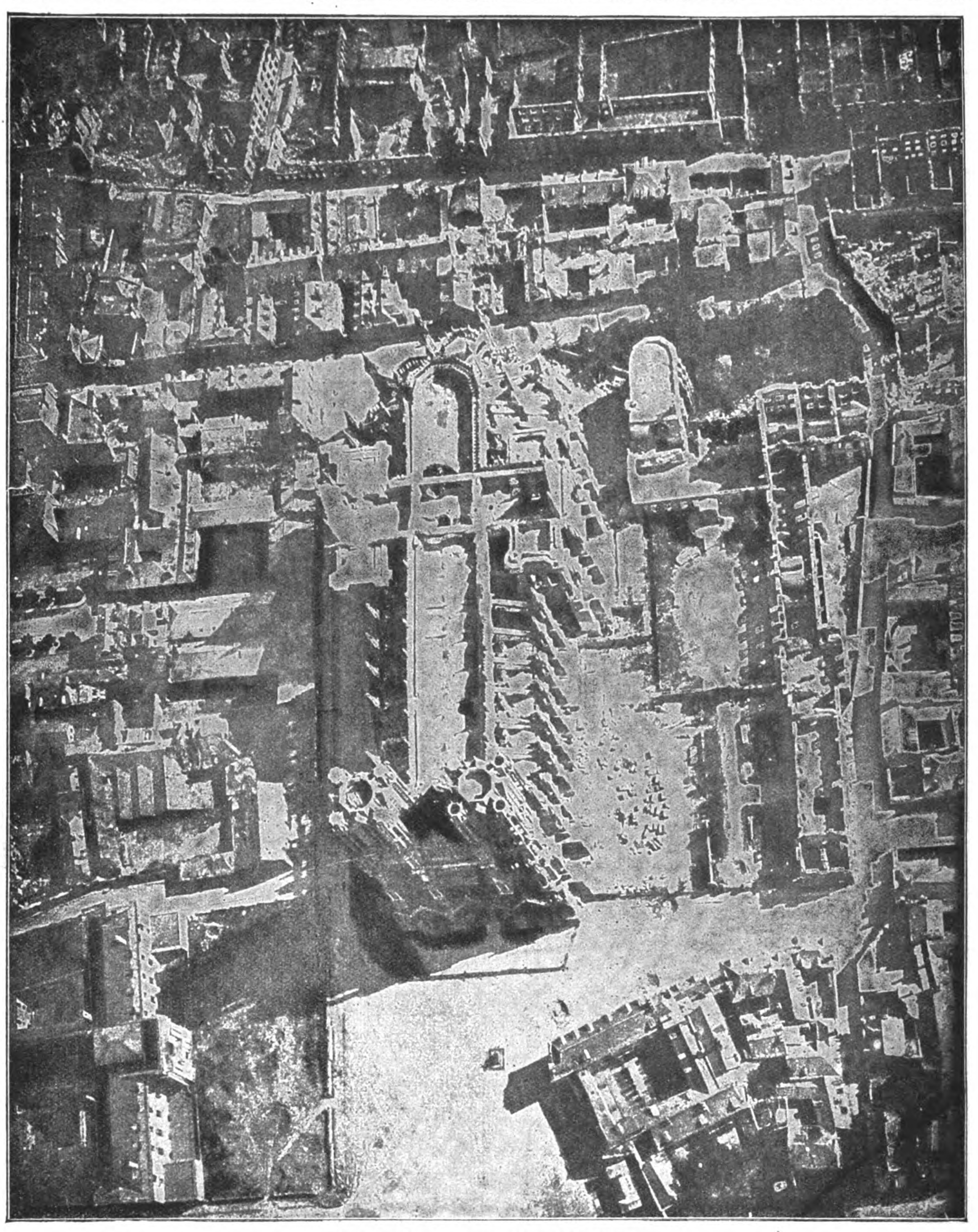
In der Pariser Zeitschrift „L'Illustration" vom 28. Juli 1917 wird in größtem Format die auf Seite 192 abgebildete Fliegeraufnahme der Kathedrale von Reims wiedergegeben. In der Unterschrift wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man vier Granattreffer in dem Gebäude zählen könne, und in einem begleitenden Artikel wird wieder das Jammerlied um die Reimser Kathedrale angestimmt und das Bild dieser „gekreuzigten Schönheit" den deutschen Katholiken, Philosophen, Künstlern und Denkern gewidmet. Wir Deutschen können das Bild mit Ruhe und Befriedigung betrachten, denn es ist ein eindringlicher Beweis für die Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit französischer Meldungen. Nach dem seit Jahren hallenden Jammergeschrei muß jeder, der nicht Reims während des Krieges sah, annehmen, daß die Kathedrale längst in Schutt und Trümmern liegt. Wie das französische Fliegerbild zeigt, ist sie noch recht unversehrt, dank der Treffsicherheit der deutschen Artillerie, die den Befehl hatte, die hinter der Kathedrale stehenden französischen Batterien zu bekämpfen, und diesen Befehl mit größter Genauigkeit ausführte. Wer das Bild unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, sieht, daß die Kathedrale selbst mit dem Hauptschmuck des steinernen Beiwerks noch steht, daß die Häuser vor der Kathedrale und zum Teil auch seitlich von ihr heil und unverletzt dastehen, daß aber die Häuserblöcke dahinter zusammengeschossen sind, wie es sich eben für französische Batterienester gehört. Wer nur je eine Vogelflinte abgeschossen hat, weiß, wie schwierig es ist, das Geschoß ins Ziel zu bringen; um so bewundernswerter ist die Leistung der deutschen Artillerie, die ihre Granaten schweren Kalibers auf Tausende von Metern weit in das Häuserviertel hinter der Kathedrale zu richten wußte.

Wenn die historischen Gebäude von St. Quentin, Laon und anderen, im französischen Feuer liegenden Städten längst in Ruinen zerfallen sein werden, wird die Kathedrale von Reims immer noch stehen und neben ihrem baulichen und historischen Wert wie ein zu Stein gewordenes Denkmal feindlicher Lügenkünste wirken.



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Kanonendreherei der Skodawerke.



Die Kathedrale von Reims aus der Vogelschau.
Nach einer französischen Darstellung.

Die Mutter.

Er ist dahin! — Der Letzte von den Dreien,
die ich zum blut'gen Streit hinausgesandt.
Doch als um Hilfe rief das Vaterland,
da durften sie nicht fehlen in den Reihen!

Sie mußten sich der heil'gen Sache weihen
und waren in Begeisterung entbrannt.
So nahmen sie das deutsche Schwert zur Hand! —
Nun ist dahin der Letzte von den Dreien.

Jetzt muß ich still um die Gefall'nen klagen,
und nur das Eine läßt mich nicht verzagen
in meiner grenzenlosen Einsamkeit:

Ich darf mich stolz als ihre Mutter preisen.
Bald wird es Deutschlands voller Sieg beweisen,
wofür sie schon so jung dem Tod geweiht. —

Erik von Nordenskjöld.



Auf Schleichpatrouille.

Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

In **Frankreich** unternahmen die Deutschen an der Aisne (siehe Bild Seite 195 unten) und in der Champagne trotz der Schlachten in Flandern und der Ereignisse im Osten weiterhin Angriffe zur Rückgewinnung verlorener oder zur Eroberung anderer ihnen wichtig erscheinender Geländeabschnitte, wodurch sich die Franzosen zu heftigen Gegenstößen veranlaßt sahen, die für sie aber meist mit recht fühlbaren Verlusten verbunden waren. Die Feinde hatten dabei nur selten Erfolge, die ihnen übrigens regelmäßig ohne Verzug wieder streitig gemacht wurden. Südöstlich von Ailles griffen die Franzosen am 28. Juli morgens vergeblich an. Sie zogen dann ihre Streitkräfte zusammen, die am Abend einen neuen wuchtigen Vorstoß ausführten, der jedoch im Nahkampf mit den Deutschen, unter denen sich besonders ein kölnisches Regiment auszeichnete, zerschellte. Am folgenden Tage nach starkem, lange anhaltendem Vorbereitungsfeuer eingeleitete neue Angriffe der Feinde trugen ebenfalls nicht zu einer Änderung der Lage bei. Gleichzeitig hatte auf breitem Raume am Chemin des Dames französisches Trommelfeuer begonnen, das auf Unternehmen hinwies, die in Vorbereitung waren. In der Tat setzte die französische Führung auf 9 Kilometer breiter Front mit drei Divisionen einen Vorstoß an und legte zugleich Sperrfeuer (siehe untenstehendes Bild) hinter die vorderen deutschen Stellungen. Gegen diese wälzten sich von Cerny bis nach Craonne die feindlichen Wellen vor und umspülten besonders den Winterberg, um dessen Besitz die Franzosen schon wiederholt sehr schwere Kämpfe geführt hatten. Vielerorts gelang es den Deutschen, bereits durch Artilleriefeuer die Gegner abzuschütteln, an anderen Punkten aber kamen die Sturmabteilungen dank der ausgedehnten Vorbereitung durch ihre Batterien in die deutschen Linien hinein. Sofort geführten Gegenstößen der Deutschen vermochten die Angreifer jedoch nicht standzuhalten, so daß das Ergebnis des blutigen Tages nur in einer neuen Schwächung der Franzosen bestand. Das bewirkte, daß die Feinde ihre Angriffsfront verkürzen mußten. Bei Filain stießen sie am 30. Juli abermals kräftig vor; wenn sie dabei auch größtenteils schon im Abwehrfeuer unterlagen, so gelang es ihnen doch, sich an einzelnen Stellen in den deutschen Linien einzunisten, was allerdings auf die allgemeine Lage ohne Einfluß blieb.

Ohnmächtig prallten die Angriffe der Feinde bei Filain auch am 31. Juli ab. An diesem Tage waren die Deutschen an einem anderen Punkte wieder erfolgreich und brachten den Franzosen eine neue Niederlage bei. Die 13. westfälische Infanteriedivision entwickelte sich um zwei Uhr nachmittags nach heftigem Vorbereitungsfeuer zum Sturm auf die französischen Gräben, die den Rest der verworrenen feindlichen Grabenanlagen auf der Bovellehochfläche bildeten. In 2 Kilometern Breite und 700 Metern Tiefe wurde die feindliche Stellung in schwungvollem Anlauf von den mutig vorgehenden Westfalen genommen, wobei viele Gefangene gemacht wurden, deren Zahl durch kühne Vorstöße anderer deutscher Abteilungen in die Schlucht nordöstlich von Troyon auf 1500 anwuchs. Erst am Abend des ereignisreichen Tages fanden die Franzosen die Kraft zu Gegenstößen, die ihnen jedoch nur neue Opfer eintrugen.



Sperrfeuer auf deutschen Gräben in einer Waldstellung im Westen.
Nach einer Originalzeichnung von Willy Müller, Gera.

Auf dem westlichen Maasufer kam es an demselben Tage zu einem Zusammenstoß. Badische Bataillone fochten dort beiderseits der Straße Malancourt—Esnes mit unwiderstehlichem Heldenmut, entrissen den Franzosen ihre einige Zeit vorher bei Gegenangriffen zurückgewonnenen Gräben aufs neue und setzten sich darin fest. Dabei gerieten 500 Mann der Grabenbesatzung in deutsche Gefangenschaft.

Die Franzosen, die am gleichen Tage mit vier schweren Vorstößen bei Filain Mißerfolge erlebten, wiederholten hier und an allen anderen Einbruchstellen der Deutschen, namentlich auch am westlichen Maasufer, erbittert ihre Gegenangriffe und stießen Tag und Nacht, in manchen Abschnitten bis fünfmal, vor, erreichten dadurch aber nirgends eine Verbesserung ihrer Stellungen. Sie konnten nicht einmal verhindern, daß die Deutschen ihren Erfolg vom 31. Juli bei Cerny durch einen Handstreich vervollständigten, indem sie überraschend gegen einen von den Franzosen hart verteidigten Tunnel vorbrachen, sich dessen Südausganges bemächtigten und ihn gegen viele feindliche Wiedereroberungsversuche festhielten.

Weiter nordwestlich an der Straße Laon—Soissons, bei Allemant, drangen französische Kompanien in die vordersten deutschen Gräben ein, aus denen sie jedoch nach kurzem Aufenthalt darin wieder vertrieben wurden. Am 10. August machten die Franzosen einen verzweifelten Versuch, durch einen Überfall bei Cerny Herren der deutschen Linien zu werden. Das schien anfänglich zu gelingen; aber bald zeigte sich, daß die deutsche Grabenbesatzung nicht einmal Verstärkungen brauchte, um die Franzosen mit starken Verlusten für diese zurückzuwerfen.



Phot. G. Riebicke, Berlin-Charlottenburg.

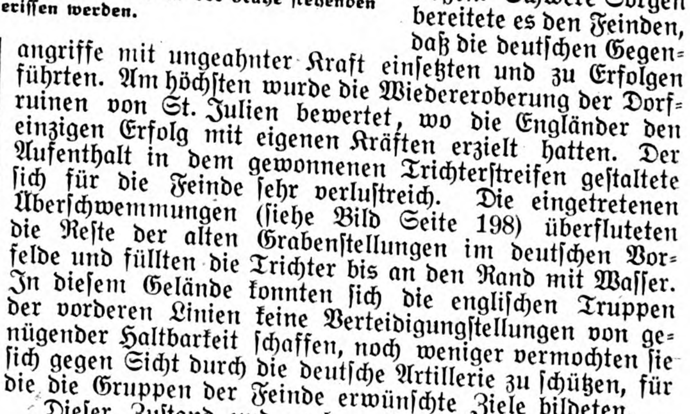
Einschlagende 38-cm-Granate, durch deren Luftdruck die in der Nähe stehenden Häuser niedergerissen werden.

Inzwischen entbrannten an zahlreichen anderen Stellen der französischen Front ebenfalls eine Anzahl kleinerer Gefechte, die meist durch kühne Erkundungsunternehmungen deutscher Streifabteilungen (siehe die Kunstbeilage) ausgelöst wurden. Süddeutsche und rheinische Sturmtruppen drangen am 3. August südwestlich von Leintrey an der lothringischen Front in feindliche Stellungen ein, und Niederschlesier und Posener brachten am nächsten Tage bei einem frischen Angriff in der Nähe von Juvincourt auf dem nördlichen Aisneufer über 100 Franzosen in deutsche Gefangenschaft. Am 6. August stießen Oldenburger in die Schlucht von Bessy, nördlich von der Straße Laon—Soissons, Württemberger bei Berry au Bac an der Aisne mit großer Kühnheit vor und machten dabei gute Beute und Gefangene.

Während an der Aisnefront die Batterien beider Parteien mit steigender Wucht einander bekämpften, entfesselte sich auch auf beiden Maasufern ein lebhafter Artilleriekampf, der von zahlreichen kleineren Infanterieunternehmungen begleitet war. Badener führten am 7. August auf dem östlichen Maasufer durch Einbruch in den stark verschanzten Caurièreswald einen wirkungsvollen Handstreich aus, der den gewünschten Erfolg hatte, und am 9. holten sie auch nördlich von Vacherauville aus französischen Gräben eine Anzahl Gefangener. Aus den zahlreichen deutschen Erkundungstößen, die am 10. August an der französischen Front auf dem Westufer der Maas, bei Reims und südlich von Corbény erfolgten, hob sich eine Unternehmung hessisch-nassauischer Truppen heraus, die am Hochberge in der Westchampagne in feindliche Grabenstücke eindrangen und sich dort trotz erbitterter feindlicher Gegenunternehmungen hielten.

Mit größeren Angriffen traten die Franzosen erst vom 11. August ab wieder stärker hervor; am Cornillet erlitten ihre Handgranatentruppe an diesem Tage eine Schlappe, und bei Cerny-en-Laonnais brachen zwei große Vorstöße unter deutscher Gegenwehr vollkommen zusammen. Die Artillerietätigkeit war gegen früher wesentlich erhöht an der Aisnefront, in der Westchampagne und auf beiden Ufern der Maas. —

Wenn auch die bewußte Mißdeutung der deutschen Friedenswünsche den Franzosen noch einmal die Neubelebung der Kampfeslust ihrer Truppen ermöglicht hatte, so ging doch von den Enthüllungen des Deutschen Reichskanzlers über einen Geheimvertrag zwischen Frankreich und Rußland eine Wirkung aus, die auf alle Regierungen des Vierverbands drückte. Der englische Arbeiterminister Henderson reichte am 11. August sein Rücktrittsgesuch ein, nachdem sich die englische Arbeiterkonferenz, die über die Teilnahme der Engländer an der sozialdemokratischen Zusammenkunft in Stockholm endgültig Beschluß zu fassen hatte, mit erdrückender Mehrheit für die Beteiligung an den Beratungen ausgesprochen hatte. Darin lag unzweifelhaft eine entschiedene Billigung der Bestrebungen für einen raschen Frieden, und deshalb mußte mit weiteren Veränderungen in der englischen Regierung gerechnet werden, denn auch im englischen Volk war ein Umschwung in der Auffassung des Krieges und der Kriegsziele eingetreten. Die Kriegsverdrossenheit war durch die Vorgänge in Flandern verstärkt worden. Es sah nicht wie Siegeszuversicht aus, als die englischen Divisionen den beabsichtigten Vormarsch in **Flandern** einstellten, weil starke Regenfälle ihnen vermehrte Schwierigkeiten bereiteten. Das schlechte Wetter mußte dazu dienen, Mißerfolge zu erklären. Allerdings hatten die ausgiebigen Regenfälle im Verein mit dem nicht tief unter der von Granaten zerrissenen Erdoberfläche stehenden Grundwasser das Kampfgebiet in Sumpfgelände verwandelt, das den Bewegungen großer militärischer Verbände bedeutende Hindernisse bot. Das englische Heer erwies sich diesen Bodenverhältnissen nicht gewachsen, wohingegen sich die Deutschen von Angriffen nicht abhalten ließen. Schwere Sorgen bereitete es den Feinden, daß die deutschen Gegenangriffe mit ungeahnter Kraft einsetzten und zu Erfolgen führten. Am höchsten wurde die Wiedereroberung der Dorfruinen von St. Julien bewertet, wo die Engländer den einzigen Erfolg mit eigenen Kräften erzielt hatten. Der Aufenthalt in dem gewonnenen Trichterstreifen gestaltete sich für die Feinde sehr verlustreich. Die eingetretenen Überschwemmungen (siehe Bild Seite 198) überfluteten die Reste der alten Grabenstellungen im deutschen Vorfelde und füllten die Trichter bis an den Rand mit Wasser. In diesem Gelände konnten sich die englischen Truppen der vorderen Linien keine Verteidigungstellungen von genügender Haltbarkeit schaffen, noch weniger vermochten sie sich gegen Sicht durch die deutsche Artillerie zu schützen, für die die Gruppen der Feinde erwünschte Ziele bildeten.



Dieser Zustand und noch mehr die Tatsache, daß die Feinde ein Millionenheer unmittelbar hinter den vorderen Linien aufgestellt hatten, das einen riesenhaften Aufwand für Verpflegung und Munitionszufuhr nötig machte, zwangen sie zu neuen großen Angriffen, wenn sie eine etwas günstigere Lage für sich erzielen und vor allem nicht jede Aussicht auf die Eroberung der flandrischen Küste verlieren wollten. Verheißungsvoll war die Lage nicht. Fünfundzwanzig englische Panzerwagen waren zerschmettert im Schlamm des Trichterfeldes vor den deutschen Stellungen stecken geblieben, ein Anblick, der die Hoffnungen, die man in den Soldaten mit diesen Ungetümen zu erwecken bestrebt war, nicht befestigte. Im höchsten Grade beunruhigend wirkten für den Feind auch die fortwährenden kühnen Unternehmungen deutscher



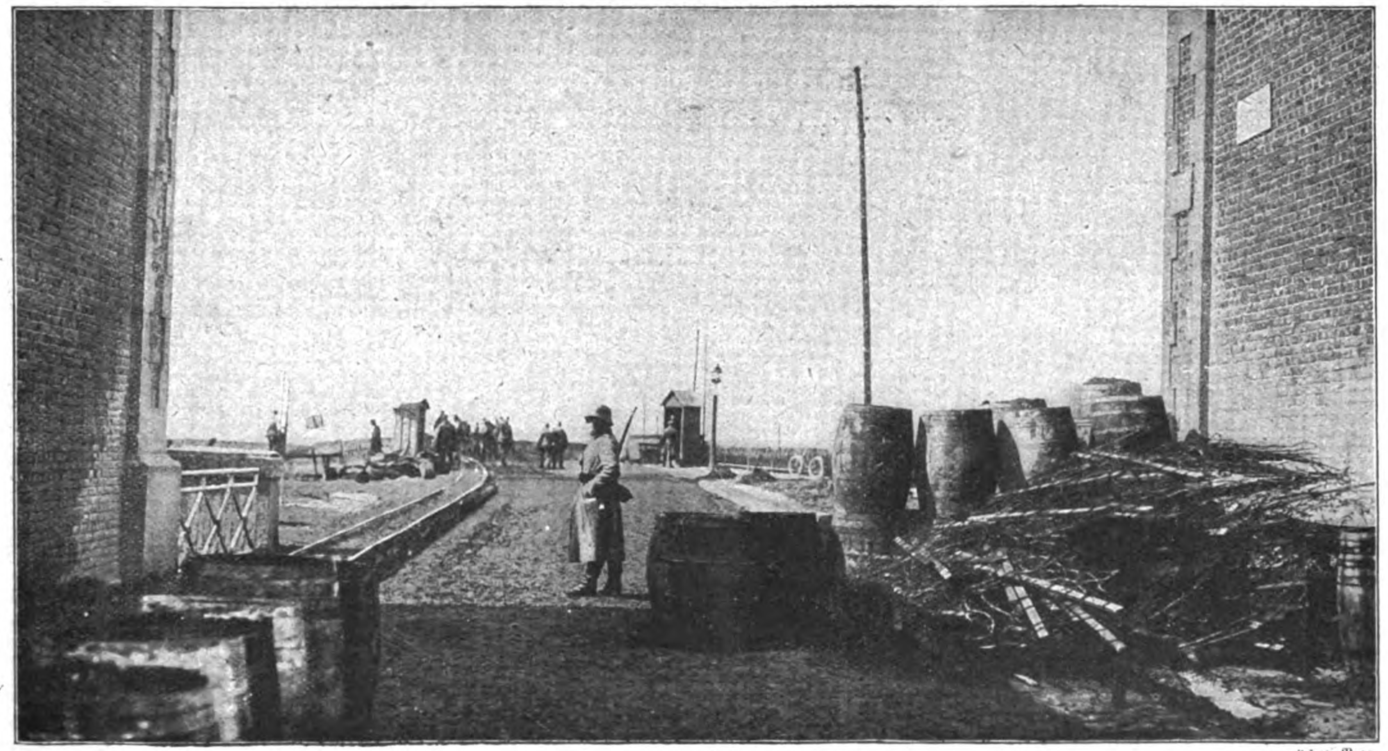
Phot. Busa.

Eine Gruppe von „Kulturträgern“ der Westmächte aus aller Herren Ländern. Gefangene aus den Kämpfen in der Champagne.

Streiftruppen, die über eine gründliche Kenntnis des Trichterfeldes verfügten und sie mit äußerster Geschicklichkeit und verwegenem Mute ausnützten.

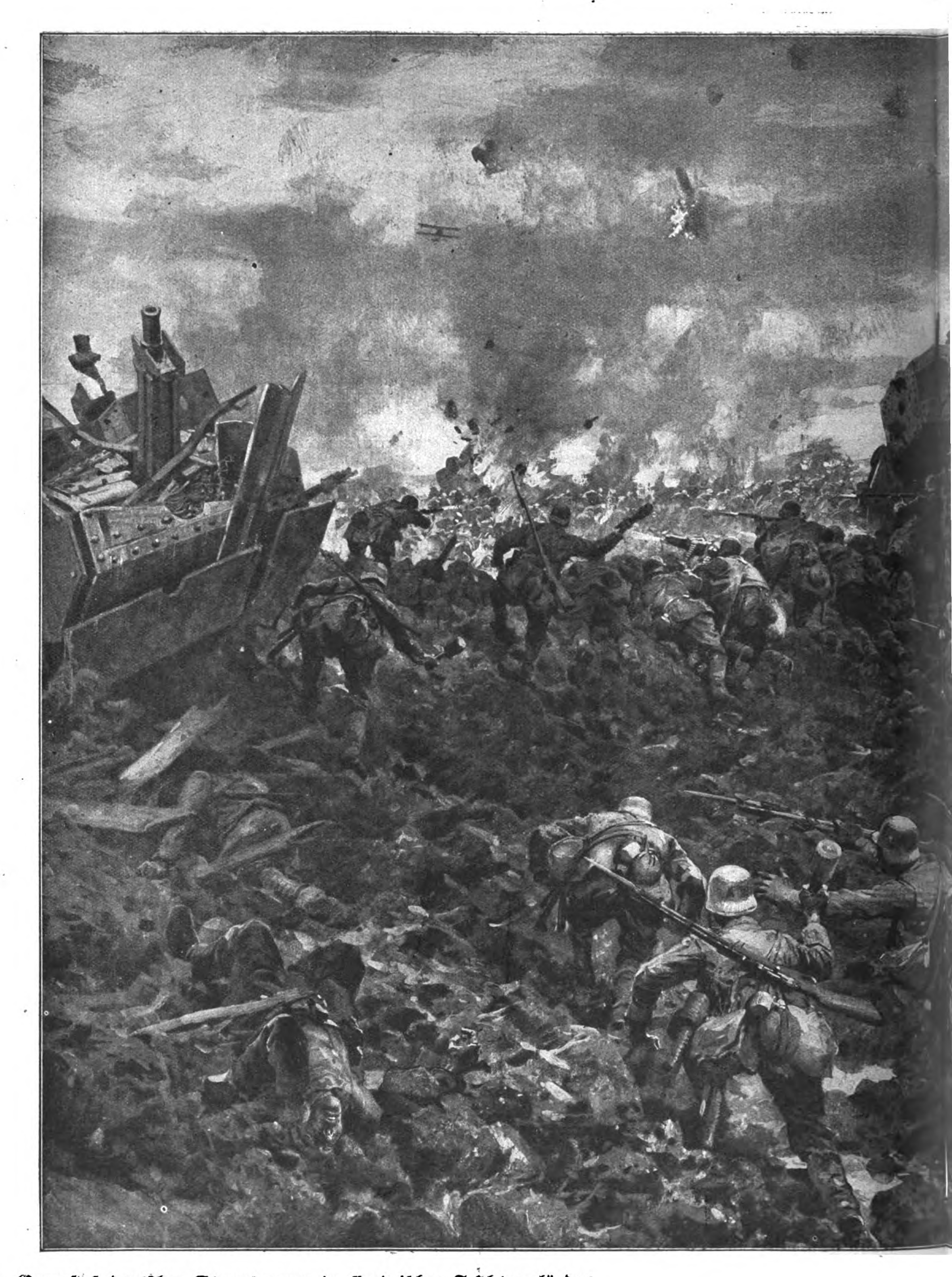
In der Nacht zum 5. August wagten sich eine ganze Anzahl solcher Truppen weit in das Trichterfeld vor und brachten über 60 Gefangene und 14 Maschinengewehre von ihren Streifzügen zurück, die zum Teil den zerschossenen englischen Panzerwagen gegolten hatten. In ihnen fanden sich mehrere brauchbare Maschinengewehre und andere Beutestücke. Die Engländer versuchten an diesem Tage, in größeren Teilkämpfen die deutschen Linien zu erschüttern. Die Artillerieschlacht nahm an Ausdehnung und Kraft wieder zu. Ihre Wirkung lag aber nicht gleichmäßig auf der ganzen Kampffront des Hauptangriffes vom 31. Juli, das Feuer war vielmehr in den einzelnen Abschnitten verschieden stark und erreichte besonders im Ypernbogen große Wucht. Von hier aus bis an die Lys führten die Feinde auch starke Teilstöße durch, die hauptsächlich in der Gegend von Hollebeke sehr heftig waren. Nichtsdestoweniger erzielten die Angreifer trotz mehrfacher Überlegenheit nicht den geringsten Fortschritt. Bei Frezenberg, nordöstlich von Ypern, faßte deutsches Vernichtungsfeuer starke, zum Angriff bereitstehende englische Streitkräfte und erstickte die dort vorbereiteten Angriffsversuche der Feinde schon im Keim; südwestlich von Ypern, bei Hollebeke, brachen immer wiederholte erbitterte Teilangriffe der Feinde unter der deutschen Gegenwehr kraftlos zusammen. Die deutsche Artillerie unter der Führung des Generals v. Gallwitz (siehe Bild Seite 200) zeigte sich in Flandern auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit.

Die Kampfkraft der Feinde im Ypernbogen ließ am 6. August Zeichen der Schwäche erkennen; auch der Feuerkampf flaute ab. Dafür hatten sie anscheinend eine der fortwährend wieder auflebenden größeren Unternehmungen im Küstenabschnitt durch stärkeres Geschützfeuer unterstützt. Sie setzten diese Beschießung dort auch am nächsten Tage mit großer Hartnäckigkeit den ganzen Tag über fort und steigerten sie von neun Uhr abends ab zu immer größerer Kraft. Heller Feuerschein von vielen hundert Geschützen verbreitete sein Licht durch die Nacht zum 8. August. Gegen zwei Uhr morgens schwoll das Feuer zu ungeheurer Gewalt an, und nach dreiviertel Stunden brach die feindliche Infanterie zum Sturm auf die deutschen Linien östlich von Nieuport und dicht südlich vom Nieuportkanal in der Richtung auf Rattevalle vor. Die starke englische Übermacht rang sich trotz der durch das Erwiderungsfeuer der Gegner hervorgerufenen schweren Verluste stellenweise bis an die deutschen Stellungen



Phot. Busa.

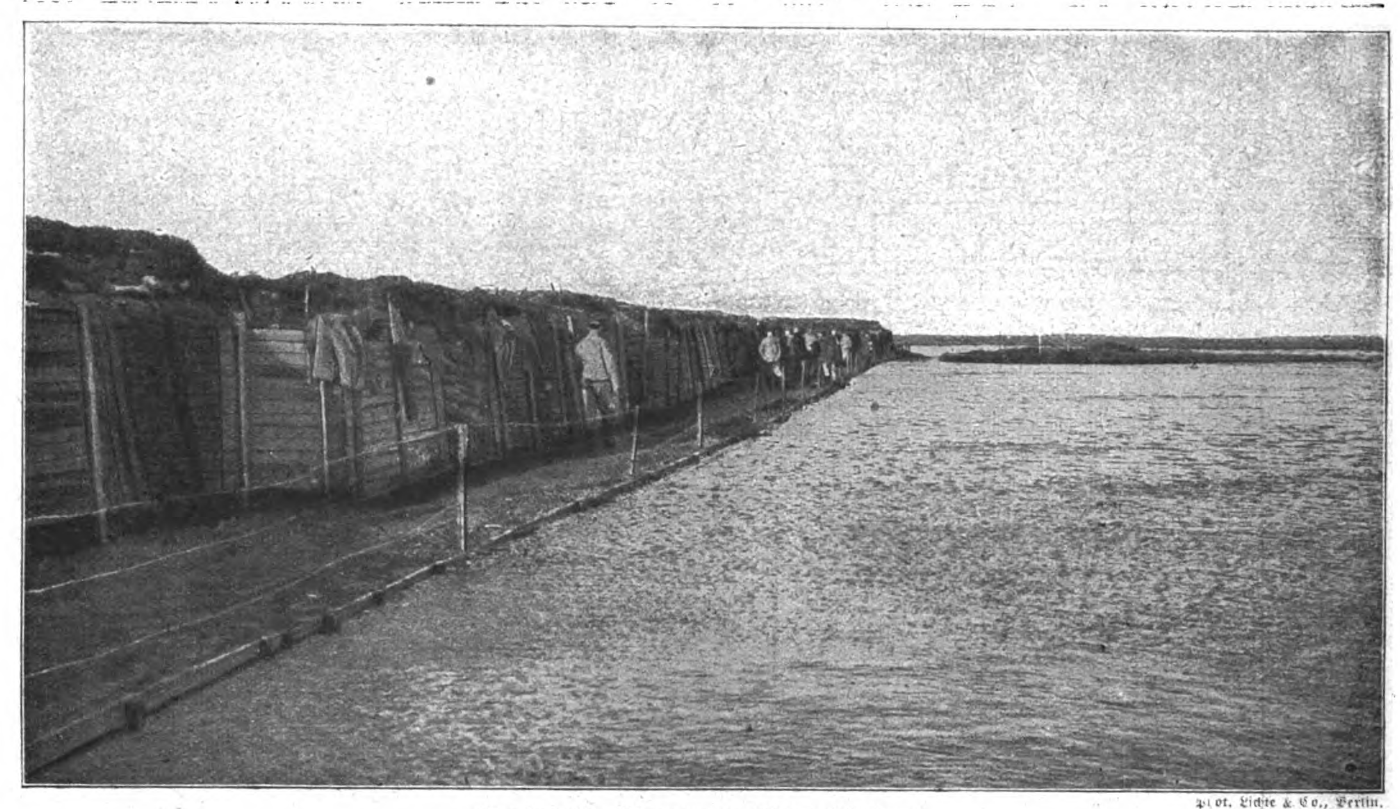
Deutsche Tonnenbarrikade an der Aisne.



Gegenstoß deutscher Sturmtruppen im flandrischen Trichtergelände.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.



Phot. Lichte & Co., Berlin.

Aus dem Überschwemmungsgebiet in Flandern.

durch, wo sich verzweifelte Nahkämpfe mit Handgranaten und Bajonett entwickelten. In diesen zeigte sich die Überlegenheit der Deutschen, die sich ihrer Angreifer auf der ganzen Linie erwehrten. Ein feindlicher Vorstoß brach damit wieder verlustreich ohne das geringste Ergebnis zusammen. Dasselbe Bild ergab sich bei Teilangriffen, die am 7. August die Engländer im Ypernbogen unternahmen, um aus dem Sumpfgebiet der Granattrichter in weniger zerwühltes Gelände vorzudringen. Der rücksichtslose Einsatz überlegener Streitkräfte führte den Feind aber auch hier nicht zum Ziel. Ebenso ergebnislos blieb die Ausdehnung der feindlichen Teilunternehmungen über das Gebiet der Artoisfront zwischen dem La-Bassée-Kanal und der Scarpe, obwohl auch dort die Vorstöße mit verstärkter Artilleriewirkung vorbereitet wurden. In diesem Abschnitt unternahmen die Deutschen am 8. August in den frühen Morgenstunden einen Erkundungsstoß an der Bahn Douai—Arras, der bis an den zweiten Graben der Feinde gelangte. Die Engländer erlitten dabei schwere Verluste und büßten auch eine große Anzahl Gefangener ein. Anscheinend bereiteten die Feinde auch hier größere Unternehmungen vor, die zunächst in Trommelfeuerüberfällen zwischen dem La-Bassée-Kanal und Méricourt sowie zwischen Loos (siehe Bild Seite 199) und Lens zum Ausdruck kamen. An der Front in Flandern ruhte der Infanteriekampf an diesem Tage nahezu ganz; an der Küste und im Ypernbogen dagegen herrschte lebhafte Artillerietätigkeit.

Diese war die Einleitung zu einem zweiten englischen Hauptstoß, der sich am 10. August gegen die deutschen Linien richtete. Die Angriffsfront hatte sich gegen jene des ersten Vorstoßes, die 25 Kilometer betrug, bedeutend verkürzt; sie erstreckte sich nur auf knapp 9 Kilometer. Der Kampfraum blieb auf den Ypernbogen und die südöstlich anschließenden Gebiete beschränkt; zwischen Frezenberg und Hollebeke stürmten die englischen Divisionen nach schwerstem Trommelfeuer mit großen Kalibern (siehe Bild Seite 194), das zwischen Bixschoote und der Lys gegen fünf Uhr fünfzehn Minuten seinen höchsten Grad erreicht hatte, in mächtiger Tiefengliederung zu neuen entscheidungsvollen Kämpfen vor. Dieser große englische Stoß sollte durch einen ähnlichen Angriff an der Arrasfront, der nach heftigstem Feuerkampf auf der ganzen Linie schon am 9. August eingeleitet wurde, unterstützt werden. Dichte Massen sollten vom Wege Monchy—Pelves bis zur Straße Arras—Cambrai vordringen, doch vereitelte deutsches Vernichtungsfeuer die Ausführung des Vorhabens in dem Augenblick, wo die Engländer aus den Bereitschaftstellungen zum Sturm vorzudringen suchten. Sperr- und Abwehrfeuer wütete verheerend in den feindlichen Reihen und nahm auch den wenigen Abteilungen, die bis an die deutschen Linien gelangten und dort mit den Verteidigern ins Handgemenge gerieten, die Aussicht auf einen größeren Erfolg. Nach dem Abschluß der Kämpfe waren alle deutschen Stellungen noch fest in der Hand der Verteidiger.

So wenig wie hier die deutschen Linien wankten, so vollständig gelang auch die Abwehr der in Flandern zum Ausbruch gekommenen englischen Hauptstürme. Schon im Vorgehen riß das deutsche Abwehrfeuer in die feindlichen Heeressäulen, die sich rund um Ypern und südlich davon im verschlammten Trichterfelde vorzuschieben suchten, empfindliche Lücken. Die Anhäufung von Reserven ermöglichte es aber den englischen Führern immer wieder, rasch neue Truppen in die Schlacht zu werfen, die den ganzen 10. August über andauerte und den Feinden stellenweise Bodengewinn eintrug. In den sich entwickelnden Nahkämpfen blieben die Deutschen überall Sieger, obwohl die Engländer ihre Übermacht nachdrücklich geltend zu machen suchten. Das blutigste Ringen entstand um den Ort Westhoek. Die Engländer hatten bereits den festen Besitz des Ortes gemeldet, als sich die deutschen Bereitschaftstruppen erst zum Gegenstoß (siehe Bild Seite 196/197) anschickten. Mit Handgranaten und Kolben erzwangen sie Schritt für Schritt die Räumung einer englischen Trichterlinie nach der anderen und warfen den Feind am 11. August morgens endgültig aus dem von ihm gewonnenen Gebiet wieder hinaus. Als nach Säuberung der letzten Engländernester die feindlichen Sturmwellen aufs neue vorgeworfen wurden, vermehrten die Angreifer nur ihre blutigen Opfer; denn an dem Widerstand der Deutschen brach sich überall die englische Flut. Der gewaltige Stoß der Engländer war schon an diesem Tage zum Stehen gebracht worden.

Trommelfeuerüberfälle in den Abschnitten nördlich und südlich von der neuen Angriffsfront bewiesen, daß General Haig diesmal nicht in einem breiten Hauptstoß, sondern nach seinem alten Angriffsverfahren mittels einer Reihe großangelegter Teilstöße auf kürzerer Linie zum Ziele zu kommen hoffte. Dem Trommelfeuer zwischen Merckem und Warneton (siehe Bild Seite 201) und im Küstenabschnitt folgten aber nur bei Nieuport einige Zusammenstöße infolge englischer Nachtangriffe. Der 11. August war im übrigen mit starken Feuergefechten ausgefüllt, aus denen sich am 12. August in den Morgenstunden zahlreiche Unternehmungen starker englischer Erkundungsabteilungen entwickelten, die nördlich von Hollebeke mit mehreren Regimentern geführt wurden. Das Ergebnis aller dieser Unternehmungen bestand in schweren englischen Verlusten. —

Die Hoffnung der Engländer, die flandrische Küste zu gewinnen und dadurch dem U-Boot-Krieg den tödlichen Schlag zu versetzen, hatte sich wieder nicht erfüllt. Und gerade der U-Boote wegen hatten sie angegriffen, um durch den Einsatz ihrer ganzen Kraft den Krieg zu einem raschen, für sie glücklichen Ende zu führen Zum ersten Male waren ja die Engländer in Flandern eigentlich vollständig von ihrer Übung abgewichen, durch andere die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Wäre der U-Boot-Krieg für die Engländer nicht so vernichtend ausgefallen, dann hätten sie sicherlich die in Aussicht gestellte Hilfe der Amerikaner (siehe Bild Seite 202 unten), die erst viel später in Wirksamkeit treten konnte, abgewartet und ihr eigenes Blut gespart. Die allgemeine Lage zur See drängte sie eben zu raschem Handeln.

Die Erfolge der deutschen U-Boote im Handelskrieg ließen in England immer wieder den Wunsch nach einer großen Seeschlacht laut werden. Es wurde sogar der Gedanke in Erwägung gezogen, die Seestreitkräfte aller feindlichen Kriegführenden in der Nordsee an einem Punkte zusammenzuziehen und zum entscheidenden Angriff auf die deutsche Hochseeflotte und die deutschen Kriegshäfen anzusetzen Ein solches Unternehmen durchzuführen, war jedoch nicht so einfach, denn die U-Boote warteten ja nur auf das Erscheinen von Kriegschiffen der Gegner. Erst am 26. Juli war einem deutschen U-Boot unter dem Befehl des mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichneten Kapitänleutnants Steinbrinck (siehe Bild in Band VI, Seite 248) die Versenkung des englischen Kreuzers „Ariadne“ gelungen. Steinbrinck gehörte zu den erfolgreichsten deutschen U-Bootführern; es glückte ihm, am 27. Juli sein hundertstes feindliches Fahrzeug zu vernichten. „Ariadne“ war ein Schwesterschiff des „Diadem“ und nach diesem 1899 vom Stapel gelaufen; der feindliche Kreuzer verdrängte 11 000 Tonnen und lief 21 Knoten. Er zählte zu der Flotte älterer Fahrzeuge, die England aus Besorgnis um seine neueren Schiffe für die Sicherung des Kanalverkehrs im Dienst hielt.

Ähnlich lästig wie die Tätigkeit der deutschen U-Boote war den Feinden die Vorherrschaft der Deutschen in der Luft. Sie machte sich besonders in den flandrischen Hauptkämpfen wieder recht geltend, wo es zu heißen Gefechten in der Luft kam, an denen vor allem Oberleutnant Gontermann, Ritter v. Tutschek (siehe Bild Seite 202 oben) und Vizefeldwebel Müller ruhmvollen Anteil hatten. Die deutschen Flieger unternahmen auch Überfälle auf wichtige Bahnhöfe und rückwärtige Verbindungen der Feinde, denen sie dadurch schweren Schaden zufügten.

Die Gegner antworteten mit sogenannten Vergeltungsflügen, die mitunter, wie schon öfter in früheren Fällen, offenen Städten galten, in denen kaum militärische Einrichtungen zu vernichten waren. Dagegen fielen diesen Angriffen, wie zum Beispiel in Trier (siehe die Bilder Seite 203), nicht selten Wohnhäuser oder friedlichen Zwecken dienende öffentliche Gebäude zum Opfer; auch Einwohner wurden verletzt oder kamen dabei ums Leben. —

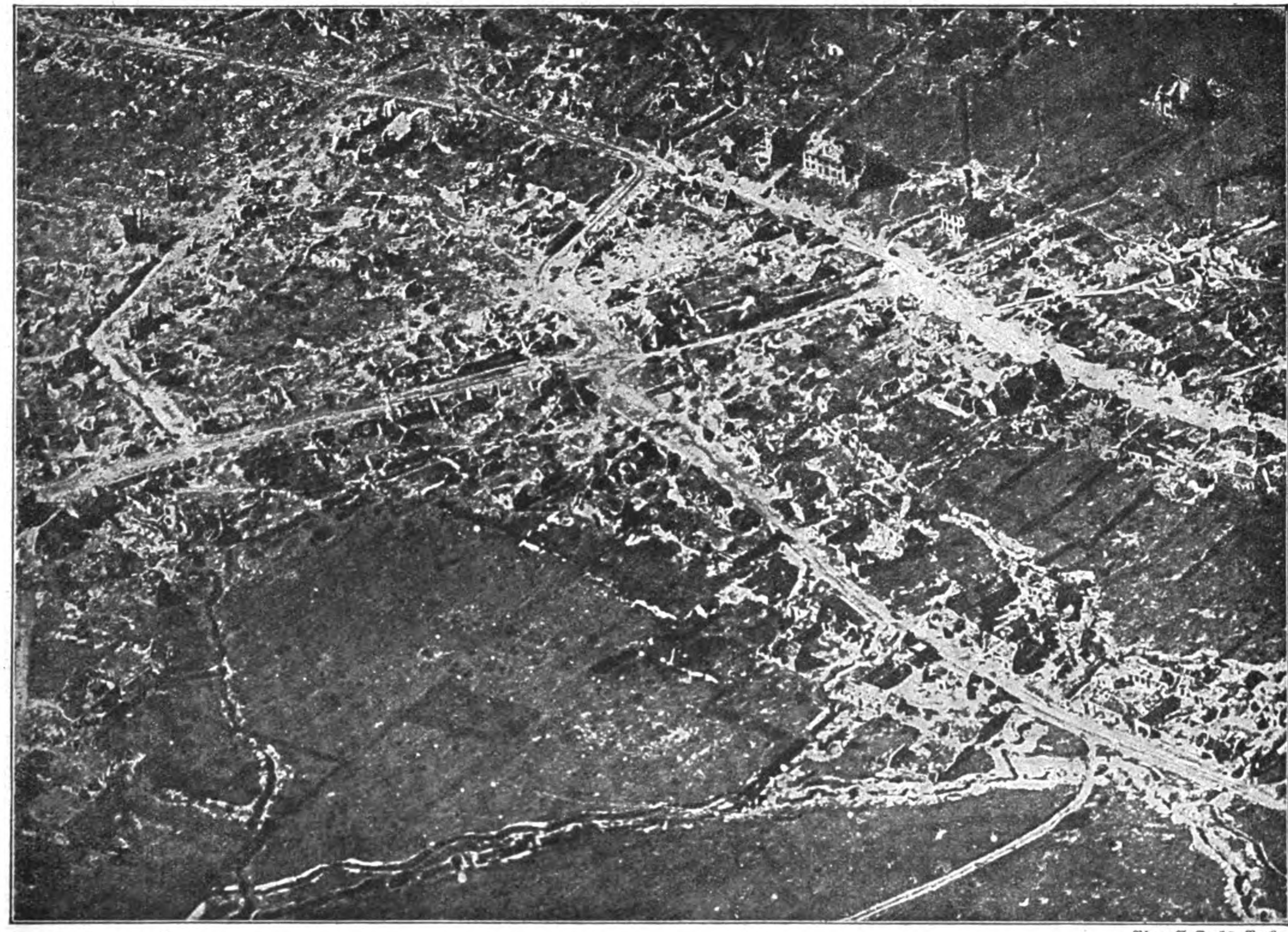
(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Versöhnungsfriede.

Von Richard Graf Du Moulin Eckart.

Die Lehre vom ewigen Frieden ist ein Traum, der auch schon die früheren Jahrhunderte beherrscht hat und, den stets wechselnden Verhältnissen sich anpassend, immer wiederkehrt. Er beruht auf ganz falschen Voraussetzungen und dem Wahn, es wäre möglich, die Völker der Erde alle unter ein System zu bringen. Es sind schwärmerische Theoretiker gewesen, die solchen Zielen zustrebten. Sie hatten keine Ahnung von den treibenden Kräften der Menschheit, von dem wilden Spiel auf Vorteil und Gefahr, das sie belebt,



Phot. A. Grohs, Berlin.

Die vollkommen zerschossene Stadt Loos, zwei Kilometer hinter der feindlichen Front, aus 2000 Metern Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen.

fördert und hemmt zugleich, und glaubten den feindseligen Drang fesseln und einschließen zu können in der Büchse der Pandora, aus der er einst unheilbringend aufgestiegen. Kein Wunder, wenn auch noch nach dreijährigem Kriege diese Gedanken in vielerlei Form lebendig werden, genährt von der guten Meinung, man könne der Welt den Frieden geben, indem man selbst den schmerzlichsten Verzicht wählt. Denn Selbstlosigkeit erzeuge Selbstlosigkeit. Und es ist psychologisch begreiflich, wenn die Träger dieses Gedankens jede auftauchende Spur von Friedenswillen mit Freuden begrüßen und jedes leise, wenn auch in heuchlerischer Absicht geflüsterte Wort vom Ende des Kampfes mit lautem, rückhaltlosem Friedensrufe erwidern. Dabei übersehen sie freilich die eigentliche Ursache der Dinge und wollen nicht erkennen, daß der Deutsche diesen Krieg führt, wie Herkules den Kampf gegen die Hydra, deren Köpfe, so oft sie abgeschlagen werden, stets nachwachsen und dem rastlosen Kämpfer entgegenzüngeln, bis er endlich den Stumpf ausbrennt und das Ungeheuer vernichtet. Sie übersehen, daß der Zweck des ganzen Krieges Englands Weltherrschaftsgedanke ist, der in bewußtem Willen und unerbittlicher Folgerichtigkeit seit langem sich die Helfer geworben gegen den Feind, der einzig noch Kraft und Fähigkeit besitzt, dessen Vollendung zu hindern oder ihm wenigstens, ohne es selbst zu wollen, im Wege stand.

So war der Krieg längst in Sicht. Er war es, seit die Gründung des Reiches unserem Volke die Weltstellung gab und die unerschöpflichen wirtschaftlichen Kräfte aus der Haft löste, in der sie durch die frühere politische Machtlosigkeit gebunden waren. Der englische Kaufmann, der sich schon im Besitze des Weltmonopols wähnte, war nicht gewillt, diese Konkurrenz, die sich mit nie dagewesener Raschheit entwickelte und ihm gefährlich zu werden begann, zu dulden. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erscholl aus seinen Reihen der Ruf an die Regierung, dieser Gefahr Einhalt zu tun, das Übel an der Wurzel zu fassen und auszurotten. Die Wurzel aber war das Deutsche Reich, seine Weltmachtstellung, die durch die Schaffung seiner Flotte und den Ausbau eines Kolonialreichs starken Ausdruck fand. Den verantwortlichen Leitern der englischen Politik stand daher klar vor Augen: wollten sie den deutschen „Kommerz" vernichten, so mußten sie dem Reiche selbst den Todesstoß versetzen und ihm das gleiche Los bereiten wie den Burenrepubliken. Auf diesem Wege allein war es auch möglich, das große Hindernis der eigenen Weltherrschaft zu beseitigen. Das zerschlagene, für alle Zeiten geschwächte Deutschland konnte dann leicht in das große angelsächsische System eingegliedert werden. Mit einem Worte, wir sollten wieder werden das Deutschland der vorbismarckischen Zeit.

Von diesem Standpunkt aus konnte England ruhig mit Frankreich und Rußland abschließen und deren Haß und Neid gegen uns völlig freie Bahn lassen. Es kehrte dabei zurück zu den Grundsätzen der Koalitionskriege, mit denen es einst den gefährlichsten Gegner, der eigentlich berufen und befähigt war, ihm nach Ausschaltung Spaniens und Hollands die Weltherrschaft streitig zu machen, das Frankreich Ludwigs XIV. und Napoleons I., zu Boden gezwungen hatte.



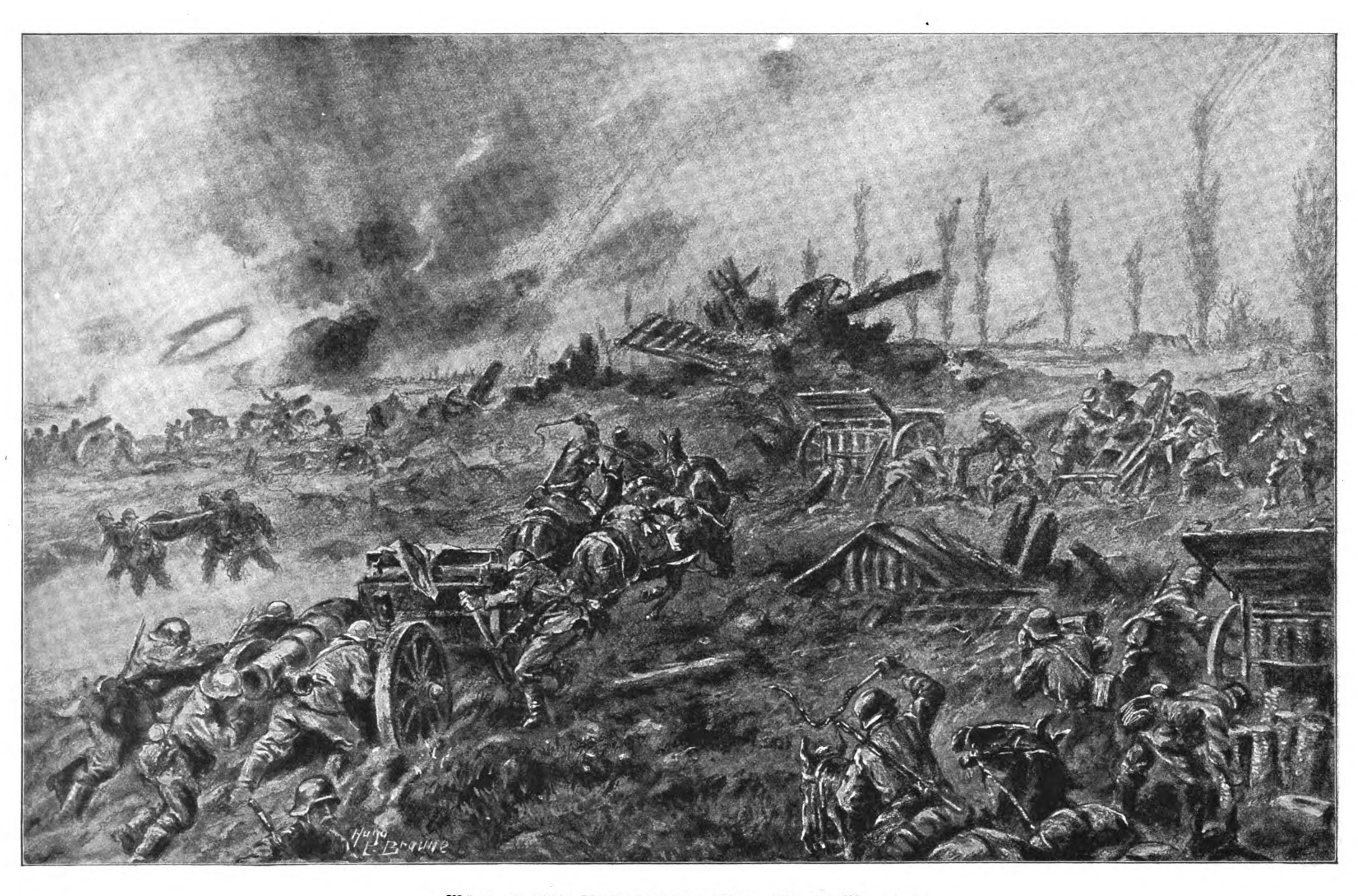
Phot. Rich. Sperling, Berlin.

Besuch des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg bei dem General der Artillerie v. Gallwitz, dem als Anerkennung für die siegreiche Abwehr der feindlichen Angriffe im Westen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern verliehen wurde.

Auf diesem Wege war es auch möglich, von den übrigen Verbündeten abgesehen, Rußland aus seiner englandfeindlichen Bahn zu werfen und aus dem weltgeschichtlichen Gegner einen Freund zu machen, der seine Dienste mit höchster Schwächung bezahlen sollte. Auch das paßte nur zu gut in das System Englands. Denn es hat bei jedem Bündnis verstanden, die Wünsche der Gegner in den Vordergrund zu stellen und so Ehrgeiz und Kriegseifer seiner Verbündeten zu höchster Kraftleistung anzuspannen, seine eigenen Absichten aber klug zu verbergen, bis es nach getaner Arbeit damit hervortrat und Freund wie Feind damit überraschte und übertölpelte. Denn seine Kriegsziele umspannten stets die ganze Welt, so daß es, während die übrigen Mächte um strittige Grenzberichtigungen haderten, die zu den gebrachten Opfern in gar keinem Verhältnis standen, seinen kolonialen Besitzstand mit den kostbarsten Schatzstücken der Erde zu bereichern vermochte. Kein Staat ist je mit größerer Vorsicht und mit so völlig ausgearbeitetem Friedensprogramm in einen Krieg eingetreten als England. Aber es hat auch keinen Krieg mit größeren Absichten geführt als diesen, der sein Werk zum Abschluß bringen und krönen sollte. Bei der Niederwerfung Spaniens und der Entnervung Hollands handelte es sich zunächst nur um die Ausschaltung des Wettbewerbs zur See. Auch Frankreich ward lediglich wie ein verwundeter Walfisch auf den Strand geworfen. Es ist nach all den Kämpfen und Wandlungen fraglos in die Gefolgschaft des einstigen Gegners eingetreten.

Mit Deutschland aber sollte trotz aller heuchlerischen Reden nicht so glimpflich verfahren werden. Gerade um Frankreich für immer an England zu binden und jeder Anlehnung an Deutschland einen Riegel vorzuschieben, ward ihm nicht nur die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens zugesichert, sondern sogar die Rheinlinie freigegeben. Die Erreichung dieses Zieles allein genügte, uns in die alte Machtlosigkeit auf dem Festlande zurückzuwerfen. Aber England winkten in Afrika längst ins Auge gefaßte Vorteile. Durch die Erwerbung von Ostafrika konnte endlich die Linie vom Kap bis nach Kairo hergestellt werden. Deutsch-Südwest aber würde eine wünschenswerte Ergänzung bieten. Und was wir sonst in der Welt besaßen, in Neuguinea und in der Südsee, das mochten die Japaner festhalten zum Dank für ihre Hilfe. Denn England hätte sein Ziel erreicht: das deutsche Kolonialreich läge zertrümmert, die besten Teile fielen England zu und das deutsche Volk wäre so geschwächt, daß es jahrhundertelang nicht daran denken konnte, den Bau von neuem zu beginnen.

Aber damit wäre unser Handel noch nicht völlig vernichtet; England kennt den Wagemut und die unerschütterliche Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns. Dieser würde selbst nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges versuchen, überall aufs neue festen Fuß zu fassen und die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Dem baut England jetzt schon vor, indem es uns die ganze Welt verhetzt und einen Staat nach dem anderen in den Verband hineinzieht. Dadurch wird in jedem Lande der Keim deutschen Lebens erstickt, der deutsche Kaufmann um Hab' und Eigen gebracht, die deutsche Schiffstonnage weggeräubert. Und



Württembergische Artillerie bei der Windmühle von Warneton.
Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

damit macht es dem Volke die größte Freude: denn dieses bildet von den Lords bis zum ärmsten Hafenarbeiter doch nur eine auf Gewinn und Erwerb bedachte Handelsrepublik. Die Verdienstmöglichkeiten steigen, und das allein schon ist die fraglos großen Opfer wert, die Land und Volk in diesem Kriege bringen mußten wie nie zuvor.

Nicht minder wertvoll aber ist eine andere Beute, die bereits in greifbarer Nähe winkt. Längst ist das Mittelmeer, trotz Spanien, Frankreich und Italien, von Griechenland ganz abgesehen, englisches Gewässer. Es ist sogar seit der Aneignung Ägyptens der eigentliche Mittelpunkt seiner Weltstellung. Auf den Suezkanal hat es seine stolze Hand gelegt. Der Seeweg nach Indien ist in seinen Händen. Nun gilt es noch die Landverbindung zu gewinnen und der Türkei ihre besten Provinzen, Palästina, Arabien, Mesopotamien, zu rauben. Doch damit noch nicht genug. Der Handel in der Ostsee ist ein alter Zweig der englischen Weltwirtschaft, ihn zu beherrschen ein Herzenswunsch des englischen Kaufmanns. Nun ist durch den Krieg die Möglichkeit gegeben, ihn zu erfüllen. Das russische Reich ist in seinen Grundtiefen erschüttert, dem englischen Einfluß sind Tür und Tor geöffnet. Der Kaufmann setzt sich fest, britannischer Reichtum erwirbt weitgedehnte Länderstrecken von Privaten, die sich in ihrem Besitztum von der Revolution bedroht sehen. Die englische Macht aber hat schon auf den Aalandsinseln ihre Pflöcke eingeschlagen und betrachtet den wichtigen Hafen von Archangelsk bereits als ihr Eigen, ebensogut wie Calais.

Das ist das England, dem wir einen selbstlosen, einen Versöhnungsfrieden angeboten haben. Noch ist es das Haupt einer Vereinigung, deren Glieder zum Teil mit ihren ganzen Lebensinteressen an England geknüpft sind, von ihm sich nicht zu lösen wissen, selbst wenn sie wollten. Nur Rußland könnte, gezwungen etwa durch die deutsche Offensive im Juli 1917, sich zu einem Sonderfrieden entschließen müssen und damit das feste Gefüge des Verbandes sprengen. Dagegen hat das Londoner Kabinett an Mister Wilson einen Freund, der mit seinem Gedanken von dem Weltfriedensbund das angelsächsische Siegel drücken möchte unter den Frieden, der Englands Wünschen völlig Genüge tut, die übrigen Staaten leidlich befriedigt, Deutschland aber in seine Teile zerbricht und als armseligen Rumpf ohne Glieder in diesen neuen Weltbund einfügt. Das wäre dann der „Versöhnungsfriede", den England einzig anzunehmen gesonnen ist, den seine Staatsmänner allein bewilligen können, sollen sie nicht wegen Hochverrats zur Verantwortung gezogen werden, es sei denn, daß die Verhältnisse stärker sind als ihr Wille. Ihr Friede ist nur auf den Trümmern des Deutschen Reiches denkbar. Aber das setzt den endgültigen englischen Sieg voraus, und dafür fehlen allerdings alle Anzeichen. Im Gegenteil. Wohl drückt es uns durch seinen kalten Starrsinn das Schwert immer wieder aufs neue fest in die Hand und zwingt uns, so zu tun, was Ehre und Heil des Reiches an sich fordern und einzig den Ausweg bietet aus dem Wirrsal, in das wir geraten. Denn England ist nicht unbesiegbar. Der U-Bootkrieg geht ihm ohne Zweifel an den Lebensnerv. Schon mehren sich dafür die Anzeichen, und selbst ernsthafte Engländer gestehen, daß, wenn sich kein Abwehrmittel findet gegen diese Waffe, das Inselreich sich als besiegt erklären muß. Und dann fällt das Bündnis von selbst auseinander, die jetzigen Freunde Englands und die Neutralen vermögen wieder ihren eigenen Interessen nachzugehen, und es können sich dann die Weltverhältnisse wirklich friedlich und versöhnlich gestalten; es kann dann ein „Versöhnungsfriede" geschlossen werden. Die Grundbedingung dafür aber ist der deutsche Endsieg. Er allein kann uns und auch der Welt den wahren Frieden bringen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant Ritter v. Tutschek, erfolgreicher deutscher Kampfflieger, erhielt den Orden Pour le Mérite.

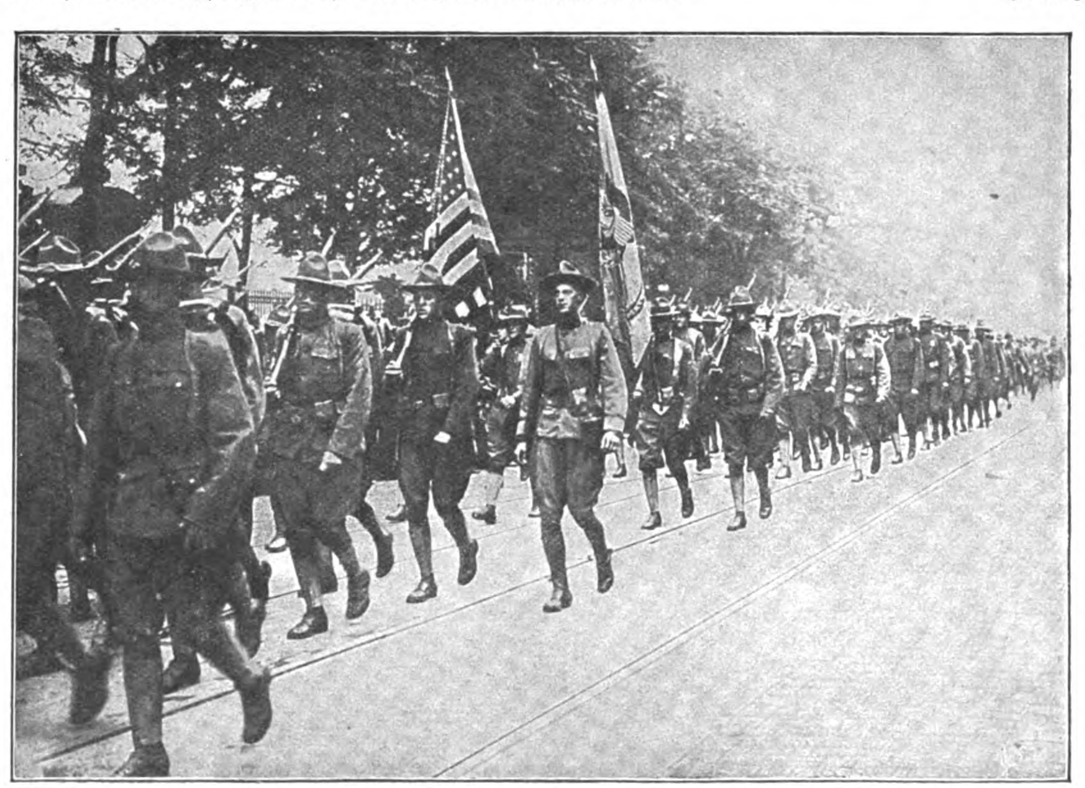
Die Befreiung Ostgaliziens und der Bukowina.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

1. Der deutsche Durchbruch. Von Zborow bis nach Tarnopol.

Sofort als die berühmten Regimenter des 1. Julis um Brzezany angriffen, stand bei der deutschen Führung der Plan einer Gegenunternehmung fest, die am 19. Juli 1917 mit voller Wucht begann.

Geplant war nur eine Antwort auf die russische Offensive, in einem Umfange, dessen Grenzen natürlich nicht ängstlich gesteckt waren, weil sie ja ganz von der Entwicklung der Dinge abhingen. Man wählte als Stelle des Angriffs das Frontstück etwas nördlich von dem russischen Angriffsraume, jenen Teil, wo die Linien in nordöstlicher Richtung von Brzezany heranlaufend bei Zborow die Bahnlinie und Straße Lemberg—Tarnopol schneiden und die Strypa überqueren und dann nach Zwyzyn zum



Marsch amerikanischer Truppen durch die Straßen von Paris.

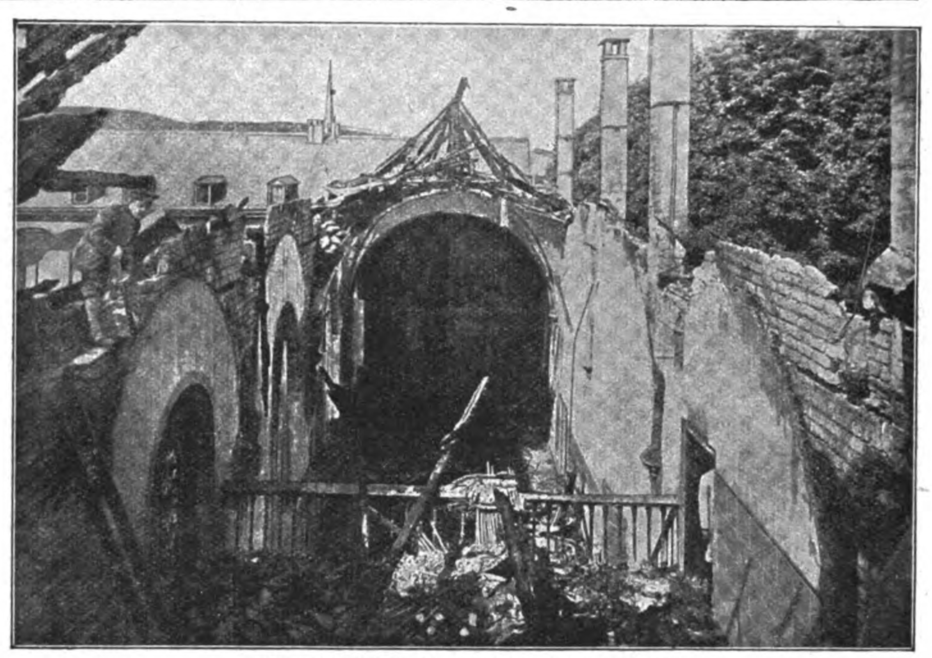
Nach einer französischen Darstellung.

Sereth hinaufführen. Die Vorbereitungen waren in aller Stille getroffen worden. Man hatte Truppen hinter der Front zusammengezogen, Kraftwagenkolonnen drängten sich Tag und Nacht und brachten die Munitionstapel nach vorn, gewaltige Massen an Artillerie und Minenwerfern waren versammelt, um der Infanterie die Gasse zu bahnen.

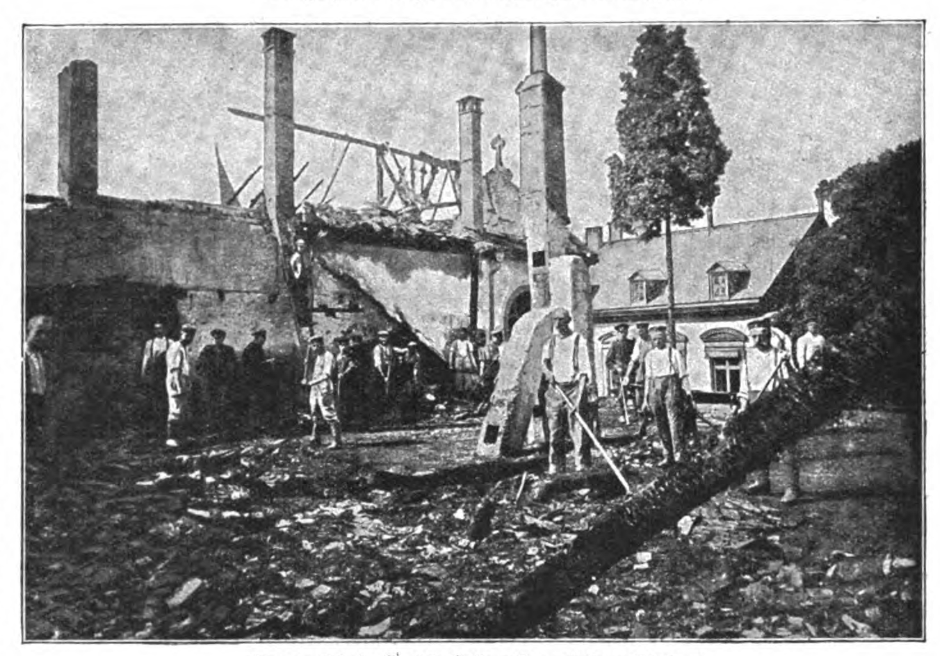
Ein überwältigendes Feuer begann in der Morgenfrühe des 19. Julis; die Salven der Minenwerfer prasselten krachend über das vordere feindliche Stellungssystem, so daß es nur einen einzigen Wirbel von fliegenden Brettern und Balken inmitten einer schwefelgelben Staub- und Erdwolke gab, während schwere Artillerie die hinteren Stellungen unter Feuer hielt und ein dicker Gasnebel sich über die feindlichen Batterien senkte. Nur sechs Stunden lang tobte die Artillerievorbereitung, aber sie war so genau, daß der Erfolg von Minute zu Minute sicherer schien. Dieses Vorbereitungsfeuer impfte der eigenen Infanterie das Siegesbewußtsein ein, erfüllte sie mit Zuversicht auf leichten Sieg und gab ihr so den Schwung, der für Tage und Wochen ausreichte, die Russen zu verfolgen und ihren immer kräftiger werdenden Widerstand zu brechen. Diese Feuervorbereitung brachte in die russische elfte Armee jenen Schrecken, der sie im Anfang zu eiliger Flucht zwang, die alle Reserven mit sich fortriß.

Nach der Feuervorbereitung brach die Infanterie zum Sturm vor. Zuerst packte man den Gegner, um ihn über die Stoßrichtung zu täuschen und ihn glauben zu lassen, daß die Straße Lemberg—Tarnopol die Kampfrichtung angebe, an der Zlota Gora nördlich von Zborow an. Aber man drängte nach dem ersten erfolgreichen Sturm dort nicht nach. Man ließ dem Russen Zeit zum Sammeln, ja sogar zu Gegenstößen, die mittags und gegen Abend einsetzten und abgewiesen wurden. Derweilen ging erst der linke Flügel vor und gewann leicht und schnell Boden. Der sechs Kilometer breite Raum von Harbuzow bis nach Zwyzyn wurde rasch durchbrochen; schon nach einer halben Stunde waren die ersten zwei Linien der feindlichen Stellung in unserer Hand. Der russische Widerstand war schwach. Nur im Grunde des Dorfes Zwyzyn und später, schon vier Kilometer östlich, im Dorfe Hnidawa, kam es zu Handgranatenkämpfen. Der Russe zog sich überraschend schnell zurück. Schon hier offenbarte sich seine Meisterschaft in Rückzügen, die wir ja an der Ostfront wiederholt erprobt haben. Wir machten an dem Tage nur 3000 Gefangene und erbeuteten nur 10 Geschütze. Der Gegner muß also gleich zu Beginn des Trommelfeuers die schwere Artillerie abgebaut, Kolonnen und Trains und die in Reserve liegende Infanterie zurückgerufen haben.

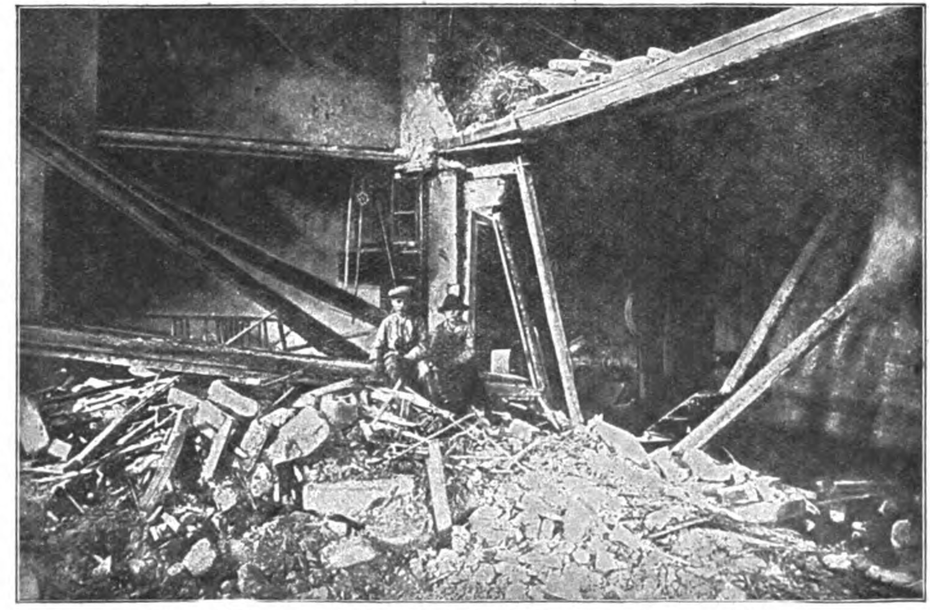
Der rechte Flügel der Durchstoßgruppe erreichte schon am 19. Juli Olejow, kam also sechs bis sieben Kilometer weit vor, der linke aber marschierte fast die doppelte Kilometer-



Die zerstörte Kapelle des Franziskanerklosters.



Der zerstörte Dachstuhl des Franziskanerklosters.



Ein zerstörtes Haus mit zwei aus den Trümmern geborgenen Kindern.

Zum feindlichen Fliegerangriff auf die offene Stadt Trier.

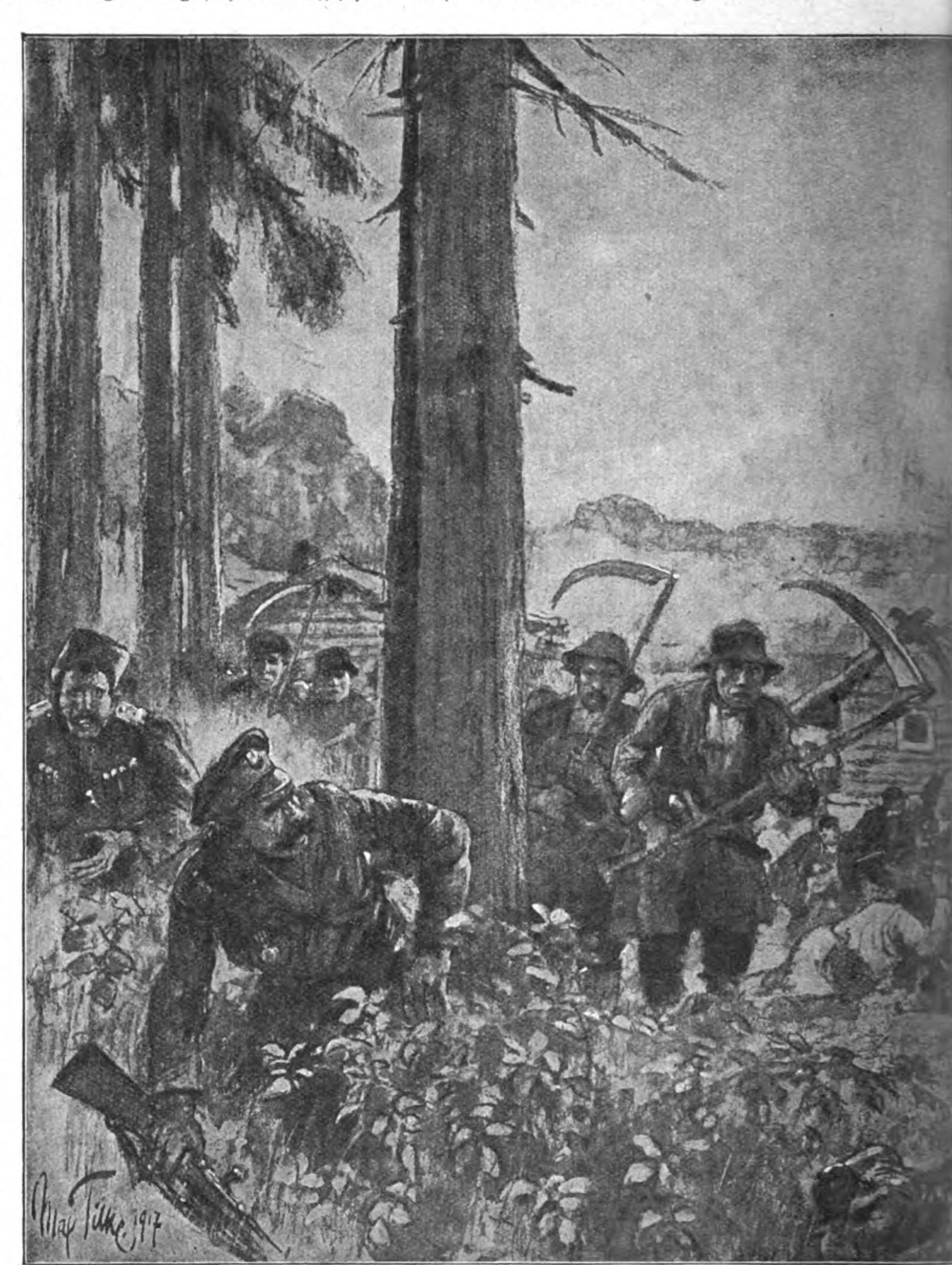
Nach Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.

zahl vorwärts. Starke Sicherungen blieben am westlichen Serethufer stehen, während die Hauptmacht im festen Vertrauen auf die Abwehrkraft der dort gebliebenen Truppen weiter nach Südosten drängte. Am Abend hielt der linke Flügel an der gesprengten Serethbrücke im westlichen Teil des Dorfes Zalocze, der rechte an den Mackowa-Gora-Kuppen bei Olejow. Und dahinter zogen schon die Pferde- und Autokolonnen nach vorn, wurden Munitionslager vorverlegt, zogen Lazarette nach, kurz: Man war gleich am ersten Tage des Durchbruchs in den vollen Bewegungskrieg hineingekommen. Wiederum wurden am folgenden Tag 16 bis 20 Kilometer marschiert, und während die eigentliche Angriffsgruppe bis in die Linie Opal (östlich von Jezierna)—Czerniechow am Sereth gelangte, überschritt die nach Süden anschließende Gruppe, nun auch über Zborow vorgehend, bei Jezierna Bahn und Straße Zborow—Tarnopol in breitem Strome. Der dritte Tag brachte Marschleistungen und Erfolge von geradezu erstaunlicher Größe. Die von Potutory nach Ostrow führende West-Ost-Bahn wurde an mehreren Stellen erreicht und überschritten, denn bereits schloß sich die deutsche Südarmee dem Vorgehen der Böhm-Ermollischen deutschen Angriffsarmee an.

Immer länger wurde die von Zwyzyn gegen Tarnopol zu führende Serethflanke der Angriffsarmee, aber immer tiefer drang der Stoß in das Hintergelände der durchbrochenen elften russischen Armee ein, der sich auf der Flucht nun auch die russische siebente Armee anschließen mußte. Vergebens versuchte der Russe an den beiden folgenden Tagen zwischen Smorgon und Krewo und weiter oben südlich von Dünaburg und bei Jakobstadt Entlastungstöße zu führen. Die Heere der Verbündeten drängten den russischen Gegner in immer breiterer Front nach Südosten; es gab Schwung und Bewegung an den ganzen Linien. Nur Tarnopol blieb zunächst liegen. Während der Zug nach Südosten weiterging und man schon südlich von der Stadt am 22. Juli den Sereth überschritt, saßen die Russen noch auf den die Stadt überhöhenden Hügeln mit ziemlich starker Artillerie und sammelten sich zu kräftigerem Widerstand, der in zähen und an Heftigkeit mit der Zeit zunehmenden Nahkämpfen gebrochen werden mußte. Massenangriffe der Russen bei Trembowla brachen zusammen, blindes Vorwärtsstürmen Kerenskischer Todesbataillone mit roten Fahnen und roter Kokarde an den Mützen verblutete südöstlich von Tarnopol am Abend des 24. Julis im Feuerregen der Maschinengewehre und der auf 500 Meter vor den Sturmwellen aufgefahrenen Artillerie. Und während schon Halicz am Dnjestr wieder besetzt und von der Lomnicafront aus der gewaltige Tagesvormarsch bis nach Stanislau unternommen wurde, brach der letzte Widerstand östlich und südöstlich von Tarnopol zusammen: am frühen Morgen des 25. Julis zogen deutsche, altpreußische Gardetruppen in die Trümmerhaufen der von den Russen niedergebrannten Stadt unter dem Jubel der geplagten Bevölkerung ein.

2. Bis an den Zbrucz und bis nach Czernowitz.

Nach der Eroberung von Tarnopol erstreckten sich die militärischen Handlungen schon weiter nach Südosten. Mochte ursprünglich geplant gewesen sein, nach Osten zu überhaupt nur die Serethlinie zu erreichen, so wurden die Grenzen alsbald weiter gesteckt; die Heere drangen zum Hnizdecznaabschnitt und dem Gnieznaabschnitt vor und bezwangen in rascher Folge die sich fortwährend setzenden russischen Nachhuten. Von Zalocze bis dicht an Tarnopol heran hielt indessen die russische Front in ihrer alten Linie stand, das heißt, sie wurde gar nicht angegriffen und machte auch selbst nicht den Versuch, auf die lange, neue Flanke der Angriffsarmee irgendwie einzuwirken, die sich in mühevoller Arbeit einzugraben und ein starkes Stellungssystem zu schaffen begann. Der Brückenkopf Tarnopol wurde zunächst auf dem östlichen Serethufer erweitert und ausgebaut; gleichzeitig folgte man den schnell zurückweichenden Russen in breiter Front zur Reichsgrenze bis an den Zbrucz, hinter den sie zu beiden Seiten des Städtchens Husiatyn zurückgingen. Schon am 28. Juli wurde der Grenzfluß erreicht und nach erbittertem Kampfe mit neu herangeführten russischen Korps in 50 Kilometern Frontbreite nördlich von Husiatyn überschritten. Die Aufgabe der eigentlichen Durchbruchsgruppen vom 19. Juli war damit in knapp zwei Wochen glänzend gelöst; sie standen jenseits der Reichsgrenze in einem Brückenkopf, der das Erreichte sicherte. Inzwischen vollzog sich weiter nach Süden zu, was man die strategische Auswirkung eines gut gelungenen Durchbruchs nennt. Die Befreiung Ostgaliziens machte Riesenfortschritte, und alles drängte sich zum Kampf um Czernowitz zusammen. Czernowitz ist die Hauptstadt der Bukowina, und dieser Umstand gab ihrer Eroberung auch weit über das Militärische hinaus eine größere Bedeutung, als sie die Besetzung all der galizischen Städte bisher haben konnte. Czernowitz besitzt aber auch eine große militärische Bedeutung als Knotenpunkt zahlreicher wichtiger Straßen, die



Finnische Bauern im Kampfe mit plündernden russischen Soldaten.

von Norden, Westen und Süden her dort zusammenlaufen. — Bevor jedoch die Annäherung an Czernowitz vollzogen werden konnte, waren gewaltige Märsche zurückzulegen und heftige Angriffe und Gegenwirkungen der Russen zu überwinden. Die Russen kamen dem Stützpunkt ihrer Versorgung mit Nachschub und Munition immer näher; das Zusammenpressen ihrer Verbände erleichterte ihnen, bewährte Regimenter herauszuziehen und sie zum Nachhutwiderstand einzusetzen. Zunächst kamen die Verbündeten noch rasch vorwärts. Eine Reihe galizischer Ortsnamen künden die Abschnitte des Marsches an. Schon am 23. Juli fiel Podhajce und wurde der Russe aus dem erst kurz zuvor von ihm eroberten Eisenbahnknotenpunkt Halicz am Dnjestr verdrängt. Die Bystrzyca Solotwinska wurde überschritten, und südlich vom Tartarenpasse wankte schon die ganze feindliche Front. All das schob und drängte sich zum Knotenpunkt Czernowitz zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Finnische Bauern im Kampf mit russischen Soldaten.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Die Revolution, die Rußland von der zaristischen Gewaltherrschaft befreien sollte, hat dem russischen Volke statt Freiheit, Selbständigkeit und Frieden in Wirklichkeit erst recht Anarchie, Unterdrückung und ein Schreckensregiment gebracht, das an die wildesten Zeiten der großen französischen Revolution erinnert. Fahnenflüchtige, die zu Zehntausenden die Front verließen und in ihre Heimat zurückkehrten, durchzogen sengend, brennend und plündernd das Land. Tagtäglich wußten die Zeitungen von neuen Gewalttaten meuternder Soldaten zu berichten, die die großen Gutshöfe plünderten und in Brand setzten und deren ausgedehnte Ländereien unter sich verteilten. In manchen Gegenden, wo die Bauern unter der Gewalt der Großgrundbesitzer zu leiden gehabt hatten, beteiligte sich die Bevölkerung bereitwillig an solchen Raubzügen, froh, endlich den Tyrannen begangenes Unrecht heimzahlen zu können.

In anderen Provinzen des russischen Reiches kam es aber auch zu ernstlichen Feindseligkeiten zwischen den ansässigen Bauern und den plündernden Soldaten, die einander regelrechte Schlachten lieferten. Dies war namentlich in Finnland der Fall, dessen fast ausschließlich schwedisch-finnische Bevölkerung gleich nach dem Sturz des Zarismus die Selbständigkeit ihres Landes ausgerufen und die russischen Unterdrücker vertrieben hatte. Aber auch das Land der Tausend Seen wurde von den Horden fahnenflüchtiger Soldaten heimgesucht, die hier auf Beute ausgingen.

So erschien Anfang Juli 1917 in der Gemeinde Hörna in Nordfinnland eine Abteilung russischer Soldaten, drang in die Höfe ein und verlangte von den Bauern sofortige Auslieferung ihres Viehes und ihrer Getreidevorräte. Die Bauern aber wollten erst die von der Regierung ausgestellten Vollmachten sehen, und da die Soldaten solche nicht vorzeigen konnten, weil sie auf eigene Faust vorgingen, so weigerte sich die Bevölkerung entschieden, auch nur das geringste herzugeben. Die teilweise schon stark angetrunkenen Soldaten — denn es gehörte auch zur „Freiheit" des Russen, die Schnapskeller zu plündern und den seit Kriegsausbruch streng verbotenen Alkohol in vollen Zügen zu genießen — suchten mit Gewalt in die Ställe und Scheunen einzudringen, wogegen sich die Besitzer aber wehrten. Auf kurzen Wortwechsel folgte die Tat: die Soldaten, die in voller Ausrüstung erschienen waren, rissen ihre Gewehre von den Schultern und schossen auf die Bauern. Diese, einem solchen Angriff nicht gewachsen, flüchteten und versteckten sich in ihren Gehöften, die nun regelrecht belagert und mit heftigem Gewehrfeuer überschüttet wurden. Aber schon bald ließ es nach und verstummte schließlich ganz: die Angreifer hatten ihre Munition verschossen und hofften, daß die Bauern, durch das Schießen eingeschüchtert, jetzt gutwillig ihre Vorräte ausliefern würden. Doch kaum merkten die Bauern, daß ihre Gegner keine Munition mehr hatten, bewaffneten sie sich mit Messern, Sensen und Hacken und gingen gegen die Belagerer vor. Nun entspann sich ein erbitterter Nahkampf, in dem die Finnländer blutige Rache nahmen. Den wütenden Bauern konnten die Soldaten nicht standhalten. In panikartiger Flucht verließen sie das Dorf und suchten Schutz in den Wäldern. Aber etwa 400 Bauern verfolgten die Fliehenden und fielen nun mit ihren einfachen, aber gefährlichen Waffen über sie her. Mit Messern wurden die Soldaten niedergemacht oder mit Pickeln und Dreschflegeln erschlagen, soweit sie in den Wäldern kein sicheres Versteck gefunden hatten. Zwanzig Bauern und fünfzig Soldaten blieben nach finnischen Zeitungen auf der Walstatt.

Die gleiche Erregung gegen die russischen Plünderer herrschte in allen Gegenden Finnlands, und fast täglich kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen russischen Soldaten und finnischen Bauern, so daß sich die Regierung zur Vermeidung ernsterer Unruhen gezwungen sah, die russi-

schen Besatzungen teilweise zurückzuziehen, um den völligen Abfall des ehemals schwedischen und erst seit hundert Jahren unter russischer Herrschaft stehenden Landes zu verhüten.

Der Krieg in Ostafrika im Juni und Juli 1917.

(Hierzu die Bilder Seite 206 und 207 sowie die Karte in Band V Seite 79.)

Auf den ostafrikanischen Kampfstätten spielten sich gegen Ende des dritten Kriegsjahres wiederum heftige, wechselvolle Kämpfe ab.

Im Küstenabschnitt des Lindibezirkes landeten die Engländer gegen Ende Juni nördlich von der Hafenstadt Lindi unter dem wirksamen Schutze ihrer großen Kriegsflotte abermals starke, den Deutschen an Zahl beträchtlich überlegene Truppen und nahmen nach heftigem Kampf von der Stadt zum zweiten Male Besitz. Auch an anderen Küstenorten, von wo aus die Engländer zwischen Februar und März auf ihre Schiffe zurückgejagt wurden, konnten sie nach heftigen Gefechten wieder festen Fuß fassen. —

Im portugiesischen Njassalandgebiet setzten die deutschen Schutztruppenkolonnen im Juni ihren siegreichen Vormarsch weiter nach Süden fort. Die portugiesischen Njassaseeortschaften Mtende, Tschitesi, Utonga, Mtangula, Tschiragulu, Mlamilo (östlich vom See), Losewa und Porto Orojo (am See) wurden von den Deutschen besetzt; große Beute fiel ihnen auf diesen Stationen in die Hände. In den ersten Junitagen näherten sich die wagemutigen deutschen Kolonnen der Grenze des britischen Njassaseelandes, nachdem sie die weite Strecke von rund 250 Kilometern südwärts auf portugiesischem Boden zurückgelegt hatten. Nach portugiesischen Meldungen bemächtigten sie sich des britischen Grenzforts Maguire nach erbittertem Gefecht, wobei die britische Besatzung völlig zersprengt wurde. Auch hier trat noch kein Stillstand in der stürmischen Vorwärtsbewegung der Deutschen ein. Diese überschritten nun die Grenze des britischen Njassaseelandes und drangen in der Richtung auf das britische Fort Johnston (am Südende des Sees) vor. Die Engländer rafften eiligst Truppen zusammen und schickten sie den Deutschen entgegen, deren Vormarsch dadurch gehemmt wurde. Es kam in der letzten Junihälfte zwischen beiden Gegnern teils auf britischem, teils auf portugiesischem Boden zu zahlreichen kleineren und größeren Gefechten, wobei die Engländer mehrmals empfindlich geschlagen wurden. Als diese immer mehr Truppen nach dem Grenzgebiet des Njassalandes warfen und bald den Deutschen an Zahl überlegen waren, bewerkstelligten letztere Ende Juni unter Mitnahme ihrer großen Beute den wohlgeordneten Rückmarsch nach Norden, nach dem deutschen Gebiet, ohne mit den langsam und vorsichtig nachfolgenden britischen und portugiesischen Truppen in besondere Berührung zu kommen. Während ein Teil der deutschen Schutztruppler die reiche Beute auf deutsches Gebiet in Sicherheit brachte, verblieben die anderen Abteilungen noch tief drinnen auf portugiesischem Boden stehen und behaupteten sich erfolgreich gegen mehrfache feindliche Angriffe.

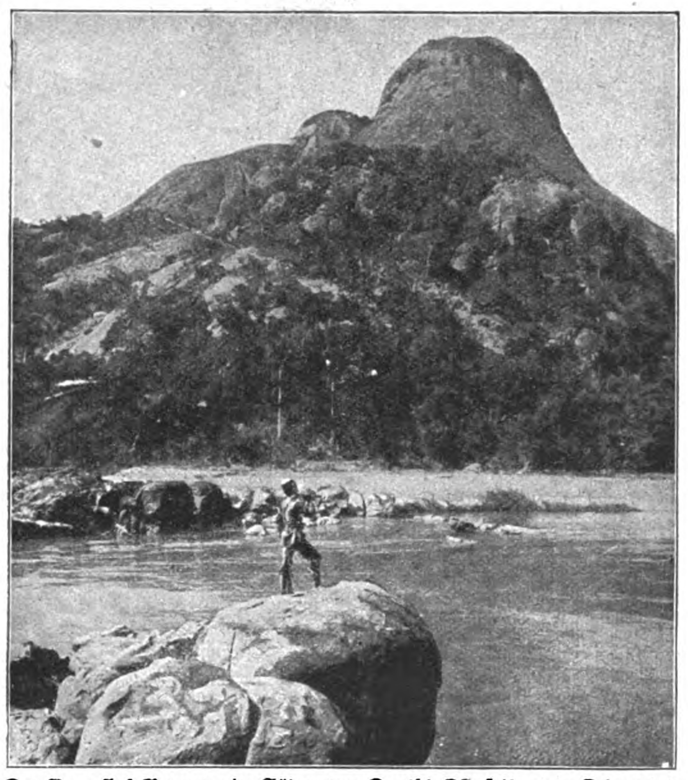
Im westlichen und nördlichen Gefechtsabschnitt blieb die Lage im Juni ziemlich unverändert. —

Zu Beginn des Monats Juli leiteten die Engländer eine zweite, gut vorbereitete Offensive gegen das etwa 200 000 Quadratkilometer große deutsch-ostafrikanische Gebiet im Südosten der Kolonie ein, das die ruhmbedeckte Schutztruppe zu diesem Zeitpunkte noch fest in ihren Händen hatte.

Der Schauplatz dieser neuen englischen Unternehmungen lag in dem ausgedehnten, buschreichen Gebiete der beiden Küstenbezirke Kilwa und Lindi; dorthin war nun das Schwergewicht der ostafrikanischen Kämpfe verlegt. Ausgangspunkte der Angriffe waren die beiden gleichnamigen Hafenstädte; General van Deventer, der im April an Stelle des Generals Hoskins den Oberbefehl über die gesamten britischen Streitkräfte übernommen hatte, leitete die Unternehmungen. Die Angriffsbewegungen der Engländer verliefen im Monat Juli wie folgt:

Am 1. Juli rückten die britischen Streitkräfte mit großer Übermacht nach einheitlichem Plane von den beiden Küstenstädten Kilwa und Lindi aus gegen die stark befestigten deutschen Stellungen vor, die sich dicht südlich und südwestlich von Kilwa und dicht westlich und südwestlich von Lindi befanden, und die bisher dem Feinde den Weg ins Innere versperrten.

Bei Kilwa standen sich die Hauptkräfte der beiden Gegner gegenüber. Unter dem starken, umfassenden Drucke der vielfach überlegenen britischen Streitkräfte war die deutsche Schutztruppenhauptmacht gezwungen, nach erbitterten Kämpfen am 4. Juli ihre Stellungen bei Kilwa aufzugeben; sie zog sich 15 Kilometer südwestlich davon auf vorbereitete Stellungen zurück. Die Feinde rückten langsam nach und nahmen erst am 7. Juli mit der Mitte der deutschen Schutztruppenhauptmacht in der Gegend von Ukuli wieder Gefechtsfühlung. Während ein Teil der britischen Truppen die deutsche Mitte zu binden versuchte, begannen die übrigen britischen Streitkräfte in drei Kolonnen eine umfassende Bewegung gegen die Mitte und den rechten Flügel der Deutschen auf der Linie Ukuli—Mayongo. Dort kam es zu heißen, erbitterten Gefechten, die bis zum 10. Juli andauerten. Die deutsche Schutztruppenhauptmacht setzte den Engländern so starken und erfolgreichen Widerstand entgegen, daß deren Einkreisungsbewegungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen. Der deutschen Führung gelang es, ihre Streitkräfte, nachdem sie den angreifenden Briten schwerste Verluste beigebracht hatten, rechtzeitig und ohne Verluste an Gefangenen und Material auf ihre vorbereiteten starken Hauptstellungen bei Narongomba, 50 Kilometer südwestlich von Kilwa, zurückzuführen. Damit war der großzügige Plan der englischen Führung, die deutsche Schutztruppenhauptmacht bei Kilwa einzukreisen und ihr einen vernichtenden Schlag zu versetzen, wieder kläglich mißlungen.



Der Grenzfluß Rowuma im Süden von Deutsch-Ostafrika, der Schauplatz kleiner Gefechte mit den Portugiesen.

Trotz der empfindlichen Verluste, die die farbigen Engländer bei Ukuli—Mayongo erlitten hatten, verfügten sie immer noch über eine den Deutschen sehr überlegene Truppenmacht, mit der sie ihren zurückgehenden Gegnern langsam folgten.

In der Nacht vom 18. zum 19. Juli kam es dann um den Besitz der deutschen Stellungen bei Narongomba zwischen den beiden gegnerischen Hauptstreitkräften zu einem neuen schweren Ringen, das die ganze Nacht hindurch mit größter Erbitterung geführt wurde. Hierbei versuchte die englische Führung wiederum vergeblich, die deutsche Schutztruppenhauptmacht einzuschließen und „mit einem Schlage" zu vernichten. Die deutschen Truppen leisteten in dem mit dichtem Busch bewachsenen Gelände heldenmütigsten Widerstand und machten erfolgreiche Gegenangriffe. Allein am 19. Juli morgens war die deutsche Schutztruppenhauptmacht abermals gezwungen, vor der drohenden Umfassung

zu weichen. Ungeschlagen gab sie bei Narongomba ihre starken Hauptstellungen, vor denen sich Tausende von farbigen britischen Söldnern in zahlreichen vergeblichen Nachtstürmen verblutet hatten, auf und zog sich in südwestlicher Richtung auf das Mbemkurutal zurück, während eine kleinere Abteilung nach Westen auf Liwale zurückging. Die englischen Verluste waren so schwer, daß der Feind der zurückgehenden deutschen Schutztruppenhauptmacht nicht folgen konnte.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

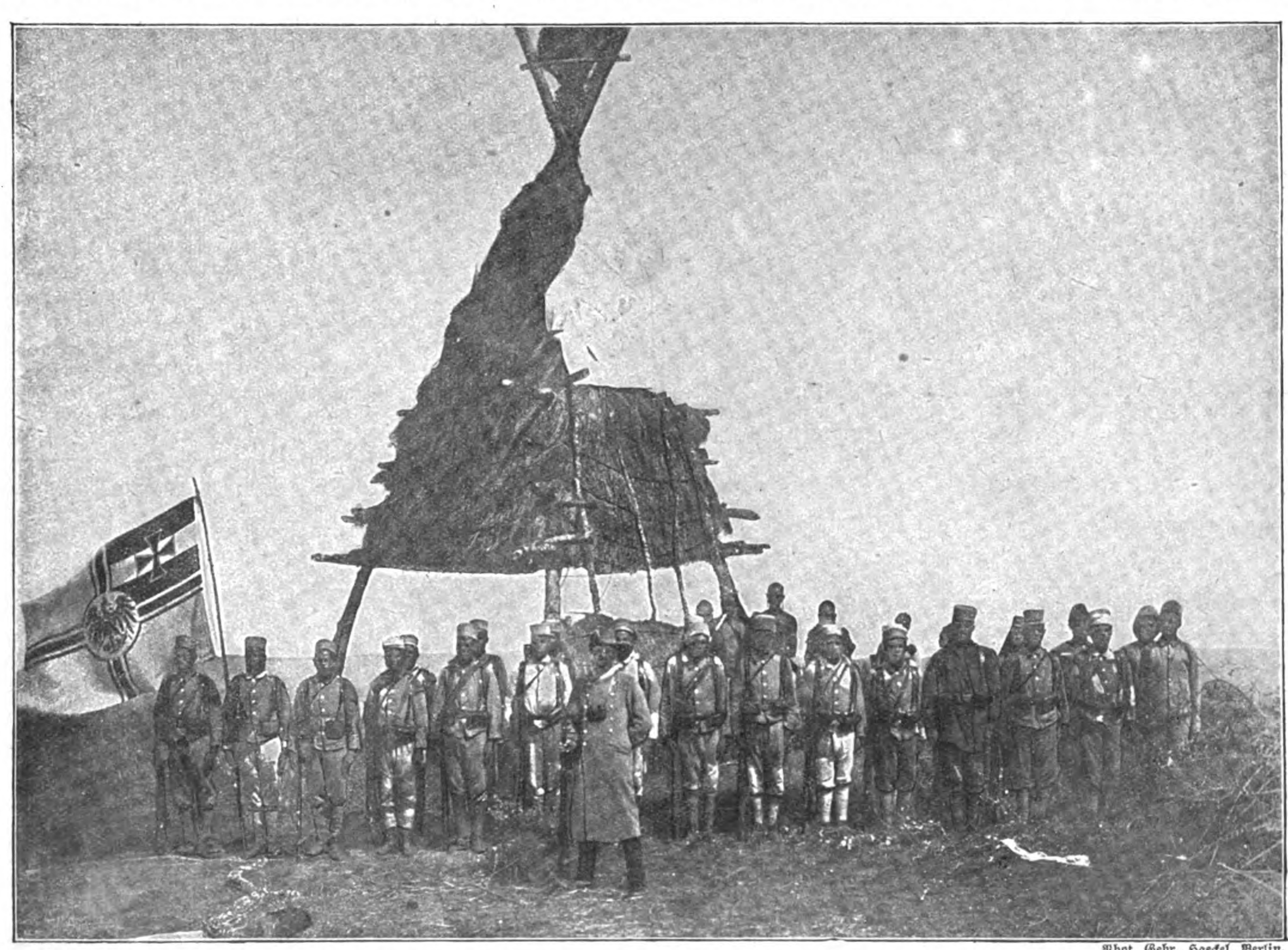
Heliographenabteilung der deutschen Schutztruppe in Daressalam.

Der Kampf bei Narongomba am 18./19. Juli war nach den englischen Berichten eine der größten Schlachten des ganzen ostafrikanischen Feldzuges gewesen. Es kann nicht geleugnet werden, daß dabei die Engländer infolge ihrer großen Übermacht an Truppen und Material einen taktischen Erfolg erzielten, indem sie die Deutschen zur Aufgabe ihrer starken Hauptverteidigungsanlagen zwangen, doch errangen sie keinen entscheidenden Sieg über ihre Gegner, deren Kampfkraft auch jetzt noch völlig ungebrochen war. Die Engländer konnten aus der Schlacht bei Narongomba weder Gefangene noch Beute melden, mußten aber zugestehen, daß ihre Truppen sehr beträchtliche blutige Verluste erlitten hatten. —

Mit ihren gleichzeitig bei Lindi am 1. Juli begonnenen Angriffsunternehmungen waren die Feinde weniger glücklich. Es gelang ihnen zwar, starke deutsche Kolonnen in den ersten Julitagen nach heftigen Gefechten westlich und südwestlich von der Stadt einige Kilometer ins Innere zurückzudrängen, aber dann wurde die deutsche Gegenwehr so stark, daß die Engländer trotz ihrer Truppenübermacht und mehrerer Umfassungsversuche nicht vermochten, den Widerstand der Deutschen zu brechen und weiter ins Innere des Lindibezirkes vorzudringen. Den ganzen Monat Juli über konnten die Engländer dort keine weiteren Fortschritte erzielen. —

Auf den übrigen ostafrikanischen Nebenkriegschauplätzen im Nord-, West- und Südabschnitt kam es im Juli neuerdings zu lebhafterer Gefechtstätigkeit.

Im Nordabschnitt konnte anfangs Juli eine Abteilung britisch-westafrikanischer Truppen vom Rufidjifluß aus 56 Kilometer nach Süden in der Richtung auf Mswega vorrücken, ohne besonderen deutschen Widerstand zu finden.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eine militärische Beobachtungstation auf freiem Felde in Deutsch-Ostafrika.

Südöstlich von Iringa mußte Mitte Juli eine schwächere deutsche Schutztruppenabteilung ihre lange Zeit sehr kräftig verteidigten Stellungen am Ruipafluß infolge umfassender feindlicher Angriffe aufgeben und nach Südosten in der Richtung auf Mahenge (siehe die Bilder in Band V Seite 406 und Band VI Seite 255) zurückgehen.

Im westlichen Gefechtsabschnitt, nämlich in dem Gebiete zwischen Iringa und Ssongea, drangen zu Beginn des Monats Juli die in den vorhergehenden Monaten mehrmals schwer geschlagenen Truppen Northeys mit großen Verstärkungen wieder vor und besetzten nach einer Reihe von schweren und verlustreichen Gefechten abermals den größten Teil des Ssongeabezirks. Die deutschen Schutztruppenabteilungen, die mit größtem Heldenmute kämpften, waren durch die Northeysche Übermacht wiederum gezwungen, nach Norden gegen Mahenge auszuweichen. —

Durch den starken Druck der im Ssongeabezirk vordringenden überlegenen Streitkräfte Northeys waren die im Süden davon noch auf portugiesischem Boden des Njassalandes stehenden deutschen Schutztruppenabteilungen genötigt, im Juli wieder an den Rowumagrenzfluß, und zwar in nordöstlicher Richtung auf Ssassawara und die Mkulaberge zurückzugehen, um nicht abgeschnitten zu werden.

Dagegen konnten sich diejenigen deutschen Schutztruppenabteilungen, die schon früher ins portugiesische Küstengebiet südlich vom Rowumagrenzfluß eingedrungen waren, im Juli noch immer erfolgreich gegen Portugiesen und Engländer behaupten. —

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge in den Lazaretten.

Von Generalleutnant z. D. Wollmann.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Die Pflege der „Kriegsbeschädigten" ist in erster Linie Sache des Kriegssanitätsdienstes der Heeresverwaltung, also aller unter militärischer Aufsicht stehenden Lazarette und Heilanstalten. Hier werden zunächst die Wunden geheilt, die zerschmetterten Glieder wieder gefestigt, für verlorene Gliedmaßen Ersatzteile beschafft. Alle Hilfsmittel ärztlicher Wissenschaft stehen hierzu in reichstem Maße zur Verfügung, deren sachgemäße Anwendung ja auch schon überall beste Erfolge gezeitigt hat.

Dieses ältere Heilverfahren allein genügt aber heutzutage nicht mehr; schon während desselben oder im Anschluß daran müssen weitere Mittel zur Anwendung kommen, durch die es ermöglicht wird, die armen Verletzten ihrem alten Beruf wiederzugeben, und zwar am besten in ihrer Heimat in den ihnen bekannten Verhältnissen, oder ihnen andere lohnende Beschäftigung zu verschaffen, damit sie später nicht als bemitleidenswerte Krüppel, sondern als vollwertige Mitarbeiter an Deutschlands wirtschaftlicher Zukunft in die bürgerlichen Berufskreise eingereiht werden können. Dies wird aber in den meisten Fällen am ehesten durch richtig geleitete Leibesübungen, durch Turnen und Sport, erreicht. Wie jede körperliche Betätigung das Gedeihen des menschlichen Organismus auch unter den regelwidrigen Verhältnissen Schwerverletzter außerordentlich fördert, so ist ganz besonders die Ausübung des Turnens und des Sports geeignet, die Muskeln und die Gelenke zu kräftigen, bei den Verletzten neuen Lebensmut und neue Schaffenskraft zu erwecken und unter richtiger Ausnützung der günstigen Wirkungen von Sonne und Luft Ausdauer und Tatkraft zu steigern.

Die passive Behandlung durch Massage und medikomechanische Apparate bleibt mehr oder weniger auf einzelne Körperteile örtlich beschränkt und kann die aktiven Bewegungen nur anbahnen und unterstützen, nicht aber ersetzen, während die Inanspruchnahme des ganzen Körpers bei selbsttätiger Bewegung, der selbständige Entschluß zu oft plötzlicher Tat, ohne dabei an das verletzte Glied zu denken, und die Anstrengung beim Sport das Vertrauen zu den dem Verletzten noch gebliebenen Fähigkeiten stärkt, die Lebensfreude erhöht und die gesund gebliebenen Körperteile selbst über das frühere Maß hinaus leistungsfähig macht.

Den besten Beweis hierfür gaben im Juni 1917 unter anderem die Wettkämpfe kriegsverletzter Unteroffiziere und Mannschaften des Reservelazaretts Görden bei Brandenburg an der Havel, bei denen die zahlreich geladenen Gäste turnerische und sportliche Leistungen bewundern konnten, die man sonst nur von Gesunden erwartet. Freiübungen von Einbeinigen und Armverletzten, Lauf- und Sprungübungen, Schleuderball-, Diskus- und Speerwerfen als Ziel- und Weitschuß, Bogenschießen und Handgranatenwerfen gaben in wechselnder Folge ein treffliches Bild der durch dieses Heilverfahren erzielten reichen Erfolge. Am erstaunlichsten hierbei waren die Sprünge der Einbeinigen, von denen der Sieger im Hochsprung die Höhe von 1,30 Meter, der im Weitsprung den Raum von 3 Metern, beide ohne Sprungbrett, übersprang. Neuerdings wird auch dem Wassersport, Rudern, Schwimmen und Tauchen, gehuldigt. Einbeinige und Einarmige sieht man dabei nach dem Kopfsprung vom hohen Brett weite Strecken schwimmend zurücklegen.



Phot. Bufa.

Aus einem deutschen Lazarett bei Sedan. Hüftwiege zur Stärkung verheilter Muskelpartien.

Nicht minder wichtig als die körperliche Ertüchtigung der Schwerverletzten ist aber auch die Fürsorge für das Fortkommen derselben nach der Entlassung aus dem Heeresdienst, und zwar durch Gewährung der Möglichkeit zur Betätigung im alten Beruf oder in der Ausbildung für einen neuen Beruf und die Beratung und Vermittlung bei der Wahl neuer Arbeitstellen.

Hierfür sind mit den Lazarettverwaltungen die bürgerlichen Provinzial-, Kreis- und Ortsverwaltungen, letztere durch besondere Vertrauensmänner vertreten, in gemeinsamer Arbeit tätig. Sie sind ernstlich und mit Erfolg bemüht, dem gerade bei vielen Arm- und Beinverletzten auftretenden Bestreben, ihren Beruf zu wechseln und sich den vielbegehrten Stellen als Schreiber, Pförtner, Wächter, Aufseher und dergleichen mehr zuzuwenden, entgegenzuarbeiten. Das geschieht schon während der ärztlichen Pflege durch Anleitung und Beschäftigung in den zahlreichen Arbeitstätten aller möglichen Handwerke in den Lazaretten und in benachbarten Betrieben der Industrie und Landwirtschaft. Dadurch wird dem Verlust und der Verzettelung brauchbarer Arbeitskräfte für die Volkswirtschaft vorgebeugt und das Aufkommen eines Proletariats der Schwerverletzten verhindert, die dann als Drehorgelspieler oder Bettler im Lande herumziehen würden. Dabei ist dann allerdings auch gelegentlich, besonders bei jüngeren Leuten, die Anwendung eines gewissen Zwanges zur Betätigung in den Arbeiten ihres alten Berufes oder in denen eines neuen, an Stelle der vielfach begehrten Liebhaberbeschäftigungen wie Flechten, Kleben, Verzieren und dergleichen mehr, sowie zu handwerksmäßigem Arbeiten als Heilzweck (Arbeitstherapie) nicht zu entbehren.

Durch das tatkräftige Zusammenwirken des stellvertretenden Generalarztes des dritten preußischen Armeekorps und des Landesdirektors der Provinz Brandenburg ist die vorbeschriebene segensreiche Art der Kriegsverletztenfürsorge, durch die den braven Kriegern, die ihr Blut und ihre gesunden Glieder für uns geopfert haben, über ihre Militärpension hinaus eine Einnahmequelle gesichert wird, zuerst ins Leben gerufen und dann vorbildlich für viele andere Stellen geworden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Wie unerwartet den **Russen** der deutsche Gegenstoß in Ostgalizien am 19. Juli gekommen war, ging daraus hervor, daß sie noch am 21. Juli an ihrer Nordwestfront unter General Klembowski und an ihrer mittleren Westfront unter General Denikin Angriffe einleiteten, die einen Sieg der in Galizien fechtenden Truppen zur Voraussetzung hatten. An diesen Abschnitten hatte Kerenski während seines Besuches der russischen Feldheere mit allen Mitteln seiner Beredsamkeit für die Aufnahme der Angriffsbewegung gewirkt und den starken Widerspruch zu überwinden gesucht. An der Front Riga—Dwinsk—Minsk waren ja die Verbrüderungen mit den Deutschen am häufigsten gewesen. Hier standen die Bataillone, die geschworen hatten, keinen Finger zu rühren, ehe nicht England, Frankreich und Italien dem Kriegsziel der russischen Revolutionäre, einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen zu schließen, zugestimmt hätten. Diese Verhältnisse erfuhren durch die Überredungskünste Kerenskis einen sehr allmählichen Umschwung. Als Denikin von seinen Truppen Gehorsam forderte, hielten Soldatenabgeordnete in Minsk eine Versammlung ab, in der sie mit großer Mehrheit den Beschluß faßten: „Die an uns ergangene Aufforderung zu einer Angriffsbewegung muß als ein uns gewaltsam aufgedrungener Befehl betrachtet werden. Diese Aufforderung entspricht nicht den Erfordernissen der internationalen Freiheit und kann nur den Plänen der russischen und der internationalen ‚Bourgeoisie' dienen." Es bedurfte erst des ermunternden Beispiels frischen Opfermutes der russischen Heere in Galizien und der maßlosen Übertreibung ihrer Erfolge, um die Soldaten Denikins zum Gehorsam zu bringen.

Am 21. Juli stießen sie nach tagelanger starker Artillerievorbereitung vor und gaben nun an Draufgängertum ihren Kameraden in Galizien nichts nach. Während im Gebiet der deutschen Heeresgruppe des Generalobersten v. Woyrsch an der Schtschara und am Serwetsch an diesem Tage noch eine starke Artillerieschlacht wütete, gingen die der Heeresgruppe des Generaloberstenv. Eichhorn gegenüberliegenden Russen zwischen Krewo und Smorgon zu Massenangriffen über. Auf breiter Front stürmten sie heran und gerieten in das verheerend wirkende Abwehrfeuer der deutschen Batterien und Infanterieregimenter. Der Zähigkeit der Deutschen, die hier gegen ganz besonders große Übermacht kämpften, gelang es mehrfach, die russischen Sturmwellen zu stauen und zum Abfluten zu zwingen; an zahlreichen Stellen wurde aber die Front der Verteidiger etwas eingebeult und mußte zurückverlegt werden.

Auch weiter im Norden, südlich von Dünaburg, unternahmen seit langem kampfentwöhnte russische Verbände wuchtige Angriffe. Unablässig verbluteten sich ihre Bataillone besonders zwischen Smorgon und Krewo, südwestlich von Dünaburg und bei Jakobstadt. Hier und da erzielten sie örtliche Erfolge, die jedoch auf die Gesamtlage ohne jeden Einfluß blieben. So waren die Feinde bei Smorgon nach wechselvollen Kämpfen schließlich im Besitz begrenzter Geländeteile geblieben. Diese wurden dann von den Deutschen mit so wirkungsvollem zusammengefaßtem Artilleriefeuer belegt, daß den Russen nichts anderes übrig blieb, als ihren Raumgewinn fast vollständig preiszugeben, worauf sich die deutschen Soldaten wieder in ihren alten Stellungen einrichten konnten. Das Mißlingen aller ihrer Unternehmungen auf der russischen Nordwest- und der mittleren Westfront sowie der niederschmetternde Eindruck der aus Ostgalizien eintreffenden Hiobsposten lähmten den Tatendrang der Feinde ganz bedeutend; erst am 9. August lebte die Gefechtstätigkeit bei Dünaburg und südlich von Smorgon wieder etwas auf.

Die Deutschen hatten in der Abwehr ihrer Gegner in dem nördlichen Teile der Front wieder Hervorragendes geleistet. Das ungemein tapfere Verhalten der Truppen wurde vom Deutschen Kaiser, der sie Ende Juli besuchte, auch dankbar anerkannt. In besonders vorbildlicher Weise hatte sich das Pommersche Landwehrregiment Nr. 2 ausgezeichnet, das ungeachtet seiner Verluste ganz allein den Angriff von 14 russischen Regimentern zurückschlug. Zur Ehrung dieser Tapferen machte sich der Kaiser zum Chef des Regiments und verlieh ihm seinen Namenszug sowie die Bezeichnung Landwehr-Infanterieregiment König Wilhelm Nr. 2. Viele von den Offizieren und Mannschaften erhielten das Eiserne Kreuz, während dem Regimentskommandeur Oberstleutnant v. Balcke der Orden Pour le Mérite verliehen wurde.



Phot. k. u. k. Kriegsministerium, Wien.

Kaiser Karl nimmt im befreiten Czernowitz auf dem Rathausplatz Nachrichten vom Kriegsschauplatz entgegen.

Die Wucht der feindlichen Angriffe an dieser Front war durch den Einsatz russischer Frauenbataillone noch gesteigert worden, die sich unter eifervoller Anfeuerung durch Kerenski gebildet hatten und von ihm mit feiner Berechnung gerade unter diejenigen Truppenteile verteilt worden waren, die am beharrlichsten den Gehorsam verweigerten (siehe Bild Seite 221). In blinder Aufopferungsbereitschaft hatten sich die Frauen ins Gefecht gestürzt. Als dann die Lazarette von Minsk mit verwundeten Kämpferinnen überfüllt waren, empfand der russische Arbeiter- und Soldatenrat die Teilnahme von Frauen an den Kämpfen als Schande und sprach sich entschieden gegen die Bildung von weiteren derartigen Bataillonen aus. —

Während sich im nördlichen Teil der russischen Front so blutige Zusammenstöße ereigneten, entwickelten sich gleichzeitig auch in dem nördlichen Teil der rumänischen Front Kämpfe, die ebenfalls ein Glied in der Kette des großen allgemeinen russischen Angriffes waren, der durch den Vorstoß der Russen gegen Lemberg zu Anfang Juli eingeleitet worden war. Die russisch-rumänische Unternehmung, die auch erst nach der Änderung der Verhältnisse in Galizien zur vollen Entfaltung gelangte, setzte am 23. Juli im südlichen Teil der Moldaukarpathen ein. Der Zweck war, die Truppenlinien der Mittelmächte an jener Stelle zu durchbrechen, wo sie aus der nordsüdlichen Richtung über den Karpathenkamm im scharfen Winkel nach Osten umbogen und sich dem mittleren Sereth näherten. Gleichzeitig versuchten die Feinde, die Streitkräfte Mackensens durch starke Angriffe zu fesseln, die aber schon im Artillerieabwehrfeuer zusammenbrachen. An der Dreiländerecke, im Tölgyesgebiet und besonders zwischen dem Casinu- und dem Putnatal schnitten die Russen und Rumänen unter dem Einsatz starker Übermacht allmählich etwas günstiger ab. Tags darauf erneuerten sie ihre Angriffe mit verstärkter Wucht. Dabei gelang ihnen am Susitatal der Einbruch in die österreichisch-ungarischen Linien. Sofort nachgezogene starke Kräfte sollten den Erfolg vergrößern, doch wurden sie in einer rasch besetzten Riegelstellung von den Verteidigern abgefangen. Dagegen gelang es den Feinden am 26. Juli, ihre Gegner in den Bergen östlich von Kezdivasarhely zu überwinden, das Tal Soveja bis zum Oberlaufe des Putna an sich zu reißen und unter dem Einsatz bedeutend überlegener Streitkräfte auch noch örtlich wertvolle Erfolge in der Richtung auf die Osthänge des Bereczeker Gebirges zu erzielen. In den nächsten Tagen waren die Feinde bestrebt, das gewonnene Gelände nord- und nordwestwärts durch immer wiederholte Angriffe zwischen dem Oitos- und dem Casinutal zu verbreitern, um besonders den beherrschenden Berg Casinului in ihre Gewalt zu bekommen. Diese Bemühungen scheiterten aber an der Zähigkeit der Verteidiger, die sich hier unter besseren Verhältnissen als im Susitatale der feindlichen Übermacht erwehrten. Mit ihren immer wiederholten Gewaltstößen in den ersten Tagen des Monats August konnten die Russen und Rumänen ebenso wenig vorwärts kommen wie bei der Wiederaufnahme der Kämpfe nördlich vom Putnatale am 5. August in der Nähe des Klosters Lepsa.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

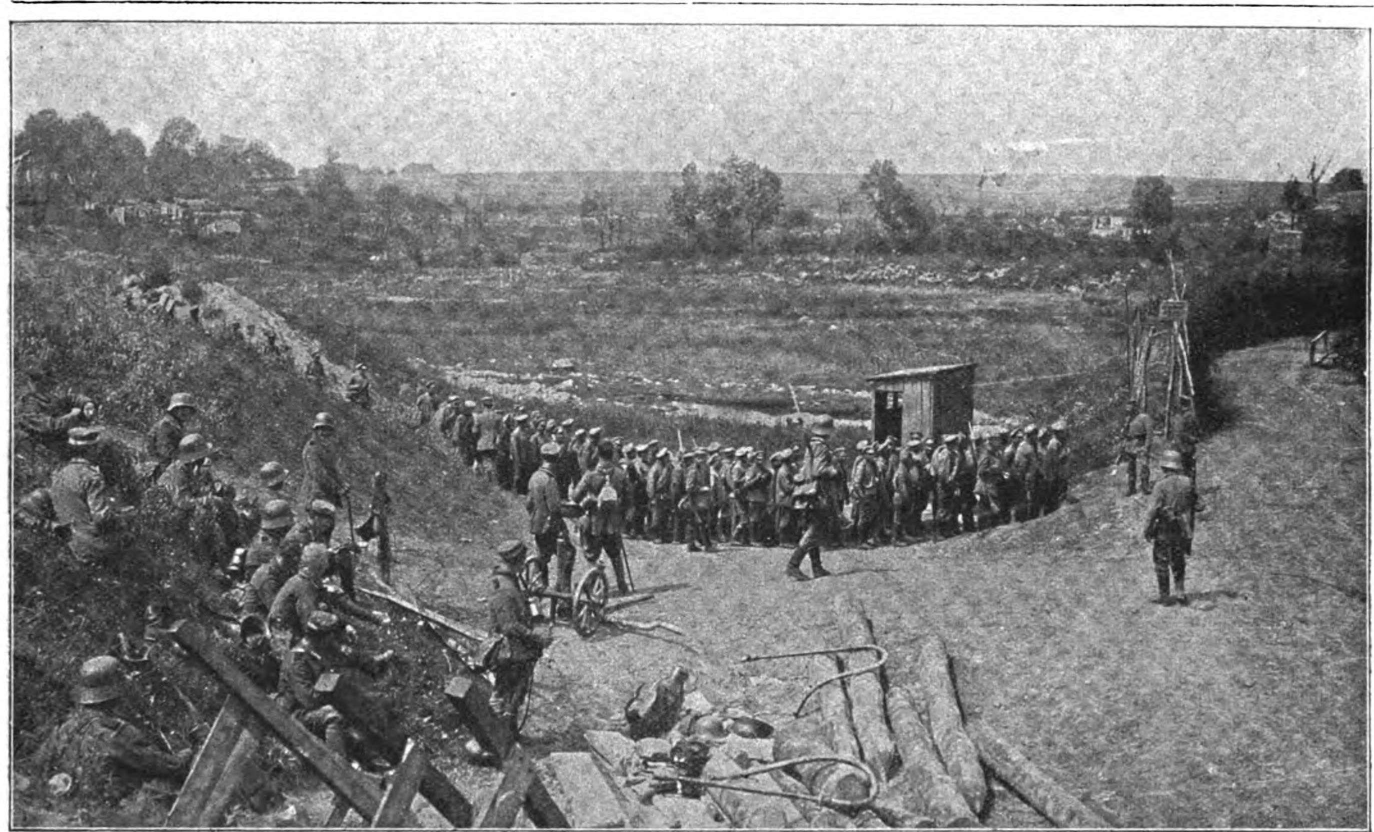
K. u. k. Generaloberst Baron v. Rohr, dessen Truppen sich der Oitospaß-Straße bis Grozesci bemächtigten, so daß den Rumänen ebenso wie ihre rückwärtigen Verbindungen nach Osten auch die nach Norden verlegt wurden.

Vom 6. August ab begann für die russisch-rumänischen Truppen ein Rückschlag einzutreten, der von der Heeresgruppe Mackensens vorbereitet worden war. Diese zu flankieren, war die Absicht des Generals Scherbatschew, des Oberkommandierenden der russisch-rumänischen Front, und Averescus, des rumänischen Führers in den Kämpfen in den südlichen Moldaukarpathen, gewesen. Mackensen hatte die Pläne seiner Gegner erkannt und bedrohte nun selbst die Flanke der feindlichen Streitkräfte mit dem nördlichen Flügel seiner Heeresgruppe, die in der Nähe des unteren und nördlich vom mittleren Putnatale stand, und über das hinaus er leicht auch über das untere und mittlere Susitatal vorstoßen konnte. Damit wären aber die Rückzugslinien Averescus angeschnitten gewesen, falls es diesem nicht doch noch gelang, den Casinului zu ersteigen und an den nördlicheren, zum rumänischen Sereth abfließenden Wasserläufen bessere Abmarschmöglichkeiten zu gewinnen.

Schon der erste Vorstoß Mackensens nördlich von Focsani ließ erkennen, daß der deutsche Heerführer den Versuch machen wollte, seine Truppen zwischen das Gebirge und den mittleren Sereth zu schieben, um die Russen und Rumänen, die auch an diesem Tage am Casinului und am Kloster Lepsa heftig kämpften, von ihrem Hinterlande abzudrängen. Der erste Angriff wurde gegen stark gesicherte russische Stellungen bei Bisitschesch angesetzt und führte zur Gefangennahme von 1300 Mann und Erbeutung von 13 Geschützen; gleichzeitig gewannen Mackensens Streiter den Weg an die Susita 15 Kilometer nordwärts von Focsani. Das hatte am 7. August scharfe Gegenangriffe von zwölf russisch-rumänischen Regimentern zur Folge, die aber nicht verhindern konnten, daß ihre Gegner den Susitaabschnitt überwanden und sich am Westufer des Sereths weiter ausbreiteten. Die zunächst noch örtlichen Erfolge der Heeresgruppe Mackensens suchten die Russen und Rumänen am nächsten Tage durch den Einsatz frischer Streitkräfte abzudämmen. Sie steigerten dadurch aber nur die Erbitterung, mit der der Kampf geführt wurde, und erlitten neben schwersten blutigen Verlusten eine Einbuße von insgesamt 50 Offizieren, 3300 Mann an Gefangenen, 17 Geschützen sowie über 50 Maschinengewehren und Minenwerfern einschließlich der Beute vom vorhergegangenen Tage. Trotz schwerster feindlicher Gegenunternehmungen besetzten Deutsche gemeinschaftlich mit Österreichern und Ungarn schon am 9. August das nördliche Susitatal in breiter Front.

Dieser glänzende Erfolg, der in stetem Ringen noch vergrößert wurde, bedeutete für die Russen und Rumänen in den Karpathen um so größere Gefahren, als gleichzeitig mit dem Vorgehen Mackensens auch die Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph im Oitosabschnitt in schwersten Kämpfen Schritt für Schritt Raum gewann. Deutsche und österreichisch-ungarische Regimenter unter dem Befehl des Generalobersten v. Rohr (siehe nebenstehendes Bild) stießen beiderseits der Oitosstraße gegen die stark verschanzten feindlichen Stellungen bei Heerestrau vor und warfen den Feind von den Höhen südlich von dem genannten Orte, wobei er 1400 Gefangene und über 30 Maschinengewehre in der Hand der Sieger ließ. Dadurch wurde der Druck auf die tief ins Gebirge gelangten feindlichen Streitkräfte auch vom Norden her vermehrt, um so mehr, als die Angreifer am 10. August von Graben zu Graben vordringend weitere wichtige Teile der Oitosstraße bis auf die Höhen südlich und westlich von Ocna in ihre Gewalt bringen konnten. Damit näherten sie sich der letzten russischen Rückzugstraße am Casinu. Unterdessen standen die Truppen Mackensens nördlich von Focsani im härtesten Kampf. Ihre Gegner brachen stellenweise in Massenangriffen vor, die bis zu zwanzig Wellen tief gestaffelt waren, aber dennoch im deutschen und österreichisch-ungarischen Maschinengewehrfeuer nutzlos verbluteten. Die beiden Heeresgruppen der Mittelmächte konnten in ihren Fortschritten auch am 11. August durch frische ins Feuer geworfene russische und rumänische Bataillone nicht aufgehalten werden. Westlich von der Bahn nach Adjusdul Nou am Sereth drängten deutsche Truppen den Feind weiter zurück und steigerten die auf diesem Schlachtfelde seit dem 6. August gemachte Beute auf über 140 Offiziere, 6650 Mann, 18 Geschütze und 61 Maschinengewehre.

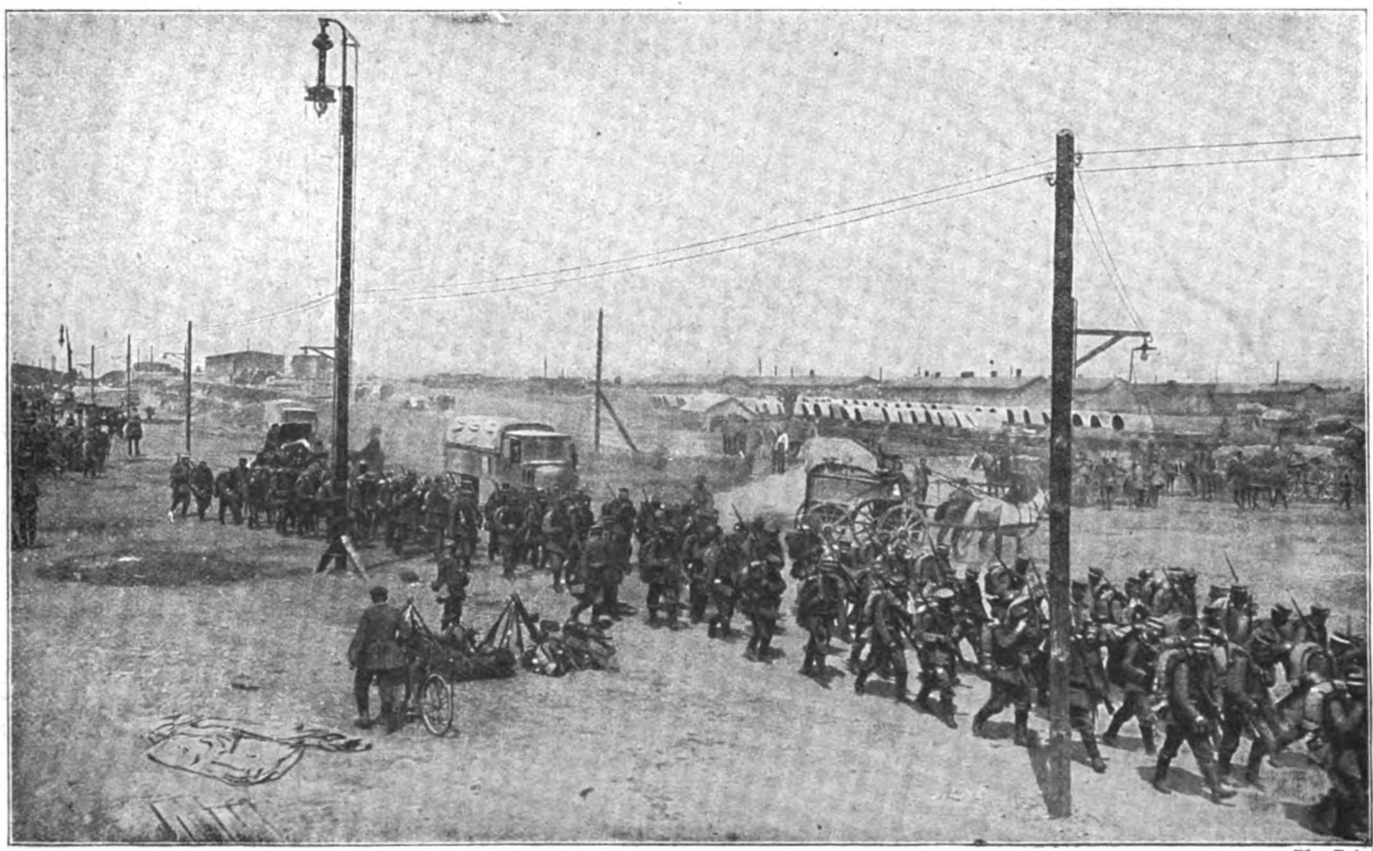
Aus dem Angriff Mackensens hatte sich innerhalb weniger Tage eine Schlacht entwickelt, die der rumänische Bericht



Beim Durchbruch in Ostgalizien gefangene Russen werden in einer Reservestellung gesammelt.

Phot. Bufa.

über den 12. August als die größte bezeichnete, die seit Beginn des Feldzuges an der rumänischen Front geliefert worden sei. Obwohl auch hier in den Reihen der Russen Frauenbataillone mitfochten, die außerordentlich anfeuernd auf die männlichen Kameraden wirkten, vermochten die Feinde doch nicht zu verhüten, daß Mackensen am 12. August einen neuen kräftigen Schritt vorwärts tat und den hartnäckig verteidigten Ort Panciu, 10 Kilometer nordwestlich von Marasesci, nahm, während sich die Truppen des Erzherzogs gleichzeitig beiderseits des Slanictales bis an die Brückenkopfstellungen von Ocna vorschoben. Die im oberen Putnatal eingeklemmten feindlichen Truppen versuchten, sich am nächsten Tage zwischen dem Susita- und dem Putnatal den Ausgang zum Sereth zu erkämpfen. Dabei erwies sich die Umklammerung des feindlichen Heeresflügels durch Mackensen an dieser Stelle als schon so weit vorgeschritten, daß die Sperrkette der deutschen und österreichisch-ungarischen Regimenter über die feindlichen Rückzugstraßen nicht mehr gesprengt werden konnte; die Feinde wurden weit in das Gebirge zurückgeworfen. Diese Lage gab auch vielen Bewohnern der in der Nähe der Front liegenden rumänischen Ortschaften Veranlassung, unan-

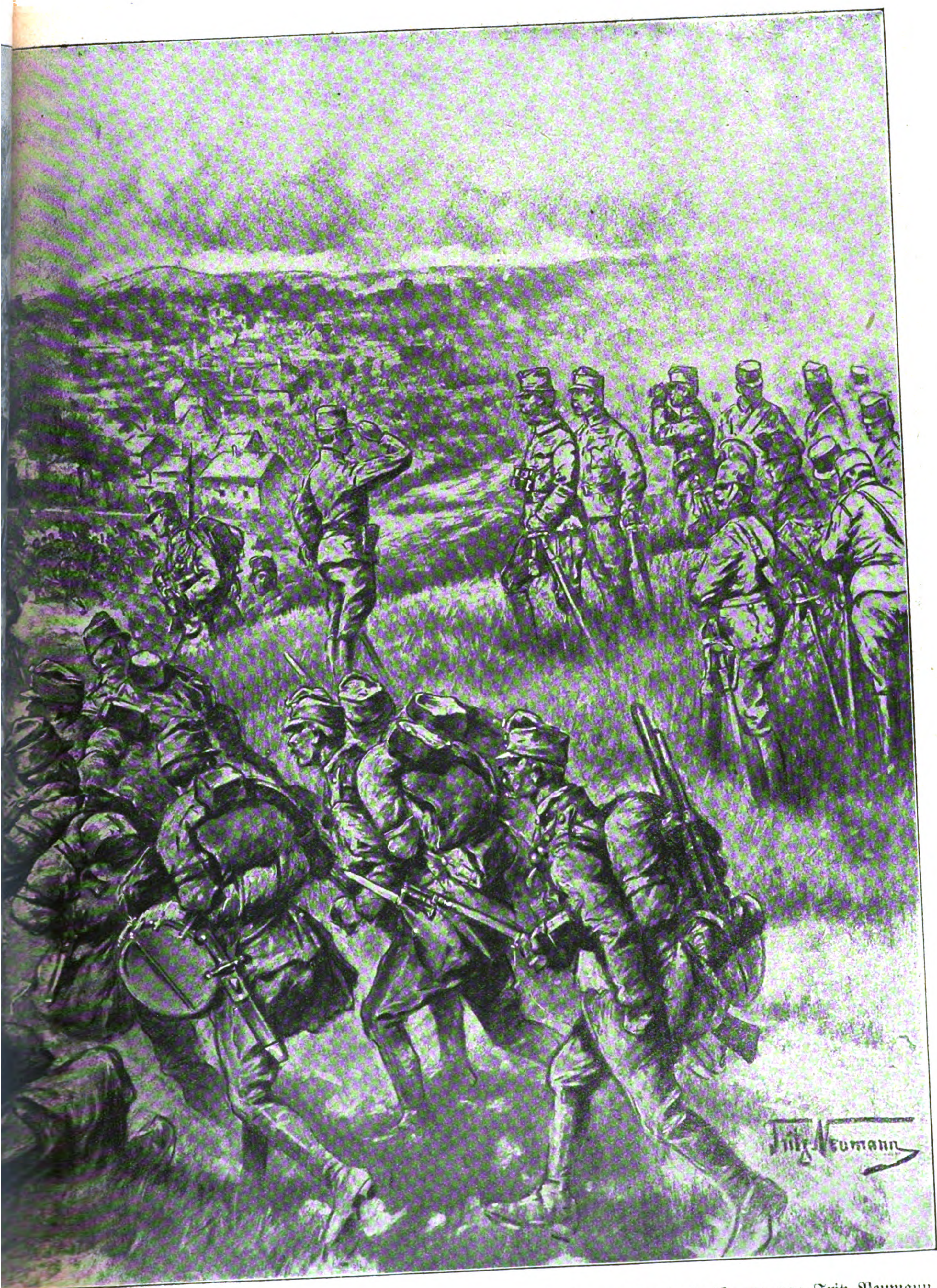


Deutsche Truppen auf dem weiteren Vormarsch hinter Tarnopol.

Phot. Bufa.



Die Wiedereinnahme von Czernowitz am 3. August 1917.



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Französisches Gebirgsgeschütz und Maschinengewehr in Stellung in einer Athen beherrschenden Bresche der Pelasgischen Mauer. Im Hintergrund die Höhe von Lycabette.

Nach einer französischen Darstellung.

genehmen Zwischenfällen durch die Flucht aus dem Wege zu gehen (siehe Bild Seite 217).

Durch weitere stürmische Gegenangriffe auf der ganzen Linie westlich vom Sereth gelang es den Feinden wohl, den völligen Durchbruch ihrer Front zu verhindern und den Vormarsch ihrer Gegner zu verzögern, aber aufhalten konnten sie diese nicht mehr. Schon am 14. August fielen neue Bollwerke auf dem westlichen Serethufer. Bei Panciu mußten die Feinde auch aus dem erbittert verteidigten Dorfe Straoani weichen, und ihr stark ausgebauter Brückenkopf von Baltaretu, wo die Eisenbahnlinie den Sereth schneidet, wurde eine Beute der Angreifer. Während die Feinde bei Ocna noch in mächtigen Wellen eine unausgesetzte Folge von Gegenangriffen unternahmen, zwangen sie die Fortschritte ihrer Gegner in den übrigen Kampfräumen, aus den am weitesten nord- und westwärts vorgeschobenen Punkten zwischen Trotus und Casinu zu weichen. Die russisch-rumänischen Divisionen, die westlich von der Linie Negrilesci—Soveja so blutige Zusammenstöße bestanden hatten, sahen sich nun gezwungen, unter opferreichen Rückzugsgefechten den ganzen Gewinn wieder preiszugeben, um nicht völlig umklammert zu werden. 3000 Russen und Rumänen gerieten an diesem Tage in der Moldau in Gefangenschaft.

Neue große Beute ergab der nächste Tag, an dem Makensen den noch auf dem Westufer des Sereths haltenden Feind bei Panciu ostwärts über den Fluß warf. Gegenangriffe neu herangeführter russischer Streitkräfte wurden auf der ganzen Linie verlustreich für den Feind abgeschlagen. In diesen Kämpfen fielen von den Russen und Rumänen 3500 Mann mit 54 Offizieren, darunter auch viele französische, in Gefangenschaft; außerdem blieben 16 Geschütze und über 50 Maschinengewehre der Feinde in der Hand der Sieger.

Am 16. August hatten österreichisch-ungarische Regimenter einen bedeutenden Erfolg auf dem nördlichen Teil der Moldaufront bei Grozesci, wo sie die Gegner aus einer stark verschanzten Stellung vertrieben und 1600 Gefangene, 1 Geschütz und 18 Maschinengewehre als Beute einbrachten. Auf den übrigen Teilen der Angriffsfront stockte in den folgenden Tagen der Vormarsch unter der Flut feindlicher Angriffe, die sich immer aufs neue gegen die verbündeten Streitkräfte wälzte, um den Abmarsch der im Gebirge stehenden Truppen zu ermöglichen.

Auch auf dem übrigen Teil des rumänischen Kriegschauplatzes entwickelten sich zum Teil lebhafte Feuergefechte, die an der Buzaulmündung um den 11. August zu häufigen und starken russischen Angriffstößen auf das südliche Serethufer führten, aber samt und sonders blutig abgeschlagen wurden. Die schwierigen Geländeverhältnisse an der beßarabischen Front gestatteten in dieser Jahreszeit wegen der weitausgedehnten Überschwemmungen und ungangbaren Sümpfe (siehe die Bilder Seite 216) keine größeren Unternehmungen, doch kam es öfters zu einem Feueraustausch. —

Während auf dem rumänischen Kriegschauplatz eine neue große Angriffsbewegung immer stärkere Anstrengungen auf beiden Seiten nach sich zog, trat in der Vormarschbewegung in Ostgalizien und der Bukowina eine immer mehr zunehmende Verlangsamung ein, je näher die Sieger den Grenzen kamen. Die lebhaftesten Zusammenstöße ereigneten sich nach der Wiedereinnahme der Landeshauptstadt Czernowitz (siehe Bild Seite 212/213), der sehr bald der österreichisch-ungarische Herrscher einen Besuch abstattete (siehe Bild Seite 209), in dieser Zeit im südlichen Teil der Bukowina, und zwar im Zusammenhang mit den schweren Kämpfen in den Moldaukarpathen. Schrittweise kam man auch in der Südostbukowina vorwärts, wo sich dem Vormarsch nicht nur infolge der russischen Zerstörungen (siehe die Bilder Seite 223) durch Notbrücken (siehe Bild Seite 222) zu überwindende zahlreiche Flußläufe hindernd entgegenstellten, sondern auch das Waldgebirge stets neue Schwierigkeiten auftürmte. Immer wieder bekam hier auch die k. u. k. Reiterei Gelegenheit zum Einhauen auf Kosaken, die im Hinterhalt auf die Gelegenheit zu einem Überfall warteten. Doch die Hindernisse wurden überwunden. An der Suczawa und der südlichen Bistritza dauerte der Vormarsch an, und neben zahlreichen anderen Ortschaften wurde auch Radautz befreit, das schwer unter der russischen Herrschaft zu leiden gehabt hatte.

Sofort nach der Besetzung der Stadt durch die Russen hatten diese zu plündern begonnen. Auch die große Bierbrauerei wurde erbrochen, wo die Russen willkommene, große Mengen Bier fanden. Jubelnd stürzten sich die Soldaten auf den Fund und tranken zahlreiche Fässer an Ort und Stelle aus; dann, als sie genug hatten, schleppte jeder taumelnd ein Faß als Wegzehrung mit davon und band es auf dem Sattel seines Pferdes fest. Inzwischen hatte man ein den russischen Kehlen noch lieberes Getränk entdeckt. Mit der Bierbrauerei war eine große Schnapsbrennerei verbunden, auf die sich die Russen mit Begeisterung stürzten. Allein ihre Offiziere hatten vorher Befehl gegeben, den Schnaps zu vernichten. Zwei große Sammelbecken, die insgesamt über 23 000 Liter faßten, wurden abgelassen. Ein dicker, weithin duftender Alkoholstrom ergoß sich aus dem Hof der Brennerei durch die Straßenrinnen dem Ufer

der Topliza zu. Die Russen, die auf diese Weise um ihr Lieblingsgetränk kommen sollten, legten sich auf den Bauch und tranken gierig, mit Händen und Kochgeschirren schöpfend und ihre Feldflaschen füllend, den Schnaps wie reines Wasser (siehe die Kunstbeilage). Zahlreiche Offiziere holten sich gleich aus den Sammelbecken gehörige Mengen. Bald wälzte sich brüllend und johlend ein Teil der Soldaten vollständig betrunken auf den Straßen, während andere schweren Trittes unsicher daherwankten und im Rausche die wildesten Ausschweifungen begingen. Wehe den armen Frauen und Mädchen, die den trunkenen Unmenschen in die Hände fielen! Was sich nicht rechtzeitig in Kellern und Wäldern verbergen konnte, wurde in rohester Weise vergewaltigt. —

Der linke Flügel und die Mitte der galizischen Angriffsheere kamen unterdessen allmählich zum Stillstand an der neuen Verteidigungslinie, die die Russen am Zbrucz errichtet hatten. Der Vormarsch östlich von Tarnopol (siehe Bild Seite 211 unten) hatte noch zu lebhaften Kämpfen mit russischen Nachhuten geführt, denen viele Gefangene (siehe Bild Seite 211 oben) abgenommen wurden. Die Feinde waren aber schließlich gezwungen, in breiter Front hinter den Zbrucz zurückzugehen, auf dessen Ostufer sich die Deutschen, Österreicher und Ungarn für spätere Unternehmungen an mehreren Punkten wichtige Brückenköpfe sicherten. Feindliche Versuche, die kühnen Vorposten über den Fluß westwärts zurückzuwerfen, scheiterten. Auch südöstlich von Tarnopol brach am 14. August ein durch Panzerkraftwagen unterstützter schwerer, feindlicher Gegenstoß vor den neuen deutschen Stellungen zusammen.

Das fernere Schicksal des größten Teiles Ostgaliziens und der Bukowina war entschieden. Seit dem Durchbruch der russischen Front bei Zborow am 19. Juli, also nach kaum vier Wochen, hatten die Mittelmächte Ostgalizien und die Bukowina bis auf geringe Reste vom Feinde reingefegt, eine nach Millionen zählende, monate- und jahrelang schwer geknechtete Bevölkerung von dem russischen Joch wieder befreit und die eigenen Linien in großer Ausdehnung in russischem Gebiet verankert. Bis zum 17. August nahmen die Verbündeten, unter denen sich die Osmanen ebenfalls besondere Verdienste erworben hatten, in Ostgalizien, der Bukowina und der Moldau insgesamt 655 Offiziere und 41 300 Mann gefangen. Die sonstige Beute belief sich auf 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50 000 Gewehre, riesige Munitionsmengen, 25 000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 beladene Eisenbahnzüge, 26 Lokomotiven, 218 Eisenbahnwagen, mehrere Flugzeuge und beträchtliche Lebensmittelvorräte. —

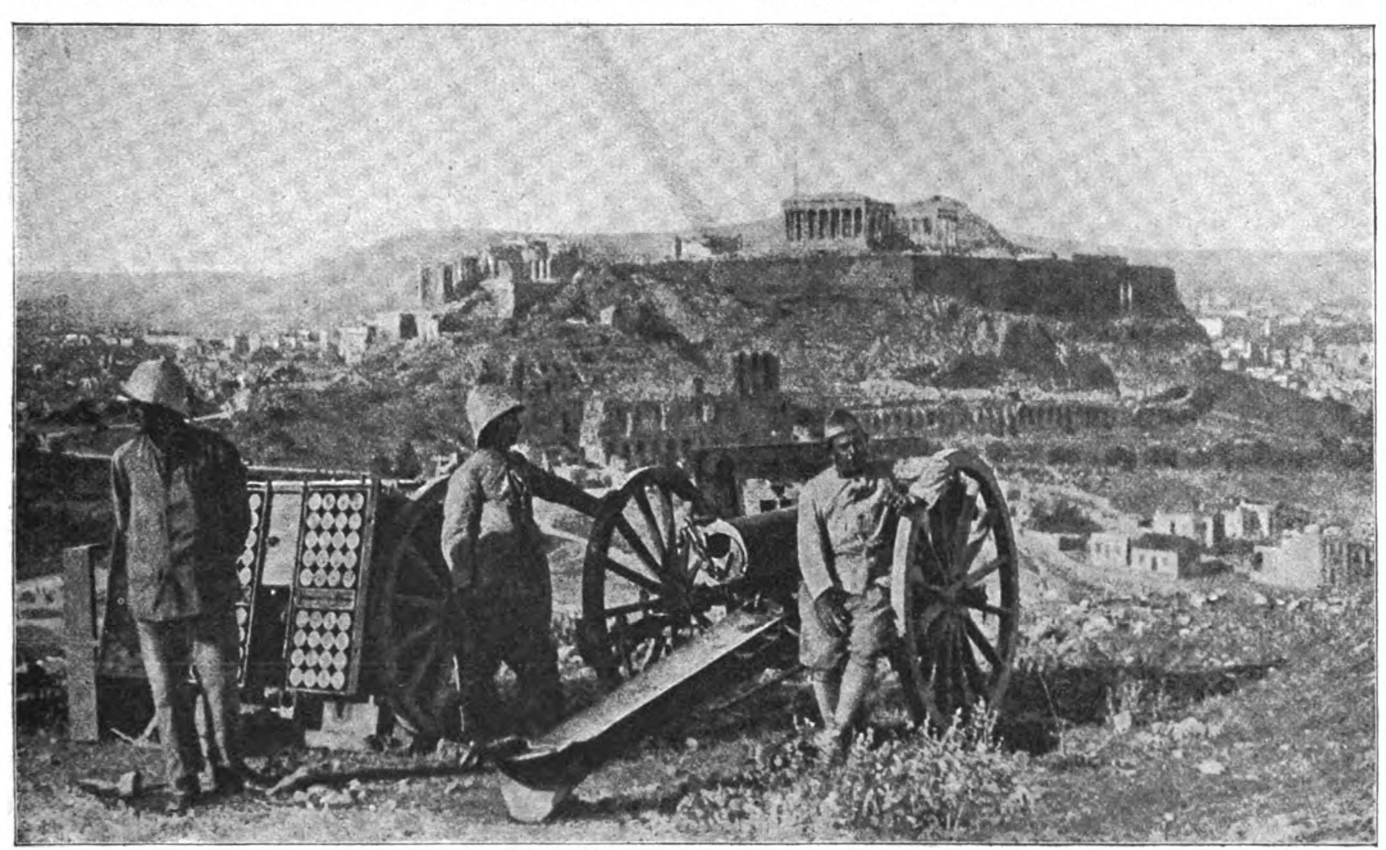
* * *

Dem venizelistischen **Griechenland** waren gegen Ende des Monats Juli in der Pariser Balkankonferenz, der am 10. August eine neue Zusammenkunft in London folgte, einige Erleichterungen zugestanden worden, die um so bereitwilliger gegeben werden konnten, als das Land an allen wichtigen Punkten von den Truppen Sarrails besetzt gehalten wurde. Rings um die griechische Hauptstadt standen auf den Hügeln mit den Überresten der Bauwerke des klassischen Altertums die schußfertigen Kanonen (siehe die Bilder Seite 214 und 215) der „Schutzmächte" Griechenlands; die Kanoniere waren bereit, über die Bewohner ein Strafgericht hereinbrechen zu lassen, wenn sie sich etwa widerspenstig zeigen sollten. Venizelos hatte es nun endlich so weit gebracht, daß Griechenland Mitte August entschlossen war, in die Reihen der Verbandstaaten einzutreten. Diese erwarteten von Venizelos die Wiederaufstellung des griechischen Heeres und dessen baldigen Eintritt in den Kampf gegen die Mittelmächte. Frankreich und England hatten um so größere Veranlassung, diesen neuen Bundesgenossen, der so nahe der mazedonischen Front stand, recht bald für sich zu gewinnen, je schwieriger sich die Seeverbindungen mit Griechenland gestalteten und je dringlicher jeder Mann und jedes Geschütz des englisch-französischen Balkanheeres an der Front in Frankreich und Belgien gebraucht wurden. Venizelos stellte nun seine „vaterländischen" Forderungen und erzielte in der Tat die Rückgabe des griechischen Kreuzers „Hellas". —

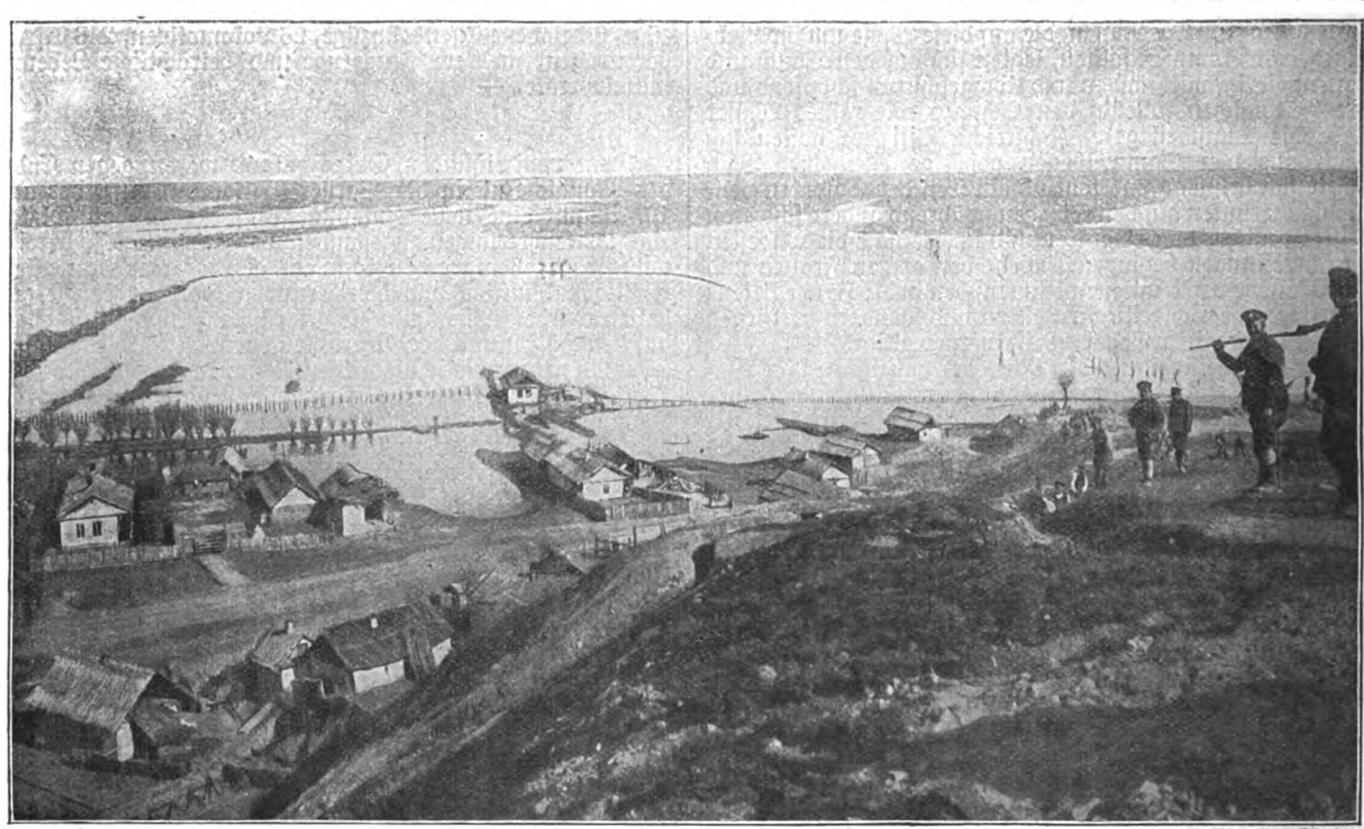
* * *

In M a z e d o n i e n ereignete sich nichts Bedeutungsvolles, und auch auf dem **italienischen Kriegschauplatz** blieb es einige Wochen fast völlig ruhig.

Erst am 17. August entbrannten an der I s o n z o f r o n t neue, schwere Artilleriekämpfe, die sich über den ganzen Raum zwischen dem Mrzli Vrh und dem Meere erstreckten. Truppenansammlungen hinter den vorderen italienischen Stellungen kündeten gleichzeitig an, daß der Feind ein großes Unternehmen beabsichtigte. Am 18. August, nach sechsunddreißigstündiger Feuervorbereitung folgten einige starke Erkundungstöße, und am 19. morgens begann die 11. Isonzo-



Französisches Feldgeschütz auf dem Musenhügel von Athen, nahe dem Grabmal des Philoppapos. Im Mittelgrund die Akropolis.
Nach einer französischen Darstellung.



Blick auf das Sumpfgelände der Donau an der beßarabischen Front in Rumänien.

Phot. M. Wipperling, Elberfeld.

schlacht auf der ganzen, 60 Kilometer langen Linie. Dem Artilleriekampf waren schon Tage vorher heftige Gefechte österreichisch-ungarischer und italienischer Flieger vorausgegangen, wobei sich der k. u. k. Hauptmann Heyrowsky (siehe Bild Seite 220) besonders auszeichnete. Feindliche Flugzeuge stießen in zahlreichen Angriffen gegen Pola vor und warfen nach Tausenden von Kilogrammen zählende Sprengmassen ab. Die Österreicher und Ungarn beantworteten diese Überfälle in der Nacht zum 14. August durch einen Luftangriff auf das Seearsenal von Venedig, das durch Aufstapelung riesiger Vorräte auch zu einer Kraftquelle für das italienische Landheer ausgebaut worden war. Die k. u. k. Flieger unter der Führung des Oberleutnants Banfield belegten die italienischen Anlagen in ihrer ganzen Ausdehnung aus geringer Höhe mit schweren Spreng- und Brandbomben und riefen dadurch viele Brände und Explosionen hervor. Infolge der ungewöhnlichen Kühnheit des Geschwaders hatte es auch Verluste; drei Flugzeuge kehrten von dem Angriff nicht zurück. —

In Tripolis wurden die Italiener von deutschen U-Booten durch Überfälle auf Küstenstädte sehr geschädigt. Am 8. Juli wurde Derni eine Stunde lang mit guter Wirkung beschossen und am 30. Juli Homs, das schon im Mai einem U-Bootsangriff ausgesetzt gewesen war. —

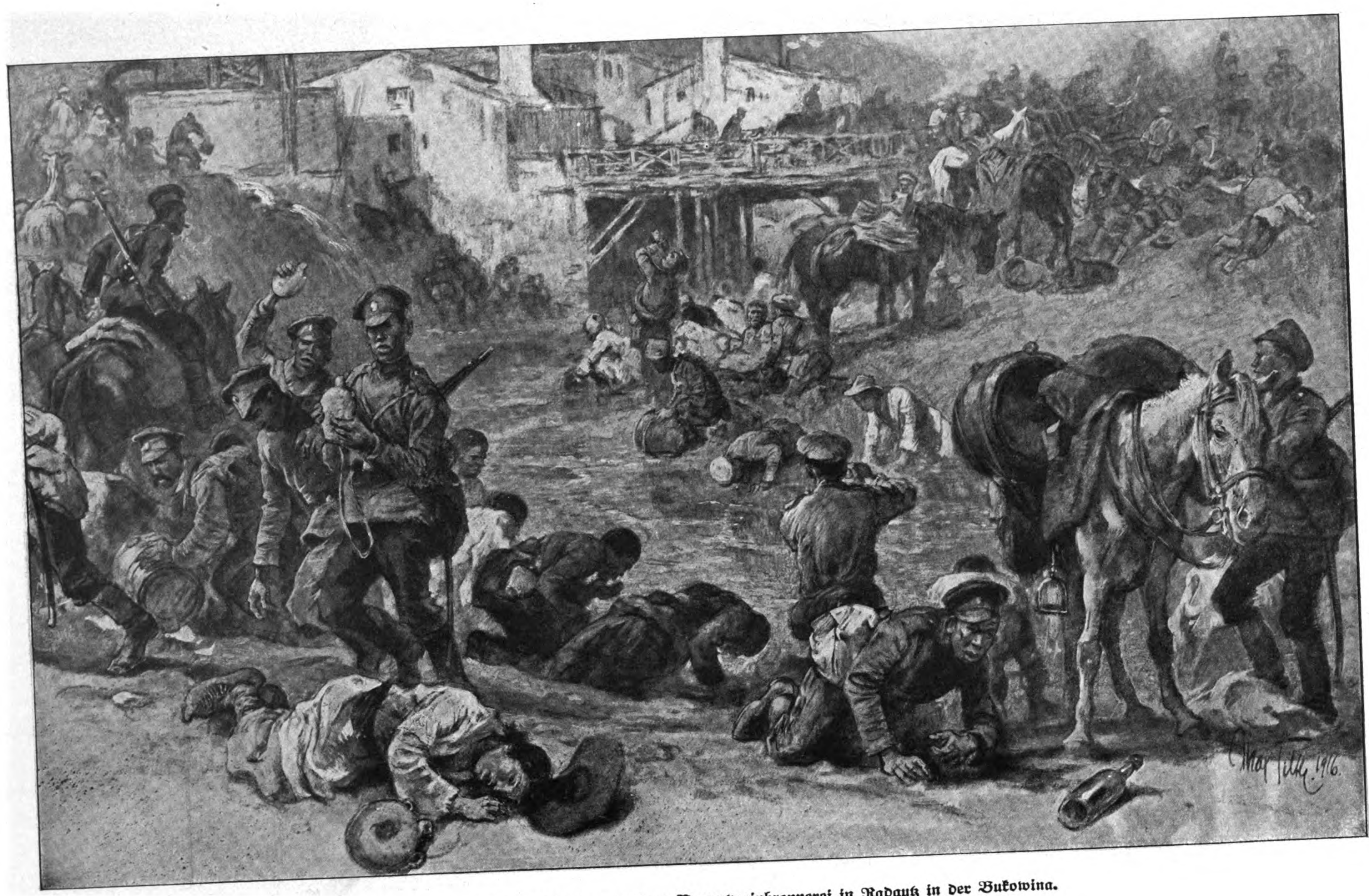
* * *

Die schwierigen Schiffahrtsverhältnisse im Mittelmeer hinderten die Engländer an der Entfaltung ihrer vollen Schlag-



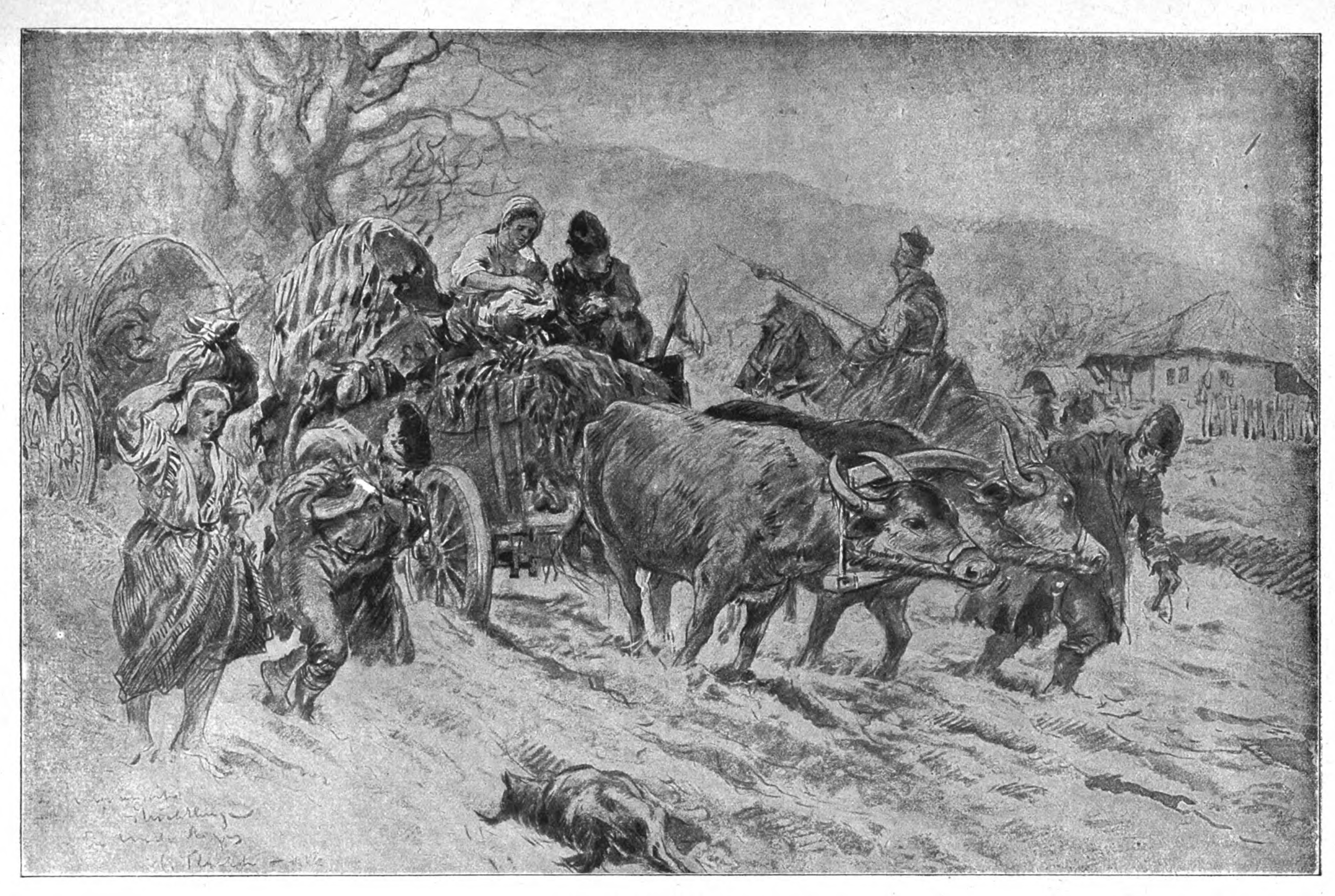
Stellung im Sumpfgelände der beßarabischen Front.

Phot. M. Wipperling, Elberfeld.



Kosakenhorden bei der Plünderung einer Branntweinbrennerei in Radautz in der Bukowina.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Rumänische Flüchtlinge.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich, München.


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Kriegerischer Beduinenstamm am völlig versandeten Tigrisufer bei Assur, der Residenz des alten assyrischen Weltreiches, im mesopotamischen Wüstengelände.

kraft im Kampfe gegen die **Türkei**, die an allen Fronten Abwehr- und Angriffsvorbereitungen traf. An der Sinaifront entwickelten sich hartnäckige Stellungskämpfe, in denen die Türken große Tapferkeit an den Tag legten. Es kam auch zu scharfen Luftgefechten, in denen sich die Oberleutnante Falke und Felmy (siehe die Bilder Seite 220) siegreich bewährten. Im mesopotamischen Kampfraum wirkten die Türken lebhaft an der Ausgestaltung der alten Verteidigungsanlagen im Gebiet von Mosul (siehe Bild Seite 219) und bildeten zugleich die kriegerischen Eingeborenenstämme (siehe obenstehendes Bild) zu brauchbaren militärischen Hilfskräften aus. Gerade auf diesem Schauplatz gestalteten sich die Verhältnisse für die Türken unter der Nachwirkung der Kämpfe in Ostgalizien vorteilhaft, weil die Engländer bei ihrem Vorgehen hier stark auf umfassende russische Unternehmungen von Persien und dem Kaukasus her gerechnet hatten. —

* * *

Während sich die Kriegslage in zunehmendem Maße für die Mittelmächte günstig entwickelte, erwuchs ihnen im fernsten Osten ein neuer Feind. **China** erklärte am 14. August durch die niederländische Regierung, die den Schutz der Interessen der Mittelmächte in China übernommen hatte, den Krieg an Deutschland und Österreich-Ungarn; angeblich wegen der U-Boot-Kriegführung. In Wahrheit hatten aber Amerika und England das Reich der Mitte zu diesem Schritt gezwungen, um dadurch eigene Vorteile zu erringen und Gelegenheit zur Zerstörung der blühenden Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und China zu finden. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Bomben auf Southend.

Den Tagebuchblättern eines Englandfliegers nacherzählt von Walter Oertel.

Ein prachtvoller Augustnachmittag. Heiß brennt die Sonne hernieder. Am Himmel kein Wölkchen. Vier Uhr. In langer Reihe stehen die zwölf Flugzeuge aufmarschiert, die dazu bestimmt sind, den Engländern den Ernst des Krieges in das Gedächtnis zurückzurufen und sie daran zu erinnern, daß auch sie auf ihrer Insel nicht unangreifbar sind.

Alles fertig? Los!

Das Führerflugzeug steigt zuerst auf und unter dem Dröhnen der gewaltigen Motoren lösen sich rasch auch die anderen Fahrzeuge von der Erde.

In scharfen Spiralen schrauben sie sich zur Höhe empor. Mit prüfendem Auge beobachtet der Flugzeugführer den Barographen. Von dreitausend Meter an wird die Sauerstoffatmung eingeschaltet, dann geht es weiter in die Höhe, bis die gefrierende Tinte des Barographen anzeigt, daß viertausend Meter überschritten sind.

Viertausendfünfhundert Meter und — acht Grad.

In Keilformation mit oberer und unterer Sicherung strebt das Geschwader in raschem Fluge vorwärts.

Das Meer!

Tief unter uns, einem blauen Spiegel vergleichbar, breitet sich der Kanal. Deutlich zeichnen sich auf ihm die Silhouetten von einem Dutzend kleinerer Kriegschiffe, darunter einiger Monitore ab, die mit der Bewachung der flandrischen Küste betraut sind. Sie beschießen uns lebhaft, scheinen aber Angst vor unseren Bomben zu haben, da sie eilig im Zickzackkurs hin und her fahren.

Wir durchbrechen die leichte Feuersperre völlig unversehrt. Weiter.

Vor der Themsemündung liegt eine starke Flotte. Sechsundfünfzig Fahrzeuge zählt der Beobachter, die sofort mit scharfem Feuer unser Geschwader überschütten.

Rund um uns zucken die Feuerbälle der Schrapnelle auf; sie meinen es gut mit uns, doch auch diese Sperre wird ohne Verluste überwunden.

Vor uns liegt die Küste Englands.

Wie auf einer Landkarte sehen wir die Städte der englischen Küste im klaren Sonnenschein vor uns liegen; nur im Hinterland in der Richtung auf London benimmt Nebel die Aussicht.

Die Engländer haben gut aufgepaßt, denn sobald wir uns der Küste nähern, prasselt aus einer Unzahl von Flakbatterien ein wahres Höllenfeuer gegen unser Geschwader.

Wir müssen uns eilen, denn nun können wir auch mit Sicherheit in wenigen Minuten auf den Angriff feindlicher Flieger gefaßt sein.

Wir sind über Southend. Scharf heben sich unter uns die viereckigen Häuserblöcke ab.

Das Geschwader zieht sich auseinander; jedes Flugzeug macht sich daran, die befohlenen Ziele anzugreifen.

Jetzt sind wir über dem unserigen angelangt.

Der Beobachter drückt auf einen der Bombenhebel. Die durch die plötzliche Auslösung einer so großen Gewichtsmasse hervorgerufene Erschütterung läßt das Flugzeug hin und her taumeln, aber schnell richte ich es mit dem Steuer wieder gerade.

Bombe auf Bombe schmettert nieder.

In Southend schießen riesige Rauch- und Feuergarben auf. Das gewaltige Krachen da unten übertönt das Dröh-

nen der Motoren und den Knall der rings um uns platzenden Schrapnelle.

Ein mächtiger Häuserblock, der einen Volltreffer bekommen hat, stürzt zusammen, in einer anderen Straße verkünden auflodernde Flammen, daß unsere Geschosse gezündet haben.

Die letzte Bombe ist abgeworfen. Das Geschwader schließt sich zum Rückfluge zusammen.

Der schwerste Teil der Arbeit beginnt. Die englischen Flieger sind da.

Von allen Seiten schießen rachedürstend ihre Kampfgeschwader heran. Leichte Einsitzer, Zweisitzer und endlich auch die neuesten englischen Kampfflugzeuge, die Dreideckereinsitzer.

Jetzt heißt es aufpassen und sich durch eine vielfache Übermacht den Rückweg bahnen.

Mein Flugzeug, das am weitesten vorgestoßen war, hat noch nicht den Anschluß an das Geschwader erreicht. Da werden wir von fünf englischen Flugzeugen angegriffen, die uns abschneiden und abschießen wollen.

Auf zwei- bis dreihundert Meter herankommend eröffnen sie das Feuer.

Unser Maschinengewehrschütze antwortet kräftig und seine Schüsse müssen auch wohl gesessen haben, denn zwei englische Flugzeuge geben den Kampf auf und fliegen zurück.

Die anderen drei bedrängen uns hartnäckig.

Das Maschinengewehrfeuer prasselt. Unser Flugzeug erhält einige Schüsse in die Tragflächen.

Macht nichts.

Da fängt plötzlich das Flugzeug eines unserer Angreifer an, hin und her zu schwanken. Wie ein Betrunkener taumelt es in der Luft, dann stürzt es ab, sich mehrfach überschlagend.

Gott sei Dank, den wären wir los; der Krieg macht hart und mitleidlos.

Als die beiden anderen Engländer ihren Kameraden abstürzen sehen, werden sie vorsichtiger; sie bleiben mehr ab und beschießen uns nur aus der Ferne, um so mehr als wir nun auch den Anschluß an das Geschwader erreicht haben.

Ich sehe mich um. Zwei unserer Flugzeuge fehlen.

In rascher Fahrt geht es heimwärts. Abermals entrinnen wir der Feuersperre der Flotte, überfliegen die Küstensicherung und nähern uns der flandrischen Küste.

Da werden wir, so nahe dem heimischen Hafen, wütend von einer englischen Jagdstaffel angefallen, die uns von Dünkirchen her in die Flanke zu stoßen versucht.

Auch dieser Angriff wird abgewehrt und ohne Verluste und weitere Fährlichkeiten erreichen wir den heimatlichen Hafen.

Doch kaum sind unsere Riesenvögel gelandet, da zieht als letztes noch eines unserer Flugzeuge heran, das wir bereits als verloren aufgegeben und betrauert hatten.

Bös zerschossen sieht es aus. Der eine Motor ist durch einen Schuß, der einen Zylinder durchschlug, außer Betrieb gesetzt, sein Propeller steht still.

Wie sein Führer erzählt, wurde das Flugzeug an der englischen Küste von Southend nach Margate abgedrängt, wo er seine Bomben abwarf. Um ihn versammelte sich ein ganzes Geschwader feindlicher Flieger.

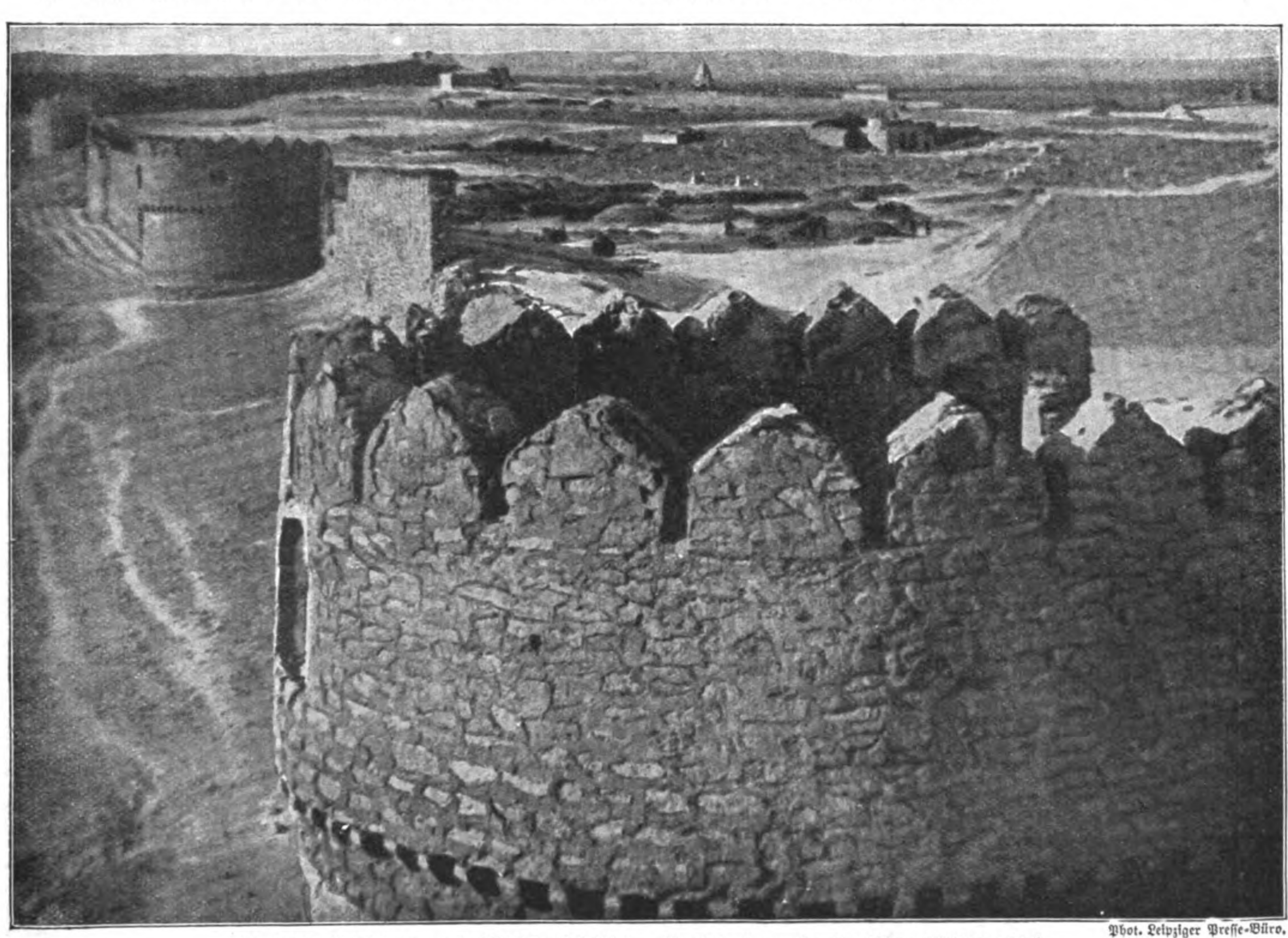
Von acht derselben zugleich angegriffen, schlugen sich die Braven durch den vielfach überlegenen Gegner durch.

Von Feinden rings umgeben, war ihre Lage außerordentlich bedenklich. Schon drängten die Engländer auf nahe Kampfentfernung vor, da bekam einer von ihnen solches Wirkungsfeuer, daß er brennend abstürzte.

Dieses Schicksal ihres Gefährten scheuchte die Engländer etwas zurück; es war aber auch die höchste Zeit, denn wie der Flugzeugführer mit peinlicher Überraschung bemerkte, stellte der eine Motor, der einen Schuß durch einen Zylinder bekommen hatte, seine Tätigkeit ein.

Mit nur einem Motor brach der Führer durch die englische Einkreisung, wies alle Angriffe ab, wobei er es auch noch mit dem von dem Haupttrupp abgeschlagenen englischen Dünkirchengeschwader zu tun bekam, überwand alle Feuersperren und brachte sein Flugzeug, zwar schwer beschädigt, aber doch glücklich auf den Flugplatz zurück.

Die Engländer sind gute Flieger, dabei sehr schneidig; solange wir aber noch über solche Führer und so ausgezeichnete Flugzeuge verfügen, werden alle Versuche der Engländer, unsere Angriffstaffeln von ihren Küsten fernzuhalten, sich stets als erfolglos erweisen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Arabische Stadtmauern in Mosul, nördlich von Bagdad, im mesopotamischen Wüstengelände.

Die Befreiung Ostgaliziens und der Bukowina.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Bilder Seite 221—223.)

(Fortsetzung und Schluß.)

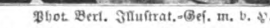
Am nächsten Tag wurde auch die Bystrzyca Nadworniansta bezwungen, Stanislau und Nadworna, das letztere ein ausgebrannter Trümmerhaufen, das erstere eine vielfach zerstörte und roh ausgeplünderte Stadt, wurden erobert, verzweifelter Widerstand der russischen Truppen des Generals Kornilow gebrochen. Vergebens hetzte der Russe die polnischen Ulanen vor, die in schneidigem Draufgehen eine mutige Attacke gegen die Verfolger ritten, aber jämmerlich zusammengeknallt wurden. Das war russischer Dank dafür, daß dieselben tapferen Polen eben noch in den Straßen von Stanislau plündernde und brennende Kosaken attackiert und Frauen und Kinder geschützt hatten!

Der 25. Juli brachte ganz erheblichen Raumgewinn: Buczacz, Tlumacz, Ottynia und Delatyn wurden genommen. Bayrische und österreichisch-ungarische Truppen Flußtäler weiter vor. Kuty wurde genommen, der Czeremoszfluß überschritten. Während türkische Truppen den Übergang über den Zbrucz bei Niwra erstritten, wurde Sniatyn besetzt. Auch Zaleszczyki wurde erobert, und südlich am Dnjestr entlang schoben sich nun die Angriffsgruppen des Generals Litzmann (siehe Bild Seite 222) näher an Czernowitz heran. Westlich und südlich von der Stadt hielt der Gegner so zähe, daß deutsche Truppen versuchen mußten, ihn zwischen Dnjestr und Pruth, also nördlich, zu fassen, um so die Hauptstadt von Nordosten her zu bedrohen. Es waren wiederum harte und schwere, aber erfolgreiche Kämpfe, die sich da in den ersten Augusttagen abspielten. Das schwierige Wald- und Höhengelände Sadagora—Waskoutz wurde von Norden her umgangen, und als die Bedrohung dadurch Tatsache wurde, räumte der Gegner in der Nacht vom 2. zum 3. August die Stadt. Österreichische Truppen zogen vom Norden und Westen her ein, während die deutsche Stoßgruppe mit ihren tapferen k. u. k. Kameraden weiter nach Osten drückte, den bukowinisch-bessarabischen Grenzfluß Rakitna überschritt und auch hier einen Teil altrussischen Bodens besetzte, um den Schutz der hart an der Landesgrenze liegenden Stadt möglichst weit nach Osten vorzuschieben.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Flugzeugführer Oberleutnant Falke.





Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Flugzeugbeobachter Oberleutnant Felmy.

Zwei erfolgreiche Flieger, die an der Sinaifront mit ihrem Flugzeug hinter den englischen Linien landeten und Bahnverbindungen und Wasserleitungen in der Wüste zerstörten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

K. u. k. Kampfflieger Hauptmann Heyrowsky, der nach dem österreichisch-ungarischen Heeresbericht an einem Tag zwei italienische Flieger abschoß.

der dritten k. u. k. Armee besetzten den wichtigsten Bahnknotenpunkt Südgaliziens, Kolomea, wo ganz erhebliche Vorräte erbeutet wurden; zu beiden Seiten des Dnjestrs ging es frisch vorwärts. Während die Russen im Susitatal in Rumänien eine neuerliche Entlastung versuchten und tatsächlich einigen Raumgewinn erzielten, wankte schon ihre Front vom Tartarenpaß bis nach Kirlibaba; die Furcht vor dem Abgeschnittenwerden machte sich immer mehr geltend. Am Sereth wurde mit der Stadt Czortkow die wichtigste Etappe an Bahn und Straße Halicz—Husiatyn erkämpft. Am 27. Juli fielen mit Horodenka und Jagielnica abermals zwei Städte an Eisenbahnlinien nach Czernowitz in deutsche Hand; der Russe wurde in das Knie zwischen Sereth und Dnjestr gedrängt und zwischen Dnjestr und Pruth auf Sniatyn zurückgeschoben. Hier stellte er sich am 28. Juli zuerst südöstlich von Horodenka in dem ihm günstigen Gelände des Belelujaabschnittes zum Widerstand. Wir mußten über steil abfallende Hügel gegen den auf der Höhe sowie in hohen Mais- und Kornfeldern versteckten Gegner anlaufen, bis den verbündeten Truppen der Durchbruch bei Podwysoka gelang.

Abermals wich die feindliche Linie gen Osten. Schon drangen zur selben Zeit die österreichisch-ungarischen und deutschen Verbände aus den Karpathen heraus in die Bukowina ein und durch die nach Nordosten führenden

Mit der Eroberung von Czernowitz war der zweite Teil der galizisch-bukowinischen Aufgabe erfüllt. Nun folgte unter steten Nachhutkämpfen das schrittweise Zurückdrängen des Gegners aus der Bukowina, die Eroberung von Kimpolung, das Vordringen auf Gurahumora. Mit starken Gegenangriffen versuchten Russen und Rumänen an der Moldaufront ein Gegengewicht zu schaffen, konnten aber den Erfolg nicht mehr aufhalten. Westlich von Radautz kamen die Verbündeten allmählich aus dem Gebirge ins Tal. Schließlich wurde Radautz erobert, die Stadt Sereth genommen, und während deutsche Truppen schon nördlich von Focsani Höhen stürmten und den Serethübergang erzwangen, also ein ganz neues Unternehmen einleiteten, das mit dem galizischen Durchbruch nichts mehr zu tun hatte, vollzog sich als letzte Auswirkung des in seiner Anlage kleinen, aber so tief und lang wirkenden Durchbruchs von Zborow die Räumung der letzten Teile der Bukowina.

3. Deutscher Vormarsch; russischer Rückzug.

Überblickt und würdigt man die Leistungen der beiden Gegner in den anstrengenden vier Juliwochen des Jahres 1917, so wird man zunächst trotz aller Kriegserfahrungen mit Staunen und Bewunderung der Taten der deutschen Soldaten gedenken. Es ist Sache der Führung gewesen, den Punkt der russischen Front auszuwählen, wo der Vorstoß automatisch in



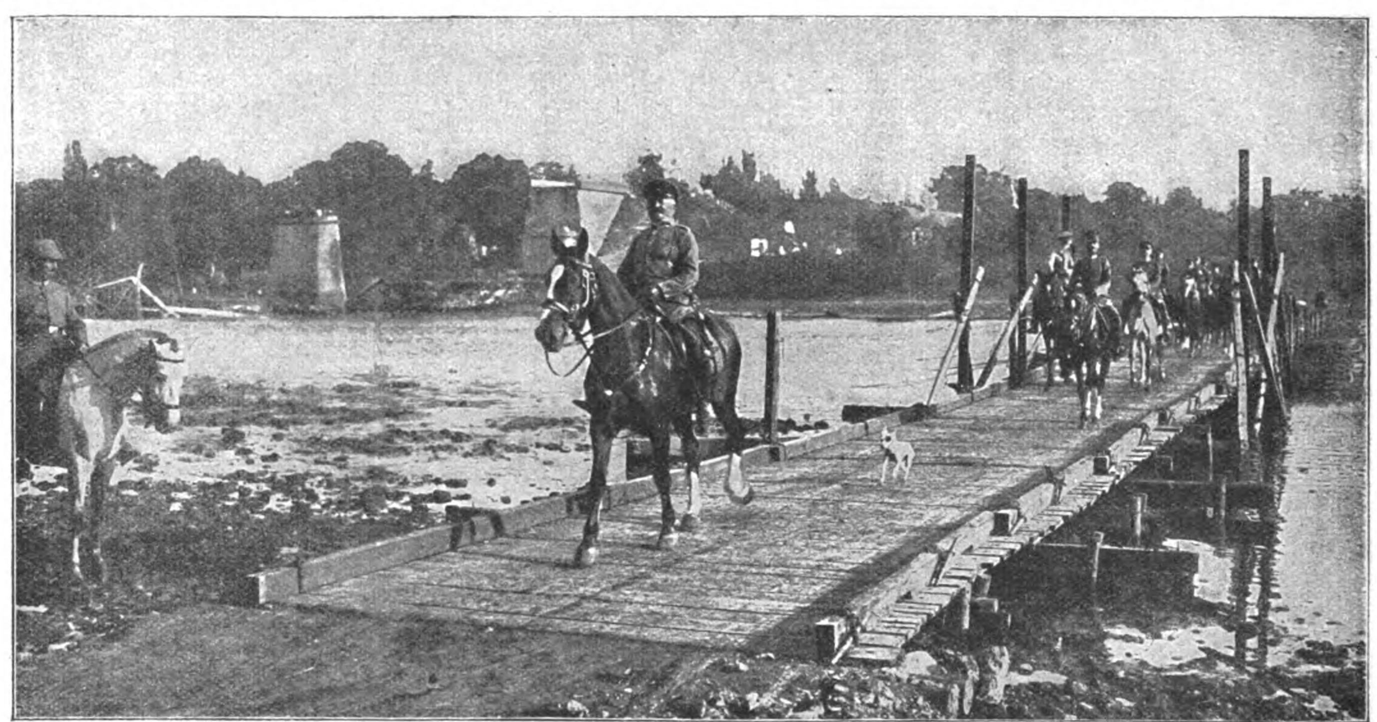
Russische Truppen verweigern ihren Offizieren den Gehorsam und verlassen ihre Gräben.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

seiner Nachwirkung zur Aufrollung der gesamten Russenlinie nach Südosten hin führen mußte. Aber es war Sache der Truppe, aus diesem Erfolge etwas zu machen, ihn zu dem zu gestalten, was er in Wirklichkeit wurde. Diese Truppe kam zum Teil aus dem Stellungskrieg des Ostens, zum Teil aus anstrengenden und aufreibenden Kämpfen. Sie war Eisenbahnfahrten gewohnt und Schützengrabenkrieg und kam hier in einen Bewegungskrieg, für den weder beim Mann noch Offizier die geringste Schulung in den letzten Monaten vorlag. Es waren Tagesleistungen von 15, 20 und 30 Kilometern in glutvoller Julihitze zu überwinden, dabei schwerer Nachhutwiderstand des Feindes zu brechen. Und trotzdem wurden nicht nur alle von der Führung befohlenen Marschziele erreicht, sondern sie wurden mitunter überschritten. Der Schwung des ersten Angriffs pflanzte sich von der kleinen Einbruchstelle in breitem Strom nach Süden fort und ergriff die gegen 300 Kilometer breite Rückzugsfront der Russen. Wenn man hört, daß in zehn Tagen rücksichtslosesten Vorwärtsdrängens bei bayrischen Truppen ein Regiment kaum 40 Marschkranke hatte, so besagt diese Ziffer genug für den Geist und den Drang der Truppe. Und wenn man weiß, daß die Kolonnen und Trains acht und zehn Tage hintereinander 40 und 50 Kilometer bewältigten, ohne nennenswert viel Pferde einzubüßen, so wird man auch dies gebührend würdigen. Infolge der Sprengung aller Brücken und Stege durch die Russen (siehe die Bilder Seite 223) blieb das zur Verfügung stehende Bahnnetz für die ganze Offensive tageweit hinter der Truppe zurück. Alles mußte durch Pferde- und Autokolonnen vorgeschafft werden. Trotzdem war die Stimmung der deutschen Truppen glänzend.

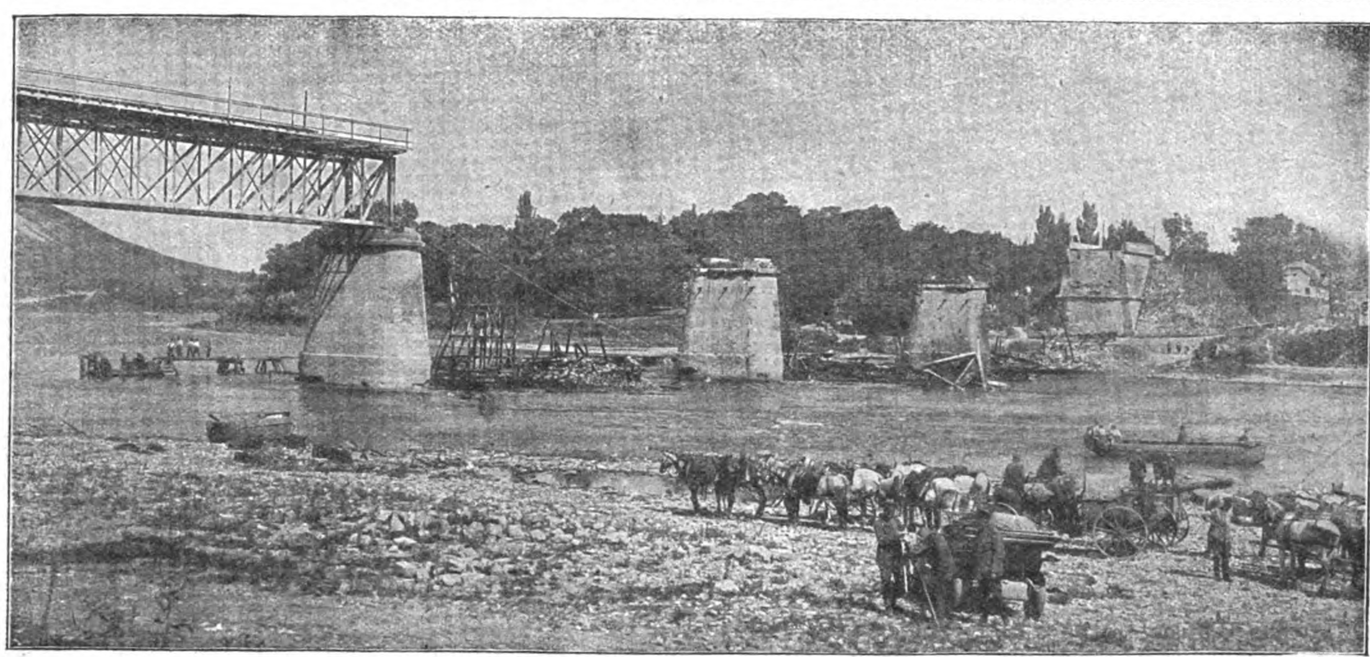
Das gleiche läßt sich vom russischen Heere wohl nicht behaupten. Der russische Heeresbericht hat sich in jenen Wochen so viel Schmähungen der eigenen Truppen geleistet, daß eine kleine Ehrenrettung des Gegners am Platze ist. Die Truppe an der Durchbruchsfront wurde durch die Gewalt des Artilleriefeuers und den hinreißenden Schwung des deutschen Infanterieangriffs sicherlich überwältigt, entnervt und in die Flucht gerissen. Das wirkte auf die Seitenabschnitte und dauerte die erste Zeit, vielleicht drei Tage, an. Dann aber faßte sich der Russe schnell, und das, was wir an Widerstand um Tarnopol und darüber hinaus erlebten, wie auch der Halt, den uns russische Truppen um Czernowitz boten, verdienen alle Anerkennung. Wenn die breite russische Front wankte und zurück mußte, so war das eine sichere Nachwirkung unseres Durchbruchs und vom russischen Frontsoldaten vielleicht gar nicht aufzuhalten. Die Führung selbst gab ja den Befehl zum Rückzug und erkannte die Lage so klar, daß schon zwei Tage nach dem Angriff bei Zborow die ersten Räumungsvorbereitungen in dem vom Kampf noch völlig unberührten Czernowitz getroffen wurden. Die Verantwortung für das russische Mißgeschick der Truppe und ihrer Disziplinlosigkeit zuzuweisen, ist eine Fälschung der Tatsachen. Diese Infanterie hat sich, wo sie sich zum Kampf stellte, kräftig und zäh gewehrt. Wir wollen also ehrlich sein und dem Gegner geben, was ihm gebührt, denn es ehrt unsere Truppe um so mehr, wenn sie nicht fliehenden Feiglingen gegenüber einen Sieg erstritt, sondern einem ordentlichen Gegner die Palme abrang.

Der russische Rückzug als Ganzes betrachtet, ist ohne Zweifel auch eine beachtenswerte Leistung. Wir haben an Verpflegungsmaterial, an Zügen und Lastautokolonnen, an Helmen, Gewehren, Munition und Geschützen wie auch an Gefangenen eine ansehnliche Beute gemacht, aber sie hält sich, wenn man den großen Frontraum der Operation überblickt, doch in bescheidenen Grenzen. Der Russe hat große Munitions- und Verpflegungslager, die ihm nicht mehr zurückzuschaffen möglich war, durch Sprengung und Brand vernichtet, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Aber er hat sein Heer, seine Artillerie und seine Trains sozusagen ungerupft zurückbekommen, wenn man von den zum Teil gewaltig hohen blutigen Verlusten absieht.



Exzellenz v. Litzmann überschreitet die neugeschlagene Brücke über den Dnjestr. Phot. Bufa.

Es verträgt sich von diesem Urteil über den russischen Rückzug manches nicht mit den Aussagen der russischen Gefangenen. Da wird immer wieder von Disziplinlosigkeit und Meuterei erzählt, und es ist sicher, daß solche Fälle häufig vorkamen (siehe Bild Seite 221), daß Truppen Versammlungen abhielten, ob sie einen Angriffsbefehl auch ausführen sollen, daß andere Verbände beratschlagten, ob sie angegriffenen Nebenabschnitten zu Hilfe kommen sollten. Aber das hat die Gesamtleistung des Heeres nicht allzu sehr berührt. Es ist doch bemerkenswert, wie Persönlichkeiten wie Kerenski, Brussilow, Kornilow allmählich sich durchsetzten und die Führung straffer anzogen. Der russische Soldat, dem es an der Bildung und dem Einzelwissen des deutschen Mannes völlig fehlt, braucht solche asiatisch-despotischen Autoritäten, und er folgt ihnen bedingungslos in Sieg und Niederlage. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Friedensliebe im russischen Heer außerordentlichen Umfang angenommen hat. Wenn die Leute unter sich sind, so erklären sie immer wieder: Wir wollen den Frieden, wollen nur Ruhe und wieder unsere Arbeit. Sie haben auch das dumpfe Gefühl, daß nach dem Anfangsrausch von Freiheit und Gleichheit die alten Zeiten langsam unter neuer Fahne wiederkehren. Die Bedeutung der Soldatenabgeordneten, die eine Zeitlang die Offiziere völlig an die Wand drückten und Alleinherrscher waren, sank immer mehr; unter dem Einfluß der höchsten Führung bekamen auch die Zwischen- und Unterführer



Phot. Bufa.

Von den Russen auf ihrem Rückzug gesprengte Brücke von Zaleszczyki.

allmählich wieder das Heft in die Hand, was sich dadurch noch steigerte, daß sie anscheinend auch mutig und tapfer in vorderster Linie mit angriffen und bis zuletzt bei Nachhutgefechten in letzter Linie aushielten. Die Wiedereinführung der Todesstrafe an der Front, das Rückkehren zu dem alten Brauch, nicht angriffslustige Abteilungen durch Kosakennagaikas und Infanterie- wie Artilleriefeuer auf die eigenen Gräben vorzuhetzen, all das zeigt dem gewöhnlichen Soldaten, wohin die Reise geht. Das verbittert, aber der unterwürfige, meinungslose russische Soldat schweigt und gehorcht.

In einer Hinsicht ist allerdings die Disziplinlosigkeit bedenklich gewachsen. Wer die Rückzugstraßen des russischen Heeres gesehen hat, denkt mit tiefem Schrecken an all das Grausige und Trostlose. Tarnopol und Kalusz sind nur mehr Trümmerhaufen, und Dutzenden von weniger bekannten Orten ist es nicht besser ergangen. Es waren nicht nur Kosaken, die so wüteten, sondern auch Krankenschwestern und Offiziere. Das ganze Schänden, Vergewaltigen, Brennen, Rauben und Morden, das von oben bis herunter vollbracht wurde, ist ein Schandfleck, der auf der russischen Armee sitzen bleibt. Kornilow hat das klar erkannt. Sein Befehl, solche Gauner, Mörder, Vergewaltiger ohne Kriegsgericht zu erschießen, spricht eine ehrliche, harte, klare Soldatensprache, die den Mann ehrt. Er hat sicherlich in Czernowitz, der letzten großen Stadt, die geräumt wurde, etwas geholfen, wenn er auch in kleineren Orten nicht durchdrang und dort auch nach dem Befehl noch eine Reihe scheußlicher Grausamkeiten und Widerwärtigkeiten vorkamen.

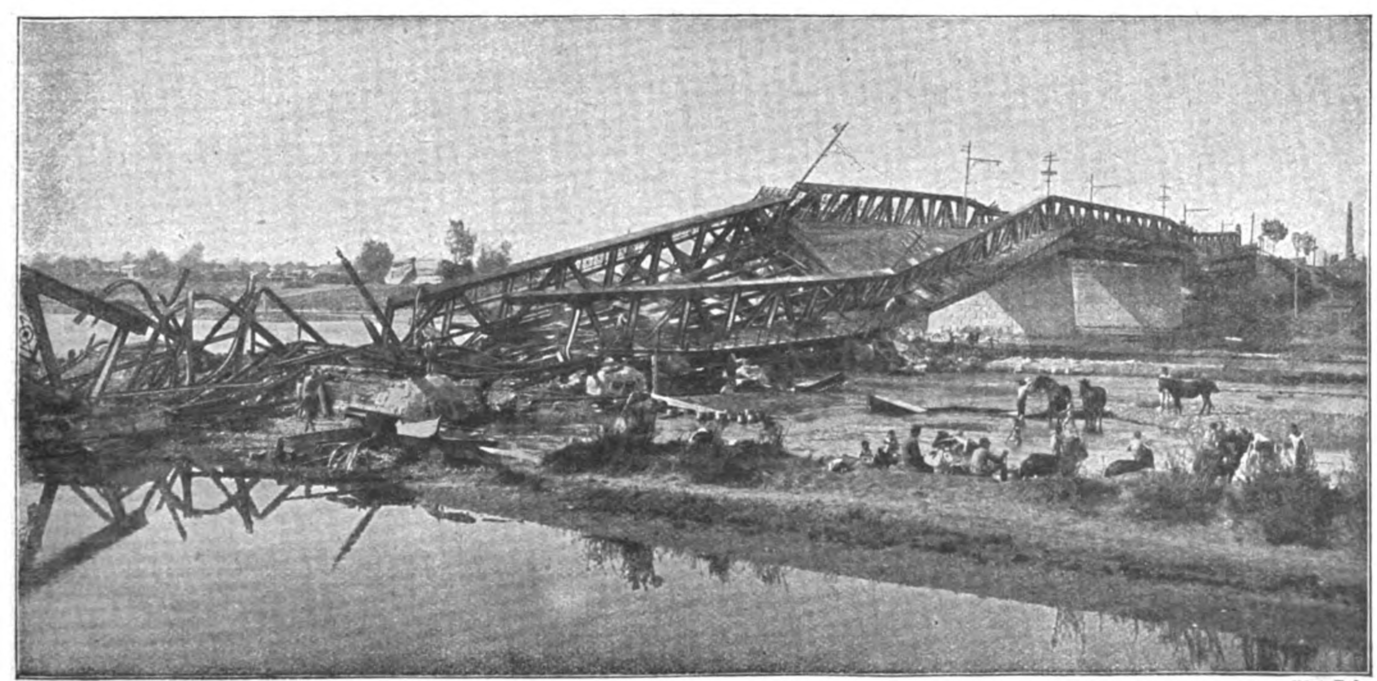
Die verbündeten Heere haben nicht nur die Länder befreit, sie haben ihrer eigenen Heimat einen noch nicht annähernd zu übersehenden Dienst geleistet, indem sie die reiche Ernte der beiden Länder retteten. In Galizien und der Bukowina reifte eine gut angebaute Saat, die den Vorräten der abgeschlossenen Mittelmächte wertvollen Zuwachs brachte. Nicht nur die vordringenden Heere verpflegten sich gut, sie halfen auch, wo sie nur konnten, trotz Vormarsch und Anspannung bis zum Äußersten, den Bauern bei der Erntearbeit und sicherten dadurch auch der Heimat wertvolle Ernährungstoffe.

Der Meldehund.

Von Hanns Warning.

(Hierzu die Bilder Seite 224.)

Am Chemin des Dames. Der Franzose trommelt auf die vordersten Gräben, um dann plötzlich hinter unseren Stellungen mit Sperrfeuer einzusetzen: er will angreifen. Ein kritischer Augenblick für die Tapferen vorn, die beim



Phot. Bufa.

Eine der beiden von den Russen zerstörten Dnjestr-Brücken von Czernowitz.





Wechsel des Feuers aus den Unterständen kriechen und den Feind erwarten. Die „Strippe“ nach hinten ist irgendwo zerfetzt, keine Verbindung mehr zur eigenen Artillerie, zum Abschnittskommandeur. Hier hat die moderne Kriegserfahrung ein neues Mittel eingeschaltet: den Meldehund. „Prinz“ sitzt schon mit hängenden Lefzen bereit, die Meldung wird ihm am Halsband befestigt, und mit raumgreifenden Sprüngen setzt er aus dem Graben nach rückwärts. Kaum daß der Schwung seines Sprunges durch platzende Granaten des feindlichen Sperrfeuers für Sekunden ins Wanken kommt — dann ist er im Rauch und Staub verschwunden. Bald macht sich seine Meldung bemerkbar. Die heranwogenden Wellen der hechtblauen Franzmänner zerspritzen im Granaten- und Kartätschenhagel unserer Artillerie, fluten zurück. Wieder ein mißlungener Angriff.

So haben schon viele treue Meldehunde hervorragende Dienste geleistet. Sie finden bei unseren Feldgrauen liebevollste Pflege; manche sind durch ihre „Taten“ schon zu Berühmtheit gelangt und haben Spitznamen wie „die Kanone“, der „Fliegende Holländer“ und andere.

Wie in allen Zweigen der so unerhört verfeinerten Kriegstechnik unserer Tage hat die deutsche Heeresleitung auch der Ausbildung der Meldehunde ganz besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen.

Die Verwendung des Hundes für Kriegszwecke setzte zwar bereits vor dem Kriege ein und wurde in der ersten Zeit des Völkerringens, besonders im Dienste des Roten Kreuzes zum Aufsuchen Verwundeter, weiter ausgebaut.

Der Meldehund hingegen wird in besonders eingerichteten Kriegshundeschulen einzelner Armeeabteilungen ausgebildet. Hier hat jeder Hund seinen feldgrauen Begleiter, der ihm während der ganzen Ausbildungszeit zur Seite bleibt.

Die Hunde werden im Inlande erworben, vielfach auch von unseren regen Vereinigungen zur Förderung der Hundezucht zur Verfügung gestellt. Am meisten findet man vertreten deutsche Schäferhunde, Dobermänner und Airdales. Die ausgewählten Tiere zeigen große Gelehrigkeit; es ist erstaunlich, wie weit sie den Absichten ihrer Ausbilder entgegenkommen. Schon auf den Übungsplätzen geht es heiß her. Maschinengewehre tacken, Minen fliegen auf, Granaten platzen; aber unentwegt zieht der Hund seine Bahn, unter Verhältnissen, wo Menschen das Gehen zur Unmöglichkeit wird, dabei durch seine große Schnelligkeit die entsprechende Leistung eines Menschen um ein Vielfaches übertreffend.

Und vielseitig ist seine Verwendungsmöglichkeit. Wenn kein Essenträger mehr nach vorn kommen kann, um einer ausgesetzt liegenden Gruppe die nötige Nahrung zuzuführen, kommt der Meldehund angesprungen, das Kochgeschirr im Maul, vielleicht sogar mit ein paar Gürteln Patronen um den Leib.

Auch die Nachrichtentruppe bedient sich des Meldehundes. Wenn die „Strippe“, die so hochwichtige Verbindung nach den Gräben, nach den Beobachtungständen, durch feindliches Feuer irgendwie zerrissen ist, schnallt man dem Hund eine Rolle neuen Drahtes auf den Rücken, der in zähem Vorwärtsdringen den Draht sich abwickeln läßt und an der Empfangstelle stets mit freudigem Hallo begrüßt wird.

Noch in einem anderen Zweig der Nachrichtentruppen finden die Meldehunde Verwendung: bei den Brieftaubenabteilungen. Die Organisation dieses Zweiges der Nachrichtenübermittlung ist gleichfalls ganz hervorragend ausgebaut worden und bildet ein Kapitel für sich. In weiche Säckchen eingeschlagen, werden die Tauben dem Hunde an die Lenden geschnallt, der sie wohlbehalten vorne abliefert.

Manches brave Tier findet seinen Tod in dem gefahrvollen Dienst an der Front, aber wenn unsere Krieger heimkehren, wird es viele unter ihnen geben, die eine Geschichte zu erzählen wissen, wie die Tätigkeit eines Meldehundes eine schwierige Lage verbessert, ja einer Truppe vielleicht das Leben gerettet hat.



Oberes Bild: Meldehündin „Lucie“ mit ihrem Führer. Sie hat durch Zurückbringen wichtiger Meldungen über Sperrfeuerverlegungen an der Westfront bereits ungemein wichtige Dienste geleistet. (Phot. R. Sennecke, Berlin.) — **Mittleres Bild: Einem aus der Vorpostenstellung zurückgekommenen Meldehunde wird die Meldung abgenommen.** (Phot. R. Sennecke, Berlin.) — **Unteres Bild: Der Meldehund als Kabelträger. Der Draht wird an dem Hund befestigt, so daß das Kabel abrollt.** (Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Meldehunde.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

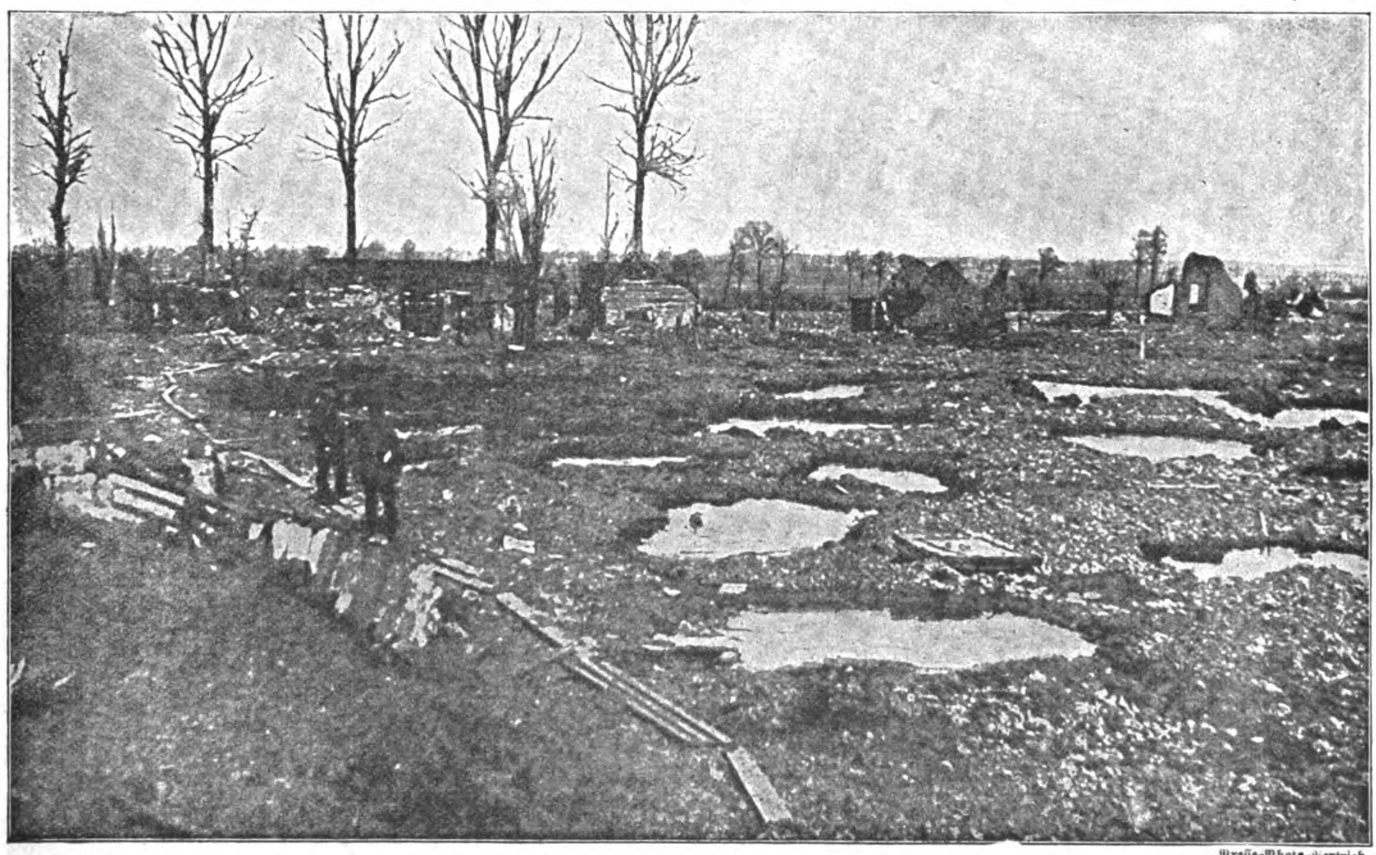
Nach den verunglückten Erkundungsunternehmen, die die Engländer am 12. August in **Flandern** versucht hatten, wurde die Artillerieschlacht mit gesteigerter Wucht fortgesetzt. Namentlich bei Ypern nahm sie heftige Formen an, aber gleichzeitig stand auch die Front bei Arras unter Feuer. Neue Erkundungstöße der Feinde in Flandern (siehe die Karte Seite 226 oben), bei Hulluch und an der Straße Gavrelle—Fresnes scheiterten vollkommen. Englische Abteilungen, die sich in der Gegend von Langemark am 14. August langsam vorarbeiteten, wurden durch einen deutschen Gegenstoß fast völlig aufgerieben, und östlich von Ypern hatten die Feinde mit Teilangriffen in der darauffolgenden Nacht ebensowenig Glück. Am Wege Bixschoote—Langemark wurde ein Engländernest, das sich von dem letzten großen Zusammenstoß her dort noch gehalten hatte, aufgehoben. An der Front von Arras (siehe Bild Seite 227) fanden ebenfalls neue feindliche Erkundungsvorstöße blutige Abweisung, was auch dort eine Verstärkung der Artillerietätigkeit zur Folge hatte, worunter besonders die deutschen Stellungen um Lens litten.

Am 15. August brach die englische Infanterie nach einem aufs höchste angeschwollenen Zerstörungsfeuer vor. Im Gebiete von Bixschoote waren wieder französische Streitkräfte mit beteiligt, und auch Belgier, denen ihr König bei einer Truppenschau in Lampernisse neuen Mut zugesprochen hatte, befanden sich unter den Angreifern. Zunächst versuchten die Feinde, durch starke Teilangriffe östlich von Bixschoote und südwestlich von Westhoek für ihre Hauptunternehmung bessere Ausgangstellungen zu erringen; es gelang ihnen aber nicht, aus dem Trichterfeld (siehe untenstehendes Bild) herauszukommen. Danach wurde das englische Artilleriefeuer an der Küste sowie im Ypernabschnitt von Merckem bis zur Deule geradezu zum Feuerorkan. Es hielt auch die ganze Nacht hindurch an, erfuhr dann morgens um fünf Uhr zwanzig Minuten eine weitere Steigerung, bis Punkt sechs Uhr die englische Infanterie zwischen Bixschoote und Oosttaverne auf etwa 18 Kilometer breiter Front aus den Gräben zum Angriff vorging.

Während die Deutschen in Flandern am 15. August unter starken Teilkämpfen, die zur Hauptschlacht überleiteten, noch einmal alle Schrecken des Artilleriefeuers über sich ergehen lassen mußten, entfalteten die Engländer bei Arras schon seit dem Morgen dieses Tages schwere Stürme. Zwischen Hulluch und Méricourt rangen vier kanadische Divisionen, um das Vorwerk Lens von den deutschen Stellungen loszureißen und sie eines ihrer wichtigsten, vorgeschobenen Bollwerke zu berauben. Nach harten Kämpfen gelang es ihnen, zu beiden Seiten von Loos in die erste, in Trichterfelder verwandelte deutsche Linie einzubrechen. Zur Ausnützung des Erfolges warfen sie fortwährend frische Regimenter in den Kampf. Einem schneidig geführten deutschen Gegenstoß zeigten sie sich aber nicht gewachsen; die Kanadier mußten unter schwersten Verlusten weichen und büßten dabei den größten Teil des gewonnenen Gebietes wieder ein.

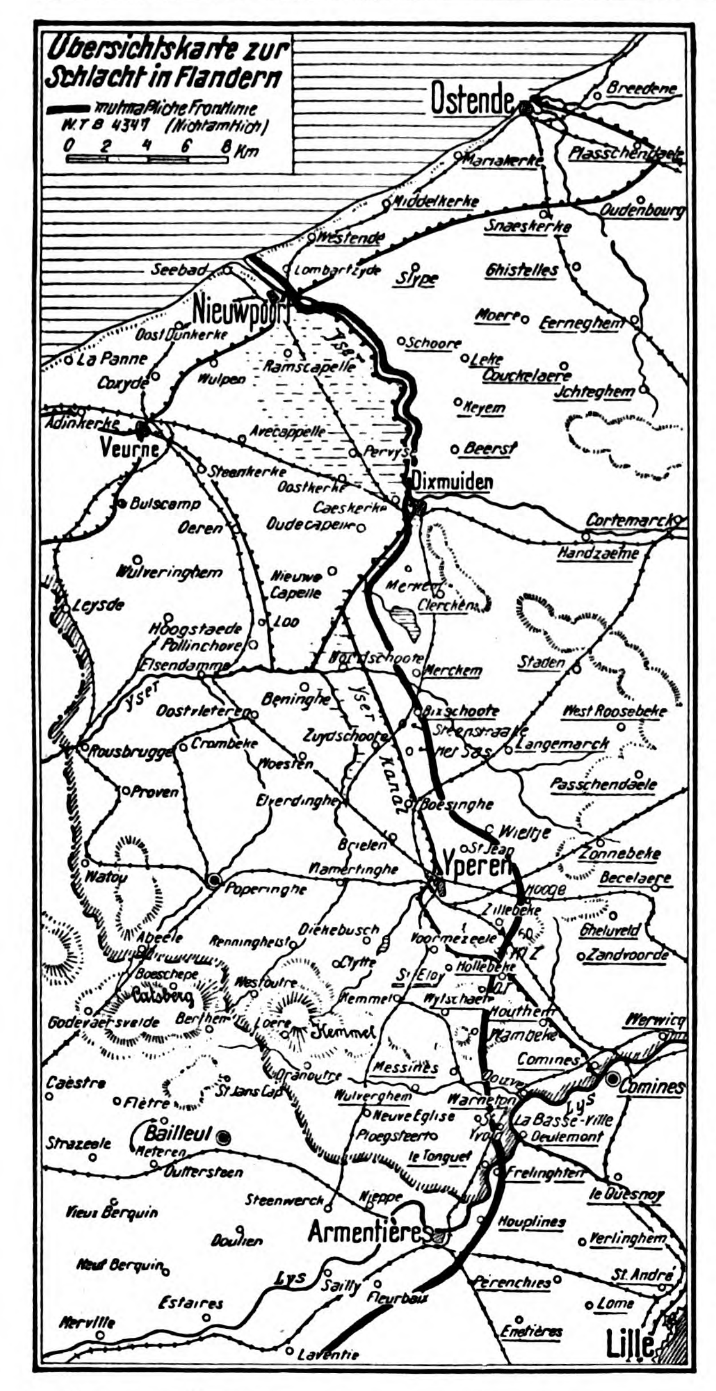
Am nächsten Tage wurden in Flandern ebenfalls alle englischen Kampfmittel ganz eingesetzt. Auf 30 Kilometer breiter Front zwischen Yser und Lys entwickelte sich die Schlacht, nach deren Beginn sich die schwachen Streitkräfte der vorderen deutschen Linien, die die Fühlung mit dem Gegner aufrechtzuerhalten hatten, aus dem Bereich des Trichterfeldes heftig kämpfend zurückzogen, während die deutsche Artillerie die Feinde zu Tausenden in den Schlamm streckte. Keine Opfer scheuend, überrannten aber die Angreifer den bei Drie Grachten am Yserkanal vorgeschobenen deutschen Posten und erkämpften sich nördlich und östlich von Bixschoote auch das Vorfeld der deutschen Kampfstellung am Maartje-Vaart. Langemark, das die Engländer bei dem ersten Ansturm in Flandern so hartnäckig und vergeblich berannt hatten, wurde von den tiefgestaffelten feindlichen Sturmwellen in hartem Kampfe genommen. Sie vermochten die vorderen deutschen Linien an dieser Stelle zu durchstoßen, östlich von den Ruinen des Ortes (siehe Bild Seite 226) unter Einsatz starker Nachschübe Raum zu gewinnen und sich zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie auf Poelcappelle zu vorzuschieben.

Nun setzte der deutsche Gegenstoß ein. Der Kampf wogte hin und her, doch bald hatten die Deutschen den Feind zum Stehen gebracht. Abschnitt auf Abschnitt mußten die Gegner aufgeben, und schließlich wurde die



Presse-Photo-Vertrieb.

Granattrichterfeld an der Front in Flandern. Die Granatlöcher füllen sich sofort mit Grund- und Regenwasser und verschlammen.



rückläufige Bewegung der Engländer allgemein. Am späten Nachmittag hatten die Deutschen im großen und ganzen ihre alten Linien wieder erreicht und schritten darauf zum Sturm auf die Einbruchstellen von Langemark St. Julien und die weiter südlich liegenden Kampfabschnitte. In der hereinbrechenden Dämmerung führten auch diese Gegenstöße überall zu glänzenden Erfolgen. Die Engländer mußten in ihre Ausgangstellungen hinter den Steenbach zurückgehen, verloren die Reste von Langemark und wurden auch bei St. Julien geworfen. Südlich davon entrissen ihnen die Deutschen nicht nur jeden Teilgewinn wieder, sondern schoben sogar ihre Linien noch auf feindliches Gebiet vor, wobei sie an der Straße von Frezenberg und an den Gehölzen südlich von Westhock ihre alte, am 31. Juli innegehabte Linie erreichten. Das Zusammenwirken der deutschen Artillerie und der Flieger, die aus geringer Höhe mit ihren Maschinengewehren in die feindlichen Kampfreihen und Batteriestellungen hineinfeuerten, mit der Infanterie hatte zu einem vollen deutschen Siege geführt.

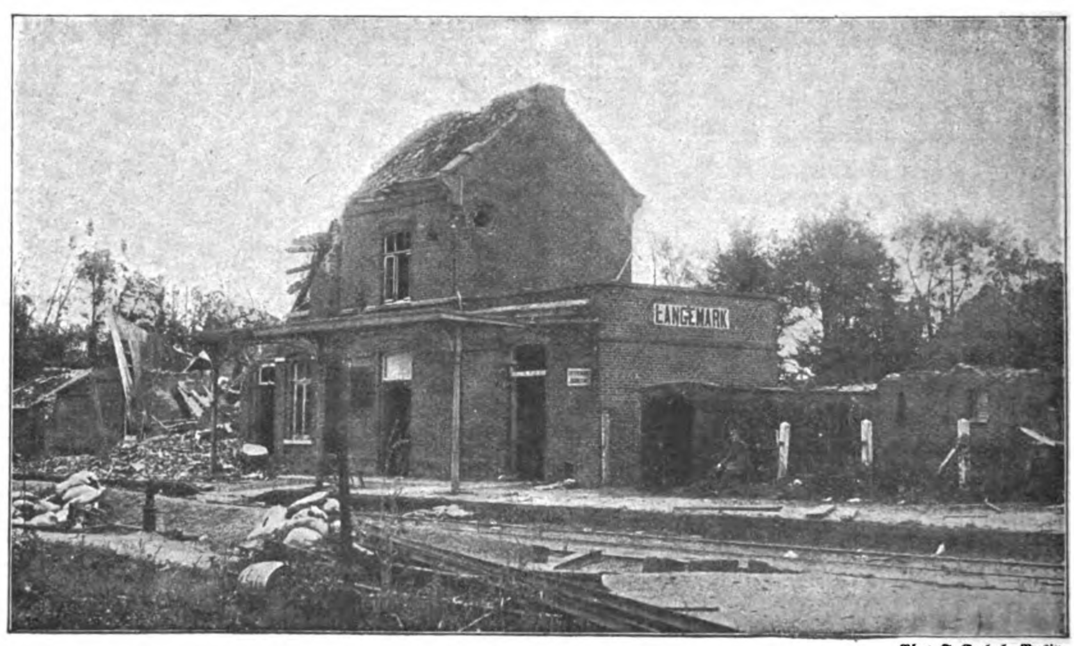
Ein überraschender Teilstoß brachte die Engländer am folgenden Tage abermals in den Besitz von Langemark. Zugleich nahm die Artillerieschlacht von neuem zu, doch verzichteten die Engländer auch am 18. August auf einen allgemeinen Vorstoß. Sie griffen nur südlich von Langemark mit starken Kräften an und bedienten sich dabei einer stattlichen Anzahl Panzerwagen, die, in künstlichen Nebel eingehüllt, den Sturmwellen die Bahn freimachen sollten. Dem ersten Massenstoß wichen die Deutschen zunächst aus, dann sammelten sie sich zum Gegenangriff und warfen den Feind überall zurück.

Darauf flauten die Kämpfe etwas ab, und erst am 22. August entwickelte sich auf 15 Kilometer breiter Front wieder eine erbitterte Schlacht. An zahlreichen Stellen brachen die stürmenden Engländer schon im Sperrfeuer zusammen, an anderen aber kam es zu Nahkämpfen. Stärkste Macht entfalteten die Feinde zwischen Langemark und Zwartellen, wo bis tief in die Nacht hinein gekämpft wurde und die Engländer schließlich den Herenthagewald besetzten. Dieser Fortschritt kostete den Angreifern neben ungewöhnlich großen blutigen Opfern auch 21 Panzerwagen, die zerschossen vor den deutschen Linien liegen blieben.

Die in dieser Zeit an der Front von Arras wiederholten Stürme der Kanadier führten zu keiner wesentlichen Veränderung der deutschen Linien; nur eine Kohlenhalde südwestlich von Lens konnten die Feinde in ihren Besitz bringen. Auch starke Teilangriffe am Souchezbach und in der Linie Lens—Méricourt blieben ohne Erfolg, so daß die Feinde am 25. August ihre Unternehmungen dort zunächst einstellten.

An diesem Tage legten sich auch die Stürme der Engländer an der Front in Flandern, die seit dem 22. August von neuem aufgelebt waren. Die Deutschen hatten sich jedoch nicht verdrängen lassen; es gelang ihnen sogar noch die Säuberung verschiedener Engländernester bei St. Julien und die Wiedergewinnung des Herenthagewaldes bis zu dessen Nordwestrande. —

Die **Franzosen** waren um diese Zeit an der **Aisne** und auf beiden **Maasufern** um **Verdun** (siehe die Karte Seite 230) ziemlich regsam. An der Aisnefront versammelten sie starke Truppen, die besonders im Gebiet von Cerny um jeden Preis Erfolge herbeiführen sollten. Während sich hier bis zum 20. August zahlreiche französische Bataillone vergeblich verbluteten, bereiteten sich an der Front von Verdun (siehe

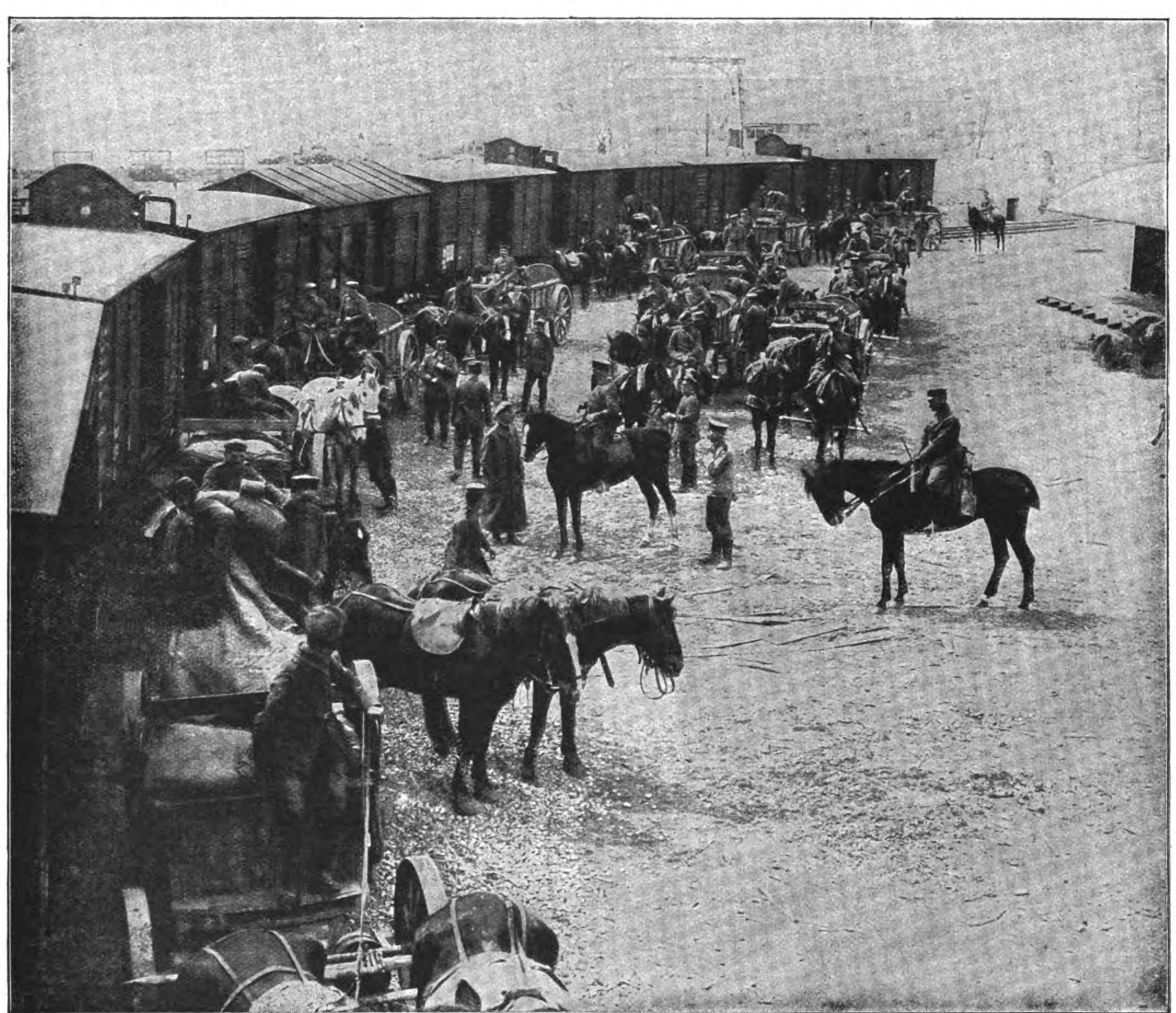


Phot. J. Gerlach, Berlin.

Bahnhof von Langemark.

Bild Seite 231) schwere Kämpfe vor. Zwischen dem Walde von Avocourt auf dem westlichen und dem Gebiet von Vaux auf dem östlichen Maasufer schlugen die Granaten aller Kaliber auf 25 bis 30 Kilometer breiter Front in die beiderseitigen Stellungen ein. Nachdem die Artillerieschlacht schon eine Woche lang gewütet hatte, unternahmen badische Truppen im Caurièreswald einen Sturm auf die französischen Linien. Dort teilten sich die Badener mit den Feinden in den Besitz des Kammes des west-ostwärts verlaufenden Höhenzuges in der Weise, daß die Deutschen den Nord-, die Franzosen den Südhang besetzt hielten. Die Franzosen hatten ihre gut ausgebaute Stellung stark mit Maschinengewehren und Minenwerfern versehen; außerdem war sie der Einwirkung der deutschen Artillerie so ziemlich entzogen. ihre Ausgangstellungen zurück. — Ruhelos trommelten unterdessen die Geschütze beider Parteien weiter. Besonders schwer lastete das feindliche Feuer auf den deutschen Linien am Walde von Avocourt, auf der Höhe 304, dem Toten Mann und der Cauretteshöhe. Am 18. August richteten die Franzosen auch einen Angriff gegen die deutschen Fesselballone. Da unternahmen die Badener im Caurièreswald einen neuen Überfall zur Feststellung der französischen Angriffsvorkehrungen, der ihnen abermals eine große Zahl Gefangener einbrachte. Dann folgte noch ein Tag stärkster Feuervorbereitung, und am 20. August morgens stießen die Feinde vom Walde von Avocourt bis zum Caurièreswalde in 23 Kilometer breiter Front vor.

Der ungeheure Munitionseinsatz, der wieder weite



Phot. Bufa.

Munitionsübernahme aus einem Eisenbahnzug zur Beförderung nach der Front zwischen Lens und Arras.

Diesen günstigen Umstand hatten die Feinde benützt und zahlreiche Truppen sowie Kriegsgeräte aller Art angehäuft, um von hier aus ihren Sturm kräftig stützen zu können. Dem kamen die Deutschen am 16. August zuvor. Gegen Abend dieses Tages eröffneten sie ein überaus heftiges Schlagfeuer aus Minenwerfern und Geschützen auf die französischen Stellungen, und um acht Uhr stürzten die Badener über Trichterfelder und zerstörte Drahthindernisse vor. In kurzer Zeit hatten sie ihr Ziel, die dritte feindliche Grabenstellung, erreicht und besetzt und 700 unverwundete Franzosen mit 16 Offizieren, darunter zwei Bataillonsführer, gefangen. Die Sieger sprengten 41 Unterstände, machten 37 Minenwerfer unbrauchbar und nahmen 13 unbeschädigte mit; außerdem erbeuteten sie 9 Maschinengewehre und 40 Schnelladegewehre. Nachdem noch Lager für Handgranaten und Minenwerfermunition in die Luft gesprengt worden waren, gingen die Deutschen morgens in Strecken der deutschen Verteidigungsanlagen in Trichterfelder aufgelöst hatte, und die großen, in den Kampf eingreifenden Streitermassen, darunter viele farbige Franzosen, brachten den Feinden auch an dieser Front Anfangserfolge. Zu diesen gehörte aber nicht die Besetzung des Talourückens, der kampflos in die Hand der Angreifer fiel. Die Deutschen hatten diesen Teil ihrer Stellung schon seit dem Monat März nur noch mit schwachen Vorposten besetzt, weil seine Lage in der Maasschleife eine Umfassung möglich machte. Das eine deutsche Bataillon, das dort mit drei Maschinengewehren während des französischen Trommelfeuers ausharrte, wurde noch in der Nacht zum 20. August aus dem verlorenen Posten zurückgezogen. Wenn feindliche Kriegsberichterstatter erzählten, daß die Franzosen mit der Zigarette im Munde die deutschen Stellungen überrannt hätten, so war das nichts als sinnlose Schönfärberei, denn die Franzosen hatten eine so starke Vergasung der



Nach Vergasung der deutschen Linien durch die Franzosen brechen diese mit vorgebundenen Gasmasken aus ihren eigenen Gräben zum Sturm vor.



Nach einer Originalzeichnung von
Kriegsmaler Hugo L. Braune.

deutschen Linien für nötig gehalten, daß sie selbst gezwungen waren, mit vorgebundenen Gasmasken aus ihren Gräben zu steigen, als sie zum Sturm schreiten wollten (siehe Bild Seite 228/229). Als Erfolg konnten die Franzosen dagegen die Einnahme des Toten Mannes buchen; die Nachbarkuppe, die Höhe 304, vermochten sie den zähen Niedersachsen aber nicht zu entreißen. Wie an einem Wellenbrecher zerschellte dort die feindliche Sturmflut, die zu beiden Seiten über ihn hinausschlug, ihn selbst aber nicht überschwemmen konnte. Auch der Rabenwald, der von den Franzosen vollkommen vergast worden war, fiel den Feinden in die Hände, doch mußten sie unter dem Druck eines deutschen Gegenstoßes wieder bis an den Südrand der Hügelkette dieses Waldes zurückweichen. Die deutschen Gegenangriffe, die hier mit großem Schwung einsetzten, konnten infolge der völligen Vergasung des langgestreckten Forgestales nicht recht durchdringen, weil aus ihm das Gas nur sehr langsam abzog.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Gewehrgranate, fertig zum Abschießen.
Das Gewehr liegt auf einem Ständer, der beliebig eingestellt werden kann.

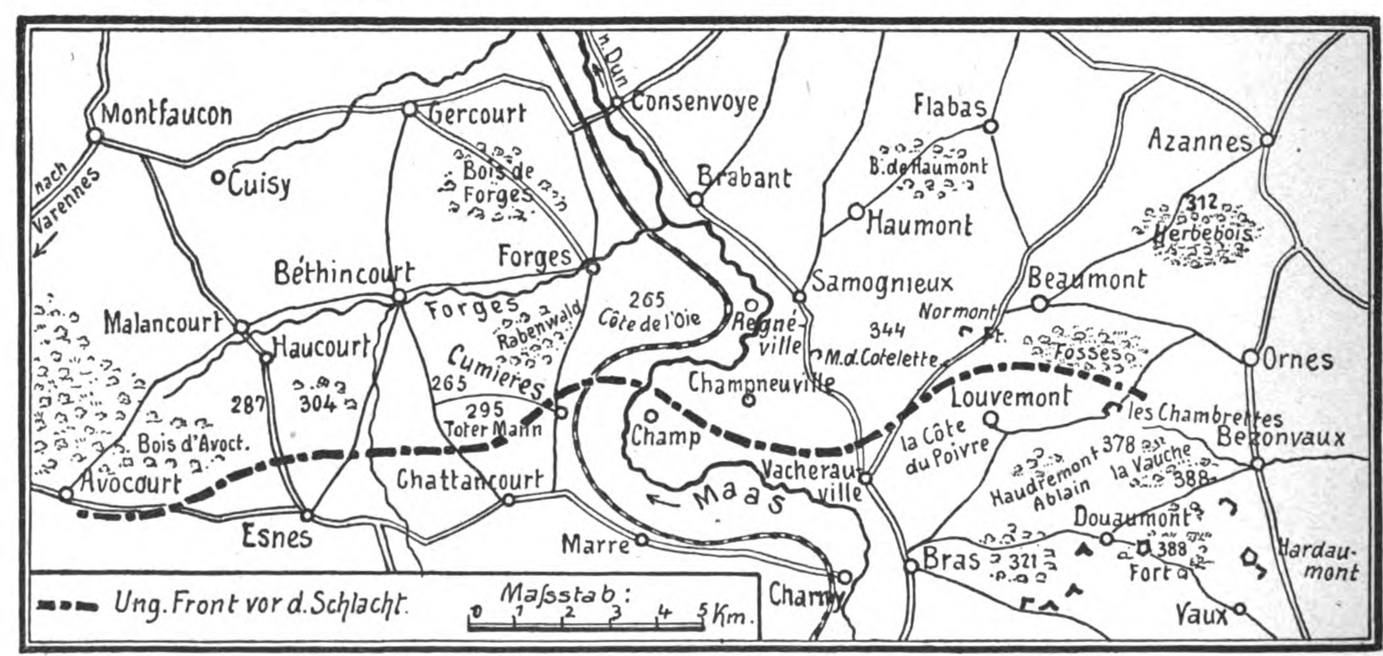
Noch weniger als auf dem Westufer der Maas, auf dem die härtesten Kämpfe stattfanden, erreichten die Angreifer auf dem Ostufer, wo die wütendsten feindlichen Stöße die Höhe 344 umspülten und gegen Samognieux gerichtet waren. Hier und im Fosseswalde gewannen die Franzosen nur wenig Boden. Hartnäckig warfen sie fortwährend neue Truppen ins Gefecht; die Einhüllung in künstliche Nebelwolken nützte den Sturmmassen aber ebensowenig wie ihre Übermacht. Die Kämpfe wurden von den Feinden am nächsten Tage mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Auf dem Westufer der Maas konnten zehn französische Divisionen trotz der ständigen Auffüllung durch frische Streitkräfte nur im Südostteil des Waldes von Avocourt und auf dem Hügel östlich davon Fuß fassen. Der Zähigkeit des deutschen Widerstandes auf der Höhe 304 gelang auch diesmal die Vernichtung aller feindlichen Angriffswellen. Dagegen glückte den Feinden, auf dem Ostufer der Maas unter schwersten Verlusten einen Teil von Samognieux zu besetzen; an den übrigen Brennpunkten des französischen Angriffs auf diesem Ufer blieben ganze Sturmhaufen im deutschen Feuer liegen, ohne daß die Franzosen irgendwelche Fortschritte gemacht hätten.

Die erste Erschöpfungspause der Feinde trat am 22. August vormittags ein. Der große Kampf löste sich in Teilhandlungen auf, von denen die Franzosen nur noch Stellungsverbesserungen, nicht aber den Durchbruch der deutschen Linien erwarten durften. Einen örtlichen Erfolg an der Straße Vacherauville—Beaumont erkauften sie mit um so größeren Verlusten, als das deutsche Abwehrfeuer vielerorts schon in den Sammelstellen der Sturmabteilungen schreckenvolle Wirkung ausübte.

In der Nacht zum 22. August hatten die Deutschen die Höhe 304, die trotz aller französischen Angriffe, die von drei Seiten ausgeführt werden konnten, noch unerschüttert dastand, geräumt, um die Besatzung nicht der Wirkung eines umfassenden französischen Trommelfeuers auszusetzen. Die Franzosen ließen sich auch jetzt wieder durch eine schwache Beobachtungsbesatzung täuschen und führten ihre artilleristische Angriffsvorbereitung auf diesen Vorsprung der neuen deutschen Linien mit größter Gewalt durch. Danach setzten sie mächtige Sturmabteilungen zum entscheidenden Angriff an, die vom deutschen Feuer erfaßt und stark gelichtet wurden. Über die von ihren Gegnern geräumte Linie hinaus vermochten sie nicht vorzudringen.

Den allgemeinen Angriff nahmen die Franzosen auch in den nächsten Tagen nicht wieder auf; wohl aber setzten sie auf dem Westufer der Maas am Walde von Avocourt und gegen Béthincourt, auf dem Ostufer nördlich von der Höhe 344, neue starke Teilvorstöße an, die jedoch sämtlich fehlschlugen. Am 25. August erlahmte auch diese Kampftätigkeit; nur gegen Beaumont auf dem östlichen Maasufer erfolgte ein neuer französischer Schlag, der nach stärkstem Artilleriefeuer am 26. zur vollen Entfaltung kam. Ein anfänglicher Fortschritt der Franzosen bei dieser örtlich begrenzten, aber bedeutenden Anstrengung war unter der Wucht eines deutschen Gegenstoßes wieder nicht von Bestand.

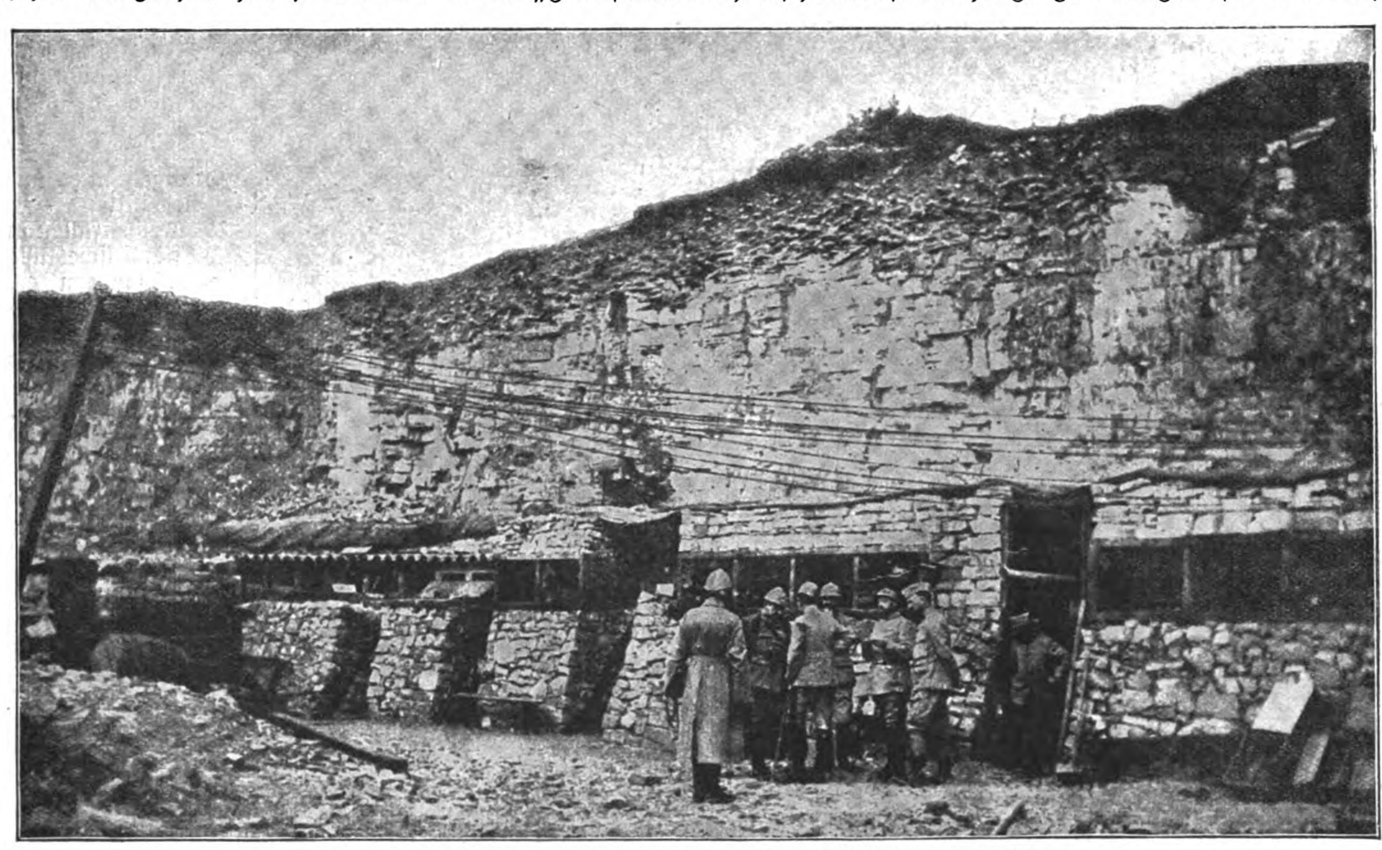
Ähnlich verliefen auch die englisch-französischen Teil-



Übersichtskarte zu den Kämpfen bei Verdun im Sommer und Herbst 1917.

unternehmen bei St. Quentin, wo die Kämpfe zwischen Streifabteilungen allmählich schlachtmäßige Handlungen nach sich gezogen hatten, die am 24. August in einem französischen Vorstoß von 3 Kilometern Breite ihren Höhepunkt erreichten. Dieser Angriff endete mit einem völligen Mißerfolge der Franzosen, trotzdem sie auch an dieser Front im Verein mit den Engländern nicht an Munition zur Zermürbung der deutschen Verteidigungslinien gespart hatten. Die schwere Beschießung der Stadt, die dem Infanteriesturm wochenlang vorausgegangen war, hatte endlich auch die Vernichtung der berühmten Kathedrale verursacht. Am 16. August, als 3000 Granaten in das Stadtinnere fielen, geriet sie in Brand und wurde ein Raub der Flammen (siehe Bild Seite 232). Diese durch nichts begründete französisch-englische Barbarei, die zur völligen Vernichtung eines der wertvollsten Kulturdenkmäler Frankreichs führte, versuchten die Feinde dann ganz dreist den Deutschen zur Last zu legen. Über den Brand selbst schrieb ein Frankfurter Arzt, der den Untergang des Bauwerkes zu sehen Gelegenheit hatte, in einem in der „Frankfurter Zeitung“ vom 23. August 1917 abgedruckten Briefe unter anderem wie folgt:

„Gestern abend haben wir hier ein historisches Schauspiel gehabt, den Brand der Kathedrale von St. Quentin. Gegen neun Uhr abends hörten wir schwere Einschläge aus der Richtung des anderen Bataillonsgefechtstandes. Um zu sehen, wo die Schüsse lagen, stieg ich auf eine kleine Anhöhe, von wo aus ich die Einschläge beobachten konnte. Sie lagen in der vermuteten Gegend. Während ich beobachtete, hörte ich einige Granaten in der Richtung auf St. Quentin vorübersausen. Plötzlich sah ich die Kathedrale in hellem Feuerschein. Der erste Eindruck war: die Kathedrale brennt. Doch bei näherem Zusehen bemerkte ich zu meiner Freude, daß nicht die Kathedrale brannte, sondern ein Haus davor. Die Kathedrale selbst war nur prächtig angeleuchtet vom Feuerschein. Es war ein herrliches Bild. Schon bei Tage beherrschte die Kathedrale, die, je länger man sie betrachtet, desto größeren Eindruck macht, weithin die ganze Gegend. In der magischen Beleuchtung aber hob sie sich wie eine Vision von der in abendliche Dämmerung getauchten Umgebung. Lange fesselte uns — die anderen Herren hatte ich inzwischen heraufgerufen — der wundervolle Anblick. Doch da! Was war das? Ein Blinken am Dachreiter — nun war es wieder verschwunden. Vielleicht war es nur eine Lichtstation, die von diesem weithin sichtbaren Standpunkt Signale gab. Nun erschien es wieder. Diesmal für längere Zeit. Doch trotzdem konnte noch unsere Vermutung oder besser gesagt Hoffnung stimmen. Da flammte plötzlich auch an einer anderen Stelle des Dachreiters ein Licht auf und nun noch an einer dritten. Kein Zweifel mehr: die Kathedrale brannte. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, dieses Barbarentum. Es konnte kein Flugfeuer sein, sondern die Franzosen selbst hatten mit Brandgranaten nach der Kathedrale geschossen, und eine Granate hatte den Dachreiter gezündet ... Bald glich die Kathedrale nur noch einem mächtigen antiken Brandopferaltar. Nur noch die steinernen Mauern standen, und aus ihnen heraus schlug eine mächtige Flamme gen Himmel ...“ —



Französische Befestigungswerke vor Verdun. Nach einer französischen Darstellung.

Die Anspannung der gesamten feindlichen Kräfte zu Lande ergab auch eine beträchtliche Belebung des **Luftkrieges.** Die Franzosen führten weit ausgedehnte Flüge in das Land hinter der deutschen Front aus und bombardierten wieder offene Städte, wie Kolmar, Freiburg i. Br. und Frankfurt a. M. Am 11. August morgens halb sieben Uhr erschien ein feindlicher Flieger über Frankfurt und warf einige Bomben ab, von denen eine unmittelbar vor einem großen Militärlazarett niederfiel. Der Torwächter und einige Insassen des Lazaretts wurden leicht verwundet, sonst aber richtete die Bombe kein Unheil an, auch der Sachschaden war nicht bedeutend. Schlimmere Folgen hatte eine Wiederholung des Angriffes am 12. August abends halb acht Uhr, bei dem ein feindlicher Flieger wahllos fünf Bomben fallen ließ. Diesmal wurden vier Personen tödlich verletzt, und zwölf andere trugen schwere Verwundungen davon. Militärischer Schaden wurde nicht angerichtet. Zwei deutsche Flugzeuge faßten das feindliche auf dem Rückfluge bei Saargemünd ab und zwangen es zum Landen. Die französische Besatzung wurde gefangengenommen.

Vergeltung für diese Angriffe übten deutsche Flieger, die in starken Geschwadern die großen Festungs- und Kriegslagerplätze der Franzosen und Engländer hinter der feindlichen Front angriffen und mehrere tausend Kilogramm Sprengstoffmassen abwarfen. Zwanzig deutsche Flieger zählten die Engländer am 12. August über den zahlreichen befestigten Plätzen und militärischen Anlagen im Gebiete der Themsemündung. Die Flieger ließen nach englischen Angaben in Southend vierzig Bomben fallen, die schweren Schaden hervorriefen (siehe auch den Bericht auf Seite 218 u. f.).

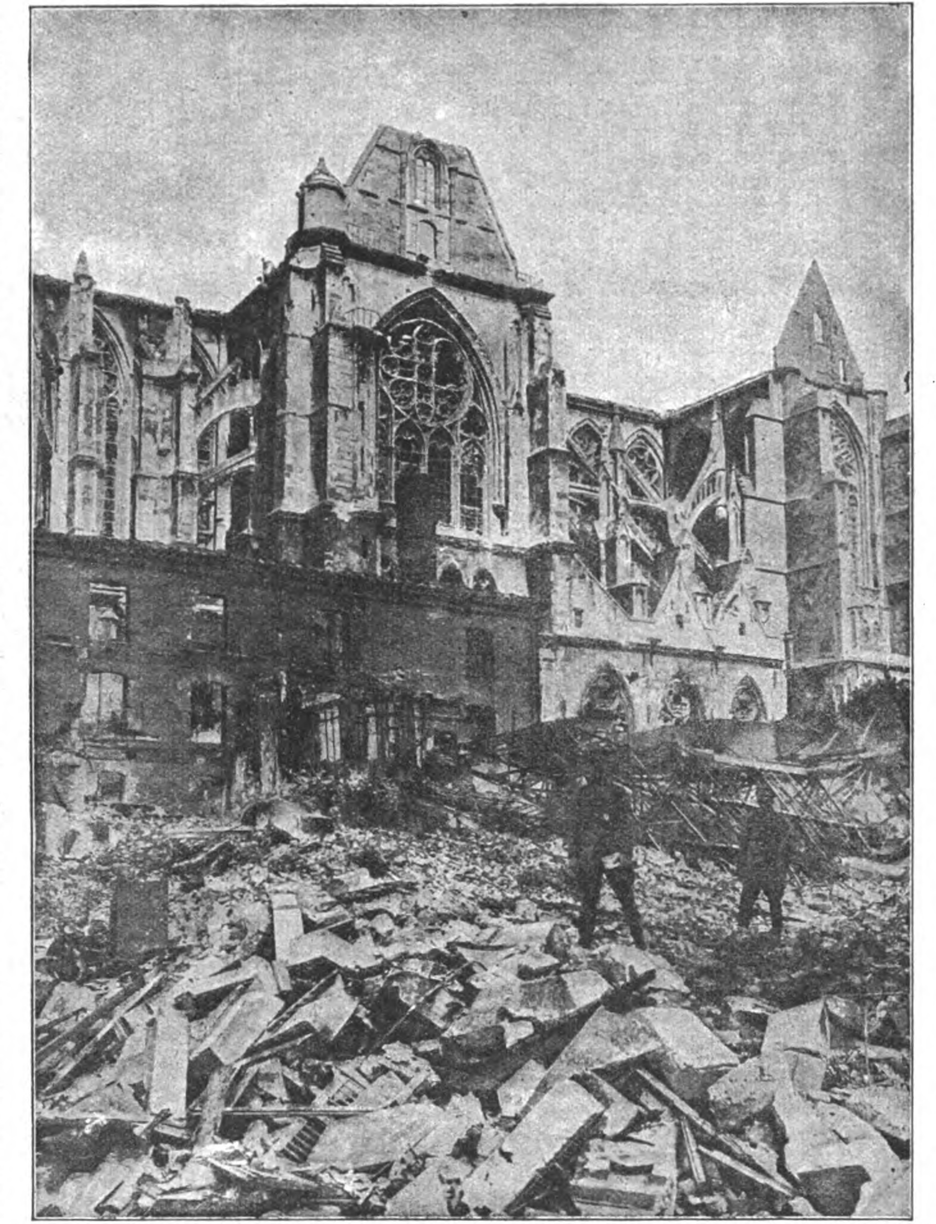
In der Nacht zum 22. August erschien nach längerer

Pause unter der Führung des Fregattenkapitäns Straßer wieder ein Geschwader deutscher Marineluftschiffe in England über den Ortschaften am Humber und in der Grafschaft Lincoln. Die hell erleuchteten Städte und Fabriken erleichterten den Luftschiffern das Zurechtfinden und ermöglichten ihnen, eine große Zahl von Treffern in militärische Ziele zu bringen. Die feindliche Gegenwehr war überaus stark. Die Luftschiffe brachten eine Batterie schwerer Geschütze nahe bei der Küste zum Schweigen und kehrten dann ohne Verluste heim.

An den Kampffronten in Flandern und bei Verdun stieg die Zahl der deutschen Luftsiege zuzeiten wieder über zwanzig an einem Tage an. Die ehemals durch den Freiherrn Manfred v. Richthofen geführte Jagdstaffel Nr. 11 schoß in dieser Zeit nach siebenmonatiger Kampftätigkeit den 200. Gegner ab; ihre Gesamtbeute bestand in 121 Flugzeugen und 196 Maschinengewehren. Im ganzen Juli büßten die Feinde auf allen Fronten 236 Flugzeuge und 34 Ballone ein, davon an der Westfront 220 Flugzeuge, wogegen die Deutschen im Westen 52, auf allen Fronten zusammen nur 60 Flugzeuge verloren. —

* * *

Der **U-Bootkrieg**, zu dessen Eindämmung die Feinde ihre Millionenheere ins Feuer geführt hatten, nahm unerschüttert seinen Fortgang. Im Monat Juli betrug der versenkte, dem Feinde dienstbar gewesene Handelsschiffsraum insgesamt 810 000 Tonnen. Das erste Halbjahr der uneingeschränkten U-Bootkriegführung hatte den Feinden und ihren Helfern schon 5 495 000 Tonnen gekostet, so daß durchschnittlich in jedem Monat über 900 000 anstatt der vom deutschen Reichsmarineamt in Rechnung gestellten 600 000 Tonnen gegnerischen Schiffsraumes dem Seeverkehr entzogen wurden. Ohne Zweifel beeinträchtigte der U-Bootkrieg die feindliche Widerstandskraft durch die Behinderung der Zufuhren ganz bedeutend. Es stand außer Frage, daß seine Wirkungen immer ernstere Formen annehmen mußten, denn die gegen ihn angewendeten Abwehrmittel waren durchaus ungenügend. Das um so mehr, als einem monatlichen Durchschnittsverlust von etwa drei deutschen U-Booten eine Zunahme von rund 10 Prozent der U-Bootflotte entgegenstand, die am 1. Februar den uneingeschränkten U-Bootkrieg begonnen hatte. —


Phot. Bufa.

Wie die Franzosen ihre eigenen historischen Kulturdenkmale vernichten: Das Trümmerfeld der durch die französischen Granaten zerstörten Umgebung der Kathedrale in St. Quentin.
Der Dachstuhl der Kathedrale ist eingestürzt, das Innere ausgebrannt.

Im August zeigten sich auch die leichten englischen Seestreitkräfte wieder rührig. Sie drangen nicht nur gelegentlich zu Feuerüberfällen an die flandrische Küste vor, sondern erschienen am 16. August auch vor Helgoland, außerhalb des Bereiches des englischen Minensperrgürtels. Zwischen deutschen Wachfahrzeugen und den Engländern entwickelte sich ein Artilleriegefecht, das von den Feinden aber sehr bald abgebrochen wurde (siehe Bild Seite 233). Ein anderes Treffen ereignete sich am 21. August vormittags zwischen englischen Seestreitkräften und einem deutschen Marineluftschiff. Die Luftschiffer griffen die Feinde westlich von der jütischen Küste nördlich von Hornsriff an, mußten aber ihre Kühnheit mit dem Untergange bezahlen, denn das Luftschiff wurde von den Gegnern abgeschossen und fiel ins Meer. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

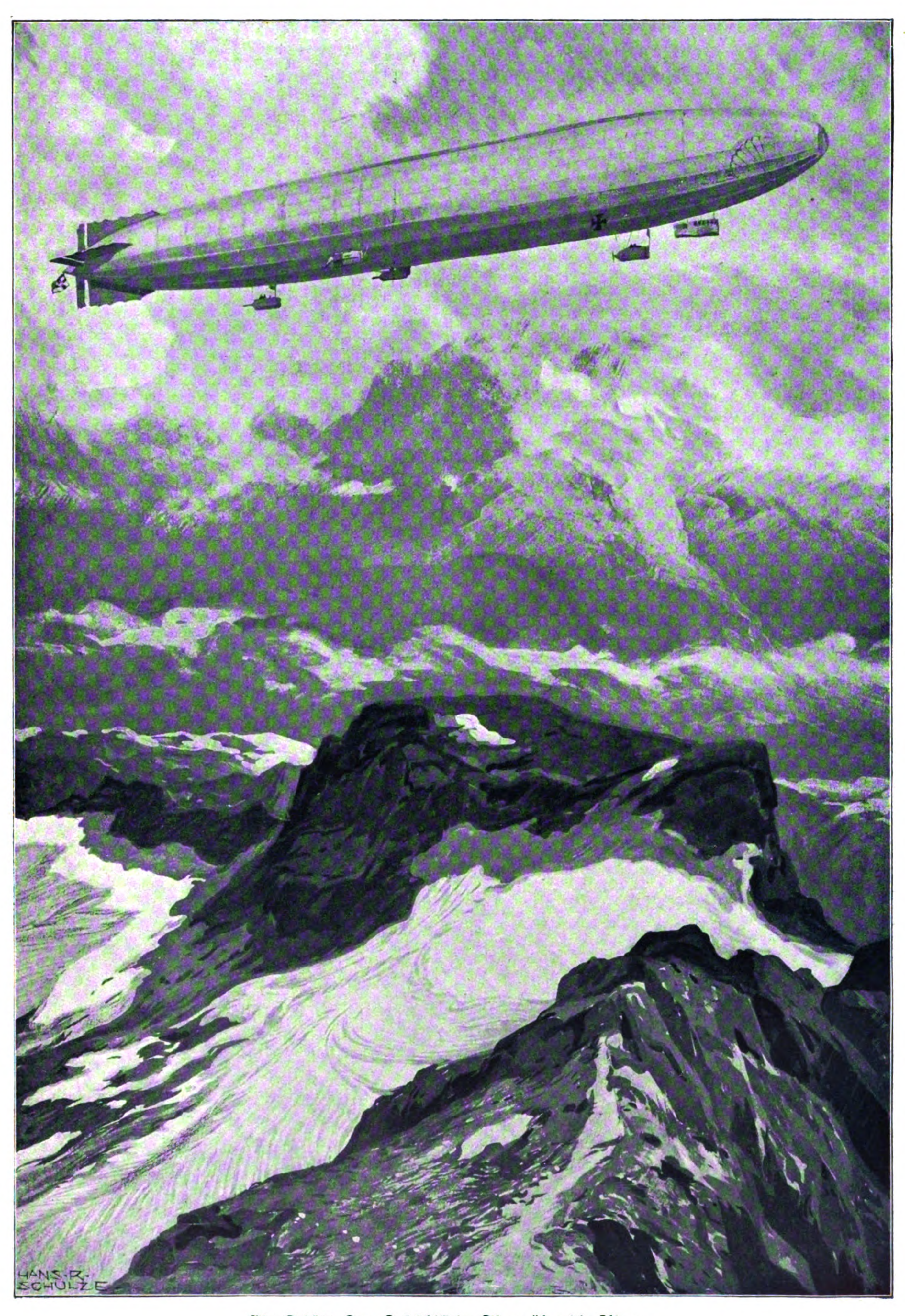
Unsere Schütte-Lanz-Luftschiffe.

Von Kapitän zur See a. D. v. Pustau.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

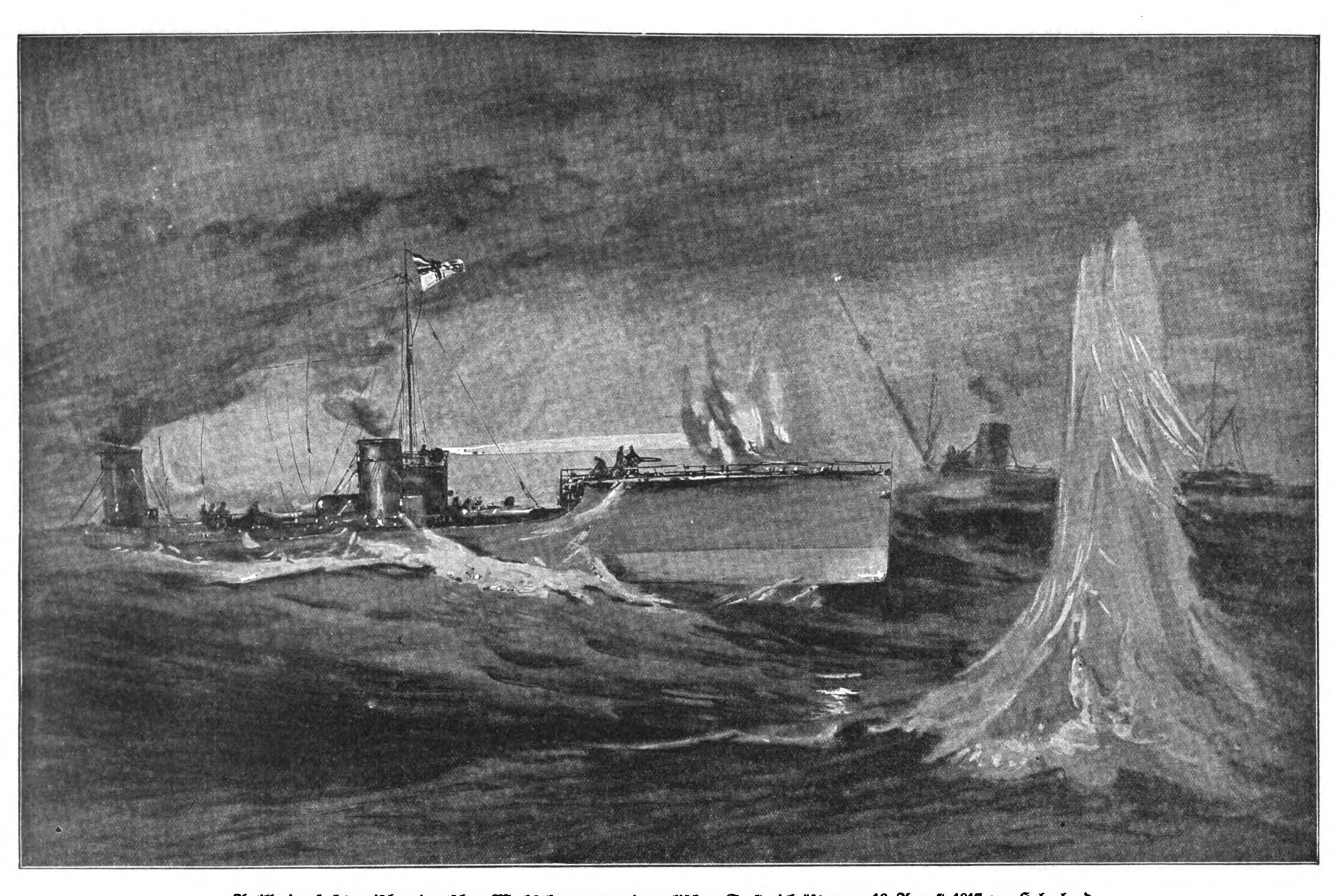
Während es unseren Gegnern trotz jahrelanger angestrengter Bemühungen bis heute noch nicht gelungen ist, auch nur ein einziges kriegsbrauchbares, starres Luftschiff herzustellen, besitzt Deutschland gleich zwei verschiedene Systeme dieser Art, die sich bei ungezählten Kriegsfahrten auf das vorzüglichste bewährt haben, nämlich neben den Zeppelinschiffen die Schütte-Lanz- oder S.-L.-Schiffe. Wenn diese letzteren so selten genannt wurden, so liegt das daran, daß in den Jahren, wo der unvergeßliche Graf Zeppelin noch keinen erfolgreichen Wettbewerber hatte, das ganze In- und Ausland sich daran gewöhnte, jedes deutsche starre Luftschiff kurzweg als „Zeppelin" zu bezeichnen und hieran auch festhielt, als die S.-L.-Schiffe auftauchten, obwohl diese eine durchaus selbständige, in vielen wichtigen Einzelheiten von den Z.-Schiffen abweichende Bauart aufweisen.

Ihr Schöpfer ist der bekannte geniale Professor an der Hochschule in Danzig, Geheimrat Johann Schütte. Ihm fielen als Schiffbauer verschiedene Schwächen an den



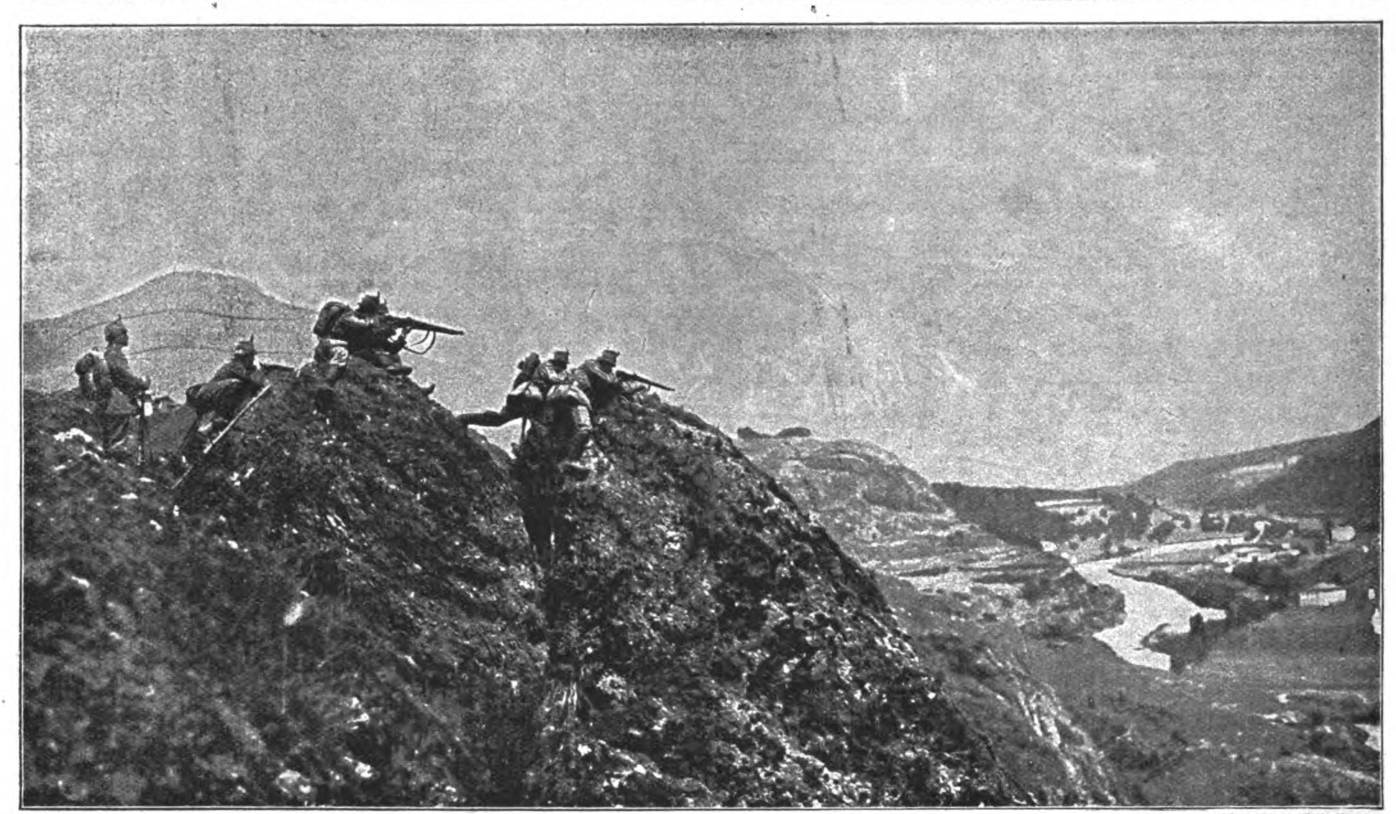
Ein Schütte-Lanz-Luftschiff im Fluge über die Alpen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans R. Schulze.



Artilleriegefecht zwischen deutschen Wachfahrzeugen und englischen Seestreitkräften am 16. August 1917 vor Helgoland.

Nach einem Originalgemälde von G. Romin.



Phot. Photothek, Berlin.

Deutsche Truppen verteidigen sich auf einer Bergspitze in den Alpen.

ersten Z.-Schiffen auf, und deshalb trat er im August 1908 aus Anlaß des bekannten Unfalls bei Echterdingen mit einer Reihe von Verbesserungsvorschlägen hervor. Als Graf Zeppelin hierauf nicht näher eingehen wollte, entwarf Professor Schütte die Pläne für ein Luftschiff nach seinen eigenen Ideen, und es gelang ihm, in der Familie Lanz, von der weltberühmten Mannheimer Firma, und in Geheimrat August Roechling verständnisvolle und tatkräftige Gönner zu finden, so daß er nach Errichtung einer Halle bei Rheinau bei Mannheim im Herbst 1909 mit dem Bau seines ersten Schiffes beginnen konnte.

Im Oktober 1911 fand die erste Probefahrt von „S.-L.1" statt. Das Schiff unterschied sich von den Z.-Schiffen schon rein äußerlich durch seine sehr viel schlankere und elegantere Form, die nicht nur der Geschwindigkeit, sondern auch der Manövrierfähigkeit zugute kam, so daß die ungefügen und unpraktischen Kastensteuer der Z.-Schiffe durch einfache, glatte Steuerflächen ersetzt werden konnten. Für das Gerippe war ein Trägersystem von furnierten Holztrapezen gewählt worden, wodurch es eine bedeutend größere Elastizität und Festigkeit erhielt, als sie die Aluminiumgerüste der Z.-Schiffe besitzen. Die beiden Gondeln waren nicht starr mit dem Gerüst verbunden, sondern an Stahltrossen aufgehängt, so daß sich auch der heftigste Aufstoß beim Landen nicht auf das Schiffsgerüst übertragen konnte. Ferner saßen die Propeller nicht wie bei den Z.-Schiffen hoch oben außerhalb der Ballonkörper, wo sie bei der Ein- und Ausfahrt sehr leicht beschädigt werden konnten, sondern unmittelbar auf den Kurbelwellen hinter den Gondeln. Die weitläufigen, viel Kraft verbrauchenden Übertragungsgestänge von den Motoren nach den Propellern wurden somit hier nicht gebraucht.

Diese einschneidenden und noch manche weitere Neuerungen erwiesen sich als außerordentlich vorteilhaft bei den ausgedehnten Probeflügen, die S.-L. 1 unter anderem nach Köln, Gotha, Leipzig und Berlin führten. Die Leistungen schon dieses Erstlingsbaues erreichten, ja übertrafen vielfach die der neuesten damaligen, auf Grund langjähriger Werkstatts- und Fronterfahrungen gebauten Z.-Schiffe, und so wurde S.-L. 1 im Dezember 1912 nach vorzüglicher Erledigung der Höhenfahrt und einer sechzehnstündigen Dauerfahrt von der Militärverwaltung übernommen.

Als es auf seiner 85. Fahrt im Juli 1913 wegen einer an sich unbedeutenden Panne bei Schneidemühl notlanden mußte, riß es sich, durch ungeübte Haltemannschaften bedient, bei starkem Winde mitsamt seiner vorläufigen Verankerung los und beendete seine ehrenvolle Laufbahn als Wrack. Inzwischen war aber schon ein zweites, in bezug auf Geschwindigkeit und Tragfähigkeit weit überlegenes S.-L.-Schiff vom Kriegsministerium bestellt worden, das Ende April 1914 als „S.-L. 2" unserer Luftflotte einverleibt wurde und gleich in den ersten Kriegswochen unter Hauptmann v. Wobeser eine von hervorragendem Erfolg gekrönte Fernfahrt nach Krasnik und später eine große Reihe von Flügen über Feindesland nach Warschau, Nancy, Verdun, Lunéville, London ausführte.

Die deutsche Heeresverwaltung und das Reichsmarineamt hatten natürlich beim Ausbruch des Krieges sofort den S.-L.-Luftschiffbau mit der beschleunigten Herstellung weiterer Schiffe beauftragt, die im Laufe der Zeit immer riesenhafter und vollkommener ausfielen. Näheres hierüber wird erst nach dem Kriege mitgeteilt werden können.

Unsere Abbildung zeigt eines dieser Schiffe unter der Führung von Hauptmann v. Wobeser auf der Fahrt von Mannheim nach dem nahen Orient. Diese denkwürdige Reise, die erste, in der ein deutsches Luftschiff über asiatischem Gebiet erschien, führte über Wien-Schönbrunn, wo dem verstorbenen Kaiser Franz Joseph eine Huldigung dargebracht wurde, ohne jeglichen Unfall zunächst nach Jamboli. Von diesem Stützpunkte aus wurde eine Reihe erfolgreicher Angriffe gegen Odessa und Erkundungsfahrten über dem Schwarzen Meere in Verbindung mit der türkischen Flotte ausgeführt. Bis nach Kleinasien gingen die Aufklärungsflüge. Das im Lichtbilde festgehaltene Erscheinen des S.-L.-Schiffes über Konstantinopel löste dort ungeheuren Jubel unter der Bevölkerung aus, die das Riesenwunder in den Lüften nicht genug anstaunen konnte.

Und wahrlich, auch andere, die an die bescheidenen Anfänge der Luftschiffahrt vor wenigen Jahren zurückdenken, darf es wie ein Wunder anmuten, daß ein deutsches Luftschiff mitten im Weltkriege eine neue Brücke nach dem Orient schlagen konnte. Was wird uns erst der Frieden an ungeahnten Verkehrsmöglichkeiten bescheren, die so geniale Führer, wie Graf Zeppelin und Geheimrat Schütte, zum Ruhme Deutschlands uns und der Welt erschlossen haben?

Die elfte Isonzoschlacht.

Von Walter Oertel.

I.

(Hierzu die Bilder und die Karte Seite 234—237.)

Die zehnte Isonzoschlacht hatte mit einem großen Mißerfolg für die Italiener geendet. Sieben Wochen waren seitdem verflossen, und welthistorische Ereignisse hatten sich

in Ostgalizien, in der Bukowina, in der Moldau und in Flandern zugetragen. Diese Zeit hatten die Italiener benützt, sich zu neuen Taten vorzubereiten, denen die Engländer und Franzosen ihre Unterstützung durch Überlassung zahlreicher großkalibriger Batterien und Minenwerfer, ganzer Berge von Munition und sogar von Infanterie von der Salonikiarmee angedeihen lassen wollten. Auch eine Anzahl italienischer Divisionen, die in Tirol gestanden hatten, war an den Isonzo gebracht und die Front dort durch freiwillige Räumung eines Streifens auf der Hochfläche von Asiago verkürzt worden. Dann hielten die Feinde die k. u. k. Artillerie und die Anmarschwege andauernd unter Feuer und suchten sie zu vergasen. Der Luftkrieg flackerte auf. Ganze italienische Fliegergeschwader stießen vor, wobei sie sich besonders tätig im Schraventtal, im Savetal und in der Richtung auf Grahovo erwiesen. Sie bedachten hier vor allem die Eisenbahn hinter dem Tolmeiner Brückenkopf mit Bomben, sowie alle Orte, in denen sie höhere Stäbe vermuteten.

Am 17. August belegten die Italiener aus Tausenden von Geschützen aller Kaliber die österreichisch-ungarischen Linien vom Mrzli Vrh, östlich von Karfreit, bis zum Meere hinab mit schwerem Trommelfeuer, das eineinhalb Tage mit ungeminderter Heftigkeit anhielt. Was von der ersten k. u. k. Verteidigungszone zu dieser Zeit noch bestand, wurde von Granaten und den in förmlichen Salven abgefeuerten Minen zu Steinsplittern und Trichtern zersprengt. In die natürlichen Morgennebel des 19. Augusts mengten sich die künstlichen, aus den italienischen Gräben abgeblasenen Nebel, unter deren Schutze sich die giftigen Gase der Kohlenoxydgranaten verbreiteten. Um halb sechs Uhr morgens setzte Sperrfeuer auf die rückwärtigen Verbindungen der k. u. k. Isonzoarmee ein. Im selben Augenblick brachen vom Tolmeiner Brückenkopfe bis zum Meer zahlreiche italienische Sturmkolonnen vor. Die meisten wurden durch das Vernichtungsfeuer der österreichisch-ungarischen Batterien zurückgetrieben. Andere übersprangen teils in aufgelösten Schwarmlinien, teils in tiefgestaffelten Massen die zerstörte Hinderniszone und gelangten stellenweise noch über die Gräben hinaus, aus denen ihnen das Feuer der Maschinengewehre und Handgranaten entgegenschlug. Gleichzeitig hatten jedoch österreichisch-ungarische Reserven das Sperrfeuer durcheilt und warfen sich mit Bajonetten, Kolben und Handgranaten auf die Eingedrungenen, denen k. u. k. Batterien den Rückweg verlegten. Österreichisch-ungarische Flieger (siehe die Bilder Seite 236) griffen in den Kampf ein und überschütteten die dichten Haufen der Italiener mit Feuer und Bomben.

Ein fürchterlicher Nahkampf begann. Dreimal brandeten die Wellen der stürmenden Italiener gegen den Steilabschnitt von Descla bis nach Vodice, um von dort aus umfassend gegen den Monte Santo und den Monte San Gabriele, die beiden Schlüsselpunkte der k. u. k. Stellung im Bogen von Salcano nördlich von Görz, vorzugehen, und dreimal wurden sie von dem mit hervorragender Tapferkeit kämpfenden Landsturm aus Wien und Niederösterreich unter schwersten Verlusten abgewiesen. Um eine Entscheidung zu erzwingen, ließ die italienische Heeresleitung die Brigade Palermo zum Sturm auf den Monte San Gabriele antreten. Diese ganz frisch aus der Reserve geholte Brigade bildete den Kern einer Angriffstruppe, die nun in dichten Wellen gegen die so heiß umstrittene Höhe anlief. Doch sobald ihre Schwarmlinien aus den Gräben emportauchten, erfaßte sie das mörderische Schnellfeuer einer rasch zusammengefaßten Batteriegruppe und fügte ihnen riesige Verluste zu (siehe Bild Seite 237). Trotzdem blieben die Feinde, durch die Brigade Palermo mit vorgerissen, im Vorrücken. Da brach aus den Granattrichtern ein so furchtbares Maschinengewehrfeuer los, daß die Angreifer wie Schwaden unter der Sense des Schnitters fielen. Jedes Loch im Erdboden schien eine der unheimlichen Kampfmaschinen zu bergen. Zahllose Tote und Verwundete mußten die Italiener an den Hängen des Monte San Gabriele liegen lassen; der Rest der schwer erschütterten Angriffstruppen, deren Verbände gelockert und durcheinandergekommen waren, wurde durch kraftvollen Gegenstoß des steirischen Jägerbataillons Nr. 9 in voller Verwirrung den Berg hinabgeworfen und auf dem Rückwege nochmals durch das Feuer der österreichisch-ungarischen Batterien erfaßt und zusammengeschossen.

Nicht besser erging es den italienischen Divisionen, die östlich von Görz stürmten. Es handelte sich hier vor allem um die Abschnitte beiderseits der Rosenthaler Straße und nördlich davon, bei Grazigna, durch deren Bezwingung sich die Italiener den Weg in die Ebene von Schönpaß und weiter gegen Heidenschaft zu erzwingen hofften (siehe untenstehende Karte). In zäher Gegenwehr hielt hier Feldmarschalleutnant Zeitler, der Verteidiger von Görz, mit seinen Landsturmtruppen stand und ließ sich auch nicht einen Fußbreit zurückdrängen. Nachdem die Anstürme schwächerer Kräfte gegen die stark zerschossenen Hügel von Görz blutig gescheitert waren, ließ die italienische Armeeleitung die Brigade Lambro geschlossen zum Sturm auf die Höhe von San Marco antreten. Der Angriff schlug unter schweren blutigen Verlusten fehl. An Stelle der Brigade Lambro, die sich bei ihren mehrfach wiederholten Stürmen völlig ausgegeben hatte, wurde die Brigade Piemont herangeholt und, verstärkt durch ein drittes Regiment, am 22. August in den Morgenstunden gegen den Südteil der San-Marco-Höhe angesetzt. Das Vorgehen gegen diese Erhebung mußte über vollkommen ungedecktes Gelände erfolgen, das von einer geschickt im Vorfelde verborgenen Jägerabteilung unter Leutnant Aldrian flankiert wurde. Ohne genügende Flankensicherung stürmten die Italiener im Eifer blind an den Jägern vorbei, die sie ruhig vorüberließen, um dann auf einmal ein mörderisches Rückenfeuer aus Gewehren und Maschinengewehren gegen die vorgegangenen Sturmwellen zu eröffnen. Als der Führer der Jäger sah, wie der italienische Angriff unter der doppelten Geschoßwirkung zusammenbrach, ging er kurz entschlossen mit seiner kleinen Schar zum Gegenstoß über, rollte die ganze feindliche Sturmwelle auf und fügte ihr außerordentlich schwere Verluste zu.

Die größten Anstrengungen aber machte der Feind, um zwischen dem Wippachtal und Kostanjevica durchzubrechen, wo die hochaufragende Hermada als einer der wichtigsten Schlüsselpunkte von Triest das Hauptziel des Angriffes bildete. Hier sollte vor allem eine Entscheidung herbeigeführt werden. Gegen die Räume



Übersichtskarte zur elften Isonzoschlacht.

Fajti Hrib—Kostanjevica und Medeazza — San Giovanni wurde der Angriff festgesetzt, dessen Ziel es war, durch Vortreiben eines Doppelkeils die Hermadastellung zu vereinzeln und von zwei Seiten zu umfassen.

In umsichtigster Weise hatte Cadorna die Vorbereitungen für diesen Stoß getroffen. Gegenüber dem anzugreifenden Abschnitt hatte er eine große Anzahl seiner schwersten Batterien und Minenwerfer zusammengefaßt, während eine zweite, im Sdobbagebiete aufgestellte Artilleriegruppe den Befehl hatte, die Beschießung von vorn durch ausgiebiges Flankenfeuer zu unterstützen. Auch Teile der Flotte, darunter vor allem eine Anzahl Monitore, wurden zur artilleristischen Flankierung eingesetzt. Zum Sturm auf Selo, das das erste Angriffsziel bildete, wurden fünf aus der ganzen Armee ausgesuchte Brigaden unter dem Befehl des Generals Diaz als erste »Stoßgruppe bereitgestellt.

Ein Trommelfeuer von einer Stärke, wie es noch keine der bisherigen Isonzoschlachten gesehen hatte, ging auf die österreichisch-ungarischen Stellungen im südlichen Teile der Karsthochfläche nieder. Was hier noch von Dörfern oder deren Resten stand, wurde durch die Granaten wie zu Brei zerstampft. Dieser Vorbereitung folgte der mit äußerstem Schwung vorgetragene Stoß der fünf ausgewählten Brigaden. Mit schweren Verlusten durchschritten sie die Zone des österreichisch-ungarischen Sperrfeuers und drangen in Selo ein. Ein Handgemenge von unerhörter Wildheit begann. Achtmal wurden die Italiener aus den Ruinen des Dorfes von den sich mit dem Mute der Verzweiflung wehrenden Ungarn hinausgeworfen, aber immer wieder erneuerten sie ihre Angriffe, bis endlich der westliche Teil des Dorfes in ihren Händen blieb. Die fünf Brigaden des Generals Diaz waren in diesem erbitterten Ringen vollkommen verbraucht worden, so daß sich die Heeresleitung entschließen mußte, den wankenden Angriff durch Einschieben von Reservebrigaden zu stützen. Mit ihrer Hilfe brandete ein neuer, übermächtiger Ansturm gegen die Ungarn, die nach hartnäckiger Gegenwehr endlich die Ruinen von Selo ganz den Italienern überlassen mußten. Als diese jedoch Miene machten, über den Ort hinaus weiter vorzubrechen, warf sie ein heftiger Gegenstoß der Magyaren unter schweren Verlusten auf Selo zurück. — Die Anfangserfolge des großen Massensturmes beschränkten sich somit auf eine unbedeutende Eindrückung der angegriffenen Front im Raume von Auzza-Canale, wo die Welschen am Vrh, südöstlich von Canale, immer neue Regimenter den dort mit wilder Tatkraft aushaltenden Deutschösterreichern aus dem Egerlande entgegenwarfen, und auf die Besetzung von Selo.

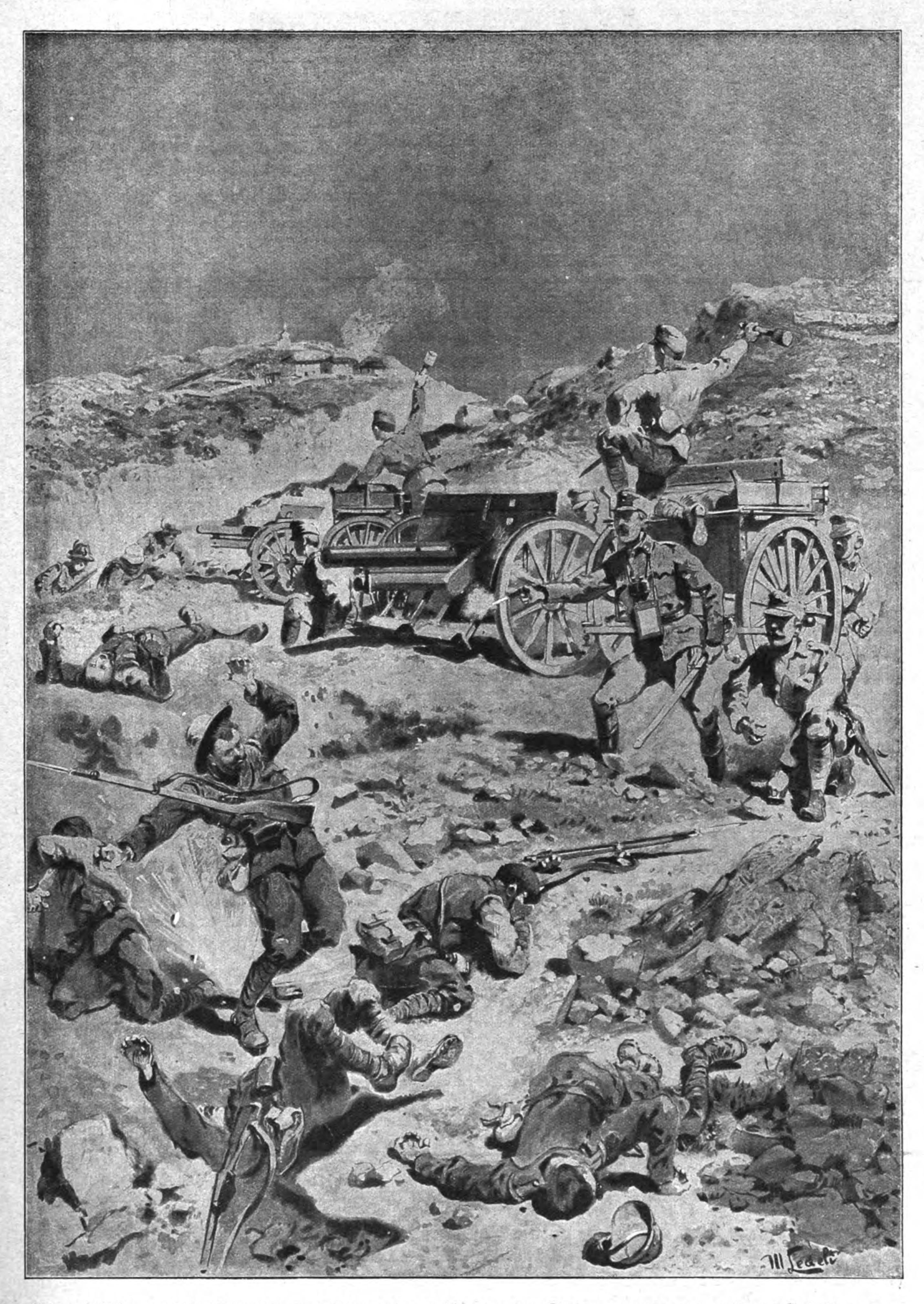
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Hauptmann Godwin Brumowsky.

Bewährter österreichisch-ungarischer Kampfflieger, der aus 18 Luftkämpfen als Sieger hervorging.

Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Kaiser und König Karl bei den österreichisch-ungarischen Fliegern in Tirol.



Österreichisch-ungarische Kanoniere verteidigen sich und ihre aus den Deckungen nach vorn gerissenen Geschütze gegen anstürmende Italiener.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledelt.



Die Festung Iwangorod am 3. August 1915, als sie sich noch in russischem Besitz befand.

Flieger über Rußland.

Von einem deutschen Fliegeroffizier.

(Hierzu die Bilder Seite 238 und 239.)

Ein Flugplatz inmitten russischer Einöde, dazu grauer Himmel. Weg und Steg grundlos, ein Riesenschlammeer, so ist meine Umgebung.

Für uns Flieger waren ruhigere Tage gekommen, denn es regnete wie mit Gießkannen, und unsere großen Vögel standen geborgen in ihren Hallen zu kurzer Rast.

Es gibt in Rußland Gegenden, die auch bei schönstem Sonnenschein öde sind, die aber bei Regenwetter trostlos wirken. So war es auch bei uns. Flache Felder, übersät mit Steinen, dazwischen ab und zu ein kleines Gehölz, dann ein schmutziger Teich und dann wieder Felder, Wiesen bis ins Unendliche.

Der Wind trieb die schweren Regentropfen gegen die Fenster unseres Hauses, sie rasselten wie fernes Maschinengewehrfeuer, man fröstelte, wenn ein neuer Schauer kam, und freute sich, daß man ein schützendes Dach über dem Haupte hatte, und spürte wohlig die Wärme, die von dem knisternden Kaminfeuer ausging. Tief drin in Rußlands Reich lag unser Flugplatz. Hunderte von Kilometern hatte der unaufhaltsame Vormarsch unserer prächtigen Truppen den Kampf hineingetragen in das Land des Feindes, bis man schließlich haltmachte und sich eingrub, eingrub bis an den Hals.

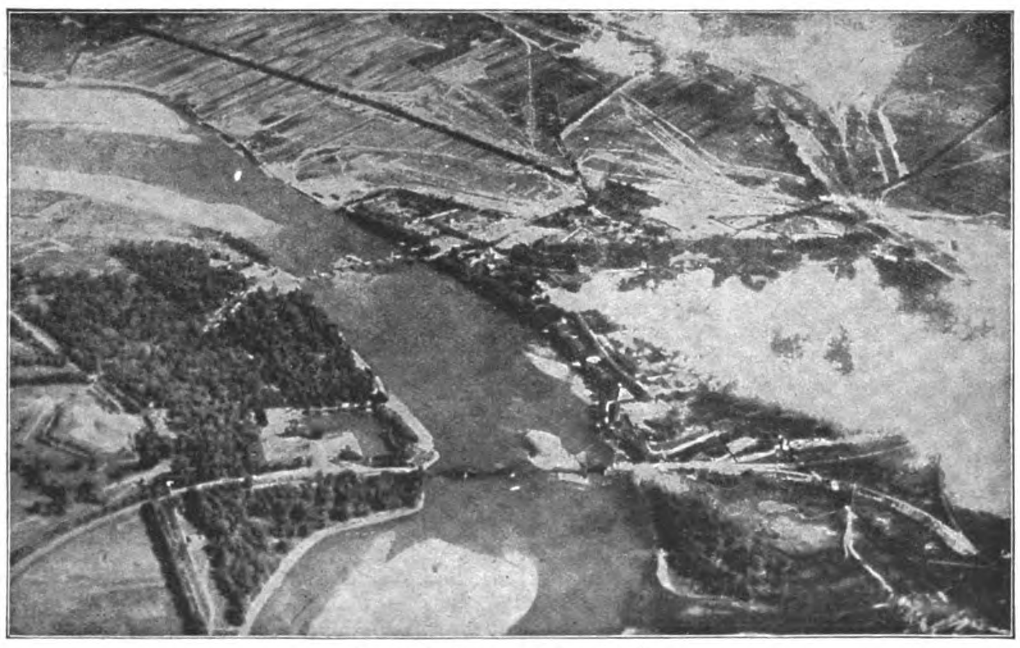
Für uns Flieger kamen ruhigere Zeiten. Während bis dahin fast jeder Tag ein neues Bild brachte, lagen wir nun fest an einer Stelle. Das Nest für unsere braven Stahlvögel wurde ausgebaut und neue Aufgaben traten an uns heran. Unser Hauptaugenmerk war auf die feindliche Stellung gerichtet; tagtäglich wurde fleißig photographiert, jeder Graben, jede Stellung festgelegt. Bis weit hinter die Front des Gegners führten uns die Aufklärungsflüge, die der Truppe Kunde brachten von dem Verkehr hinter den Linien des Feindes, in seinen Etappenorten, von den Stellungen seiner Batterien und dergleichen mehr.

Der Flieger in Rußland hat es nicht leicht, denn das Gelände ist für das Zurechtfinden so ungeeignet wie möglich. Weite, öde Strecken ohne Anhaltspunkte, ein Gewirr schlechter Straßen, die irgendwo verlaufen, wenig große Städte und Eisenbahnen, kurzum, alles Umstände, die die Orientierung erschweren und ein aufmerksames und geübtes Auge verlangen, das sich dort zurechtfindet. Wie der Jäger beim Spüren des edlen Wildes jeden Fährteneindruck genau beobachtet, so muß des Beobachters Auge jeden Geländepunkt, der irgendwie Anhalt gibt, in sich aufnehmen.

Im Bewegungskriege war es nicht schwer, den Weg des feindlichen Rückzuges festzustellen. Brennende Städte und Dörfer zeigten mit ungeheuren Bränden, deren Rauchwolken bis hinauf in unsere Höhen zogen, seine Spuren. Es war ein grausig schöner Anblick, wenn man tief unter sich die blutroten Flammen aus den Rauchwolken hervorzüngeln sah. In seiner erhabenen Höhe hört man nichts von dem Brechen der Balken und dem Jammer der Menschen, denen die rücksichtslose eigene Heerführung die letzte Habe, das eigene Heim in Flammen aufgehen ließ.

Man muß scharf aufpassen, wenn man weit hinter der feindlichen Front seinen Weg nimmt, denn ein kleiner Irrtum in der Ortsbestimmung, und man erreicht den eigenen Flugplatz nicht mehr. Doch das Auge gewöhnt sich an die Umgebung, und bald fühlt man sich vertraut in den zugewiesenen Abschnitten, kennt jeden Weg, jede Waldecke und weiß, wo der Feind steckt.

Der Russe liebt die weißen deutschen Flugzeuge nicht, denn nichts entgeht ihnen, und darum spart er bei seinen Ballonabwehrkanonen keine Munition, wenn sie seine Stellungen überfliegen. Aber er kann sie nicht aufhalten. Unbekümmert ziehen sie ihren Weg, tragen Tod und Verderben mit ihren Bomben in seine Truppenlager, stören seinen Bahnverkehr, seine rückwärtige Verbindung und nehmen ihm seine Ruhe. Man spürt ordentlich die Nerven des Gegners, wenn man seine Stellungen überflogen hat. Das ganze Bild verändert sich. Alles flüchtet und verbirgt sich. Ganze Wagenreihen biegen von ihren Wegen, suchen Fliegerdeckung, Züge halten,

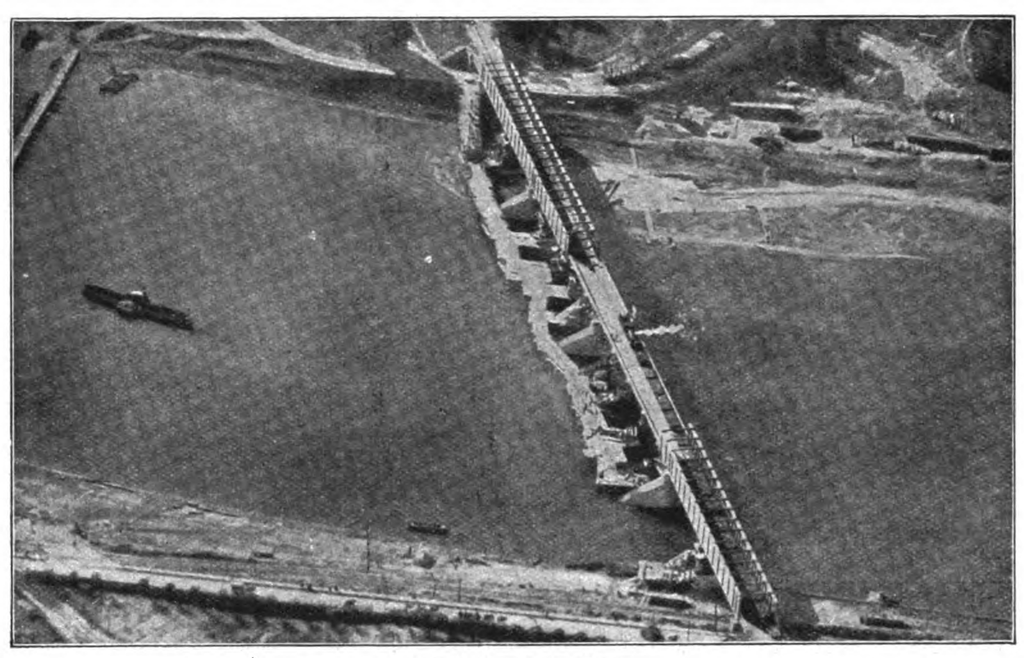


Dieselbe Festung zwei Tage später.

Die Russen haben die Stadt verlassen; einzelne Stadtteile sind von ihnen in Brand gesteckt worden. Die Brücken sind, wie das Bild deutlich zeigt, gesprengt.

stellen Dampf ab, die Straßen und Plätze in Dörfern und Städten werden menschenleer; kurzum, das Leben gerät ins Stocken, der Feind hat Verspätungen, der Zweck ist erreicht.

Nun versuchen die gegnerischen Flugzeuge uns abzuwehren, aber es ist ihnen nie gelungen. Meistens geben sie den Kampf bald auf und stellen sich ganz weit hinter ihrer Front. Ihnen fehlt der ungestüme Wille des deutschen Siegers und darum die frohe Zuversicht im Kampfe.



Eisenbahnbrücke bei Kowno.

Von den Russen zerstört, von den Deutschen wieder aufgebaut. Das Fliegerbild zeigt die Überfahrt der ersten Lokomotive über die wiederhergestellte Brücke.

Die Treffsicherheit beim Bombenabwurf.

Von Adolf Reile, Stuttgart.

(Hierzu die Figuren Seite 240.)

Die vielen Hilfsmittel, die erdacht wurden, um ein recht sicheres Zielen beim Abwerfen von Fliegerbomben zu ermöglichen, waren nicht geeignet, die Treffsicherheit erheblich zu steigern. Die Zufälligkeit eines Treffers ist bei keiner Waffe so groß wie beim Bombenwurf. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich dem Flieger im allgemeinen entgegenstellen, sind es der Umstände, die zusammenwirken, und die beim Abwerfen von Munition zu beachten sind, nicht wenige, und so bietet einstweilen die Geschicklichkeit des Fliegers die beste Gewähr für den Erfolg. Hierzu gehört aber auch, daß dem Flieger alle Fehler bekannt sind, denen er auszuweichen hat.

Die Flugbahn der abgeworfenen Geschosse wird zunächst beeinflußt durch die Eigengeschwindigkeit des Luftfahrzeuges, dann durch die Masse der Bombe und die Stärke des Gegenwindes. Bei erfahrungsgemäß durchschnittlicher Annahme dieser drei Tatsachen läßt sich eine Kurve errechnen, die ziemlich genaues Zielen ermöglicht, indem sie dem Flieger kundgibt, um welche Strecken die Bombe vor dem eigentlichen Ziel abzuwerfen ist, um richtig zu treffen. Dabei ist aber vollständig horizontaler Flug vorausgesetzt. Diese Vorfallstrecken sind:

bei einer Flughöhe von 500 Metern . . . 180 Meter,
„ „ „ „ 1000 „ . . . 255 „
„ „ „ „ 2000 „ . . . 360 „
„ „ „ „ 3000 „ . . . 450 „
„ „ „ „ 4000 „ . . . 500 „

weitere Maße siehe Figur I Seite 240.

Nun kommt aber ein weiterer Umstand hinzu, der sehr wichtig ist: die Abweichung vom horizontalen Flug und die Schwankung des Flugzeuges. Ohne Hilfsmittel ist es dem Flieger schlechterdings unmöglich, diese Abweichung festzustellen, und wie häufig kann ein Hilfsmittel überhaupt nicht benutzt werden. In der Luft fehlt zudem jede Vergleichsmöglichkeit, und so entstehen dann verhängnisvolle Gesichtstäuschungen, wobei es sich nicht etwa nur um kleine Fehler handelt.

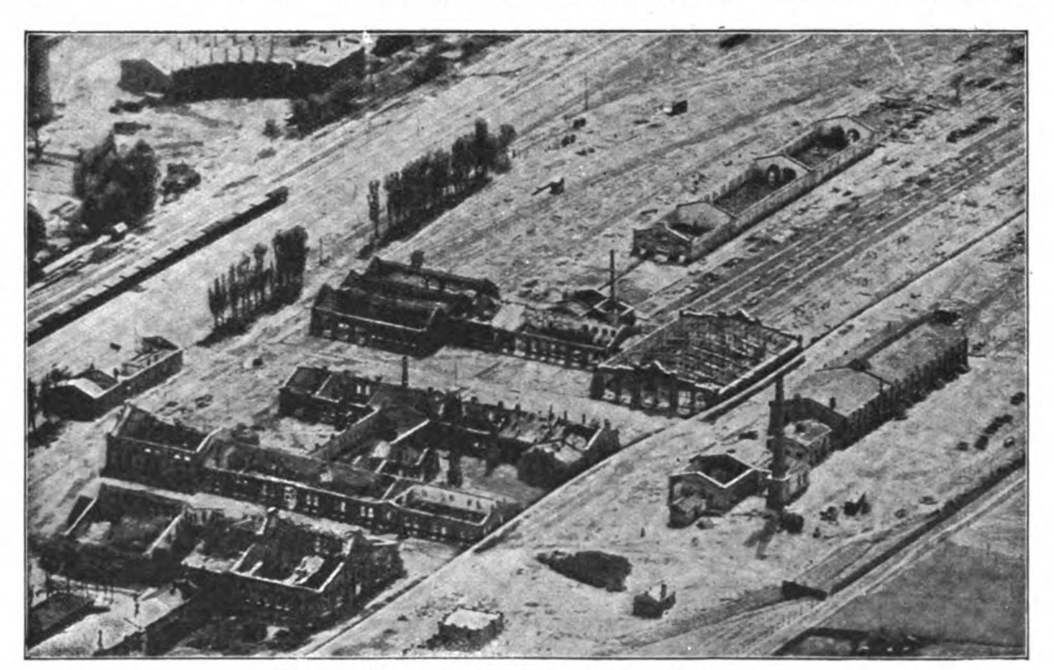
Verläßt ein Flugzeug die horizontale Flugrichtung unter einem Neigungswinkel von nur 10 Grad, so täuscht sich der Flieger in der Annahme der senkrechten Richtung zur Erde:

bei einer Flughöhe von 1000 Metern um 200 Meter,
„ „ „ „ 2000 „ „ 400 „
„ „ „ „ 3000 „ „ 600 „
„ „ „ „ 4000 „ „ 800 „

Die Richtung der Abweichung ist bezüglich der Strecken einerlei, die Fehler sind nur insofern verschieden, als die Bombe bei dem Flug nach aufwärts zu kurz, beim Flug nach abwärts zu weit fliegt (siehe Figur II Seite 240). Durch die gleiche Gesichtstäuschung hält der Flieger bei rechts- und linksschiefem Flug einen Punkt der Erde für senkrecht unter sich, der um die angegebenen Strecken zu weit links oder rechts liegt (siehe Figur III Seite 240).

Diese Täuschungen schließen einen gewünschten Erfolg unbedingt aus und bilden gegebenenfalls für die eigenen Kameraden eine große Gefahr. Man denke an einen Flieger, der in den Kampf zwischen zwei Schützenlinien eingreift und Bomben abwirft. Befindet er sich in der Höhe von 2000 bis 3000 Metern, so trifft seine Munition, falls er sich in der senkrechten Richtung täuscht, möglicherweise die eigene Linie. Die Frage ist nun: Wie kann erreicht werden, daß ein Bombenwurf nicht in vielen Fällen zwecklos ist?

Sicher ist, daß der Flieger jedes sogenannte Präzisionsinstrument schon nach einem kurzen erfolglosen Versuch ablehnt mit der Begründung, daß es ihm in vielen Fällen



Von den Russen in Brand gesteckte Fabrikanlagen.

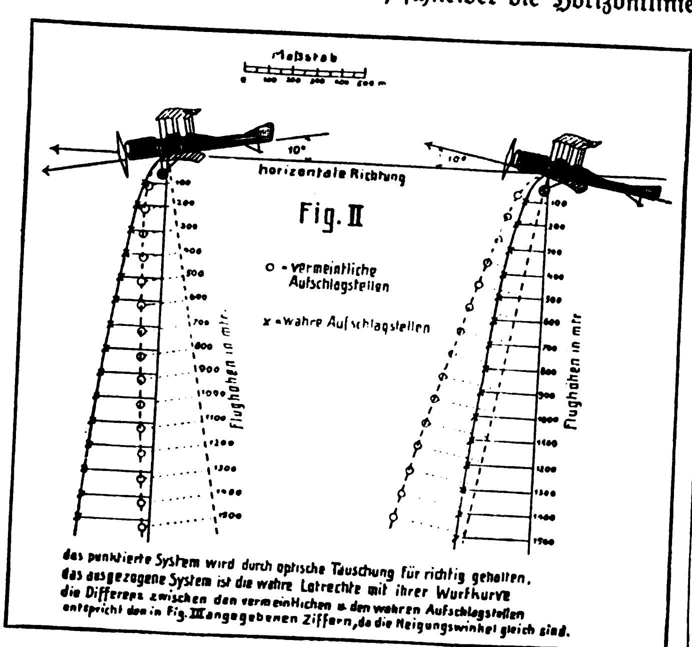
Vorfallstrecken von Abwurfmunition für gebräuchlichste Verhältnisse

Flughöhe in mtr	Vorfallstrecke in mtr	Flughöhe in mtr	Vorfallstrecke in mtr
100	90	2100	370
200	115	2200	380
300	140	2300	390
400	160	2400	400
500	180	2500	410
600	195	2600	420
700	210	2700	430
800	225	2800	440
900	240	2900	445
1000	255	3000	450
1100	270	3100	455
1200	285	3200	460
1300	295	3300	465
1400	305	3400	470
1500	315	3500	475
1600	325	3600	480
1700	335	3700	485
1800	345	3800	490
1900	350	3900	495
2000	360	4000	500

Fig. I

nur möglich sei, einen sekundenlangen Blick nach dem Ziel zu werfen, da er die Augen überall haben sollte. Der gangbarste Weg zum Erfolg ist deshalb die Erzielung großer Erfahrung und eine ausgiebige Schulung des Auges.

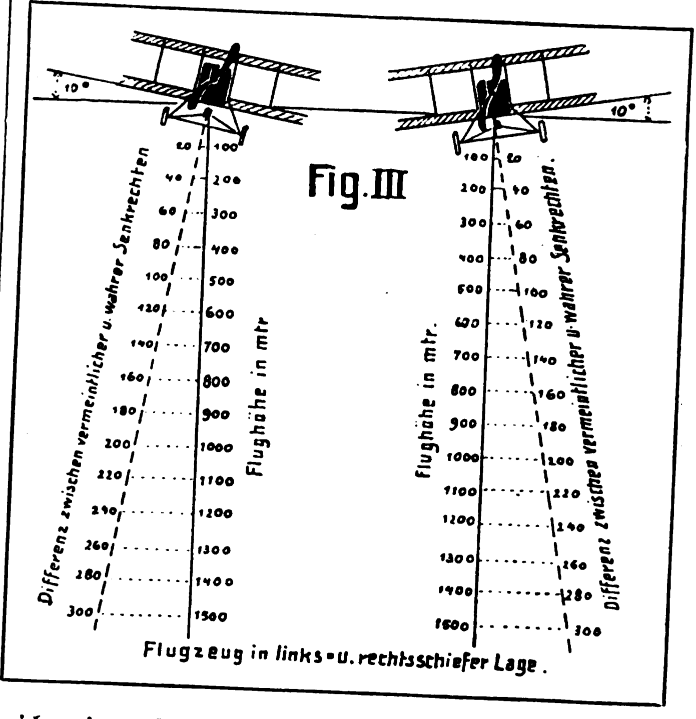
Wenn ich oben erklärte, dem Flieger stünden in der Luft keinerlei Vergleichsmöglichkeiten zu Gebot, so ließ ich ein untrügliches Hilfsmittel absichtlich außer acht, weil es einer eingehenden Erläuterung bedarf. Es ist dies die Beobachtung des Horizonts. Nach einem perspektivischen Grundgesetz liegt der Horizont stets in Augenhöhe, und zwar, wie es schon im Wort ausgedrückt ist, horizontal. Die jeweilige Höhe, in der man sich befindet, spielt dabei keine Rolle, denn ein Flieger mag sich noch so hoch in der Luft bewegen, sein Blick trifft in wagrechter Richtung stets unbedingt den Horizont, der gleichsam als der obere Rand einer ungeheuren Schale erscheint. Dieser Eindruck würde für die Erde erst in der unerreichbaren Höhe von etwa 6000 Kilometern verschwinden. Will der Flieger die Lage und den Flug seiner Maschine feststellen, so hat er nur nötig, einen Bleistift oder Stab, ähnlich wie es beim Freihandzeichnen gepflegt wird, wagrecht vor sein Gesicht zu halten, und zwar in geringer Entfernung von den Augen, in ihrer Höhe. Deckt sich dann die Horizontlinie mit dem Bleistift, so ist die Lage des Flugzeugs im Raum regelrecht, anderenfalls hat eine Abweichung von der horizontalen Flugrichtung stattgefunden. Ein Versuch, den jedermann, wo er sich auch befinden mag, machen kann, wird folgendes erweisen: erstens, daß es bei geöffneten beiden Augen ganz unmöglich ist, sich in der wagrechten Haltung des Bleistifts zu täuschen, zweitens, daß die richtige Höhenhaltung des Bleistifts, also die Augenhöhe, instinktmäßig eingenommen wird. Daraus ergibt sich für den Flieger: Erscheint der Horizont unter dem Bleistift, und zwar gleichlaufend dazu, so steigt das Flugzeug. Erscheint der Horizont gleichlaufend über dem Bleistift, so geht der Flug abwärts, schneidet die Horizontlinie



das punktierte System wird durch optische Täuschung für richtig gehalten, das ausgezogene System ist die wahre Lotrechte mit ihrer Wurfkurve die Differenz zwischen den vermeintlichen u. den wahren Aufschlagstellen entspricht den in Fig. III angegebenen Ziffern, da die Neigungswinkel gleich sind.

den Bleistift links schief abwärts, so liegt das Flugzeug rechts schief in der Luft und umgekehrt. Ein Blick auf Seebilder wird zeigen, daß selbst bei dunstiger Luft ihre horizontale Schichtung stets erkennbar bleibt, und das Zusammentreffen von Himmelsraum und Erde immer durch eine bestimmte Linie bezeichnet wird. Befindet sich der Flieger nun nur 800 bis 1000 Meter über der Erde, so können Höhenzüge und dergleichen den Horizont nicht mehr überschneiden, wenigstens nicht mehr so weit, daß eine unregelmäßige Horizontlinie die oben geschilderte Beobachtung unmöglich machen würde.

Bei Beachtung obiger Angaben und nach kurzen Versuchen wird der Flieger in der Lage sein, die wahre Senkrechte zur Erde festzustellen. Selbstverständlich habe ich nicht außer Betracht gelassen, daß genaue Hilfsmittel zu bauen sind, mit denen selbst ein Teil eines Winkelgrades, um den eine Abweichung vom horizontalen Flug stattgefunden hat, gemessen werden kann. Ich denke dabei an die Dosenlibelle, die, mit Winkelgradkreisen und Richtungskreis versehen, sofort genau meldet, wie die jeweilige Lage des Flugzeugs ist, und daß weiter ein an der Dose angebrachter Transporteur das genaueste Ziellot bilden würde, das sogar für die einzelnen Flughöhen die entsprechenden Munitionsvorfallstrecken angeben könnte. Aber ich frage



mich, wie groß der Instrumentenbehälter sein müßte, der sämtliche, dem Flieger mitzugebenden Hilfsmittel aufnehmen sollte, und wahrscheinlich würde auch ein empfindliches Instrument in den seltensten Fällen benutzt. Aus diesem Grunde gebe ich lieber die Anregung zur Benutzung des besprochenen rohen Hilfsmittels.

Nach der Schlacht.

Von Fritz v. Unruh.

Trabt' die Landstraß' heim
nach der blut'gen Schlacht.
Sah im Abendschein
frisch ein Grab gemacht.

Stand ein Reiter dran,
der es blumenschmückt'.
Hielt mein Pferdlein an,
hab' mich hingebückt.

„Starb dein Kamerad?
Fiel dein Bruder, Freund?“
Keine Antwort hat,
wer so bitter weint.

Grüßte still und ritt,
ließ ihn fromm allein.
Was der Reiter litt,
wird unsterblich sein.



Die „Erlöser“.

Italienische Flieger bewerfen die offene Stadt Triest mit Bomben.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Fast zur gleichen Zeit, zu der bei Verdun die Franzosen von neuem losschlugen, entfesselten die **Italiener** die elfte Isonzoschlacht, über deren Beginn wir einen Sonderbericht bereits auf Seite 234 brachten.

Dieses Zusammentreffen der beiden Angriffsbewegungen entsprach einem Lieblingswunsch der Engländer, die sich in Flandern entlastet sehen wollten und den Italienern zahlreiche Batterien zur Verfügung gestellt hatten. 6000 Geschütze spien Tod und Verderben gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen, und dementsprechend war auch der Einsatz an Menschen. An der über 60 Kilometer langen Front von Tolmein bis zum Meere (siehe die Karte Seite 235) führten die Italiener mehr als 40 Divisionen in den Kampf. Der Kanonendonner der Riesenschlacht erfüllte Krain, Kärnten, ganz Südtirol und sogar Dalmatien. Aus den Mündungsümpfen der Sdobba hallten die geschickt eingebauten schweren englischen 28-cm-Kaliber, vor Triest donnerten italienische Monitore, denn die Italiener unterstützten ihren Landangriff auf Triest diesmal auch vom Meere her durch Feuer aus weittragenden Geschützen. Eine ganze Anzahl der italienischen Batterien fuhr sogar ohne Deckung auf und schoß, was aus den Rohren herauswollte, bis die Österreicher und Ungarn sie niedergekämpft hatten. Diese hatten dabei oft das Glück, große Munitionslager der Feinde zu treffen und zum Auffliegen zu bringen, wie beispielsweise ein solches am Monte Majo am 8. August, wo sie zugleich mit ihrem zielsicheren Feuer ein angreifendes feindliches Infanteriebataillon zerschlugen (siehe Bild Seite 244/245). Auch in die Infanteriebereitschaften der Feinde fielen die Geschosse stellenweise massenhaft und rissen dort blutige Lücken. Auf den Hauptangriff bereiteten am 18. August starke italienische Erkundungsstöße vor, bei denen ebenso wie schon während der Artilleriewirkung zahlreiche Feinde, Offiziere und Mannschaften, zu den k. u. k. Truppen überliefen, weil ihre Nerven dem Trommelfeuer nicht mehr gewachsen waren.

Am 19. August morgens brach der Sturm auf der ganzen weiten Linie los, an dem sich gegen 300 Flugzeuge beteiligten, die die österreichisch-ungarischen Linien, Reserven und Batterien unter Maschinengewehrfeuer nehmen sollten. Aber nur an wenigen Punkten konnte sich der Feind in den erreichten vordersten österreichisch-ungarischen Stellungen halten, nirgends war ihm ein irgendwie bedeutender Fortschritt beschieden, ja, an einigen Stellen mußte er sich sogar zur Flucht wenden. Das stärkste Hindernis auf dem Wege nach Triest, das sich die Italiener wieder als Ziel gesetzt hatten, die Hermadastellung, stand dauernd unter dem Feuer der schwersten Schiffsgeschütze. Kräftiges Minenwerfer- und Artilleriefeuer unterhielten die Feinde auch nach den zahlreichen abgeschlagenen Angriffen immer wieder an den meisten anderen Punkten zwischen Görz und Tolmein, ohne sie überwinden zu können.

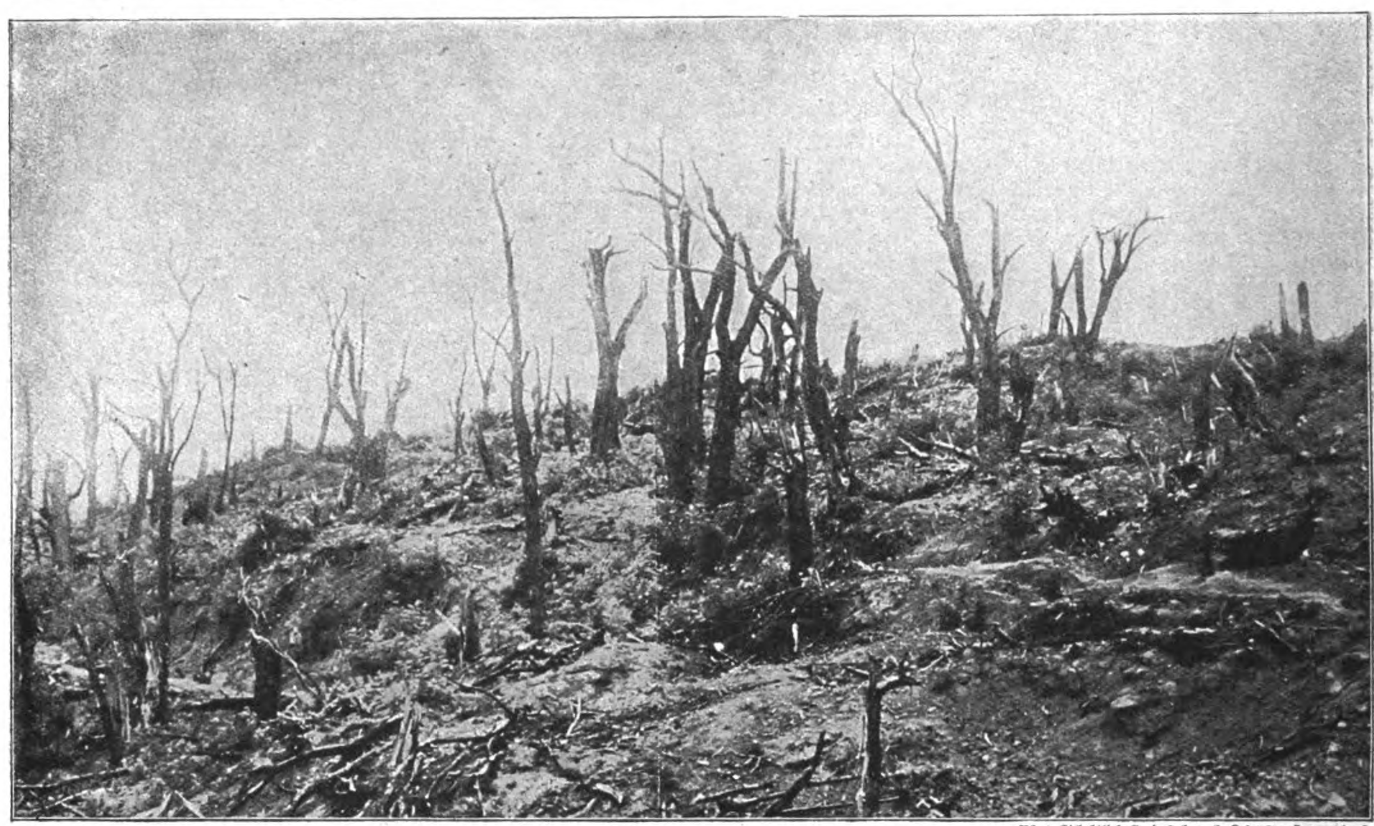
Auf der Karsthochfläche, am Monte Santo, bei Vodice und Descla blieben die Italiener am ersten Kampftage überall im Nachteil. Nur oberhalb von Canale gewannen sie etwas Raum, indem sie bis auf die Höhen von Vrh vordrangen. Egerländer warfen aber auch hier die Feinde auf den Uferhang des Isonzos zurück.

Tags darauf wurde die Schlacht mit unverminderter Kraft fortgesetzt. Im Raume von Auzza suchten die Italiener die Riegel vor der Hochebene von Bainsizza, am Monte San Gabriele, dem Tor zur Hochfläche von Ternova, zu sprengen. Aus Görz ergossen sich immer aufs neue Sturmabteilungen gegen die umliegenden Höhen; das Bollwerk des Fajti Hrib, die anschließende Karsthochfläche und die Stellungen bis zum Meere verschwanden unter dichten Wolken von Rauch, Feuer und Gas. Wieder versuchten die Feinde die österreichisch-ungarischen Linien südlich von Auzza und östlich von Canale zurückzudrücken, nachdem sie ganz außerordentlich blutige Opfer gebracht und immer neue Streitkräfte vorgezogen hatten. Der italienische Stoß wurde aber bei Vrh aufgefangen.

Mit beispiellosem Opfermut hatten sich die Verteidiger den Feinden entgegengestemmt. So hielt die Bedienungsmannschaft zweier kleiner Gebirgsgeschütze gegen die mit



Auf der Hochfläche von Vrh vorgedrungene Italiener werden im Kampf Mann gegen Mann von österreichisch-ungarischen Truppen aufgehalten. Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Waldüberreste und Geschoßkrater auf dem Gipfel des San Marco bei Görz.

erdrückender Übermacht anrückenden Feinde bis zum letzten Augenblick aus und schoß die heranstürmenden feindlichen Haufen aus nächster Nähe noch mit Kartätschen nieder. Im Handgemenge traten sie den Rückweg zu ihrer Truppe an, den sie so schneidig durchführten, daß sie noch Gefangene mitnehmen konnten. An einer anderen Stelle gelang es den Feinden, einen Hauptmann mit sechs Kompanien völlig einzuschließen. Trotzdem hielt dieser mit seinen Leuten 24 Stunden wacker aus und schlug sich dann, als ein Gegenstoß zur Befreiung dieser Tapferen nicht angängig erschien, mit Kolben und Bajonett durch die Linie der Feinde, ohne dabei einen einzigen Mann als Gefangenen zu verlieren.

Auf der ganzen übrigen Front waren die Angriffe der Italiener immer wieder abgeprallt; nur auf der Karsthochfläche gewannen sie den zerschossenen Ort Selo, was jedoch an der Gesamtlage in diesem Abschnitt nichts änderte.

An den beiden Einbruchstellen in den Räumen weit nördlich und südlich von Görz wurde Tags darauf heftig weitergekämpft. Die zweite italienische Armee rang um Bodengewinn am mittleren Isonzo bei Canale. Dort schießt der Fluß zwischen steilen Ufern dahin, was seine Überschreitung erheblich erschwert. Bei Ajba standen italienische Pioniere mit Pontonen, die mittels Schiffsbrücken eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer herstellen wollten (siehe Bild Seite 243). Die österreichisch-ungarische Artillerie zerstörte die Brücken aber immer wieder. Auf rasch herbeigeschafften Rollfähren hatten die Feinde dann schließlich doch genug Streitkräfte, freilich unter starken Verlusten, übersetzen können, mit denen sie den kleinen örtlichen Erfolg bei Vrh auszuweiten suchten. Alle Anstrengungen, über die Höhen südlich von Vrh vorzukommen, mißlangen jedoch vollständig und kosteten den Feinden nur schwere Opfer.

Der kräftigste italienische Druck lastete an diesem Tage wieder auf den k. u. k. Stellungen auf der Karsthochfläche. Im Licht der Scheinwerfer und Leuchtraketen war die Schlacht auch während der Nacht kaum zum Stillstand gekommen. Das mächtige Trommelfeuer, das den Massenstürmen immer wieder vorausging, hatte den Bogen der österreichisch-ungarischen Linien von Versic bis nach Komarje eingebeult, und den Italienern war es gelungen, die völlig aufgelöste vorderste Linie ihrer Gegner zu besetzen. Die Gefahr eines weiteren Vordringens wurde durch Abriegelung des Einbruchsraumes gegen Korite und Flondar beseitigt.

Der 22. August zeigte ein ähnliches Bild wie der vorhergegangene Tag, nur stürmten an ihm die Feinde auch an der unteren Wippach mit vermehrtem Nachdruck. Auf der Hochfläche von Vrh drangen sie, ihre bedeutende Überzahl ausnützend, ein wenig nach Süden vor, wurden dann aber im Kampfe Mann gegen Mann aufgehalten (siehe Bild Seite 241). Ungebrochen und unerschüttert stand die Karstfront. Von San Grado di Merna bis nach Kostanjevica wüteten feindliche Feuer- und Infanteriestürme bis spät in die Nacht hinein, und wieder verbluteten die Angreifer im Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie und Maschinengewehre, obwohl sie vor den Stürmen oft Nebelgase abgeblasen hatten, die an sich unschädlich waren, aber der Verteidigung jede Einsicht in die Vorgänge hinter diesen Schutzwehren nahmen. Dazu verschossen die Italiener außer Ekrasitgranaten auch Kohlenoxydgranaten, die giftige Gase verbreiteten, deren Einatmung tödlich zu verlaufen pflegte. Ferner bedienten sich die Feinde auch einer neuen Art von Phosphorgranaten, die beim Aufschlagen auf den Boden Unmengen kleiner, glühender Phosphorteile verspritzten, die sehr schmerzhafte Brandwunden verursachten. Auch Stinkbomben, Sprengröhren und vieles andere sollten den Widerstand der tapferen Verteidiger brechen, doch war alles vergeblich (siehe auch das Bild Seite 246).

Der nächste Tag verlief bis nachmittags drei Uhr ruhiger. Dann aber setzte wieder schweres Feuer aus Geschützen und Minenwerfern ein, dem gegen vier Uhr auf der Hochfläche von Bainsizza ein Massenangriff folgte, dessen Kraft durch fortwährende Zuführung von Reserven dauernd auf gleicher Höhe gehalten wurde. Er mißglückte jedoch ebenso wie die Anstrengungen der Italiener auf der Karsthochfläche. Auf dem Nordflügel kamen die Feinde nicht einmal durch das Abwehrfeuer der Österreicher und Ungarn. Zwischen Kostanjevica und der Küste ereigneten sich an zahlreichen Punkten stundenlang währende, heftige Nahkämpfe, doch blieben die k. u. k. Truppen auch an diesem Tage Sieger in ihrer Abwehrschlacht, an deren fünftem Tage sie ihren Gegnern schon 250 Offiziere und 8000 Mann als Gefangene abgenommen hatten.

Am 24. und 25. August ereigneten sich auf dem ganzen südlichen Teil der Isonzofront vom Fajti Hrib abwärts keine größeren Infanteriezusammenstöße; der Feind setzte seine ganze Kraft auf dem nördlichen Teil und in der Mitte ein. Bei Görz stürmten die Italiener zu beiden Seiten des Wippachtales und suchten gleichzeitig den Monte San Gabriele zu nehmen. Östlich und südöstlich von Görz hielt

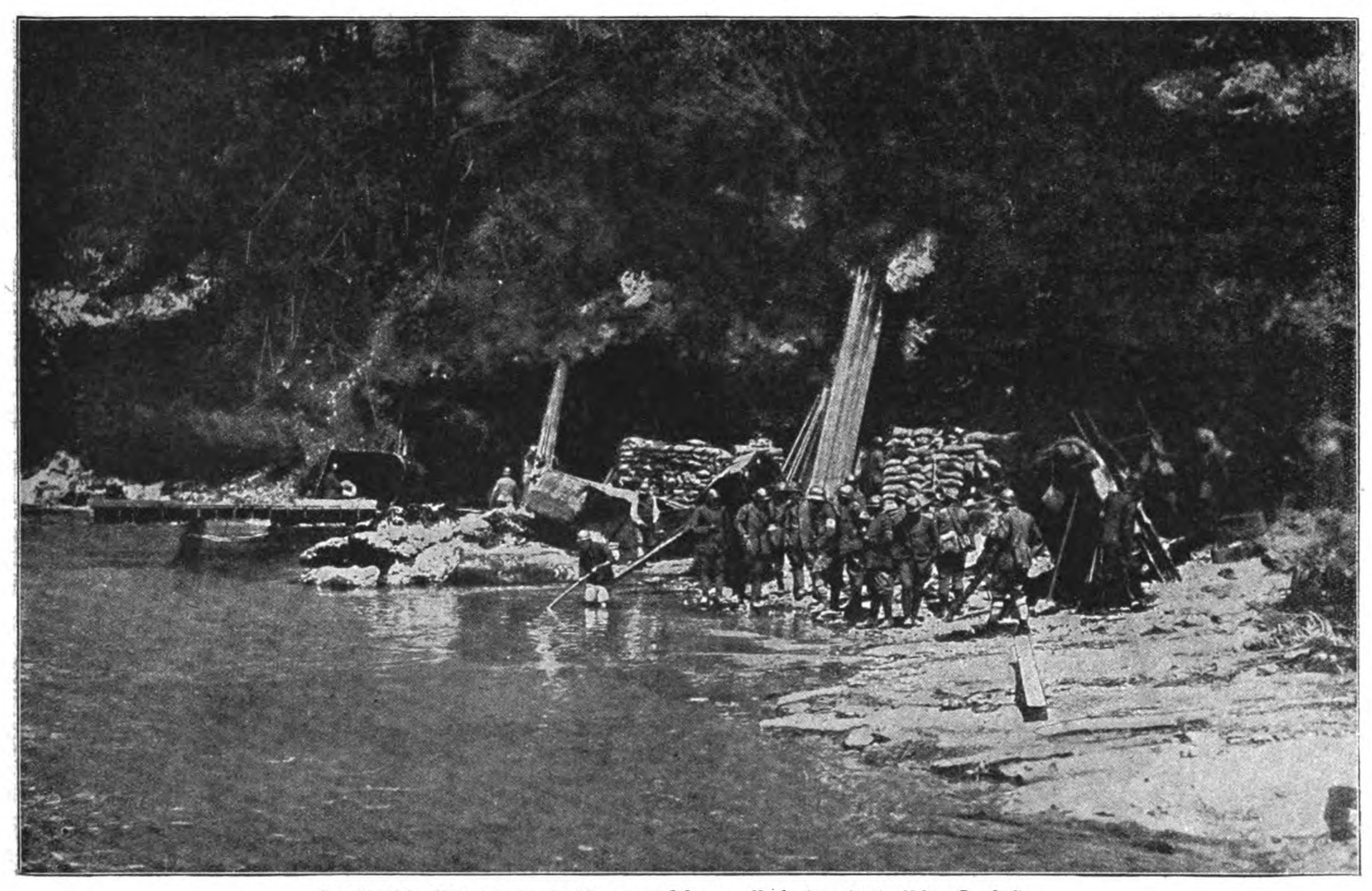
die oft bewährte Division des Feldmarschalls v. Zeitler auch diesmal wieder dem Feinde stand. Die Hauptpunkte der feindlichen Angriffe im Bereich von Görz waren Viglia und der Monte San Gabriele.

Noch regsamer als hier zeigten sich die Italiener im Gebiete von Auzza. Dort hatten sie langsam einige Fortschritte gemacht. Wenn es auch den Österreichern und Ungarn gelungen war, die Gefahren des italienischen Vordringens auf die Hochfläche von Bainsizza für die südlicher gelegenen Frontteile rechtzeitig durch Abriegelung der Einbruchstellen zu beseitigen, so war die Verteidigungsfront im ganzen Plavabogen nun doch leichter von Norden her anzugreifen. Aber an keiner Stelle der westwärts dem Isonzo zu gebogenen Front von Auzza bis zum Monte San Gabriele waren die österreichisch-ungarischen Linien bemerkenswert eingedrückt worden. Immerhin hielt es die k. u. k. Führung für geboten, die angebrochenen Stellungsteile aus der Verteidigungslinie auszuschließen, indem sie letztere verlegte und dadurch zugleich verkürzte. Infolgedessen gingen die Höhe 652 bei Kuk und der Monte Santo kampflos in italienischen Besitz über. Die neuen österreichisch-ungarischen Stellungen lagen auf einem Höhenzug, der zwischen 750 und 800 Metern Höhe östlich von den aufgegebenen Linien verlief und diese erheblich überragte. Hinter diesem Höhenzuge stieg das Gelände bis zu fast 1000 Metern Höhe an. Auf dem Westhang dieser nur 2 Kilometer zurückliegenden zweiten Stellung waren österreichisch-ungarische Batterien eingebaut, die die neuen italienischen Linien genau einsehen konnten und mit schwerem Feuer überschütteten.

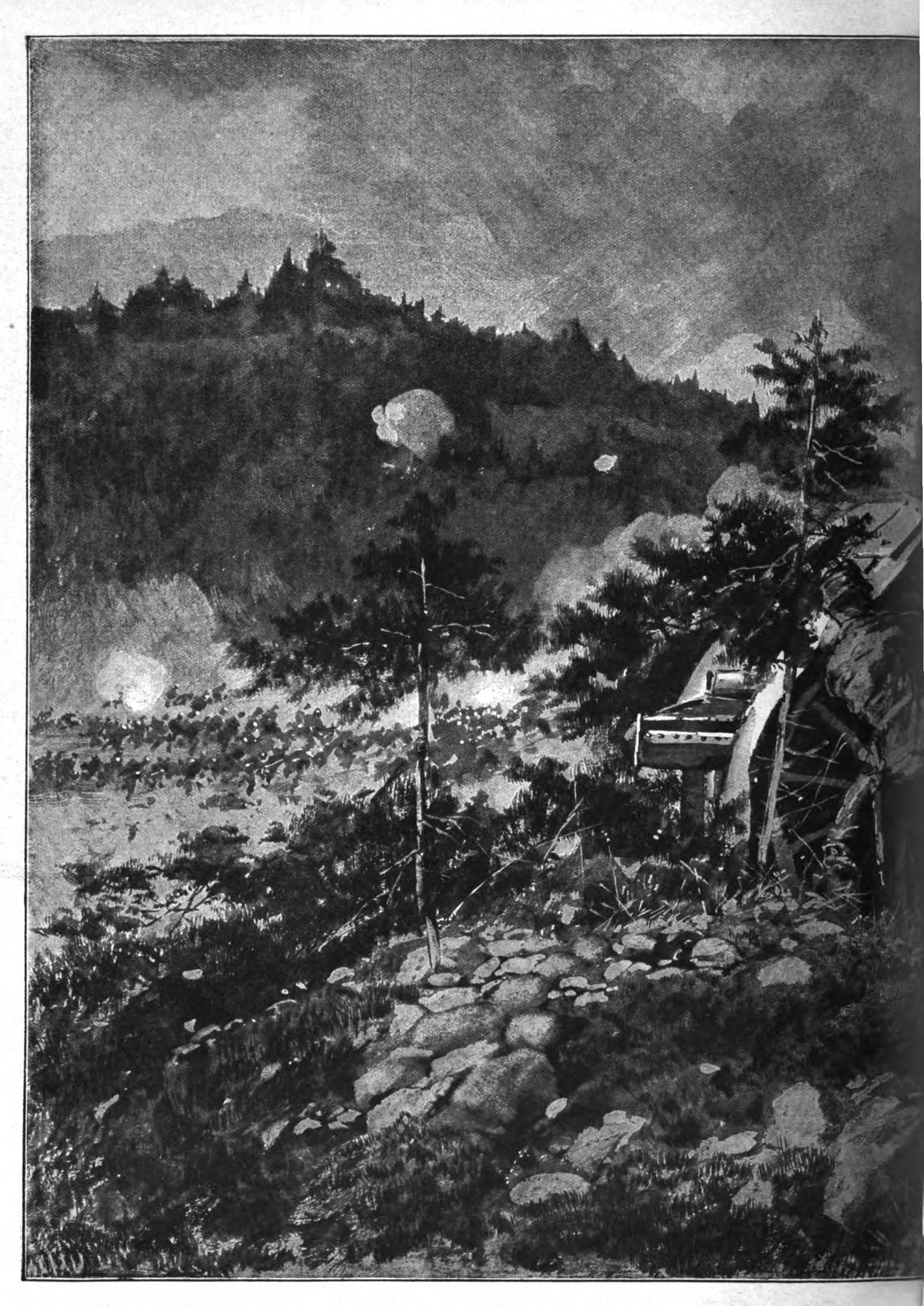
Das hielt die Feinde nicht ab, die neue Front der k. u. k. Truppen kräftig anzugreifen. Regimenter über Regimenter warf Cadorna in das geräumte Gebiet auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist. Geschütze wurden vorgezogen, die ihre Tätigkeit von neuem begannen, und Flieger erschienen in großer Zahl. Doch schon am 26. August zeigte sich, daß die Österreicher und Ungarn in ihren neuen Stellungen den Italienern gewachsen waren. An diesem Tage lastete der schwerste feindliche Druck auf der verkürzten k. u. k. Front östlich von Auzza, wo Steirer und Dalmatiner kämpften, und am Monte San Gabriele. An diesen Punkten suchten die Feinde im Frontangriff zu wirken, während sie die vorgeschobene Bastion gleichzeitig durch den breiten Flankenangriff nördlich davon zu erschüttern trachteten. Der Gabriele war das letzte festungsartige Hindernis für die Angreifer am mittleren Isonzo. Die Preisgabe des nordwestlich benachbarten Monte Santo hatte die Lage der Verteidiger auf dem Gabriele noch erschwert. Aber dennoch führte der Sturmangriff der Feinde wieder nicht zum Ziele. Mit großer Kraft brandeten die italienischen Infanteriewellen auch auf der Heiligengeisthochfläche gegen die Österreicher und Ungarn vor. Es entwickelten sich heiße Nahkämpfe, in denen Handgranaten und Bajonett eine wesentliche Rolle spielten; aber überall erlitt der Feind blutige Niederlagen. Immer mehr Verstärkungen, darunter Truppen, die erst eine vierzehntägige Ausbildungszeit hinter sich hatten, zog Cadorna an die Front, und mit dem Einsatz jedes der neuen Regimenter, die er bei Canale, Bodrez, Plava, Zagora und Zagomila über den Isonzo warf, hoffte er, seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Wie bei Auzza, so waren die Feinde auch um Görz eifrig bestrebt, vorwärts zu kommen. Der 28. August brachte noch ein Anschwellen ihrer Angriffstätigkeit, die sich gegen die Räume von Kal und Podlece richtete und um den Gabriele allmählich recht heftige Formen annahm. Von drei Seiten umspülte den Berg die Flut stark überlegener feindlicher Streitkräfte. In den Abendstunden drang eine feindliche Abteilung am Nordhang in die österreichisch-ungarische Stellung ein. Die Verteidiger unternahmen sofort einen Gegenstoß und rieben die Eindringlinge vollständig auf (siehe Bild Seite 249); ein Stabsoffizier und 200 Mann wurden als Gefangene einbehalten. Im Zusammenhang mit den Angriffen auf den Gabriele stand zwischen seinem Südhang und der zur Vertojbica abfallenden Hügellehne noch eine dritte große Teilschlacht, die den Italienern das Wippach- und das Rosental öffnen sollte. Das vorzügliche Zusammenwirken der Verteidigungsartillerie mit der Infanterie hinderte jedoch auch hier die Feinde am Vordringen, wenn auch häufig erst nach blutigen Nahkämpfen.

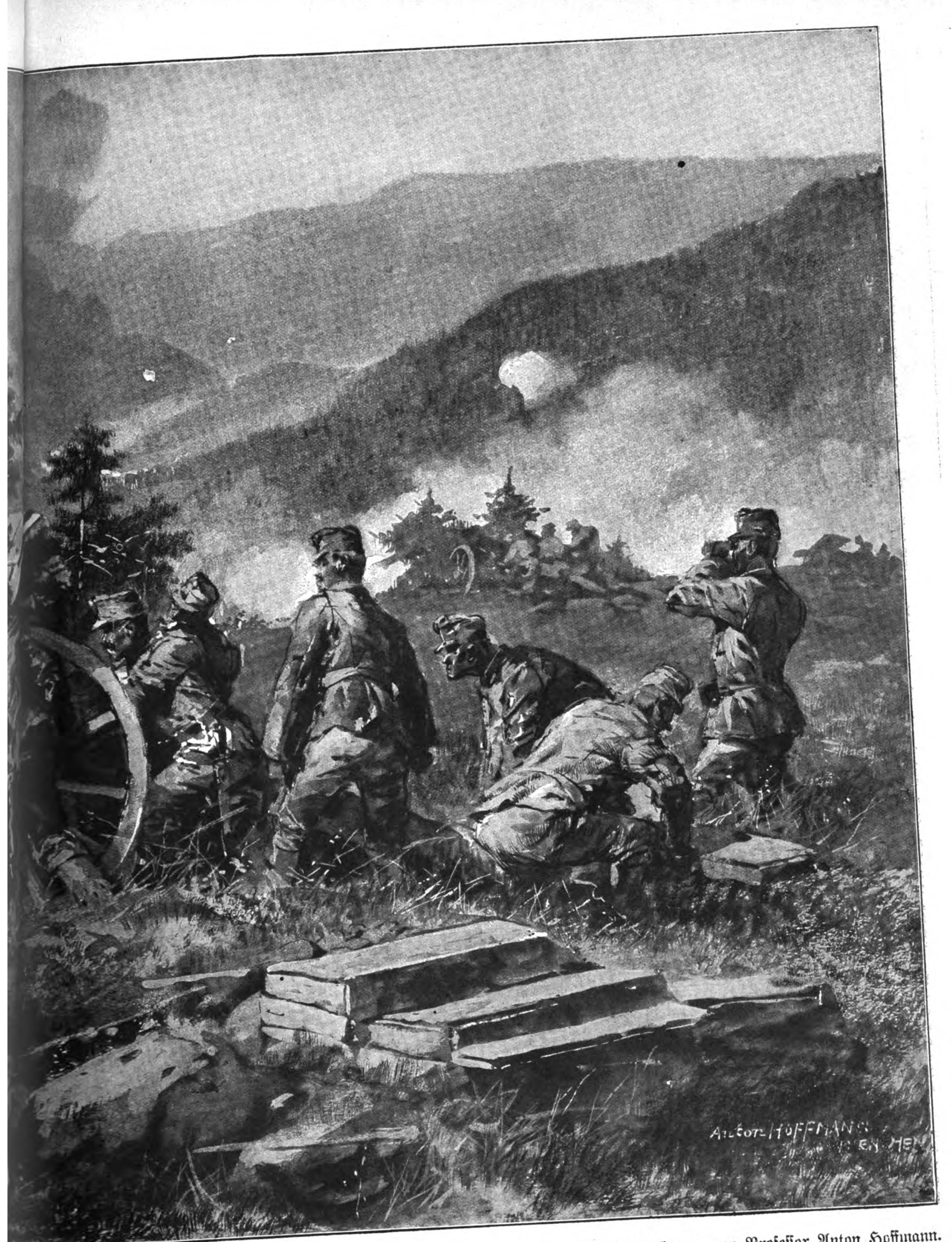
Ungemein erbittert wurde die Schlacht am 29. August. Die ganze Linie von Auzza bis südlich von Görz stand unter einem einheitlichen Feuer der Angriffsartillerie und der Minenwerfer. Dann folgten die Massenstürme, von denen Cadorna diesmal den Sieg mit solcher Sicherheit erwartete, daß er bei Britof sogar Reiterei mit eingreifen ließ. Diese unzeitgemäße Verwendung der Kavallerie fand aber ein recht ruhmloses Ende, denn die Schwadronen wurden von dem Maschinengewehrfeuer der Angegriffenen geradezu hinweggemäht. Die rücksichtslos und mit Unterstützung



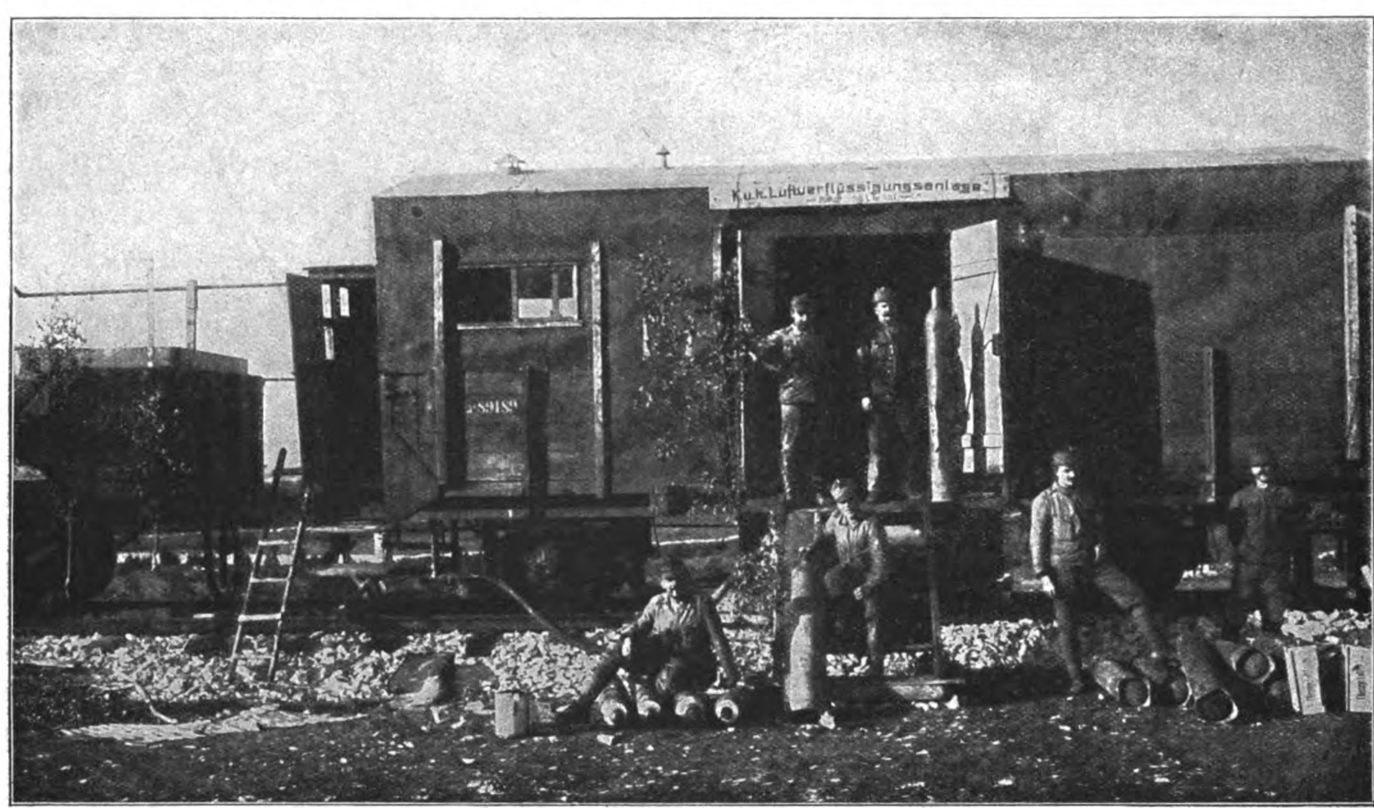
Italienische Brückenbauabteilung am Isonzo. Nach einer italienischen Darstellung.



Österreichisch-ungarische Artillerie entzündet ein italienisches Munitionslager am Monte Majo.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Phot. Frankl, Berlin-Friedenau.

Eine Luftverflüssigungsanlage an der Karstfront zur Herstellung aller Arten von Gasen für den Kriegs- und Spitalgebrauch.

durch ganze Fliegerschwärme geführten Infanteriekämpfe gestalteten sich für die Italiener wieder sehr opferreich, ohne daß ihnen daraus ein Erfolg erwachsen wäre.

Das hatte Tags darauf östlich von Görz und an der Wippach eine Erschöpfungspause zur Folge. Dagegen dauerten die italienischen Vorstöße im Abschnitt Auzza—Görz mit unverminderter Gewalt an; den stärksten Druck legte der Feind wieder auf den südlichen Teil dieses Raumes, um den Gabriele durch Flankenangriffe zu erschüttern und ihn zugleich auch durch Stirnstöße zum Wanken zu bringen. Die Schlacht wogte hin und her; stundenlang währten die Nahkämpfe, doch immer gelang es, den an Zahl weit überlegenen Feind zurückzuwerfen. Bei Britof stürzten sich die Verteidiger nach Abwehr der feindlichen Angriffe auf die Stellungen der Italiener und holten daraus 3 Offiziere und 110 Mann als Gefangene sowie 2 Maschinengewehre als Beute, ein Zeichen für den ungebrochenen Mut der k. u. k. Streiter.

Mit dem Ende dieses Tages war, ebenso wie am Karst, auch nördlich von Görz die Kampffähigkeit der Feinde so beträchtlich herabgemindert, daß sie die Angriffe am nächsten Morgen nicht fortsetzen konnten. Sofort unternahmen die Österreicher und Ungarn örtlich begrenzte Vorstöße, um Nester, die dem Feinde verblieben und den k. u. k. Truppen lästig waren, auszuheben. Nachmittags lebte die Schlacht auf dem nördlichen Abschnitt wieder heftig auf; sie ließ aber die Einheitlichkeit der Handlungen, wie sie in den Tagen vorher erkennbar gewesen war, vermissen. Es entwickelten sich einige größere Gefechte, die nur um den Monte San Gabriele besonders erbittert geführt wurden. Von Norden und Westen her war der Berg, gegen den auch die italienische Artillerie mehr als je zuvor von dem etwas höheren Monte Santo aus unter sehr günstigen Umständen wirken konnte, sich stetig erneuernden Angriffen ausgesetzt. Doch das österreichisch-ungarische Bollwerk stand unerschüttert auch in diesem Sturm. Angriffe des Feindes nördlich von Kal, bei Madoni und Britof hatten ebenso geringen Erfolg wie Einzelstöße bei Görz und im Wippachtal, die sämtlich abgewiesen wurden. Östlich von Görz besetzten die Verteidiger durch einen Gegenstoß ein italienisches Grabenstück, erbeuteten 4 Maschinengewehre und nahmen 6 Offiziere und 140 Mann gefangen.

Ein in der Nacht zum 1. September geführter Gegenstoß am Gabriele brachte den k. u. k. Streitkräften abermals Gefangene ein, und zwar 10 Offiziere und 315 Mann von sechs italienischen Regimentern. Tagsüber wiederholten sich die vergeblichen italienischen Angriffe; solche wurden bei Görz und Jamiano abgeschlagen. Am Monte San Gabriele blieben die Sturmwellen schon im österreichisch-ungarischen Abwehrfeuer liegen.

Daß die Italiener in diesen Kämpfen einen Mißerfolg schlimmster Art davongetragen hatten, unterlag keinem Zweifel. Auf der Kampflinie, die sich südlich von Görz bis zur Küste hinzog, hatten sie lediglich die österreichisch-ungarische Vorstellung bei Selo erstritten; auf dem Nebenschauplatz nördlich von Görz vermochten sie sich nur in der ersten k. u. k. Verteidigungszone festzusetzen, ohne den Gewinn erweitern zu können.

Nichtsdestoweniger rühmten sich die Italiener, ihren Verbündeten unschätzbare Dienste geleistet und insbesondere Rußland wieder einmal gerettet zu haben. Die Russen dachten darüber aber anders und hatten hauptsächlich in bezug auf den Nordflügel an ihrer Westfront starke Bedenken, weil die Deutschen dort gerade in dieser Zeit zur See und in der Luft eine rege Tätigkeit an den Tag legten. Wiederholt hatten Flugzeuggeschwader Angriffsflüge gegen die Befestigungen, Flugstationen und militärischen Anlagen auf der Insel Ösel unternommen und dabei auch die im Rigaischen Meerbusen gesichteten russischen Seestreitkräfte erfolgreich mit Bomben beworfen. Ein Zerstörer der Nowikklasse (siehe Bild Seite 248) wurde durch einen Treffer zum Sinken gebracht und ein Werkstattschiff so schwer beschädigt, daß sein Untergang ebenfalls als sicher angenommen werden konnte. Die starken Abwehrmaßnahmen der Russen hatten keinen Erfolg und waren nur mit weiteren Verlusten für sie verbunden. Eins ihrer Flugboote erhielt bei der Insel Abro im Rigaischen Meerbusen so schwere Beschädigungen, daß es landen mußte und die Besatzung über Bord sprang.

An dem schönen Abwehrsieg der Österreicher und Ungarn, der gegen das stärkste artilleristische und infanteristische Massenaufgebot, das die Italiener seit Kriegsbeginn in zwei schweren Schlachtenwochen entfaltet hatten, erfochten worden war, hatten die k. u. k. Flieger erheblichen Anteil. Auf dem nördlichen Kampfabschnitt unterstützten sie mit hervorragender Tapferkeit Artillerie- und Infanteriekämpfe, auf dem südlichen wehrten sie nach dem Aufhören der Schlacht an dieser Stelle die italienischen Luftangriffe auf Triest (siehe die Kunstbeilage) ab, ohne allerdings verhindern zu können, daß die Feinde die Stadt wiederholt mit Bomben bewarfen. Besser glückte ihnen die Unterbindung der feindlichen Angriffe von der See her auf Triest. Schon am ersten Tage der Schlacht vertrieb der Fliegerleutnant Banfield mit seinem Flugzeuggeschwader feindliche Schiffe und hemmte dann mit weiteren erfolgreichen Vorstößen auch den Schiffs-

verkehr, der sich zur Unterstützung der italienischen Truppen von Venedig nach der Isonzomündung entwickelt hatte. —

* * *

Auf dem **russischen Kriegschauplatze** hatte die Ruhe nach dem Abschluß des deutsch-österreichisch-ungarischen Vormarsches in Ostgalizien zunächst angehalten. Die Russen waren eifrig mit der Neuordnung ihres Heeres beschäftigt. Den Oberbefehl an der russischen Nordostfront erhielt General Letschitzky, nach dessen Eintreffen sofort wichtige Stellungsverschiebungen vor sich gingen, aus denen sich sehr bald eine wesentlich veränderte Gesamtlage an dieser Front ergab. Die Feinde räumten am 22. August nach dem Abbrennen von Dörfern ihre Stellungen westlich von der Aa bis zur Linie Oding—Bigaun, die die Deutschen dann kampflos besetzten. Das gleiche taten sie am 26. August mit aufgegebenen russischen Stellungen auf dem Süduser der Düna nordwestlich von Jakobstadt. Bei Illuxt und am Naroczsee kam es am 30. August zu Vorstößen der Russen, die aber von den Deutschen abgewiesen wurden. Die nächsten Tage zeigten an der ganzen russischen Nordostfront vermehrte Gefechtstätigkeit, die auch auf die südlicheren Abschnitte übergriff.

Einen Hauptstreich führten rheinische, bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter am 27. August östlich von Czernowitz aus. Ein wuchtiger Stoß traf die stark verschanzten feindlichen Stellungen auf der Dolzokhöhe und das Dorf Bojan. Beide gingen, nachdem der erbitterte Widerstand der Russen gebrochen war, in den Besitz der Angreifer über, die ihren Gegnern über 1000 Gefangene, 6 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre abnahmen. Der Feind hatte schwere blutige Verluste und wurde gezwungen, hinter die Rakitna zurückzugehen. —

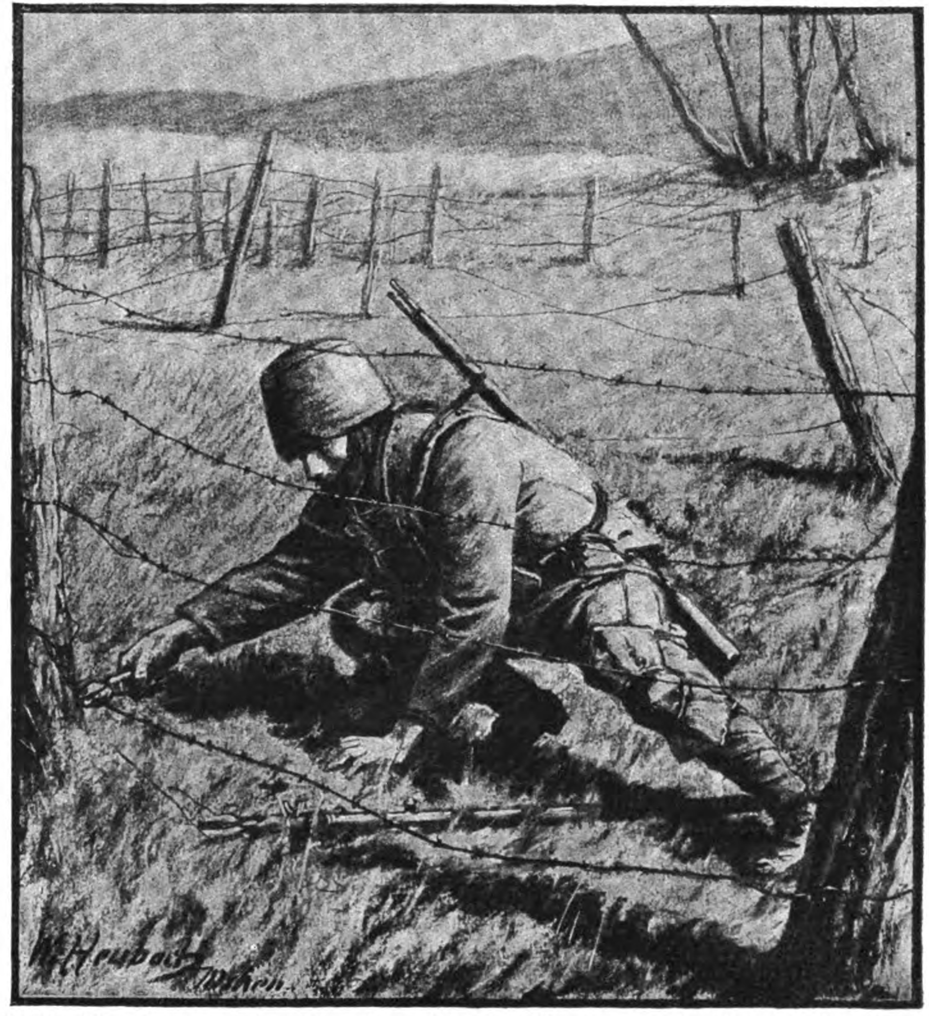
Auf dem russisch-**rumänischen** Kampfplatze (siehe die Bilder Seite 250 und 251) am mittleren und unteren Sereth war eine vorübergehende Entspannung eingetreten, weil es den russisch-rumänischen Kräften unter dem Einsatz größter Opfer geglückt war, sich aus der Umklammerung der Truppen der Mittelmächte zu befreien. Letztere verminderten aber den Druck auf die Feinde nicht, sondern rückten ihnen nach. Bei Marasesci brachten die Deutschen in sehr schweren Kämpfen, die sich um den Bahnhof des Ortes abspielten, am 19. August über 2200 Gefangene ein. Gleichzeitig warfen Deutsche, Österreicher und Ungarn beiderseits des Oitoztales die Rumänen weiter gegen das Trotustal zurück und nahmen ihnen über 1500 Gefangene und 30 Maschinengewehre ab. So außerordentliche Schwierigkeiten dem Vormarsch über die Bereczker Berge (siehe Bild Seite 252) und die östlicheren Höhenzüge entgegenstanden, so sicher und zielbewußt drückten die Angreifer die Rumänen und Russen weiter zurück.

Nach heißen Handgranatenkämpfen besetzten die Truppen der Mittelmächte am 20. August die Höhe 895 östlich von Soveja und andere benachbarte Stützpunkte von örtlicher Bedeutung. Starke Gegenstöße der Feinde in den nächsten Tagen reichten nicht aus, den Siegern das Gewonnene wieder zu entreißen.

Am 28. August nahmen die Truppen Mackensens auch das von den Feinden erbittert verteidigte Dorf Muncelul im Sturm (siehe Bild Seite 253) und warfen die Gegner über die Höhen nördlich von dem Orte zurück, wobei ihnen über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre in die Hände fielen. Schon Tags darauf wurden weitere Fortschritte im Bergland nordwestlich von Focsani gemacht. Die Russen mußten Iresti aufgeben und wurden nördlich davon gegen das Susitatal zurückgedrängt; sie büßten wieder zahlreiche Maschinengewehre und 300 Gefangene ein. —

Während dieser Zeit boten die Machthaber in Rußland, Kerenski und der immer rücksichtsloser auftretende Kornilow (siehe Bild Seite 185), alle Mittel auf, um die Kampfbegeisterung des russischen Heeres noch einmal nach Möglichkeit zu beleben. Die moralische Grundlage dafür sollte ihnen eine russische Nationalversammlung bieten, die in Moskau abgehalten wurde. Unter Verleugnung seiner revolutionären Vergangenheit hatte sich Kerenski eine Zuhörerschaft gesichert, die seine auf Fortsetzung des Kampfes mit den Mittelmächten gerichteten Ausführungen mit dem größten Beifall unterstützte. Die von ihm erwartete allgemeine Begeisterung flammte in dieser Versammlung aber nicht auf, und die innere Gärung machte in Rußland beachtenswerte weitere Fortschritte. Die für einen Frieden geneigten linkssozialistischen Führer gewannen immer mehr Anhänger, wozu nicht wenig auch die Enthüllungen über die Ursachen des Krieges beitrugen, die in einem wegen bedeutender Unterschlagungen angestrengten Gerichtsverfahren gegen den früheren Kriegsminister Suchomlinow (siehe Bild Seite 252) zutage gefördert wurden.

Aus den Zeugenaussagen Suchomlinows und jenen des Generals Januschkewitsch ging klar hervor, daß der Zar die russische Mobilmachung auf Drängen des Deutschen Kaisers auf eine Teilmobilmachung an den Grenzen Österreich-Ungarns beschränken wollte. Januschkewitsch und Suchomlinow führten den Befehl aber nicht aus, belogen vielmehr den Zaren, hoben die bereits angeordnete allgemeine Mobilmachung nicht auf und drückten damit auch Deutschland das Schwert in die Faust. Die vom Deutschen Kaiser mit unendlicher Mühe noch einmal geschaffene Möglichkeit für Verhandlungen zur Verhinderung des Weltbrandes wurde von diesen Generalen, die die persönliche Politik des Großfürsten Nikolajewitsch und gleichzeitig jene der Engländer trieben, einfach beiseite geschoben; mit einer Lüge schafften sie um persönlicher Vorteile willen dem Unheil freien Lauf. — (Fortsetzung folgt.)



Italienischer Pionier in seiner Schutzrüstung beim Durchschneiden eines feindlichen Drahtverhaus.
(Nach einer Originalzeichnung von Walter Heubach.)

Illustrierte Kriegsberichte.

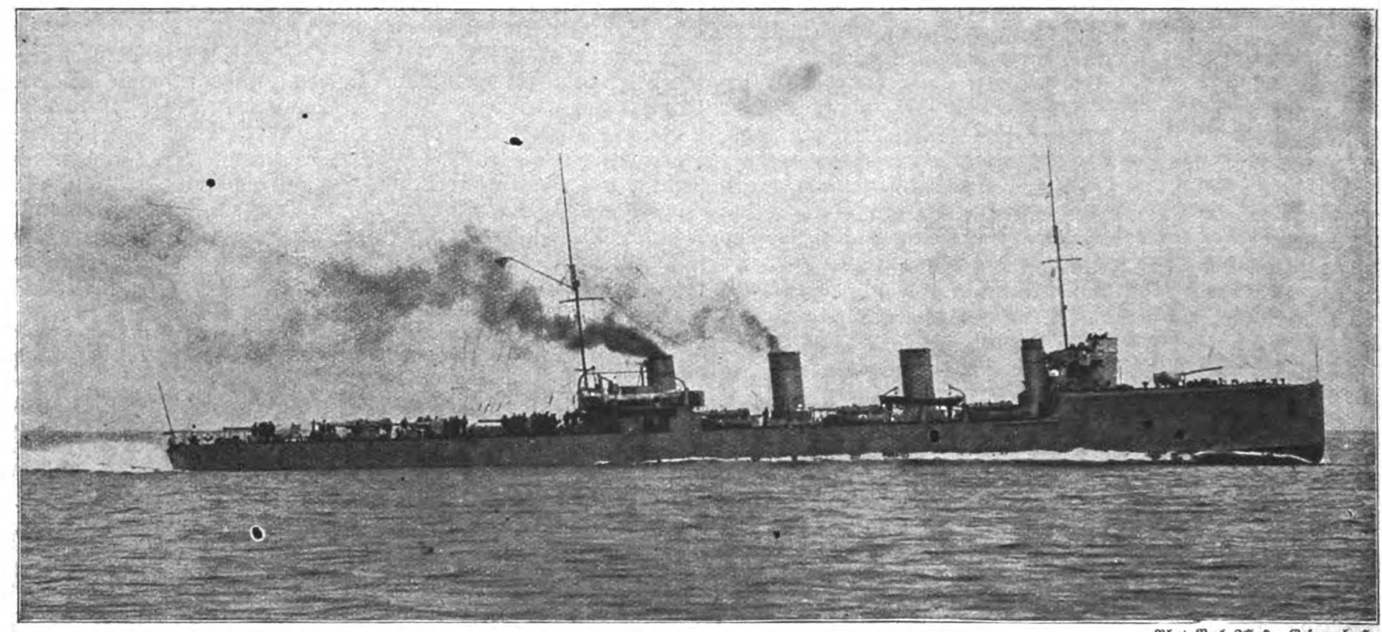
Mit einem Stiefel.

Ein Kriegsbild aus Flandern. Von Dr. phil. Otto Rudert.

„Freudental“ — man hätte an eine boshafte Ironie des Generalstabs glauben können, daß er diesem Fleck Erde einen so wohlklingenden Namen gegeben hatte. Aber derlei hatte unserer obersten Kriegsbehörde gänzlich ferngelegen. Sie hatte einfach den französischen Namen übersetzt, den die Ferme getragen hatte ... Die Ferme? ... Welche Ferme denn? ... Ich weiß nicht; wahrscheinlich war sie von den Tommys längst zu einem Haufen Steine zerschossen worden. Auf den Landkarten aber lebte sie weiter als „Freudental“.

Der Name Freudental ruhte auf dem ganzen Umkreise. Im Norden begrenzte die sogenannte Hohenzollernstraße den Platz; im Süden fehlte eine natürliche Grenze. Vielleicht bezeichnete man am besten den Fuß der Anhöhe so, auf der Freudental selbst lag. Als wir die Stellung beziehen sollten, sprach man uns viel vom „Bahnhof“ Freudental. Mit dem Begriffe „Bahnhof“ verbindet der Landser immer erfreuliche Vorstellungen: Heimatsurlaub, Urlaub überhaupt; selbst die Vorstellung, ihn mit einem „Heimatschüßchen“ zu betreten, ist ihm nicht unerfreulich. unten dicht neben uns vollständig zerschossen. Der „Bahnhof“ lag also brach. Von seinem „rollenden Material“ feierten noch zwei vergessene und verrostete Loren in einem Gleiswinkel. An Baulichkeiten aber gab es nur einen mäßigen Betonklotz und eine Bretterbude, in der früher die Streckenarbeiter genächtigt haben sollen. Ein paar Schrapnellschüsse hatten die Bude in eine Art Sommerlaube verwandelt, die mit vorzüglicher Lüftung versehen war. Alles dies waren nur Kulturmängel, über die sich der Landser gern hinwegsetzt. Aber die Stellung hatte eine Eigenschaft, die recht peinlich für uns war. Sie war, wie man artilleristisch sagt, „erkannt“, das heißt der Gegner hatte hier die Anwesenheit deutscher Truppenteile festgestellt und befunkte nun regelmäßig die Gegend. Nur früh zwischen acht und zehn und dann von zwölf bis zwei Uhr gönnte er sich und uns Ruhe. Sonst kamen in kurzen Abständen Aufschläge am Tage, Brennzünder bei Nacht. Schrapnelle legte er nach Bedarf zwischen beide Lieferungen ein.

Wer war also froher als wir, als eines Morgens bayrische Offiziere des Truppenverbandes einlangten, der uns binnen achtundvierzig Stunden ablösen sollte. Kein Mensch ahnte, daß gerade die beiden Nächte, die uns von der Erlösungsstunde trennten, die bösesten sein würden: für mich wenigstens die Nacht vom 5. zum 6. Juni. Seit unserem Stellungswechsel war ich noch nicht wieder als Meldegänger auf Gruppe gewesen, weil ich zwei Tage in Ruhe gelegen hatte. Als ich daher am frühen Abend des 5. Befehl erhielt, den Tagesbericht auf Gruppe zu bringen, stand ich vor einem Wege, der mir im wesentlichen neu war. Ich hätte ja allerdings einfach die Straße wählen können, die ich zum mindesten in ihrem Unterlaufe kannte, aber das Feuer war dort in den letzten Tagen zu einem wahren Orkane angewachsen, und jeder Versuch, dort zu gehen, wäre einer nutzlosen Herausforderung des Schicksals gleichgekommen. Ich mußte also den Weg einschlagen, den mir ein Kamerad riet, und das um so mehr, als dieser mir versicherte, er wäre in den letzten Tagen mehrfach dort gegangen, und die Tommys schössen da „so gut wie gar nicht“ hin. Ganz wahrscheinlich erschien mir dieser paradiesische Zustand nun freilich nicht, denn der „Weg“ war nichts anderes als die Bahnlinie Wytschaete—Freudental—Comines, die ja — wenigstens neben unserer alten Stellung — übel genug mitgenommen worden war. Aber was blieb mir für eine Wahl? Daher machte ich mich kurz entschlossen auf den Marsch.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

Russischer Zerstörer der „Nowik“-Klasse, der bei den Angriffen deutscher Flugzeuggeschwader im Gebiet des Rigaischen Meerbusens zum Sinken gebracht wurde.

Die „Nowik“-Klasse verdrängt 1280 Tonnen, hat 37 Seemeilen Geschwindigkeit und 140 Mann Friedensbesatzung.

Zwar raunten Schwarzseher: in Freudental gebe es nicht allein keine Gebäude im eigentlichen Sinne, sondern nicht einmal eine Stellung, wo wir unsere Geschütze einigermaßen unterbringen könnten. Aber man glaubte ihnen nicht ... Freudental ... das klang so hoffnungsvoll.

Freudental entpuppte sich aber gleich am ersten Morgen als eine großartige Niete. Schon unser Anmarsch auf der talartig dort eingeengten Straße bot wenig Freude, denn die Engländer belegten sie an jenem Morgen mit Gasgranaten. Zum ersten Male sah ich hier die ganze Scheußlichkeit des Krieges: tote Pferde, die seltsam aufgeblasen alle vier zum Himmel streckten und furchtbar stanken, dann im Graben rechts von der Straße eine feldgraue Masse mit dunkelroten Tupfen, mitten auf der zerwühlten Straße einen zerschossenen Wagen, die toten Pferde noch in den Sielen ... Körbe mit Artilleriemunition ausgestreut. Und links unter dem angesplitterten Baum ein bleicher, junger Mensch, der mit müder Stimme uns anrief: „Kameraden! Nehmt mich mit ... laßt mich hier nicht liegen ... sie schießen mich ja vollends tot ...“

Bald lernten wir die Gegend näher kennen. Von einem „Bahnhof“ im landläufigen Sinne war natürlich keine Rede. Es gab nur eine Anzahl Weichen und Nebengeleise, die alle mehr oder minder mit einer Kleinbahn in Verbindung standen. Jetzt hatten die Tommys die Bahn

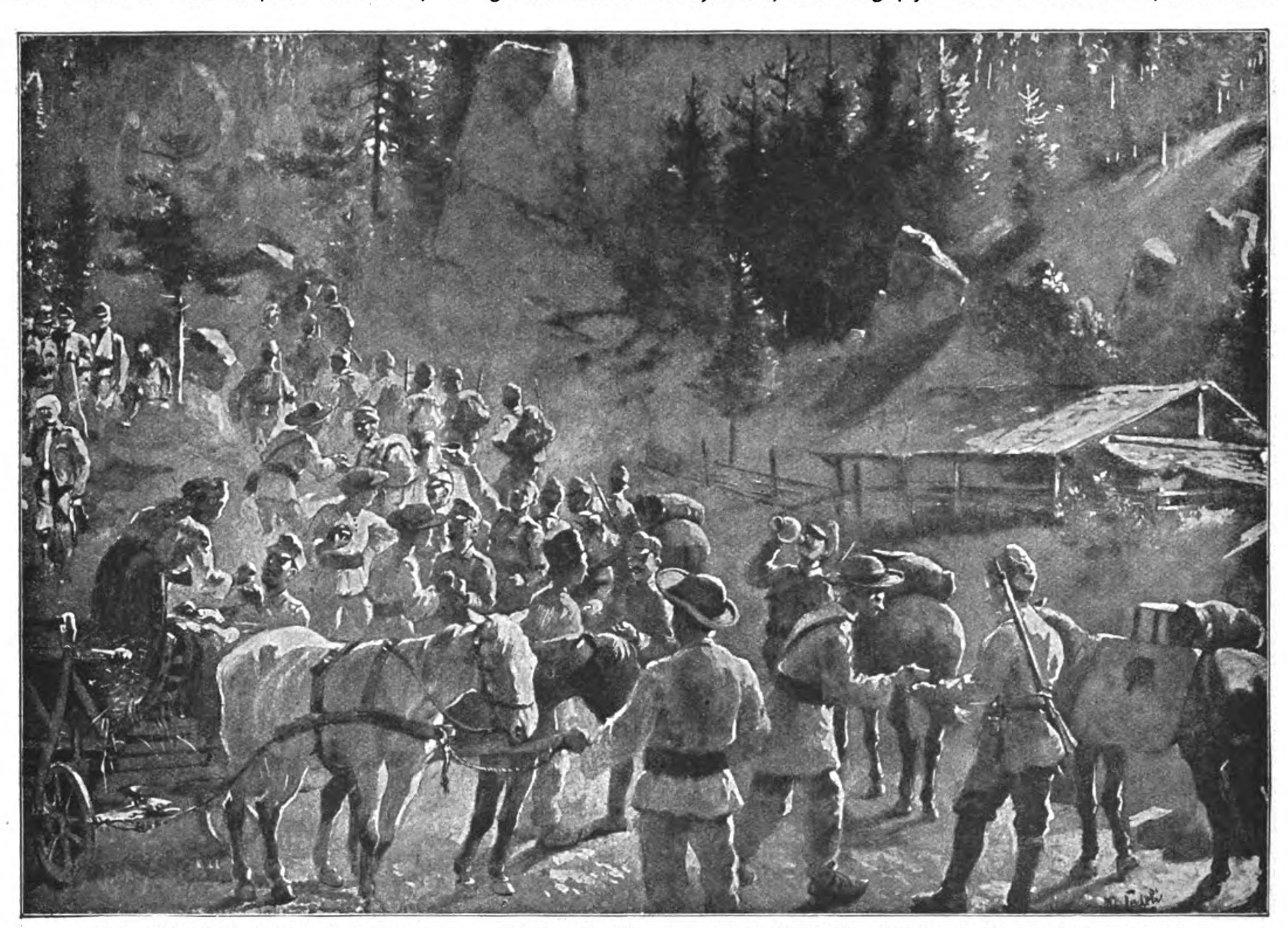
Zunächst schien sich die Aussage des Kameraden zu bestätigen. Der Bahndamm sah noch wohlerhalten aus, sehr



Am Nordhang des Monte San Gabriele eingedrungene feindliche Abteilungen werden von den österreichisch-ungarischen Truppen in die Flucht geschlagen.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

im Gegensatz zu dem zerwühlten Nachbarland. Ich schritt flott aus, wozu mich auch das Feuer aufforderte, das der Engländer seit dem frühen Nachmittag auf Batteriestellungen vor und hinter der Bahnlinie legte, die sich aber in ziemlichem Abstande vom Bahndamm befanden. Ich mochte so eine gute Viertelstunde „getrabt" sein, als sich das Feuer fühlbar näher schob. Die Batteriestellungen lagen hier dem Bahndamm näher, und damit wuchs auch für mich die Unbehaglichkeit des Weges. Der Bahndamm machte bald eine Biegung, die noch halb von Buschwerk verschleiert war. Kaum hatte ich aber diesen grünen Vorhang zerteilt, als sich mir ein böses Bild bot. Zuvörderst war der Damm selbst auf etwa 200 Meter hin verschwunden. An seiner Stelle befand sich eine Masse von wüsten Erdlöchern, Pfützen, zersplitterten Bäumen und auseinandergebogenen Schienen. Überdies lehnte an der rechten Seite des Dammes eine unserer Batterien, die gerade unter troffen, das nun sprühend und tosend aufflog. Dicke Brocken fielen auf den Bahndamm. Hier gab es keinen Augenblick Zögern. Ich mußte mich links hinter dem Bahndamm decken. Glücklicherweise war dort frische, grüne Wiese. Mit einem Satz war ich unten. „Gluck — gluckgluck," sagte die Wiese, und ich stand bis zum Knie im Schlamm. Der grüne Überzug hatte getrogen: es war Sumpf darunter. Heraus mußte ich um jeden Preis, denn ich fühlte, wie ich allmählich tiefer glitt. Also versuchte ich ein paar herzhafte Schritte nach vorwärts. Aber zunächst brachte ich nicht einmal mehr die Knie aus dem zähen Teige, im Gegenteil: ich sank bis zu den Hüften ein. Dazu verlegte der Tommy plötzlich sein Feuer wieder weiter nach links, und unaufhörlich krachten noch die Entladungen des auffliegenden Munitionslagers. Ich war gefangen. In dem Sumpfe versank ich strichweise, und war ich nicht binnen zehn Minuten verschwunden, dann machte wohl eine englische Granate oder der Splitter einer



Ungarische Honvedinfanterie wird von der rumänischen Bevölkerung auf dem Marsch ins Gefecht mit Lebensmitteln beschenkt.
Aus den Kämpfen beim Oitozpaß und bei Soveja; Frontgruppe: Erzherzog Joseph, Armee: Generaloberst v. Rohr.
Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

heftigem englischem Feuer lag. Jedes Geschoß, das zu weit ging — und viele taten dies —, klatschte entweder in den Sumpf oder fuhr in den Bahndamm.

Ich mußte also links hinauf, wo das Gelände ganz allmählich anstieg. Aber auch dort gab es zunächst einen sumpfigen Bodenstreifen, und auf dem Höhenrücken selbst standen Batterien von uns in lebhaftem Feuer. Es war demnach am Ende doch das Geratenste, wenn ich versuchte, mich an der linken Seite des Bahndamms hinüber- und an der beschossenen ersten Batterie vorbeizuschlängeln. Ich glitt aus den Büschen heraus und überwand zunächst auf Resten des Dammes den Sumpf, klomm dann an dem noch erhaltenen Ende wieder hoch und ging an der linken Seite weiter. Das Glück schien mir hold zu sein, denn der Tommy feuerte plötzlich einzig auf die Batterien auf dem Höhenrücken, schonte also die nahe Batterie rechts von mir. Schon hatte ich diese ein Stückchen hinter mir und wollte gerade aufatmen, da — ein Aufschlag in die Batterie — eine turmhohe Erd- und Rauchsäule — und dann ein wahres Feuerwerk.

Kein Zweifel: der Schuß hatte ein Munitionslager getroffen... deutschen aus dem brennenden Lager ein schnelleres Ende. Einen Augenblick lang lähmte mir diese Erkenntnis Denkvermögen und Glieder. Ich sah nur um mich, ob nicht irgendwo jemand käme, den ich um Hilfe anrufen könnte.

Aber gerade mein Umschauen zeigte mir eine Rettungsmöglichkeit. Halb rechts hinter mir lag, vom Bahndamm heruntergeweht — Gott weiß, wie er erst dahinauf gekommen sein mochte! — ein mächtiger Baum mit noch ziemlich frischen Blättern an den starken Ästen. Die Wurzeln, zum Teil noch mit Erdreich behangen, lagen auf den Bahngleisen. Vielleicht konnte ich mich an einem der Äste auf den Bahndamm ziehen; denn immer noch besser, von einer Granate zerrissen zu werden, als elend im Sumpf zu ersticken. Um aber den Ast zu fassen, mußte ich etwa zwei Schritte halbrechts rückwärts tun. Wie mir dies gelang: ich kann es nicht sagen. Ich habe mich wohl mehr diese Strecke geschoben, als ich geschritten bin. Der schwarze Teig hatte sich dabei bis über das Koppel gedrängt. Da endlich gelang es mir, einen Zweig zu erfassen. Griff für Griff hob ich mich an ihm empor. Langsam, mühsam — der

Baum zitterte leise. Ich fühlte, wie die Wurzeln oben einen Augenblick in der Luft spielten. Wenn er nachgab, auf mich stürzte — und das mußte er seiner ganzen Lage nach — dann —. Ich griff weiter — gottlob — ich fühlte, daß ich vorwärts kam. Bis zum Koppelschloß, bis zur Hüfte, die halben Oberschenkel — aber dann stockte es.

Die Sumpfmasse war von oben in meine hohen Stiefel gedrungen und hielt mich so fest. Ich vermochte nicht, die Knie über die Oberfläche des Sumpfes zu heben. Meine Arme, solcher Turnkünste ungewohnt, begannen nachzugeben. Ich mußte noch einmal alles versuchen, sonst —. Also ein fester Ruck — das rechte Knie war befreit — noch einer — das linke Knie ebenfalls, aber — mein linker Stiefel glitt mir fühlbar vom Fuß ab.



Phot. Buja.

Im Donauhafen von Giurgiu.
Umladen von Weizen aus Eisenbahnwagen in Schleppkähne zur Beförderung nach Deutschland.

Vergeblich versuchte ich, meinem Fuß eine solche Lage zu geben, daß der Stiefel an ihm hielt. Da ich die Hände von dem Ast nicht loslassen konnte, rutschte der Stiefel rettungslos ab. Ich hatte gerade das Geäst des Baumes erklommen, so daß ich in Sicherheit war, als der Stiefel sich mit einem lauten Schmatzen endgültig von mir löste, einen Augenblick aus dem Sumpf herauslugte und dann spurlos versank. Den Bahndamm bis zur halben Höhe war ich bald emporgekrochen. Dort setzte ich mich erst einen Augenblick hin. Der Atem drohte mir zu versagen und meine Hände zitterten.

Aber zu ruhiger Betrachtung war die Lage doch nicht geschaffen. Einmal war schon Zeit genug verloren, und die Meldung mußte ans Ziel. Wie aber sollte ich auf Gruppe gelangen: mit einem Stiefel und einem Strumpf?

Den linken Strumpf hatte nämlich der Stiefel gleich mit sich genommen. Und wie sah ich aus! Vom Koppel bis zu den Füßen überzog alles ein schwärzlicher, nicht sehr wohlriechender Schlamm. Meine Hände staken in einer Art Schlammhandschuhen von gleicher Farbe und der Rock wies mehr als eine Spur davon auf, was sein Besitzer erlebt hatte. Dennoch: unter meinem Stahlhelm wußte ich die Meldung. Also zog ich los.

Das Feuer der Engländer hatte sich ganz nach links vorwärts gezogen und lag teilweise unmittelbar vor und hinter der „Gruppe“, wohin ich zu gehen hatte. Doch das war mir in dem Augenblick eine geringere Sorge. Aber der Marsch an sich! Stacheldrähte, Ausbläser, Granatsplitter, Steine, harte Erdbrocken: alles empfand mein unbeschuhter Fuß schmerzlichst, und das Übel war: ich konnte der Schießerei wegen mir den Weg nicht einmal aussuchen. Schließlich ging ich einfach quer durch den Feuervorhang hindurch.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Das von den Russen zerstörte Podhajce: Einwohner vor den Trümmern ihrer Häuser am Markt.

Als ich mich auf Gruppe meldete, glaubte ich, meinen Zustand entschuldigen zu müssen. Aber der Offizier vom Dienst hatte bei meiner allgemeinen „Verschlammung“ gar nicht gesehen, daß ich links überhaupt weder Stiefel noch Strumpf hatte. Ich wandte mich jetzt zuerst einer gründlichen Reinigung zu, wobei die englischen Granaten besorglich um diese nützliche Arbeit herumsplitterten. Eine Stunde später war ich in einem geliehenen Reitstiefel und dem verbliebenen „Eigentümer“ mit neuen Befehlen auf dem Marsch nach Freudental. Dort zog ich meine Schnürschuhe an und brachte dem hilfsbereiten berittenen Telephonisten von Gruppe seinen Stiefel zurück. Im ganzen machte ich den Weg in dieser Nacht noch dreimal, denn es war eine seltsam aufgeregte Nacht mit Trommelfeuer in den vordersten Linien und Brennzünderschauern im Hinterlande. Trotzdem erfolgte nichts Endgültiges. Den vereinsamten rechten Stiefel habe ich noch einige Tage später mit mir geführt. Dann ist er im Rummel der „Ablösung“ verschwunden. Spurlos wie sein Bruder im Sumpf bei Freudental.



Der ehemalige russische Kriegsminister Suchomlinow,
dessen Zeugenaussagen in dem großen Unterschlagungsprozeß die aufsehenerregenden Enthüllungen über die Irreführung des Zaren seitens seiner Minister und den dadurch herbeigeführten Ausbruch des Weltkriegs erbrachten (siehe Seite 247).

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

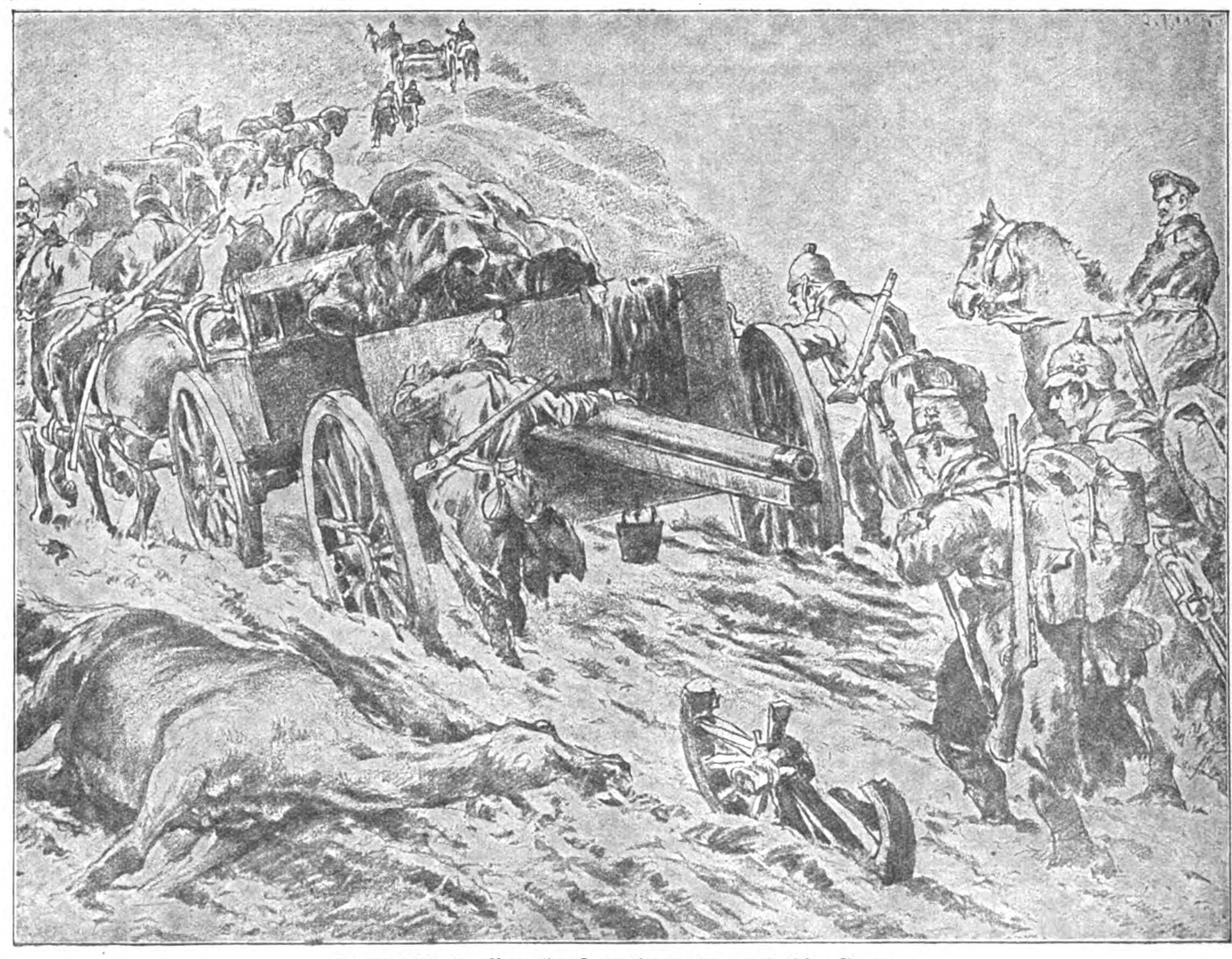
Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

7. Achmed Dschemal Pascha.

(Hierzu die Bilder Seite 254 und 255.)

In Achmed Dschemal Pascha, dem Schutzherrn der südlichen Grenzmarken der Türkei, vereinigen sich merkwürdig Eigenschaften, wie sie den Schlag der alten Pascha kennzeichneten, mit den Fähigkeiten und Willenskräften des neuzeitlichen türkischen Staatsmannes. Schon im Äußeren seiner Person spiegelt sich diese Doppelnatur wider. Die aufrechte Gestalt des erst in der Mitte der vierziger Jahre stehenden Mannes tritt mit der Sicherheit des unumschränkten Gewalthabers auf, der unbedingte Beugung unter seine Befehle als Selbstverständlichkeit ansieht. Mit unbiegsamer Härte bestraft er, wo ihm Widerstand geleistet wird, mit der Miene der vornehmen Herren verteilt er reiche Gaben, wo es Verdienste zu lohnen gilt. Der sehnige Körper, das glühende Auge, die verwegene Nase, deren Wurzeln tief im Augenbett liegen, verraten die arabische Rasse, die geistige Beweglichkeit und Geschmeidigkeit weisen auf den Pariser Einfluß hin. Er stammt aus Bagdad, und zwar aus einer jener vornehmen Familien mit langem Geschlechtsregister, die im Geburtsland des Islams den Adel vertreten und in deren Kreisen Dienst bei Hof und Heer — allerdings nicht immer beim türkischen — alte Überlieferung ist.

Dschemal hat an der Seine seine Jugendbildung genossen. Gewiß ist es ihm daher weder leicht geworden, gegen seine Rasseverwandten mit Bluturteilen vorzugehen, noch gegen Frankreich die Hand zu erheben. Aber die Treue gegen den Padischah, die Anhänglichkeit an die jungtürkische Sache, soldatisches Pflichtbewußtsein und staatsmännische Erkenntnis der Tatsache, daß die Wohlfahrt seines arabischen Vaterlands von Bestand und Größe des osmanischen Reiches unlöslich geworden ist, haben ihn keinen Augenblick zweifeln lassen, wem und welcher Sache



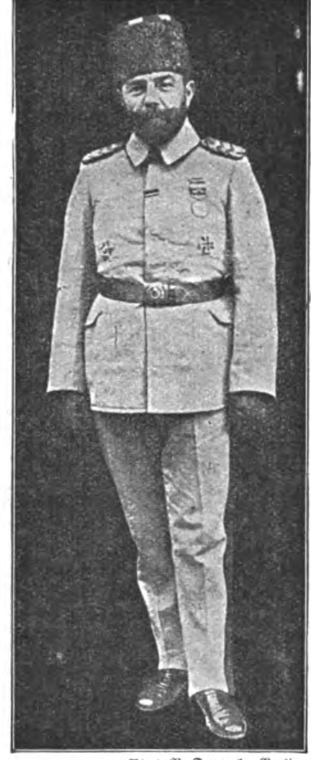
Vormarsch in den Bereczker Karpathen an der rumänischen Grenze.
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich, München.



Erstürmung des Dorfes Muncelul am 28. August 1917.

Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

er mit Einsatz aller seiner Kräfte dienen sollte. In der Umsturzzeit stand er als Oberst in Saloniki und war Mitglied der Ittihad, ohne sich aber an den großartigen Redeübungen und den Ränkeschmiedereien, wie sie unter den Komiteeoffizieren üblich waren, zu beteiligen. Dazu war sein Charakter zu aufrichtig, schlicht soldatisch, dafür war er sich zu sehr der Gefahren der Vermengung des Dienstes mit dem Politisieren bewußt. In den Verfassungskämpfen trat er denn auch erst hervor, als es sich darum handelte, den Versuch Abd ul Hamids zur Wiederherstellung seines Regiments zurückzuweisen. Während der nun anbrechenden neuen Zeit der Reichsentwicklung zeichnete er sich als Stadtkommandant von Konstantinopel durch hervorragendes Geschick, energische Hand und unermüdliche Arbeitsamkeit bei der Neubildung und Erneuerung des Heeres aus und bewährte hierbei zugleich seine Fähigkeiten kluger, staatsmännischer Behandlung der militärischen Machtfragen. So hielt ihn das Komitee für den berufenen Mann, als Marineminister der heiklen Aufgabe der Schaffung einer leistungsfähigen Flotte im Zusammenwirken mit den mehr von London aufgedrängten als willkommenen englischen Lehrmeistern sich zu unterziehen, um ihn dann, nach dem Kriegsausbruch am 12. November 1914, vor eine noch verwickeltere Aufgabe zu stellen: in Syrien den Oberbefehl zu übernehmen, ein Heer für den Zug gegen Suez marschbereit zu machen und zugleich für Ruhe in dem immer aufruhrverdächtigen Reichsteil jenseits der Tauruskette zu sorgen.



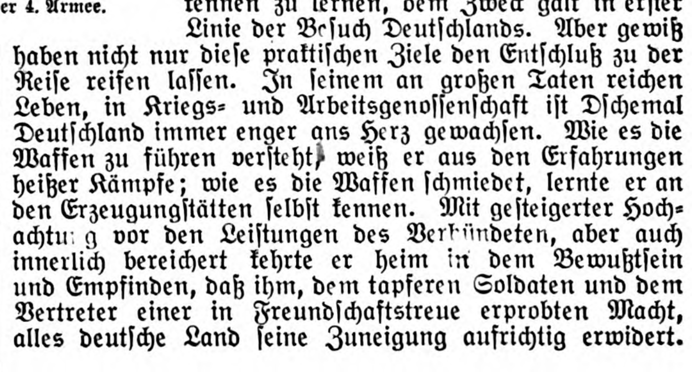
Phot. R. Sennecke, Berlin.
Exzellenz Dschemal Pascha, türkischer Marineminister u. Oberbefehlshaber der 4. Armee.

Wie erfolgreich er den scheinbar mit übermenschlichen Schwierigkeiten belasteten Auftrag durchführte, beweist die Tatsache, daß, obwohl der berühmte Kamelreitervorstoß gegen den Suezkanal nicht die erhoffte Wirkung, die dauernde Zurückweisung der Briten von der Sinaigrenze Rafa—Akaba, hatte, die Kriegslage Englands auf dem syrisch-arabischen Kampfplatz nach wie vor nach den eigenen Eingeständnissen der Londoner Presse wenig günstig blieb. Said Pascha war unmittelbar vor Aden in Lahadsch el Hota stehen geblieben und hielt das Bled el Engris im Griff. In britischem Dienst stehende Verbände des bestochenen Großscherifen von Mekka haben zwar von Akaba aus angeblich Maan erreicht, um die Hedschasbahn durchzustoßen und den Engländern den Weg von Gaza (siehe die Bilder Seite 255) aus nach Bir es Seba und weiter nach Katrane freizumachen, von wo aus dann über Dschof die Verbindung mit dem Zweistromland hergestellt und ganz Arabien abgeschnürt werden sollte. Tatsächlich aber haben sich die britischen Truppen bei den Angriffen auf die starke türkische Stellung bei Gaza nur blutige Nasen geholt, und ebenso sind alle ihre Versuche zum Vordringen gegen die Pilgerbahn gescheitert.

Nach alledem ist die Sehnsucht, mit der sich heute die Blicke Englands Zion zuwenden, begreiflich genug. Nachdem der frühere Grundsatz, wonach die Sinaiwüste als natürlich gegebenes Puffergebiet zwischen Ägypten und Türkisch-Syrien galt, preisgegeben wurde, kommt es für London darauf an, einen festen, weiter vorgeschobenen Stützpunkt zu gewinnen, der aus nächstliegenden Gründen nur Jerusalem sein kann. Aber schon die Tatsache, daß Dschemal, während in London ein neuer großer Generalangriff von Gaza aus geplant wurde, die Muße fand, nach Deutschland zu Gast zu kommen, war das beredte Zeugnis, daß er für sein Werk nichts zu fürchten hatte. Diese Sicherheit verdankte die Türkei aber mehr noch als den militärischen Leistungen Dschemals seinem hervorragenden Wirken als Neugestalter auf dem Gebiet politischer Befriedung, wirtschaftlicher Erneuerung Syriens. Der Satz, daß in heutiger Zeit Kriege nicht zum wenigsten durch die Eisenbahnen gewonnen werden, gilt, wenn für irgend einen Staat, für die Türkei mit ihrer Flächenweiträumigkeit; so legte der osmanische Prokonsul alles Gewicht darauf, vorab in Syrien durch ein leistungsfähiges Verkehrsnetz die Bedingungen für Truppenbeweglichkeit und Verbindungen vom Zentrum mit den Kampffronten an den Reichsgrenzen zu schaffen. Die Ergänzung bildete die Anlage zahlreicher Militär- und Triebwagenstraßen, Telegraphen- und Telephonlinien und sogar Marconistationen; Hand in Hand damit ging umfassende Sorge für die politische Beruhigung und die sozialwirtschaftliche Pflege des Landes. Syrien, einst die Kornkammer der Levante, lebt jetzt, dank der Brachlegung weiter in babylonischer und assyrischer Zeit hochentwickelter Wirtschaftsgebiete durch Austrocknung, Versandung und Flußverlandung, in vielen Teilen seiner Nahrungsmittelversorgung von fremder Zufuhr.

England ließ sich natürlich nicht die günstige Gelegenheit entgehen, um hier die Minensperre seiner menschenfreundlichen Aushungerungspolitik mit anscheinend weit besseren Erfolgsaussichten als gegen die Mittelmächte zu verhängen und sofort nach der Kriegserklärung alle syrisch-arabischen Häfen durch seine Kreuzer abzuschließen. Zu allem Unglück kamen die Aushebungen und militärischen Ausschreibungen, die gerade in der Türkei stets eine lange Schleppe von Mißlichkeiten für Bauern wie städtische Bevölkerung nach sich ziehen, dazu endlich eine Heuschreckenplage, mit der die Hungersnot an jede Tür zu klopfen begann: alles das war gewiß nicht dazu angetan, für den „Burgfrieden" in dem uneinigen Völkermischmasch des Landes zu wirken. Dschemal hat sich durch all diese Gefahren und Drohungen nicht abschrecken lassen. Wo es not tat, scheute er, wie bei der Unterdrückung des von England angestifteten Geheimbunds Siat el Merkes, vor kräftigen Gegenmaßregeln nicht zurück. Aber der Strenge gegen die Anführer paarte sich väterliche Fürsorge für die Notleidenden. Mitten in der Kampfessturmzeit wurde das Polizei- und Steuerwesen verbessert, eine Reihe neuer Lehranstalten, namentlich Volks- und Mittelschulen, ins Leben gerufen, der Neuzeit entsprechende gesundheitliche und vielerlei andere Einrichtungen für die allgemeine Volkswohlfahrt mit der Unterstützung deutscher Lehrmeister geschaffen.

Das ist das bisherige Lebenswerk Dschemals. Jetzt wird ihm eine neue nicht minder schwierige, aber sehr verheißungsvolle Aufgabe zuteil. Sie greift auf seine einstmalige Tätigkeit zur Erneuerung der türkischen Flotte zurück: er soll das Werk, das er damals, in der Jugend begonnen hat, vollenden und dem osmanischen Reich eine Flotte schaffen, die dessen Verteidigungsbedürfnissen und dem gewaltigen Handelsverkehr, den es zu schützen hat, entspricht. Um in deutschen Häfen, Werkstätten und Werften die technischen Seiten dieser Aufgabe kennen zu lernen, dem Zweck galt in erster Linie der Besuch Deutschlands. Aber gewiß haben nicht nur diese praktischen Ziele den Entschluß zu der Reise reifen lassen. In seinem an großen Taten reichen Leben, in Kriegs- und Arbeitsgenossenschaft ist Dschemal Deutschland immer enger ans Herz gewachsen. Wie es die Waffen zu führen versteht, weiß er aus den Erfahrungen heißer Kämpfe; wie es die Waffen schmiedet, lernte er an den Erzeugungsstätten selbst kennen. Mit gesteigerter Hochachtung vor den Leistungen des Verbündeten, aber auch innerlich bereichert kehrte er heim in dem Bewußtsein und Empfinden, daß ihm, dem tapferen Soldaten und dem Vertreter einer in Freundschaftstreue erprobten Macht, alles deutsche Land seine Zuneigung aufrichtig erwidert.



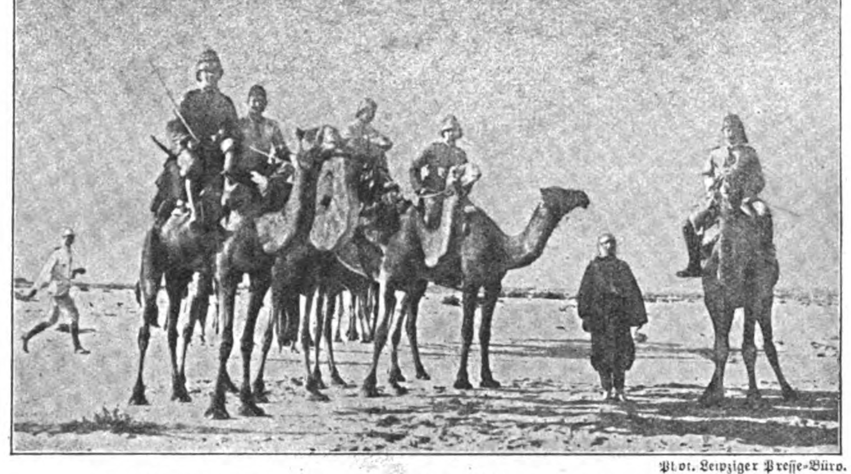
Die siebente Leipziger Kriegsmesse.

Von Professor Dr. P. Weinmeister.

(Hierzu die Bilder Seite 256.)

Der einheimische Leipziger sah bisher die Messe immer als eine Art notwendiges Übel an, das seine Bequemlichkeit stört und ihm mancherlei Entbehrungen auferlegt. In den Gastwirtschaften sind die Meßportionen kleiner und teurer, auf den Straßen der inneren Stadt wimmelt es von Fremden, lange Züge von Plakatträgern in abenteuerlichen Trachten sperren den Verkehr, und man ist froh,

wenn man wieder jenseits der die Altstadt umschließenden Promenade ist. Seit der Krieg die Welt beherrscht, denkt natürlich auch der Leipziger Nichtgeschäftsmann nicht mehr so engherzig, sondern freut sich des Riesenverkehrs, der, wenn er zu Beginn des Krieges naturgemäß nachgelassen hatte, seitdem ständig zugenommen hat und diesmal zu der gewaltigen Zahl von 40 000 Meßbesuchern angewachsen ist. Schon in den letzten Friedensjahren war man dafür besorgt gewesen, den starken Meßverkehr dadurch in geordnete Wege zu leiten und die Straßen zu entlasten, daß man gewaltige Meßpaläste schuf, deren es jetzt fünfundzwanzig gibt. Zwei davon sind erst während des Krieges entstanden. Trotzdem war der Straßenverkehr während der die letzte Frühjahrsmesse um mehrere tausend Besucher übertreffenden Herbstmesse außerordentlich stark und nahm einen geradezu beängstigenden Umfang an, wenn, wie unsere eine Abbildung zeigt, mittags am Siegesdenkmal eine Militärkapelle konzertierte, zu der dichte Menschenmassen strömten und in vielen Staffeln den Nordteil des Marktplatzes umlagerten. Doch das sind äußerliche, wenn auch schon recht bezeichnende Erscheinungen. Lüften wir nun den Vorhang etwas, um einen Einblick in das innere Wesen dieser Kriegsmesse zu tun!



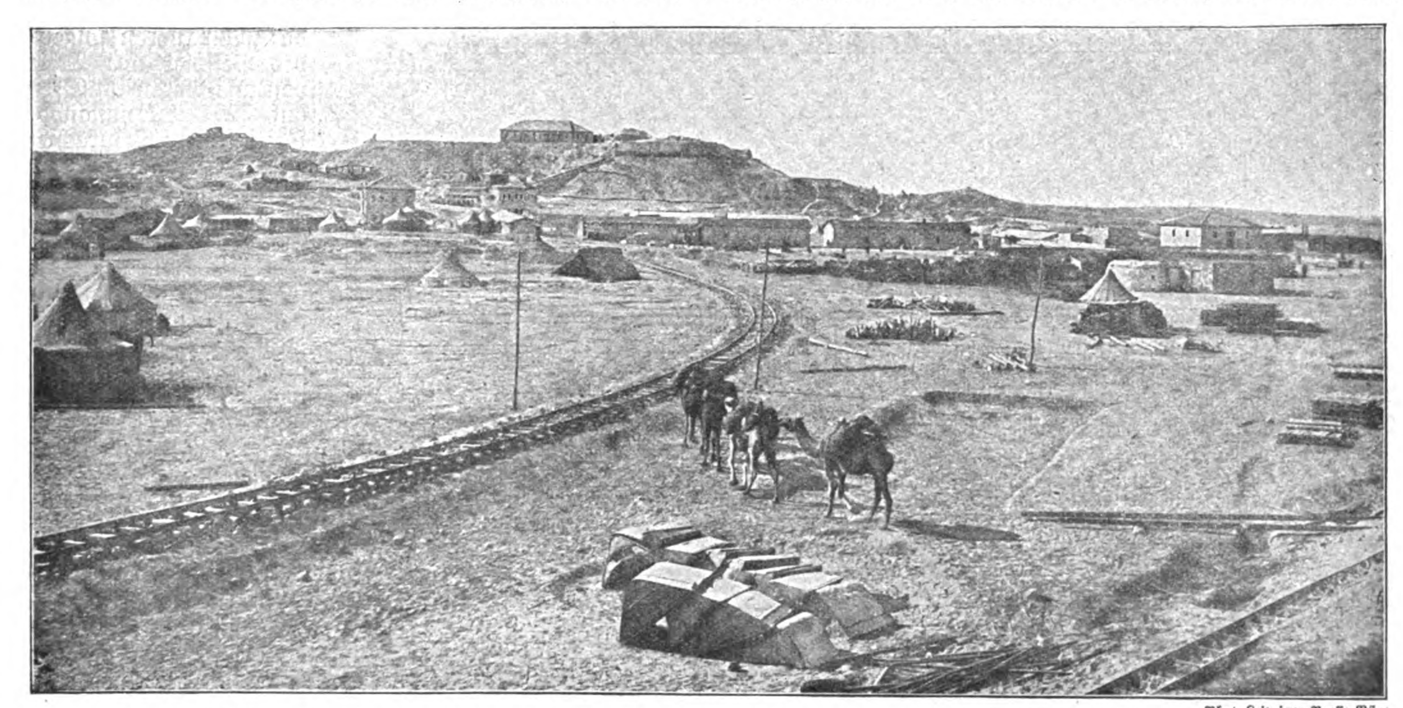
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Kamelreiterpatrouille in der Wüste an der Front von Gaza.

Als Kriegsmesse war sie natürlich zu erkennen, mußte sie sich zeigen. Zunächst geschah das in der Art ihrer Besucher, der Meßfremden. Es fehlte selbstverständlich das feindliche Ausland, das früher einen nicht geringen Teil der Besucher stellte; nur aus den besetzten Teilen Rußlands waren Fremde gekommen. Überaus stark, viel mehr als sonst, waren Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und auch die Türkei vertreten. Besonders erfreulich war aber die Beteiligung des neutralen Auslandes; die Schweiz, Holland und die nordischen Länder waren ganz hervorragend vertreten, und man konnte sehr wohl beobachten, daß diese Ausländer mit einer gewissen Neugierde gekommen waren, wie es wohl im belagerten Deutschland aussehen möchte. Mochten sie nun hinsichtlich des kaufmännischen Geschäftes oder hinsichtlich der Verpflegung mit mehr oder weniger Sorge gekommen sein, sie waren jedenfalls schon am ersten Tage sehr angenehm enttäuscht und sprachen durchweg offen ihre Verwunderung darüber aus, wie eine so glänzende Messe möglich geworden sei, bei der jeder, auch der Magen, auf seine Rechnung komme. Das Leipziger Meßamt hatte tüchtig geworben, daß recht viele Besucher nach Leipzig kamen, aber es hatte auch kein einziger zu bedauern, daß er dem Rufe gefolgt war.

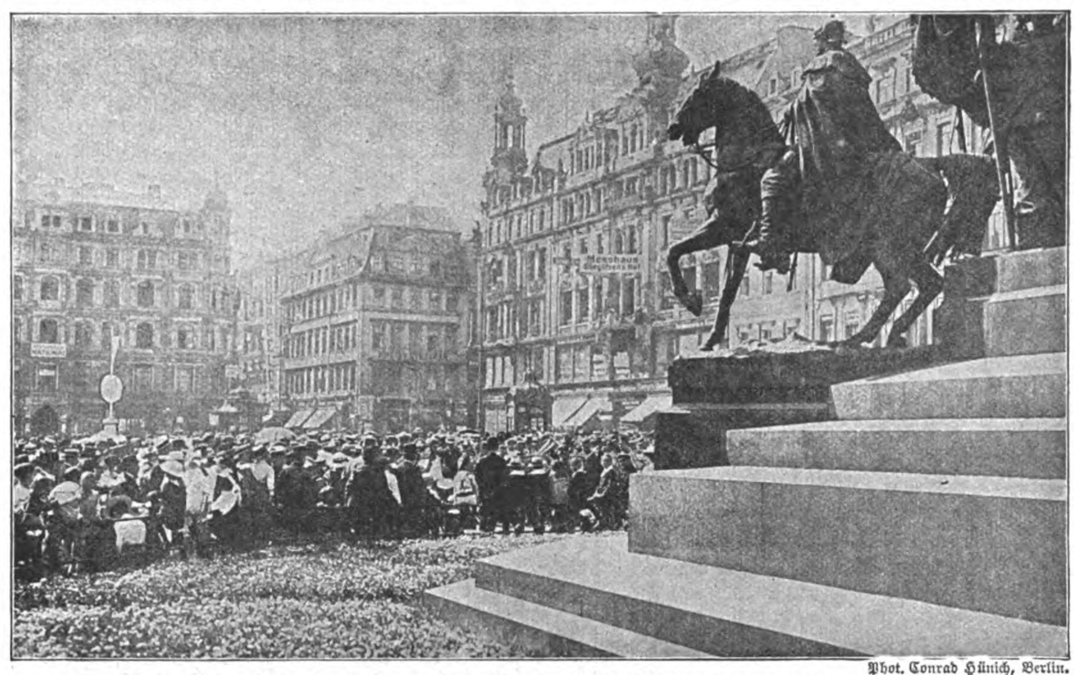
Zweitens war noch mehr als sonst zu beobachten, daß die Zahl der Einkäufer die der Verkäufer bedeutend überwog. Alle Welt will heute kaufen, das Geld spielt fast gar keine Rolle, jeder Kriegsaufschlag (und er ist bei einzelnen Dingen wahrlich nicht gering) wird bewilligt, wenn nur etwas zu haben ist. Dabei steht die Leipziger Messe in dem alten guten Rufe, daß durchaus einwandfreie Ware zu haben ist, daß man für sein Geld auch etwas Gutes bekommt. Gewiß fehlten viele Verkäufer aus Friedenszeiten; wer jetzt vorwiegend oder gar ausschließlich für das Heer liefert, hat keinen Anlaß, die Messe zu beziehen. Aber es waren doch auch andere gekommen, die es früher nicht für nötig gehalten hatten, zur Messe zu reisen. War also bei den Verkäufern wohl immer noch eine Abminderung zu verzeichnen, so zeigte sich die Zahl der Einkäufer wieder mächtig gesteigert. Das ist ein großer Vertrauensbeweis für die deutsche Industrie: so und so viele Rohstoffe gibt es nicht mehr, aber der deutsche Fabrikant wird trotzdem liefern. Wie ist das aber nur möglich?

Damit kommen wir zum dritten, was die siebente Kriegsmesse kennzeichnete: Ersatzstoffe, aber wirklich guter Ersatz! Hut ab vor deutscher Wissenschaft und Technik! Daß sie so der Schwierigkeiten Herr werden würde, das hätten die neutralen Ausländer, das hätten aber auch wir selbst nicht gedacht. Kein Kupfer, Messing, Aluminium, Leder, Leinen, Baumwolle, Jute, Gummi, und wie es alles heißt, und doch alle Waren vertreten, von denen man



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine von den Türken während des Krieges erbaute Wüstenbahn mit Etappenstation an der Front von Gaza.
Auf dem Hügel im Hintergrund ein deutsch-türkisches Lazarett.



Phot. Conrad Hünich, Berlin.

Während der siebenten Kriegsmesse in Leipzig: Beim Mittagskonzert auf dem Markte.

früher glaubte, sie ließen sich ohne jene Stoffe nicht herstellen. Darin hat Deutschland geradezu Großartiges geleistet und damit nicht nur den Kriegsnotstand ausgeglichen, sondern auch dem zukünftigen Bedarf einen großen Dienst geleistet. Verrechnet euch nur nicht, ihr Feinde Deutschlands! Auch nach dem Kriege wird es auf mancherlei Gebieten heißen: wir brauchen eure Rohstoffe nicht, wir helfen uns anders, das hat uns der Krieg gelehrt, der Krieg als Erzieher. Sicher wird sich mancher Ersatzstoff über den Krieg hinaus behaupten. Unter den Ersatzstoffen sind beispielsweise zu nennen Papiergarn für Baumwolle, borsäurefreie Glasuren, Holzsohlen, deutsches und österreichisches Kunstglas, das den Wettbewerb mit jedem ausländischen aushält; überall hat sich unsere Industrie mit geradezu wunderbarer Findigkeit zu helfen gewußt und geschmackvolle, haltbare Waren geschaffen. Zum dritten Male trat die Nahrungsmittelmesse auf, die natürlich ebenfalls stark mit Ersatzstoffen arbeitet, aber auch hier war der Verkehr überaus lebhaft, und die allgemeine Anerkennung äußerte sich in außerordentlich hohen Abschlüssen.

Sollen wir noch eines schon allgemein anerkannten Ersatzes lobend Erwähnung tun, so ist es die Frau als Ersatz des Mannes. Schon ein Blick auf unsere zweite Abbildung zeigt uns etwas für den alten Meßfremden Ungewohntes: Frauen als Plakatträger. Aber auch sonst ist die Zahl der weiblichen Hilfskräfte erheblich gestiegen. Doch das fällt schon gar nicht mehr auf im Zeitalter der weiblichen Postsekretäre, Postillione, Eisen- und Straßenbahnschaffner, Briefträger, Kutscher, Straßenreiniger. So arbeitet jetzt die Frau auch auf der Messe mit und erringt sich damit ihren Anteil an dieser Art vaterländischen Ruhmes. Es ist in allen Schichten der Bevölkerung nur eine Stimme begeisterten Wollens, das die fremden Besucher mitreißt und nach der Messe den starken Willen hinausträgt in alle Lande. Und auch das eine Kennzeichen der Leipziger Messe ist geblieben: Tages Arbeit, abends Gäste! Der Meßfremde will sich abends vergnügen. Aber auch diese Vergnügungen haben einen vaterländischen Anstrich bekommen, Redner entfesseln durch ihre Darlegungen stürmische Begeisterung, und das Lied der Deutschen wird gesungen. Auch die Schaumesse bietet auf dem Meßplatz viel Unterhaltung, sogar für die Kleinsten, und die Hausfrauen kaufen auf der Kleinmesse fleißig in den Buden. Alles aber reibt sich befriedigt die Hände, es war eine glänzende Messe, die alle Erwartungen erfüllt, viele übertroffen hat. Alle unsere Betrachtungen gipfeln in dem Ergebnis, daß die Leipziger Messe auch im Kriege eine Einkaufsgelegenheit größten Stiles ist, der sich keine französische oder englische Nachahmung auch nur annähernd an die Seite stellen kann.

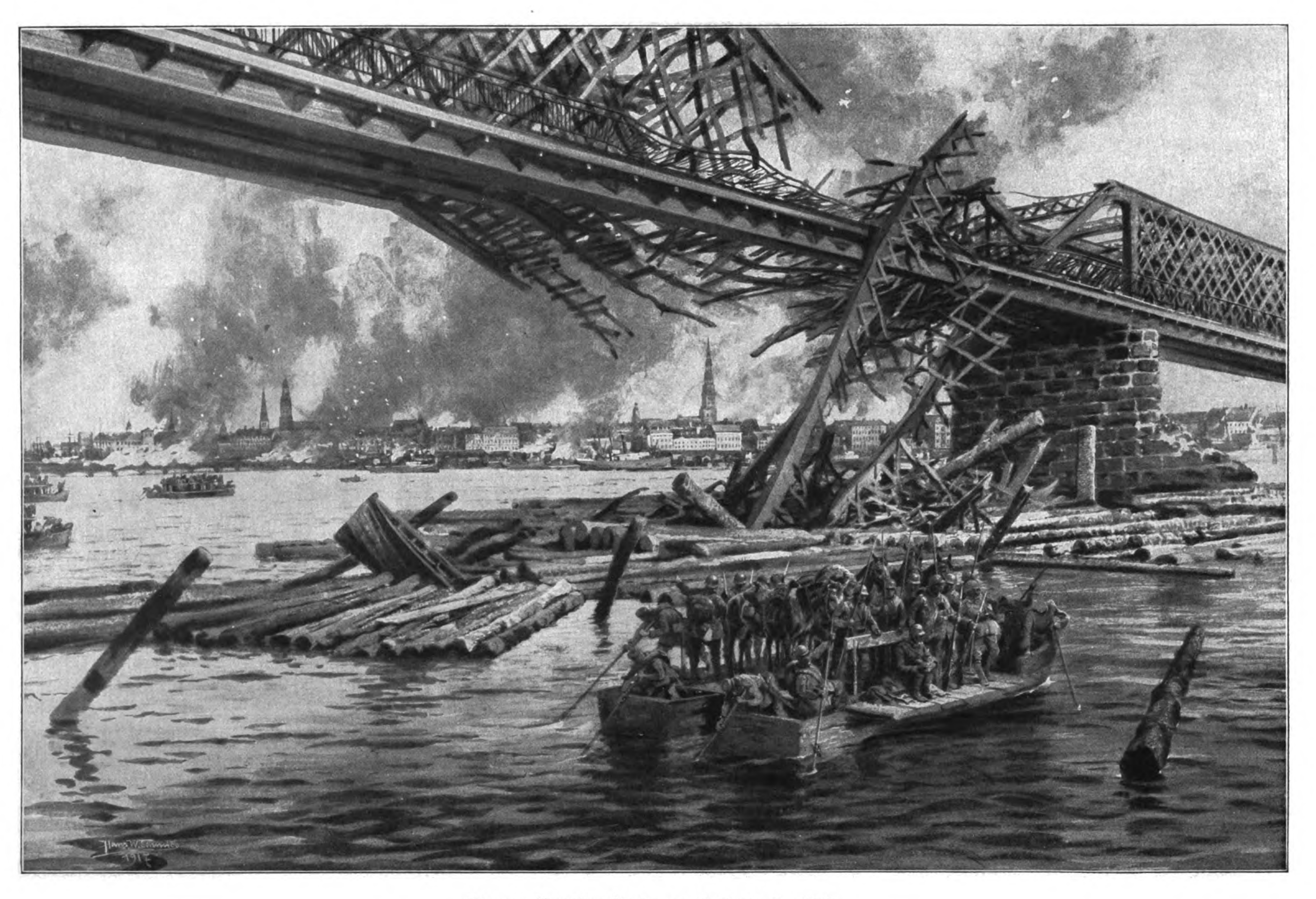
Russen, die im Elsaß waren.

In einem offenen Briefe, den die russischen Gefangenen des Merseburger Lagers an die Schriftleitung des „Russischen Boten“ gesandt haben und in dem sie ihre Stimme für einen Friedensschluß erheben, begründen sie ihren Aufruf damit, daß sie wohl bereit seien, für Rußland, ihr Vaterland, zu sterben, aber nicht, sich für Elsaß-Lothringen aufopfern zu lassen. Sie gehen dabei von eigenen Erfahrungen, die sie in Elsaß-Lothringen machten, aus. Es heißt da: „Wir führen folgendes Beispiel an: Viele von uns waren im Elsaß auf Arbeitskommando. In ‚intimen‘ Gesprächen mit Bauern und Arbeitern versuchten wir sie damit zu ‚trösten‘, daß sie nun den Franzosen bald einverleibt würden. Ihr könnt euch unser Erstaunen vorstellen, als sie uns antworteten, sie zählten sich zu den Deutschen und würden sich gegen den Feind bis zum Äußersten verteidigen. Können wir in diesem Falle für ihre Angliederung an Frankreich eintreten? Kameraden! — Bürger! Erhört die Stimme von Millionen eurer wirklichen Brüder und Landsleute und reicht uns zur Hilfe die Bruderhand. Wir warten und hoffen, daß die Wahrheit siegen wird.“



Phot. Conrad Hünich, Berlin.

Während der siebenten Kriegsmesse in Leipzig: Leben und Treiben auf dem Markte.



Riga am Tage der Eroberung, 3. September 1917.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

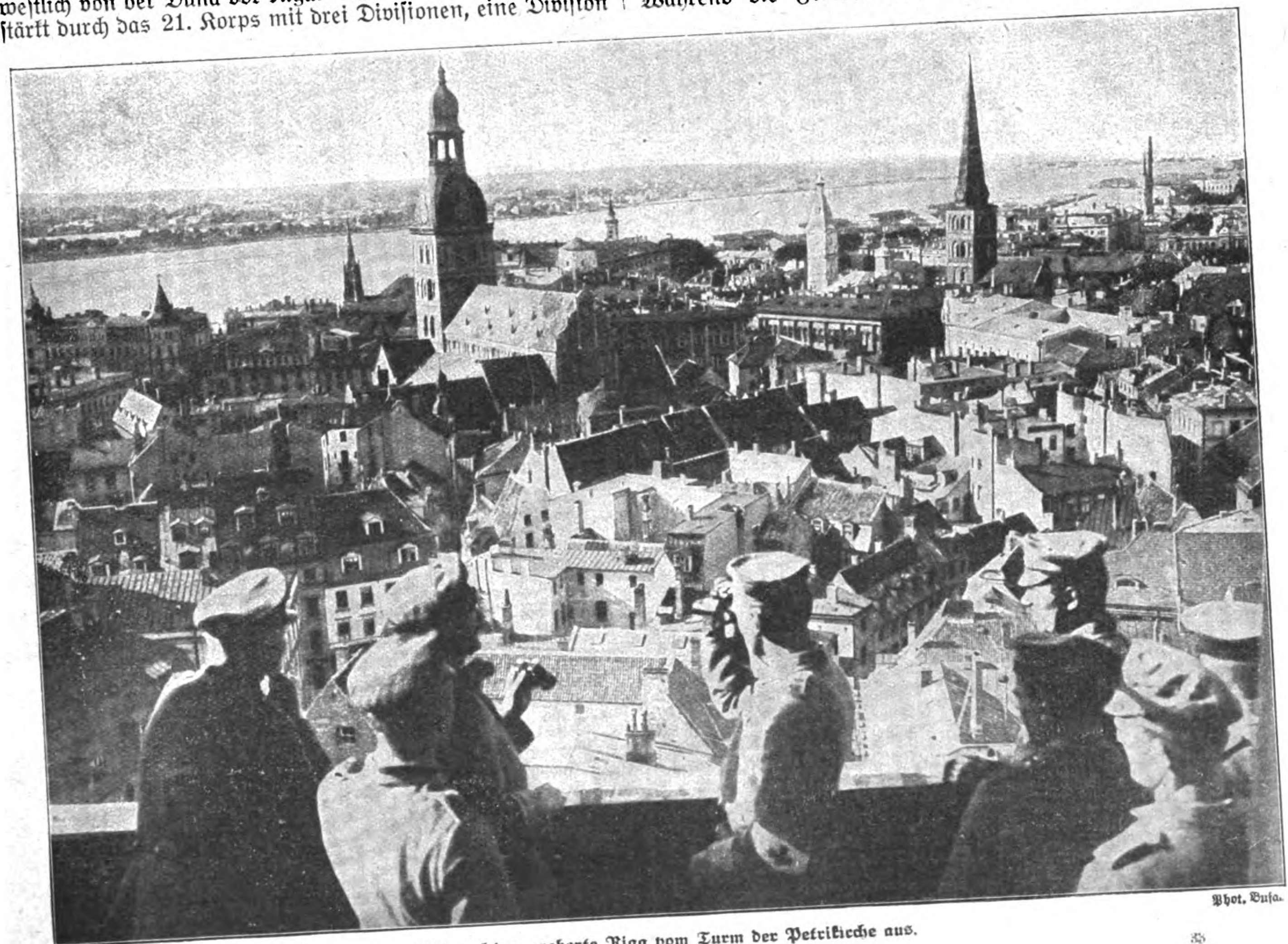
(Fortsetzung.)

Obwohl die russische Führung an der deutschen **Nordostfront** im Raume von Riga Angriffsvorbereitungen rechtzeitig genug wahrgenommen hatte, rechnete sie noch nicht mit einer unmittelbaren Gefahr. Die dort stehende 12. russische Armee hatte ebenso wie die Armeegruppe, zu der sie gehörte, einen neuen Führer bekommen. An die Stelle des Generals Radko Dimitriew, des bulgarischen Deserteurs, war General Parski getreten, nach dessen Meinung der von ihm übernommene Frontteil keinerlei technische Schwächen aufwies. Auf einen Vorstoß der Deutschen, der sogar dem beabsichtigten russischen Angriff zuvorkommen könnte, war er gefaßt, doch hoffte er, daß seine Truppen den Schlag gehörig abzuwehren wissen würden. Mit Rücksicht auf die deutschen Vorbereitungen verengerte er nur den russischen Brückenkopf bei Riga, indem er seine Truppen über die Aa zurücknahm und dadurch eine ziemliche Verkürzung der russischen Linien einige Tage vor dem deutschen Angriff erzielte. Parski hatte auch Ursache, von der Festigkeit seiner Stellungen überzeugt zu sein. Riga genießt gerade von Süden und Westen her schwer zu überwindenden natürlichen Schutz durch den Tirulsumpf, über den im harten Winter 1916/17 die Russen aus ihrem etwa 30 Kilometer breiten Brückenkopf vorgedrungen waren. Wenn ihnen damals der wuchtige Anschlag auch nicht geglückt war, so hatte sich doch gezeigt, daß die russische Stellung eine dauernde schwere Bedrohung des deutschen linken Flügels bildete.

Im Stirnangriff konnte dieser Verteidigungsblock, wenn überhaupt, so nur mit den größten Opfern überwunden werden. Parski hatte das 2. und 6. sibirische und das 43. russische Korps, jedes mit drei Divisionen, eine lettische Brigade, die auf Divisionstärke gebracht worden war, sowie die 17. Kavalleriedivision zur Verfügung. Sie standen westlich von der Düna vor Riga. Die 12. Armee wurde verstärkt durch das 21. Korps mit drei Divisionen, eine Division des 42. Korps und zwei lettische Brigaden, im ganzen nochmals mehr als fünf volle Divisionen, also ungemein starke Streitkräfte. Die Düna ist bei Riga 500 Meter breit, verengert sich in der Nähe von Dalen aber auf 300 Meter. An dieser Stelle erwartete Parski den deutschen Angriff von Kekkau her.

Sorglos saßen am 31. August abends russische Offiziere, unter denen sich auch der Führer befunden haben soll, im Theater von Riga, als schon die ersten deutschen Granaten über die Häuser der Stadt hinwegflogen. Der deutsche Angriff hatte begonnen. Aber nicht bei Dalen, wie die Russen vermutet hatten, sondern viel weiter südöstlich, bei Üxküll, setzte die 8. deutsche Armee unter dem General der Infanterie v. Hutier zum Übergang über den Strom an (siehe Bild Seite 261). Dort hatten die Russen den Übergangsversuch am allerwenigsten erwartet, weil gerade an diesem Punkte die Düna sehr breit ist. Für das deutsche Unternehmen boten die Elster- und die Borkowitzinsel in dem 250 bis 450 Meter breiten, träge dahinfließenden Strom wohl brauchbare Stützpunkte, das ganze Gebiet lag aber offen in der Sicht der Russen, und ihrer Artillerie bot sich freies Schußfeld. Diese mußte deshalb von der deutschen Artillerie erst niedergekämpft werden, bevor Pioniere und Infanterie ihre Aufgabe vollbringen konnten. Am 1. September morgens 4 Uhr wurden die Batterien und Stellungen der Feinde durch die deutsche Artillerie so überraschend und wirkungsvoll vergast, daß die Gegenwirkung dadurch sofort eine schwere Lähmung erfuhr und später bei der Durchführung des Unternehmens die Russen nur noch mit einem einzigen Langrohrgeschütz zu feuern vermochten, ohne natürlich dadurch die planmäßige Entwicklung des Überganges stören zu können.

Nach zweistündiger schärfster Artilleriewirkung eröffneten plötzlich auch die deutschen Minenwerfer ihr Feuer. Während die Feldartillerie noch ihre Gasgranaten aus-



Phot. Bufa.

Blick auf das eroberte Riga vom Turm der Petrikirche aus.

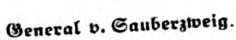
streute und die schwere Artillerie die rückwärtigen Verbindungen, Unterstände, Munitionslager und Bereitschaftstellungen der Feinde mit ihren Geschossen bedachte, entluden sich die Sprengmassen der Minenwerfer in den Stellungen der russischen Infanterie, wo sie riesige Verheerungen anrichteten. Gegen halb sieben Uhr erreichte dieses Vernichtungsfeuer seine Höhe. Ganze Salven fielen zerschmetternd auf die russischen Gräben, während sich der deutsche Brückentrain mit den Pionieren schon an die Arbeit machte. An drei Stellen wurden etwa je siebzig Pontone,



die trotz der Gegenwirkung der Feinde fast völlig unversehrt geblieben waren, auf den Strom gesetzt; der Brückenbau gelang an allen drei Punkten. Bereits gegen achteinhalb Uhr gehörte die Insel Borkowitz den Deutschen. Der noch am Leben gebliebene Inselschutz von 150 Mann geriet in Gefangenschaft. Mittags rollten auf einer in vier Stunden gebauten, 300 Meter breiten Schiffsbrücke schon die ersten Geschütze und Munitionsnachschübe über die Düna. Der Übergang, der das Leben keines einzigen deutschen Mannes gekostet hatte, war vollkommen geglückt.

Der Widerstand der Russen am ersten Gefechtstage wurde bald überwunden. Die Dünaufer waren von den Verteidigern verlassen worden, als das übergewaltige Feuer in ihre Reihen schlug. Brennende Dörfer zeigten den Weg an, den die Russen genommen hatten. Nicht lange dauerte es, da flammten auch in Riga, der großen schönen Handelstadt, Feuer auf. Die Deutschen schoben sich nach der Überschreitung des Flusses sofort bis zum Kleinen Jägel vor und errichteten einen Brückenkopf, unter dessen Schutz sie stärkere Streitkräfte nachzogen. Die Russen unternahmen nun äußerst kräftige Gegenstöße; von allen Seiten trieben sie ihre Streitkräfte gegen den deutschen Brückenkopf auf dem östlichen Dünaufer vor, um ihn zu überrennen. Die Deutschen hielten ihn aber fest und schlugen den Feind schließlich in östlicher Richtung zurück.

Ihr nächstes Ziel war die Bezwingung des russischen Widerstandes an der Küste. In der Richtung nach Dünaburg sicherten sie diese Unternehmung durch einen starken Flankenschutz. So gedeckt gegen Überraschungen von Südosten, wandte sich ihre Hauptmacht zum Angriff auf Riga. Während auf dem westlichen Dünaufer die Heersäulen der Angreifer auf den Straßen Ekau—Kekkau, Olai—Riga und über die kurische Aa hinaus vorstießen, bewegten sich die auf das östliche Dünaufer gegangenen

General v. Sauberzweig.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General der Infanterie v. Kathen.



Hofphot. Braun.
Generalleutnant v. Berrer.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General der Infanterie Riemann.

Führer der deutschen Truppen bei der Eroberung von Riga.

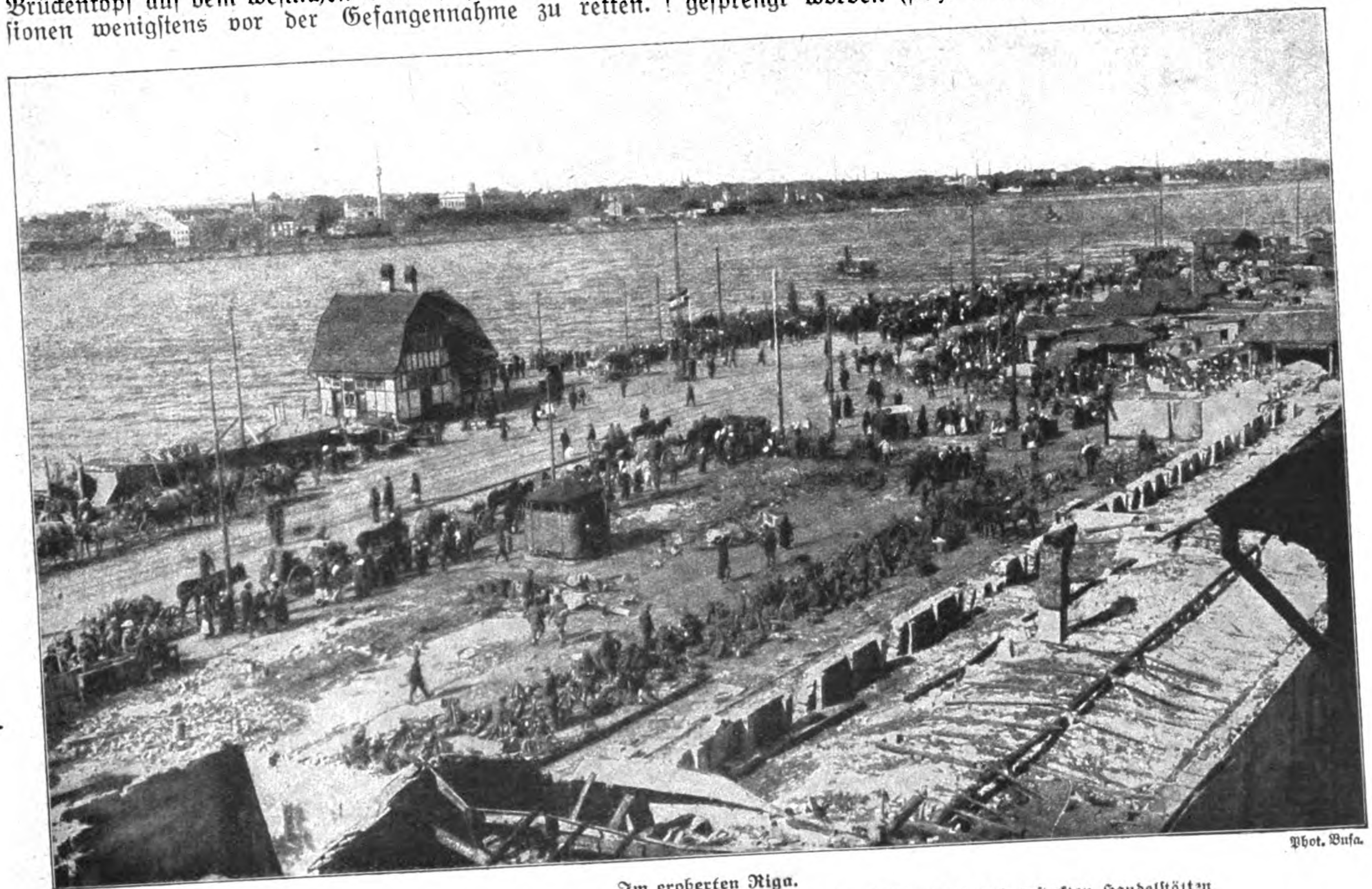
Streitkräfte schon im Rücken des russischen Brückenkopfes nordostwärts der Küste zu. Die Russen wußten sich aus ihrer verzweifelten Lage nur durch überhasteten Rückzug unter Opferung sehr starker Nachhuten zu retten. Den erbitterten Widerstand russischer Streitkräfte brechend, rückten die Deutschen am 2. September stetig nach Norden und Osten vor. Der Kleine Jägel wurde überschritten und der Große Jägel erreicht; die deutsche Artillerie beschoß schon die Straße nach Wenden, den Hauptrückzugsweg der Russen (siehe die Karte Seite 258). Alle rückwärtigen Verbindungen der Feinde waren mit Kolonnen vollgestopft, in denen die deutsche Artillerie heillose Verwirrung hervorrief, die Kampf- und Bombenflieger durch Maschinengewehrfeuer und Abwerfen von Bomben noch steigerten. An der Küste beteiligten sich Streitkräfte der deutschen Flotte am Angriff. So drohte den Russen von allen Seiten ernste Gefahr. Parski räumte deshalb schleunigst den starken Brückenkopf auf dem westlichen Dünaufer, um seine Divisionen wenigstens vor der Gefangennahme zu retten.



Hofphot. Sandau, Berlin.
General v. Hutier, der Eroberer Rigas.

Die Deutschen erreichten bis zum 2. September abends schon die westlichen Vorstädte von Riga. In der Nacht zum 3. September wogten die russischen Sturmreihen durch Dickicht, Wald und über Sümpfe noch einmal gegen die Deutschen heran, die aber nicht mehr aufzuhalten waren. Schon am 3. September elf Uhr vormittags drangen die Spitzen der deutschen Truppen in die Petersburger und Moskauer Vorstadt Rigas auf dem östlichen Dünaufer ein.

Die Stadt (siehe Bild Seite 257) zeigte nur teilweise die üblichen Bilder der Zerstörung, die russische Rückzüge gewöhnlich bieten. Die eisernen Brücken über die Düna waren gesprengt (siehe Bild Seite 262) und die Holzbrücken sämtlich verbrannt. Zwar brannten die Bahnhöfe und Fabriken auf beiden Dünaufern (siehe die Kunstbeilage), zu planmäßiger Plünderung und Vernichtung der Stadt hatten die Russen bei dem sie überraschenden Vorgehen ihrer Gegner jedoch keine Zeit gehabt. Dagegen waren außer den Bahnhöfen zahlreiche Niederlagen und Fabriken gesprengt worden (siehe untenstehendes Bild). Trotzdem



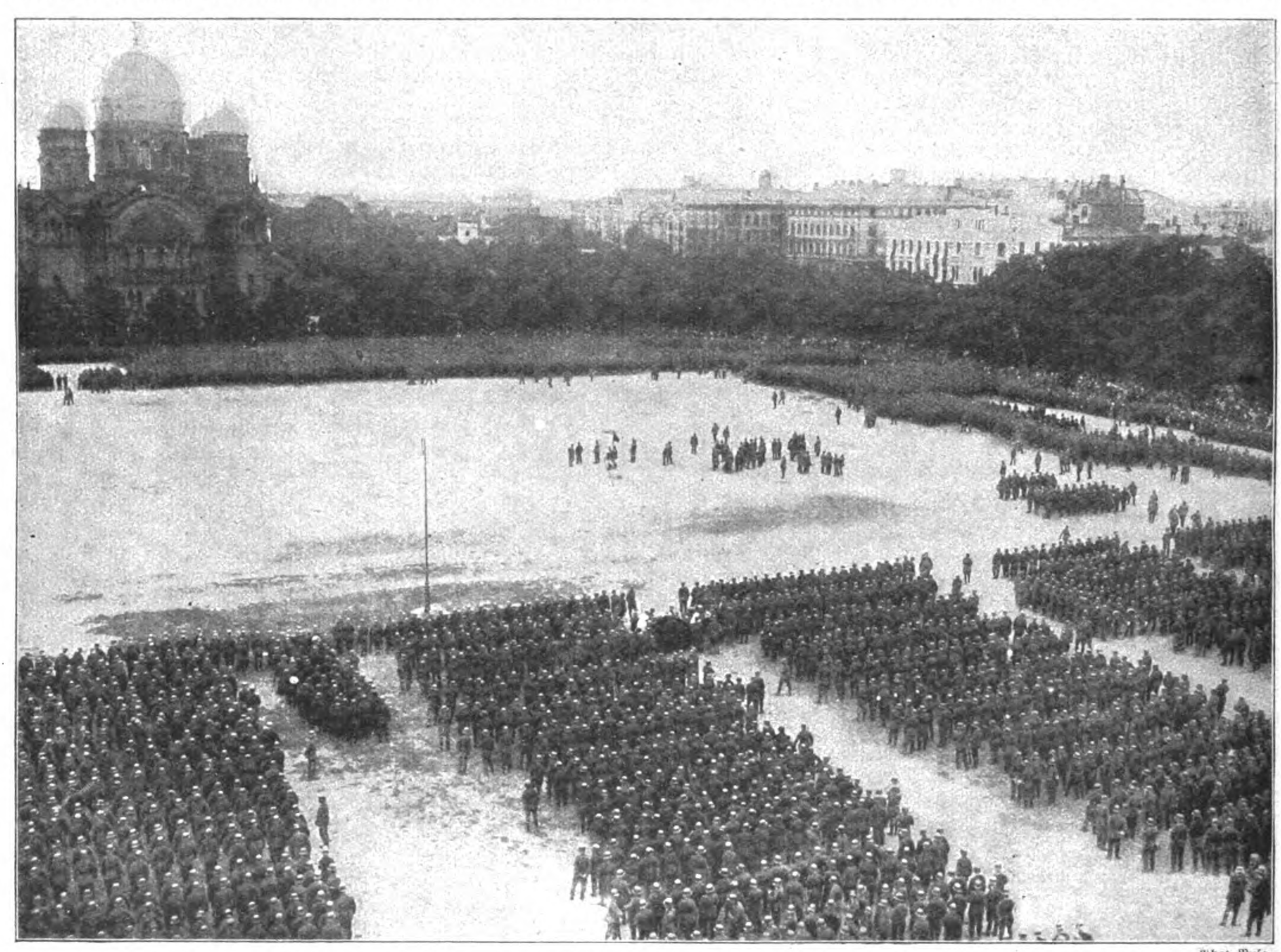
Phot. Bufa.

Im eroberten Riga.
Blick auf den Dünakai mit lagernden deutschen Truppen. Rechts die von den Russen in Brand gesteckten Handelsstätten.

fiel aber den Deutschen große Beute in die Hände. Mit ungeheurer Begeisterung begrüßte die deutsche Bevölkerung die Sieger; sie wurden als Brüder von deutschen Brüdern aufgenommen. Heller Jubel umbrauste auch den Oberkommandierenden der angreifenden deutschen Heeresgruppe, den Prinzen Leopold von Bayern, als er am 4. September vormittags elf Uhr seinen Einzug in die Stadt hielt.

Noch am 3. September hatten die Deutschen auch Dünamünde, die Hafenstadt und Festung von Riga, angegriffen. Sie besetzten, ohne besonderen Widerstand zu finden, den Westteil der Stadt auf dem südlichen Dünaufer und beschossen dann die östlich vom Fluß liegenden Befestigungen. Bald räumten die Russen auch die Festung, und schon am 4. September gehörte sie den Deutschen. Die schweren Geschütze der Festung und der Küstenbatterien (siehe die Bilder Seite 263) waren zum Teil gesprengt, vernagelt oder durch Entfernen der Verschlußstücke unbrauchbar gemacht worden. Mit dem Fall von Dünamünde über Riga hinaus vorgestoßen. Auch südostwärts von Üxküll hatte der Feind seine Linien nicht mehr halten können. Bis nach Friedrichstadt dünaaufwärts verließ er seine Stellungen auf dem östlichen Ufer. Damit erreichte der deutsche Durchbruch eine Ausdehnung von 140 Kilometern. Bis zum 8. September bauten die Russen ihre Dünafront weiter flußaufwärts bis in die Nähe von Kokenhausen ab. Noch war aber die Entwicklung nicht abgeschlossen und neue Ereignisse bereiteten sich an der Küste vor; auch an der mittleren Düna von Kokenhausen bis nach Dünaburg kam die lebhafte Artillerieschlacht nicht zur Ruhe.

Am 6. September war der Deutsche Kaiser nach Riga gekommen, um die siegreichen Truppen zu begrüßen und ihnen für ihre glänzenden Leistungen herzlich zu danken (siehe untenstehendes Bild). Zahlreiche Offiziere und Mannschaften erhielten aus seiner Hand das Eiserne Kreuz. General v. Hutier und sein Generalstabschef, General v. Sauberzweig, wurden mit dem Orden Pour le Mérite aus-



Phot. Bufa.

Blick auf den Kathedraleplatz in Riga während der Ansprache des Deutschen Kaisers an die siegreichen Truppen.

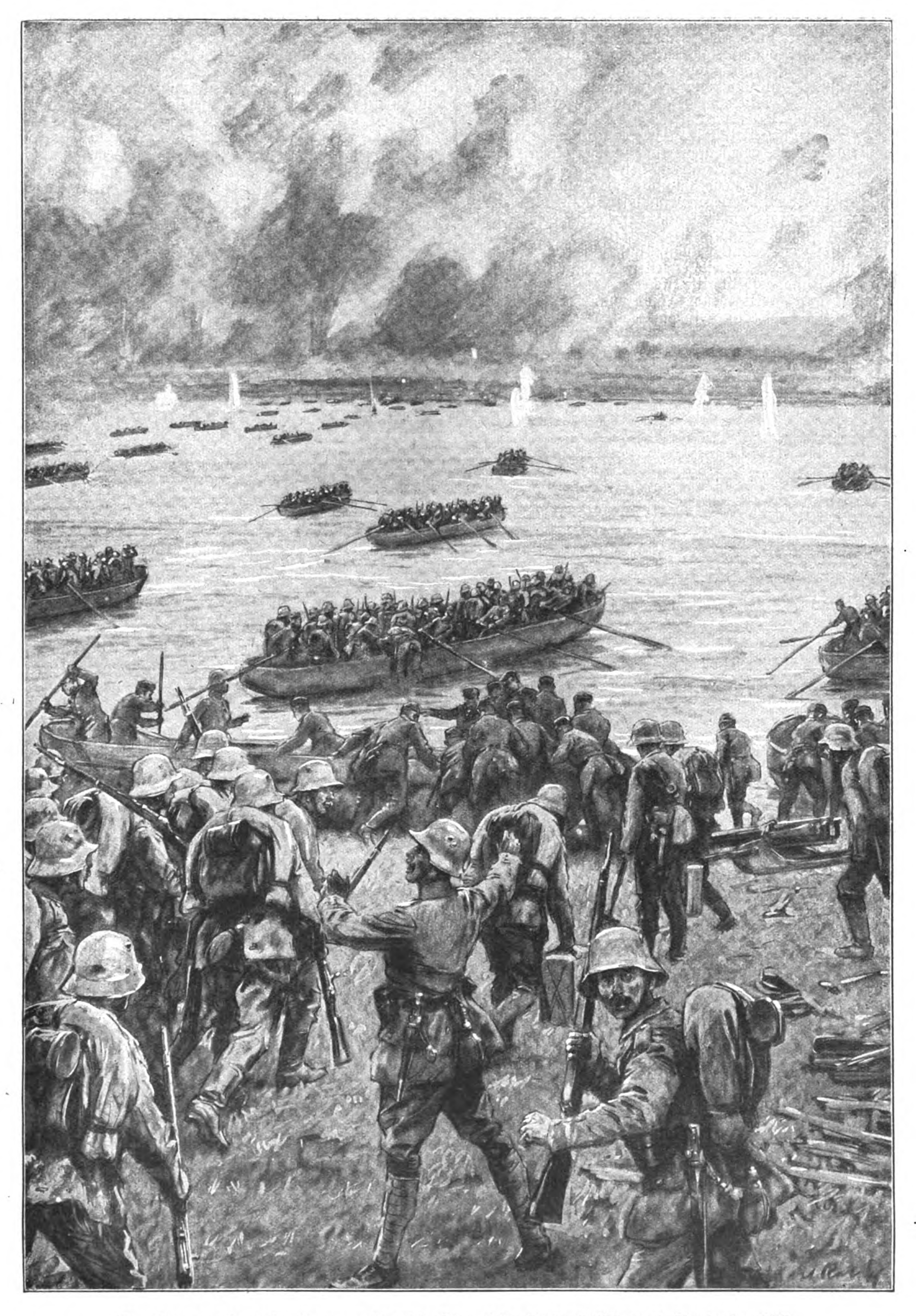
erhielten die Deutschen die Gewalt über den Rigaischen Meerbusen, der für ihre Flotte sehr wichtig war, weil er ihr die Beherrschung der Ostsee gewährleistete. Die Russen hatten in der Mehrzahl ihren Rückzug auf Dampfern angetreten, von denen drei Volltreffer von deutschen Seeflugzeugen erhielten, worauf sie sanken oder strandeten.

Ihren Sieg ausnützend, drängten die Deutschen dem Feinde kräftig in nordöstlicher Richtung nach. Der Bewegungskrieg, der hier auf breitester Front entstanden war, gab auch der deutschen Reiterei in den nächsten Tagen Gelegenheit zur Betätigung, wenn auch die Infanterie in Eilmärschen die Fühlung mit dem Feinde zu behalten strebte und oft auch wieder erreichte. Die Russen opferten fortgesetzt starke Nachhuten, um mit der Masse ihres Heeres immer wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Am 4. September wurde die Gegend von Hinzenberg an der Straße und der Bahn nach Wenden (siehe mittleres Bild Seite 263) erreicht. Tags darauf kämpften die deutschen Reiter schon südwestlich von Nitau und bei Neu-Kaipen mit den Russen, waren also bereits über 70 Kilometer in östlicher Richtung gezeichnet. Neben diesen beiden Offizieren waren an der Führung der deutschen Streitkräfte hervorragend beteiligt die Generale v. Berrer, Riemann und v. Kathen (siehe die Bilder Seite 259).

Auf dem Kampfgebiet um Riga waren insgesamt 325 Geschütze, davon ein Drittel schwere, mehrere Voll- und Kleinbahnzüge, großes Pioniergerät, Schießbedarf und Verpflegungsvorräte, zahlreiche Kraftwagen und andere Truppenfahrzeuge als Beute eingebracht worden; dazu kamen noch 8900 Gefangene. —

* * *

Die Eroberung Rigas war den Deutschen trotz des wuchtigen Druckes, den an ihrer **Westfront** Engländer und Franzosen um diese Zeit ausübten, gelungen; ein Zeichen für das Fortbestehen der Schlagkraft des deutschen Heeres, obgleich die Kämpfe in Flandern und um Verdun erhebliche Anforderungen an es stellten. Einen kräftigen Schlag hatte es gegen den Feind im Osten geführt, und gleichzeitig wehrte es Massenangriffe im Westen ab und hielt



Der Übergang deutscher Truppen über die Düna beim Dorfe Uxküll am 1. September 1917.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

dort die Gegner in Schranken, deren Heere sich zunehmend aus Barbaren zusammensetzten; stand an der Westfront doch ein Auswurf afrikanischer und asiatischer Wilder und alles Räuber- und Lumpengesindel mit unter den Waffen (siehe die Bilder Seite 265). In den letzten Tagen des Monats August bereiteten die Engländer wieder neue große Angriffe durch ihre Artillerie vor. Die deutschen Batterien beantworteten das Massenfeuer mit gleicher Schärfe. Tag für Tag zerrissen die Granaten den schon so oft durchpflügten Boden aufs neue, und schwache deutsche Truppen mußten wiederholt überlegene englische Streiftruppe zurückschlagen. In Flandern und um Lens ereigneten sich die schwersten Zusammenstöße, in denen die Engländer, wie zum Beispiel auch am 26. August, auf beiden Schauplätzen gelegentlich örtliche Vorteile erzielten, aber nicht behaupten konnten. Anfangsfortschritte sicherte sich der Feind gewöhnlich durch weitgehende Anwendung der schwersten Kampfmittel selbst auf kleinstem Raum. Einen Vorstoß schlammte Granattrichter erschwerten erst ihr Vordringen, dann machte sich auch die kraftvolle Wirkung des deutschen Abwehrfeuers geltend. Deutsche Verstärkungen nahmen den Nahkampf mit dem Gegner auf, und nach verzweifeltem Ringen brach der englische Massenstoß endlich zusammen. Noch aber gaben die Angreifer den Tag nicht verloren. Gegen acht Uhr abends leitete wildes Trommelfeuer den zweiten großen Angriff ein; jedoch schon gegen zehn Uhr zeigte sich, daß auch er vergeblich war. Bis auf eine kleine Einbuchtung der deutschen Linien nördlich von Frezenberg hatten die Deutschen ihre Stellungen gehalten. So erfolglos wie hier kämpften die Feinde auch bei Lens und St. Quentin.

Allerorts hatten die deutschen Gegenstöße so vernichtend auf die Engländer gewirkt, daß diese in den nächsten Tagen größere Angriffe unterließen und wieder mehr die Artillerie einsetzten. Ein örtlich begrenzter, aber starker Vorstoß der Engländer bei Wieltje in der Nähe von Ypern

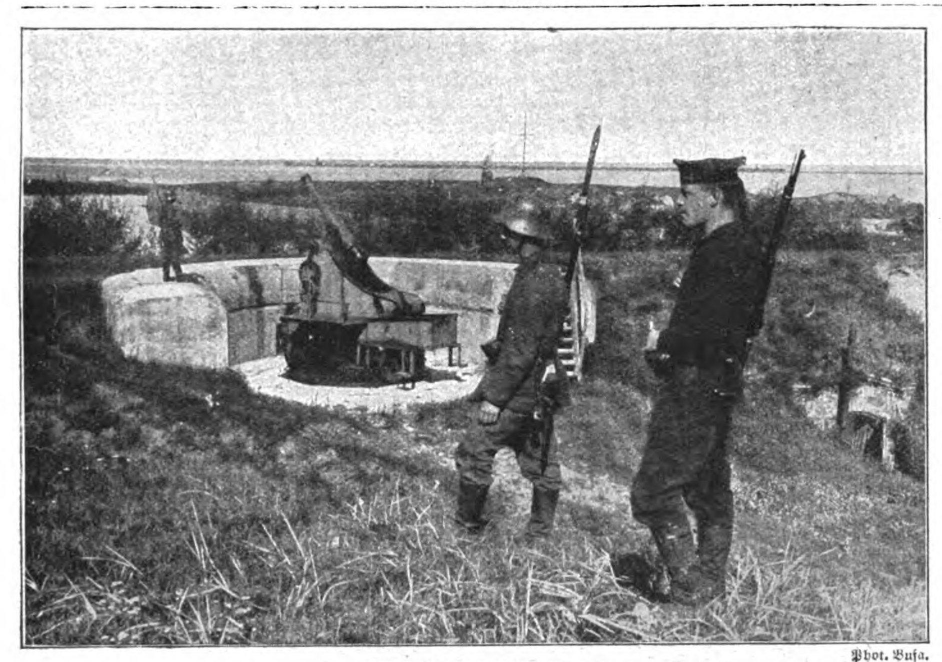


Deutsche Truppen überschreiten die von den Russen bei ihrem Abzuge gesprengte Eisenbahnbrücke bei Riga. Phot. Bufa.

östlich von Ypern gegen sechseinhalb Uhr morgens, der von drei Kompanien ausgeführt wurde, begleiteten nicht weniger als drei Tanke (siehe Bild Seite 264). Nachdem einer von diesen zusammengeschossen war, brachen die Engländer ihren Vorstoß ab.

Bei St. Quentin zeigten sich die Feinde immer rühriger; so griffen sie am 26. August in Divisionsbreite nördlich und westlich von der Malakoff-Ferme an. Nach schweren Verlusten drangen sie in einer Breite von anderthalb Kilometern in die deutsche Vorfeldzone ein, doch wurde ihnen ihr Erfolg durch sofort einsetzende deutsche Gegenangriffe streitig gemacht und teilweise auch wieder entrissen.

Tags darauf erfolgte morgens zu beiden Seiten der Straße Ypern—Menin ein neuer heftiger Stoß der Feinde, der aber völlig fehlschlug. Dann setzten sie zwei weitere starke Angriffe zwischen den Bahnlinien Boesinghe—Staden und Ypern—Roulers an. Von Draibank bis zum Kanal von Hollebeke erhob sich nachmittags drei Uhr der stärkste Feuerorkan; Tanke und tiefgegliederte englische Angriffsmassen suchten sich danach den Weg an die deutschen Hindernisse und über sie hinweg zu bahnen. Verbrach am 29. August im Feuer und im Nahkampf zusammen. Seit dem 1. September kündete sich jedoch durch vermehrtes Artilleriefeuer eine neue Sturmflut an. Die Deutschen erzielten dabei eine ganze Reihe Volltreffer in englischen Batterien und Munitionslagern. Nach stärkster Feuersteigerung entwickelten sich am 3. September in der Umgegend von St. Julien abermals Angriffe der englischen Infanterie, die entweder im Abwehrfeuer der Deutschen zusammenbrachen oder im Nahkampf zurückgeschlagen wurden. Während der Artillerieschlacht, die am nächsten Tage ihren Fortgang nahm, drückten die Deutschen nördlich von Hollebeke ihre Linien etwas vor, und Tags darauf begannen die Engländer gegen Abend umfangreiche Infanterieangriffe in der Gegend östlich von Ypern. Die Angriffskolonnen dreier englischer Divisionen stießen aus dem Raume von St. Julien in nur vier Kilometern Breite gegen die deutschen Stellungen vor. Zusammengefaßtes Feuer aus Geschützen und Maschinengewehren raffte die feindlichen Reihen dahin; nur Reste von ihnen kamen bis an die deutschen Gräben, wo sie im Nahkampf sofort geworfen wurden. Diese blutige Niederlage hinderte den Feind am



Phot. Bufa.

Im eroberten Dünamünde.
Deutsche Infanterie- und Marineposten an der Hafeneinfahrt von Dünamünde.

6. September nicht, den Kampf mit allen Kräften von neuem aufzunehmen. Von Langemark bis nach Westhoek wälzten sich die englischen Streitermassen gegen die deutschen Linien vor. Die Sturmkolonnen wurden von der Artillerie der Verteidiger empfangen und niedergemäht, so daß ihre Kraft nicht mehr ausreichte, die deutschen Gräben zu überrennen.

Vergebens wartete man in England auf Siegesmeldungen von der Front in Flandern, wo die besten englischen Mannschaften im Kampfe standen. Der U-Bootkrieg bereitete den Engländern täglich neue Demütigungen, betrugen doch seine Erfolge in der Zeit vom 1. Februar bis zum 1. September 1917 über 6 000 000 versenkter Raumtonnen. Auch aus nächster Nähe lernten die Engländer den Ernst des Krieges wieder kennen, als am 4. September deutsche Flieger abermals über London Bomben abwarfen, die eine Marinekaserne trafen und von den darin untergebrachten Mannschaften 107 töteten und 86 verwundeten.

Außer London erhielten auch Dover, Dünkirchen und Calais den Besuch deutscher Bombenflieger. Die starke Abwehrtätigkeit der feindlichen Maschinengewehre und Ballonabwehrkanonen hinderte die Deutschen nicht an der Durchführung ihrer Überfälle auf wichtige militärische Anlagen der Feinde. Auch die deutschen Kampfflieger hatten wieder schöne Siege aufzuweisen. Der Rittmeister Freiherr v. Richthofen überwand seinen 61., Leutnant Voß seinen 41. und Vizefeldwebel Müller (siehe Bild Seite 267) seinen 27. Gegner. Müller wurde zum Leutnant befördert und erhielt den Orden Pour le Mérite; er war aus dem Mannschaftstande hervorgegangen und war der erste aktive deutsche Soldat, der die höchste deutsche Kriegsauszeichnung errang.

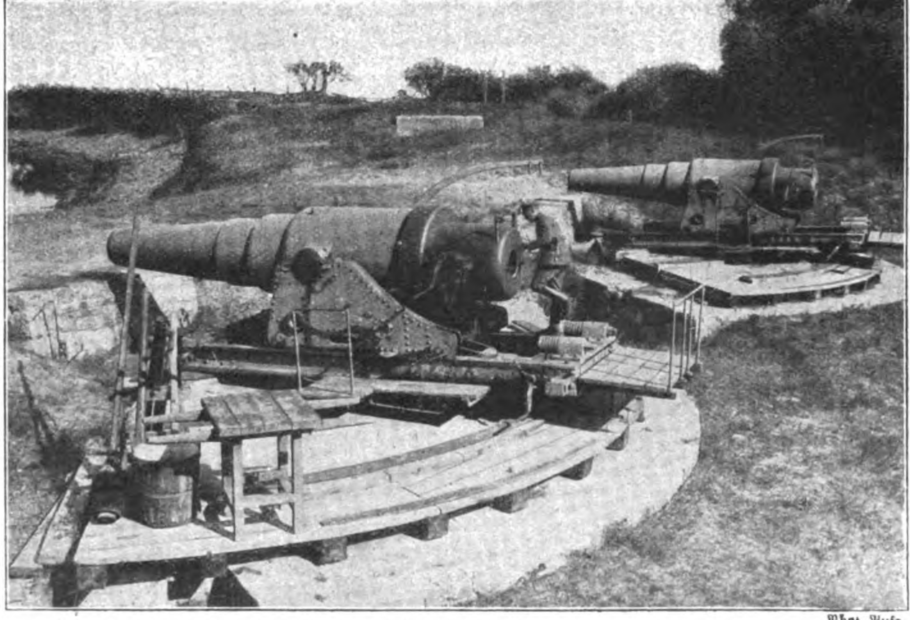
Starke englische Seestreitkräfte begingen bei einem Angriff auf deutsche Vorpostenschiffe am 1. September wieder einmal eine Verletzung der Neutralität. Diesmal hatten die Dänen unter englischen Übergriffen zu leiden. Die vier deutschen Fischdampfer, die nach Gefechtsfühlung mit dem weit überlegenen Feinde auf den Strand gesetzt worden waren, wurden auch dort noch, also im dänischen Hoheitsgebiet, mit Granaten beschossen. So tapfer die englischen Helden die Beschießung der längst gestrandeten kleinen deutschen Schiffe fortsetzten, so rasch entzogen sie sich Auseinandersetzungen mit herannahenden deutschen Verstärkungen; nur deutschen Flugzeugen gelang es, die Feinde noch mit einigen Bomben zu schädigen. —

Die Franzosen setzten die Schlacht um Verdun (siehe Bild Seite 267) hartnäckig fort und nahmen auch die Kämpfe an der Aisne in bedeutenderem Umfange wieder auf. Wollten die Engländer die deutschen U-Bootstützpunkte in Flandern zerstören, so handelte es sich für die Franzosen bei Verdun um einen Vormarsch gegen Metz,



Phot. Bufa.

Bei der Verfolgung der Russen von den Deutschen auf der Straße nach Wenden erbeutete russische Minenwerfer.



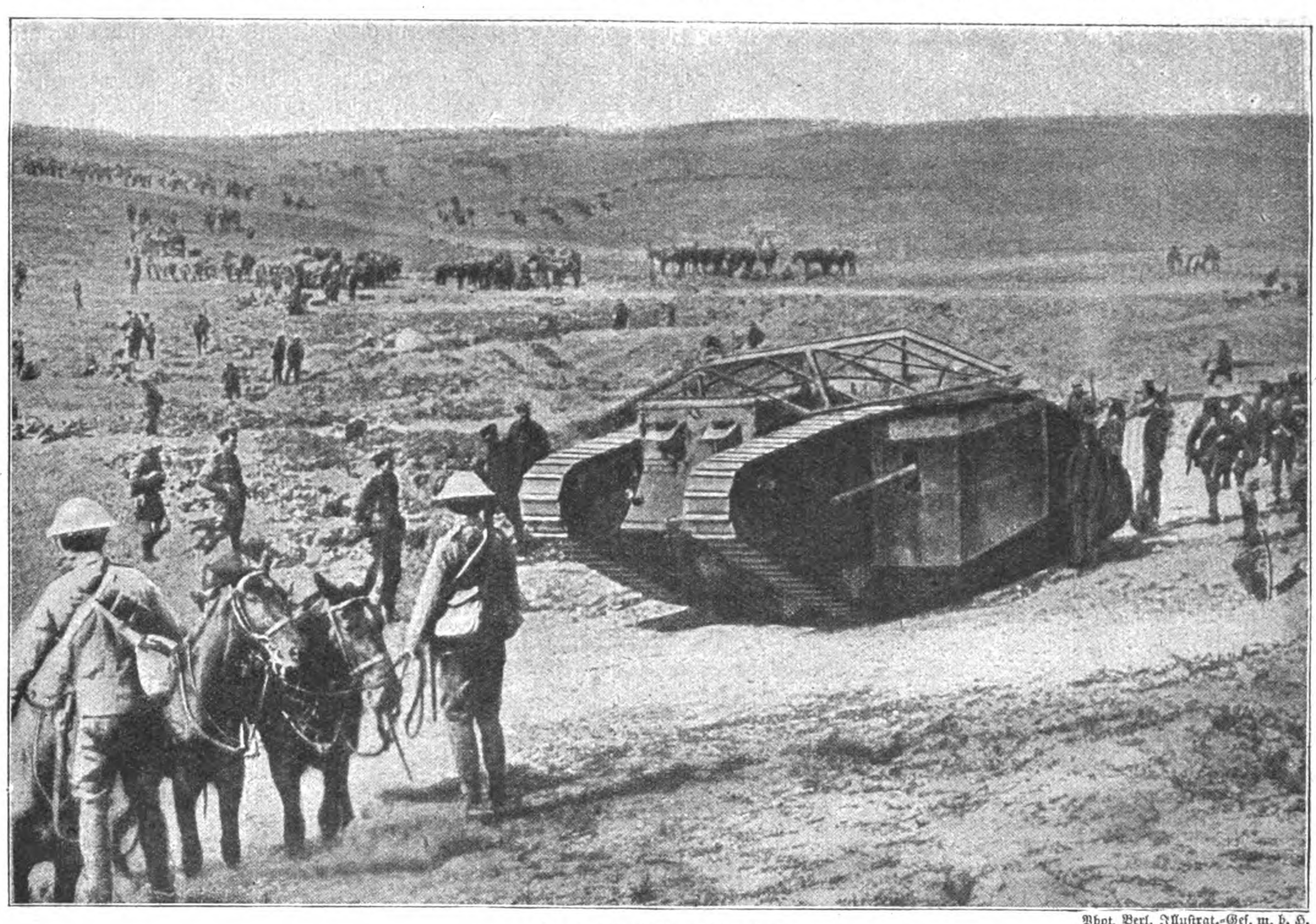
Phot. Bufa.

Im eroberten Dünamünde.
Eine der von den Deutschen erbeuteten Batterien schwerer Festungsgeschütze.

der die Rückgewinnung des für Frankreich außerordentlich wichtigen Erzbeckens von Briey-Longwy ermöglichen sollte. Diesem Ziele waren sie aber noch nicht merkbar näher gerückt, obgleich sie mit den größten blutigen Verlusten ihren Gegnern einige Höhenstellungen abgenommen hatten.

Nach den vergeblichen Bemühungen bei Verdun suchten die Franzosen am 1. September an der Aisne wieder die deutschen Stellungen zu erschüttern, holten sich aber auch dort eine schwere Niederlage. Während sich am Winterberge, bei Cerny und am Chemin des Dames fast täglich hitzige Zusammenstöße ereigneten, die den Feinden keinen Erfolg brachten, steigerten die Franzosen auch vor Verdun wieder ihre Feuerwirkung, was die Deutschen jedoch nicht von verwegenen Einbrüchen in die feindlichen Linien abhielt. Am 6. September drang südlich von Beaumont ein württembergisches Regiment in die Gräben der Gegner ein und vertrieb die Besatzung im Handgranatenkampf. Am nächsten Tage schritten die Franzosen zwischen Samognieux und der Straße Beaumont—Vacherauville in Artillerie, die ihren Sturmwellen so vernichtend zugesetzt hatte, um das Dorf Ornes zu nehmen. Im Morgennebel tauchten ihre Sturmwellen plötzlich vor den deutschen Linien auf, wo sie mit Maschinengewehrfeuer und Handgranaten empfangen wurden. Immerhin konnten sehr starke, von Tanken begleitete Sturmtruppen im Schutze des Nebels an die deutschen Hindernisse ziemlich unversehrt herankommen und sie überrennen. Östlich vom Fosseswalde und auf der Vaux-Kreuz-Höhe brachen sich feindliche Abteilungen Bahn. Nun aber setzte der deutsche Gegenangriff ein. Unter seinem unwiderstehlichen Stoß wurde der Feind mit schwersten Verlusten für ihn auf der ganzen Linie wieder vertrieben. Als trotzdem die Franzosen bei Bezonvaux zu einem neuen Angriff ausholten, wurden sie schon im deutschen Artilleriefeuer übel zugerichtet; auch ein dritter gewaltiger Angriff erstickte im Blute der Feinde (siehe Bild Seite 268/269).

Aufs neue hatten die Franzosen vergeblich drei ihrer besten Divisionen abgenutzt, und noch immer forderte der



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Ein Tank auf dem Marsche.

dreieinhalb Kilometern Breite zum Angriff. Den Deutschen, die von ihrer Artillerie wirksam unterstützt wurden, gelang die Abwehr der Feinde, die in dichten Kolonnen anrückten, aber so vollkommen, daß die Franzosen unter schweren Verlusten zurückgehen mußten und trotz aller Opfer wieder nichts erreicht hatten.

Noch größere Anstrengungen machten die Gegner am 8. September nach stundenlanger Vergasung der deutschen Ministerpräsident Ribot Elsaß-Lothringen von den Deutschen. Allein schon einen Tag nach der neuen großen Rede, die er darüber gehalten hatte, am 7. September, erlitt sein Ministerium kläglich Schiffbruch; Ribot sah sich gezwungen, von seinem Amte zurückzutreten. An seiner Stelle wurde Painlevé Ministerpräsident; Ribot übernahm in dem neuen Ministerium das Äußere. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Am Rande der Verdunschlacht; August 1917.

Von Armin Steinart (F. A. Loofs).

I.

Vom Flugzeug aus sah ich jenseits der Argonnen eine mißfarbene Wolke über den deutschen Stellungen liegen: Trommelfeuer bei Verdun. Und nachts hörte man die gewaltige Kanonade wie das Rollen und Dröhnen eines fernen Gewitters. Am nächsten Tage erhielt ich den Auftrag, über eine große, von den Franzosen geplante und von deutschen Pionieren vereitelte Sprengung zu berichten.

Es war der Jahrestag der Schlacht von Saarburg. Strahlend helles Augustwetter. An hochbeladenen Erntewagen vorbei glitt der Kraftwagen durch die sonnenflimmernde Landschaft. In der Ferne rollte unaufhörlich das Trommelfeuer der Verdunschlacht. Auch im Abschnitt der anschließenden Frontteile war die Artillerietätigkeit lebhafter als in den Vortagen. Und hier tiefster Frieden.



Zu den schweren Verlusten der Engländer in Flandern.

Typen von gefangenen englischen Soldaten.

Nach Aufnahmen des Bufa.

Prächtiges Vieh auf den fetten Weiden, Erntearbeit allenthalben auf den Feldern, und in den Ortschaften die bewegte Ordnung eines unbekümmerten Alltages. Kolonnen, Fuhrwerke, Sanitätskraftwagen füllten die Straßen, so daß das dunkle Grün der hohen Pappeln längs des Weges von dem leichten Kreidestaub weiß überpudert wurde. Näher rückte der deutsche Fesselballon des Abschnittes, und auch der französische wurde jetzt sichtbar. Einer aus der langen Kette, die sich von der Verdunfront herüberzog. Schon 14 Kilometer hinter der Front wurden die Straßen leer. Das unterschiedslose Rollen der Kanonade löste sich in einzelne Gruppen von näheren Schlägen auf. Und als wir in eine Seitenstraße einbogen, die in Sicht des Fesselballons über eine freie Höhe führte, da stand an ihrem Eingang die erste Warnungstafel: „Achtung, Straße liegt unter Feuer." Der Fahrer erhielt den Befehl, schneller zu fahren. Zweimal warf er den Wagen um frische schwarze Löcher im Weiß der Straße herum. Mit Mißbehagen sahen wir auf den feindlichen Späher, der genau im Ausschnitt der Straße vor uns am blauen Himmel stand. Er mußte die mächtige weiße Staubwolke, die unser Wagen aufwirbelte, längst bemerkt haben. Dann sprach er da oben irgend eine Zauberformel, und die bereitstehende Lauerbatterie spuckte ihre Granaten auf das wohlbekannte Ziel. — Mein Begleiter wies zur Seite. Da sprang im Tälchen unter uns mitten in einer saftigen Wiese eine schwarze Wolke auf, in der Grasschöpfe, Erdbrocken und Splitter wirbelten. Gleich danach schlug das Reißen des Geschosses an unser Ohr. Das hatte einem anderen Ziel gegolten. Der Fesselballon war also offenbar anderweitig beschäftigt. In der Tat gelangten wir unbehelligt in den Grund des Tales. Dort freilich suchten wir sofort Deckung auf. Denn 200 Meter von uns entfernt schlug alle drei Sekunden eine französische Granate ein. Ziegelstaub, Dachsparren und Balkenteile spritzten bei jedem Schuß in die Höhe.

Es war jetzt kein Gedanke an Durchkommen. Wir mußten den Wagen stehen lassen und zu Fuß weitergehen. Auch das war nicht gerade gemütlich, wenn es schon hier, 12 Kilometer hinter der Front, so lebhaft zuging. Aber unser Weg verlief ohne jede Zwischenfälle. Freilich, ein eigenartiges Gefühl war es, zwischen den rings tobenden Artillerieduellen einherzugehen. Nach einer halben Stunde Weges durch grüne, verwilderte Wiesen standen wir plötzlich vor einer offen aufgefahrenen leichten Haubitzenbatterie. Allerdings bemerkten wir sie erst, als wir durch den Knall eines Abschusses aufmerksam wurden. Hinter einem kleinen Hügel im Schatten der schon tief stehenden Sonne waren die Geschütze aufgestellt. Schuß auf Schuß jagten sie aus den kurzen Rohren über die Höhe. Und wie im Frieden, langsam schlendernd, trugen Mannschaften die Munition herbei. Kam in großer Höhe ein feindlicher Flieger herüber, so stellten sie für ein paar Minuten das Feuer ein.

Noch eine weitere Stunde Weges, während der uns der Schweiß in Strömen über den Körper rann. Dann lag unser Ziel vor uns.

Ein überraschender Anblick! Waren wir plötzlich nach Italien versetzt worden? Wie ein Stück Neapel war das Lager, das da vor uns an dem hohen Steilhang lag. Unmöglich schien uns dieser Gedanke nach den Eindrücken der letzten Tage nicht. War denn jetzt überhaupt noch etwas unmöglich? Terrassenförmig aufgebaut Hunderte von Hütten, Loggien, Veranden. Wäsche flatterte zum Trocknen im Winde, und überall auf der Brüstung der Veranden lagen in der hellen Sonne Betten und buntfarbige Decken. Ein strahlend blauer Himmel stand darüber, wie der beschauliche Frieden selbst. Man hörte Hunde bellen, und aus einem Mannschaftslager klang die schwermütige Weise eines Volksliedes herüber.

Über eine steile Holztreppe gelangten wir zum Kasino der Pioniere. Auf der Veranda vor dem schmucken weißen Steinbau blieben wir überwältigt stehen. Hier war der Krieg zum Schauspiel geworden. Weithin übersah man von der Höhe das Tal. Unter uns das gemessen fließende Leben des Lagers — und alle friedlichen Geräusche immer wieder zerrissen und übertäubt von dem jähen Krachen des nahen Artilleriekampfes, dessen Verlauf wir von hier aus vollkommen übersahen. Dort, 400 Meter von uns entfernt, im Walde stand eine Batterie. Ihr genauer Platz war nicht auszumachen. Schon seit zwei Stunden belegte sie der Franzose mit langsamem, sorgfältig geleitetem Wirkungsfeuer. Weither hörte man die Geschosse heranbrausen, man sah Zweige splittern, jähe Sprengwolken aufspringen, dann erst hörte man das zischende Einfallen der Granaten in den Wald, das Rascheln und Reißen der Blätter und Äste und zuletzt erst den harten, schütternden Krach. Jetzt glaubte der Franzose seines Zieles sicher zu sein, denn die deutsche Batterie schwieg. Es kamen Salven, die den Wald in eine graue Wolke hüllten, aus der immer von neuem die schwarzen Brocken zersplitterter Äste und aufgeworfener Erde emporgeschleudert wurden. Auch schwere Kaliber beteiligten sich an dem Kampf. Mit gleichmäßig an- und abschwellendem Heulen, als drehe eine Riesenfaust an einer Gespensterkurbel, fielen sie in den Wald ein. Das gewaltige Dröhnen ihrer Explosion übertönte die Einschläge der kleineren Kaliber wie das Brüllen eines Löwen das Gekläff wütender Hunde. Immer mehr wuchs unsere Sorge um die Kameraden da drüben. — Der Feind hatte Hunderte von Granaten verschossen, als er endlich das Feuer einstellte. In wenigen Sekunden war der Rauch verweht. Wie unberührt stand der Wald, und nichts regte sich dort drüben. Jetzt meldete wohl der Franzose, daß er eine deutsche Batterie zum Schweigen gebracht habe. Da — an einer ganz anderen Stelle, als wir sie nach der Lage der feindlichen Einschläge vermutet hatten, puffte eine blaue Wolke schräg aufwärts in die Luft, eine zweite, dritte, vierte, und das dumpfe metallische Dröhnen der vier Abschüsse schmetterte an unsere Ohren. Jetzt hatte die deutsche Batterie das Wort und tat vernehmlich den Mund auf. Ein Leichtverwundeter, das waren ihre ganzen Verluste gewesen! — Schon fünf Tage ging das so, erzählten die Pioniere. Mit Tausenden von Granaten aller Kaliber hatte der Franzose diese Batterie zu fassen gesucht.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General der Infanterie v. Soden.
Kommandierender General eines preußischen Reserve-Armeekorps, erhielt den Orden Pour le Mérite.

Jetzt erst konnte ich daran denken, meinen Auftrag zu erfüllen. Der Führer der unterirdischen Unternehmung, Menges, ein junger Vizefeldwebel, wurde mir vorgestellt. Menges ist Bergschüler von Beruf, zweiundzwanzig Jahre alt, eine gedrungene, kräftige Gestalt mit rundem, energischem Jungengesicht. Die blauen Augen sind klug, offen und gutmütig. Und der Schalk blinzelt in ein paar Fältchen beiderseits in den Augenwinkeln. So sieht ein Mensch aus, dessen abenteuerliche Taten in der ganzen Armee

bekannt sind! Für einen guten, gescheiten Jungen würde man ihn gehalten haben, wenn man ihn im Frieden getroffen hätte. Nicht für das, was er ist! Seit langem trägt er das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er erzählt an der Hand des dienstlichen Berichtes, wie es ihm gelungen war, den großangelegten Plan der Franzosen zu entdecken und zu vereiteln:

Die Kuppe des den ganzen Abschnitt beherrschenden ... Berges ist von den Deutschen besetzt. Aber nur wenig niedriger, in hundert Metern Entfernung ziehen sich auch die französischen Stellungen über den Berg. Seit Herbst 1915 ist der Franzose unablässig bemüht, sich mit Minengängen unter die deutsche Stellung vorzuarbeiten. Und unablässig treiben ihm deutsche Pioniere ihre Stollen entgegen, um seine Absicht zu vereiteln. So ist der ganze Berg von Maulwurfsgängen durchwühlt. Auf beiden Seiten arbeiten ausgesuchte Pioniertruppen. Bei den Franzosen zudem noch ein Überfluß von Hilfsmitteln aus der ganzen Welt. Aber auch hier zeigt sich wieder, daß alle Hilfsmittel soldatischer Überlegenheit gegenüber ohnmächtig sind. Der eine Menges ist mehr wert als alle die modernen Maschinen, die der Franzose in den Stollenkämpfen verwendet.

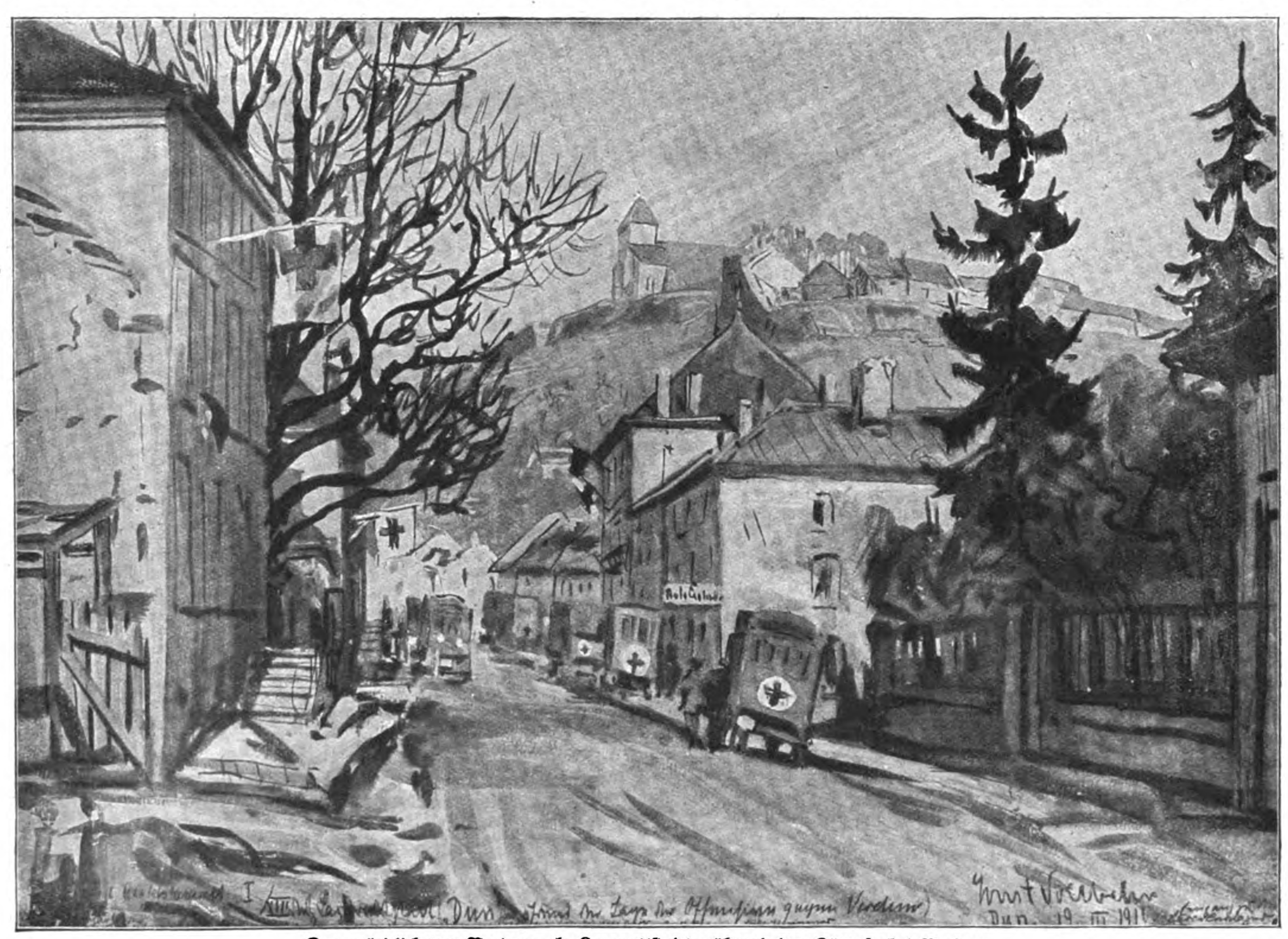


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

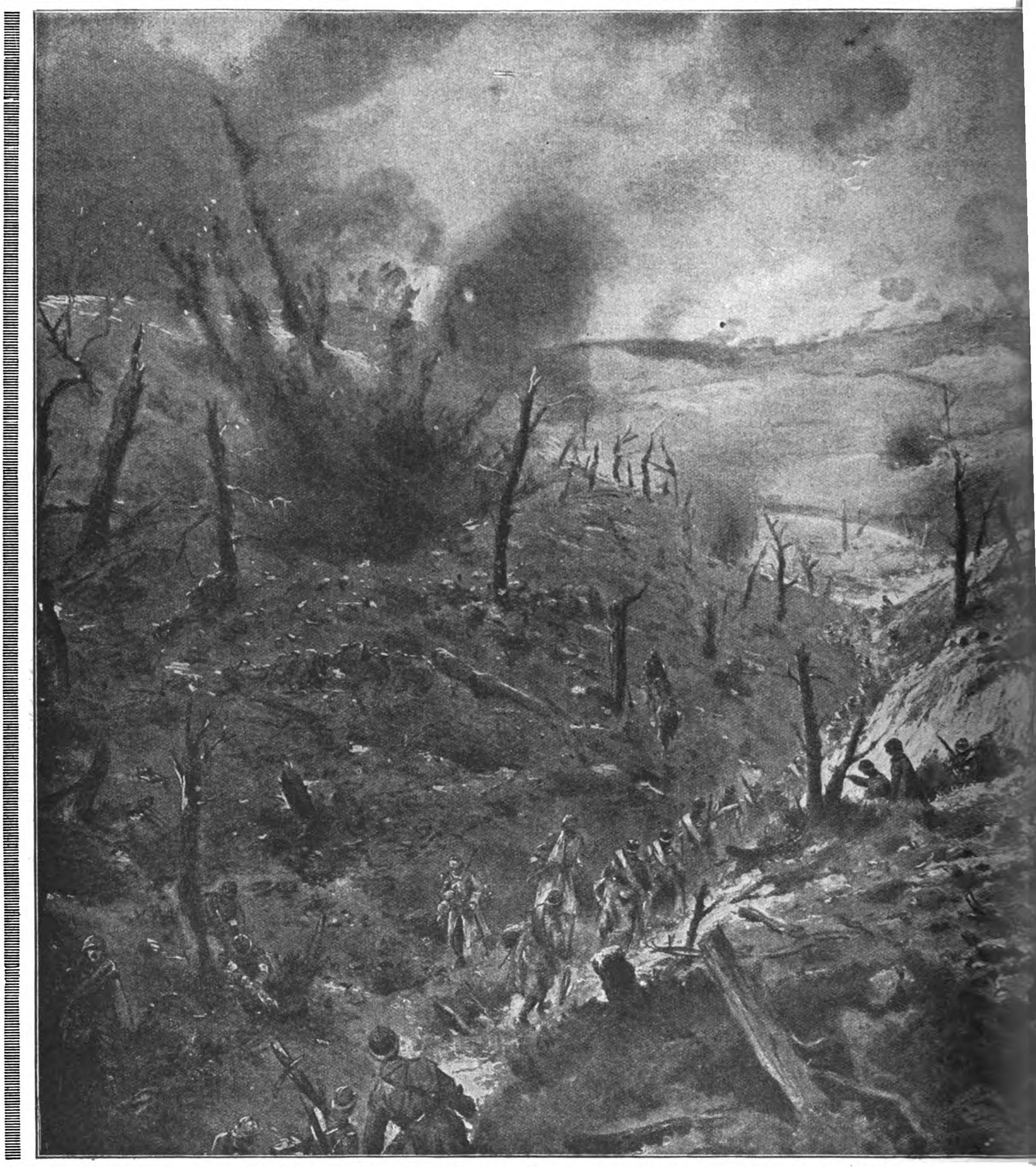
Kampfflieger Leutnant Max Müller,
der wegen seiner Kampfleistungen vom Vizefeldwebel zum Offizier befördert wurde, hat anläßlich seines 27. Luftsieges den Orden Pour le Mérite **erhalten.**

Ungefähr einmal in der Woche sind die feindlichen Stollengänge sich jeweils so nahe gekommen, daß es sich fragt, wer von ihnen zuerst in die Luft fliegt oder abgequetscht und verschüttet wird. Es ist eine grauenvolle, die Nerven bis zur letzten Grenze ihrer Kraft anspannende Kampfesweise. Die Fliegeraufnahme gibt von dem Resultat dieser Kämpfe ein überwältigendes Zeugnis. Gleich einer Mondlandschaft ist das Gelände zwischen den beiden Stellungen von riesigen Kratern zerrissen, in denen ganze Häuser mit Leichtigkeit verschwinden könnten. Freilich, von dem täglichen aufreibenden Kampf an den Stollenenden, von dem atemlosen Hasten, dem Gegner mit einer Quetschsprengung zuvorzukommen, sieht der Flieger nichts. Bei der großen Tiefe, in der die beiderseitigen Minengänge geführt werden, dringt selbst die Gewalt einer Entzündung von einem Zentner Sprengstoff nicht an die Oberfläche durch. Auch hörbar werden solche Sprengungen kaum. Nur ein Schüttern und Stoßen läuft durch den Berg, von dem in Unterständen die Balken und Träger knirschen und lockere Erde von der Decke auf den Boden rieselt. Erst Sprengungen von Hunderten von Zentnern brechen durch die oft 50 Meter tiefe Decke und reißen die gewaltigen Trichter, um deren Besitz sich die erbittertsten Kämpfe entspinnen. Zu den ganz großen Sprengungen, die auf der Fliegeraufnahme sichtbar sind, hatte der Feind Ladungen von 1000 bis 2000 Zentnern seiner hochexplosiblen Munition verwendet.

Gelang es den Franzosen, einmal vorübergehend einen Erfolg zu erringen, so kam er ihnen meist teuer zu stehen.



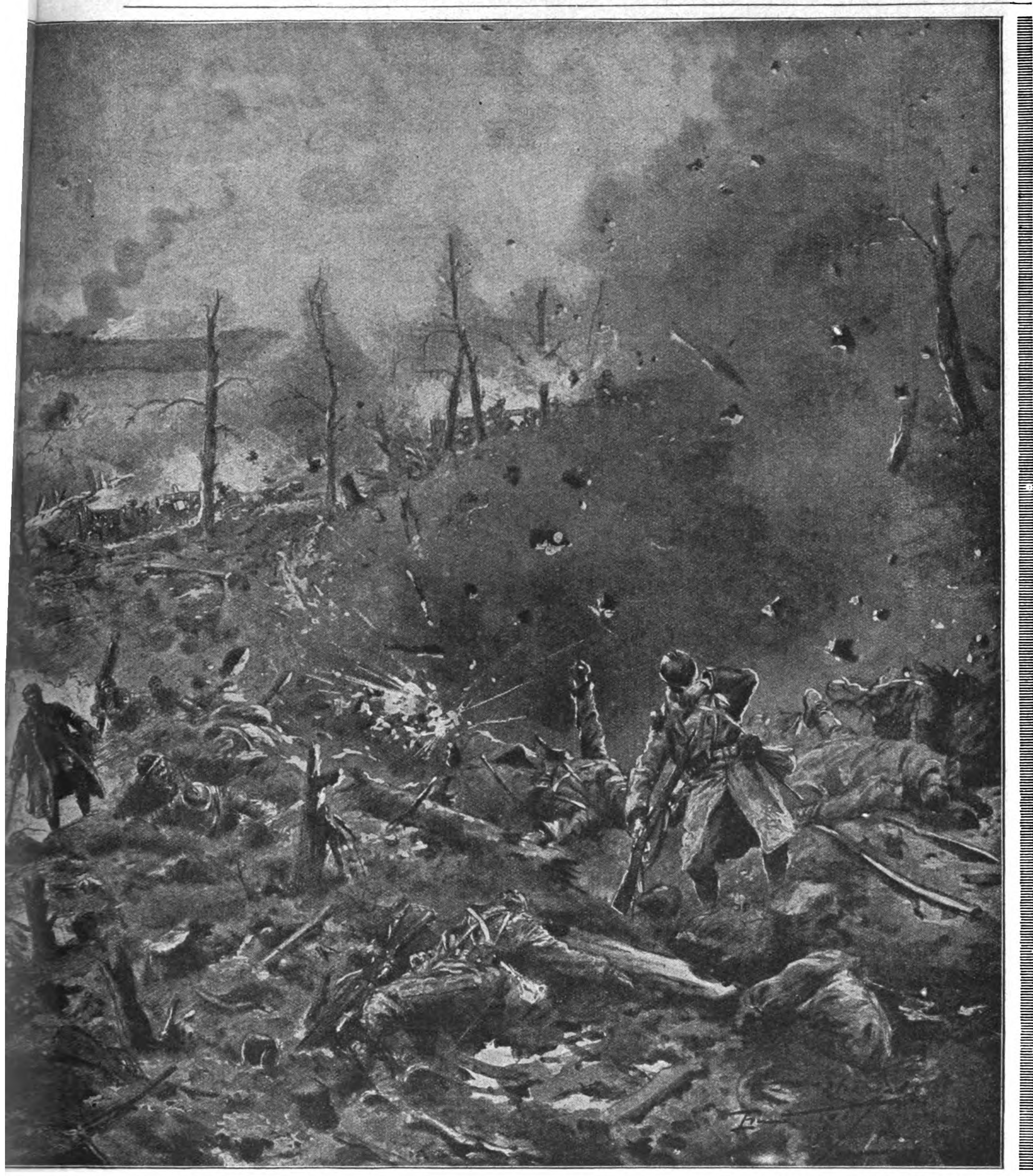
Dun, nördlich von Verdun, als Lazarettstadt während der Kämpfe bei Verdun.
Sämtliche Häuser der Straße sind von dem Württembergischen Kriegslazarett I/XIII belegt. Auf der linken Seite befinden sich vorn der Eingang zum Kraftwagenpark der Sanitätskolonne, das Lazarett Baumschule und das Graue Haus, auf der rechten das Sanitätsdepot, die Apotheke, das Geschäftszimmer und ganz im Vordergrund der Eingang zum Barackenlager.
Nach einem Originalaquarell des bei der Kronprinzenarmee zugelassenen Kriegsmalers Ernst Vollbehr.



Französische Sturmtruppen werden im Hohlweg von Vaux vor Verdun durch das deutsche Sperrfeuer vernichtet.

Einmal quetschten sie durch fünf Sprengungen an einem Tage einen großen Teil der deutschen Stollen ab. Schon nach der ersten lagen mehrere Tote unter den Trümmern und mit jeder weiteren wuchs die begreifliche Verwirrung. Da riß Menges die Kameraden wieder zusammen. Unter seiner Führung arbeiteten sie an der Vergeltung. Und als die deutsche Gegenmine sprang, da begrub sie nach Gefangenenaussagen 300 Franzosen in zerquetschten Unterständen und Stollen. Ein anderes Mal vollbrachte er ein geradezu tollkühnes Wagnis: Durch genaue Berechnungen hatte er den Verlauf eines französischen Minenganges herausgefunden. Unterirdisch war nicht an ihn heranzukommen. Da schlich er sich Nacht für Nacht in das Gelände zwischen deutscher und französischer Stellung hinaus und grub einen senkrechten Steilschacht, um ihnen von oben beizukommen. Endlich, bei 16 Metern Tiefe, gelang der Durchschlag.

Angeseilt ließ er sich in den französischen Stollen hinunter, wurde von Wachen überrascht, schoß den einen Mann nieder und hielt den anderen so lange im Schach, bis



Nach einer englischen Darstellung.

ihn die Kameraden wieder hinaufziehen konnten. In der folgenden Nacht schlich er sich noch einmal auf dem gleichen Wege in die feindliche Festung ein.

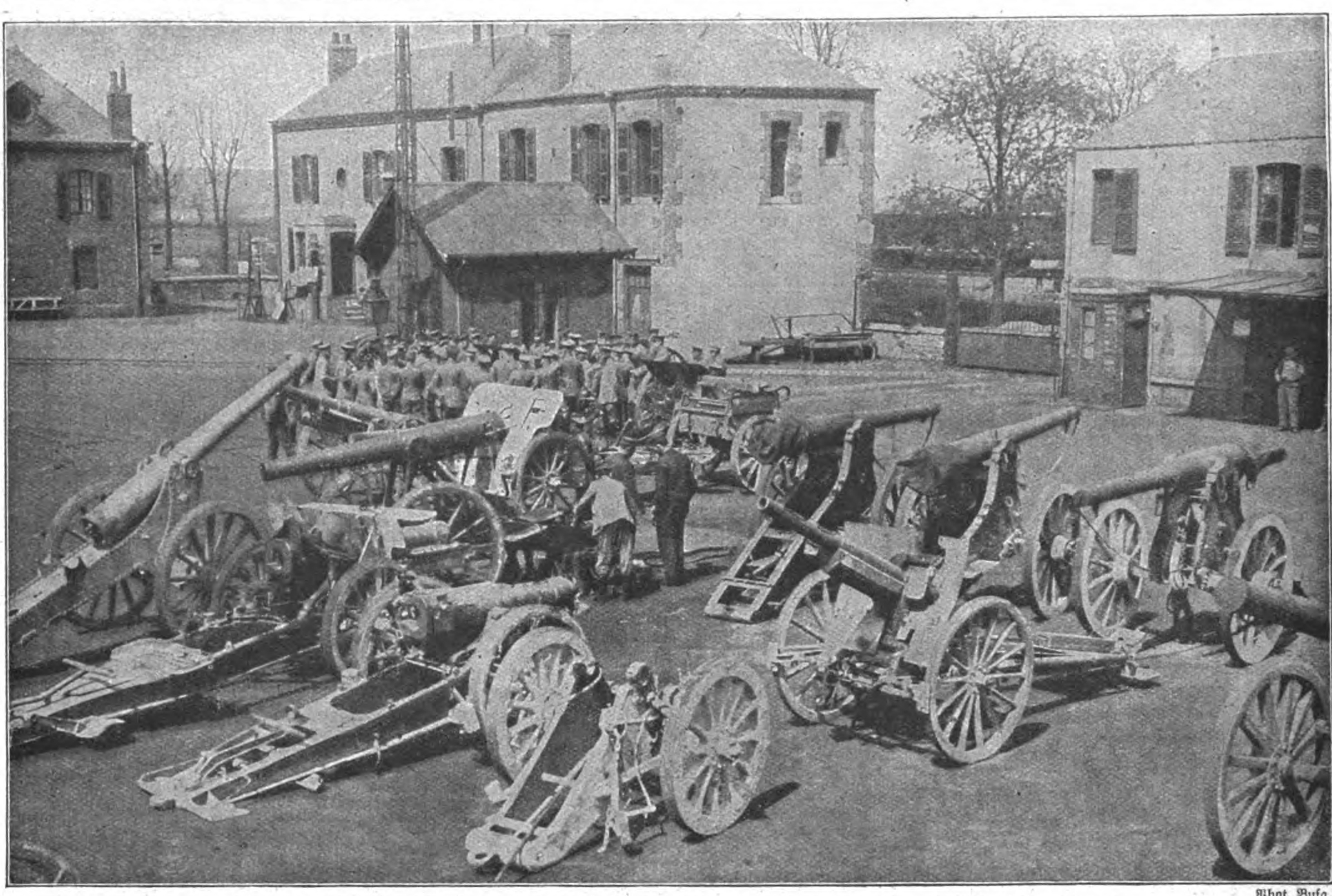
Diesmal wurde er nicht gestört. Nicht einmal die Leiche des gefallenen Kameraden hatten die Franzosen fortgeschafft. Rasch brachte er die von den anderen herabgeseilte Munition an geeigneter Stelle an, legte die elektrische Zündleitung nach oben und in den deutschen Schützengraben hinaus und jagte von dort den feindlichen Stollen in die Luft.

Seine diesmalige Unternehmung bedeutete den Gipfel seiner bisherigen Leistungen. Durch ihr Gelingen hat er Tausenden von Kameraden das Leben gerettet und dabei selbst sein Leben rücksichtslos aufs Spiel gesetzt. (Forts. folgt.)

Im Kanonenlazarett.

(Hierzu die Bilder Seite 270 und 271.)

Schon nach den ersten großen Schlachten des Weltkrieges hatte sich bei allen deutschen Armeen die Notwendigkeit



Erbeutete und ausbesserungsbedürftige Geschütze in einer Sammelstelle hinter der deutschen Front. Phot. Bufa.

herausgestellt, nahe hinter der Front der fechtenden Truppen Werkstätten einzurichten, in denen beschädigte Geschütze und Maschinengewehre wieder gebrauchsfähig gemacht werden konnten. Anfangs beschränkte man sich darauf, die Beschädigungen der Holzteile an Geschützen, Protzen und sonstigen Fahrzeugen, besonders der Räder und Deichseln, in diesen Werkstätten wiederherzustellen und sandte die Rohre grundsätzlich in die heimischen Fabriken. So entstanden bei den einzelnen Armeen nach und nach große Stellmacherwerkstätten, in denen Speichen, ganze Räder, Deichseln und so weiter in allen nötigen Größen schon auf Vorrat gearbeitet wurden, um sie im Bedarfsfalle möglichst schnell verwenden zu können. Daneben wurden hier selbstverständlich alle Ausbesserungen an Holzteilen mit größter Beschleunigung ausgeführt. Nach und nach wurden zu diesem Zwecke große Lager von Eschen- und Eichenholz aufgestapelt, Holzarbeiter von den Truppen sowie sachkundige Zivilarbeiter aus den besetzten Gebieten herangezogen, und unter Leitung von Vorarbeitern wurden die „Holzarbeiterwerke" mehr und mehr zu Großbetrieben.

Bald zeigte sich aber, daß nicht nur die Inanspruchnahme der Bahnen durch die Rückbeförderung des unbrauchbar gewordenen, nicht in der Stellmacherei auszubessernden Materials sehr groß war, sondern daß vor allem auch Zeitverluste entstanden, die zweifellos zu vermeiden waren, da sich zahlreiche, jetzt in der Heimat vorgenommene Instandsetzungsarbeiten mit Leichtigkeit dicht hinter der Front ausführen ließen. Damit kam man zunächst zur Angliederung eigener Sattlerwerkstätten an die Stellmachereien.

Durch Ankauf und Beschlagnahme der im besetzten Gebiet lagernden Ledervorräte waren die Rohstoffe schnell bereitgestellt; die Facharbeiter wurden wiederum der Truppe entnommen und durch Landeseinwohner ergänzt, und auch diese Betriebe erfreuten sich schnell starker Inanspruchnahme; denn die Kugel riß selbstverständlich Sattelzeug und Sitzkissen ebenso in Stücke wie Geschütze. Aber auch hier machte die gründliche deutsche Organisation noch nicht halt, wurden doch außerordentlich viel kleine Beschädigungen der Metallteile ohnedies schon in den bei den Holzarbeiterwerken vorhandenen Schmieden ausgebessert.

So kam es ganz von selbst, daß man dazu überging, auch Metallarbeiterwerkstätten einzurichten, wo an den eingebrachten, leicht beschädigten Geschützen die einfachen Ausbesserungen vorgenommen wurden. Mehr und mehr schritt die Entwicklung fort. Es dauerte nicht lange, da war bei einer Armee in einer alten Maschinenbauwerkstätte ein richtiger kleiner „Krupp" entstanden, eine kleine Fabrik, die sich mehr und mehr ausbaute und deren Schwesterwerke sich mit der Zeit überall dicht hinter der Front der Armeen entwickelten. Geeignete Räume wurden überall gefunden, in der Regel verlassene Fabriken, und bald waren die vorhandenen Maschinen und Kesselanlagen für den neuen Zweck umgebaut. Die nötigen Brennstoffe, die elektrische Kraft, ja selbst die Rohstoffe fanden sich reichlich im besetzten Gebiet. Heute sehen wir bei allen Armeen dicht hinter der Front, mit dieser durch zahlreiche Schienenstränge und Anschlußgleise verbunden, gewaltige Artilleriereparaturwerkstätten, von den Mannschaften kurzweg „Kanonenlazarette" genannt, obwohl dort vieles andere als nur Kanonen wiederhergestellt und manches neue Kriegsgerät gefertigt wird.

Auf den Höfen dieser Geschützfeldlazarette sammeln sich Tag für Tag Patienten. Geschütze aller Kaliber von Freund und Feind, Maschinengewehre der verschiedensten Art, große und kleine Minenwerfer, kurz alles, was in das Gebiet der Feldzeugmeisterei gehört und unter dem Feuer gelitten hat, wird hier zusammengetragen. Wo auch die Granaten so ein schwer verwundetes Geschütz gefaßt haben mögen, ob seine Lafette verbogen ist, das Rohr durch Sprengstücke gelitten hat, die Schutzschilder durchschlagen sind, — sie alle, oft anscheinend hoffnungslos zugerichtet, können als völlig wieder genesen oft schon nach wenigen Tagen entlassen werden. Mit Hilfe des autogenen Schweißverfahrens werden auch die klaffendsten Risse im Geschützrohr wieder geschlossen, und wenn die Mannschaften einer Batterie ihr Geschütz, das sie glaubten als „Alteisen" abgeliefert zu haben, nach Tagen auf „neu" gearbeitet wieder erhalten, huscht manch staunendes Lächeln über die bärtigen Züge. Wunderbar sieht freilich so eine zurechtgeflickte Waffe aus. Man denke sich ein Maschinengewehr, das im feindlichen Feuer bei der Vorbereitung eines Sturmes von Treffern siebartig durchlöchert wurde, mit durchschlagenen Schutzschilden, verbogenem Schlitten, aufgerissenem Kühlmantel und Kasten, und dennoch nach wenigen Tagen völlig wiederhergestellt. Allerdings prangen mächtige Rüster auf den Schutzschilden

und den Kasten, aber die verbogenen Schlitten sind durch neue ersetzt worden, die, in der Werkstatt fabrikmäßig hergestellt, nur ihrer Verwendung harren, auch der Kühlmantel konnte ohne Schwierigkeiten durch einen neuen ersetzt werden. Dann wird es auf dem eigens eingerichteten benachbarten Schießplatz vor einer Abnahmekommission eingeschossen, bevor es den Abholungsmannschaften der Kompanie als „k. v." übergeben wird.

Ganz besondere Sorgfalt wird den eroberten Geschützen, Maschinengewehren und Minenwerfern zugewendet. Haben die Deutschen doch im Laufe des Krieges ungeheure Mengen Munition erbeutet. Diese gilt es zu verwenden, um die eigene Kriegsindustrie zu entlasten; aber kein einziges feindliches Geschütz wird in Benutzung genommen, ehe es nicht auf das genaueste untersucht worden ist, alle Beschädigungen gründlich ausgebessert und vielfach durchgreifende Änderungen vorgenommen worden sind. Dann werden sie von Sachverständigen angeschossen und häufig erst mit verbesserten Zielfernrohren versehen; sollen doch die Waffen des Feindes diesem selbst wieder möglichst großen Schaden zufügen. Das aber erfordert eine genaue Kenntnis der Waffe, der Munition und eine gewisse Ausbildung am feindlichen Geschütz. Alles dies wird den Truppen auf dem Schießplatz hinter der Front beigebracht, ehe die deutschen Batterien, mit französischen, englischen oder russischen Geschützen ausgerüstet, wieder in das Gefecht gehen.

So sehen wir, daß die Aufgaben einer „Werkstatt der Artillerie des X. Armeekorps" recht vielseitige sind. Flickarbeiten an Holz-, Leder- und Eisenteilen werden in getrennten Betrieben hergestellt, neue Teile werden eingefügt, die entweder hier gefertigt oder aus der Heimat herangeführt werden, und mit größter Sorgfalt werden alle Waffen darauf nachgeprüft, ob sie etwa durch Abnutzung an Treffsicherheit verloren haben. Häufig stellt sich hierbei heraus, daß die Züge nachgeschliffen werden müssen, oder daß ein Rohr durch allzuvielen Gebrauch eine Vorweite aufweist, die es geraten erscheinen läßt, das Geschütz doch lieber zur Einstellung eines neuen Rohres in die Heimat zu schicken. Alles aber, was der Truppe wieder zugeführt wird, ist unbedingt „k. v." und allen Stürmen des Gegners gewachsen — wahrlich ein Beweis für die prächtige deutsche Organisation, die sich auf alle Gebiete erstreckende Fürsorge für das Heer und die Erhaltung seiner Schlagkraft. F. v. B.

Die elfte Isonzoschlacht.

Von Walter Oertel.

(Hierzu das Bild Seite 272.)

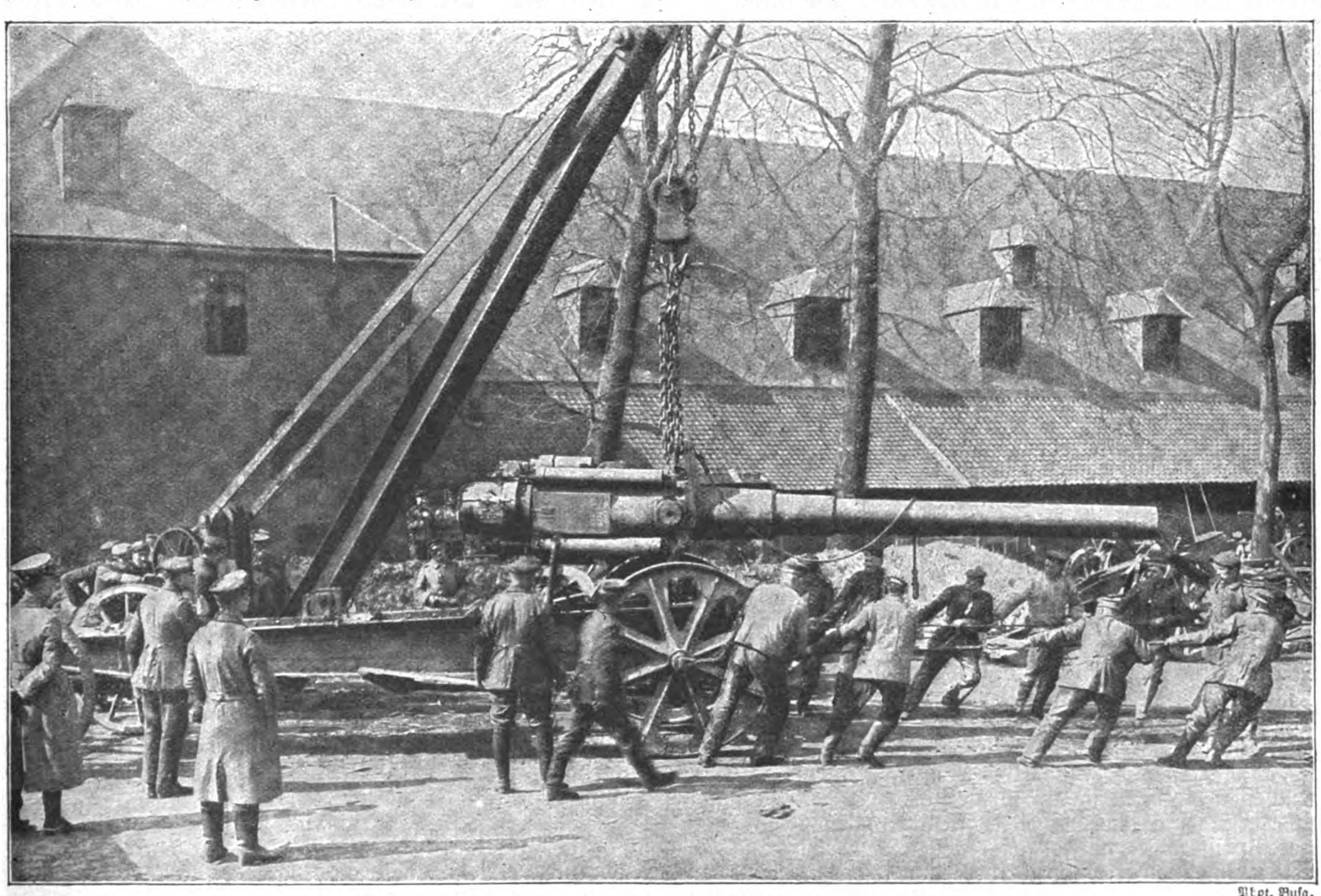
II.

Der zweite Teil der elften Isonzoschlacht stellt sich als eine vollkommene Verschiebung des Entscheidungskampfes auf die Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist dar. Unter schweren Kämpfen war es hier der zweiten italienischen Armee gelungen, die Hochfläche von Bainsizza bis zur obersten Höhenstufe zu ersteigen, den Monte Santo in ihren Besitz zu bringen und dadurch den Monte San Gabriele von Norden zu umfassen. Es war eine kritische Lage eingetreten, denn der rechte Flügel der hier kämpfenden österreichisch-ungarischen Heeresteile schwebte unstreitig in Gefahr, durch umfassenden Angriff auf Ternova und in das Chiapovanotal hinabgeworfen zu werden. Doch während Boroevic sofort die Lage erfaßte und eine Zurücknahme der bedrohten Front auf Podlece anordnete, erkannte Cadorna zu spät, welch günstige Gelegenheit sich ihm dargeboten hatte. Erst als die österreichisch-ungarische Front bereits in ihren neuen Linien wieder feststand, begriff er die Verhältnisse und entschloß sich nun, das Schwergewicht seiner Angriffe auf den Nordkarst zu verlegen.

Unaufhörlich rollten Truppenzüge nach dem Norden, die General Capello beträchtliche Verstärkungen an Artillerie sowie eine Anzahl Regimenter der Heeresreserve und sogar aus dem Südkarst zuführten. Nach ihrem Eintreffen erhielt er den Befehl zu rücksichtsloser Weiterführung der Offensive und vor allem den Auftrag, den Monte San Gabriele um jeden Preis zu nehmen.

Die österreichisch-ungarischen Truppen sahen gelassen dem gegen sie heraufziehenden Ungewitter entgegen. Ihre neue Linie zog sich etwa in der Führung westlich von Log am Isonzo, Mesniakhöhe, dann südwärts über die Kuppen von Okroglo, den Ort Kal hinter ihrer Front lassend, Höhen von Trig, Kuppe 878, Höhen östlich von Madoni nach den Höhen östlich von Zagorze, dann westlich einschwenkend am unteren Hange des Monte San Gabriele herum zur Höhe Sveta Catarina, wo die Kampflinie in die nach der zehnten Isonzoschlacht überging und sich südlich über Stara Lokva nach Kostanjevica erstreckte.

Capello faßte kräftig an. Ein mächtiges Trommelfeuer



Phot. Bufa.

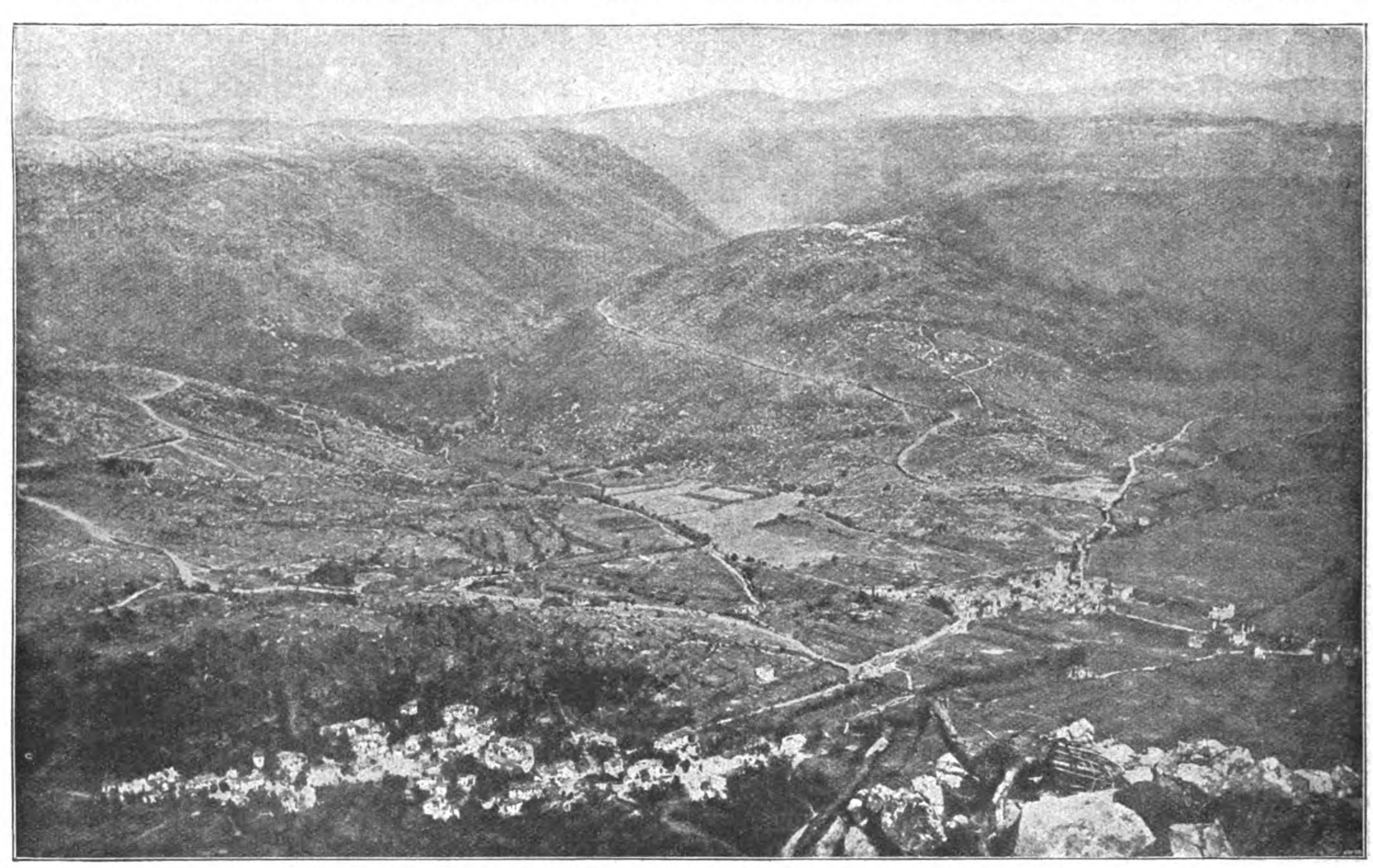
Im Hofe einer Reparaturwerkstätte für Geschütze hinter der deutschen Front.

einer großen Anzahl schwerster Kaliber vom Monte Sabotino und vom Monte Santo richtete sich gegen den Monte San Gabriele und die anschließenden Abschnitte, in das Hunderte von schweren Minenwerfern nachdrücklich eingriffen. Dann wurde von Britof, Salcano und Polsattel her der Infanterieangriff umfassend angesetzt. Als der Infanteriesturm blutig scheiterte, versuchte Capello, das, was der Infanterie unmöglich gewesen war, durch Einsatz von Reiterei zu erreichen. Das Regiment Nizza, die Guiden, die Lancieri von Vercelli und die leichten Reiter von Treviso ritten bei Britof an. Es kam, wie es nicht anders kommen konnte. Sobald die Reiterei auftauchte, übergoß sie ein derartiger Feuerstrom aus Maschinen- und Infanteriegewehren, der durch österreichisch-ungarische Batterien noch mit Schrapnellen verstärkt wurde, daß der ganze sehr schneidige, aber gänzlich unsinnige Ansturm unter fürchterlichen Verlusten zusammenbrach. Im Nu bedeckte sich das Feld vor den österreichisch-ungarischen Gräben mit gefallenen Pferden und Reitern; was noch im Sattel saß, preschte eiligst in Deckung zurück.

So mußte denn Capello wieder seine Infanterie heranziehen, um den Durchbruch zu erzwingen, durch den er den Vertojbicaabschnitt östlich von Görz freilegen wollte. Abermals brüllten die italienischen Batterien unter rücksichtsloser Munitionsverschwendung mit äußerster Kraft los, wobei auch die Zufahrtstraßen unter schwerem Feuer gehalten wurden, um den Nachschub von Munition und Reserven tunlichst zu unterbinden.

Die Hauptbemühungen der Italiener zielten dabei immer auf einen Angriff von Norden her, wo sie die vorspringende Kuppe des Veliki Hrib zu erreichen suchten, die der italienischen Heeresleitung als Schlüssel der ganzen Stellung galt. Nachdem eine Einkreisung von Süden endgültig mißlungen war und der Gegner seine nutzlosen, verlustreichen Angriffe östlich von Görz eingestellt hatte, drängte er mit seiner ganzen Kraft gegen den Nordrand des Gebirgstockes vorwärts. Bei Sveta Catarina, der südwestlichen Stufe des Berges, blutig zurückgeschlagen, stellten die Italiener hier ebenfalls ihre Angriffe ein, und da auch im Westen die bisherigen Stürme außer riesigen Verlusten keinerlei Ergebnis gebracht hatten, so vereinigte die italienische Heeresleitung ihre ganze Kraft gegen den Nordhang des Monte San Gabriele, wo ihr der Angriff die meisten Aussichten zu bieten schien. Über die schauerlichen Leichenfelder des Dolsattels und den schluchtartigen Einschnitt, der den Monte San Gabriele vom Monte Santo trennt, bis zum Nordhang des Veliki Hrib setzten sich die italienischen Sturmkolonnen in Bewegung. Ein fürchterliches Sperrfeuer der naturgemäß hier ebenfalls außerordentlich starken österreichisch-ungarischen Batterien schlug den Stürmenden entgegen, so daß sie reihenweise fielen. Dann fegten Maschinengewehre mit ihrem Geschoßhagel die kahlen Felshänge und vollendeten das blutige Werk. Ein Anlauf nach dem anderen brach unter ungeheuren Verlusten zusammen. Zweimal gelang es ausgesuchten und mit äußerster Tatkraft draufgehenden italienischen Regimentern, am Nordhang des Berges sich anklammernd, die Gipfelstellung zu erreichen; da brach eine Sturzwelle von Magyaren und steirischen Bataillonen über sie herein und warf sie wieder den mit Blut begossenen Hang hinab.

Als der Angriff gegen den Monte San Gabriele nicht vorwärts ging, setzte Capello eine mächtige Angriffswelle östlich von Görz und nördlich vom Wippachtale an, um hier durch einen Gewaltstoß Luft zu schaffen. Doch auch hier war ihm kein Erfolg beschieden. Am Friedhof von Görz und bei Grazigna wurden die italienischen Sturmtruppen in der Bewegung durch die österreichisch-ungarischen Batterien mit Sperrfeuer gefaßt und so zugerichtet, daß sie, ohne den Angriff weiter fortzusetzen, in ihre Ausgangstellungen zurückfluteten, und an der so heiß umkämpften Höhe von San Marco warf ein mit unwiderstehlicher Gewalt geführter Gegenstoß von Kroaten und Nordböhmen die Italiener nach erbittertem Handgemenge in ihre Gräben zurück.



Blick vom Monte Santo auf die Conca di Gargaro. Nach einer italienischen Darstellung.

So kehrte denn Capello abermals zu seinem ersten Angriffsziel, dem Monte San Gabriele, zurück, das er acht Tage lang durch immer neue Regimenter bestürmen ließ. Alle Angriffe scheiterten, doch 30 000 Mann konnte der italienische Feldherr als für den Kampf um diese Höhe verloren aus seinen Listen streichen. Fast 100 Brigaden — 48 Divisionen auf kaum ebensoviel Kilometern — sind in der elften Isonzoschlacht eingesetzt worden, die Verluste der Italiener belaufen sich — einschließlich rund 20 000 Gefangener — nach vorsichtigsten Schätzungen auf über 230 000 Mann, Rohre und Munitionsvorräte sind stark mitgenommen, eine Erschlaffung trat ein, um so mehr, als auch der moralische Zustand der durch diese wilden Stürme schwer mitgenommenen Regimenter Cadornas erheblich gelitten hatte. Riesenopfern stand ein geringfügiges Ergebnis gegenüber.



Abweisung italienischer Anstürme auf dem Monte San Gabriele.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Das Abflauen der **italienischen** Angriffe in der 11. Isonzoschlacht zu Anfang des Monats September 1917 bedeutete für die italienische Führung das Eingeständnis der Ohnmacht. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Feinde an Kriegsgerät und Menschen wurde nicht wieder in großzügigen Kampfhandlungen ausgenützt; nur an örtliche Unternehmen setzten die Italiener ihre Kraft. Unter diesen örtlichen Zielen spielte der Monte San Gabriele die Hauptrolle, gegen den zuweilen alle italienischen Angriffe gerichtet waren. An seinem Fuße stand der General Capello mit einem Heere von 50 000 Mann, das durch regen Zuzug von Verstärkungen dauernd auf dieser Höhe gehalten wurde. Bei den ungeheuren Anstrengungen um den Besitz des Gabriele handelte es sich wohl mehr um eine Sache des Ansehens, denn wenn der Berg in den Besitz der Angreifer gelangte, trat sofort ein neues Bollwerk, der Monte San Daniele, an seine Stelle; nur wenig hätten die österreichisch-ungarischen Linien südlich vom Gabriele zurückgebogen werden müssen (siehe Bild Seite 275). Das



Österreichisch-ungarische Patrouille auf dem Tonalepaß. Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber.

war der italienischen Führung nicht unbekannt. Allein um den Gabriele war schon so viel Blut geflossen, daß es den Italienern darum zu tun war, ihre Bemühungen wenigstens durch die Besetzung des Berges gekrönt zu sehen. An dem Widerstand der Verteidiger brachen sich aber alle ihre Anläufe.

So kam es, daß die Italiener am 2. September ihre Anstrengungen nur gegen den Nordhang des Gabriele und die Talsenke von Britof richteten, wo sich wieder schwere Nahkämpfe entwickelten. Gleichzeitig lebten die feindlichen Angriffe an der Wippach und im südlichen Kampfgelände nahe bei der Küste auf; sie blieben jedoch ebenso erfolglos wie Vorstöße bei Komarje an der nach Brestovica führenden Straße. Bei Selo (siehe die Karte Seite 235), wo die Italiener Fortschritte gemacht und dadurch den Verteidigungsraum der k. u. k. Truppen vor der Stara-Lokvahöhe etwas eingeengt hatten, stiegen die Österreicher und Ungarn am 4. September von der genannten Höhe zu Tal und griffen den Feind mit großem Nachdruck an. Dieser hatte den Stoß wohl erwartet und äußerst starke Kräfte bereitersten zurückgeschlagenen Brigaden fortgesetzt neue dichte Sturmkolonnen zugeführt, um den Berg diesmal von den österreichisch-ungarischen Stellungen unter allen Umständen loszureißen. Der Berg war eigentlich schon eine Insel in Rauch und Feuer, von der aus nach rückwärts kaum noch eine Verbindung aufrecht erhalten werden konnte. Ungeheuerliches mußten die Verteidiger leisten, nicht nur im Kampf gegen die feindliche Übermacht, sondern auch im Erdulden von Wasser- und Nahrungsmangel. Eigene Kraftwagen (siehe untenstehendes Bild) führten das Wasser soweit wie möglich bis an die Front, dann wurde es auf Tragtieren bis in die vorderen Linien gebracht. Das feindliche Feuer verlegte aber den Tieren schließlich den Weg, so daß sich todesmutige Soldaten kriechend mit unsäglicher Mühe mit dem kostbaren Naß an die Kämpfenden heranarbeiten mußten.

Dank der Heldenhaftigkeit der Verbindungsmannschaften und der über alles erhabenen Tüchtigkeit der Grabenbesatzung gelang es abermals, die Italiener im Schach zu halten. Die Verteidiger erblickten ihre Aufgabe auch hier auf beschränktem Raume nicht in starrem Festhalten ihrer Linien. Diese



Wasserversorgung im Karstgebiet durch Wasserkraftwagen, die so nahe wie möglich an die Front fahren. Vom Halteplatz aus erfolgt die Weiterbeförderung durch Tragtiere. Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.

gestellt, die trotzdem nicht verhindern konnten, daß sie von den k. u. k. Truppen zurückgedrückt wurden und dabei einen wesentlichen Teil ihres Raumgewinnes wieder verloren. Dazu büßten sie 4000 Mann und 100 Offiziere als Gefangene ein. Die Gesamtzahl der in der 11. Isonzoschlacht gefangenen Italiener schwoll damit auf 15 000 an. Starke Gegenangriffe, die die Feinde auf dem ganzen Südabschnitt ansetzten, vermochten das Ergebnis des Tages nicht zu ändern.

Tags darauf setzten die Italiener ihre Unternehmungen fort, erhöhten dadurch aber nur neben ihren blutigen Verlusten jene an Gefangenen auf 160 Offiziere und 6300 Mann. Die mit starken Kräften in der Nähe der Küste durchgeführten Vorstöße der Italiener hatten jedenfalls mehr den Zweck, die inzwischen neu eröffnete Angriffsfolge am Gabriele zu unterstützen und zum Ziele kommen zu lassen. Am 3. September steigerten die Feinde die Wucht des Vorbereitungsfeuers wieder zum Trommelfeuer; ununterbrochen lag der Berg im dichtesten Granatenhagel der stark gehäuften italienischen Batterien. Aber erst am nächsten Tage wagten sich die italienischen Sturmhaufen zum Angriff vor. Vom Dolsattel aus, der den Monte Santo und den Monte San Gabriele in halber Höhe verbindet, und bei Britof wurden den konnten ihnen ja keine eigentliche Deckung mehr bieten, da die Verteidigungsanlagen außerordentlich gelitten hatten. Deshalb versuchten die Österreicher und Ungarn mit bestem Gelingen durch einen örtlich gebundenen Bewegungskampf der Feinde Herr zu werden. In sechs machtvollen Vorstößen, die stets mit frischen Truppen gespeist wurden, drangen die Italiener schließlich bis zur höchsten Spitze des Berges vor. Der Gegenangriff der Verteidiger warf sie aber wieder hinunter und drängte sie bis zum Nordhang zurück. Mit äußerstem Nachdruck setzten die Feinde dann das Vernichtungsfeuer auf den Gabriele und die umliegenden Kampfabschnitte fort und erneuerten am 5. September gegen fünf Uhr morgens ihre Sturmläufe, mit denen sie auch nördlich und südlich vom Berge die österreichisch-ungarischen Linien zu erschüttern trachteten. Doch auch diesmal hatten die zahlreichen Batterien und Minenwerfer nicht genügt, um den Sturmbrigaden den Erfolg zu sichern, wenn sie auch mehrmals die Spitze des Berges erreichten. Die Verteidiger ließen sich das Bollwerk nicht dauernd entreißen. Die Kraft des österreichisch-ungarischen Gegenstoßes machte am 5. September mittags die k. u. k. Truppen von neuem zu Herren des heißumstrittenen Berges. Weitere Angriffe der Feinde wurden blutig abgeschlagen (siehe die Kunstbeilage).

Starke Truppenansammlungen im Tale westlich vom Monte San Gabriele deuteten aber an, daß der Feind weitere Unternehmen beabsichtigte. Am Nordhang entfalteten die Italiener ihre Streitkräfte in zehn gewaltigen Vorstößen. Die erzielte Einengung des österreichisch-ungarischen Verteidigungsraumes führte aber auch am 6. September nicht zur Eroberung des Berges. Schon im österreichisch-ungarischen Vernichtungsfeuer erlitten die Angreifer solche Verluste, daß die Truppen, die an die k. u. k. Linien herankamen, nicht mehr die Kraft hatten, die Verteidiger im Nahkampf zu überwinden, sondern geschlagen den Hang wieder hinab mußten. Außer den zehn Angriffen am Nordhang führten die Italiener auch noch einen am Westhang aus, der trotz seiner Wucht ebenfalls vergebens war. Auch hier hielten die Verteidiger stand.

Unter den Augen des italienischen Königs, der in Begleitung des Generals Capello die Sturmtruppen noch einmal besichtigt hatte, waren die feindlichen Streitkräfte in den Kampf gezogen. Ihnen als den Siegern danken zu können, war dem König aber nicht vergönnt; er mußte übrigens seinen Beobachtungspunkt der österreichisch-ungarischen Granaten wegen sehr bald verlassen und in Görz einen sicheren Unterschlupf suchen.

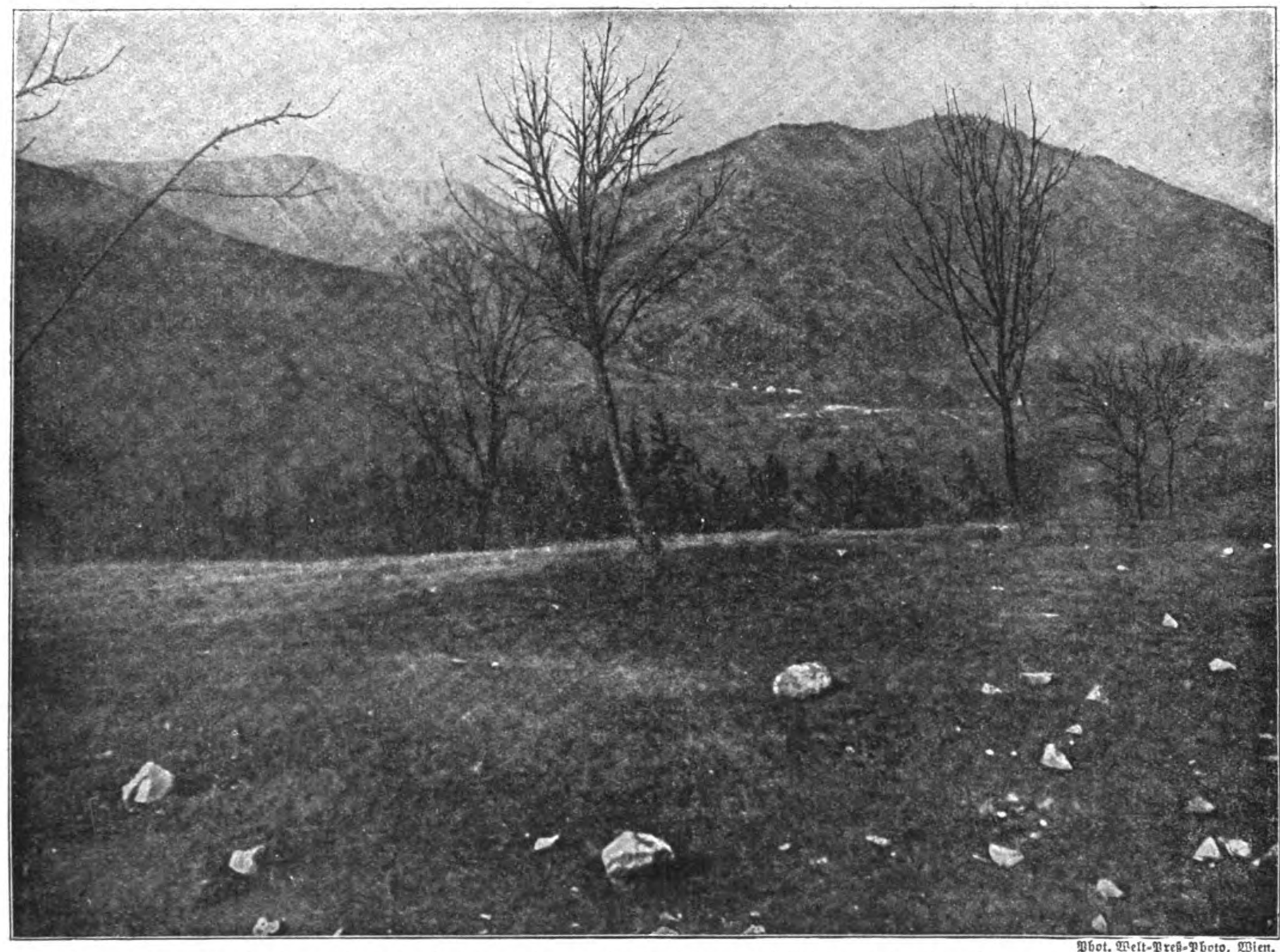


B. ot. Bert. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Prinz Emanuel, Herzog von Aosta.

Unter dem Schutze schweren Feuers begnügten sich die Feinde in den folgenden Tagen mit der Einrichtung von Stellungen an den Abhängen des Gabriele. Erst am 11. September erneuerten sie ihre Anstrengungen um den Besitz des Berges, die jedoch wieder nicht zum Ziele führten. Schon Tags darauf setzten die Österreicher und Ungarn einen Gegenangriff an und warfen die Italiener vom Nordwesthang des Gabriele hinunter. In den äußerst erbitterten Kämpfen verloren die Italiener 23 Offiziere und 535 Mann an Gefangenen und büßten 12 Maschinengewehre ein. Drei am 13. September vorgetriebene Angriffe, die die Lage vom Tage vorher wiederherstellen sollten, mißglückten den Italienern vollständig. Diese vermochten hier ihre bisherigen Fortschritte ebensowenig zu halten, wie an der Südfront.

Nach den schönen Erfolgen der Österreicher und Ungarn am 4. und 5. September kam es auf dem Südflügel auch am 6. September zu Zusammenstößen, weil die Italiener eine Ablenkungsunternehmung für die Entscheidung am Gabriele ins Werk setzten und außerdem auch daran dachten, gleichzeitig ihren verlorenen Geländegewinn auf dem Südflügel abermals in ihre Hand zu bringen. Schweres Feuer lastete auch am 6. September auf dem schmalen Stel-



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Das heiß umstrittene Kampfgebiet an der Isonzofront: Der Monte San Gabriele in der Mitte zwischen den Bäumen, rechts von ihm der Monte Santo, links im Hintergrund die steile Wand des Monte Sabotino und vorn links ansteigend der Monte San Daniele.

Die Steine im Vordergrund stammen von aufgewühlten Granatlöchern.

lungsteil, der von den Österreichern und Ungarn in unermüdlicher Arbeit wieder mit der Hauptstellung verankert wurde. Bei Flondar und San Giovanni brachen die Feinde tagsüber aus den Gräben vor, wurden aber schon durch das heftige Sperrfeuer der k. u. k. Batterien abgewehrt. In den Abendstunden entwickelten sich die Italiener zum Hauptangriff auf die ganze Front von Selo bis zum Meere. Die Kämpfe gestalteten sich für sie nach einigen Anfangserfolgen außerordentlich ungünstig. Bis neun Uhr abends schlugen die Österreicher und Ungarn alle Sturmkolonnen der Feinde zurück und nahmen noch 5 Offiziere und 500 Mann gefangen. Die alte Frontlinie, so wie sie beim Beginn der Schlacht bestanden hatte, wurde von ihnen an allen wichtigen Punkten vollständig wieder hergestellt und teilweise wesentlich verbessert. Der Herzog von Aosta (siehe Bild Seite 275) hatte zwar mit Aufbietung aller Mittel versucht, den Gewinn der ersten Kampftage zu halten, er konnte aber die Schlacht nicht wieder aufnehmen, weil Cadorna die italienische Hauptmacht vom Südabschnitt abgezogen und nach Norden geworfen hatte. Die Italiener erneuerten ihre Rückeroberungsversuche nicht. Die Schlacht war im Südabschnitt als beendet anzusehen und am Gabriele wurden die Schläge der Angreifer immer matter.

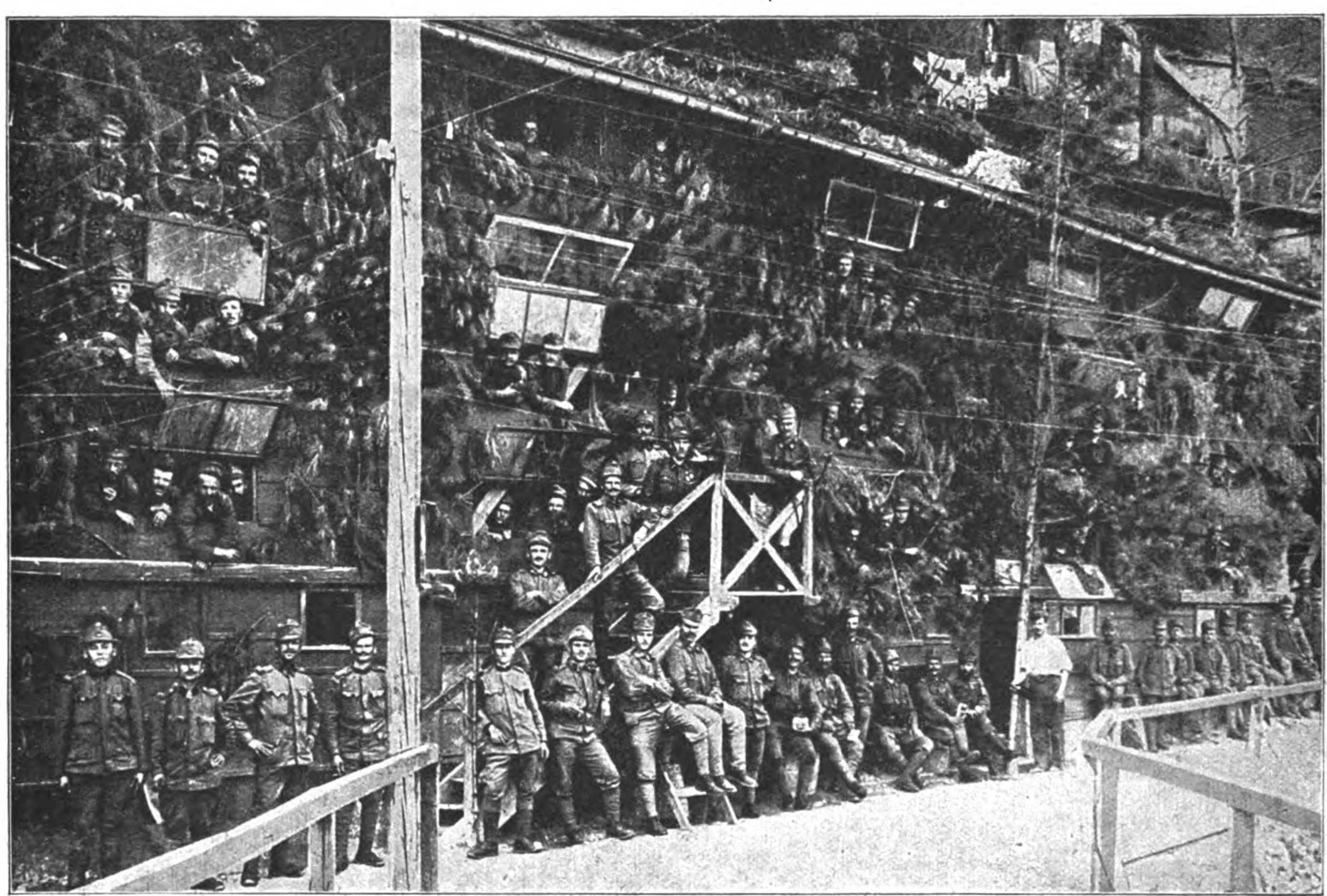
Am 10. September blieb den Italienern als Rest ihrer in der 11. Isonzoschlacht erfochtenen Anfangserfolge nichts weiter als ihr Raumfortschritt auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist, wo sich die Österreicher und Ungarn genötigt gesehen hatten, ihre Stellungen in 2 bis 7 Kilometern Tiefe auf 15 Kilometer Breite zurückzunehmen. Die allgemeine Kriegslage am Isonzo war aber dadurch nicht verändert worden. Diesem geringfügigen Gewinn stand ein Verlust der ins Feuer geführten 48 italienischen Divisionen von fast einer Viertelmillion Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen gegenüber. —

Trotz aller Anforderungen, die die Schlacht am Isonzo an die k. u. k. Truppen stellte, blieben diesen doch auch an fernabliegenden Fronten noch Kräfte genug zur Verfügung, um die Italiener dort zu bedrängen. Besonders am Tonalepaß und im Ortlergebiet (siehe die Bilder Seite 273 und 277), aber auch in anderen Abschnitten waren österreichisch-ungarische Streitkräfte in die vordersten Linien der Italiener eingebrochen, hatten die Gegner gefangen genommen oder niedergemacht und ihre eigenen Stellungen an zahlreichen Punkten verbessert. —

* * *

Die Italiener verhehlten ihren Bundesgenossen nicht, daß ihre militärische Lage durch die in der 11. Isonzoschlacht erlittene Schwächung bedenklich geworden war und verlangten Hilfe. Eher noch als in England fühlte man sich in Frankreich verpflichtet, den Bedrängten zu helfen, weil italienische Divisionen die Stelle französischer in **Mazedonien** eingenommen hatten. Da die italienischen Truppen in erster Linie in Albanien eingesetzt werden sollten und zudem nicht nur zum Ersatz der ausgeschiedenen Franzosen, sondern auch zur Auffüllung der noch gebliebenen Lücken am westlichen Flügel von Sarrails Armee ausreichten, so wurde auf dem Balkan die Front des Expeditionsheeres vom Adriatischen bis zum Ägäischen Meere geschlossen. Von Valona bis nach Saloniki war eine einheitliche Linie hergestellt, aber keine einheitliche Truppe gewonnen worden. Die Armee Sarrails bildete noch mehr als früher eine Sammlung von Heerhaufen aus vieler Herren Länder; neben Europäern gehörten ihr Australier, Afrikaner, Asiaten und Amerikaner an (siehe Bild Seite 279 oben). Die Italiener hatten ihren langen, verhältnismäßig ungestörten Aufenthalt im Raume von Valona dazu benützt, durch Anlage vorzüglicher Bergstraßen von Valona aus leistungsfähige Verbindungen mit dem Seengebiet in der Nähe von Monastir zu schaffen. Die so erreichte Stärkung ihrer Lage brachte es mit sich, daß sie bei der im September neu einsetzenden Angriffsbewegung auf diesem Kriegschauplatze die Hauptstütze wurden.

Die wachsende Unruhe, die sich an der mazedonischen Front Ende August bemerkbar machte, ging zu Anfang September in Gefechte und Schlachten über. Das Ziel Sarrails schien die Befreiung Serbiens und dessen Wiederherstellung zu sein. Damit stimmte auch gut zusammen, daß der rechte Flügel seines Heeres an der Struma und noch weiter östlich zunächst verhalten wurde und von dort bis in



Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Aus der 11. Isonzoschlacht: Österreichisch-ungarische Mannschaftsunterkunftstelle in Tolmein.



Italienische Vorposten werden im Gebiet des Ortlers von einer österreichisch-ungarischen Patrouille überwältigt und gefangen genommen.

Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.

den Raum von Monastir nur stellenweise heftige Gefechte stattfanden, während sich von Monastir bis nahe an Valona die Hauptereignisse abspielten.

Am 2. September eröffneten die Franzosen und die Serben mit großen Vorstößen das Unternehmen. Die Serben, die schon einige Tage vorher bei Dobropolje vorzukommen gesucht hatten, holten sich dort in schweren Angriffen eine neue blutige Schlappe. Ebenso unglücklich waren die Franzosen mit Angriffen bei Bratindol nordwestlich von Monastir. Trotzdem sie durch tagelanges Artilleriefeuer, das auch nachts nicht unterbrochen wurde, die Stellungen der Deutschen, Bulgaren und auch der Österreicher und Ungarn in den Bergen westlich und nördlich von Monastir sturmreif zu machen versucht hatten, konnten sie ihre Sturmwellen nicht einmal durch das Sperrfeuer der Verteidiger vorbringen. Schon frühmorgens um fünf Uhr mußten sie ihre Angriffe einstellen. Dazu zwang sie auch die Hitze, die während des Tages herrschte und bis über 60 Grad stieg. Als auch die nächsten Tage keine Änderung der Lage bei Monastir brachten, bereiteten die Feinde neue Angriffe vor, um aus der Seenenge zwischen dem Ochrida- und dem Prespasee herauszukommen. Tastende Vorstöße kleiner feindlicher Abteilungen am 6. September verliefen wenig aussichtsvoll, und westlich vom Prespasee schlugen osmanische Truppen am nächsten Tage angreifende Russen zurück.

Am 9. September entwickelten sich die ersten Kämpfe auf dem linken Flügel des Sarrailschen Heeres. In albanischem Gebiet (siehe die Bilder Seite 278 und 279 unten) stießen Russen und nördlich und westlich vom Maliksee Franzosen mit farbigen und weißen Streitkräften gegen die Österreicher und Ungarn vor; südlich von Berat griffen auch italienische Streitkräfte in die Kampfhandlungen ein. Die Verteidiger nahmen ihre weit vorgeschobenen Beobachtungstruppen unter dem starken feindlichen Druck auf die Hauptstellungen zurück; weiterem Vordringen geboten aber deutsche Truppen im Verein mit österreichisch-ungarischen am nächsten Tage halt. Um die Gebirgstellungen der Verteidiger östlich von Pogradec am südwestlichen Teile des Ochridasees kam es zu einem Kampf mit starken französischen Kräften, die auf der ganzen Linie im Gegenstoß abgeschlagen wurden. Zwischen Berat und Valona versuchten gleichzeitig die Italiener durchzukommen. Sie unterstützten das Unternehmen durch starkes Feuer ihrer Schiffsartillerie, die hauptsächlich das Kloster Pojani als Ziel wählte und ihm schweren Schaden zufügte. Zum Überfluß warfen italienische Flieger auch noch Bomben auf die Klosteranlagen und töteten dadurch mehrere Einwohner. Das schwere Feuer der Feinde verfehlte aber seinen Zweck; der italienische Ansturm wurde schon von den Sicherungsabteilungen der Verteidiger abgefangen.

Vor einem österreichisch-ungarischen Gegenstoß südöstlich von Berat mußten die Feinde am 11. September über den oberen Osum zurückweichen. Bei Pogradec gingen die verbündeten Streitkräfte vor weit überlegenen feindlichen Truppen weiter zurück. Von diesen versuchten aber nur kleinere Truppe Fühlung mit den ins Gebirge abgerückten Gegnern zu halten. Augenscheinlich reichten die italienischen Verstärkungen doch noch nicht zu einer kraftvollen Kriegführung in Mazedonien und Albanien aus. Die Verbandsmächte erwarteten in der Tat weitere Verstärkungen durch das griechische Heer. —



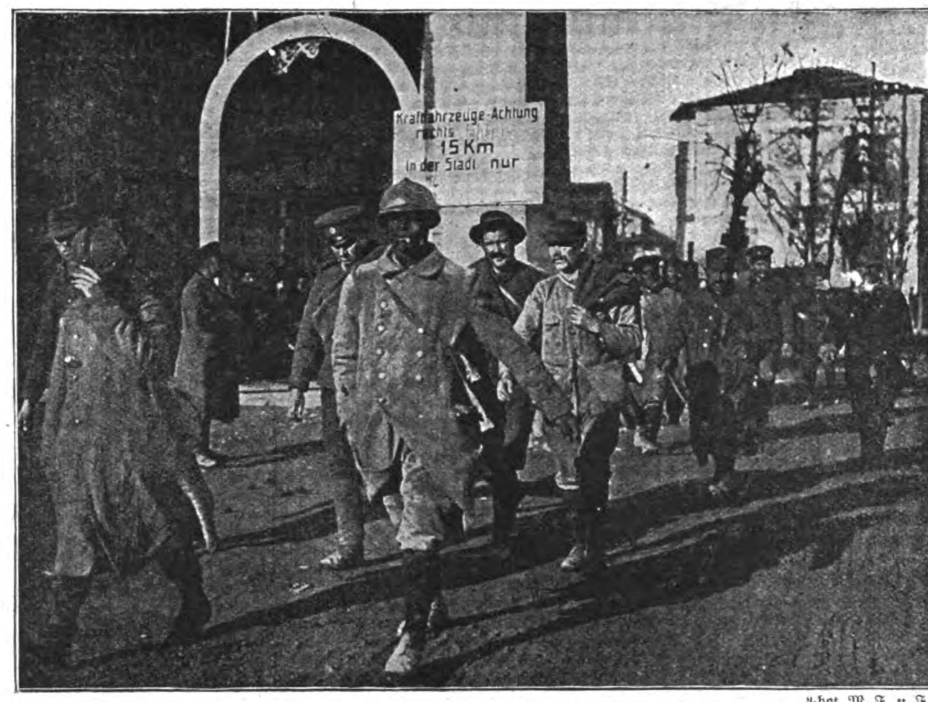
Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Einbringen von Motorkampfzeugen im Kriegsgebiet Südalbaniens.

* * *

Griechenland hatte unter der Regierung des Venizelos hinsichtlich der Zufuhr von Nahrungsmitteln noch immer keine Erleichterung erfahren. Bald nach dem Riesenbrande von Saloniki, bei dem ungeheure Lebensmittelvorräte für das mazedonische Heer des Vielverbandes der Vernichtung anheimfielen, vermehrten sich die Schwierigkeiten in der Versorgung des griechischen Volkes noch, weil Sarrail nun wegen der dauernd gefährdeten und sehr unsicher gewordenen Seewege darauf angewiesen war, noch mehr Nahrungsmittel aus dem Lande herauszuziehen. Venizelos setzte deshalb die Brotration am 7. September auf 180 Gramm für den Kopf der Bevölkerung herunter, während sie bis dahin täglich

600 Gramm betragen hatte. Dies hing auch damit zusammen, daß die griechische Handelsflotte, die die notwendigen Vorräte hätte herbeischaffen können, nicht in der Lage war, für Griechenland Aufträge auszuführen, weil die Engländer die Schiffe für ihre eigenen Zwecke mit Beschlag belegt hatten. Unbekümmert um das griechische Elend opferten aber die Engländer zur Schonung ihrer eigenen Schiffe die griechische Flotte rücksichtslos dem U-Bootkriege, durch den bis gegen Mitte September gegen 500 000 Tonnen griechischen Schiffsraumes verloren gegangen waren. Die Hungersnot, die Venizelos dem Volke auferlegte, war aber nicht das einzige Geschenk, das er ihm brachte. Er arbeitete auch darauf hin, die griechischen Soldaten möglichst bald für die Zwecke seiner mächtigen, zahlungsfähigen Auftraggeber bluten zu sehen. Der frühere Generalstabschef, der als deutschfreundlich geltende Dusmanis, war längst in Ajaccio auf Korsika interniert worden; zahlreichen anderen Offizieren wurde ein ähnliches Schicksal zuteil. Viele der hervorragendsten und fähigsten Führer des alten griechischen Heeres nahmen freiwillig ihren Abschied, da sie nicht gewillt waren, auf das Geheiß eines Venizelos ihre Landsleute ins Verderben zu treiben.



Phot. M. F. u. F.

Gefangene Serben und farbige Franzosen werden durch Üsküb geführt.

Venizelos hatte versprochen, wenigstens 170 000 Mann für das Heer Sarrails zu mobilisieren. Bei ihrem Eintreffen auf dem mazedonischen Schauplatz wollten die Franzosen und Engländer bedeutende Kräfte ihrer eigenen Truppen zur Verstärkung der Front in Frankreich und Flandern aus Mazedonien zurückziehen. Die griechische Flotte sollte zwar der griechischen Regierung zurückgegeben werden, das freie Verfügungsrecht darüber erhielt sie deswegen aber noch nicht. Die Flotte wurde unter den Befehl des französischen Vizeadmirals de Gueydon gestellt und sollte im Dienste der verbündeten Flotten der Westmächte im Mittelmeere verwendet werden. Griechenland rückte mit jedem Tage dem Schicksale näher, vor dem es der frühere König Konstantin mit so großer Zähigkeit fast drei Jahre lang gegen alle Drohungen und Verlockungen der Verbandsmächte bewahrt hatte. —

* * *

Auf den eigenen Kriegschauplätzen der **Türken** (siehe die Bilder Seite 280 und 281), die in Mazedonien und Gali-


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Soldaten durchwaten einen angeschwollenen Gebirgsbach an der albanischen Grenze.

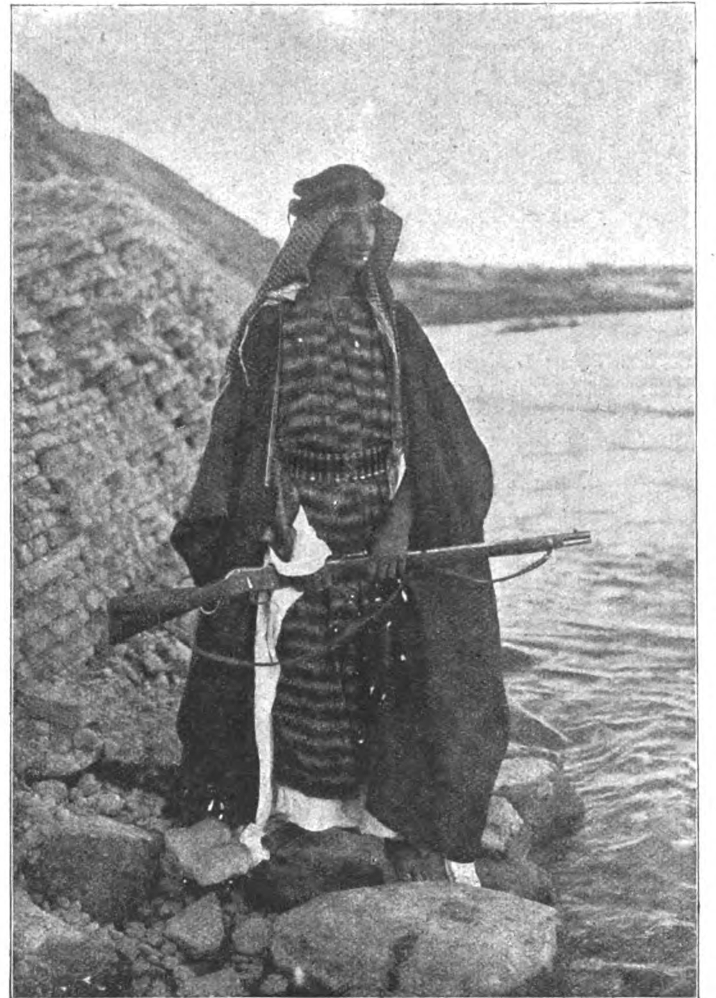
zien wiederholt erfolgreich in die Kämpfe eingegriffen hatten, hielt die Ruhe an. Nur die Kaukasusfront erfuhr gegen Ende August einige vorübergehende Änderungen durch einen unvermuteten russischen Vorstoß auf dem östlichen Flügel. Die Türken waren jedoch sehr bald in der Lage, die Russen wieder zu vertreiben und ihre alten Stellungen einzunehmen. Im Raume von Mosul (siehe die Bilder Seite 219 und 281) waren sie besonders eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt und in der Richtung auf die persische Grenze hielten sie ihren Bodengewinn fest, wo die Russen neuerdings engere Fühlung mit den Engländern erstrebten. An der Front von Gaza blieb es ebenfalls bei zwar heftigen, aber eng begrenzten Zusammenstößen von Streiftruppen. Vor Aden hatten die Engländer nichts getan, um ihre beschämende Lage zu verbessern. Seit der Rückeroberung von Lahadsch, der befestigten englischen Stellung 33 Kilometer vor Aden, durch die Türken im Jahre 1915, hatte der türkische Statthalter von Yemen, Ali Said Pascha, das „Gibraltar Arabiens" allmählich von der Landseite her völlig eingeschlossen. —

* * *

Die Russen hatten nach ihrer Niederlage bei Riga eine so überstürzte Flucht angetreten, daß nur die deutsche Kavallerie ihnen folgen konnte und die Infanterie erst am 9. September wieder mit ihnen in lebhaftere Gefechtsfühlung kam. Im Sumpf- und Waldgebiet zwischen dem Rigaischen Meerbusen und der Düna trafen deutsche Sicherungen auf den Feind, mit dem sie ein Geplänkel unterhielten. In weiteren Zusammenstößen am nächsten Tage brachten die deutschen Streiftruppen zahlreiche Gefangene ein und am 12. September wichen die deutschen Kavallerievorposten starkem russischen Druck südlich von der Straße Riga—Wenden über Moritzberg und Neu-Raipen aus.

Während die Russen ihre Linien wieder festzulegen trachteten, ereigneten sich im Rücken ihrer Front Vorgänge, die eine ungewöhnliche Verwirrung der innerrussischen Verhältnisse anzeigten. Der Gegensatz zwischen Kerenski und Kornilow, der schon auf dem allrussischen Kongreß offensichtlich geworden war, drohte unter dem Eindruck der schweren russischen Niederlage bei Riga zum Bürgerkriege auszuarten. Durch einen Befehl Kerenskis vom 9. September wurde Kornilow für abgesetzt erklärt, weil er die revolutionären Errungenschaften bedroht habe, und Klembowski an seine Stelle gesetzt. Doch Kornilow wollte nicht gutwillig verzichten. Er fühlte sich stark genug, den Kampf gegen Kerenski aufzunehmen und hoffte auf den Anschluß des überwiegenden Teiles der russischen Heere an seine Kosakendivision. Kornilow glaubte Kerenski verdrängen und sich an dessen Platz stellen zu können. Sein Widersacher hatte aber Gegenmaßnahmen getroffen und brachte, gestützt auf den Arbeiter- und Soldatenrat, die Mehrheit der russischen Massen auf seine Seite. Kornilow setzte schon seine Truppen auf Petersburg in Bewegung, und Kerenski führte ihm ein Heer entgegen, wobei ihm der General Alexejew zur Seite stand. Ein Zusammenstoß erfolgte aber nicht. Kornilow mochte die Unmöglichkeit erkannt haben, mit den zu ihm übergegangenen Truppen zum Ziele zu kommen und ergab sich unter der Bedingung der Schonung seinem Gegner. Die erste unmittelbare Folge dieses Zwischenspiels war eine Massenverhaftung von Generalen, die mit einer Reihe von Veränderungen in den hohen Kommandostellen verbunden war. Rußki erhielt das Kommando über die Nordostfront an Stelle Klembowskis. General Denikin, der höchste Führer der Südwestfront, der russisch-rumänischen, der sich unter der Anklage des Verrats vor dem revolutionären Gerichtshof verantworten sollte, wurde durch General Dragomirow ersetzt. Zunächst aber blieb Denikin als Verhafteter mit seinem Generalstab an der russisch-rumänischen Front zur Weiterführung der angelegten wichtigen Kampfhandlungen, um militärische Nachteile, die der Führungswechsel mit sich bringen konnte, zu vermeiden.

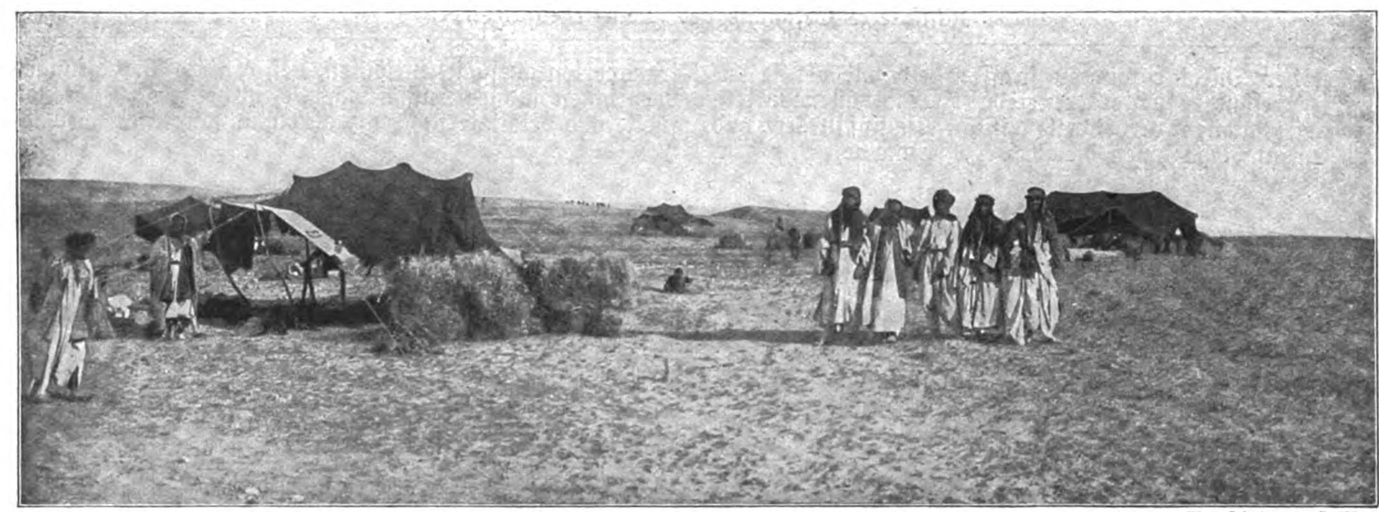
In diesem Abschnitt entspannen sich zu Beginn des Septembers wieder neue Kämpfe. Deutschen Streitkräften gelang in dem schluchtenreichen Gebirge mancher kühne Überfall feindlicher Abteilungen (siehe die Bilder Seite 282 und 283). Mackensen und der Erzherzog Joseph vermehrten den Druck auf die im Gebirge stehenden Rumänen und Russen, die zwischen den verbündeten Heeren immer noch in gefahrvoller Lage waren, obwohl sie sich unter großen Opfern für kurze Zeit einige Erleichterungen verschafft hatten. Am 2. September griffen die Rumänen sowohl die Truppen des Erzherzogs südlich vom Trotustale als auch die Mackensens bei Marasti mit starken Kräften vergeblich an; am 5. September fochten sie ebenso erfolglos bei Muncelul. In den nächsten Tagen steigerten die Russen und Rumänen ihre Angriffstätigkeit besonders zwischen dem Trotus- und dem Oitoztal, um die dort von ihren Gegnern eroberten Stellungen zurückzugewinnen. Allein ihre Stöße führten nur zur Vermehrung ihrer Verluste; durch Artilleriefeuer und im Nahkampf wurden sie äußerst blutig abgewiesen.



Junger Beduine am Tigrisufer. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Auch im Südostzipfel der Bukowina unternahmen die Russen neue Angriffe. Am frühen Morgen des 10. Septembers brachen sie zwischen Solka und dem Homorului in großen Massen vor. Ihre vordersten Sturmwellen wurden von dem Sperrfeuer der verbündeten Artillerien hinweggefegt. Trotzdem gelang es dann überlegenen Streitkräften, bis an die Stellungen der Verbündeten zu kommen und sich an einzelnen Punkten in den vordersten Gräben festzusetzen. Dabei erlitten sie aber so schwere Verluste, daß sie am nächsten Tage auf die Erweiterung ihres Gewinnes verzichteten. Dagegen griffen die Russen mit den Rumänen am 11. September westlich von Ocna fünfmal an, konnten jedoch ihre Mannschaften zunächst nicht durch das Sperrfeuer bringen und mußten, als ihnen das schließlich gelang, einem Gegenstoß wieder weichen.

In den folgenden Tagen unterblieben Angriffe der Feinde. Das Durcheinander im Innern Rußlands wirkte auch auf diese Front ein. Kerenski, der sich, obwohl er Laie war, inzwischen auch zum militärischen Oberbefehlshaber der Russen gemacht hatte, arbeitete mit zielbewußter Tatkraft an der Festigung des zerfallenden Riesenreiches, indem er sich über alle Hindernisse, vor denen er auf seinem Wege bisher noch gezögert hatte, bedenkenlos hinwegsetzte. Am 15. September erklärte die vorläufige Regierung Rußland zur Republik mit Kerenski an der Spitze. Die



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein Beduinenzeltlager am Euphrat.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Stadttor in Mosul.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Beduinenposten in Assur.

Zügel der Diktatur wurden straffer gespannt als je zuvor. Insbesondere suchte Kerenski das Heer mit allen Mitteln neu zu gestalten; er verbot den politischen Kampf in Heer und Flotte, traf Maßnahmen, die die Verzögerung von Truppentransporten ausschließen sollten, ließ weitere Verhaftungen vornehmen und setzte mißliebige Befehlshaber ab. Kerenski fühlte und betätigte sich ganz als unumschränkter Gewalthaber. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Am Rande der Verdunschlacht; August 1917.

Von Armin Steinart (F. A. Loofs).

II.

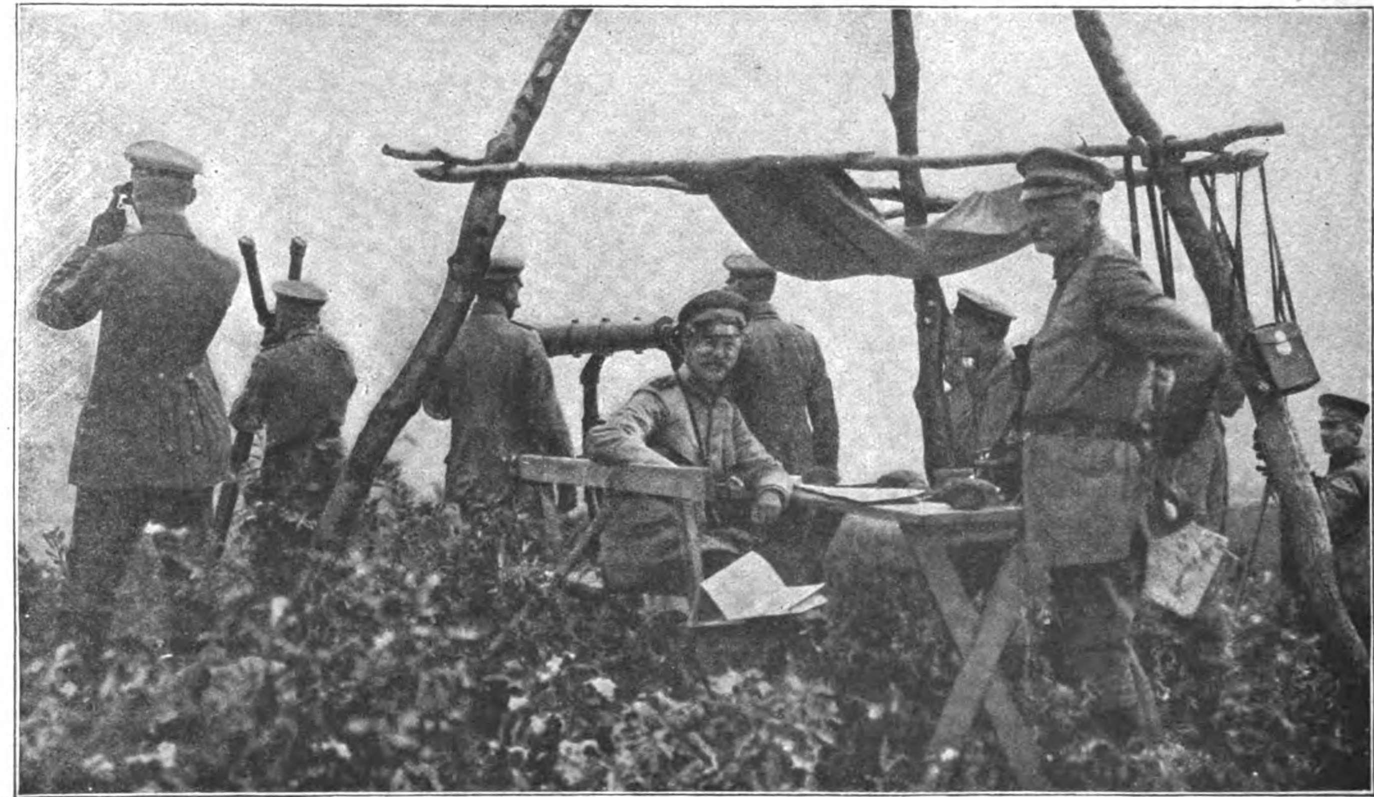
(Fortsetzung.)

Eines Abends bemerkte Menges im Horchstollen, daß das immer hörbarere Pickeln des Feindes plötzlich unerwartet nah und sonderbar hohl klang, als ob sie an der Herstellung eines großen unterirdischen Raumes arbeiteten. Als er vollends durch die dünne trennende Erdschicht ihre Stimmen hörte, wußte er, daß höchste Eile geboten war, wenn er ihnen noch zuvorkommen wollte. Jeden Augenblick konnte der Durchschlag erfolgen, oder sie ließen eine Quetschmine springen, die hier im deutschen Stollen alles Leben verschütten mußte. Wenn es ihnen vollends gelang, die vermutete große Kammer zu laden und in die Luft zu jagen, dann wurde der halbe Berg in einen Krater verwandelt.



Von den Deutschen erbeuteter russisch-belgischer Panzerwagen.

Mit dem Revolver im Stollenende auf Wache liegend, ließ er durch ein Schleppkommando einen Zentner Munition herbeipumpen (von Hand zu Hand reichen), die er in eine geräuschlos verfertigte kleine Sprengkammer einbrachte und mit einer drei Meter tiefen Schicht von Sandsäcken verdämmte. Gegen Morgen — man hatte den Feind schon seit ein Uhr nachts nicht mehr arbeiten hören — ließ er die Mine elektrisch zünden und drang nach Abzug der giftigen Gase in den Stollen ein. Nach zwei Stunden Aufräumungsarbeiten stellte er fest, daß es tatsächlich gelungen war, den etwa einen Meter tiefer liegenden französischen Stollen anzuschlagen. Den Revolver in der einen, die gelöschte Grubenlampe in der anderen Hand, ließ er sich in die Finsternis des feindlichen Stollens hinuntergleiten. Durch Abtasten der Wände fand er heraus, daß er richtig vermutet hatte. Der Franzose hatte eine große, zur Aufnahme von mindestens 2000 Zentnern Munition ausreichende Sprengkammer gebaut. Sie war so groß wie ein kleines Zimmer und hatte wohl 25 Kubikmeter Rauminhalt. Da war man gerade noch zur Zeit gekommen, um unabsehbares Unheil zu verhindern. Aber die Entdeckung allein genügte nicht. Es mußte dem Franzosen unmöglich gemacht werden, jemals wieder diesen Minengang zu benutzen. So nahm er ein paar beherzte Leute mit sich und kroch den steil ansteigenden feindlichen Schleppschacht in die Höhe. Vor sich sah er Licht. Wohl die bei den Franzosen übliche, ständige elektrische Stollenbeleuchtung. Seine Begleiter glaubten in der hochgradigen

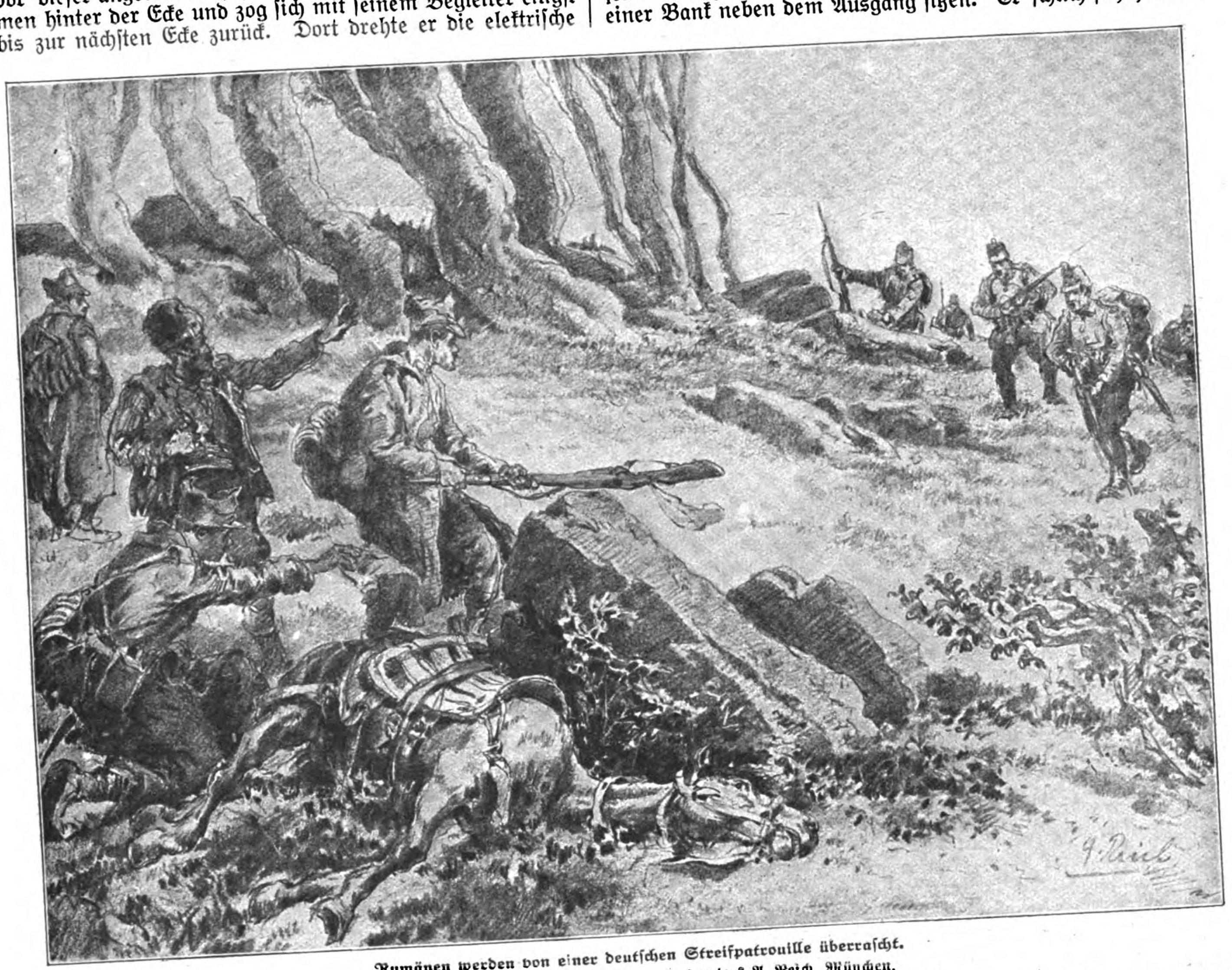


Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Generalleutnant v. Wenninger, bayrischer Divisionskommandeur, Ritter des Ordens Pour le Mérite und des bayrischen Militär-Max-Joseph-Ordens, mit seinem Stab des 18. Reservekorps in Rumänien, fiel im Alter von 57 Jahren beim Begehen der deutschen Stellungen.

Aufregung des gefährlichen Unternehmens bei der ersten Lampe Gestalten zu sehen, die sich bewegten. Doch seine kühlere Überlegung erkannte, daß sich die Kameraden von der Spiegelung der Lampe in einem blanken Lüftungsrohr täuschen ließen. Die Spiegelung veränderte ihren Platz bei jeder Bewegung der Augen und täuschte so einen sich bewegenden Stahlhelm vor. Aber wenn auch jetzt nicht, irgendwann mußte er ja auf den Feind stoßen.

So krochen sie mit äußerster Vorsicht weiter. Bei der ersten Lampe machte der Stollen ein Knie. Als sie um die Biegung herumsahen, lag ein hoher, aufrecht gangbarer, fast schmuck ausgebauter Stollen vor ihnen, der von fünf zu fünf Metern von je einer elektrischen Lampe beleuchtet war. In etwa 30 Metern Entfernung war eine erneute Biegung. Kurz vor dieser angekommen, hörte er plötzlich französische Stimmen hinter der Ecke und zog sich mit seinem Begleiter eiligst bis zur nächsten Ecke zurück. Dort drehte er die elektrische vorschiebend, näher. Als der erste von ihnen so nahe war, daß er ihn greifen konnte, gab Menges auf den zweiten Feuer. Dann stürzte er sich, während der Getroffene gellend aufschrie, auf den ersten. Statt Widerstand zu leisten, fiel ihm dieser, ein großer, starker Mensch, um den Hals und beteuerte schluchzend und stammelnd seine gute Kameradschaft und bat um sein Leben. Menges selbst war jetzt so aufgeregt, daß er dem in seinen Armen liegenden Franzosen zärtlich auf Rücken und Schultern klopfte und ihn mit fast liebevollen Worten zu beruhigen suchte. Dann gab er den Gefangenen nach rückwärts zu den Kameraden weiter und rannte dem dritten nach, der beim Dröhnen des gewaltig hallenden Schusses sofort das Weite gesucht hatte. Auch der zweite, den er angeschossen hatte, war entkommen. Fast bis zum Ende des feindlichen Stollens kam er, ohne jemand anzutreffen. Endlich sah er zwei Franzosen auf einer Bank neben dem Ausgang sitzen. Er schlich sich heran



Rumänen werden von einer deutschen Streifpatrouille überrascht.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich, München.

Lampe aus dem Gewinde, daß sie verlosch, und legte sich hinter einem Stapel leerer Sandsäcke auf die Lauer. Seinen Begleiter schickte er zurück, um sieben Mann Verstärkung zu holen. Sie kamen und blieben jenseits der Biegung in Reserve. Fast wäre eine von ihren Grubenlampen, nicht rechtzeitig gelöscht, zum Verräter geworden. Er konnte dem Unvorsichtigen gerade noch zurufen, sie zu löschen, als er drei Franzosen um die Ecke kommen sah. Aufrecht und hell beleuchtet gingen sie auf die im Dunkeln lauernde Gefahr zu. Menges hatte seinen besonderen Plan und wartete das Näherkommen der Feinde ab. Tot konnte er sie ruhig alle haben. Eine Handgranate unter sie geworfen, und keiner von ihnen würde lebendig den Stollen verlassen haben. Aber daran lag ihm nichts. Er wollte versuchen, einen von ihnen gefangen zu nehmen. Nähere Auskunft über die geplante Sprengung war dem Bataillon sehr erwünscht.

Offenbar war den drei Franzosen nicht alles geheuer. Sie kamen nur langsam, einander gegenseitig und gab auf einen von ihnen Feuer. Aber der Schuß versagte: Ladehemmung. Eine verzweifelte Lage. Wenn sie das Klicken des Schlosses gehört hatten, so war er verloren. Eine andere Waffe hatte er nicht. Gott sei Dank hatten sie nichts bemerkt. So schlich er sich leise bis zur nächsten Biegung zurück, brachte seinen Revolver in Ordnung und ging dann von neuem vor. Aber jetzt waren die beiden Franzosen verschwunden. Die Deutschen waren unbestrittene Herren des feindlichen Stollens. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, traf er die nötigen Vorbereitungen zur Sprengung. Wieder legte er sich nahe dem Ausgang mit dem Revolver auf Wache, damit kein Feind sie bei der Arbeit überraschen konnte. Währenddessen wurde eine Sprengladung von sechs Zentnern herbeigebracht. Vier Zentner davon waren französische Munition, die sie im Stollen aufgefunden hatten. Menges hoffte, elektrisch zünden zu können, da Zeitzündung bei dieser gewaltigen Sprengstoffmenge eine gewagte Sache war. Gelang es ihnen nicht, rechtzeitig aus dem Stollen zu kommen, nach-



Eine deutsche Stellung im Osten.

dem sie die Zündschnur angesteckt hatten, so waren sie verloren. Unglücklicherweise war keine elektrische Zündung mehr zur Stelle. Und während Menges danach schickte, kamen die Franzosen endlich auf den Gedanken, das elektrische Licht, das bisher ihrer Arbeit geleuchtet hatte, abzustellen. Es wurde vollkommen finster, und sie mußten auf unangenehme Überraschungen gefaßt sein. So entschloß er sich schweren Herzens zur Zeitzündung. Es war einer der aufgeregtesten Augenblicke seines bewegten Soldatendaseins, als er dem Kameraden die Zündschnur hinhielt, die dieser ansteckte. Schon in den nächsten Sekunden mußte es sich entscheiden, ob sie noch rechtzeitig herauskamen.

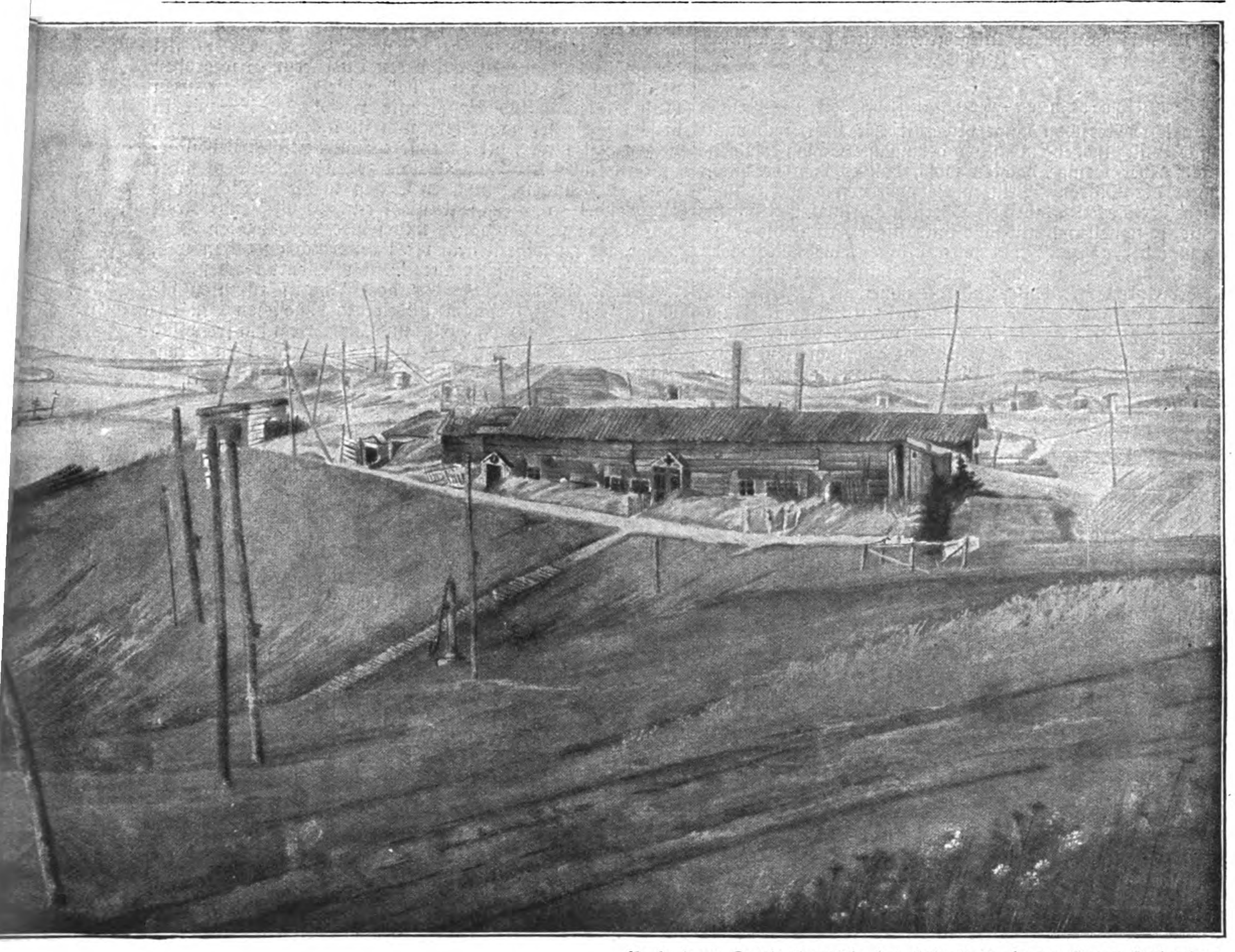
In höchster Eile jagten sie den französischen Stollen hinunter. Da stürzte einer von ihnen und verwickelte sich so unglücklich in die französische Lichtleitung, daß er sich nicht selbst befreien konnte; das bedeutete einen Aufenthalt, der ihnen allen verderblich werden konnte. Aber natürlich war keine Rede davon, den Kameraden im Stich zu lassen. Fürchterlich lange Sekunden waren es, bis es ihnen endlich gelang, ihn freizumachen. Außer Atem vom Laufen und von der Aufregung kamen sie schließlich am deutschen Stollenausgang an. Jetzt schien es fast, als wolle die Zündung versagen. Erst drei Minuten später fuhr ein Zucken durch den Berg. Der Boden schwankte und warf sie hin und her. Drüben auf französischer Seite sahen die Posten eine mächtige Sprengwolke ausblasen: die Sprengung war gelungen!

Aber noch immer war Menges nicht zufrieden. Die Franzosen konnten versuchen, durch einen Seiteneingang, den er bemerkt hatte, das gesprengte Stück zu umgehen. Auch dieser Zugang mußte also zerstört werden. Es war fast zum zweiten Male Abend geworden, als auch diese Sprengung endlich glückte. Jetzt erst, nach zweimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochener Arbeit unter Anspannung aller Kräfte, konnte Menges an Ruhe denken. Aber er fand in dieser Nacht keinen Schlaf; die Nerven rächten sich für die Gewalt, die er ihnen angetan hatte. Erst in der nächsten Nacht fand er Ruhe und schlief bis in den hohen Tag hinein. —

Das war es, was Vizefeldwebel Menges mir an der Hand der dienstlichen Meldung von seiner Unternehmung berichtete. Wir saßen im Arbeitszimmer des Kompanieführers. Vor dem Fenster lag das friedliche, heitere Tal. Ein zauberhafter Abend. Der Artilleriekampf hatte aufgehört. —

Dann setzten wir uns zu einem Glase Wein auf die Veranda. Ein Leutnant erzählte von dem Leben im Lager. Bis vor fünf Tagen, dem Beginn der Schlacht von Verdun, sei es hier fast vollkommen ruhig gewesen. Dann hätten die Franzosen begonnen, ihnen mit Flankenfeuer hinter ihren Steilhang zu schießen. Seine Baracke nebenan hatten sie durch eine Granate zerstört, unten sei eine andere mitten in das Mannschaftslager gefallen. Sie hatten es mit angesehen und gemeint, daß nicht einer von ihnen noch am Leben sein konnte. Aber nur zwei Mann waren leicht verwundet worden. Das unangenehmste seien die Gasgranaten, mit denen man sie allnächtlich bedachte. Nacht für Nacht Alarm, Nacht für Nacht die Maske stundenlang vor dem Gesicht. Und daß es die Maske war, der sie ihr Leben verdankten, bewiesen die Hunde, die am nächsten Tage krank und hilflos herumlagen, obgleich sie, ihrem Naturtriebe folgend, ganz auf die Höhe hinaufgeflüchtet waren.

Der Leutnant unterbrach seine Erzählung und wies nach



Nach einem Originalgemälde des Kriegsteilnehmers Eugen Lindenberg.

der Batterie hinüber, deren Beschießung wir vor zwei Stunden mitangesehen hatten. Auch jetzt schoß der Feind wieder dorthin. Man hörte die Geschosse heranheulen; aber sie zerbarsten nicht mit dem jähen Krach einer Granate. Es gab nur einen schwachen Knall, und wo das Geschoß aufgetroffen hatte, entwickelte sich ein dichter, weißblauer Dampf. Hier, dort, zwanzig, dreißig, fünfzig Schüsse! Jetzt war der Wald weithin von blauem Nebel durchzogen, aus dem die höheren Stämme schwarz hervorragten — Gas!

Der leichte Abendwind trieb die blaue Wolke zwischen den Bäumen heraus in das Tälchen, und als wir, fünf Minuten auf dem Rückweg, uns umwandten, hatte sie den Steilhang erreicht und die Gasalarmglocken schrillten durch das Lager. Es war fast ein schönes Bild: die malerische, farbenfreudige Barackenstadt am Hange, ein rosenfarbener Abendhimmel darüber und vom Walde herüberstreifend der lichte blaue Nebel, ähnlich den zarten Wolken, wie sie nachts aus einer Flußniederung aufsteigen. — Selbst in Gestalt der Schönheit naht der Tod!

Auch wir atmeten noch ein paar Züge des stark verdünnten, widerlich süßlichen Gases, dann waren wir aus dem Dunst heraus und schritten eilig den Windungen des Flüßchens entlang, der noch acht Kilometer entfernten Stelle zu, wo unser Wagen stand.

Eine deutsche Stellung im Osten.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Die Stellung, die unser obenstehendes Bild veranschaulicht, wird von einem ostpreußischen Landwehrregiment gehalten, das im Winter 1914/15 die schweren Einfälle der Russen in die Provinz Ostpreußen abwehren half.

Auf dem Bilde sehen wir links einen Teil der im Gouvernement Kowno liegenden russischen Stadt Widsy. Aus dem niedrigen Häusermeer ragt die Kirche hervor, eines Hamburger Baumeisters Neubau, der im Jahre 1914 kurz vor der Einweihung stand. Sie ist im Innern vollkommen zerstört, aber ihre Türme halten stand trotz der vielen Tausende von Geschossen, die die Russen herübergeschickt haben. Ich zählte an einem Dezembertage im Jahre 1916 einmal 1180 Schuß. Auch die Stadt, die von den Bewohnern verlassen worden ist, bildet seit langem ein Trümmerfeld, das täglich durch die blinde Zerstörungswut der Russen mit Geschossen aller Kaliber noch vergrößert wird. Rechts sehen wir einen langgestreckten Unterstand, der die Geschäftszimmer eines Bataillons beherbergt, dahinter, auf höherem Gelände, Mannschaftsunterstände für Reservestellungen. Am äußersten Punkte des Geländes ziehen sich die Schützengrabenlinien hin, die Stadt im Rücken liegen lassend.

Trotz des Feuerbereichs wurde bis an den Rand des Grabens geackert und gepflanzt. Durch den täglichen Kanonendonner hindurch hörte man das gleichmäßige Surren des elektrisch betriebenen Dreschmotors. In den Obstgärten der Stadt ernteten die wackeren Feldgrauen mitten unter den Trümmern der Häuser mit Lebensgefahr Äpfel und Birnen, die für Marmelade und Dörrobst Verwertung fanden. In die Tätigkeit der Krieger mischte sich die friedliche Arbeit des Bauers. In treuer Pflichterfüllung hält der alte Landstürmer stand, aufbauend, trotzend dem Tode. Die stimmungsvollen Gräber des Divisionskirchhofes zeigen in ihrer friedlichen Ruhe, daß trotz verhältnismäßiger Kampfesstille der Tod auch hier sein Reich beherrscht. Ldstm. Lindenberg.

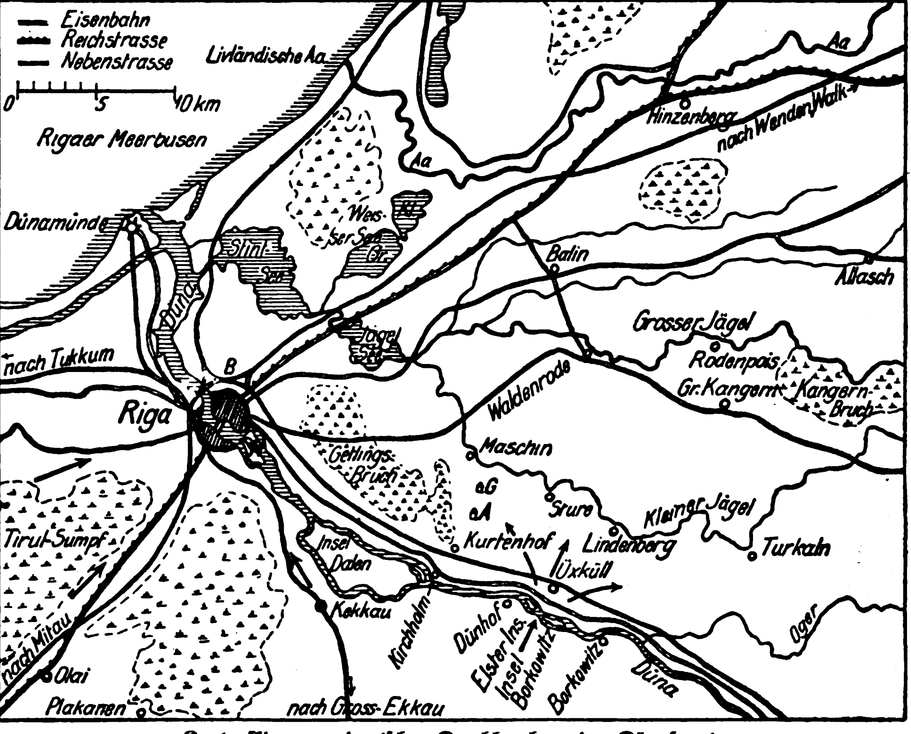
Wie Riga deutsch wurde.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

I.

(Hierzu die Bilder Seite 287 und 288, sowie die untenstehende Karte.)

Es schwebte schon lange etwas in der Luft, und man raunte es sich insgeheim zu, wo der nächste Schlag erfolgen sollte. Aber wenige dachten wohl, daß es dem betagten Führer der Ostfront, Prinzen Leopold von Bayern, und seinem bewährten Stabschef, Obersten Hoffmann, gelingen könnte, so schnell und mit solch tatkräftiger Frische die Neuordnung der ganzen Front durchzuführen, die nötig war, um nach der kaum beendeten Unternehmung in Ostgalizien und der Bukowina plötzlich mit einer neuen großen Offensive an der Nordostecke der langen Ostfront zu beginnen. Auch die Russen wußten wohl, daß irgend etwas drohe. Ihre Presse erörterte alle nur denkbaren Möglichkeiten eines Angriffs, die Militärschriftsteller zerbrachen sich den Kopf über die Art der deutschen Pläne, die neutrale Presse war voll von Andeutungen. Radko Dimitriews, des Blutschlächters von Przemysl, Nachfolger, General Parski, erklärte acht Tage vor Ausbruch des Kampfes, Rußland und Riga brauchten keine Furcht zu haben: der Brückenkopf von Riga sei die herrlichst befestigte Stelle der Ostfront, hier werde kein Feind durchkommen. Darin hatte er vielleicht sogar recht, denn der Feind tat ihm gar nicht den Gefallen, gerade dort anzupacken, sondern er erzwang den Dünaübergang bei Üxküll und rollte so den Brückenkopf von Osten her einfach auf. Dieser Brückenkopf war in der Tat eine selbst für altzaristische militärische Begriffe ungewöhnlich starke Festungsbastion. Seine Grenze führte ursprünglich von Raggasem aus vom Rigaischen Meerbusen ab östlich von Tukkum vorbei, überschritt die Aa und kam, ungefähr zwischen Mitauer Kronforst und Tirulsumpf entlang laufend, bei Olai über die Mitau—Rigaische Straße, um sich dann hinter dem Missefluß anzulehnen, bei Plakanen umzubiegen und östlich von Kekkau den Dünafluß zu erreichen.



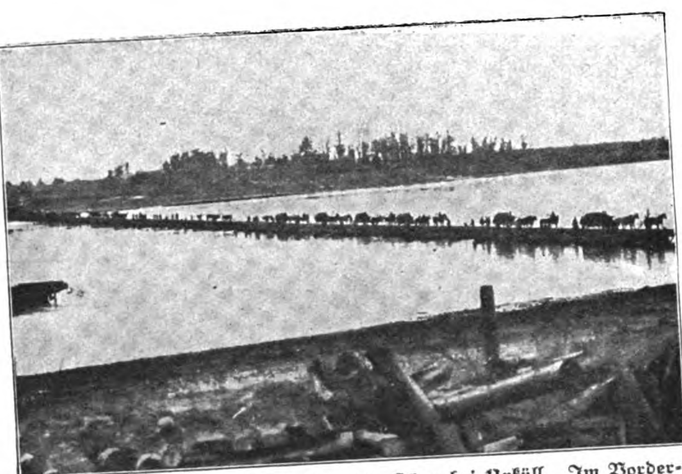
Kartenskizze zum deutschen Durchbruch an der Dünafront.
A = Amalienhof, G = Griesenhof, H = Hasenholminsel, B = Güterbahnhof.
Die Pfeile zeigen die Richtung des deutschen Angriffs.

Dieser Brückenkopf nach Westen zu, den man im Sommer 1915 bei der Eroberung Kurlands nicht hatte beseitigen können, weil strategische Gründe die Anwesenheit der dazu nötigen Truppen an anderer Stelle erforderten, war uns immer gefährlich. Im Juli 1916 versuchten die Russen zur Zeit von Brussilows großer Offensive an der Straße Kekkau—Groß-Ekkau aus ihm heraus eine Art Entlastungsoffensive, im Januar 1917 wiederholten sie den Versuch, durch einen Durchbruch auf Mitau Kurland wiederzugewinnen und von hier aus unsere Nordostfront zurückzuzwingen. Die Beseitigung des Brückenkopfes, neben dem zwei kleinere Stützpunkte und Ausfalltore auf dem westlichen Dünaufer, bei Jakobstadt und bei Dünhof (Üxküll), von geringerer, aber doch nicht zu unterschätzender Bedeutung waren, beschäftigte schon lange Zeit unsere Generalstäbler der Ostfront — aber erst im September 1917 kam der richtige Augenblick, erst um diese Zeit waren — zu Beginn des vierten Kriegsjahres, trotz aller Angriffe an der West- und an der Südfront! — die nötigen Truppen dafür frei. Der 8. Armee, ihrem schon um die Frühjahrsabwehrschlacht am Naroczsee und bei Postawy 1916 so verdienten Führer, General v. Hutier, und seinem Chef, General v. Sauberzweig, fiel die schöne Aufgabe zu, auf deren Ausführung der großen politischen Bedeutung Rigas halber die Augen der ganzen Welt blickten. Und die zwölfte Hauptstadt, die wir in diesem Weltkrieg eroberten, kam in knappen zweieinhalb Tagen fast unversehrt in unsere Hände; unter dem stürmischen Jubel der Deutschbalten zogen am 3. September deutsche Truppen von allen Seiten in die herrlich schöne alte Handels- und Hanseatenstadt ein. Deutschlands Kraft und Stärke und Rußlands und seiner Verbündeten Ohnmacht, ihr zu widerstehen, wo sie wirklich angreifen will, konnten nicht drastischer aller Welt offenbart werden.

Schon vierzehn Tage vor dem Angriff räumten die Russen erst den westlichsten Teil des Rigaischen Brückenkopfes bis zur Aa, nach Schlok und Kaugersem hin freiwillig und zogen sich wenige Tage danach auch aus dem Stützpunkt von Dünhof kampflos aufs Ostdünaufer zurück. Ob es eine gar nicht üble Nachahmung der Hindenburgstrategie war, oder ob wirklich, wie Kornilow in Moskau dem Nationalkongreß erzählte, bisher unter dem Zartum bewährte, jetzt revolutionär durchseuchte Sibiriertruppen aus Furcht vor drohenden Angriffen einfach die gefährdetsten Punkte aufgaben, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls erlitten die deutschen Pläne keinerlei Aufschub. Denn den eigentlichen Brückenkopf wollten wir, wie gesagt, gar nicht angreifen. Er war so stark ausgebaut, daß das eine zu blutige Arbeit gekostet hätte. Von Olai bis nach Riga durchziehen den Tirulsumpf wohl an die zwanzig Stellungen hintereinander, dazu kommen Seiten- und Flankenschutzwerke, Stützpunkte und Bastionen ohne Zahl, alles war aufs Sumpfgelände aufgesetzt und nach allen Regeln der Kunst befestigt, verdrahtet, gesichert. Bei Kekkau, wo man an einen Angriff der Straße nach Riga entlang von Süden her glauben mochte, ist eine Fülle von Werken und bombensicheren Unterständen entstanden, die von gründlicher und wohldurchdachter russischer Arbeit zeugt. Die Ausstattung des ganzen Brückenkopfes mit Voll- und Feldbahnen, der Bau zahlreicher asphaltglatter, breiter Bohlenwege, der das rasche Heranwerfen von Reserven in Autos und Lastkraftwagen sicherte, all das läßt das Wort des Generals Parski von dem „herrlichst befestigten Punkte der Ostfront“ als berechtigt und wahr erscheinen.

Eben deshalb griffen wir nicht dort an, sondern wagten bei Üxküll angesichts eines in günstigen geographischen Stellungen stehenden starken Gegners den Übergang über den 250 bis 400 Meter breiten Strom. Es gehörte dazu eine Summe von Vorbereitungen, die das große Waldgelände zwischen Düna und Misse auch neugierigen Fliegeraugen glücklich verbarg: die Heranschaffung zahlreicher Divisionen auf wenig Bahnen und im Fußmarsch in einen eng begrenzten, wenig bewohnten Raum, das Erstellen neuer Unterkunftsräume, das Ausbauen fester Wege im lockeren Boden des Dünaflugsandes, und vor allem die Versammlung einer stattlichen Artillerie- und Minenwerfermenge und deren Versorgung mit Munition. Eine Fülle


Blick auf die von den deutschen Pionieren geschlagene Dünabrücke bei Uxküll.


Übergang deutscher Kolonnen über die Düna bei Uxküll. Im Vordergrund verlassene russische Stellungen.


Ankunft des Deutschen Kaisers (X) in Riga. Prinz Joachim (XX) von Preußen.


Deutsche Truppenabteilungen ziehen nach der Eroberung Rigas in die Stadt ein.


Blick auf Riga von der Düna aus.


Die Eisenbahn- und die Straßenbahnbrücke von Riga.


Parade deutscher Truppen vor dem Oberbefehlshaber v. Hutier auf dem Kathedraleplatz in Riga.

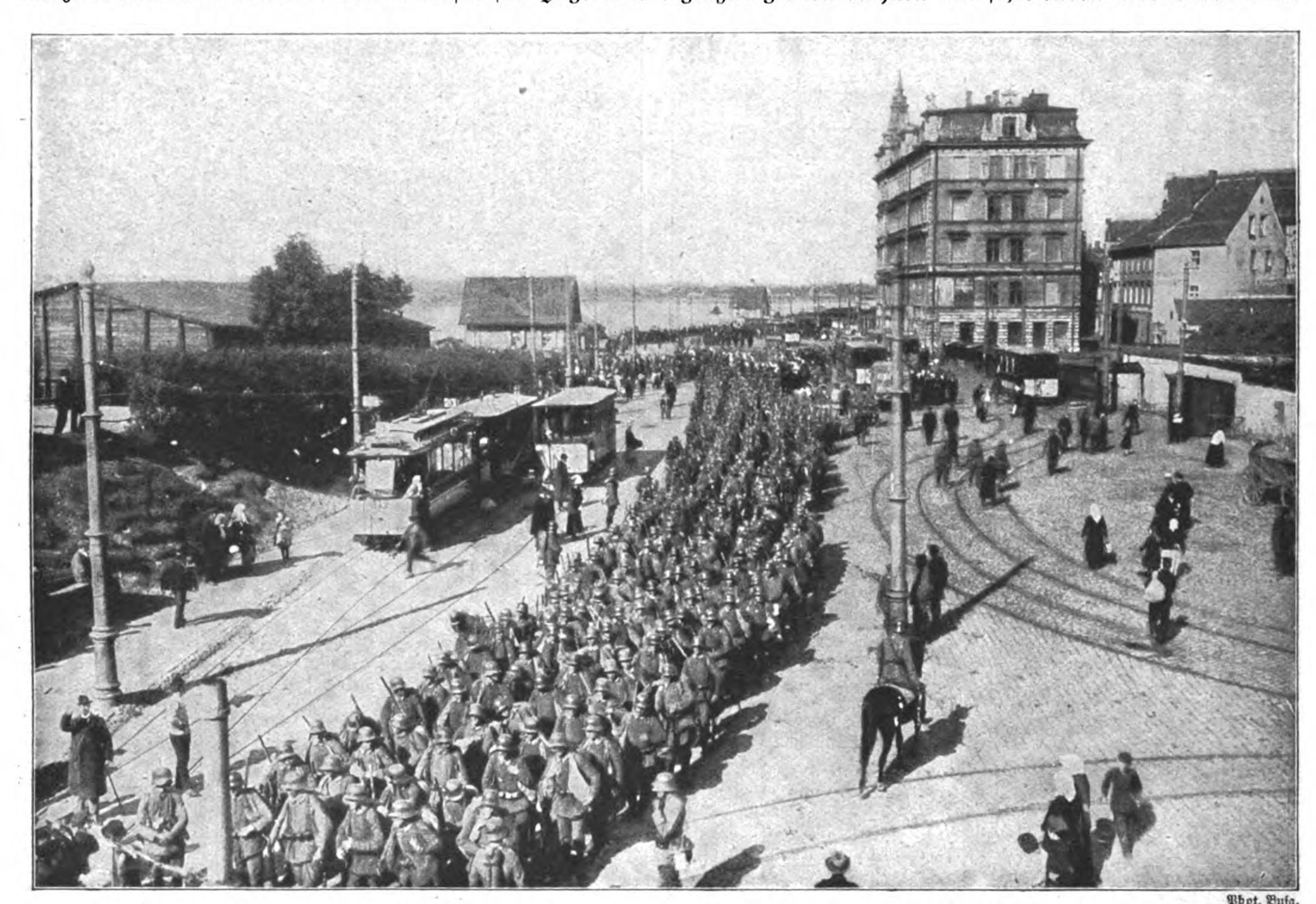

Prinz Leopold von Bayern und Oberst Hoffmann vor dem Hotel de Rome beim ersten Einzug in Riga.

Zur Einnahme von Riga.

Nach photographischen Aufnahmen des Kriegsberichterstatters Dr. Fritz Wertheimer.

angestrengtester Arbeit für Generalstäbler, Truppe, Führer bot sich, die an aller Nerven- und Arbeitskraft die höchsten Anforderungen stellte. Aber als am 31. August spät abends der Wetterprophet günstigen Wind für die geplante Vergasung meldete, war auch alles aufs beste vorbereitet. Nur die letzte fieberhafte Tätigkeit setzte noch ein: das Vorbringen und Einbauen der letzten Minenwerfer, die man, ohne dem Feinde etwas zu verraten, nicht bei Tag heranschaffen konnte, die Vorverlegung ihrer Munitionstapel, das Tragen der nahezu zweihundert Brückentrainpontone hinter den vordersten Kampfgraben, von wo aus man sie rasch zur Düna hinunterbringen konnte.

Die Düna fließt bei Üxküll, dem kleinen Dorfe, wo der erste deutsche Letten- und Livenmissionar Meinhard aus Holstein seine erste Kirche erbaute, in träger Breite dahin. Mehrere Inseln liegen im Strome, die vom Feinde besetzte größere Borkowitz- und die kleinere „neutrale" Elsterinsel darunter. Auf dem Ostufer erheben sich hinter einem ein bis zwei Kilometer breiten ebenen Landstreifen Hügel und Trümmerfeld verwandelten. Immer mehr erstarb das gegnerische Artilleriefeuer, immer weniger ratterten die feindlichen Maschinengewehre, deren Stellungen von den Minenwerfern zertrommelt wurden. Punkt neun Uhr verlegte die gesamte Artillerie ihr Feuer als einen Sperr- und Schutzvorhang hinter die zweite russische Linie und gingen, während die Minenwerfer immer noch kräftig weiter arbeiteten, die ersten Pontone an drei Stellen ins Wasser. Die Infanterie watete, um die Fahrzeuge vor dem Auflaufen auf den Ufersand zu bewahren, einige Meter weit ins Wasser, kletterte erst dann in die Boote und hielt es ebenso drüben mit dem Aussteigen. Ausgerichtet wie zur Parade zogen die ersten mit Stoßtruppen, Handgranatenwerfern und Maschinengewehren beladenen Pontone hinüber. Fast kein Schuß fiel, kein Mann wurde verwundet. Die Boote entleerten ihre Last und kehrten zurück, füllten sich rasch und zogen wieder hinüber. Das reinste Wettrudern entstand, auf der Düna wimmelte es nur so von großen grauen Kähnen mit schreienden arbeitenden Män-



Phot. Bufa.

Im eroberten Riga: Von den Einwohnern Rigas mit Blumen geschmückte deutsche Regimenter am Dünakai auf dem weiteren Vormarsch gen Osten.

Berge, auf denen die Eisenbahnlinie Dünaburg—Riga entlang führt, und die für die zweite russische Stellung eine die erste, die Flußstellung, überhöhende günstige Lage boten. Diese zweite Stellung mußte gleich im ersten Ansturm genommen werden, wollte man nicht vor den Bergen in schwieriger Lage sitzen bleiben und neue Artillerievorbereitung zum Nehmen dieses schwierigen Hindernisses leisten müssen.

Am 1. September morgens vier Uhr vergasten die deutschen Feldgeschütze zwei Stunden lang die gegnerischen, genau durch die wochenlange Arbeit der braven Flieger erkundeten Batteriestellungen. Als der Russe sich die Augen rieb, wach wurde und mit Vernichtungsfeuer auf die gefüllten deutschen Gräben antworten wollte, war es schon zu spät, er beschädigte nur wenige Pontone, dann wirkte das Gas und vertrieb die Bedienungsmannschaften eiligst. Punkt sechs Uhr setzte dann die schwere Artillerie mit Wirkungsfeuer auf Lager und Anmarschstraßen des Gegners ein, während Hunderte von Minenwerfern die Flußstellung der Russen mit Zehntausenden von Minen aller Kaliber zudeckten und in ein riesiges Trichter- und nern. Als die ersten Kompanien gebildet waren, stießen sie sofort, ohne weitere Unterstützung abzuwarten, vor, überrannten die erste Stellung, kletterten die Berge hinan, drangen in die zweite Linie ein, nun schon gefolgt von den Ketten und Schwarmlinien der nach ihnen übergesetzten Truppen, und hatten bereits nach wenigen Stunden das angegebene Ziel des ersten Tages weit überschritten. Auf den Pontonen gewannen inzwischen die Resttruppen der ersten Stoßdivisionen mit ein wenig Artillerie das andere Ufer, dann fuhren die Pioniere gleich die ersten Pontonbrücken ein, und nach wenigen Stunden zogen die gesamten Trains und Bagagen nach, denen sich die Divisionen der zweiten Linie anschlossen, die sich langsam an ihre zugewiesenen Punkte vorschoben. Schon kamen die ersten Gefangenen an, schon meldete die Infanterie, daß sie eroberte neue und vollständig unversehrte feindliche Geschütze einfach umgedreht habe und mit ihnen die fliehenden Russen beschieße. Gleich der erste Tag brachte einen vollen, zudem für uns fast unblutigen Erfolg, der die Gewähr für das Gelingen des ganzen Planes in sich trug. Am nächsten Tage, dem Sedanstage, ging es flott weiter gen Riga. (Forts. folgt.)

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die schweren Verluste der **Engländer** in den beiden ersten Flandernschlachten im Sommer 1917 legten die Vermutung nahe, daß die Feinde zur Wiederaufnahme ihrer Angriffe eine längere Pause nötig haben würden, falls sie nicht etwa schon von der Nutzlosigkeit weiterer Unternehmen überzeugt sein sollten. Dazu kam noch, daß in England die Unzufriedenheit immer mehr um sich griff, weil die Lebensmittelpreise fortwährend weiter in die Höhe gingen, was schließlich zu Arbeiterunruhen führte. Der Gewerkschaftskongreß in Blackpool erließ eine Kundgebung gegen den Wucher, und in Liverpool plünderten 6000 Arbeiter im Hafengebiet verschiedene große Lebens- und Genußmittelniederlagen; ein schwerer Zusammenstoß von Polizei und Truppen mit den Plünderern war die Folge davon. Zahlreiche Tote blieben dabei auf dem Platze. Selbst in Australien machte sich der Widerwille gegen die Teuerung und den Krieg in Kundgebungen Luft, die besonders in den großen Städten Melbourne und Sidney mit schweren Ausschreitungen verbunden waren. In Riesenversammlungen wurde die sofortige Rückführung der australischen Truppen verlangt, die auf den asiatischen, afrikanischen und europäischen Kriegschauplätzen verbluteten. Das waren Unglücksnachrichten für England, um so mehr, als auch in den Vereinigten Staaten, die fast allein noch für die Versorgung des Inselreiches mit Getreide in Betracht kamen, verschiedene große Mühlen wegen Getreidemangels ihren Betrieb einstellen mußten.

Diese Verhältnisse zwangen den Marschall Haig, möglichst rasch eine günstige Wendung anzubahnen. Vermehrter Artilleriekampf und häufige englische Erkundungen leiteten bald eine neue große Schlacht in Flandern ein. Oftmals ließen heftige Erkundungsgefechte und starke Teilangriffe, wie in der Nacht zum 10. September, den Ausbruch eines Hauptstoßes erwarten; aber die Engländer begnügten sich zunächst mit schwächlichen Teilunternehmen, mit denen sie wohl die Schlacht im Gange erhielten, die ihnen aber keine Möglichkeit boten, eine Änderung der Kampflage zu ihren Gunsten herbeizuführen. Südöstlich von Langemark und nördlich von Frezenberg brachen starke englische Angriffe im Abwehrfeuer der Deutschen zusammen.

Auch im Artois und bei St. Quentin wogten Angriffe und Gegenangriffe hin und her. Bei der Malakoff-Ferme eroberten am 10. September die Deutschen Geländeverluste zurück, und östlich von Villeret bemächtigten sich die Feinde eines kleinen Stückes deutscher Stellungen.

Am nächsten Tage schwoll das englische Feuer vom Houthoulsterwalde bis nach Ypern mächtig an, doch hielten die Feinde an diesem wie auch am folgenden Tage mit Infanterievorstößen auffallend zurück. Eine gewisse Kampfruhe herrschte auch bis in den Nachmittag des 12. Septembers. Neue wuchtige Artillerieüberfälle des Feindes, die von den Deutschen stets kräftig niedergekämpft wurden, ließen dann auf bevorstehende weitere Ereignisse schließen. Unterdessen arbeiteten die Deutschen beharrlich an der Sicherung und Festigung ihrer Linien und gingen stellenweise auch daran, den Gegnern verbliebene Nester auszuräumen. So stürzten sich in der Nacht zum 13. September Württemberger auf den Feind und vertrieben ihn aus einem Waldstück nördlich von Langemark, wobei sie zahlreiche Gefangene machten. Nach heftigem Trommelfeuer auf weitgestreckter Front gingen die Feinde Tags darauf vormittags bei St. Julien, aus dem sie von den Deutschen schon einmal wieder vertrieben worden waren, zum Angriff über und gewannen zunächst Raum. Einem deutschen Gegenstoß vermochten sie jedoch nicht standzuhalten; sie wurden zurückgedrängt, erlitten starke blutige Verluste und büßten 33 Gefangene ein. An anderen Punkten der Front blieben die Deutschen mit kleineren Unternehmungen ebenfalls im Vorteil; bei Dixmuiden zum Beispiel hob eine Streiftruppe einen belgischen Unteroffizierposten auf, bei Neuve Chapelle wurde eine Anzahl Portugiesen und nördlich von Boursies Engländer gefangen genommen.

Während die Feinde im Raume von Lens in diesen Tagen noch geringere Tätigkeit entfaltet hatten als in Flandern, steigerte sich südöstlich von Arras ihr Feuer am 15. September nachmittags schlagartig zu größter Wirkung. Dann brachen



Vorgehen im Schutze von Nebelbomben.

die Engländer unter dem Schutze von künstlichem Nebel in 1500 Metern Breite bei Chérisy zum Angriff vor. Starker Einsatz von Flammenwerfern und Panzerwagen sollte ihnen den Erfolg sichern. Die machtvolle deutsche Gegenwirkung brachte den gut angelegten Vorstoß aber doch bald zum Scheitern. Maschinengewehr- und Geschützfeuer hinderte die Annäherung der feindlichen Sturmkolonnen, und was von ihnen trotzdem in die deutschen Gräben kam, wurde im Gegenstoß vernichtet oder in die Flucht geschlagen. Dagegen hatten die Engländer an demselben Tage in Flandern einen kleinen, aber unter den blutigsten Opfern erzielten Erfolg, indem sie an der Straße Menin—Ypern in Kompaniebreite in die vordersten Gräben der Deutschen eindrangen. Bei guter Sicht war die Artillerietätigkeit der Engländer am nächsten Tage wieder erheblich stärker; mehrfach lag Trommelfeuer auf den deutschen Linien. Die Deutschen antworteten lebhaft mit ihren Geschützen und verursachten große Zerstörungen in den englischen Batteriestellungen und Gräben. Viele Volltreffer vernichteten englische Munitionslager und Stapel; bei Frezenberg explodierte auch ein Tank.

Trotz des ausgiebigsten Zerstörungsfeuers hielten die Feinde ihre Infanterie immer noch zurück, während die Deutschen eine Reihe von kleinen Vorstößen ausführten und unter anderem südlich vom Houthoulsterwalde nach erbitterten Kämpfen auch einen Teil der englischen Stellung einnahmen. Am 17. und 18. September setzten die Engländer ihre heftigen Feuerüberfälle einstweilen ohne nachfolgende Infanterieangriffe fort. Die Deutschen hatten aber bemerkt, daß die Gegner in ihren vordersten Linien zahlreiche Streitkräfte zusammenzogen, zu deren Empfang sie entsprechende Vorbereitungen trafen (siehe die Bilder Seite 291). Auch versahen sie ihre Abwehrtruppen mit ausreichenden Kriegsgeräten und Lebensmitteln, die lange Wagenkolonnen auf den Etappenstraßen nach vorn beförderten (siehe Bild Seite 293). Englische Transporte, die die deutsche Artillerie am 18. September am Zillebeker See und bei Pilkem bemerkt hatte, wurden unter Feuer genommen und schwer geschädigt. Der Etappenverkehr der Engländer war übrigens so eingerichtet, daß die neu eintreffenden Truppen mit den Verwundetentransporten möglichst nicht in Berührung kamen, damit sie mit größerer Zuversicht in den Kampf gehen sollten. Diese Vorsichtsmaßregel war getroffen worden, weil sich die Fälle von Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht beträchtlich vermehrt hatten.



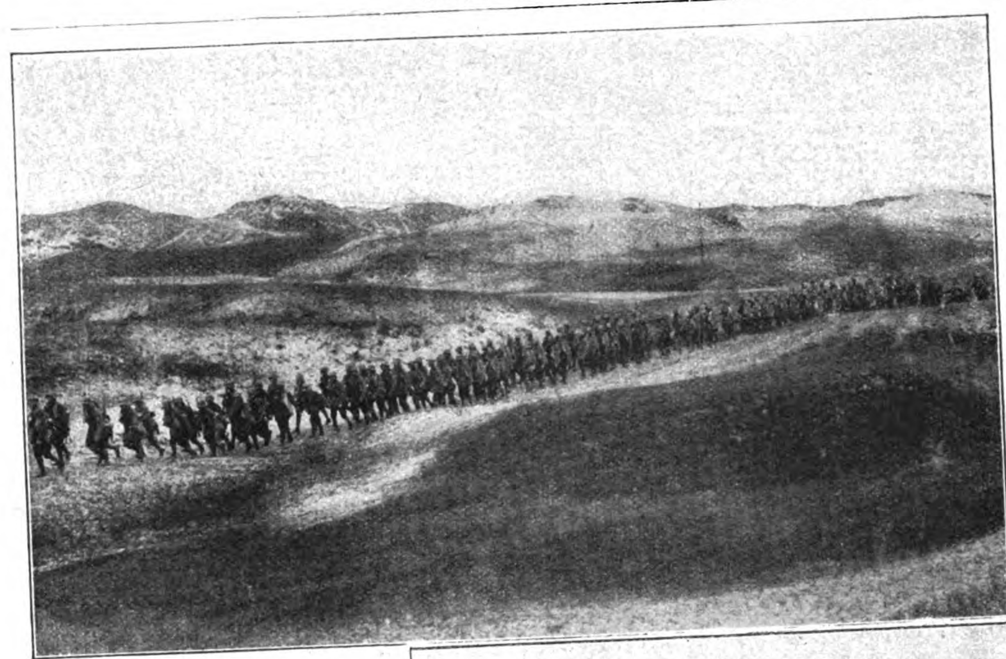
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant Otto v. Rompf, vom König Ludwig von Bayern wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde mit dem bayrischen Militär-Max-Josephs-Orden ausgezeichnet, mit dem der persönliche Adel verbunden ist, fiel an der Spitze seiner Kompanie.

Den ganzen 19. September über lag das englische Geschützfeuer mit ungeheurer Heftigkeit auf den deutschen Linien. Bei St. Julien stießen schon morgens eine Anzahl englischer Bataillone mehrmals vor, doch wurden sie vollständig zurückgeschlagen. Bei Langemark erstickte ein englischer Angriffsversuch bereits im deutschen Abwehrfeuer. Nachmittags trafen starke englische Stoßtruppen hart südlich von der Straße Ypern—Menin unter dem Schutze eines Tanks Angriffsvorbereitungen; sie wurden aber zerstreut, und ihren Streitwagen vernichtete ein deutscher Volltreffer. In demselben Abschnitt schickten die Engländer in den Abendstunden neue Kämpfer mit mehreren Tanken vor, die sofort auch in den deutschen Feuerhagel gerieten. Unterdessen erreichten die englischen Vorbereitungen zum Hauptangriff ihren Höhepunkt. Zwischen Langemark und Hollebeke feuerten die Engländer aus Minenwerfern und Geschützen auch die Nacht hindurch, was aus den Rohren ging; am 20. September morgens halb sechs Uhr wurde der Artilleriekampf aufs höchste gesteigert. Mittels Gasgranaten begannen die Engländer weite Strecken der deutschen Front mit Flammenwerfern zu vergasen, und gleichzeitig erzeugten sie künstliche Nebelwolken (siehe Bild Seite 289). Dann erschienen die Sturmkolonnen hinter schwerfällig daherpolternden, zahlreichen Tanken, denen bombenwerfende Flieger, die auch mit Maschinengewehren in den Kampf eingriffen, voranflogen. Was die Engländer an Menschen und technischen Kampfmitteln aufzubringen vermochten, setzten sie jetzt gegen die deutschen Stellungen in dem Abschnitt Langemark—Hollebeke auf 12 Kilometern Breite ein, also auf wesentlich kleinerem Raum als in den zwei ersten Schlachten. Diese hatten auf einer Frontbreite stattgefunden, die bis zu 30 Kilometern umfaßte.

Gleich zum Beginn der Schlacht erlitten die Feinde, diesmal nur englische Truppen, durch das deutsche Sperrfeuer ganz fürchterliche Verluste. Mit solchen hatte die englische Führung allerdings gerechnet, weswegen sie schon am ersten Angriffstage 9 Divisionen, darunter 3 Divisionen Australier, die sich immer als besonders stoßkräftig erwiesen hatten, in den Kampf schickte. Doch weder die Tapferkeit der Australier und ihrer englischen Kameraden, noch die aus Geschützen und Maschinengewehren ununterbrochen feuernden Tanke, noch die Massengeschwader der Flieger vermochten den Widerstand der Deutschen zu überwinden. Die Stoßkraft der Angreifer wurde schon in dem von Hunderttausenden von Granaten und Minen aufgewühlten Trichterfeld der vorderen deutschen Linien gebrochen. In dieses wegen der Zerstörung jeder Verteidigungseinrichtung zur einheitlichen Gegenwehr kaum noch geeignete Gelände drangen die Feinde bis zu einem Kilometer tief ein, in der Richtung auf Paschendaele und Gheluvelt vermochten sie sogar noch um ein weniges weiter vorzurücken. Dann traf sie aber der deutsche Gegenstoß mit voller Gewalt und warf sie auf der ganzen Linie wieder auf das Trichterfeld zurück. Der Tag endete mit einem schweren Mißerfolg der Engländer. Um ihn zu verbergen, nannten sie in ihrem Bericht eine Reihe von Geländepunkten als erobert, unterließen aber, dabei zu bemerken, daß es sich nur um hart am Rande der englischen Linien liegende Waldabschnitte oder Höfe, oft genug auch nur um eingebürgerte Namen für gewisse Stellungsteile der vordersten deutschen und englischen Linien handelte, die selbst auf genauen Karten nicht zu finden waren. Die Engländer steckten immer noch im Trichterfelde, wenn auch wenige hundert Meter ostwärts ihrer Ausgangslinien.

Haig setzte seine Hoffnung auf den folgenden Tag. An diesem zeigte sich aber nur noch deutlicher, wie hoffnungslos es mit dem englischen Durchbruchsversuch auch diesmal bestellt war. Klares Wetter erleichterte den Engländern, die deutschen Stellungen und Batterien ausgiebig durch Artillerie zu bekämpfen. Teilangriffe, die am Vormittag zwischen Langemark und Frezenberg unternommen wurden, kamen nicht vorwärts. Nach stärkster Feuersteigerung zwischen sechs und sieben Uhr abends erfolgte dort ein Hauptangriff. Aber selbst die Zusammenfassung aller Kampfmittel konnte nicht verhindern, daß der Vorstoß schon etwa 50 Meter vor den deutschen Stellungen zusammenbrach. Östlich von St. Julien gelang ein Einbruch von geringer Tiefe; allein ein deutscher Gegenstoß stellte auch hier die frühere Lage wieder her. Bei Strombek konnten sich die Engländer in einem Grabennest festsetzen; doch auch aus diesem wurden sie wieder vertrieben. Zwischen Zonnebeke und Gheluvelt erstickte der feindliche Sturm im deutschen Abwehrfeuer. Als gegen zehn Uhr nachts auf der ganzen Front eine Kampfpause eintrat, sahen sich die Feinde auf der ganzen Angriffslinie in ihre Ausgangstellungen zurückgeworfen. Der dritte





Kampftag, der 22. September, erwies, daß die Stoßkraft der Feinde bereits verbraucht war. Die Engländer beschossen zwar die deutschen Stellungen nachdrücklich weiter, brachten ihre Divisionen aber nicht wieder zu einem Gesamtangriff vor. Das deutsche Abwehrfeuer, das auch an diesem Tage verheerend wirkte, ließ feindliche Stoßversuche nicht zu; nur östlich von St. Julien kam es zu verschiedenen Teilangriffen, die sämtlich abgeschlagen wurden.

Lebhaft tätig waren an diesem Tage auch die deutschen Flieger. Bei Poperinghe zum Beispiel brachten deutsche Geschwader unter anderem einen Munitionszug zur Explosion. Der Verlust der Engländer an Flugzeugen betrug im Verlauf der drei Kampftage 53 Stück. Auch in der Vorbereitungszeit der dritten Flandernschlacht hatten sich die deutschen Flieger hervorgetan. Die Oberleutnante Berthold und Schleich, die Leutnante Wüsthof und Adam sowie der Vizefeldwebel Thom wurden im deutschen Tagesbericht als Sieger genannt. Oberleutnant Dostler (siehe Bild Seite 295) erhielt für seine Leistungen den Orden Pour le Mérite. Deutsche Flugzeuge (siehe die Bilder Seite 294) eilten mit ihren Bombenlasten weit in das feindliche Hinterland und störten die Herbeiführung von Truppen und Munition. Die Gegner dehnten ihre militärisch bedeutungslosen Flüge hinter die deutsche Front in dieser Zeit sogar bis nach Stuttgart aus, wo sie aber keinen Schaden anrichteten. Aus Geschwadern, die am 16. September zwei Angriffe auf Kolmar unternahmen, wurden zwei Flugzeuge durch deutsche Abwehrflieger herausgeschossen.

Der Abwehrsieg der Deutschen in der dritten Flandernschlacht war aber nicht nur dem vollendeten Zusammenwirken der deutschen Artillerie, Infanterie und der Flieger zu danken, einen wesentlichen Anteil daran hatten auch die deutschen U-Boote (siehe Bild Seite 296), indem sie die Beförderung von Truppen und Kriegsbedarf nach Möglichkeit unterbanden. Im August versenkten sie im ganzen 808000 Tonnen Schiffsraum und vermehrten dadurch ihre Gesamtbeute seit dem 1. Februar 1917 auf 6303000 Bruttoregistertonnen. Mit den vernichteten Handelschiffen waren auch allein im Mittelmeer bis dahin 226 Geschütze untergegangen.

Ein Heilmittel gegen die „U-Bootpest" hatten die Feinde immer noch nicht gefunden. Die U-Bootfallen konnten die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen und Vorrichtungen, durch die sich gefährdete Schiffe in dichte Qualmwolken einhüllen konnten, um so den Tauchbooten das feste Ziel zu nehmen, erwiesen sich gleichfalls nicht als ausreichender Schutz. Ebenso unsicher war die Zusammenstellung mehrerer Schiffe, die von Kriegsfahrzeugen geleitet wurden. Gerade aus solchen Geleitzügen schossen deutsche U-Bootführer mitunter gleich mehrere Dampfer heraus, wie der Kapitänleutnant Marschall (siehe Bild Seite 296), der im Mittelmeer die französischen Truppentransportdampfer „Parana" (6000 Tonnen) und „Admiral Olry" (5500 Tonnen), ferner einen anderen tiefbeladenen Transportdampfer aus stark gesicherten Geleitzügen herausschoß. Ähnliche Taten verrichteten die U-Boots-



Oberes Bild: In Stellung gehende Truppen in den Dünen. — Mittleres Bild: Minenwerfer bei der Arbeit in den Dünen. — Unteres Bild: Minenwerfertrupp geht in Stellung.

Beim Marinekorps in Flandern.

Nach Photographien des Bufa.

kommandanten Salzwedel und Gerlach (siehe die Bilder Seite 296). Ein englisches Kriegsfahrzeug von der Art des Kanonenbootes „Halcyon" wurde am 5. September nachts torpediert. Der Treffer konnte beobachtet werden, nicht aber, ob das Schiff sank. Ein anderes U-Boot traf am 9. September im Ärmelkanal einen kleinen englischen Kreuzer der „Arabis"-Klasse mit einem Torpedo, der eine Munitionsexplosion hervorrief, durch die das Achterschiff des Kreuzers dicht hinter dem Großmast abgerissen wurde, was wahrscheinlich den Untergang des Kriegschiffes zur Folge hatte.



Ansicht des Dorfes Braye im Gebiete der Aisne, bei dem andauernd die heftigsten Kämpfe stattfanden. Phot. Photothek, Berlin.

Auch deutsche Marineflugzeuge beteiligten sich am Handelskrieg; solche versenkten am 9. September in der Themsemündung einen englischen Dampfer. Das auf der Jagd nach deutschen U-Booten befindliche französische Seeflugzeug „D 40" wurde am 17. September in den Hoofden von einem deutschen U-Boot abgeschossen. Die drei Insassen, ein Mechaniker und zwei Offiziere, gerieten in Gefangenschaft.

Am 22. September erschien ein englischer Monitor vor Ostende und beschoß die Stadt. Dabei trafen die Feinde lediglich die Kathedrale, in der gerade Frühmesse abgehalten wurde, töteten mit ihren Granaten 7 Belgier und verwundeten 24. Solche Heldentaten lagen den Engländern; stärkeren deutschen Seestreitkräften gingen sie aber aus dem Wege, wie den Verstärkungen, die sich nach dem Seegefecht an der dänischen Küste am 1. September (siehe auch Seite 263 und Bild Seite 297) zeigten. —

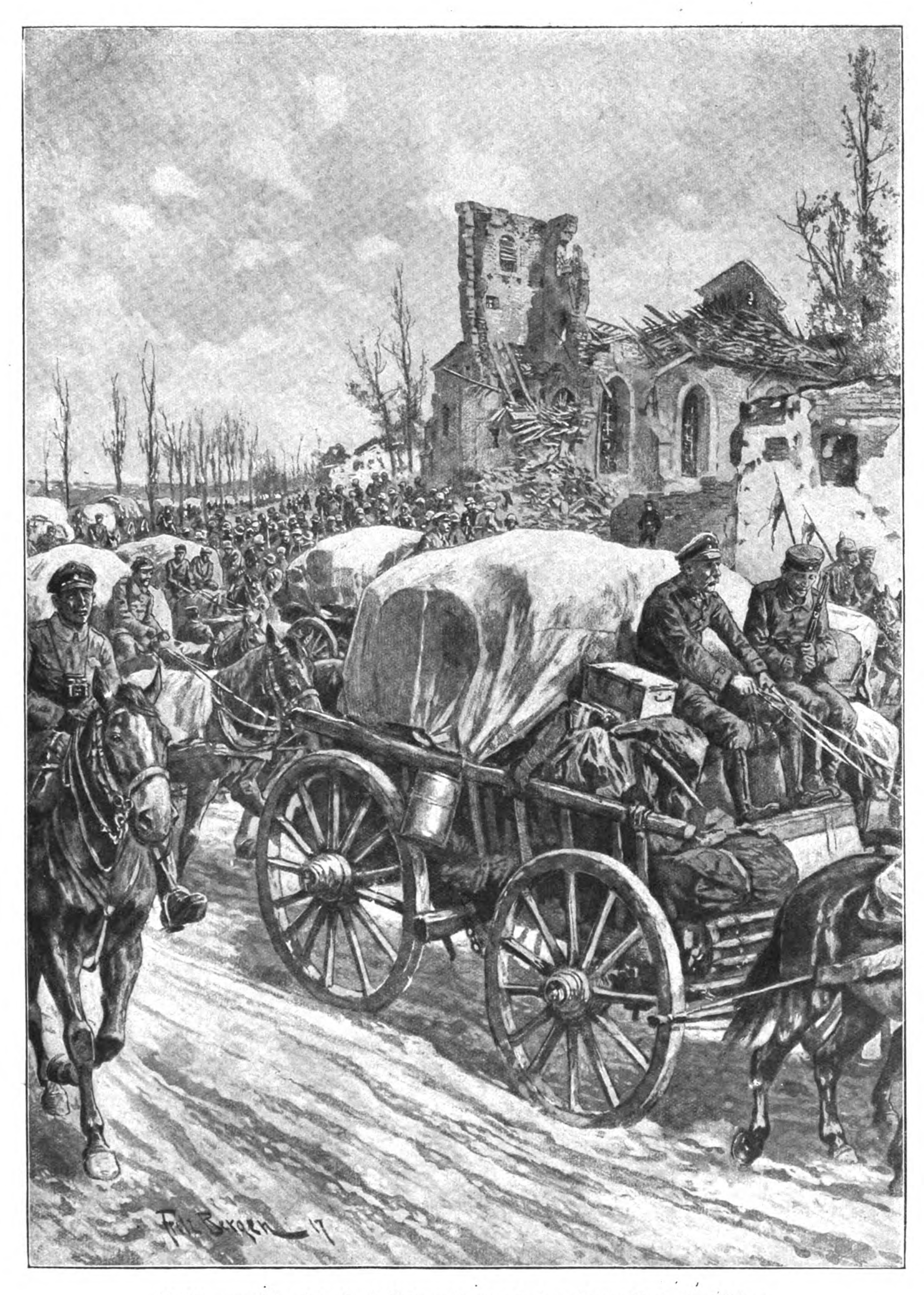
* * *

Die Franzosen unterstützten die Engländer in der dritten Schlacht in Flandern nur mittelbar durch einen Entlastungsangriff um Verdun, den sie schon einige Tage vor dem Beginn der englischen Vorstöße einleiteten. An den neuen deutschen Linien erprobten sie ihre Kraft einstweilen vergeblich. Auf dem östlichen Maasufer waren die Deutschen am 9. September dabei, die Nachteile, die sich für sie in den letzten Tagen ergeben hatten, in geschickt angelegten Gegenunternehmungen wieder auszugleichen. Sorgfältig vorbereitete französische Infanterieangriffe von Samogneux bis an den Ostrand der Côte Lorraine hatten hier wieder zu einem Durchbruch führen sollen; allein die deutsche Gegenwirkung hielt die neue französische Sturmflut rechtzeitig auf. Die geringen Anfangserfolge der Franzosen waren wett gemacht worden; in Gefechten am Fosseswalde setzten sich die Deutschen wieder in den Besitz seines Nordostzipfels und bedrängten auch im Chaumewald und an der Baux-Kreuz-Höhe die französischen Eindringlinge. Von zwei verschiedenen feindlichen Divisionen wurden über 100 Gefangene eingebracht.

Vom Fosses- bis zum Chaumewalde holten die Franzosen schon am nächsten Tage auf 3½ Kilometer breiter Front von neuem zu einem großen Angriff aus. Ihr erster Stoß brach im deutschen Feuer zusammen; als sie abermals vordrangen, setzten die Deutschen einen Gegenangriff an. Kühne Stoß-

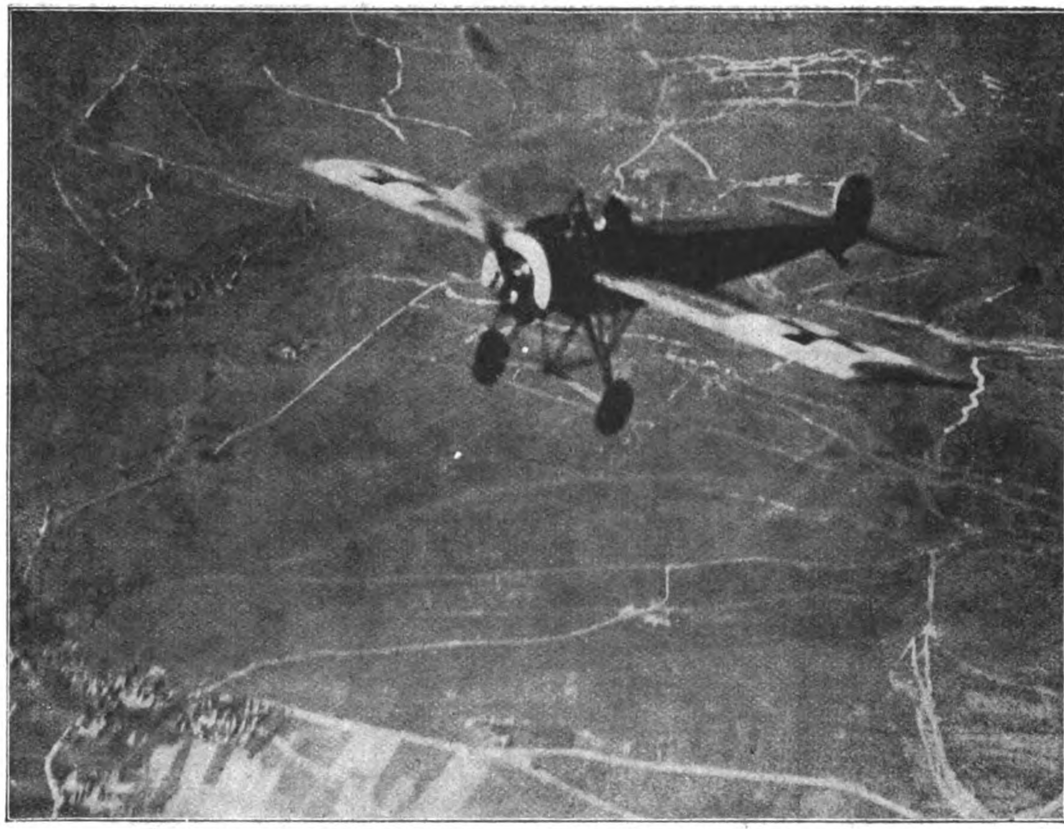


Soldaten einer deutschen Sturmtruppe bringen vor Verdun ein Maschinengewehr in Stellung. Phot. Rich. Spelling, Berlin.



Zufuhr von Kriegsbedarf und Lebensmitteln auf einer Etappenstraße im Westen.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

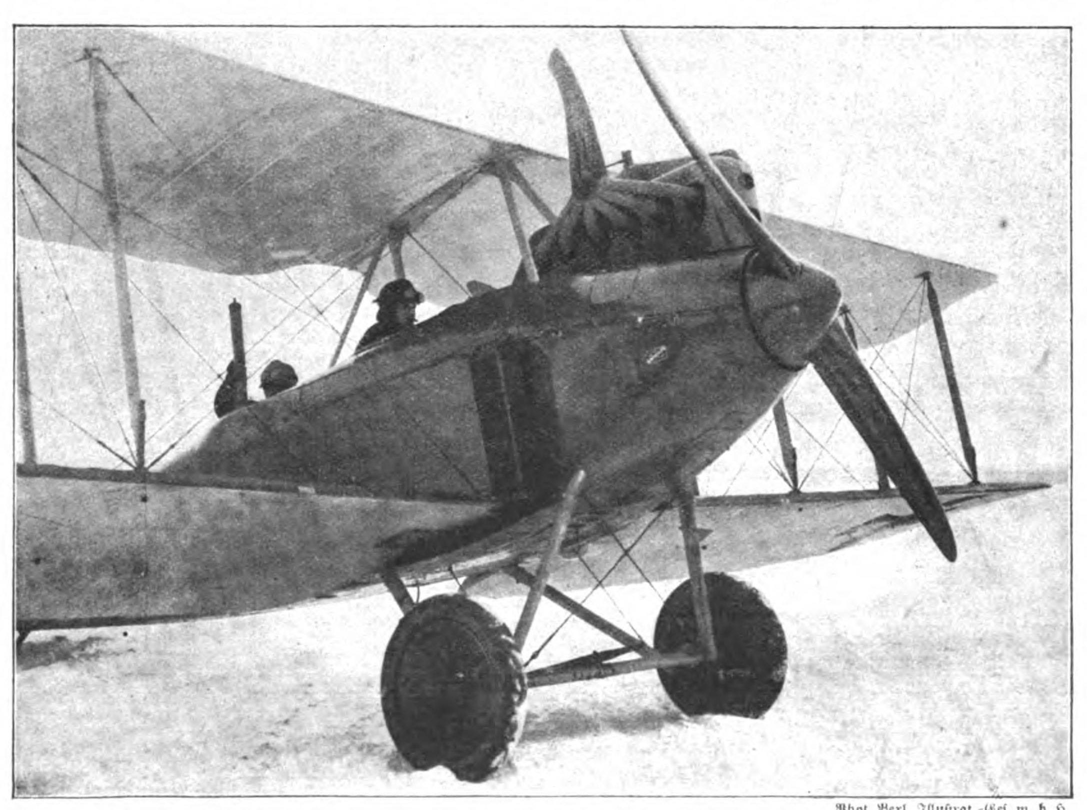


Deutsches Einsitzer-Jagdflugzeug, von einem deutschen Flieger aufgenommen.

truppen brachten unter den schwierigsten Umständen Maschinengewehre in der Flanke der feindlichen Streitkräfte in Stellung (siehe Bild Seite 292), und nach kurzer Zeit hatten die Franzosen wieder eine empfindliche Niederlage erlitten. Südlich vom Wavrillewalde, wo der Feind einen Einbruch durch neue kraftvolle Feuerwirkung mit nachfolgendem Massensturm erweitern wollte, machte deutsches Sperrfeuer allen Vorstoßversuchen rasch ein Ende.

Dieser schwere Mißerfolg zwang die Franzosen, Tags darauf auf dem östlichen Maasufer Ruhe zu halten. Dafür unternahmen sie in der Champagne östlich von der Straße St. Hilaire—St. Souplet einen scharfen Angriff, der aber blutig zurückgewiesen wurde. Nachdem sie durch schweres Artilleriefeuer tagsüber die deutschen Gräben zusammengeschossen zu haben glaubten, stürzten abends gegen halb acht Uhr ihre Sturmwellen gegen die Trümmer der deutschen Hindernisse vor. Das deutsche Abwehrfeuer lichtete jedoch die Reihen der feindlichen Streiter so rasch und so vollkommen, daß sich ihre Reste schon nach wenigen Minuten entsetzt zur Flucht wandten. Nach einer Viertelstunde ließen die Franzosen neue Kräfte vorgehen. Auch diese wurden von deutschen Verstärkungen nach einem Nahkampf mit dem Bajonett zurückgeschlagen, wobei die Franzosen viele Gefangene einbüßten. Erst am 14. September rafften sich die Franzosen in diesem Abschnitt nochmals zu einem Angriff auf. Ihr Ziel suchten sie diesmal durch einen überraschenden Vorstoß ohne Feuervorbereitung zu erreichen. Schwache deutsche Streitkräfte wehrten die Feinde aber ab; nur an zwei Stellen gelangten die Franzosen in die deutschen Linien, aus denen sie von Reserven wieder vertrieben wurden.

Auf dem Ostufer der Maas hatten die Feinde inzwischen nur wenig Angriffsneigung gezeigt. Einigemal standen zwar nach starker Artilleriewirkung Stoßbataillone in den französischen Linien bereit, doch wagten sie nicht, im Feuer der deutschen Batterien vorzugehen. Am 14. September unternahm eine bewährte badische Division an einem der wichtigsten Abschnitte auf dem östlichen Maasufer einen Gegenstoß, der ganz nach Wunsch verlief. Nach erbitterten Kämpfen war es den Franzosen dank der verheerenden Wirkung ihrer Artillerie endlich gelungen, den Deutschen die Vaux-Kreuz-Stellung zu entreißen. Sie zurückzugewinnen war die Absicht der Deutschen, die ihre letzten Vorbereitungen in der Nacht zum 14. September vollendeten. Der Feind hatte von dem Vorhaben nichts bemerkt. Um sechs Uhr ergoß sich aus hundert Schlünden von Minenwerfern und Geschützen aller Art Tod und Verderben in die französischen Linien. Die feindliche Artillerie war so überrascht worden, daß sie mit der Abwehr erst eine halbe Stunde später beginnen konnte. Als um diese Zeit das französische Sperrfeuer dichter und undurchdringlicher wurde, hatten die Badener ihre Arbeit bereits getan und den Feind überrannt (siehe die Kunstbeilage). Der schwungvolle Überfall ereignete sich zu allem noch in einem Augen-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutscher Aviatik-Doppeldecker (Zweisitzer); rechts neben dem Beobachtersitz das Maschinengewehr.

blicke, wo die Franzosen bei der Ablösung waren. In 2 Kilometern Breite und 500 Metern Tiefe waren die Deutschen in das feindliche Grabengewirr vorgedrungen, das sie sofort für ihre eigenen Zwecke einrichteten. Außer schwersten blutigen Verlusten büßten die Franzosen auch 300 Gefangene und viel Kriegsgerät ein.

Obwohl die allgemeine Erschöpfung der französischen Streitkräfte vor Verdun gebieterisch eine längere Ruhepause erheischte, konnte ihnen diese doch nicht gewährt werden, weil die Engländer im Begriff standen, in Flandern loszuschlagen und deshalb möglichst viel deutsche Truppen an anderen Frontabschnitten gebunden werden sollten. Seit dem 16. September lagen daher die beiderseitigen Artillerien besonders auf dem östlichen Maasufer wieder im hitzigsten Kampfe.

Die französische Infanterie erlebte bereits am 18. September nachmittags eine neue blutige Niederlage. Auf 3 Kilometer breiter Front ging sie vom Nordhang der Höhe 344 bis zur Straße Beaumont—Bacherauville zum Sturm aus ihren Gräben vor. Den lockeren Wellen der Stoßabteilungen folgten dicht gehäufte Kolonnen, die zum Niederrennen der deutschen Linien bestimmt waren. In dem Augenblick, wo die Franzosen ihre Gräben verließen, prasselte der Eisenhagel des deutschen Abwehrfeuers in ihre Reihen. Eiligst rannten die Franzosen den Abhang hinunter, um ihre Gegner im Nahkampf zu überwinden. Die Macht des deutschen Feuers zwang jedoch die voranstürmenden Stoßtruppen, schon vor den deutschen Hindernissen umzukehren; ihre schwachen Linien wurden dann aber durch die ihnen entgegenkommenden französischen Kolonnen wieder mit hinabgerissen. Furchtbare Ernte hielten jetzt die deutschen Maschinengewehre in den dichten Massen der Franzosen. Nur wenige von ihnen erreichten die deutschen Stellungen, wo sie im Nahkampf niedergemacht oder gefangen genommen wurden. Die Hauptkräfte wandten sich verzweifelt zurück, um durch die Flucht das Leben zu retten. Der deutschen Artillerie und den Maschinengewehren boten sie auf dem steilen Wege nun erst recht gute Ziele; es dauerte infolgedessen nicht lange, bis der ganze Nordhang der Höhe 344 mit französischen Gefallenen bedeckt war.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Kampfflieger Oberleutnant Dostler, Führer einer Jagdstaffel im Westen, erhielt den Orden Pour le Mérite.

Doch schon am nächsten Tage schickte die französische Führung ihre Infanterie denselben Hang hinab, der noch so grauenvolle Spuren der französischen Niederlage vom Tage vorher aufwies. Zweimal wurden die Bataillone vorgetrieben, und beidemal wiederholte sich das Trauerspiel des Vortages; an keiner Stelle gelangten die Sturmreihen auch nur bis an die deutschen Hindernisse. Damit endete dann vorläufig der neue französische Vorstoß; er hatte dem Feinde nicht den geringsten Bodengewinn gebracht, aber zahlreiche seiner besten Regimenter aufs neue zermürbt. —

In dieser Zeit der Abwehr kraftvoller feindlicher Angriffe im Westen beantwortete Deutschland die vom Papst allen Kriegführenden übermittelte Friedensanregung in versöhnlichem Sinne und zeigte sich geneigt, auch in Verhandlungen über Abrüstung und Schiedsgerichte, die weitestgehenden Vorschläge der Friedensnote, einzutreten. Wie schon mehrmals, so reichten die Deutschen damit auch jetzt wieder ihren Feinden die Hand zum Frieden und bewiesen von neuem, daß es nicht ihre oder des Vierbunds Schuld war, wenn das Blutvergießen weiterging, denn auch Österreich-Ungarn und Bulgarien beantworteten die Note in versöhnlichem Sinne. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein Kampftag des „roten Richthofen".

Von der Westfront geht uns folgende interessante Schilderung zu:

Es war am 14. April. Die Sonne lachte golden vom wolkenlosen Himmel. In der Ferne dröhnten die Kanonen und bei uns ging es emsig zu. Wir waren gerade dabei, in einem Gehölz hinter unserer Batterie Stangen zu hauen, um Fernsprechleitungen anzulegen, als wir, durch surrende Geräusche in der Luft aufmerksam geworden, nach oben sahen. Dort schwirrten zahlreiche Flugzeuge, die, wer weiß woher, plötzlich aufgetaucht waren und wie Vögel den Himmel besäten. Genau über uns konnten wir deutlich zwei Flieger unterscheiden, die sich zum Kampfe näherten. Das eine Flugzeug war völlig rot angestrichen, nur eine Hälfte der unteren Tragfläche war weiß und trug die deutschen Kreuze. Wir wußten sofort: das war der „rote Richthofen". Sein Gegner schillerte in Silberfarben, auf denen sich blau-weiß-rote Kreise abhoben. Zuerst näherten sich beide einander, wahrscheinlich weil sie nicht wußten, ob sie Freund oder Feind waren. Plötzlich mochte der Franzose seinen Gegner erkannt haben, denn in kurzem Bogen legte er um und suchte zu entkommen. Doch der Rote wich nun nicht mehr von ihm, er war dicht hinter ihm her und sein Maschinengewehr begann sofort zu hämmern. Dabei schraubte sich der Rote bald niedriger, bald höher, aber näher und näher rückte er dem Weichenden, der wie verzweifelt den Verfolger abzuschütteln versuchte. Er bog und wendete, halb links, halb rechts. Es nützte ihm nichts: Richthofen war sein Verfolger, der noch keinen Gegner, der so nahe in seinem Bereich war, entkommen ließ. Es waren spannende Augenblicke.

Eine Viertelstunde vielleicht; dann drehte der Silberne plötzlich wieder, stand Kopf und sauste sofort nach unten. Kurz über dem Erdboden fing er sich auf, der Schwanz kam hinten über, elegant lag er auf dem Rücken und landete so sicher, als ob er im schönsten Gleitflug niedergegangen wäre. Wir waren ganz in seiner Nähe, sahen und beobachteten ihn. Er muß gefangen genommen werden, sagten wir uns. Doch niemand hatte eine Schußwaffe. Aber wir hatten Äxte und die genügten uns. So stürmten wir auf den Silbernen zu. Kaum hatten wir von den etwa zweihundert Metern die Hälfte zurückgelegt, als es wieder über uns surrte und ratterte. Wir blieben unwillkürlich stehen und sahen dicht über uns den „Roten"; er kreiste nahe um den Niedergezwungenen, feuerte auf dessen Flugzeug einige Schüsse ab und überließ ihn dann uns, indem er sich wieder in die Luft erhob. Bald standen wir vor dem feindlichen Flieger. Mütze und Handschuhe hatte er abgestreift; so stand er gelassen neben seinem Apparat. Er war unversehrt und sein Flugzeug nur leicht beschädigt. Der Unterlegene wurde als Gefangener fortgeführt.

Noch standen wir und betrachteten uns das Flugzeug, als es wieder in der Luft über uns laut wurde. Ein neuer Kampf zwischen zwei Fliegern spielte sich ab. Der eine war abermals der „rote Richthofen". Kaum hatten wir die Flieger erblickt, als es oben krachte und im selben Augenblicke, etwa hundert Meter von uns entfernt, ein silberfarbiges Flugzeug in Trümmern zur Erde sauste. Da kreiste auch schon der „Rote" stolz und ruhig um die Trümmer; der Rittmeister beugte sich weit aus seinem Flugzeug, besah sich die Unfallstelle, machte eine grüßende Bewegung mit der Hand und flog wieder davon.

Dann wurde es stiller. Nur ganz in der Ferne tauchten ab und zu kleine Punkte am Himmel auf, näherten sich einander und entfernten sich, jagten und beschossen sich. Erst als es Abend wurde, kamen uns mehrere feindliche und deutsche Flieger näher, und wieder schauten wir einem Kampf zu, der sich hoch in der Luft abspielte und bei dem, wie sich später zeigte, wieder der Rittmeister v. Richthofen



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Kapitänleutnant Marschall.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Oberleutnant z. S. Reinhold Salzwedel.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Kapitänleutnant Gerlach.

Erfolgreiche deutsche U-Bootführer.

beteiligt war und siegte. Dasselbe Bild, dieselben Bewegungen ließen uns gleich erraten, daß der Deutsche nur Richthofen sein konnte. Wir sahen weit entfernt ein brennendes Flugzeug zur Erde stürzen und riefen bald darauf ein vielstimmiges Hurra, als uns in ansehnlicher Höhe der „Rote", begleitet von einem schneeweißen deutschen Flugzeug, näher und näher kam. Langsam und sicher flogen beide dahin, dem Flugplatz zu. Wie die Sieger, die das Feld gesäubert hatten, kamen sie uns vor. Kein Feind zeigte sich mehr ringsum.

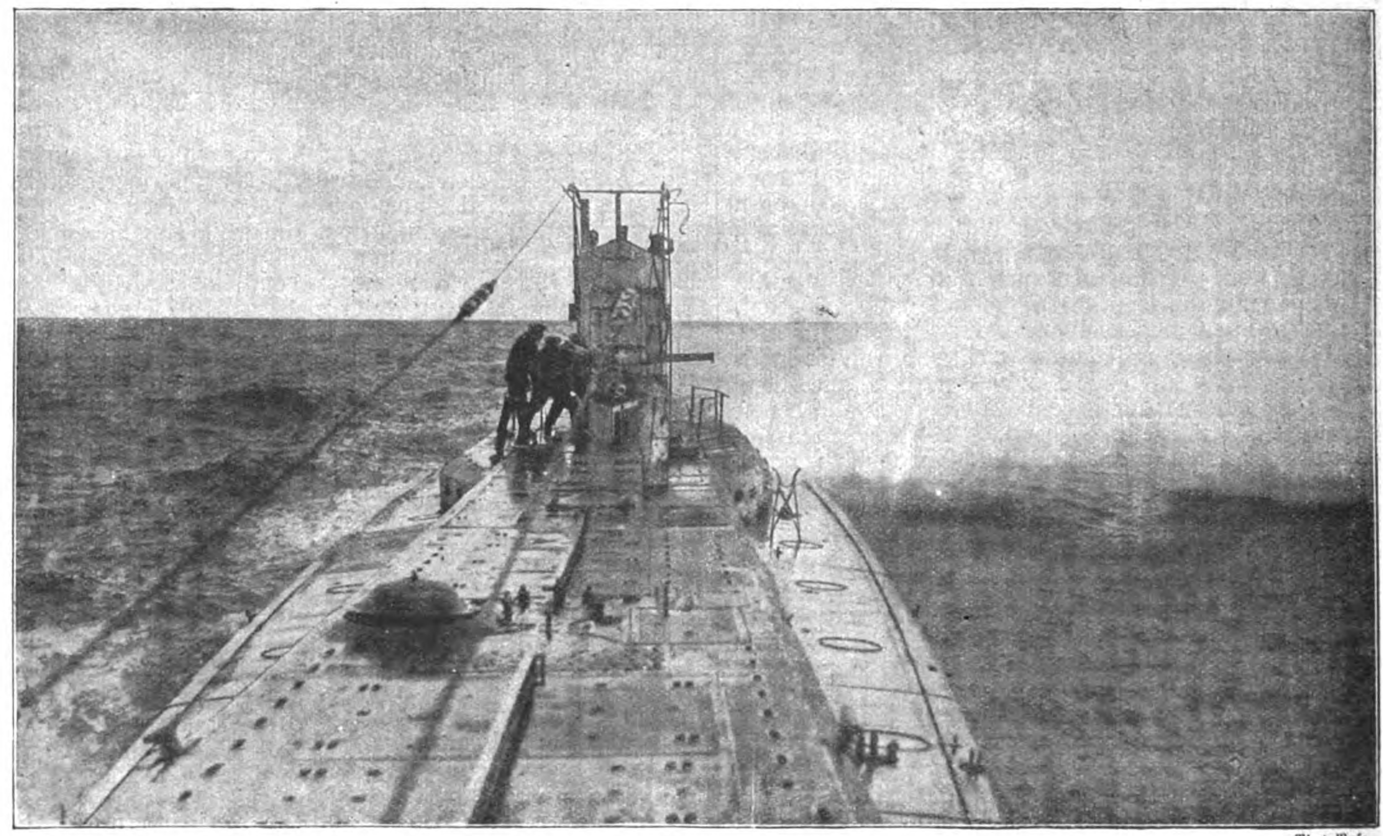
Wie Riga deutsch wurde.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

II.

(Schluß.)

Aus dem nach einem so prächtig gelungenen Dünaübergang um Üxküll herum gebildeten Brückenkopfe stießen nun drei Heeressäulen heraus. Die eine, wenn man so sagen darf, politisch und nach ihrem rein äußerlich in die Augen springenden Erfolg interessanteste, hatte nach Nordwesten hin einzuschwenken und Riga zu nehmen, die zweite, mehr auf defensiven Grundlagen aufgebaute, hatte nach Osten und Südosten hin etwas vorzustoßen und den Schutz der lang und länger werdenden Flanke gegen die Friedrichstadter und Dünaburger Reserven der Russen zu übernehmen, und die dritte, militärisch wichtigste, sollte nach Nordnordosten einen kräftigen Keil in die russischen Massen treiben und möglichst rasch in der Richtung auf Gut Hinzenberg zu die russischen Rückzugstraßen sperren. Hielten die, wie man ja weiß, auf einen deutschen Angriff vorbereiteten Russen stand, wollten sie Riga und ihren Brückenkopf verteidigen, waren sie willens und entschlossen, ihre Abwehr aktiv zu führen, so konnte es bei genügender Durchstoßkraft des deutschen Keiles gelingen, hinter Riga das Loch zuzumachen und beträchtliche Teile der Russen abzufangen.

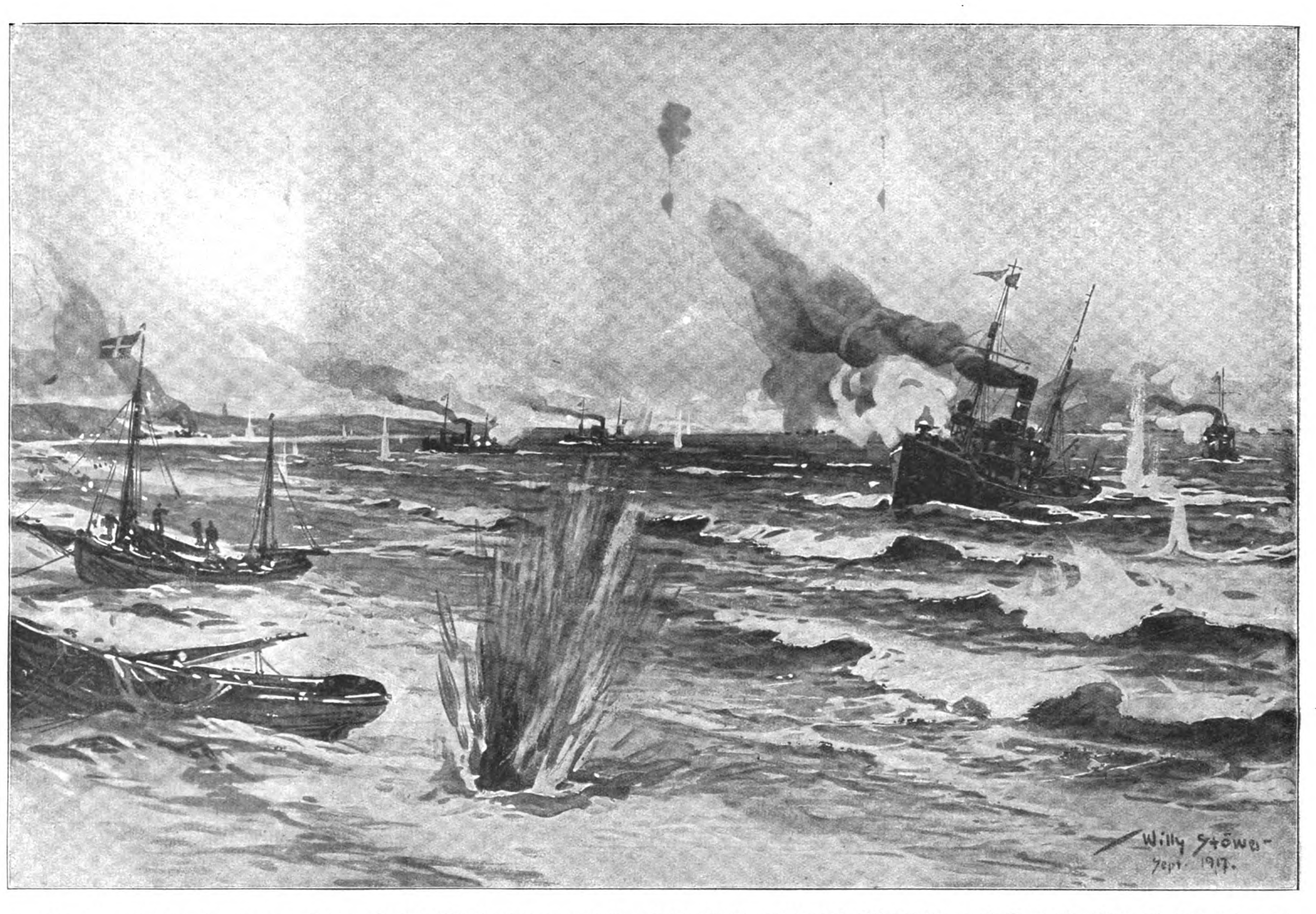


Phot. Bufa.
Abfeuern eines Schusses von einem deutschen U-Boot, das einen feindlichen Dampfer zum Stoppen bringt.



Deutscher Sturmtrupp überrennt einen französischen Graben. Ein erbeutetes französisches Maschinengewehr wird gegen den zweiten französischen Graben gerichtet.

Nach einem Originalgemälde von Professor Georg Schöbel.

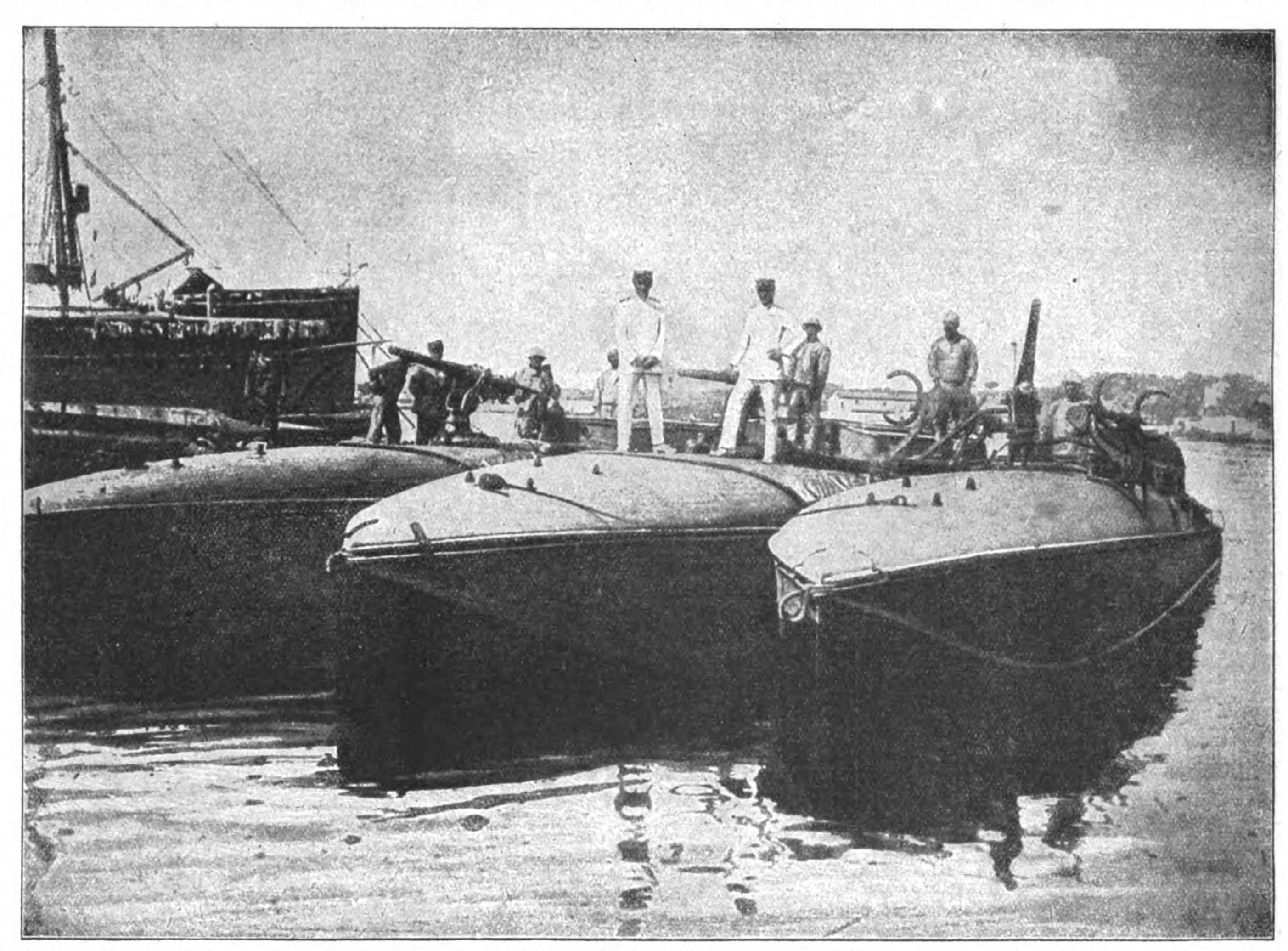


Englische Neutralitätsverletzung gegen Dänemark: Überfall überlegener englischer Seestreitkräfte auf deutsche Wachtschiffe am 1. September 1917. Englische Granaten schlagen auf dänischem Boden ein.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

ließen sich, wie man erwarten konnte und wie es auch tatsächlich kam, die Russen gar nicht erst darauf ein, sich entschlossen gegen die deutschen Absichten zu wehren, sondern legten sie es nur auf einen möglichst guten Rückzug an, so kam alles darauf an, ihnen durch das Vortreiben der dritten Heeressäule, der Stoßtruppe, den Rückzug zu erschweren, ihn zu beschleunigen und zu überhasten, um Beute zu machen und so die russische Nordostfront an Material und Moral möglichst zu schwächen. Und das gelang. Die Gefangenenzahl aus der Schlacht um Riga ist nicht so überwältigend, weil das Russenheer in wilder Auflösung floh, um unter Zurücklassung aller Ausrüstung nur Leben und Freiheit zu retten, die Beute dagegen von vielen Hunderten von Geschützen, Minenwerfern, Maschinengewehren, Fahrzeugen, Pferden, Feldküchen und so fort ist gewaltig; der glänzende Ausbau des ehemals russischen Westdünabrückenkopfes und seines Hintergeländes mit Straßen, Stellungen, Voll- und Zeit zu brechen, auch ohne daß man immer das Nachfolgen und eine neue Vorbereitung der Artillerie abwartete, ist gewiß ein glänzendes Zeichen für den Geist der deutschen Armee zu Beginn des vierten Kriegsjahres.

Die Gruppe Riga stieß über Penakungs und Kausin nach den Gipsbrüchen und den Vorwerken der Riegelstellung zwischen Amalienhof und Griesenhof vor, griff mit einer schwachen Flankenabteilung hart an der Düna südlich um den Getlingsbruch herum und erkämpfte sich den Weg nach Riga. Sie wehrte namentlich in der Nacht vom 2. zum 3. September wilde und verzweifelte Gegenstöße der Russen ab und folgte in der Morgenfrühe des 3. Septembers dem weichenden und abziehenden Gegner trotz aller störenden Morgennebel auf dem Fuße, so daß ihre Spitzen um die Mittagstunde und das Gros ihrer Stoßdivision gegen drei Uhr in Riga einziehen konnten, während eine Nebendivision den Kleinen Jägel bei Maschin über-



Italienische Unterseebootjäger, die bestimmt sind, zur Abwehr des deutschen U-Bootkrieges auf die deutschen und österreichisch-ungarischen Unterseeboote im Adriatischen Meer Jagd zu machen.

Nach einer italienischen Darstellung.

Feldbahnen, die Eroberung bedeutender Munitions- und Verpflegungslager erleichterte beträchtlich die großen Aufgaben des raschen Ausbaus des Brückenkopfes, den nun die deutsche Armee auf dem Ostdünaufer gewonnen hatte.

Die Russen hatten auch nach dem Gelingen des deutschen Dünaüberganges die Gunst der Lage für sich. Die mit der Düna ungefähr gleichlaufenden, nach Nordwesten dem Jägelsee zuströmenden Flüsse, der Kleine Jägel und der Große Jägel, boten mit ihren von langer Hand gegen alle zu erwartenden Möglichkeiten ausgebauten Aufnahme- und Verteidigungstellungen gute Gelegenheit zu halten und aufzuhalten. Vor dem südöstlich von Riga gelegenen Getlingsbruch war zum Schutze der Hauptstadt zwischen Düna und Kleinem Jägel, also zwischen Kurtenhof und Maschin, eine starke Riegelstellung von mehreren Linien hintereinander vorbereitet. Daß es unter der Nachwirkung des Eindruckes einer alle früheren Beispiele an der Ostfront übertreffenden Artillerievorbereitung dem Vorwärtsdrang der Infanterie gelang, alle diese Widerstände in so kurzer schritt und zu beiden Seiten des Jägelsees vorwärtskam. Auch Dünamünde, die Dünaseefestung, fiel kampflos in unsere Hand mit über vierzig noch zum Teil gut brauchbaren Geschützen und viel Beute an Munition. Hilfe und Unterstützung ward dieser Gruppe vom Westen her zuteil, wo die bisher vor dem russischen Brückenkopf liegenden Truppen den abbauenden Feind am 2. September kräftig anpackten, ihm in die starken Stellungen um Olai und Kekkau nachfolgten und so gleichfalls gegen die Mittagstunde des 3. Septembers in Riga eindrangen und zwar in die auf dem Westdünaufer gelegene Mitauer Vorstadt. Vor den ersten ankommenden Infanteristen flogen, ein grausig schönes Schauspiel, die beiden neuen Eisenbahnbrücken in die Luft, während die etwas unterhalb liegende Holzbrücke brennend wie ein Feuergürtel auf dem Strome lag. Drüben zuckten riesige Flammensäulen gen Himmel, dumpfe Knalle machten die Erde erzittern, weiße und tiefdunkle Rauchschwaden zogen um den alten Petersturm und den Domkirchenturm; die Russen brannten und sprengten, um



Londoner „Ballettratten" als Werber in Amerika. Der Bürgermeister von Neuyork begrüßt den Kommandanten der schottischen Hochländertruppe, die die Engländer zur Anfeuerung der amerikanischen Werbetätigkeit nach Neuyork geschickt haben.



Die amerikanische Auffassung vom Kriege. Damen der amerikanischen Gesellschaft, die als Fliegerinnen im amerikanischen Heere Dienst tun wollen.



Ein Indianerhäuptling als Soldatenanwerber. Der „Rote Falke", Häuptling eines Indianerstammes, will mit seinem Weibe im Auftrage der amerikanischen Regierung unter den Indianern mehrere tausend Soldaten anwerben.

Amerika im Kriege.

Nach photographischen Aufnahmen der Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

alle militärischen Werte zu vernichten. Ihre abziehenden zügellosen Soldaten raubten und plünderten, und was sie begonnen hatten, vollendete gründlich der lettische Mob, gegen den die waffenlose deutsche Bürgermiliz völlig machtlos war.

Derweilen schob sich die Stoßgruppe der mittleren Heeressäule rasch nach Norden. Mit breitem Frontabschnitt drangen die Regimenter zum Kleinen Jägel, den sie bei Gut Lindenberg und bei Sture überschritten. In den Wäldern nördlich davon stellten sich von Riga rasch herangebrachte russische wie lettische Verbände und versuchten in unermüdlichen Teilangriffen namentlich auf die als schwach erkannten Flanken hemmend zu wirken. Neue Reserven kamen unaufhörlich abgekämpften Regimentern zu Hilfe. Der Gegner zog ja mit riesigen Kolonnen ab. Auf der großen Reichstraße nach Wenden und zu beiden Seiten neben ihr flohen allein fünf Kolonnen in hastendem Jagen nebeneinander, auf der südlichen Nebenstraße Balin—Allasch, sowie auf der Straße nördlich von der livländischen Aa eilten Seitenkolonnen nach Osten. Ergab sich die Notwendigkeit dazu, so ließ die russische Führung einfach aus diesen Zügen heraus Kompanien und Bataillone nach Süden zu abschwenken und Front machen, und es sind keine Beispiele bekannt geworden, daß hier etwa gelockerte Disziplin und mangelnder Kampfgeist der Truppe dem General Parski einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Nur blieb natürlich eine Menge Material liegen, der Starke erdrückte auf den Rückzugstraßen den Schwachen und warf ihn, um vorwärts zu kommen, von den Wegen hinunter. Von Waldenrode bis nach Rodenpois erzwangen unsere Infanteriespitzen, aufs beste unterstützt durch die ihnen beigegebenen besonders bespannten Sonderbatterien und einzelnen Geschütze, den Übergang über den Großen Jägelbach und überwanden bis zum 4. September den ganzen Raum bis zur Straße und Bahn Riga—Wenden. Immer half die eigene Entschlußkraft und Findigkeit der Unterführer vorwärts. So hatte eine Telephonistenbauspitze am Kleinen Jägel als erste Truppe den Übergang erzwungen und gesichert; so beschoß am 4. September früh ein Artillerieleutnant die Bahnstrecke bei Rodenpois mit seinem einen Geschütz, erzielte Volltreffer auf einen Flüchtlingszug und sperrte damit die Bahnstrecke; so erkannte an der livländischen Aa ein Kompanieführer die Gunst der Lage, bereitete mit ein paar Maschinengewehren und Minenwerfern eine halbe Stunde lang seinen Übergang vor und setzte dann auf behelfsmäßigen Flößen und mit Heu ausgestopften zusammengebundenen Zeltbahnen über den Fluß. Das Gut Hinzenberg wurde erreicht, darüber hinaus drang die Kavallerie, der sich in diesem schnellen Bewegungskrieg schöne und lohnende Aufgaben boten, in die livländische Schweiz ein. Zwischen Friedrichstadt und dem Lobesee räumten die Russen freiwillig ihre nun unhaltbar gewordenen Stellungen, und auch hier folgten ihnen kühne Aufklärer über die Düna weg so geschickt und schnell, daß noch eine Menge Geschütze und Material erbeutet wurde. Bei Nitau und Neu-Kaipen warfen Aufklärer der Reiterei Nachhuten des abziehenden Feindes, der, als er keinen Druck mehr verspürte, versuchte, kehrtzumachen und an unsere neu entstehenden Stellungen heranzufühlen. Eine Reihe günstig für uns verlaufender Vor- und Zwischenfeldgefechte füllte den Rest der ersten Septemberhälfte aus.

Riga, Livlands blühende, aber durch die schon im Jahre 1915 durch die Russen in vorahnender Furcht befohlene Entfernung der Industrie in ihrem Lebensnerv getroffene Hauptstadt ist deutsch geworden. Heller Jubel von langen Leiden erlöster Deutschbalten hat unsere Heere begrüßt. Es wird unsere Sache sein, diese Zuneigung zu erhalten und zu meh-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gepanzerte Soldaten.

Englische Infanteristen in Stahlbekleidung, wie sie in den vordersten Kampflinien getragen wird.

ren, Riga einen neuen Aufschwung zu ermöglichen!

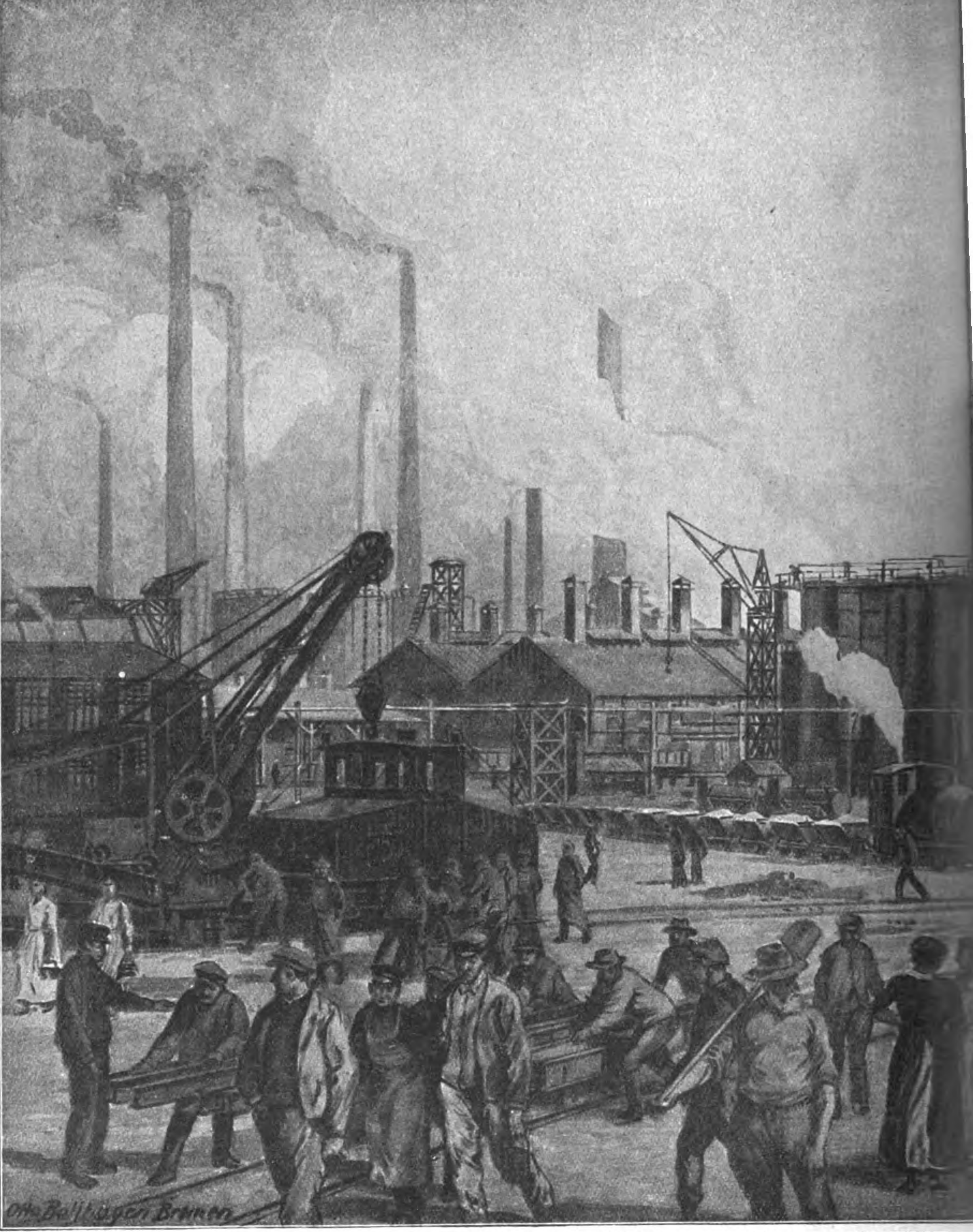
Die deutschen Internierten in der Schweiz.

Von Dr. Heinz Leo.

(Hierzu die Bilder Seite 302 bis 304.)

Obwohl selbst unter der wirtschaftlichen Not der Kriegszeit schwer leidend, beschränkte sich die schweizerische Eidgenossenschaft nicht darauf, als Zuschauer des sie umtobenden gewaltigen Ringens lediglich die Unversehrtheit ihrer Grenzen zu wahren und alles zu vermeiden, was etwa als Unterstützung einer der kriegführenden Parteien hätte angesehen werden können, sondern sie erblickte vielmehr ihren Beruf in unparteiischer Übung von Werken edler Menschlichkeit gegenüber den Kriegs- und Zivilgefangenen aller kriegführenden Staaten. Die Verhandlungen mit den Regierungen der kriegführenden Mächte über die „Hospitalisierung der Kriegs- und Zivilgefangenen" gehen bis in das Jahr 1915 zurück.

Das Interniertenwesen ist der Sanitätsabteilung des schweizerischen Armeestabes angegliedert und untersteht dem Armeearzt, Obersten Hauser, während mit der Leitung der Transporte der Chef des schweizerischen Roten Kreuzes, Oberst Bohny, betraut ist. Schon bei der Auswahl der zur Internierung oder zum Austausch vorzuschlagenden Schwerverletzten und Schwerkranken in den feindlichen Gefangenenlagern entfalten schweizerische Behörden, Ärzte und Menschenfreunde seit Jahren eine vermittelnde, äußerst verdienstvolle Tätigkeit.



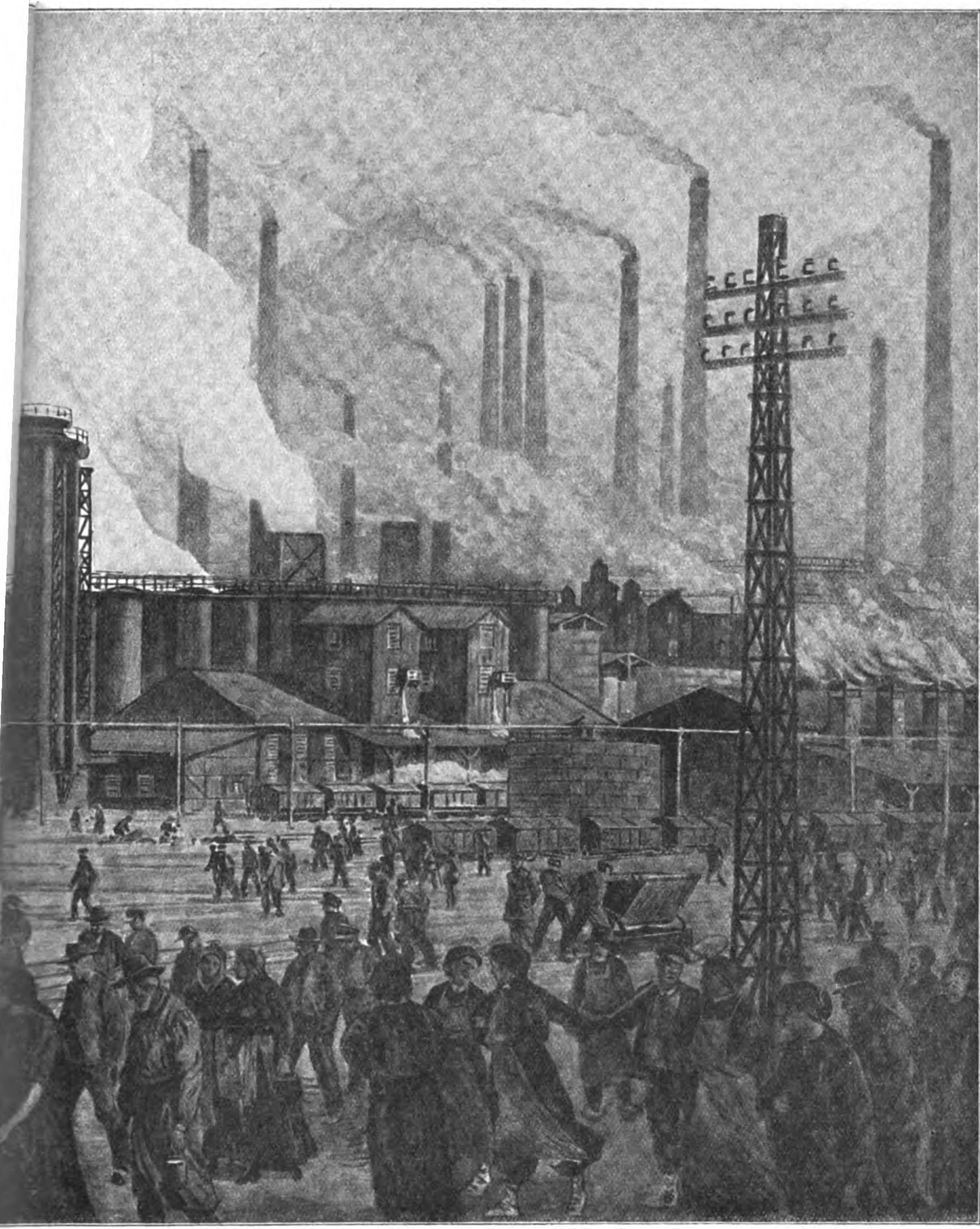
Streckenarbeiter — Arbeiter an den Schwefelkiesöfen — Lehrlinge — Arbeiter aus dem Salpeterwerk — Arbeiter aus den Säurebetrieben — Arbeiter aus dem Salpeterwerk — Assistentinnen aus den Laboratorien

Chemische Werke im Kriege

Nach endlicher Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten durften erstmals im Januar 1916 hundert deutsche Kriegsgefangene, deren Gesundheitszustand die Befreiung aus französischer Haft dringend erheischte, ihren Fuß auf neutralen schweizerischen Boden setzen, um hier eine friedliche Stätte der Erholung und Gesundung zu finden. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1916 wuchs die Zahl der deutschen Internierten auf 4500 Kriegs- und Zivilgefangene; sie erhöhte sich bis Mitte März 1917 auf insgesamt 8578, und zwar 410 Offiziere, 7358 Unteroffiziere und Mannschaften und 810 Zivilinternierte.

Die für die Unterbringung von Kriegs- und Zivilgefangenen der verschiedenen Nationen in Betracht kommenden Landesteile sind in 16 Regionen oder Hospitalisierungsbezirke eingeteilt, an deren Spitze schweizerische Sanitätsoffiziere stehen. Den deutschen Internierten wurde die Zentral- und die Ostschweiz zum Aufenthalt bestimmt. Die Auswahl der Internierungsorte und die Belegungsstärke richtet sich nach dem Gesundheitszustande der Unterzubringenden. Bei der Reglung der Unterkunft, die tunlichst in Hotels oder Sanatorien erfolgt, ist jeder spital- oder kasernenmäßige Zuschnitt vermieden worden. Schlafsäle gibt es nicht; vielmehr sind je zwei bis vier Mann in einem hellen, freundlichen Zimmer untergebracht; nicht wenige haben sogar Einzelzimmer. Schon diese Art der Hospitalisierung bildet einen Heilfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Verpflegung regelt sich auf Grund örtlicher Abmachungen mit den Hotelinhabern unter Kontrolle der eidgenössischen Behörden.

Was die Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung unter den Internierten anbelangt, so finden die entsprechenden Vorschriften der schweizerischen Armee auf sie sinngemäße Anwendung; im übrigen ist der Grundsatz der Selbstverwaltung in weitgehender Weise gewahrt, insbesondere müssen die Internierten durch ihre eigenen Vorgesetzten für Ordnung und Disziplin unter sich sorgen. Sie



...rinnen aus dem ...patronenbetrieb | Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Chlorbetrieben | Arbeiterinnen aus den Pikrintrocknungsanlagen | Arbeiter aus der Pikrinwäscherei | Arbeiter und Arbeiterinnen aus dem Granaten und Minenfüllwerk

...eit

Aquarellgemälde im Besitze Seiner Majestät des Kaisers, ausgeführt von Otto Bollhagen, Maler in Bremen, im Auftrage des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands E. V., Berlin.

unterstehen in dieser Hinsicht der deutschen Heeresverwaltung, und zwar der dem Unterkunftsdepartement im preußischen Kriegsministerium angegliederten Abteilung für Kriegsgefangenenwesen, die der Leitung des Generalmajors Friedrich (siehe Bild Seite 302) unterstellt ist.

Die Hospitalisierten genießen reichliche Bewegungsfreiheit innerhalb der Internierungsorte und ihrer näheren Umgebung, etwa in dem Umfange wie die Militärpersonen in den heimischen Garnisonen. Die diesbezüglichen Bestimmungen lehnen sich an die gleichartigen der schweizerischen Armee an. Mit den Angehörigen der eidgenössischen Wehrmacht wird ein von gegenseitiger Wertschätzung getragenes Grußverhältnis unterhalten.

In geradezu idealer Zusammenarbeit mit den schweizerischen staatlichen und privaten Organisationen sind in erster Linie die bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern errichtete Sektion IV, Abteilung für Gefangenenfragen, ferner die deutsche Kriegsfürsorge in Bern sowie die rührigen deutschen Hilfsvereine in Chur, Davos, Luzern, St. Gallen und Zürich um das Wohl unserer internierten Brüder unablässig bemüht. Auch hält sich die deutsche Heeresverwaltung durch einige nach der Schweiz abgeordnete höhere Offiziere in allen das Interniertenwesen betreffenden Fragen stets auf dem laufenden.

Mit dem Anwachsen der Zahl der Hospitalisierten und der fortschreitenden Wiederherstellung ihrer Gesundheit wurde schließlich die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit zur unabweisbaren Notwendigkeit. Die Einführung einer zweckmäßigen Beschäftigung lag sowohl im Interesse der Internierten selbst, die man nicht im kräftigsten Alter einem entnervenden Müßiggang verfallen lassen durfte, wie auch des Vaterlandes, dem daran gelegen sein mußte, daß möglichst viele seiner Söhne nach Maßgabe ihrer Kräfte bald wieder Anschluß an das Erwerbsleben fanden.

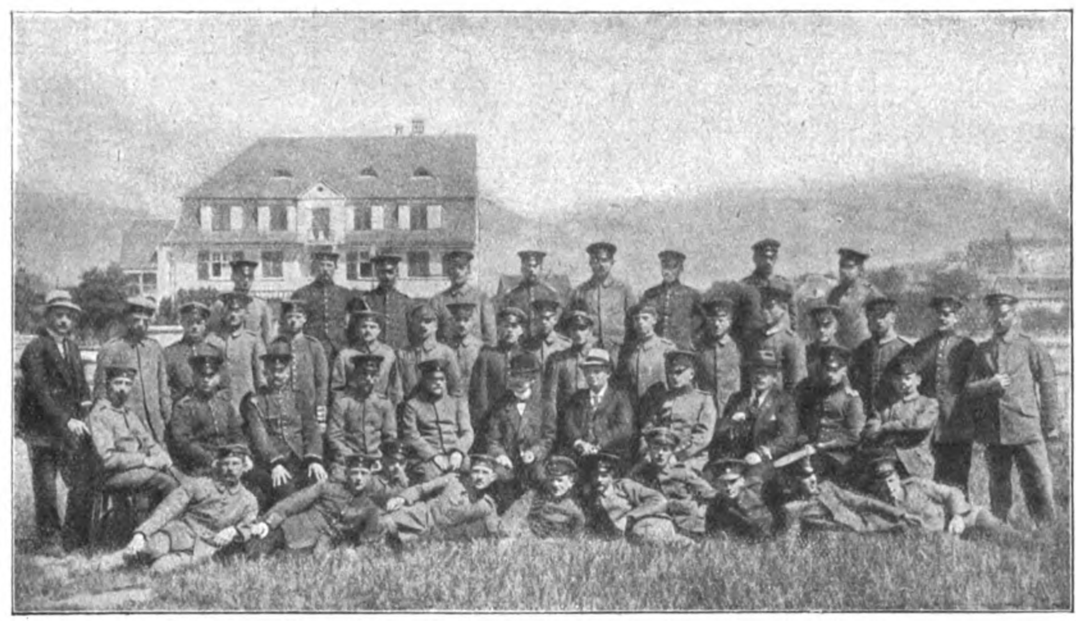
Zunächst wurde das Unternehmen durch Übernahme der nicht unerheblichen Kosten für die Einrichtung und Unterhaltung der Werkstätten und Lehrkurse durch das Deutsche Reich auf eine feste Grundlage gestellt. Das Reich kommt auch für die Bezahlung der Rohstoffe auf, solange sich die Betriebe nicht selbst erhalten können.

Weiterhin bedurfte die Frage der Beschäftigung der Internierten je nach ihrem Gesundheitszustande und Bildungsgrade einer in mehrfacher Hinsicht verschiedenen Behandlung. Sie wurde durch Schaffung von sechs Klassen unter den aus- und fortzubildenden Hospitalisierten einer allseits befriedigenden Lösung entgegengeführt. Oberster Grundsatz ist: „Jeder hinreichend gesundete Internierte soll entweder arbeiten oder lernen.“ Der Aufforderung zur Übernahme einer bestimmten Beschäftigung muß Folge geleistet werden, bei der Kommandierung zur Arbeit wird jedoch jedes schematische Verfahren streng vermieden.

Die Hospitalisierten sind zu diesem Zwecke in folgende sechs Klassen eingeteilt:

1. Arbeitsunfähige,
2. teilweise Arbeitsunfähige zur Verwendung in den Hospitalisierungsanstalten,
3. teilweise Arbeitsfähige zur Verwendung außerhalb der Hospitalisierungsanstalten,
4. vollständig Arbeitsfähige,
5. Auszubildende, das heißt Leute, die gezwungen sind, einen neuen Beruf oder ein neues Handwerk zu erlernen,
6. Studierende.

Die Arbeitsvermittlung für die voll arbeitsfähigen Internierten erfolgt durch eine Zentralkommission und ihr



Professor Heise aus Bochum bei der deutschen Internierten-Bergschule in Chur.

untergeordnete Regionalkommissionen. Diese üben auch eine fortlaufende Aufsicht aus über die Arbeitsverhältnisse der in schweizerischen gewerblichen und industriellen Betrieben, also außerhalb der deutschen Organisation, als Selbstzahler tätigen Internierten.

Durch diese sorgfältig durchdachten und in wahrhaft humanem Geiste gehandhabten Vorschriften wurde erreicht, daß nahezu alle bis zum Dezember 1916 internierten deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen, bis auf die Schwerkranken, bereits Mitte März 1917 dauernde Arbeitsgelegenheit gefunden hatten. Die Gesamtzahl der arbeitsfähigen deutschen Internierten belief sich Mitte März 1917 auf 4250; von ihnen waren rund 700 als voll arbeitsfähig in schweizerischen Fabriken, Geschäften und bei Handwerkern als Selbstzahler beschäftigt.

Schließlich gebot die Rücksicht auf die Gastfreundschaft der Schweiz, Vorkehrungen dagegen zu treffen, daß dem einheimischen Arbeitsmarkt nicht etwa aus dem Wettbewerb der Internierten Nachteile erwüchsen oder daß der Absatz der von deutscher Hand hergestellten Erzeugnisse eine Verletzung schweizerischer Interessen nach sich zöge. Aus diesem Grunde muß die Heimat Hauptabnehmerin der Produkte der Internierteenarbeit sein. Ihr liegt es auch ob, die Maschinen, Werkzeuge und Rohmaterialien fortlaufend zu beschaffen, damit auf Grund der einschlägigen Zollbestimmungen die ungehinderte Wiederausfuhr der Fertigfabrikate nach Deutschland erfolgen kann.

Dank dem einmütigen Zusammenwirken aller staatlichen und privaten Stellen Deutschlands und der Schweiz wurden alle Schwierigkeiten in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Wege geräumt und bis zum März 1917 konnten bereits in 61 vornehmlich in der Zentral- und in der Ostschweiz gelegenen Orten, denen die deutschen Gefangenen zugewiesen worden waren, insgesamt 85 Werkstätten ins Leben gerufen werden. Von diesen unterstehen 39 kleinere Betriebe mit etwa 500 Beschäftigten der schweizerischen Oberleitung für Beschäftigungstellen.

Sobald die der schweizerischen Oberleitung unterstehenden Arbeitsstätten einen gewissen Umfang erreicht haben, werden sie in sogenannte nationale Betriebe umgewandelt. Diese nationalen Lehr- und Arbeitswerkstätten, 46 an der Zahl, die von der schon erwähnten Sektion IV der deutschen Gesandtschaft in Bern geleitet werden, gewähren rund 1250 Mann ausreichende Beschäftigung. Von den in diesen Werkstätten betriebenen Handwerken und Zweigen des Kunstgewerbes seien erwähnt die Bürstenmacherei, Schuhmacherei mit orthopädischer Werkstätte, Schneiderei, Klempnerei, Schmiede, Metallplastik, Drechslerei, Holzbildhauerei, Batikarbeiten, Tischlerei, Spielwarenmanufaktur, Schnitzerei (siehe Bild Seite 303).

Im Rahmen der gesamten Internierten-arbeit stellt die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit nur die eine Seite organisatorischer Leistung zum Wohle unserer hospitalisierten Volksgenossen dar; nicht weniger umfangreiche und leistungsfähige Einrichtungen wurden auch auf dem Gebiete des Unterrichts geschaffen.



Generalmajor Friedr.ch,
Direktor des Unterkunftsdepartements im preußischen Kriegsministerium, Leiter des Kriegsgefangenenwesens der deutschen Heeresverwaltung.

Phot. R. Kielinger, Romanshorn.

Deutsche Internierte der Landwirtschaftlichen Schule auf Schloß Hard in Ermatingen in der Schweiz bei Erntearbeiten.

Ihren mannigfachen Aufgaben wurde die von Professor Woltereck geleitete Unterrichtsabteilung in jeder Weise gerecht durch Gründung zahlreicher Aus- und Fortbildungskurse und einer Anzahl von eigenen Fachschulen, ferner durch Ermöglichung des Besuches mehrerer schweizerischer höherer und mittlerer Lehranstalten, sowohl allgemein bildender, wie technischer Richtung. Zu diesem Zwecke wurden in fast allen Internierungsorten Unterrichtskurse eingerichtet, die nach Art unserer heimischen Fortbildungschulen, Abendkurse, Sonntagschulen und so weiter die Lücken in den wichtigsten Grundfächern (Deutsch, Schreiben, Rechnen, Bürgerkunde) auszufüllen bestimmt sind. Weiterhin vermitteln kaufmännische Lehrgänge die Kenntnis der verschiedenen Arten der Buchführung, der wichtigsten Fremdsprachen, der Handelskorrespondenz, des Maschinenschreibens, der verschiedenen Stenographiesysteme und anderem. Handwerkliche Fortbildungskurse dienen der Vertiefung der Allgemeinbildung, insbesondere der theoretischen Vorbereitung auf die Gesellen- und Meisterprüfung.

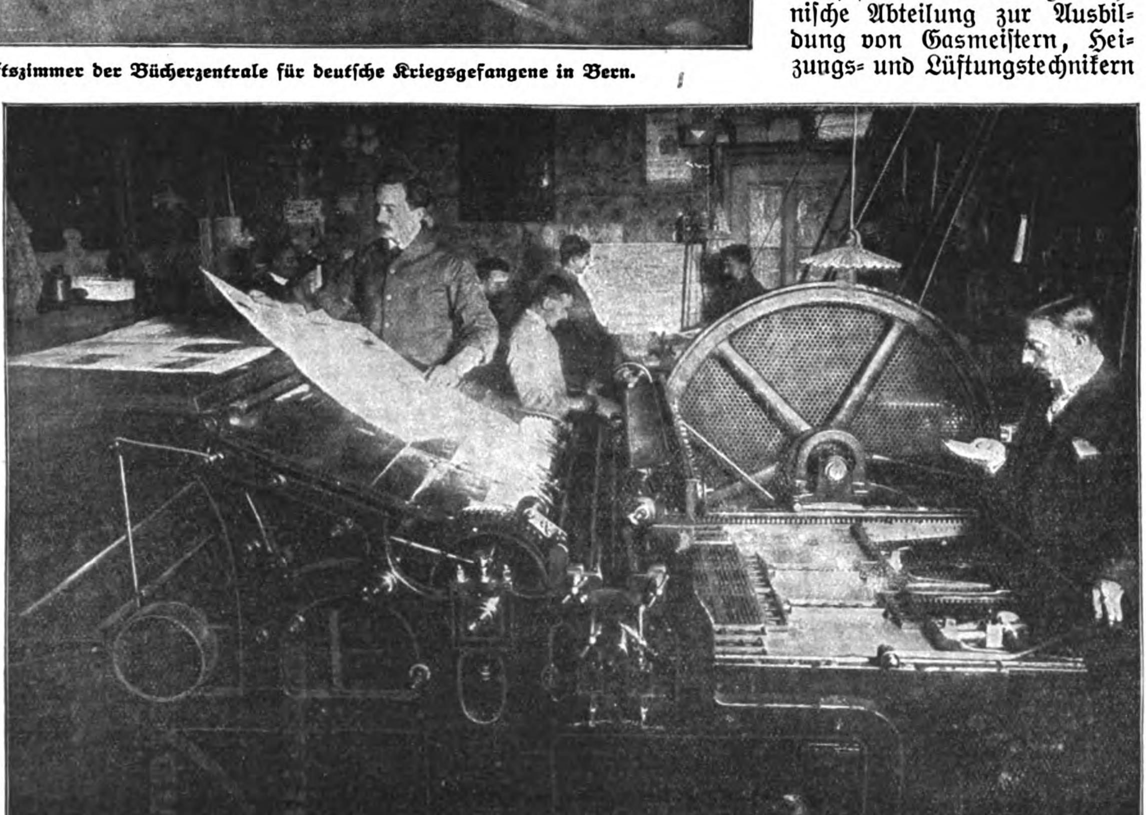


Phot. Symnberg, Luzern.

Schnitzereiwerkstätte der deutschen Internierten in Beckenried.

Ein Geschäftszimmer der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern.

Doch begnügte sich die Unterrichtsleitung nicht mit der Schaffung mehr oder weniger kurzfristiger Kurse, vielmehr rief sie in solchen Fällen, wo keine gleichartigen schweizerischen Fachschulen zur Verfügung standen, eigene Anstalten ins Leben. So half sie mit der Gründung der „Technischen Schule für deutsche Internierte" in Zürich dem dringenden Bedürfnis nach einer Lehranstalt für Aufseher- und Werkführerpersonal ab. Diese Schule gliedert sich in eine maschinentechnische und eine bautechnische Abteilung. Den Schwierigkeiten, die sich aus der vielfach voneinander abweichenden Vorbildung der Schüler ergaben, trägt ein leicht verschiebbarer Lehrplan Rechnung. Die Anstalt, die Anfang Januar 1917 mit einem Stamm von 41 Schülern und 10 Lehrern ins Leben trat, wurde — wie wir einem Bericht ihres Leiters, des Leutnants d. R. Dr. phil. O. Lutz, entnehmen — inzwischen um zwei Marineklassen für Deckoffiziere und Marinekapitulanten, um eine Motorabteilung zur Ausbildung von landwirtschaftlichen Motorwärtern und Kraftfahrern, sowie um eine gastechnische Abteilung zur Ausbildung von Gasmeistern, Heizungs- und Lüftungstechnikern



Maschinensaal der deutschen Internierfendruckerei in Bern.

erweitert und zählt heute 150 Schüler mit 20 Lehrern. Zur Ehre deutscher Opferwilligkeit darf nicht unerwähnt bleiben, daß der kostspielige Apparat dieser Anstalt, die keinerlei Schulgeld erhebt und sogar die erforderlichen Lehrmittel kostenfrei gewährt, aus freiwilligen Beiträgen unterhalten wird.

Als weitere Interniertenlehranstalt muß die „Deutsche Interniertenbergschule" in Chur (siehe Bild Seite 302) erwähnt werden, die den Zweck verfolgt, internierte Bergleute zu Grubenbeamten auszubilden. Sie gliedert sich in eine Vor- und eine Hauptschule mit etwa 45 Schülern. Die Schule entspricht hinsichtlich ihres Lehrplanes und ihrer Unterrichtsziele genau den heimischen Bergschulen.

Während die bisher erwähnten Bildungsgelegenheiten Gründungen der Unterrichtsabteilung der deutschen Gesandtschaft in Bern sind, stellt sich die „Deutsche landwirtschaftliche Schule" auf Schloß Hard in Ermatingen, Kanton Thurgau (siehe Bild Seite 302), als eine Schöpfung der Arbeitsabteilung (Sektion IV) der deutschen Gesandtschaft dar, deren Leiter, Konsul Steil, in Gemeinschaft mit einem anderen Wohltäter der deutschen Internierten, namens Wex, das reizend gelegene Schloß unter Darbringung namhafter Opfer den der Landwirtschaft beflissenen Hospitalisierten zu ihrer beruflichen Weiterbildung in großherziger Weise zur Verfügung stellte. Die Schule dient unter wohlwollender Unterstützung seitens der benachbarten schweizerischen Landwirtschaftschule Arenenberg in gleicher Weise der praktischen wie der theoretischen Berufsbildung unserer internierten Landwirte, und zwar wird sie, wie aus einem von der Leitung uns freundlichst zur Verfügung gestellten Bericht hervorgeht, in Form einer Arbeits- und Produktionsgemeinschaft betrieben, das heißt einer Interessengemeinschaft, bei der der gesamte Ertrag der von ihren Mitgliedern geleisteten Arbeit diesen selbst wieder zugute kommt.

In wirtschaftlicher Angliederung an die landwirtschaftliche Schule ist gleichfalls in Schloß Hard die „Deutsche Interniertenforstschule" untergebracht. Die Schaffung einer forstlichen Lehranstalt mit einem im Prinzip den Lehrplänen der deutschen Forstlehrlingschulen entsprechenden Ausbildungsgang erwies sich wegen der großen Lücken, die der Krieg namentlich auch in die Reihen des Forstschutzpersonals gerissen hat, als besonders wünschenswert. Die Schule, die auf Anregung deutscher Forstverwaltungen ins Leben gerufen wurde, erstrebt das Lehrziel laut einem Bericht ihres Leiters, des internierten Forstassessors Marquardt, mittels eines fünfmonatigen theoretischen Lehrgangs in Verbindung mit zahlreichen praktischen Übungen und Ausflügen in den benachbarten schweizerischen Forsten. Diese Anstalt befindet sich in recht erfreulicher Entwicklung und wird bereits von über zwanzig Schülern besucht, von denen übrigens die Hälfte aus gelernten Forstleuten besteht.

Von sonstigen deutschnationalen Lehranstalten bleiben noch zu erwähnen die Handwerkerschule, die Handelschule und die Realschule in Davos; außerdem werden in Davos, wo etwa 800 Mann am Unterricht teilnehmen, je zwei Vorbereitungskurse für die Einjährigen- und Reifeprüfung, eine Militäranwärterschule und je eine Abteilung für allgemeine und für Sonderausbildung unterhalten. Eine weitere Handelschule besteht in Chur. Geplant beziehungsweise im Ausbau begriffen sind eine Postschule und eine Musikerschule.

Während die vorstehend erwähnten Schulen seitens der deutschen Unterrichtsleitung erst geschaffen werden mußten, weil entweder keine gleichartigen schweizerischen Anstalten in den für die deutschen Internierten in Betracht kommenden Bezirken vorhanden waren oder weil die vorhandenen wegen Überfüllung die deutschen Gäste nicht aufnehmen konnten, war es auf der anderen Seite in erheblichem Umfange möglich, unsere Feldgrauen in schweizerische Anstalten einzugliedern, und zwar stehen ihnen unter anderen offen die Universitäten Basel, Bern und Zürich, die Technische Hochschule in Zürich, die Kantonschule und die Kunstgewerbeschule in Luzern, das Gymnasium in Burgdorf, das Reformgymnasium und das Konservatorium in Zürich, die Handelshochschule und die Handelschule in St. Gallen, sowie die Landwirtschaftschule in Strickhof bei Winterthur.

Eine so umfassende Organisation, wie sie die Einrichtung und Betriebsführung des weitverzweigten Interniertenwesens darstellt, wäre ohne ein geeignetes Presseorgan, das die Fühlung unter den Unterabteilungen und Einzelgliedern zu gewährleisten berufen ist, schwer durchführbar. So fehlt denn auch die „Deutsche Interniertenzeitung" nicht, ein schon durch sein außerordentlich schmuckes Äußeres — das in Anwendung kommende Kunstdruckpapier und die Güte der Illustrationen — recht bestechendes Presseerzeugnis. Dieser interessanten Zeitschrift verdanken wir — wie an dieser Stelle erwähnt sein mag — einen Teil der in dem vorliegenden Aufsatz gebrachten statistischen Angaben. Der Zeitung werden regelmäßig beigegeben „Der Sonntagsbote" und die „Mitteilungen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft". Jeder Internierte ist ohne weiteres zum kostenlosen Bezuge des Blattes berechtigt. Hergestellt werden diese Druckerzeugnisse in der „Deutschen Interniertendruckerei" in Bern (siehe Bild Seite 303). In diesem aus ziemlich bescheidenen Anfängen hervorgegangenen Unternehmen werden zurzeit sechzehn Internierte beschäftigt, ein Zeichen für den großen Aufschwung, den der Betrieb erfahren hat, und für die bedeutende Menge der anfallenden Arbeiten, die zu bewältigen sind.



Ehrendenkmünze,
die vom preußischen Kriegsministerium an solche Schweizer Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die in der Schweiz internierten Deutschen besonders verdient gemacht haben. Die von der Hofkunstprägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim geschaffene Denkmünze ist in Silber in einer Größe von sechs Zentimetern ausgeführt.

Die weitere Versorgung der Internierten, vor allem der noch in feindlicher Haft befindlichen Kriegsgefangenen, mit geistiger Kost wird in großem Maßstabe besorgt durch die „Bücherzentrale" in Bern (siehe Bild Seite 303). Dieses Unternehmen, das, gleichwie die Interniertenzeitung, sein Entstehen dem hochverdienstlichen Wirken des Professors Woltereck und des Dichters Hermann Hesse verdankt, bewahrt viele Tausende deutscher Gefangener vor dem geistigen Absterben und seinen schädlichen Folgen für die Erwerbstüchtigkeit. Unterstützt wird das segensreiche Werk durch die schweizerische Hilfsstelle des Roten Kreuzes „Pro captivis", das „Hilfswerk schweizerischer Hochschulen für kriegsgefangene Studenten" und außerdem noch durch zahlreiche deutsche Vereinigungen und Private.

Zur Leitung der Werkstätten, Fortbildungskurse und Fachschulen wurden grundsätzlich Fachleute aus den eigenen Reihen der Internierten bestellt, wie Fabrikanten, Werkmeister, besonders befähigte Arbeiter, Lehrer, Kaufleute und so weiter. In den wenigen Fällen, wo sich keine geeigneten Lehrkräfte unter den Hospitalisierten fanden, übernahmen die Lehrer der in der Schweiz bestehenden deutschen Schulen in dankenswerter Weise die Leitung der Kurse. Auch eine Anzahl schweizerischer Lehrkräfte liehen bereitwilligst dem Bildungswesen der Internierten ihre fachmännische Unterstützung. Das ausbildende Personal findet für seine Mühewaltung und Uneigennützigkeit — verzichtet doch ein erheblicher Teil der aus der Zahl der Internierten entnommenen Lehrer zugunsten der guten Sache auf die Verfolgung eigener Ziele — reichen Lohn im Lerneifer seiner Schüler. Das preußische Kriegsministerium hat eine hübsche Ehrendenkmünze (siehe obenstehendes Bild) in Silber prägen lassen, die an solche Schweizer Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die in der Schweiz internierten Deutschen besonders verdient gemacht haben.



Rückzug der Russen aus Livland.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hugo Ungewitter.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Nach dem mit dem Verlust des Brückenkopfes von Riga verknüpften Rückzug in Livland (siehe die Kunstbeilage) blieb den **Russen** an ihrer Nordwestfront noch eine starke Ausfallstellung auf dem südlichen Dünaufer im Gebiete von Jakobstadt (siehe die Karte Seite 306). Sie hatte eine Breite von 40 und eine Tiefe von etwa 10 Kilometern und lag in einer scharf west- und ostwärts ausspringenden Schleife der Düna. In den Jahren 1916 und 1917 hatten die Russen von dieser Stellung aus mehrfach Angriffe unternommen, ohne allerdings besondere Fortschritte erzielen zu können. Nichtsdestoweniger bildete sie für die Deutschen eine fortwährende Bedrohung, deren sie sich nach dem Fall von Riga zu entledigen trachteten; denn nun konnte die deutsche Führung hier angreifen lassen, ohne daß die Truppen dabei in die Gefahr gerieten, von Norden her flankiert zu werden.

Den Russen entging nicht, daß die Deutschen im Raume von Jakobstadt Truppen und Kriegsgerät ansammelten. Sie suchten Gegenmaßnahmen zu treffen, indem sie ebenfalls Truppen und schwere Artillerie zusammenzogen, während ihre Flieger und Streiftruppen beträchtliche Rührigkeit zeigten, um die deutschen Absichten zu ergründen. Zeitweilig lieferten sich auch die beiderseitigen Batterien erbitterte Gefechte.

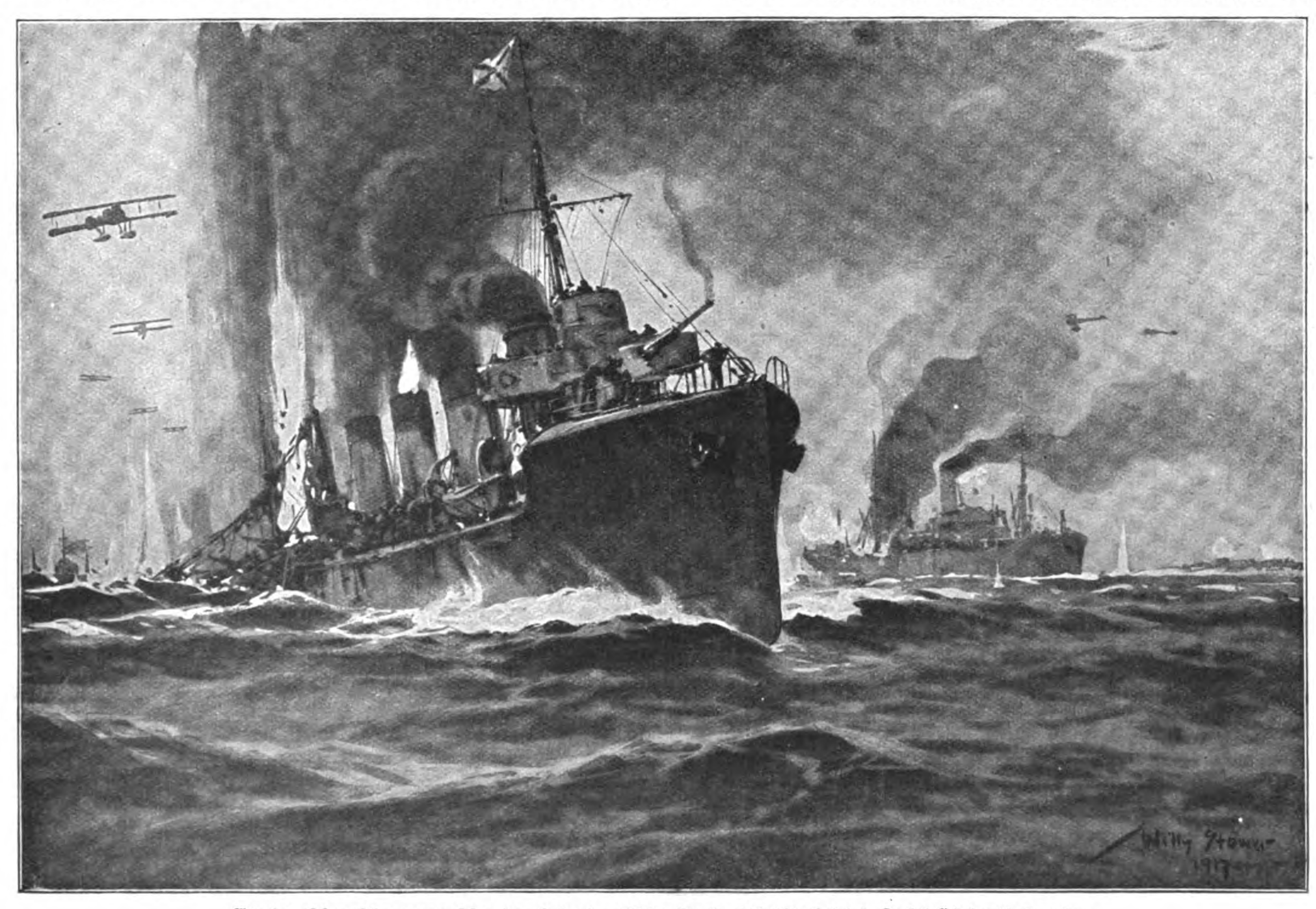
Die Deutschen standen vor keiner leichten Aufgabe. War die Widerstandskraft der russischen Heere auch gesunken, so zwang das ungünstige Gelände doch zu großer Vorsicht, wenn das kühne Wagnis nicht gefährdet werden sollte. Drei bewährte russische Divisionen, die 60., die 184. und eine kaukasische, erwarteten den deutschen Angriff, aber trotzdem gelang auch hier wieder einmal den Deutschen eine Überraschung des Feindes, weil sie von drei gegebenen Angriffsmöglichkeiten die ungünstigste wählten, die von den Russen als tollkühn angesehen und deshalb von ihnen kaum in Betracht gezogen wurde. Außer an der Eisenbahn Kreuzburg—Mitau hatten die Russen noch auf den Dünahöhen nördlich von dem Brückenkopf, wo allein wirklich günstige Stellen für einen Durchbruch auf breiter Front vorhanden waren, Artillerie angehäuft, die dort etwa vorgehende deutsche Streitkräfte unter verheerendes Flankenfeuer nehmen konnte. Die Deutschen entwickelten aber ihren Angriff aus der Sumpfenge von Roshe und Ruggait. Hier hielten die Russen einen deutschen Vorstoß für ausgeschlossen, weil nach ihrer Meinung schon ein einziges Maschinengewehr genügt hätte, den aus nur 1200 Meter breiter Front vorbrechenden Gegnern die schwersten Verluste beizubringen und ihr Vorgehen zu hemmen.

Dennoch holten die Deutschen gerade hier zum entscheidenden Schlage aus — mit welchem Erfolge, darüber bieten wir unseren Lesern eine eingehende Schilderung unter der Überschrift: „Der Tag von Jakobstadt" auf Seite 318 aus der Feder des Kriegsberichterstatters Dr. Fritz Wertheimer.

Der neue große Wurf der deutschen Führung war dank der unbedingten Siegeszuversicht der Truppen und dem ausgezeichneten Zusammenarbeiten aller Waffengattungen wieder vollständig geglückt. Außer den Gefangenen blieb kein Russe auf dem südlichen Dünaufer.

An der übrigen Front gegen Rußland hatten sich bedeutende Kampfhandlungen nicht ereignet, doch zeigten sich die Russen im Bogen von Luck, am Unterlauf des Zbrucz und östlich vom Becken von Kezdivasarhely seit dem 17. September rühriger als sonst. Bei Brody und Tarnopol steigerte sich die Tätigkeit der feindlichen Artillerie, ohne daß aber die Russen an der neuen Front ihre Angriffe wieder aufgenommen hätten. Unterdessen schafften Deutsche, Österreicher und Ungarn in den bei ihrem flotten Vormarsch in Ostgalizien (siehe Bild Seite 307 unten) genommenen Dörfern Ordnung und zogen schwere Geschütze nach, was besonders in den versumpften Geländeabschnitten an der Südostfront (siehe Bild Seite 307 oben) oft mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

An der **russisch-rumänischen** Front spielten sich, soweit



Ein deutsches Flugzeuggeschwader belegt russische Seestreitkräfte bei der Insel Ösel mit Bomben.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

sie von den Kämpfen der letzten Monate in Mitleidenschaft gezogen worden war, wieder recht erbitterte Gefechte ab. Am 17. September unternahmen die Rumänen westlich vom Sereth im Bereich der Heeresgruppe Mackensen nach heftiger Feuervorbereitung bei Varnita und Muncelul mehrere Angriffe, die trotz enger Begrenzung mit außerordentlicher Wucht geführt wurden. Mackensens Truppen bereiteten den Rumänen aber eine verlustreiche Niederlage. An der Rimnicmündung stießen die Deutschen zur Erkundung vor und brachten eine Anzahl Rumänen gefangen zurück. Tags darauf kam es auch an der Front des Erzherzogs Joseph zu schweren Zusammenstößen. Vom Oitoz- bis zum Casinutal hielten die Feinde die österreichisch-ungarischen Linien unter Feuer und tasteten sich dann nördlich von der in den Heeresberichten vielgenannten Glasfabrik gegen die Stellungen der verbündeten Verteidiger vor (siehe Bild Seite 308). Sie wurden vollständig zurückgeschlagen. Nach verstärkter Artillerietätigkeit gingen sie tiefgegliedert von der Glasfabrik bis zum Oitoztal von neuem vor. Dabei brachen die Rumänen südlich von Grozesci in die Reihen der Verteidiger ein, doch mußten sie einem kraftvollen Gegenstoß wieder weichen. Im Gebiete der südlich stehenden Gruppe der deutschen und k. u. k. Streitkräfte rangen die Rumänen an demselben Tage wieder bei Muncelul und bei Varnita um Stellungsverbesserungen, opferten aber ihre Mannschaften auch hier umsonst.

Auf diesem Schauplatz gingen die Truppen der Mittelmächte ebenfalls oft zu Angriffen über und suchten, wie in früheren Gebirgskämpfen, auch unter den schwierigsten Geländeverhältnissen den Feinden Vorteile abzugewinnen. Südlich vom Sereth brachen am 25. September deutsche Stoßtruppen bis in die hinteren Linien ihrer Gegner durch und brachten nach der Zerstörung der feindlichen Anlagen über 100 Gefangene und mehrere Maschinengewehre ein.

Die mannigfache Bedrängnis der russischen Heere, insbesondere an ihrer Nordwestfront, wurde auch durch die beginnende Wiedererstarkung der innerrussischen Verhältnisse nicht beseitigt. Das Abenteuer Kornilows hatte eine Reihe bedenklicher Schwierigkeiten zur Folge. Am 14. September griffen nachts Flieger, die zu Kornilows Truppen gehört hatten, sogar Petersburg an und töteten durch abgeworfene Geschosse eine ansehnliche Zahl ihrer eigenen Landsleute. Es wurde fieberhaft an der Wiederherstellung der Armee gearbeitet. Allein der neue Kriegsminister Werchowski wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er eine Verminderung der russischen Heere um ein Drittel vorschlug, weil das Land die gewaltige Kriegslast nicht mehr tragen könne. Die Front sollte aber gekräftigt werden, damit die Truppen aufs neue um den Sieg zu ringen vermöchten. Mit Beschämung dachte man an die Regimenter, die in Galizien vor den anrückenden Gegnern (siehe Bild Seite 309) in wilder Flucht davonrannten (siehe Bild Seite 310 oben) und auch den Aufforderungen englischer Offiziere, standzuhalten, nicht nachkamen (siehe Bild Seite 310 unten).

Der Arbeiter- und Soldatenrat in Moskau nahm eine Entschließung an, in der die Veröffentlichung der Geheimverträge Rußlands mit dem Vierverband, namentlich mit Frankreich, gefordert und der sofortige Friedenschluß verlangt wurde. Gleichzeitig fanden in Moskau große Kundgebungen gegen den Krieg statt (siehe Bild Seite 311). Es zeigte sich, daß sich Rußland von Tag zu Tag mehr der Sache Englands entfremdete. Mit Feuereifer waren deshalb die russischen Kriegshetzer dabei, die Furcht vor einem ungünstigen Frieden mit Deutschland und Österreich-Ungarn aufs neue anzustacheln. Dennoch gelang es Kerenski und seinen Freunden nicht, das ganze Volk zu ihrer Auffassung zu bekehren.

Eine besondere Stellung nahmen die Kosaken des Generals Kaledin ein. Diesen wählten sie zu ihrem Hetman; und alle Anstrengungen Kerenskis, Kaledin, der wie Kornilow mit den Waffen gegen ihn auftrat, zu einer Änderung seiner Haltung zu veranlassen, schlugen fehl. Kaledin machte sich zum Herrn gewaltiger Gebiete und stützte seine Herrschaft mit einer ansehnlichen Streitmacht. Auch mit List gelang es Kerenski nicht, den General zu Verhandlungen in das russische Hauptquartier zu locken, wo er Bericht über die Bewegung unter den Kosaken erstatten sollte. So nagten Krieg und Aufruhr von außen und innen an dem Riesenkörper des russischen Reiches. —

Die Eroberung Rigas hatte eine verstärkte Tätigkeit der Deutschen in und über dem Rigaischen Meerbusen mit sich gebracht. Die Möglichkeit, ihn zum Ausgangspunkt wirkungsvoller Angriffe auf die russische Kriegs- und Handelsflotte zu machen, hing in erster Linie von der Bezwingung der Befestigungen auf den Inseln im Norden des Meerbusens, insbesondere derjenigen auf der Insel Ösel, ab. Die Verteidigungsanlagen von Ösel waren schon oft von deutschen Fliegern angegriffen worden, die bedeutende Verheerungen angerichtet hatten; die russischen Seestreitkräfte, die die Insel als Stützpunkt benutzten, gerieten jetzt noch häufiger als früher in Gefahr, durch Bomben aus deutschen Flugzeugen versenkt zu werden (siehe Bild Seite 305).

Übersichtskarte zum deutschen Vorstoß bei Jakobstadt.
I. Roßhestellung, II. Entenschnabel.

Am 26. September geriet der russische Torpedobootzerstörer „Ochotnik" südlich von Ösel auf eine Mine und sank. Er stammte aus dem Jahre 1905 und verdrängte 620 Tonnen; von seiner Besatzung konnten sich nur elf Mann retten, die nach vierundzwanzig Stunden gefahrvoller Fahrt mit ihrem Boot ans Land gespült wurden. —

* * *

Zum ersten Male im Verlaufe des Krieges blieb für die **Italiener** die Entlastung durch die Russen aus, die ihnen einst so besonders wertvoll gewesen war. Nur den Russen verdankten sie es ja, daß der kraftvolle österreichisch-ungarische Schlag zu Anfang des Jahres 1916 im Raume von Trient nicht zum Zusammenbruch ihrer Heere geführt hatte, und nach jeder Isonzoschlacht waren es die Russen gewesen, die durch größere Unternehmungen gegen die Mittelmächte nachdrückliche österreichisch-ungarische Gegenangriffe verhinderten. Die elfte Schlacht am Isonzo war eben erst verrauscht, aber schon wieder verlangten die Bundesgenossen der Italiener neue Taten, weil die Engländer für das Gelingen ihrer dritten Schlacht in Flandern auch die leisen Wirkungen ablenkender Angriffe auf den ferneren Kriegschauplätzen in Rechnung stellen mußten. So mehrten sich

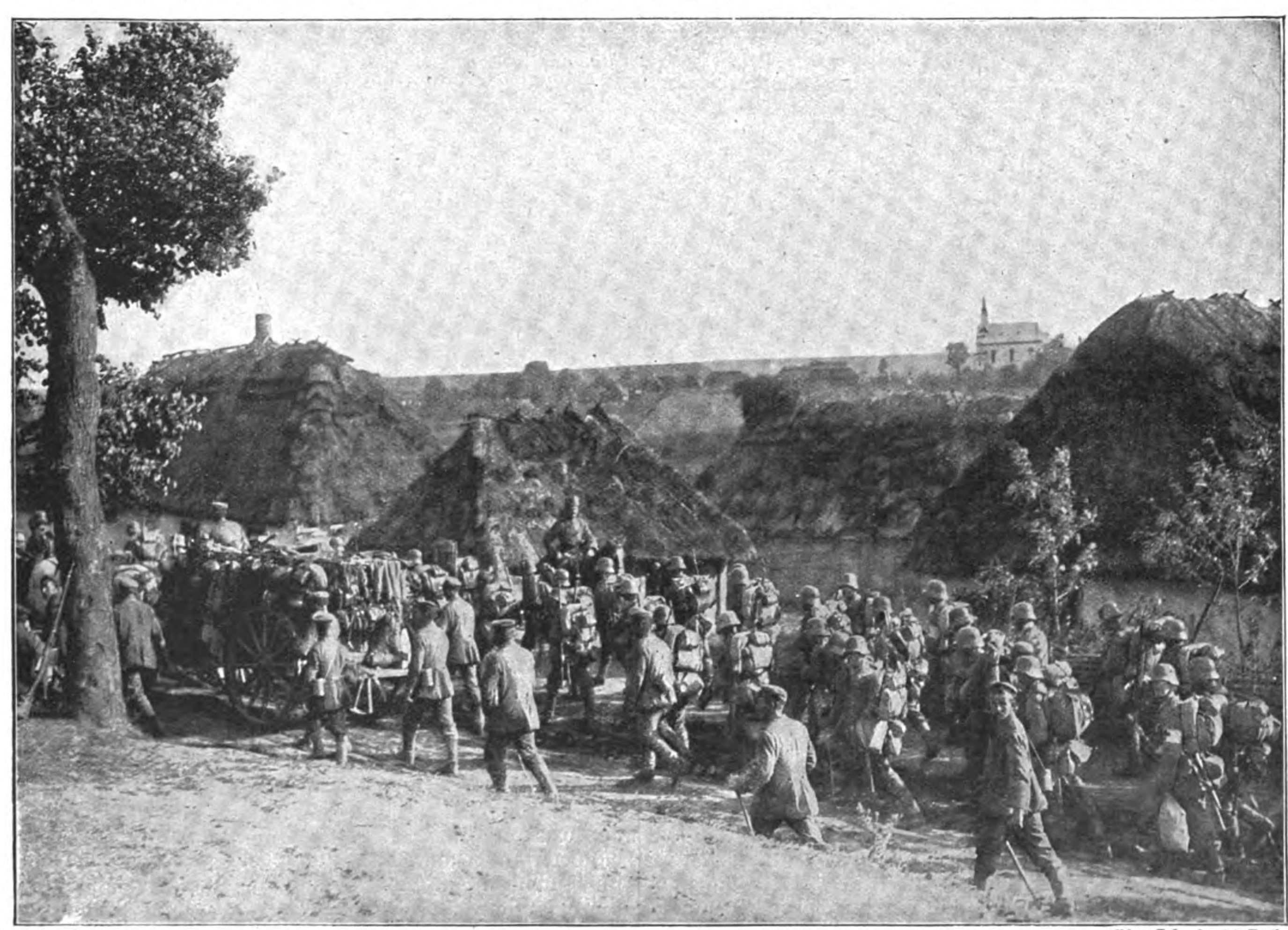


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Beförderung eines auf dem versumpften Gelände des südöstlichen Kriegschauplatzes eingesunkenen 21-cm-Mörsers.

die italienischen Angriffe am Isonzo, wenn sie auch trotz lebhafter Artillerievorbereitung meist blutig fehlschlugen, wie am 16. September südlich von Podlece. Hier unternahm der Feind nach Einbruch der Dunkelheit drei schwere Angriffe, ohne einen Erfolg zu erzielen. Glücklicher waren Honvede, die am Nordwesthang des so heiß umstrittenen Monte San Gabriele, wo die oft bewährte Division des Feldmarschalleutnants v. Zeitler (siehe Bild Seite 312) treue Wacht hielt, in die vorderen italienischen Stellungen einfielen und Gefangene sowie Maschinengewehre einbrachten.

In den nächsten Tagen steigerte sich die Kampftätigkeit auf der Hochfläche von Bainsizza (siehe Bild Seite 314) und im Abschnitt des Gabriele, wie auch bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls Freiherrn v. Conrad im nördlichen Teile der italienischen Front. Im Raume von Canziol stürzten sich die Italiener auf eine österreichisch-ungarische Feldwachenstellung, die längst geräumt war, und besetzten sie, während ihre Anstürme gegen andere Feldposten abgewiesen wurden. Die Österreicher und Ungarn führten einen Gegenstoß zur Wiedergewinnung eines verlorenen Teiles ihrer



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Vorgehende deutsche Truppen in einem galizischen Dorf.

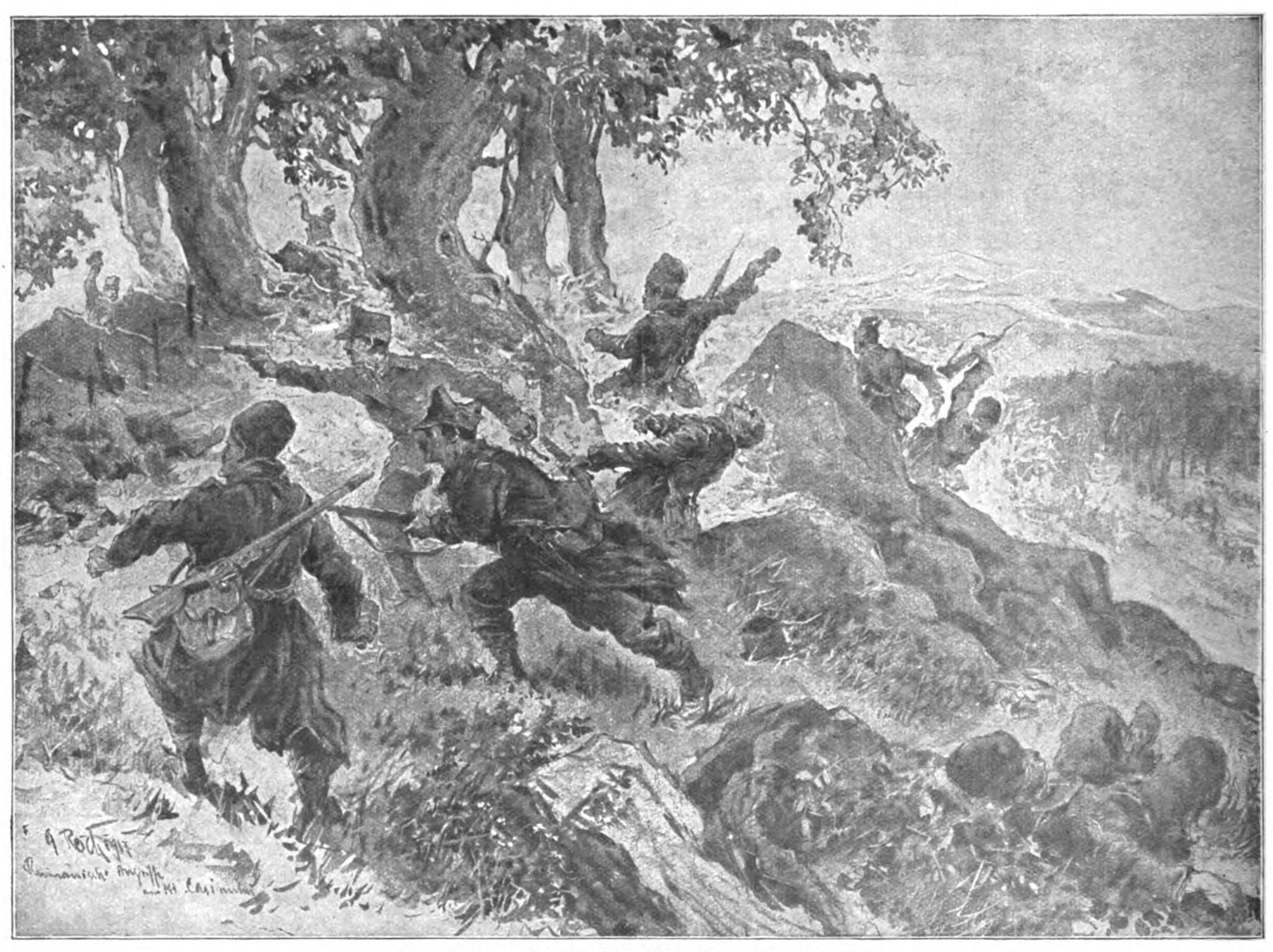
Linien bei Carzano aus. Die Unternehmung gelang ihnen in vollem Umfange und brachte außer dem Wiedergewinn der früheren Stellungen auch 3 Offiziere und 315 Mann an Gefangenen. Die folgenden Tage wurden wieder mit Zusammenstößen von Streiftruppen ausgefüllt. Im Tonalegebiet glückte es am 26. September k. u. k. Abteilungen, die feindliche Front zu durchbrechen, in deren Rücken zwei Drahtseilstationen zu sprengen und mehrere Magazine zu zerstören. Am 27. September häuften sich die Anzeichen italienischer Unternehmungslust an der Tiroler Front; vermehrte Artillerietätigkeit der Feinde wurde von der k. u. k. Artillerie, die auch Verstärkungen an sich ziehen konnte (siehe Bild Seite 315), kräftig erwidert.

Eine Abteilung von k. u. k. Seeflugzeugen erschien am 27. September abends über der Luftschiffhalle von Jesi bei Ancona, die nach ihrer im September 1916 durch österreichisch-ungarische Seeflugzeuge erfolgten Zerstörung wieder aufgebaut worden war. Wie damals, so befand sich auch jetzt in der Halle ein Luftschiff, das mittels Bomben zur Explosion gebracht wurde. Eine 150 Meter hohe Stichflamme schoß dabei aus der Halle hervor. Gleichzeitig hatten italienische Flieger einen Angriff auf Pola ausgeführt, ohne aber erheblichen Schaden verursachen zu können. Am Vormittag des nächsten Tages griffen sie ein k. u. k. Spitalschiff an, obwohl dieses mit allen vorgeschriebenen Kennzeichen versehen war. Zum Glück trafen die Bomben ihr Ziel nicht.

Die Leistungsfähigkeit der italienischen Flugzeuge ergab sich bei einem Fluge, den der italienische Flieger Laureati am 25. September unternahm. Er flog mit einem Beobachter von Italien nach England und erreichte ohne Zwischenlandung glücklich seinen Bestimmungsort. Trotz starken Nordwestwindes legten die Flieger die 1050 Kilometer lange Strecke Turin—London über Modena und Frankreich zum Kap Gris Nez und von dort über den Kanal in sieben Stunden zwölf Minuten zurück.

Größere Aufmerksamkeit als diese Fliegerleistung und die derzeitigen Kriegshandlungen der Italiener erforderten die gegen den Krieg gerichteten Krawalle in den italienischen Städten des Hinterlandes. Mehrfache Grenzsperren konnten das Durchsickern von Nachrichten über schwere Aufstände nicht verhindern. Solche fanden namentlich in Turin, wo das Volk unter dem Eindrucke der Brotnot zur Gewalt griff und tagelang die Lage beherrschte, bis das Militär mit eiserner Härte einschritt und Hunderte von Toten und Verwundeten die Straßen füllten (siehe Bild Seite 313), und in anderen oberitalienischen Städten statt; aber auch in Neapel und sonstigen vom Turiner Hauptaufstandsherde weit abgelegenen Plätzen ereigneten sich Tumulte. Italien hatte von seinen Kriegslasten nunmehr genug.

Fühlbarer als die blutigen Niederlagen in elf gewaltigen Schlachten am Isonzo und zahlreichen anderen großen Kämpfen im Raume von Trient, waren den Italienern die Folgen des Unterseebootkrieges geworden, die sie durch ihre zahlreichen U-Bootjäger (siehe Bild Seite 298) nicht abzuwenden vermochten. Der Nahrungsmittelmangel trug die Gefahr einer schreckenvollen Steigerung der Hungersnot in sich, der sich Italien jetzt schon ausgesetzt sah. „Keinen neuen Kriegswinter" war der Ruf der Friedensfreunde, der überall begeistert aufgenommen wurde und selbst im Heere zu Zersetzungserscheinungen führte, so daß Cadorna einige seiner unzuverlässigsten Regimenter nach Frankreich bringen und durch Franzosen ersetzen lassen mußte. —



Abweisung rumänischer Angriffe auf den Mt. Casinului.
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich, München.

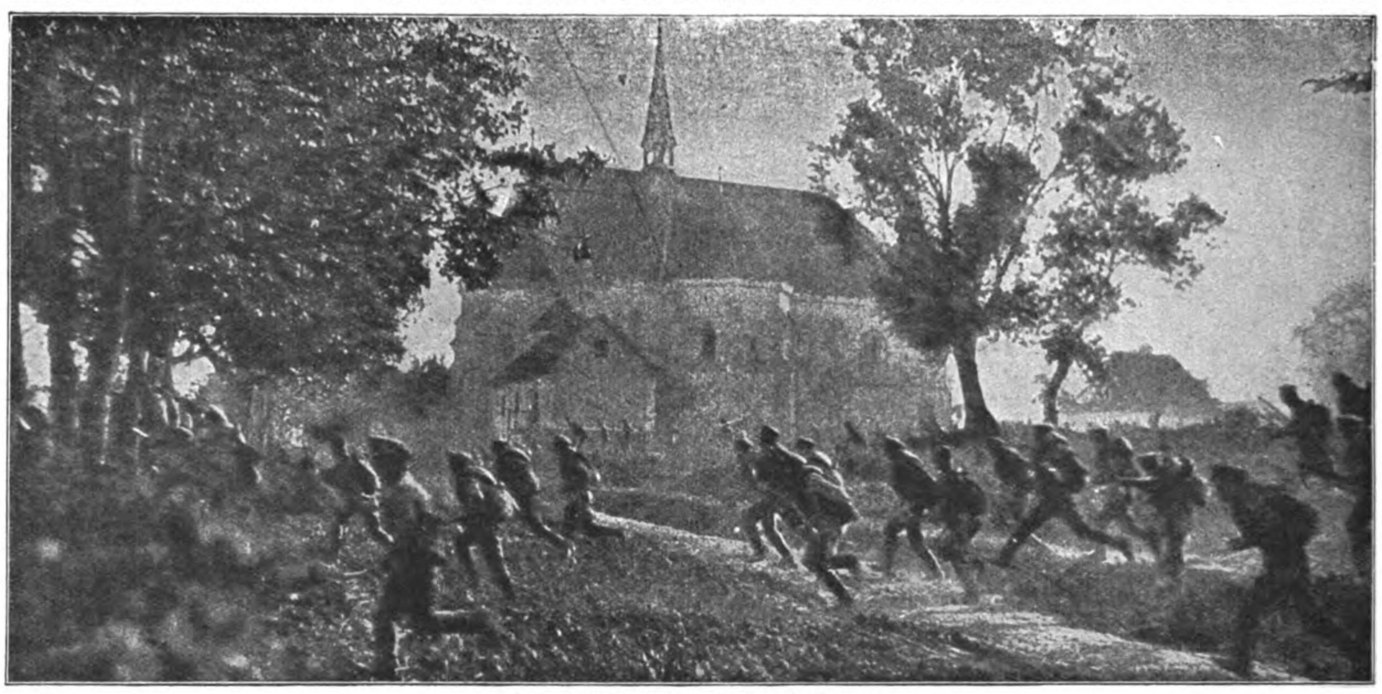
* * *

Auf dem **Balkan** spielten sich die Hauptereignisse auf der 120 Kilometer Luftlinie messenden albanischen Front ab, wenn auch die hier von den Italienern und ihren Verbündeten unternommenen und sogar von der See her unterstützten Angriffe nicht wieder zu schlachtmäßigen Zusammenstößen geführt hatten. An dieser Front bestanden noch Möglichkeiten für den Bewegungskrieg, da hier, mit Ausnahme des Abschnittes an der unteren Vojusa, wo die Italiener einen



Unter dem Armeekommando des Grafen Bothmer kämpfende deutsche und österreichisch-ungarische Sturmtruppen und Maschinengewehrabteilungen übersetzen bei der Verfolgung der geschlagenen Russen einen Fluß im Raume Tarnopol—Brzezany. Im Hintergrunde erbeutete russische Panzerkraftwagen und sonstiges Fahrgerät.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

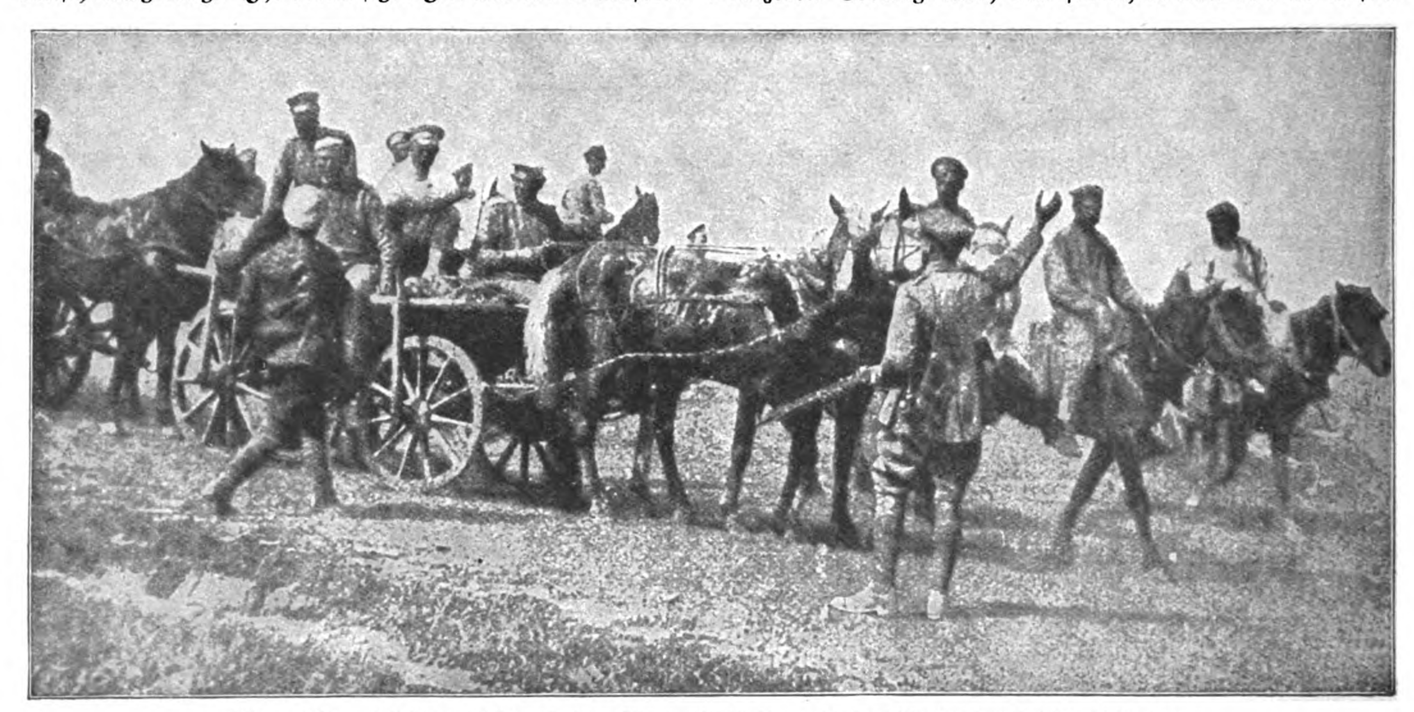


Wilde Flucht eines russischen Regiments.

sechsfachen Drahtverhau gezogen hatten, noch keine starre Linie geschaffen war. Die Gegner sicherten sich durch Streifabteilungen, die strahlenförmig von befestigten Punkten in das Gelände vorrückten und miteinander Fühlung zu behalten suchten.

Nach den heftigen Kämpfen zwischen starken Streitkräften auf dem ganzen westlichen Flügel der Balkanfront versteifte sich Sarrail darauf, an der Straße von Koritza nach Pogradec eine Umfassungsbewegung um den Ochridasee zur Erschütterung der rechten Flanke der Gegner bei Monastir zu versuchen. Aus weißen und farbigen Franzosen, Italienern, Russen und griechischen Freiwilligen hatte er eine starke Streitmacht zusammengezogen, der er in dem schwierigen Gelände harte Aufgaben stellte. Ein heftiger Vorstoß dieser Truppen zwischen dem Ochridasee und dem Skumbifluß wurde von Deutschen, Österreichern und Ungarn am 21. September in kraftvollen Gegenstößen zum Scheitern gebracht. Der Skumbi entspringt auf der westlich vom Ochridasee 1857 Meter ansteigenden Mokra Planina, die er im Westen umfaßt. Die Franzosen waren bis zum Dorfe Krtschowa gelangt. Ihr vorläufiges Ziel war der Domusowabach, der nördlich von dem genannten Dorfe in den Skumbi mündet, und an dessen breitem, mit Schotter gefülltem Bett ein Weg von Struga am Ochridasee nach Elbassan führt. Nach Erreichung dieses Weges hätten die Franzosen, die am Skumbi entlang schon den Weg durch das unwirtliche Kamiagebirge zurückgelegt hatten, nach Struga gezielt, um von dort den Weg nach Monastir zu öffnen und die im Frontangriff bisher unerschütterlich gebliebenen Gebirgstellungen der Gegner von Westen her zu umfassen. Die Ausführung dieses weitgreifenden Planes war zunächst mißlungen; die Franzosen wurden von Krtschowa zurückgeworfen und mußten nun den Versuch machen, mit neuen, vermehrten Kräften zum Ziel zu kommen. Am 27. September fühlten sie mit stärkeren Aufklärungsabteilungen am Skumbi erneut vergeblich vor.

Sarrails Mittel für die Durchführung seiner Aufgaben und Pläne schienen wieder unzureichend zu sein. Kein anderer Heerführer hatte gleich ihm unter den unmittelbaren Wirkungen des Unterseebootkrieges zu leiden, trotzdem die fortschreitende Vergewaltigung Griechenlands ihm längst den kürzeren Seeweg durch den südlichen Teil der Adria frei-



Ein englischer Offizier versucht auf einer Etappenstraße den russischen Rückzug zum Stehen zu bringen.

Die Anarchie in Rußland.

Nach photographischen Aufnahmen der Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers

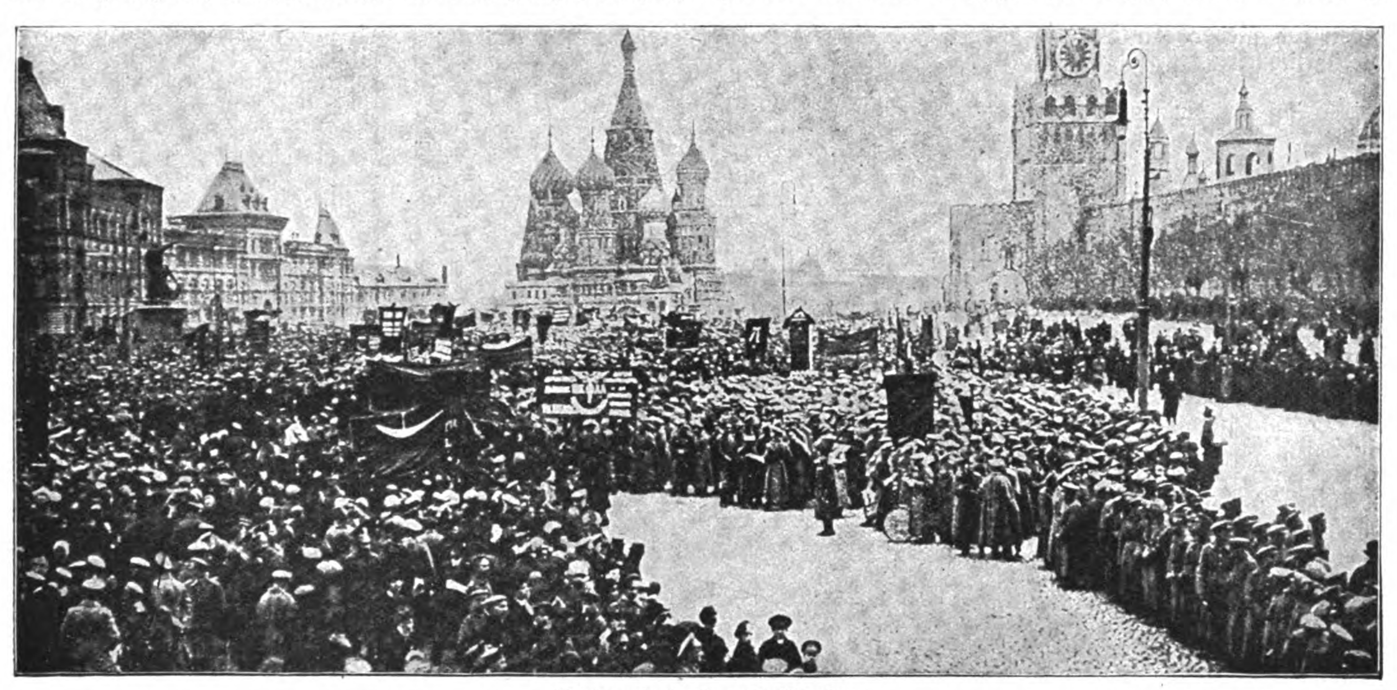
gemacht hatte. Die Veränderungen, die der Unterseebootkrieg in der Schiffahrt auf dem Mittelmeere geschaffen hatte, trafen die Salonikiarmee aber dennoch mit wenig geminderter Schärfe. Für die kurze Reise von Toulon nach Saloniki, das immer wieder angelaufen werden mußte, weil der Weg über die Adria ja nur für einen Teil des Nachschubes für die große Armee in Betracht kommen konnte, hatten die Dampfer im Frieden nur drei Tage gebraucht, jetzt waren sie erst in durchschnittlich sechzehn Tagen am Bestimmungsort. Die Sicherung durch U-Boote, Torpedoboote und andere Kriegschiffe konnte sie nicht davor bewahren, unterwegs recht viele Häfen anlaufen zu müssen, um dort Auskünfte über die Anwesenheit von U-Booten der Gegner abzuwarten. Diese Aufenthalte bedeuteten tatsächlich die Ausschaltung des Frachtraumes der Schiffe für längere Zeit und damit eine unregelmäßige und unzureichende Versorgung des Sarrailschen Heeres, was auf die Kampfbereitschaft nicht ohne nachteiligen Einfluß bleiben konnte.

Die Truppen Sarrails standen auf einem verlorenen Posten. Keine der Voraussetzungen, unter denen die Salonikiexpedition einst begonnen worden war, hatte sich erfüllt. Die Russen waren seit langem unfähig, ihre Heerhaufen in der Richtung auf Konstantinopel in Bewegung zu setzen; Rumänien, das den russischen Zug nach Süden zugunsten Sarrails verstärken und durch seine Teilnahme am Kriege auch Bulgarien in seiner Bundestreue wankend machen sollte, war zerschmettert, nicht zuletzt gerade durch die opferbereite Schlagkraft der Bulgaren. Die einzige Hoffnung, die für Sarrail noch bestand, war die Beteiligung des griechischen Heeres an den Unternehmungen. Sie stand nahe bevor; allein diese Hilfe kam reichlich spät, denn sie stellte sich erst in einem Augenblick ein, in dem die Franzosen und Engländer ihre eigenen Truppen auf ihren Hauptkriegschauplätzen dringend brauchten und beträchtliche Streitkräfte schon dorthin führten. Die Hilfe, die ihnen der Verrat des Venizelos ursprünglich bereits wenige Tage nach der Landung der Verbandstruppen in Saloniki zukommen lassen wollte, konnte nun höchstens noch zur Fortführung des mazedonischen Feldzuges dienen, aber nicht ihn zu gewinnen. —

* * *

Die **Türken** hielten auf ihren Kriegschauplätzen den Feinden fortgesetzt tapfer stand. An der Kaukasusfront schaffte ihnen die auch dort eingerissene und um diese Zeit erst ihren Höhepunkt erreichende Zuchtlosigkeit der russischen Streitkräfte Entlastung, so daß sie sich ihren gefährlichsten Feinden, den Engländern, mit vermehrter Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Die Erstarkung der türkischen Kampffähigkeit im Raume von Bagdad offenbarte sich den Feinden, als ein englisches Bataillon zur gewaltsamen Erkundung in der Richtung auf Mosul vorgeschickt wurde. Die Engländer gerieten in einen türkischen Hinterhalt, wurden überfallen und restlos aufgerieben. Soweit sie nicht im Kampfe fielen und entfliehen konnten, wurden sie in den Tigris gedrängt, wo sie den Tod fanden. Auch an den anderen türkischen Kampfstätten erwarteten die Osmanen mit gesteigerter Kraft ruhig die von den Engländern sorgfältig vorbereiteten neuen Angriffe. —

(Fortsetzung folgt.)



Friedenskundgebung in Moskau.

Die Anarchie in Rußland.

Nach einer photographischen Aufnahme der Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Brieftaube.

Erzählung aus dem Kriege. Von Paul Grabein.

„Hallo!" — Hatte er es geträumt, oder hatte da unten wirklich jemand gerufen? Stabsarzt Ullrich fuhr aus dem ersten tiefen Schlaf, hob den Kopf und lauschte: Richtig, da wieder drunten vorm Haus ein lautes Hallo, Pochen und Rütteln an der Haustür und jetzt ein Pfiff — eigenartig, aber ihm wohlvertraut, das Wagnersche Siegfriedsmotiv. Aber — es gab doch nur einen Menschen, der dies Zeichen außer ihm anwandte: Kurt, seinen jüngeren Bruder! Aber der lag unten an der Aisne im Schützengraben.

Doch als nun abermals das Hallo erscholl, sprang Doktor Ullrich mit einem Satz aus dem Bett. Er hatte die Stimme erkannt. Kein Zweifel mehr, es war Kurt. So eilte er denn zum Fenster und riß es auf.

„Einen Augenblick — gleich bin ich unten!"

In Hast stürzte er in die Kleider, die immer bereit neben dem Bett lagen. Fast jede Nacht geschah es ja, daß der Stabsarzt hinausgerufen wurde. Es war eine scharfe Ecke hier oben, in der kleinen nordfranzösischen Landstadt unmittelbar hinter der Front. Nur allzuoft kamen Transporte von Schwerverwundeten von vorn. Aber auch Alarm hatte es schon ein paarmal gegeben, wenn die Feinde wieder mit großer Übermacht und Heftigkeit einen überraschenden Durchbruch versuchten.

Nun stand Doktor Ullrich unten im Hausflur und schloß die Tür auf. Das Licht der elektrischen Taschenlampe vorn am Waffenrock fiel hell auf den Draußenstehenden.

„Also wirklich — du, Kurt! Willkommen, mein lieber Junge! Aber nun sag bloß — wie in aller Welt kommst du hierher? So bei Nacht und Nebel!"

Der Stabsarzt nahm den nächtlichen Gast bei beiden Händen und blickte ihm zärtlich in die Augen. Er hing ja an dem zwölf Jahre jüngeren Bruder fast wie ein Vater, hatte er doch in der Tat an dem früh Verwaisten auch die Stelle eines solchen vertreten müssen, bis dann mit Kriegsausbruch der noch nicht einmal Siebzehnjährige freiwillig zu den Waffen geeilt war. „Bist du denn nicht mehr in deiner alten Stellung drunten an der Aisne?"

„Seit vorgestern nicht mehr. Unser Regiment ist verlegt worden, in euren Abschnitt, und da habe ich die Gelegenheit benutzt, dir guten Tag zu sagen. Mein Hauptmann hat mich auf vierundzwanzig Stunden beurlaubt. Länger ging's nicht, denn wir werden hier gleich eingesetzt. Es scheint, daß der Feind hier oben etwas Besonderes vorhat. Nun, die Hauptsache ist, daß wir uns einmal wiedersehen!"

Seit Ausbruch des Krieges, seit vollen acht Monaten, hatten sich die Brüder nicht mehr zu Gesicht bekommen und auch nur selten durch Briefe über die Heimat voneinander gehört. So war denn die Freude des Stabsarztes wohl zu verstehen. Er zog den jungen Bruder mit sich hinauf in sein Zimmer, das im ersten Stock gelegen war. Dort entzündete er die Petroleumlampe, und sie setzten sich nieder. Kurt mußte ausführlich berichten, wie es ihm im Felde ergangen war.

Sie saßen noch im eifrigen Gespräch, als es leise an die Zimmertür klopfte. Die Frau des Hauses, Madame Dupont, trat ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber ich hörte, daß Sie Besuch bekamen, und dachte mir gleich, daß es wohl Ihr Bruder sein müßte, von dem Sie schon so manches Mal gesprochen haben. Ich wollte nur fragen, ob ich Ihren Besuch vielleicht mit einer Tasse warmen Kaffees erfrischen darf."

Diese Aufmerksamkeit der Quartierwirtin, der Landesfeindin, zu nächtlicher Stunde war in der Tat außergewöhnlich. So erhoben sich denn die beiden Brüder, und der Stabsarzt stellte den jungen Fähnrich vor.



K. u. k. Feldmarschalleutnant Baron v. Zeitler.

Madame Dupont war aufs höchste erstaunt, als sie nun beim Scheine der Lampe den Gast genauer musterte: Anzug und Stiefel faustdick mit Lehm aus dem Schützengraben behängt. Sie hatte sich den angehenden jungen Offizier wohl etwas anders vorgestellt. Aber schnell wich die Überraschung in ihrem Antlitz dem Ausdruck warmherziger Rührung, als sie die schmale, fast noch knabenhafte Gestalt und das jugendliche Antlitz vor sich sah. Mit tiefem Mitleid kam es von ihren Lippen: „Mein Gott, ein Kind noch und schon im Schützengraben — dieser entsetzliche Krieg!" — Dann aber stieg mütterliche Sorge in ihr auf. „Ich eile nach unten und bereite den Kaffee — schnell, schnell — in wenigen Minuten wird es so weit sein. Das Wasser muß gleich kochen. Ich bitte dann die Herren, zu kommen!"

Die Brüder blieben noch ein paar Minuten in dem Zimmer.

„Das ist ja eine unerhoffte, liebenswürdige Aufnahme," sagte Kurt verwundert.

„Ja, freilich — und doch auch wieder nicht, wenn man, wie ich, das gute Herz Frau Duponts schon des öfteren kennen gelernt hat. Die Frau ist wirklich eine Seele von Mensch."

„Wer sind denn deine Quartierwirte eigentlich?"

„Herr Dupont ist der Direktor der hiesigen Gasanstalt. Er selber ist allerdings weniger angenehm — ein richtiger Vollblutfranzose — geschmeidig, liebenswürdig, dabei aber doch von einer ironischen Überhebung und schnellem Spott. Na, aber wir kommen nicht übermäßig viel mit ihm in Berührung. Er ist nämlich herzleidend und lebt schon darum sehr zurückgezogen, sitzt fast den ganzen Tag droben in seinem kleinen Laboratorium, wenn er nicht einen Gang in die Stadt macht. In seiner Gasanstalt hat er jetzt wohl nicht gerade übermäßig viel zu tun."

„Ist das die ganze Familie?"

„Nein, da ist noch eine Tochter, Irene — sogar eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Nun, du wirst ja morgen vielleicht Gelegenheit haben, sie noch selber kennen zu lernen. Aber komm, daß Frau Dupont mit ihrem Kaffee nicht auf uns zu warten braucht."

Sie waren kaum unten ins Eßzimmer gekommen, so trat auch schon die Frau des Hauses ein und hinter ihr ein junges Mädchen, das ihr beim Auftragen des Kaffees half. Der Stabsarzt stellte der Tochter des Hauses, die es sich also gleichfalls nicht hatte nehmen lassen, den Gast zu bewirten, den jüngeren Bruder vor. Dieser war ganz betroffen, als er nun im Lichtschein Irene gegenübertrat, die ihm die Hand mit einigen freundlichen Worten reichte. Es war dieselbe gewinnende Liebenswürdigkeit wie bei der Mutter, aber dazu noch eine Stimme — weich und klingend wie Musik — und dazu dieses Antlitz! Der junge Fähnrich konnte sich nicht besinnen, jemals eine so feine Schönheit gesehen zu haben, solche zarten Farben, und namentlich diese Augen, von einem Glanz — es ward ihm jedesmal ganz warm, wenn ihre Blicke ihn berührten. Da wurde der sonst so Lebhafte schweigsam, lehnte sich in seinen Sessel zurück und überließ die Unterhaltung dem Bruder und den Damen; nur die Augen hingen unverwandt an dem schönen Mädchen, das ihm gegenüber, etwas im Halbdämmer, saß.

Das Gespräch drehte sich um den Krieg. Es war immer dasselbe, wenn diese Dinge hier im Lande berührt wurden. Die Mutter klagte: „O, dieser Krieg — welches Unglück für Sie und uns! Unsere Völker, glauben Sie es mir, haben diesen Krieg nie gewollt! Es sind nur die Machthaber, die Ehrgeizigen!"

„Ja, auf Ihrer Seite, Madame, aber nicht bei uns! In Deutschland hat kein Mensch an den Krieg gedacht. Sie und Ihre Verbündeten haben ihn uns aufgezwungen." Und eifrig bemühte sich der Stabsarzt, wie so manchmal schon, seinen Hörerinnen diese Meinung beizubringen. Die Mutter hörte ihm auch geduldig zu, und nun sagte sie mit einem stillen Nicken: „Nun ja, mag sein, die Mehrzahl bei Ihnen mag wohl denken wie Sie."

Doch da beugte sich die Tochter plötzlich aus ihrem Sessel mit einer lebhaften Bewegung vor.

„O, Mama — wie kannst du das sagen! Vergißt du denn ganz die Militärpartei in Deutschland!" Und sie begann mit steigender Lebendigkeit den Redekampf gegen den Stabsarzt aufzunehmen. Die Worte sprudelten ihr nur so vom Munde, wie sie die Sache ihres Volkes verteidigte.

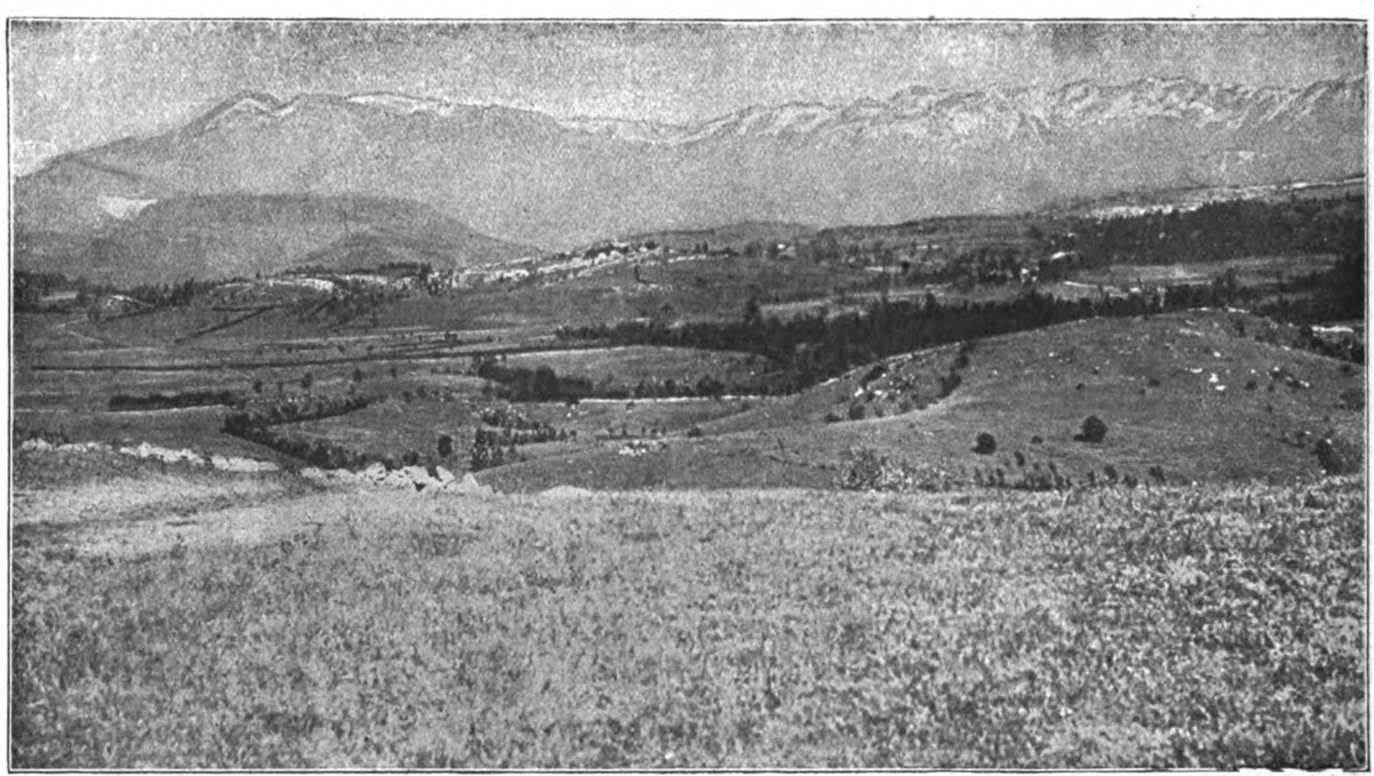
Der junge Fähnrich war erstaunt. Diese Leidenschaftlichkeit bei dem vorhin so stillen Mädchen mit den träumerischen Augen, die in eine ferne, unirdische Welt zu blicken schienen! Ganz betroffen hörte er sie an, und als sie geendet, sagte er: „Das hätte ich nie von Ihnen gedacht — Sie sind ja eine begeisterte Patriotin," fast hätte er „fanatisch" gesagt. „Ich glaube, für Ihr Vaterland wären Sie bereit, alles zu opfern — auch das Leben, wenn es sein müßte."

„Zweifeln Sie etwa daran?" Ein aufflammender Blick traf ihn. Dann aber richteten sich ihre Augen vor sich hin,



Straßenkämpfe in Turin anläßlich der Hungersnot in Italien.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Die Bainsizza-Hochfläche an der Isonzofront.

als sähen sie dort hinten im Dunkel etwas Großes, Erhabenes aufsteigen, und von ihren Lippen kam es: „Ich wünschte mir ja nichts Sehnlicheres, als für mein Vaterland leiden und sterben zu dürfen, wenn ich es nur damit retten könnte. Wie oft habe ich es mir in diesen schrecklichen Nächten gewünscht, daß ich wie eine zweite Jeanne d'Arc mein Volk zum Siege führen dürfte. Wie gern wollte ich das mit meinem Leben bezahlen!"

Da verstummte der junge Fähnrich. Voller Ergriffenheit sah er zu ihr hin. Aber zugleich war eine stille Traurigkeit in ihm: wie schrecklich dieser Weltenbrand, diese leidenschaftliche Verirrung der Geister, die selbst ein von Natur aus weiches Frauenherz in heißlodernder Glut entfachen konnte.

Bald zogen sich dann die Brüder wieder zurück, mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde, und suchten oben ihr Nachtlager auf. Doch Kurt Ullrich floh der Schlaf noch lange. Immer wieder sah er das verklärte Antlitz des jungen Mädchens vor sich, das so hinreißend schön gewesen war in seiner heiligen Begeisterung und in dem doch ein wildes Feuer geglüht hatte, das ihn mit einem leisen Schrecken erfüllt hatte. Ein Wort klang ihm da immer wieder im Ohr, das der ältere Bruder vor dem Schlafengehen ihm noch gesagt hatte: „So sind die Franzosen nun einmal, selbst in ihren angenehmsten Vertretern — sie bleiben deutschem Wesen innerlich fremd. Da ist eine tiefe Kluft zwischen ihnen und uns, die wird in Zeit und Ewigkeit nie zu überbrücken sein!"

Er wußte selber nicht, warum ihn diese Worte des Bruders so ernst und traurig stimmten. Doch schließlich forderte die Natur bei ihm ihr Recht; auch er sank in Schlaf.

* * *

Es war ein paar Tage später, der Fähnrich war wieder zur Front abgegangen, da saßen Stabsarzt Ullrich und sein Quartiergenosse, der Kriegsgerichtsrat Denhardt, des Abends rauchend beisammen im Zimmer. Aus seinem nachdenklichen Schweigen heraus sagte Denhardt plötzlich: „Sagen Sie mal, Doktor, kommen Sie gelegentlich wohl auch in den kleinen Buchbinderladen in der Rue Gambetta — ein paar Häuser über den Friseur hinaus?"

„Ach so, da, wo die Leihbibliothek ist?"

„Ganz recht. Und ist Ihnen dort nie etwas aufgefallen?"

„Aufgefallen?" Der Arzt sann nach. „Nicht daß ich wüßte. — Allenfalls nur, daß das Geschäft trotz des Krieges noch so gut geht. Man trifft dort stets Leute im Laden. Man kann kommen, wann man will."

„Sehen Sie, da kommen Sie ja schon auf den richtigen Weg."

„Wieso? Ich versteh' Sie nicht," und der Arzt blickte den Gefährten voller Erwartung an. Dieser rückte unwillkürlich mit seinem Stuhl etwas näher heran und dämpfte seine Stimme.

„Ganz im Vertrauen — ich glaube, ich bin da einer sehr ernsten Sache auf die Spur gekommen. Meine eigenen Wahrnehmungen sowie Beobachtungen, die ich habe anstellen lassen, berechtigen zu dem Verdacht, daß die Leihbibliothek nur als Vorwand für Zusammenkünfte hiesiger Zivilisten benutzt wird, die dort irgend eine verbotene, uns feindliche Sache betreiben."

„Alle Wetter, das wäre!"

Der Rat nickte vor sich hin, doch plötzlich sagte er: „Übrigens, auch unser verehrter Quartierwirt gehört zu den Besuchern dieser Leihbibliothek."

„Was Sie sagen!"

„Ja, ja — er ist mehrfach dort festgestellt worden und steht also mit auf der Liste der verdächtigen Leute, die ich mir bereits in dieser Sache angelegt habe."

„Nicht möglich!"

„Ja, nicht wahr? Sie haben dem Mann immer die Stange gehalten, wenn wir über ihn sprachen. Ich aber hatte eine andere Meinung — der Fuchs sieht ihm aus den Augen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Militärkleinbahnen im Feindesland.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu das Bild Seite 316/317.)

Das Landstraßennetz der feindlichen Länder erwies sich für die Kriegszwecke der Deutschen vielfach als ungenügend. Besonders im Osten hatten die Truppen und Kolonnen mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen infolge der schlechten Beschaffenheit und Spärlichkeit der Straßen. Diese gingen im Winter auf lange Zeit unter der Schneedecke fast spurlos verloren, während sie sich bei nassem Wetter in Schlammströme verwandelten. Hier wurde der Straßenbau zu einer der wichtigsten Kriegsaufgaben.

Aber auch im Westen gab es viele Gebiete, wo sich die Straßen auf die Dauer als unzulänglich erwiesen, und nur die bestgebauten hielten der gewaltigen Beanspruchung längere Zeit stand. Zu ihrer Entlastung und Ergänzung entschloß man sich, allmählich mehr und mehr Kleinbahnen zu bauen, die natürlich nach ganz anderen Gesichtspunkten verlegt wurden, als es der Friedensverkehr selbst bei größter Steigerung je erfordert hätte. Kam es doch weniger darauf an, die vorhandenen Ortschaften untereinander zu verbinden, als ein leistungsfähiges Transportmittel für alle Bedürfnisse der Schützengrabenfront zu schaffen. So

führen diese Bahnlinien vielfach durch Einöden und Wälder, durch Täler und auf Bergeshöhen, die sonst nur selten eines Menschen Fuß betrat, und bringen ein in Friedenszeiten nicht geträumtes Leben in weltabgeschiedene Dörfchen, Meierhöfe und Mühlen. Ihre Endpunkte liegen aber meistens von allen bisherigen Siedlungen fern.

Die deutschen Eisenbahnbauer und Pioniere haben sich die Hände gereicht, um auch unter den schwierigsten Bedingungen die vielgestaltigen technischen Aufgaben dieser Bahnbauten gleichsam aus dem Handgelenk zu lösen. So sehen wir auf unserem Bilde: „Bau einer Argonnenbahn", wie mit rohen Eichenstämmen die Überbrückung eines Waldbachtals bewerkstelligt ist und der Arbeitszug zugleich als erste Belastungsprobe des ebenso schnell wie fest errichteten Bauwerks dient. Natürlich sind in bewaldeten Berggegenden die zu überwindenden Schwierigkeiten besonders groß, wenn sich anderseits auch schätzenswertes Baumaterial dort vorfindet. Dort erzielt aber auch der Militärbahnbau die besten Ergebnisse, da er zugleich dem treuen Kampfgenossen, dem Pferd, die schwersten und gefährlichsten Aufgaben abnimmt.

Zum Betrieb dieser Bahnen dienen kleine Zwerglokomotiven. Meist sind es Dampfmaschinen, doch kommen auch Explosionsmotoren da zur Verwendung, wo jede dem Feind auffällige Rauchentwicklung vermieden werden soll. Als Wagen dienen nur beim Bau, besonders dem Unterbau, die kleinen vierrädrigen Loris; zum weiteren Verkehr und Transport aber werden lange, kastenförmige, offene Güterwagen mit einem Meter hohen Wänden (wie auf unserer Abbildung ersichtlich) auf ein doppeltes Rädergestell gesetzt. Gelegentlich wird auch zur Beförderung hoher Offiziere eine Art Salonwagen hergestellt, indem man die Karosserie eines Kraftwagens mit Schutzdach auf einem jener Güterwagen anbringt. — Dann gibt es noch gefederte und gedeckte, sowie rings mit Planen verschließbare Wagen, in die Tragbahren zur Beförderung von Verwundeten und Kranken eingeschoben werden können.

Einfache Block-, Backstein- oder Wellblechhäuschen bilden die Stationsgebäude. Durch eine Schmucklaube und ein angrenzendes Gemüsegärtchen machen sie häufig einen anheimelnden Eindruck. Dazu kommen noch Bretter- oder Wellblechbaracken für die Güterlagerung. Im Schußbereich der feindlichen Artillerie treten an ihre Stelle feste Unterstandsbauten, die womöglich in einem Berghang eingearbeitet sind, so daß sie eine Decke von mehreren Metern gewachsenem Boden über sich haben.

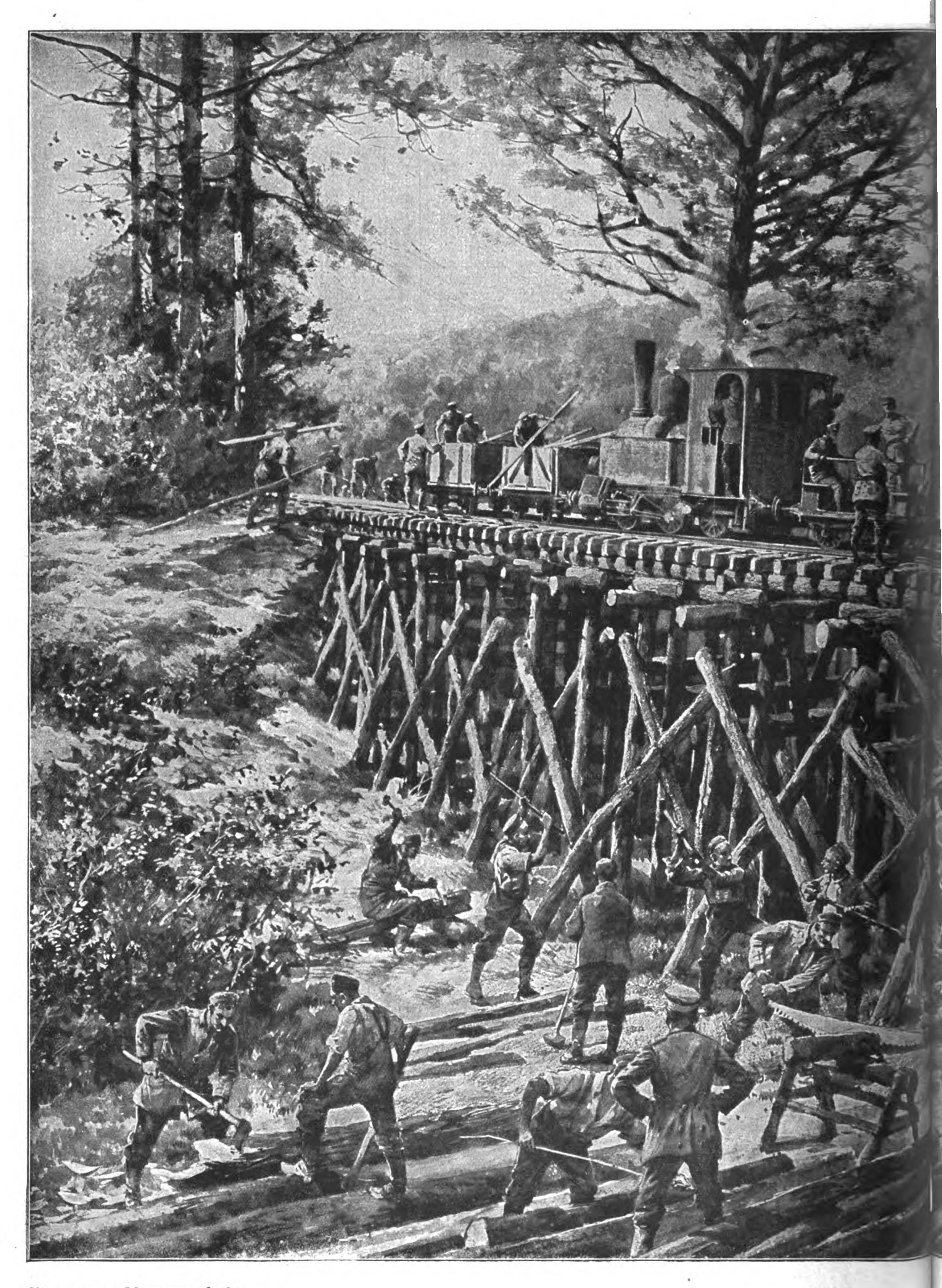
Die Bahnen dienen sowohl dem Frachtverkehr als auch der Mannschaftsbeförderung zwischen ihren rückwärts gelegenen Quartieren und Unterständen und der Schützengrabengegend, wenn auch an beiden Enden oft noch manche Wegstrecke zu Fuß zurückzulegen bleibt. Der Betrieb ist natürlich aufs äußerste vereinfacht, indem es keine Fahrscheine mit entsprechender Kontrolle gibt, sondern die Uniform allein als genügender Ausweis zur Mitfahrt gilt. So klettern an den Haltestellen Offiziere und Mannschaften von allen Seiten über die Wagenbrüstung und suchen sich auf dieser oder auf ihrem Gepäck, Hafersäcken, Kisten und dergleichen sitzend, einige Bequemlichkeit zu verschaffen.

Der Frachtverkehr erstreckt sich außer auf Munition und Lebensmittel für die Truppen auf alle nur denkbaren Bedürfnisse, wie sie der Schützengrabenbau und die sonstigen Verteidigungsanlagen, sowie das Leben in den Unterständen bedingen: Werkzeuge und Baumaterialien aller Art, welch letztere zum Teil erst durch die Sägewerke, Ziegeleien und Betonformereien der Divisionen vorgerichtet werden. Dazu kommen die mannigfaltigsten eisernen Konstruktionsteile, in erster Linie natürlich Doppel-T- und Gitterträger, sowie Wellblech in den verschiedensten Formen, ferner zahllose Rollen von Draht und Stacheldraht mit den dazugehörigen Stützen und Streben zum Aufstellen der Drahthindernisse und isolierter Draht für die Anlage der Fernsprechleitungen. Außerordentlich groß ist auch der Bedarf an Knüppelrosten, womit die Grabensohle belegt wird, um — unter gleichzeitiger Beihilfe zahlreicher Pumpwerke — in den nassen Jahreszeiten, wo sich alles in Schlamm und Rinnsale verwandelt, den Verkehr in den Gräben weiterhin zu ermöglichen. Diese sowie die Faschinen, Schanzkörbe und Pfähle zur Befestigung der Grabenwände werden vielfach von rückwärts liegenden Kolonnen, in Gefangenenlagern und selbst in Feldlazaretten von Leichtkranken und sonst verfügbaren Kräften hergestellt. Für den Stollenbau müssen

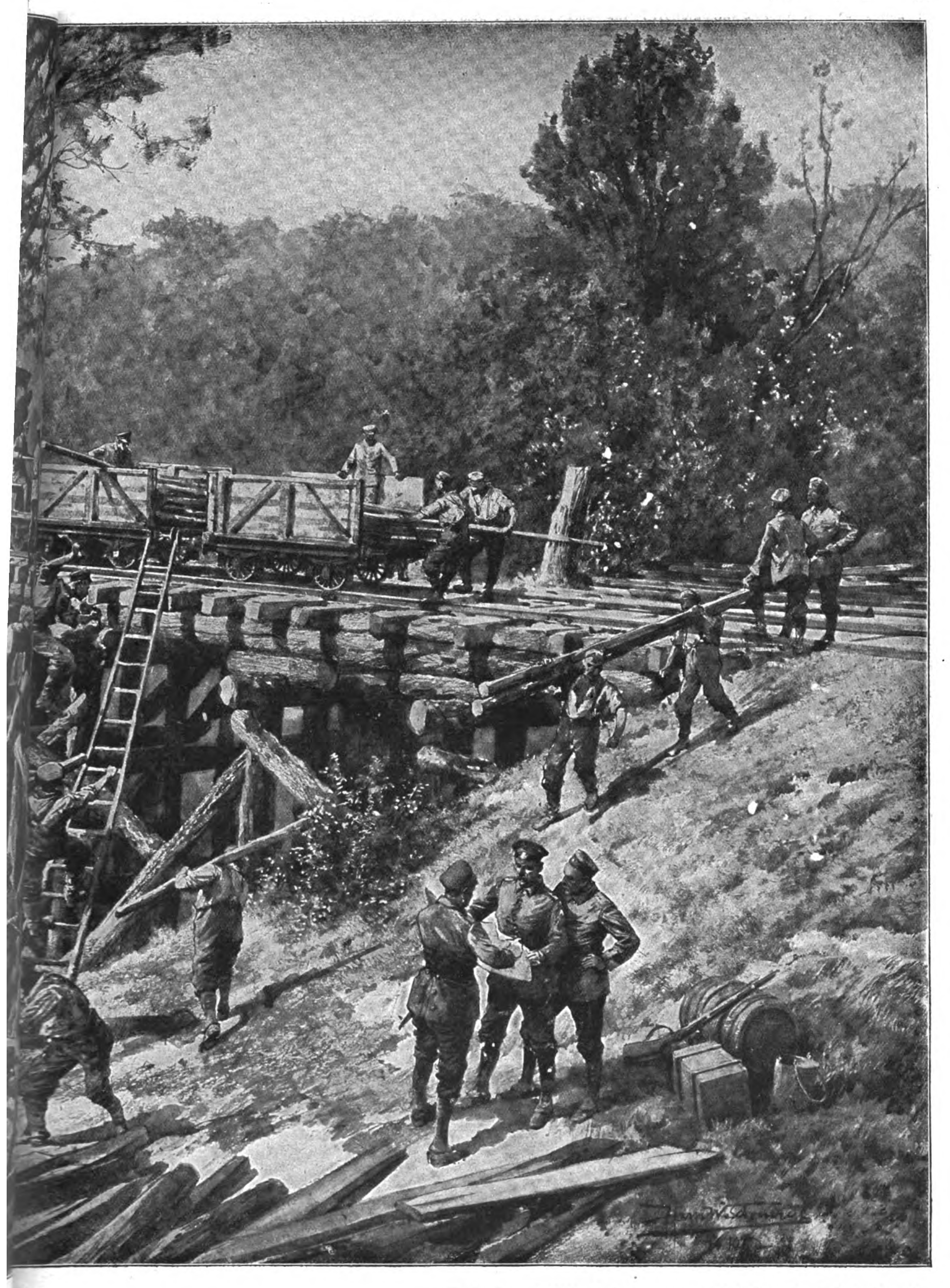


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarisches Feldartillerieregiment bezieht eine Stellung im Südtiroler Kampfgebiet.



Bau einer Argonnenbahn.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

fortgesetzt große Massen von Rahmenhölzern zur Verzimmerung herbeigeschafft werden, die zum großen Teil aus dem Nadelholzbestand der Heimat stammen, da Laubhölzer dafür nicht brauchbar sind.

So traurig und schmerzensreich manchmal die Fracht ist, die von den vorn liegenden Sanitätsunterständen und Hauptverbandplätzen nach den rückwärtigen Lazaretten geschafft wird, so sind die Kleinbahnen doch in entgegengesetzter Richtung auch die Bringer großer Freude, denn sie führen in den Postsäcken die Grüße aus der Heimat und manche Liebesgabensendung den wackeren Schützengrabenkämpfern zu. Ja, zu Weihnachten haben sie viele Wagenladungen von Christbäumchen mit sich geführt, um in den feuchten, dunklen, nur durch Schützengrabenöfchen notdürftig erwärmten Unterständen einen Schimmer von Weihnachtsfreude zu verbreiten.

Etwas über die Herstellung von Handgranaten.

(Hierzu die Bilder Seite 319.)

Wenn man heute durch einen der zahlreichen Fabrikbetriebe wandert, die ausschließlich mit der Erzeugung von Kriegsbedarf beschäftigt sind, und aus dem Munde von Fachleuten über die einzelnen Abschnitte der Herstellung aufgeklärt wird, kann man der deutschen Industrie, die in unglaublich kurzer Zeit ihre friedlichen Betriebe so völlig den kriegerischen Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen wußte, nur unbegrenzte Hochachtung zollen. Kaum der Militär von Fach hatte beim Ausbruch des Krieges eine Ahnung von den gänzlich neuen Kampfmitteln, die heute an den Fronten, auf und unter der See, in der Luft und in Minenstollen tief unter der Erde angewendet werden, geschweige denn der Gewerbetreibende, der sich im Frieden mit der Herstellung von Textilstoffen oder Musikautomaten beschäftigte und heute in seinen Werken Granaten, Bomben oder Zünder anfertigt, als sei es von jeher so gewesen.

Unsere Abbildungen beispielsweise stammen aus einer großen deutschen Maschinenfabrik, die sich im Frieden ausschließlich mit dem Bau landwirtschaftlicher Maschinen befaßte. Heute wandern aus ihrem Innern Tausende von Granaten aller Kaliber und unzählige Kisten mit jenen kleinen gefährlichen Handgranaten, die die Feldgrauen so meisterlich zu verwenden wissen, an die Front. Noch bewundernswerter aber sind diese Leistungen, wenn man bedenkt, mit welchem Mangel an geschulten Arbeitskräften und geeigneten Rohstoffen die deutschen Betriebe zu kämpfen haben. Zur Anfertigung der ungewohnten Gegenstände mußten neue Maschinen aufgestellt, neue Arbeiter, oft gänzlich ungelernte Frauen, ausgebildet werden. Jeder falsche Handgriff kann unberechenbaren Schaden an Zeit und kostbaren Rohstoffen verursachen, ganz abgesehen von der ungeheuren Steigerung der Arbeitslöhne. Und wenn man heute einen derartigen Betrieb besichtigt, gewinnt man den Eindruck, als ob diese Leute in ihrem ganzen Leben nichts anderes gemacht hätten, als jene mit aller Spitzfindigkeit der heutigen Wissenschaft und Technik ausgeklügelten Kampfmittel, die alle Augenblicke vervollkommnet und verbessert werden.

Wie eine deutsche Handgranate entsteht? Scheinbar auf die einfachste Art der Welt. Man sieht einen riesigen Schmelzofen, in dem eine glühende Metallmasse brodelt, die von oben mit immer neuen Rohstoffen gespeist wird. Unten wird die feurige Flüssigkeit in bereitgehaltenen Behältern aufgefangen. Ein Fingerdruck löst eine sinnreich gebaute Schwebebahn aus, die das brodelnde Metall mit äußerster Geschwindigkeit und völliger Sicherheit bis unmittelbar über die wohlvorbereitete Form im Kerbelraum führt. Hunderte von Formkasten stehen dort bereit und werden der Reihe nach mit dem flüssigen Metall gefüllt. Nach dessen Erkalten werden die fertigen Hüllen, die zumeist die Form von Hühnereiern haben, den Formkasten entnommen. Nun folgt von flinken Frauenhänden unter Zuhilfenahme sinnreicher Maschinen das Ausbohren, das Reinigen, das Abwiegen, das Abschleifen, das Lackieren und so weiter. Das alles geschieht mit der Sicherheit und Einfachheit, die die deutschen Fabrikbetriebe von jeher auszeichneten. In einem anderen Raum entstehen die hölzernen Versandkasten, in denen täglich Tausende der gefährlichen kleinen Dinger ins Laboratorium wandern, wo sie mit ebenso großer Selbstverständlichkeit, als wären es gefüllte Praliné, ihre todbringende Füllung, ihre Zünd- und Sicherungsvorrichtung und so fort erhalten. Diese Verfahren sind natürlich im Interesse der Verteidigung geheim zu halten, dürften auch für den Laien kaum von Wert sein, zumal er die tröstliche Gewißheit hat, daß die deutschen Stoßtruppe draußen an der Front mit ihren „Eierhandgranaten" recht geschickt umzugehen wissen, sehr zum Schaden der Feinde, die diese Hilfsmittel der neuzeitlichen Kriegführung erst erfanden und schwerlich glaubten, daß die deutsche Industrie imstande sei, ihre Erfindung nicht nur nachzuahmen, sondern so zu verbessern, daß die Deutschen ihren Gegnern auch hierin wieder einmal den Rang abgelaufen haben.

Der Tag von Jakobstadt.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung".

(Hierzu die Karte Seite 306.)

Als die Russen von unseren Vorbereitungen gegen Riga Wind bekamen, räumten sie freiwillig ihre kleine Brückenkopfstellung bei Dünhof (Ixküll) und auch kleine Teile ihrer vorgeschobenen Brückenköpfe vor Riga und Jakobstadt. Beide Räumungen konnten für sie von militärischem Nutzen sein, konnten ein Aufgeben schwer zu verteidigender Vorstellungen zum Zwecke der besseren Abwehr in den Hauptstellungen bedeuten. Aber das alles nützte dem Russen nichts mehr. Bei Riga zwang ihn unser Durchbruch nach dem gelungenen Dünaübergang zum schleunigen Verlassen der ganzen Westdünastellungen. Kampflos zog er aus den starken Befestigungen ab, um nicht größere Truppenkörper der Gefangennahme auszusetzen. Bei Jakobstadt wehrte er sich verzweifelt, um das seit Tagen vorausgesehene und im eigenen Heeresbericht immer wieder angedeutete Ereignis abzuwenden. Zwar hatte auch hier ein vorsichtiger Führer schon den Räumungsbefehl für den ganzen großen, 40 Kilometer breiten und 10 Kilometer tiefen Brückenkopf in der Tasche, aber die drei Divisionen, die in ihm, stark aufgefüllt und reichlich mit Artillerie versehen, zu halten hatten, bekamen doch den Auftrag zum äußersten Widerstande. Das ist vom Standpunkte der russischen Führung aus nicht nur aus allgemein russisch-innerpolitischen, sondern vor allem aus militärischen Gründen verständlich. Hindenburg, der im Sommer 1915 „mit einem Schimmer von Heer, aber mit dem Rufe der Unbesieglichkeit" zur Düna gekommen war, hatte mit seinen schwachen nur mit wenig Infanterie durchsetzten Kavallerietruppen die beiden Dünabrückenköpfe nicht mehr zu nehmen vermocht. Seit dieser Zeit bildeten sie eine dauernde Bedrohung unserer Nordostfront, ebenso, wie der brückenkopfartige Festungsring um Dünaburg herum.

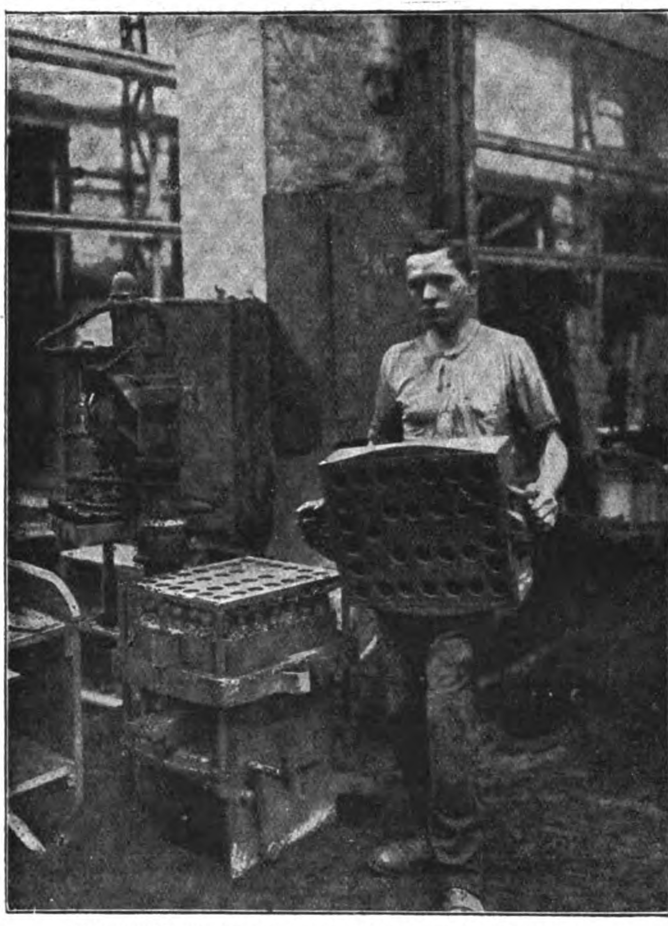
Riga, Jakobstadt und Dünaburg waren eben drei große Städte, geeignet zur Versammlung von Truppen und zur Aufnahme großer Vorratsniederlagen, mit unmittelbaren Bahnlinien in die rückwärtigen russischen Versorgungsgebiete. So oft ein russischer Generalstabschef an Offensive dachte, wählte er diese drei Ausfallstore, und so oft er eigene oder andere Verbandsoffensiven an anderer Stelle durch Entlastungstöße zu begleiten hatte, hieß es immer: Riga, Jakobstadt, Dünaburg. Der Herbst 1915, das Ewerthsche Frühjahr 1916, der Brussilowsche Sommer 1916 und das Radko Dimitriewsche Frühjahr 1917 zeugen davon. Nachdem Riga, der starke Stützpunkt am Rigaischen Meerbusen, gefallen und aus dem die deutsche Front bedrohenden russischen Brückenkopf ein drohend gegen die russische Front vorgetriebener deutscher Brückenkopf geworden war, hatte die russische Führung allen Grund, das Ausfallstor Jakobstadt zu halten, gewissermaßen um ein „Gleichgewicht der Brückenköpfe" zu schaffen, um gegen deutsche Absichten immer einen kräftigen Flankenstoß bereit zu halten. Es ist wohl kennzeichnend für die heutige russische Armee, daß sie einen Stützpunkt wie Riga in zweieinhalb Tagen, und einen Festungsvorsprung wie Jakobstadt in einem Tage verliert, und daß sie innerhalb eines Monats an 400 Geschütze und an 14 000 Mann Gefangene einbüßt. Aber es gibt wohl auch keinen besseren Beweis für die deutsche Stärke, als diese Operationen, als den Mut, sie vorzunehmen, während im Westen die dritte Flandernschlacht drohte und tobte, sie artilleristisch und infanteristisch so stark und überlegen zu gestalten.



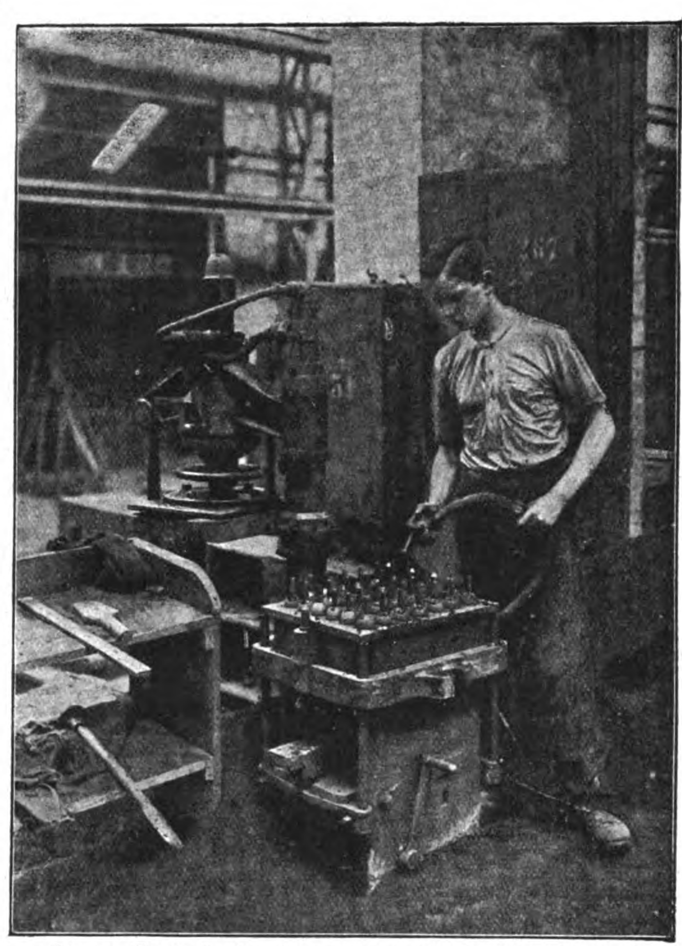
Das Modellieren der Handgranaten zum Guß.



Blick in eine Gießerei für Handgranaten.



Die gegossenen Handgranatengehäuse werden der Form entnommen.



Die gegossenen Handgranaten werden mittels Luftpumpen vom letzten Staub befreit.



Das Putzen und Abwiegen der Handgranaten.

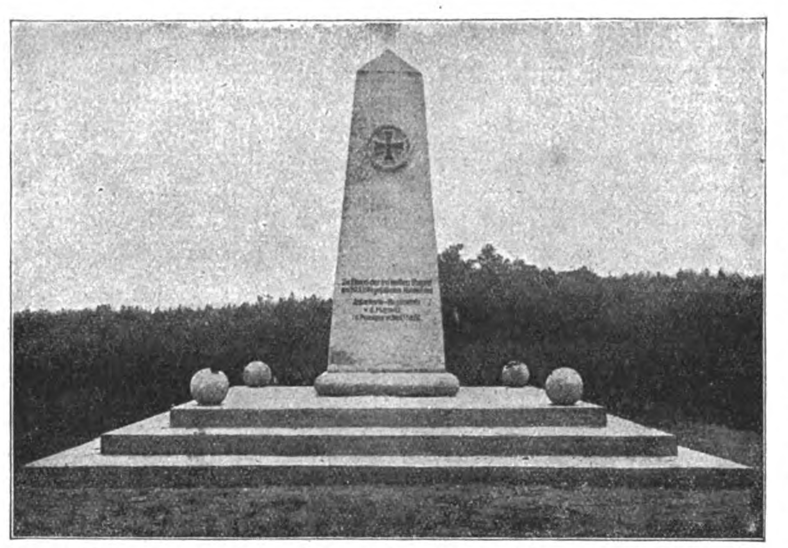


Das Ausbohren der Eierhandgranaten.

Herstellung von Handgranaten in einer großen deutschen Munitionsfabrik.

Nach Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros

Die beiden Operationsziele von Riga und Jakobstadt galten nicht nur militärisch als mächtige und sichere russische Anlagen, sondern sie schienen auch geographisch zur Verteidigung geradezu musterhaft geeignet. Wie im Norden der Tirulsumpf vor Riga, so lagern sich auch vor Jakobstadt schützende Sümpfe um den der Düna zuströmenden Susseibach. Am Oberlauf des Sussei und seines Nebenflusses, des Sussei Maly, sind sie so tief und unwegsam, daß dieser Südteil des russischen Brückenkopfes Kampfentwicklungen völlig ausschloß. Die Russen hatten hier auch nur Feldwachen weit vor ihre eigentlichen festen Stellungen, die bei Ogalnik wieder an die Düna herankommen, vorgeschoben. Diesen Südteil konnte man gar nicht angreifen, man brauchte ihn aber auch nur mit schwachen Postenketten aufzuräumen, wenn man den Nordteil erobert hatte. Doch auch im Nordteil herrschte bis an die Bahnlinie der Sumpfcharakter des flachen Waldlandes vor. Das feste Erdreich schiebt sich nur in der Gegend des Dorfes Roshe etwas in den Sumpf hinein und hier, an der von uns so genannten Roshestellung, wie etwas südlich davon beim „Entenschnabel" sprang unsere Stellung mit „Frontnasen" in die russischen Linien vor. Die Russen saßen hier überall in aufgesetzten, gut gebauten Sumpfstellungen und nur bei Roshe und Ruggait auf zwei langen schmalen Landzungen, die wie Brücken über den schwankenden Moorboden reichten. Hier schien den Russen alles ziemlich sicher. Wohl aber erwarteten sie einen Angriff entlang der Bahn, die ja einen guten Antransport der deutschen Angriffstruppen ermöglichte. Dagegen hatten sie auch ihre Artillerie aufgefahren und gut eingeschossen, darunter viel schwere Kaliber mit dem „langen Max" oder dem „einsamen Wanderer", wie unsere Leute das schwerste Kaliber, ein russisches, fahrbares Eisenbahngeschütz, getauft hatten. Mit diesen Eisenbahnbatterien und den von den nördlichen Dünahöhen aus zu flankierender Wirkung gebrachten schweren Geschützen hofften die Russen, auch den für einen deutschen Angriff günstigen Raum zwischen Düna und Eisenbahn genügend zu beherrschen. Tatsächlich brach, als wir am Morgen des 21. Septembers das Feuer demonstrativ in diesen Abschnitten eröffneten, eine mächtige Gegenkanonade los. Die Russen dachten wohl damit einen deutschen Angriff niederzuhalten — in Wirklichkeit waren die Gräben aber kaum besetzt und man schritt dort erst viel später zum Angriff, als der Stoßkeil schon bei Gut Renneberg so tief im russischen Fleische saß, daß an eine Verteidigung hier gar nicht mehr gedacht werden konnte. Die deutsche Führung entschloß sich im Vertrauen auf die Überlegenheit ihrer Technik und ihrer Mannschaften zum Angriff gerade an der Stelle, wo ihn der Russe am wenigsten vermuten konnte, zum Vorbrechen aus der Roshestellung heraus. Sie war sehr eng und schmal und dort, mit einer einzigen rückwärtigen Verbindungstraße, in tiefer Staffelung und Gliederung die vielen Hunderte von Geschützen und Minenwerfern einzubauen, die Tausende von Zentnern Munition anzukarren und aufzustapeln, war ein beträchtliches Wagnis, zumal zuletzt auch noch die Stoßdivisionen ja auf dieser Straße in ihre Angriffsräume einrücken mußten. Drüben in der russischen Stellung gab es nur Sumpf und Moor mit Ausnahme der beiden erwähnten Landzungen von Roshe und Ruggait, die sich erst weit hinten beim Gut Renneberg vereinigen. Von dort aus gehen sie in das wellige Gelände um Alt-Selburg über, um das die Düna in mächtiger Schleife herumfließt.



Das bei Gumbinnen in Ostpreußen errichtete Denkmal für die am 20. August 1914 Gefallenen des Infanterieregiments Nr. 61.

Die Inschrift auf der Pyramide lautet: Zu Ehren der im heißen Ringen am 20. 8. 1914 gefallenen Helden des Infanterieregiments v. d. Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61.

Artillerie und Minenwerfer hatten die Aufgabe, in ganz kurzem, nur anderthalbstündigem Wirkungschießen die Landzungenstellungen der Russen einzuschießen und sturmreif zu trommeln, während die weit hinten liegenden russischen Batterien vergast werden sollten. Unter bewährter Führung gelang diese Aufgabe glänzend, wobei auch schneidige Fliegerstaffeln durch Bombenabwürfe und Maschinengewehrbeschießung feindlicher Batteriestellungen kräftig mitwirkten. Als Punkt fünf Uhr die Infanterie ihren ersten Stoßkeil mit scharfer Spitze in die russische Stellung des Dorfes Roshe einbohrte, fand sie in dem wüsten Trümmer- und Trichterfelde kaum mehr verteidigungsbereite Lebewesen vor und hatte somit nur eine Schwierigkeit, über den durch viele Regengüsse durchweichten Lehm- und Sandboden rasch genug vorzukommen. Diese Schwierigkeit vergrößerte sich immer mehr, denn gegen zehn Uhr umdüsterte sich der Himmel, schwerer Regen ging mit ganz geringen Pausen nieder und hinderte für Flieger und Artilleriebeobachter die Fernsicht. Und man hatte sich so darauf gefreut, den Russen ihre Dünabrücken zu zerstören, um so die Hauptmasse ihrer drei Divisionen abzuschneiden, zum Kampf zu zwingen und gefangen zu nehmen! So mußte eben die Infanterie ohne Wetterglück alles auf eigene Kraft stellen. Erst spät abends, als es schon fast dunkelte, konnten die tollkühnen Flieger des Abteilungsführers, Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen, noch einmal trotz Wind und Wolken auffliegen und dicht über dem Erdboden hinsausend der Infanterie helfen. Wie durch ein Wunder brachten sie alle ihre mehrfach verwundeten Flugzeuge wieder zurück. Inzwischen hatte die Infanterie glänzende Arbeit geleistet. Der erste Stoßkeil, der sofort mit einzelnen Truppen nach rechts und links hin die feindlichen Stellungen aufräumte und mit der Spitze schon vor zehn Uhr das Gut Renneberg erreichte, folgte bald der zweite über die Landzunge von Ruggait; allmählich schlossen sich nach genauem Plane im Süden vom Entenschnabel her und im Westen nördlich von der Eisenbahn Stoßtruppe dem Angriff an. Am Nachmittag und bis in die späte Nacht drang man nach Norden zu vor und säuberte nach der Einnahme der Güter Dannenfeld und Alt-Selburg den ganzen Raum in der Dünaschleife. Derweilen drehte der erste Stoßkeil in östliche Richtung um, überschritt den Susseibach und drang auf der Straße nach Jakobstadt vor. Die Russen wehrten sich hier verzweifelt. Immer wieder trieben sie Gegenangriffe vor, aber Schritt um Schritt wurden sie zurückgeworfen. Schon am Abend sprengten sie die große Eisenbahnbrücke östlich vom Gut Renneberg und dann flammten allmählich immer mehr Brücken und Stege über der Düna auf. Auch der Stadtteil um die Brücke von Jakobstadt brannte lichterloh und wies den Truppen den Weg. Am 22. September frühmorgens vier Uhr zogen die ersten Deutschen ein. Sie trafen nur noch wenige zurückgebliebene Einwohner, die dort aus brennenden Magazinen und Niederlagen noch retteten was zu bergen war. Drüben am jenseitigen Dünahang lohten die Häuser von Kreuzburg auf, das der Russe abbrannte, um freies Schußfeld zur Düna herab zu bekommen. Am Abend des 22. September konnten die Truppen des Generalleutnants Grafen Egon v. Schmettow stolz melden, daß von Stokmannshof bis nach Liwenhof kein Russe mehr auf dem linken Dünaufer weile, abgesehen von rund 5000 Gefangenen. Über 50 eroberte Geschütze waren gezählt, viele mit voller Bespannung, was an Beute, an Maschinengewehren, Minenwerfern, Munition und Fahrzeugen noch in den Wäldern steckte und im Lehm versackt war, ergab erst tagelange Aufräumungsarbeit. Und was das erfreulichste ist: Der Tag von Jakobstadt war dank aller Vorarbeit ein unverhältnismäßig unblutiger Erfolg für uns.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Hatten die **Engländer** durch ihren Gewaltstoß vom 20. September, der die dritte Flandernschlacht einleitete, auch nicht den ersehnten Durchbruch nach den flandrischen U-Bootstützpunkten der Deutschen erzielt, so waren sie doch so weit vorgekommen, daß sie nun, von deutschen Gegenstößen zurückgeworfen, in dem von ihren eigenen Granaten geschaffenen Trichterfelde festsaßen, einer östlich von Ypern gelegenen, schwachen Bodenerhebungen vorgelagerten Niederung. Dieses Gelände war als Stellung für Truppen so ungeeignet, daß die Engländer möglichst bald aus ihm herauszukommen suchen mußten, denn jeder neue Regentag vermehrte die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten erheblich. Das ganze Gebiet mußte im kommenden halben Jahre ein Durcheinander von Schlamm, Morast und trüben Wiesenseen werden, dessen Unwirtlichkeit durch die Hunderttausende mit verpestetem Wasser gefüllter Granattrichter und unbestatteter Menschen- und Tierleichen noch gesteigert wurde. Deshalb blieb den Engländern nichts anderes übrig, als von neuem anzugreifen.

Machtvolle Steigerung des Zerstörungsfeuers, das sie am 23. September nordöstlich von Ypern gegen die deutschen Linien vom Walde von Houthoulst bis nach Westhoek richteten, sollte einen neuen Vorstoß einleiten. Zwei Stunden schossen die Feinde nachmittags gegen 5 Uhr mit allen Kalibern; allein, das deutsche Gegenfeuer lag mit so verheerender Gewalt auf den Stellungen der Engländer, daß es diesen nicht gelang, jetzt schon ihre Streitkräfte zum Sturm vorzuschicken. Streiftruppstöße, die sich am frühen Morgen in der Gegend von Langemark entwickelt hatten, führten nicht zu großen Handlungen. Das Feuer der deutschen Artillerie war so treffsicher, daß sich die englischen Batterien häufig gezwungen sahen, ihren Platz zu verändern oder ihre Tätigkeit einzustellen, weil sie entweder im dichten Hagel deutscher Granaten nicht weiterkämpfen konnten oder durch Volltreffer in ihre Geschoßlager der Munition beraubt wurden. Tags darauf mußten die Engländer ihr Feuer noch weiter einschränken.

Im Schutze der Feuerüberlegenheit gingen die Deutschen am 25. September morgens nördlich von der Straße Menin—Ypern zu Gegenangriffen über und nahmen den Engländern einen Teil des hier am 20. September verlorenen Geländes wieder ab. Maschinengewehre und 250 Gefangene fielen dabei in deutsche Hände. Die Feinde unternahmen vier machtvolle Gegenstöße, mit denen sie jedoch keine Änderung der Lage erzwingen konnten; die Deutschen blieben im Besitz des zwischen dem Polygonwalde und der „Großen Straße" erstrittenen Raumes. Der deutsche Gegenstoß war in Angriffsvorbereitungen der Feinde hineingeprallt, die ziemlich weit vorgeschritten waren und nun schleunigste Durchführung erheischten.

Schon gegen das Ende des Tages hin verstärkten die Engländer ihr Artilleriefeuer wieder bedeutend und unterhielten es auch die Nacht hindurch in dem gesamten Raume nördlich, östlich und südlich von Ypern. Heftiges Minenfeuer, Gas- und Nebelgranaten und das Vordringen zahlreicher feuerspeiender Tanke leiteten am Morgen des 26. Septembers einen Großkampftag ein, an dem die feindlichen Anstrengungen vom 20. September noch übertroffen wurden. Hatten damals neun englische Divisionen verzweifelt um die Siegespalme gerungen, so waren es diesmal zwölf. Auf 21 Kilometer breiter Front, von Mangelaere bis nach Hollebeke, tauchten aus einer Wand von Rauch und Staub die Sturmbataillone vor den deutschen Linien auf und schoben sich in der neuen Trichterwüste vor. Aber nun wiederholte sich das Bild der früheren Flandernschlachten. Zwischen und hinter dem Feind blitzten die Maschinengewehre der Deutschen auf, die in der Vernichtungshölle des Feuersturmes der Gegner tapfer stand-



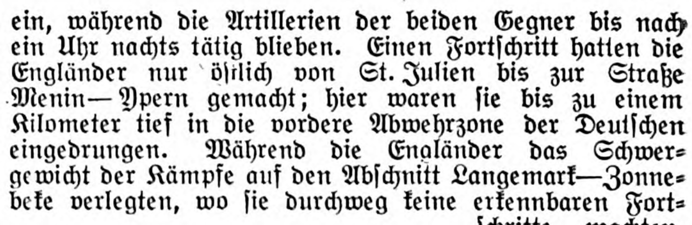
Phot. Bufa.

Zum Besuch des Deutschen Kaisers in Flandern. Der Kaiser auf dem Wege zur Begrüßung der tapferen Flandernkämpfer.
Von links nach rechts: Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Kaiser, General Sixt v. Armin, Führer der 4. deutschen Armee.

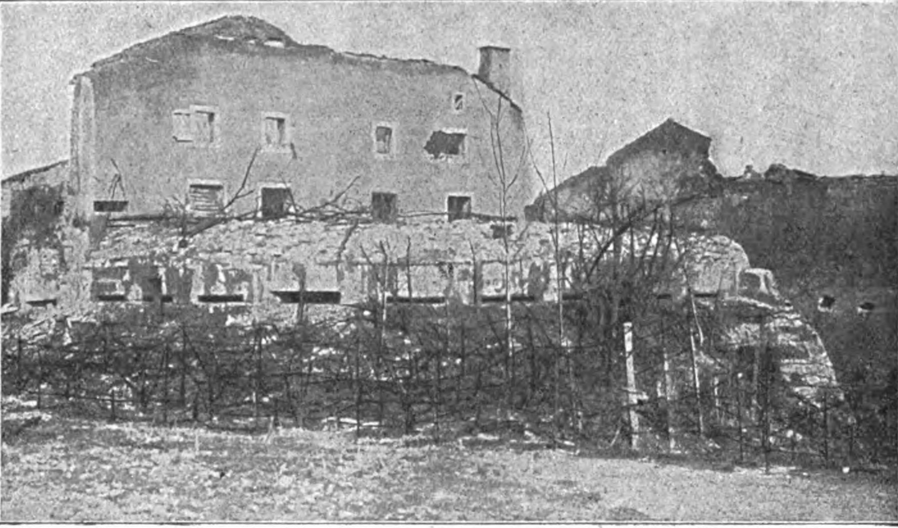
gehalten hatten, und säten Verderben unter die Angreifer. Auch ganze Gruppen von Betonstellungen waren östlich und nordöstlich von Poelcapelle angelegt worden. An einem einzigen Punkte dienten allein neunzehn Betonhäuser (siehe das obere Bild auf dieser Seite) als Stützpunkte für viele Maschinengewehre.

Um sich vor den gefürchteten deutschen Gegenstößen zu schützen, waren die Engländer zu einem neuen Angriffsverfahren übergegangen. Sie sicherten ihre vorgehenden Truppen durch Beibehaltung des wütendsten Trommelfeuers, das sie als glockenförmiges Schutz- und Sperrfeuer vor die Angriffswellen legten, und nahmen an, auf diese Weise eine deutsche Linie nach der anderen erstürmen und den Gegenstoß deutscher Verstärkungen unterbinden zu können. Das gelang aber nicht, denn die deutschen Reserven machten das vom Feinde für unmöglich Gehaltene möglich; sie stürzten sich in den Wirbel des Sperrfeuers hinein, durchbrachen es und warfen sich mit Wucht auf die an Zahl überlegenen Gegner, ihren todesmutig ausharrenden Kameraden dadurch die erwartete Entlastung bringend. Wunder von Tapferkeit wurden von den Verteidigern, die immer wieder zum Angriff übergingen, vollbracht. Auch die deutschen Kanoniere, die nicht weit hinter der vordersten Infanterielinie standen (siehe Bild Seite 324/325), stritten bei Langemark, Frezenberg und St. Julien Schulter an Schulter mit der Grabenbesatzung und beteiligten sich am Nahkampf, wenn sie ihre letzten Granaten aus nächster Entfernung in die feindlichen Kolonnen gesandt hatten. Inmitten des schwersten Nahkampfes protzte bei St. Julien eine deutsche Batterie auf, einige hundert Meter hinter der deutschen Infanterie wieder ab und nahm die Beschießung der Gegner von neuem auf. Die am weitesten vorgeschobenen deutschen Feldbatterien nahmen vor allem die englischen Tanks unter Feuer. In nächster Nähe hielt die Panzerung der Ungetüme den Granaten nicht stand; eine einzige Feldbatterie machte bei Langemark drei der Wagen kampfunfähig (siehe Bild Seite 326).

Den vereinten Kräften der deutschen Artillerie, Infanterie und nicht zuletzt der Flieger (siehe Bild Seite 327) gelang es in viele Stunden währenden wechselvollen Kämpfen, den Vorstoß der Feinde zum völligen Scheitern zu bringen. Erst um Mitternacht stellte die englische Infanterie ihren Angriff



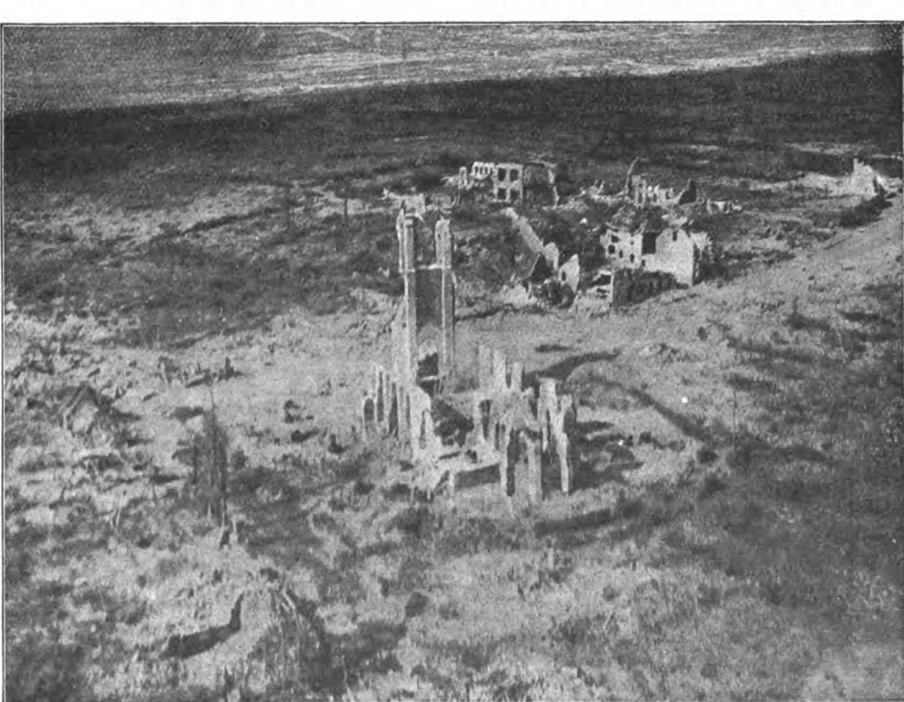
ein, während die Artillerien der beiden Gegner bis nach ein Uhr nachts tätig blieben. Einen Fortschritt hatten die Engländer nur östlich von St. Julien bis zur Straße Menin—Ypern gemacht; hier waren sie bis zu einem Kilometer tief in die vordere Abwehrzone der Deutschen eingedrungen. Während die Engländer das Schwergewicht der Kämpfe auf den Abschnitt Langemark—Zonnebeke verlegten, wo sie durchweg keine erkennbaren Fortschritte machten, griffen sie, als Flankenunternehmung, mit besonderem Nachdruck die Linie Zonnebeke—Gheluvelt an. Dabei war ihr Anprall über das dicht an der englischen Front gelegene Gheluvelt dahingebraust; das Dorf blieb aber schließlich im Besitz der Deutschen. Nach Zonnebeke kamen die Feinde überhaupt nicht hinein, obwohl zuweilen an dem Straßenkreuz westlich von den Dorftrümmern verzweifelte Stöße Erfolg zu versprechen schienen.



Phot. Rich. Svelling, Berlin.

Deutscher Maschinengewehr-Panzerturm in einer zerstörten Ortschaft in Flandern.

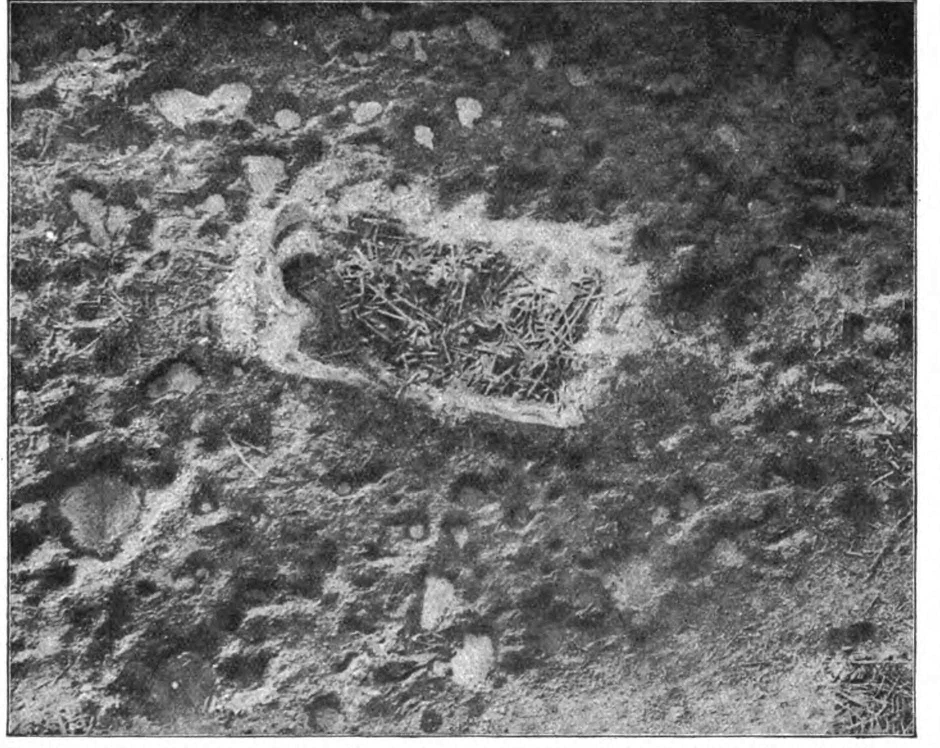
An diesen Ergebnissen änderten auch die verschiedenen Teilangriffe, die die Engländer an den folgenden Tagen unternahmen, nichts. Trotz aller Mißerfolge mußten die Feinde des herannahenden Winters wegen auch weiterhin versuchen, sich aus ihrer üblen Lage zu befreien. Neue Feuerwellen, die hauptsächlich zwischen Langemark und Hollebeke große Wucht erreichten, kündeten bereits am 1. Oktober weiter bevorstehende Ereignisse an. Die ständige Steigerung der Artillerietätigkeit deutete darauf hin, daß der Feind dicht vor der Ausführung eines neuen großen Schlages stand. Die Flieger zeigten sich um diese Zeit ebenfalls ziemlich rührig. Englische Flugzeuggeschwader strebten in den hellen Mondnächten Anfang Oktober in großer Anzahl dem deutschen Etappengebiet zu und suchten Städte wie Rousselaere und Kortryk (siehe Bild Seite 329 oben), wo sie Truppenansammlungen vermuteten, Nacht für Nacht heim. Diese Überfälle, die natürlich unter der belgischen Zivilbevölkerung ebenso wie die Granaten aus weittragenden englischen Geschützen viel Unheil anrichteten, wurden sogar bis nach Namur ausgedehnt. In der Nacht zum 4. Oktober nahm dann das Artilleriefeuer der Engländer erheblich zu und erreichte am Morgen schlagartig eine bis dahin nicht dagewesene Stärke. Dann brach ein Großkampftag von seltener Schwere an.



Deutsche Fliegeraufnahme von den schweren Kämpfen an der flandrischen Front: Die Reste des Dorfes Becelaere.

Die frühmorgens eingeleiteten Massenstürme der Feinde

auf der 15 Kilometer langen alten Front nordwestlich von Langemark bis südlich von der Straße Ypern—Menin wogten den ganzen Tag über unablässig gegen die deutschen Linien vor. Nachgiebig wich deren Besatzung den durch Panzerwagen reichlich gestützten englischen Gewaltstößen aus, um dann nach bewährtem Brauch sofort im Gegenangriff vorzugehen und mit Maschinengewehren, Handgranaten und auch mit Morgensternen die Feinde zurückzutreiben. Es war ein trüber Tag. Starker Westwind jagte tiefhängende Wolken vor sich her, die im Verein mit Sturmböen die Ballonbeobachtung und die Feuerleitung durch Flieger fast völlig verhinderten. Aber gerade der dichte Morgendunst hatte nördlich von Gheluvelt den Durchbruch einiger englischer Panzerwagen durch die vorderen deutschen Stellungen ermöglicht. Sie vermochten sich festzusetzen und der Infanterie zunächst Bahn zu schaffen, ehe deutsche Granaten die Wagen kampfunfähig machten. Die ganze Linie Zonnebeke—Gheluvelt wurde von den Feinden durch immer neue Angriffsmassen ins Wanken gebracht; wenigstens elf feindliche Divisionen stürmten aus der Niederung heraus der Höhenwelle östlich von Ypern zu. Die Deutschen wehrten sich tapfer; bei Poelcapelle (siehe untenstehendes Bild), bei den einzelnen Höfen westlich von Passchendaele, an den Wegkreuzen östlich und südöstlich von Zonnebeke, in den Waldstücken westlich von Becelaere (siehe Bild Seite 322 unten) und in Gheluvelt brachten sie die Gegner zum Stehen, die stellenweise ein bis eineinhalb Kilometer Raum gewonnen hatten. Wohl waren die Engländer in Zonnebeke eingedrungen; der Ort liegt aber noch in der Niederung vor der 60-Meter-Höhenwelle, die von Passchendaele über Becelaere und Gheluvelt nach Zandvoorde streicht. Dieses nächste Kampfziel der Engländer wurde durch die ungezählten Menschenopfer auch dieses schweren Kampftages nicht erreicht. Der Führer der vierten deutschen Armee, General Sixt v. Armin (siehe Bild Seite 321), und sein genialer Generalstabschef Generalmajor v. Loßberg (siehe Bild Seite 106) hatten mit ihren treuen Truppen einen neuen Abwehrsieg gegen einen übermächtigen Feind erfochten. —



Deutsche Fliegeraufnahme von den schweren Kämpfen an der flandrischen Front: Trichterfeld und zerschossene Häuser bei Poelcapelle.

* * *

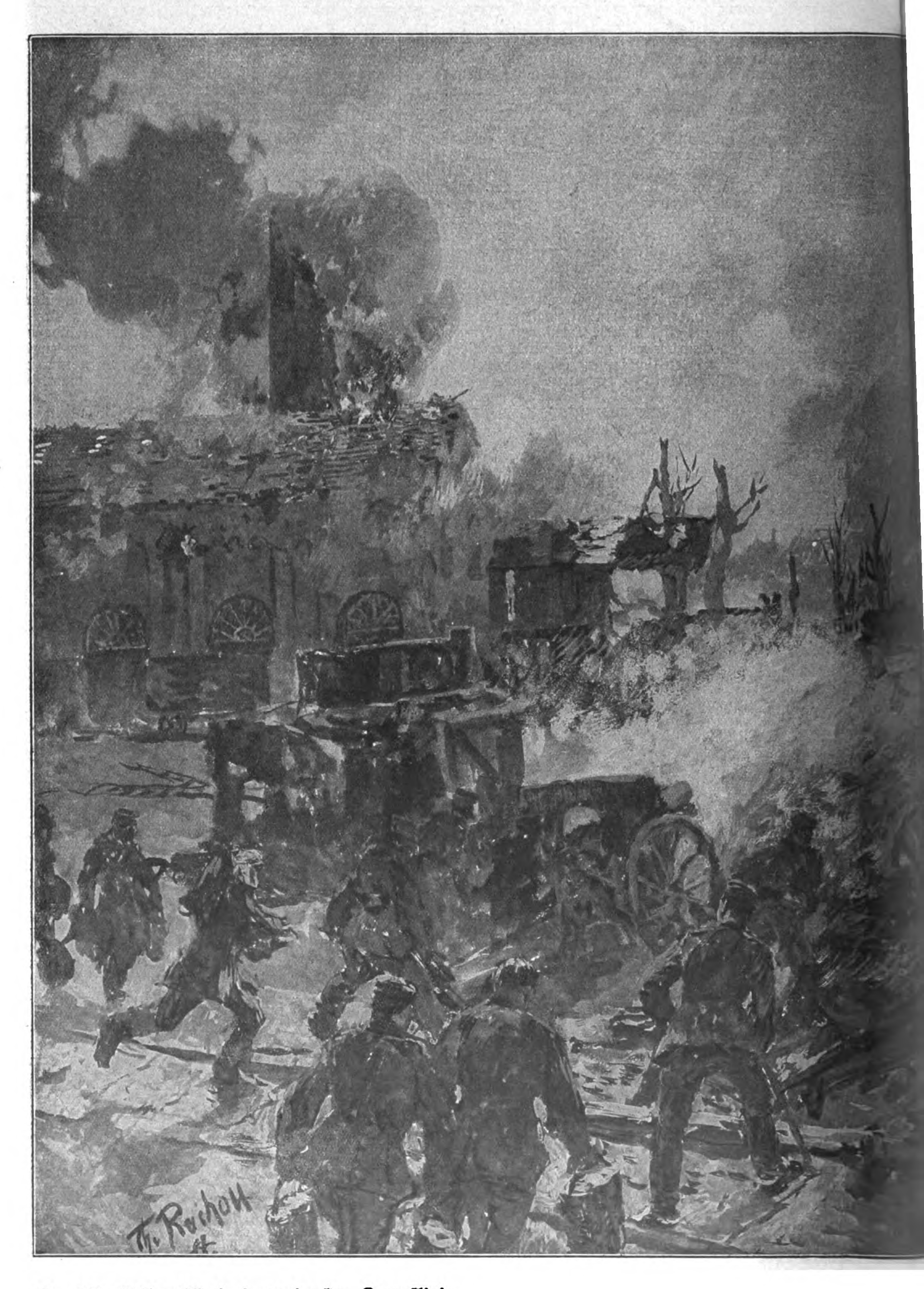
Die **Franzosen** unterstützten in dieser Zeit die englischen Anstrengungen durch mutvolle und hartnäckige Entlastungsunternehmungen. Wenn sich zunächst auch weder an der Aisne noch vor Verdun bedeutendere Ereignisse abspielten, so unterhielten die Franzosen doch auf beiden Schauplätzen starkes Zerstörungsfeuer. Trotzdem vermochten die Deutschen, nachdem den Franzosen ein starker Stoß an der Straße Cumières—Forges auf dem östlichen Maasufer am 24. September mißglückt war, an verschiedenen Punkten ihre Stellungen zu verbessern, wobei sie den Gegnern schwere blutige Verluste zufügten. Südlich von Beaumont eroberten sie Gräben in 400 Metern Länge und bei Bezonvaux nahmen sie dem Feinde über 350 Gefangene (siehe Bild Seite 329 unten) ab. Mit ähnlichen Unternehmen waren die Deutschen auch an der Aisne in der Gegend von Braye (siehe Bild Seite 292 oben) und am Poehlberge erfolgreich.

Die Franzosen führten am 25. September gegen die neuen Stellungen der Deutschen bei Beaumont wohl einige lebhafte, stets blutig abgewiesene Gegenangriffe aus, beschränkten sich aber auch in den nächsten Tagen im wesentlichen auf die Weiterführung des wuchtig angewachsenen Artilleriekampfes. Wie vor Beaumont, waren am Morgen des Tages auch nördlich von St. Mihiel (siehe Bild Seite 328) drei Vorstöße starker französischer Abteilungen völlig zusammengebrochen. Nach vermehrtem Artilleriefeuer sandte der Feind am folgenden Tage in der Gegend des Wavrillewaldes, bei Beaumont und östlich vom Chaumewalde Stoßabteilungen vor, die abgeschlagen wurden, während den Deutschen ein Unternehmen an der Nordostecke von Samogneux gelang, das ihnen Gefangene und Maschinengewehre einbrachte.

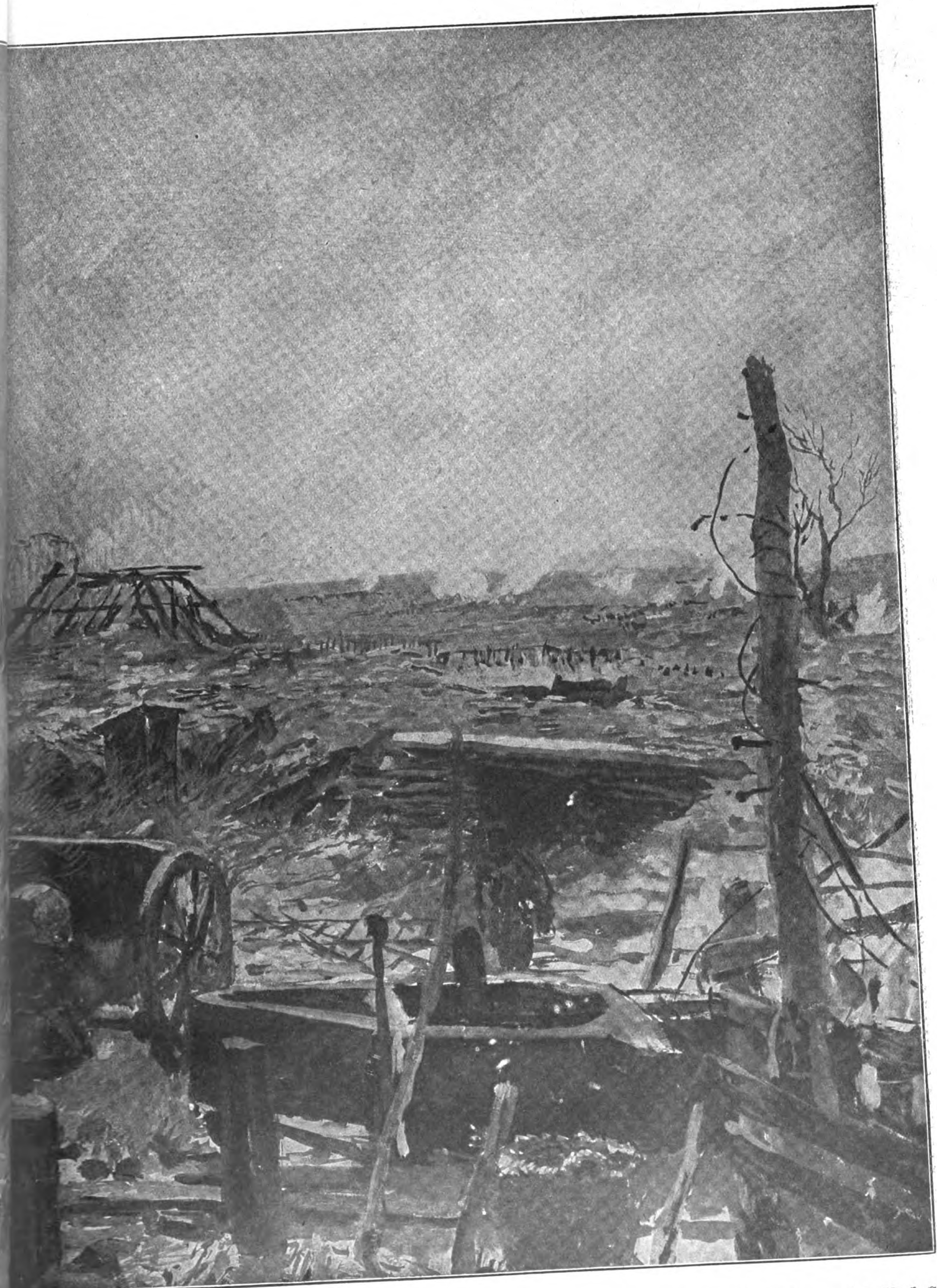
Am 1. Oktober glückte den Deutschen wieder ein kühner Streifzug in der Gegend von Bezonvaux. Sie drangen dort tief in die französischen Stellungen ein, überwanden auch die Besatzung des dritten französischen Grabens und kehrten nach Sprengung zahlreicher Unterstände und Verteidigungsanlagen in ihre Ausgangslinien zurück; ihre Beute bestand aus über 100 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren. — Württemberger bewährten sich am 2. Oktober abermals in einem Unternehmen, das ihnen am Nordhang der von den Franzosen nicht völlig erstrittenen Höhe 344 bei Samogneux den Besitz der feindlichen Schützengräben in 1200 Metern Länge und 150 Gefangene von zwei französischen Divisionen eintrug. Kurz danach einsetzende Gegenangriffe blieben erfolglos. Nach tagsüber anhaltendem Feuerkampfe der beiderseitigen Batterien führten die Franzosen am 3. Oktober gegen neun Uhr abends noch kraftvollere Gegenstöße gegen die neuen Gräben der Württemberger aus als am Vortage. In tiefgegliederten Wellen stürmten sie vor; Artillerie- und Maschinengewehrfeuer warf sie aber schon zu Boden, ehe sie die deutschen Stellungen erreichten. Trotzdem setzten die Franzosen ihre Bemühungen auch am nächsten Tage fort. Ihr heftiges Wirkungschießen, das in aller Frühe mit außergewöhnlicher Kraft einsetzte, richtete sich nicht nur auf die von den Deutschen gewonnenen Linien, sondern wurde auch weit hinter diese gelegt, um die Württemberger auf ihrem vorgeschobenen Posten abzuschließen und Verstärkungen den Zugang zu sperren. Ihren zwölften Sturm unternahmen die Feinde dann nach stärkster Feuerhäufung gegen sieben Uhr abends mit größtem Nachdruck und mit frischen Truppen, während die Württemberger die ganzen heißen Tage hindurch und auch jetzt wieder ohne Ablösung den feindlichen Feuer- und Menschenstürmen standhalten mußten. Die deutschen Schrapnelle und Granaten schlugen vernichtend in die Sturmwellen; der auf 2 Kilometer Breite angesetzte französische Angriff wurde im wesentlichen schon im Abwehrfeuer der Deutschen erstickt. So endeten die Kämpfe für die Württemberger mit einem vollständigen Sieg.

* * *

Der **Luftkrieg** hatte im Zusammenhang mit der wiederauflebenden dritten Schlacht in Flandern eine gewaltige



Deutsche Feldartillerie in vorderster Kampflinie.



Nach einem Originalgemälde von Th. Rocholl.

Verschärfung erfahren. Es kam häufig zu Kämpfen zwischen ganzen Geschwadern, wobei die deutschen Flieger glänzende Leistungen vollbrachten. Im deutschen Heeresbericht wurden immer neue Namen von Helden der Luft genannt, die an einem Tage mehr als einen feindlichen Flieger besiegten (siehe die Bilder Seite 331 unten). Von vierzehn am 23. September vernichteten Flugzeugen brachte Leutnant Kissenberth zwei zum Absturz, Leutnant Wüsthoff (siehe Bild Seite 331 oben) errang am Tage darauf, an dem dreizehn Flugzeuge abgeschossen wurden, den 21. Sieg und Leutnant Schleich den 23. Am 27. September vernichtete Oberleutnant v. Waldhausen ein Flugzeug und zwei Fesselballone. Jeder Tag brachte neue Taten deutscher Flieger, bis stürmisches Wetter zu Anfang des Oktobers die ungestörte Fortführung des Luftkrieges verhinderte.

Keinen geringen Anteil an dem Mißlingen der englischen Angriffe hatten auch die deutschen Beobachtungs- und Bombenflieger; erstere durch das Beibringen genauer Meldungen, letztere durch das Abwerfen von Sprengstoffen auf militärische Anlagen und Truppenunterkunftsorte hinter den Linien der Feinde. Am 27. September wurde Calais mit Bomben angegriffen. Große Erfolge hatten die Flieger am 1. Oktober. Auf die feindlichen Flughäfen bei Verdun, die



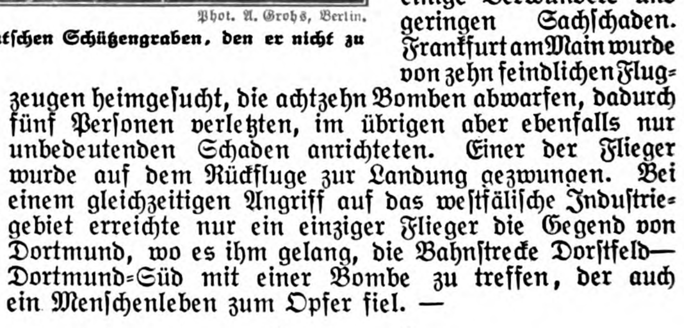
Phot. A. Grohs, Berlin.

Völlig zusammengeschossener französischer Panzerkraftwagen in einem deutschen Schützengraben, den er nicht zu überfahren vermochte.

schon seit drei Tagen in Flammen standen, warfen sie 14 400 Kilogramm Sprengstoff ab und beschossen die militärischen Anlagen hinter der englischen Front in Flandern mit 40 000 Kilogramm Bomben, wodurch namentlich in St. Omer und Boulogne starke Brände entstanden. Dünkirchen litt um diese Zeit ganz besonders. Die von den Engländern der Neuzeit entsprechend ausgebaute Festung wurde nach einem Überfall aus der Luft in der Nacht zum 29. September von einer Feuersbrunst ergriffen, die durch deutsche, in eine Benzinniederlage eingeschlagene Fliegerbomben entfacht worden war (siehe die Kunstbeilage). Flugfeuer setzte bald auch in der Nähe befindliche Seifenfabriken in Brand, der später auf das ganze Industrieviertel übergriff und es trotz aller Rettungsversuche vernichtete. Sämtliche Nahrungsmittelvorräte für die englische Armee in Flandern und die für diese aufgestapelten ungeheuren Vorräte an Kriegsbedarf aller Art wurden ein Raub der Flammen. Auch das Hafengebiet blieb nicht verschont. Alle Werft- und Dockanlagen sowie Eisengießereien brannten nieder, und die riesigen Schuppen für chemische Kriegsmittel, fertige Munition und Waffen flogen in die Luft, wodurch auch die Schleusenanlagen zerstört wurden. Überall stürzten infolge der fortwährenden Explosionen Gebäude ein. Zahlreiche mit Nahrungsmitteln und Munition beladene Eisenbahnwagen fielen im Nordbahnhof, wie dieser selbst, dem Feuer zum Opfer. Die meisten Kasernen brannten ebenfalls nieder, so daß die Truppen trotz Kälte und regnerischem Wetter in Zelten untergebracht werden mußten. Viele Leute kamen ums Leben oder wurden verletzt; der angerichtete Sachschaden erreichte eine gewaltige Höhe. Durch die Zerstörung des wichtigen Etappenortes war das ganze englische Etappenwesen in Nordfrankreich in Verwirrung geraten.

In der Nacht vom 24. zum 25. September griff ein starkes Marineluftschiffgeschwader mit sichtlich gutem Erfolg befestigte Plätze und militärische Industrieanlagen am Humber sowie in dem Gebiet zwischen Scarborough und Boston an. Zahlreiche Brände und das Einstürzen von Gebäuden wurden beobachtet. Zu dem Geschwader, das unter der Führung des bekannten Fregattenkapitäns Strasser (siehe Bild Seite 40) stand, gehörten auch die in mancher Englandfahrt bewährten Luftschiffkommandanten Kapitänleutnant Manger, Kapitänleutnant Ehrlich, Kapitänleutnant der Reserve Proelß und Kapitänleutnant Stabbert (siehe die Bilder Seite 330). Alle Luftschiffe kehrten trotz feindlicher Gegenwehr durch Land- und Seestreitkräfte ohne Schaden und ohne Verluste heim. Die Angriffe wiederholten sich in den folgenden Nächten; besonders hatte der Überfall am 29. September einen riesigen Umfang. Die Engländer behaupteten, mehrere Geschwader zu zwanzig Flugzeugen, die sich der englischen Hauptstadt genähert hätten, gesehen zu haben. Nach englischen Zeitungen erfüllte das Heulen und Krachen platzender Granaten und einschlagender Bomben die ganze Stadt, in der eine Menge Häuser beschädigt wurden. Schon Tags darauf erlebte London einen neuen schweren Angriff.

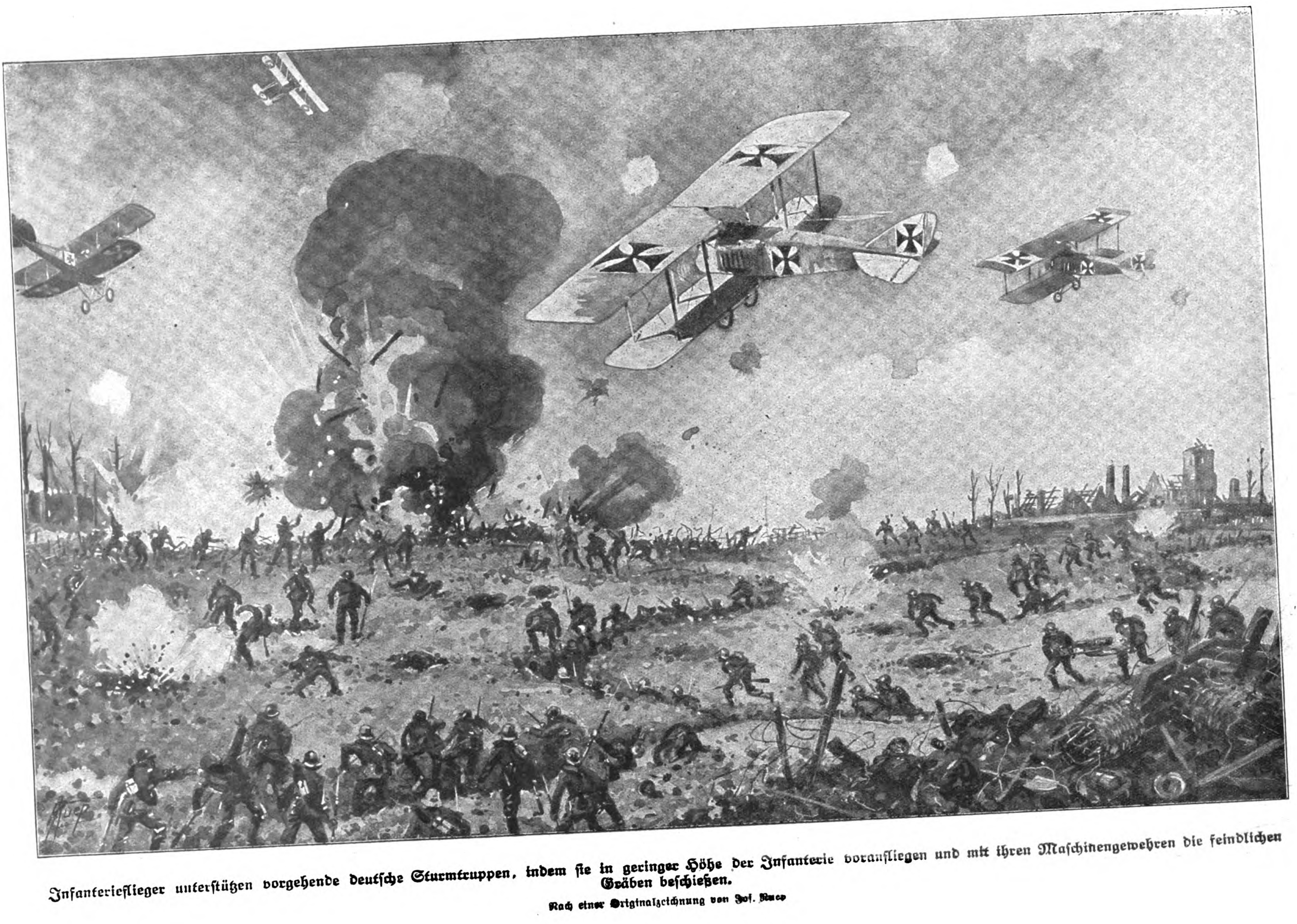
Luftstreitkräfte der Feinde bewiesen in der Nacht zum 3. Oktober ihren Mut wieder durch Angriffe auf offene deutsche Städte wie Stuttgart, Feuerbach, Frankfurt, Rastatt, Baden-Baden und Tübingen. Bei dem Vorstoß auf Stuttgart gab es drei Tote, einige Verwundete und geringen Sachschaden. Frankfurt am Main wurde von zehn feindlichen Flug-



zeugen heimgesucht, die achtzehn Bomben abwarfen, dadurch fünf Personen verletzten, im übrigen aber ebenfalls nur unbedeutenden Schaden anrichteten. Einer der Flieger wurde auf dem Rückfluge zur Landung gezwungen. Bei einem gleichzeitigen Angriff auf das westfälische Industriegebiet erreichte nur ein einziger Flieger die Gegend von Dortmund, wo es ihm gelang, die Bahnstrecke Dorstfeld—Dortmund-Süd mit einer Bombe zu treffen, der auch ein Menschenleben zum Opfer fiel. —

* * *

Der **Seekrieg**, insbesondere der **U-Bootkrieg**, nahm ungehemmt seinen Fortgang. Er traf nicht nur die englische Handelsflotte weiter sehr schwer, sondern kostete auch der englischen Kriegsflotte neue Opfer. Am 22. September brachte ein Torpedoschuß an der Kanaleinfahrt einen britischen Torpedobootzerstörer zum Sinken, und am 2. Oktober ging an der Nordküste von Irland der aus dem Jahre 1901 stammende Panzerkreuzer „Drake" ebenfalls infolge eines Torpedotreffers unter. Der Kreuzer erreichte noch die Nähe eines Hafens, sank dann aber in seichtem Wasser, während sich die Besatzung mit Ausnahme von 1 Offizier und 18 Mann, die durch die Explosion des Torpedos getötet worden waren, an Land rettete. Der Handelskrieg wurde auf allen europäischen Meeren sehr scharf betrieben, wie aus den häufig einlaufenden Meldungen hervorging. Englische Fachleute



Infanterieflieger unterstützen vorgehende deutsche Sturmtruppen, indem sie in geringer Höhe der Infanterie voranfliegen und mit ihren Maschinengewehren die feindlichen Gräben beschießen.

Nach einer Originalzeichnung von Jos. Kuep

wiesen im Gegensatz zu ihrer Regierung nach, daß eine Katastrophe für die englische Kriegführung bei der längeren Dauer des U-Bootkrieges unvermeidlich wäre. —

Den **Kaperkrieg** auf fernen Meeren führte immer noch der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler", eine frühere amerikanische Bark, die im August 1915 gekapert und nach Cuxhaven eingebracht worden war. Ihr Führer, Kapitänleutnant Graf Luckner, setzte das Schiff allerdings am 2. August 1917 bei der zu den Gesellschaftsinseln gehörigen Insel Mopelia auf den Strand, um dringend gewordene Reinigungsarbeiten vornehmen zu lassen. Während eines in dieser Zeit ausbrechenden Sturmes erhielt der Kreuzer ein Leck, so daß ihn die Bemannung verlassen mußte; sie erbeutete dann aber eine Motorschaluppe und den französischen Schoner „Lutèce", der bewaffnet und am 5. September zur Fortsetzung des vom alten „Seeadler" erfolgreich betriebenen Kreuzerkrieges in See gebracht wurde.

Am 24. September abends ereignete sich ein heftiges Treffen deutscher Torpedoboote mit englischen Zerstörern und Flugzeugen an der flandrischen Küste, der die Engländer auch von der Seeseite her vermehrte Aufmerksamkeit zuwandten. Die Deutschen schossen dabei ein feindliches Flugzeug ab und nahmen die Besatzung, zwei englische Offiziere, gefangen. Die deutschen Torpedoboote erlitten in dem starken Feuergefecht keine Beschädigungen, ebenso wie sie auch am 28. September aus einem Kampf mit feindlicher Übermacht an der flandrischen Küste unversehrt zurückkehrten (siehe Bild Seite 332 unten). Im Verlauf dieses Gefechts wurde auf einem feindlichen Zerstörer eine schwere Explosion beobachtet.

Deutsche Seeflugzeuge unter der Führung des Oberleutnants zur See Christiansen (siehe Bild Band VI Seite 330) vernichteten in einem Gefecht mit englischen Seeflugzeugen am 1. Oktober ein englisches Großflugboot, während sie selbst vollzählig und unversehrt ihren Stützpunkt wieder erreichten. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Kirche St. Etienne in St. Mihiel (2000 Meter von dem Feinde entfernt).
Nach einem Originalgemälde des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Ernst Vollbehr.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Brieftaube.

Erzählung aus dem Kriege. Von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Der gutmütige Arzt schwieg nachdenklich. Er hatte Dupont wohl für einen hartnäckigen Anhänger der französischen Sache betrachtet, aber das war ja sein gutes Recht, irgendwelcher dunkler Umtriebe hätte er ihn jedoch nie für fähig gehalten. Und seine Gedanken gingen weiter. Wenn es wirklich so war und er überführt wurde, hatte er strengste Strafe zu gewärtigen. Die armen Frauen! Und Stabsarzt Ullrich blickte mitleidig vor sich hin.

Der Kriegsgerichtsrat stand jetzt auf. „Es läßt mir keine Ruhe — ich muß der Sache auf den Grund kommen, womöglich die Geschichte noch heute zum Klappen bringen. Ich will doch gleich mal hinüber zur Kommandantur und mit dem Adjutanten sprechen. Selbstverständlich bleibt alles, was ich Ihnen eben sagte, ganz unter uns."

„Selbstverständlich!" Und der andere ging. — — —

Denhardt hatte die beabsichtigte Rücksprache auf der Kommandantur gehabt und den Adjutanten zu der Überzeugung gebracht, daß die Sache ein sofortiges Eingreifen erfordere. So wurde denn von der Wache eine Patrouille von vier Mann herbefohlen, und die beiden Herren traten mit ihr den Weg zur Rue Gambetta an. Wie ausgestorben lag die stille Straße. Nun standen sie vor dem Haus, dessen Laden und Tür dicht verschlossen waren. Es war stockdunkel ringsum. Wegen der Fliegergefahr durfte hier, so nahe der Front, niemals Gas auf den Straßen brennen. Durch diese Dunkelheit und Stille dröhnten jetzt die Rufe und, als diese keinen Erfolg hatten, die Kolbenstöße der Patrouille gegen den Türladen.



Beschießung der Festung Dünkirchen durch deutsche Bombengeschwader in der Nacht vom 28. zum 29. September 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Robert Schmidt, Hamburg.

Da regte es sich denn endlich drinnen im Hause. Ein Fenster im oberen Stockwerk öffnete sich.

„Eh, was will man?"

„Hier der Adjutant der Kommandantur. Öffnen Sie!"

„So spät noch? Was gibt es denn?"

„Das werden Sie gleich hören, öffnen Sie nur erst!"

Ein paar Minuten später kamen Schritte in Pantoffeln drinnen angeschlürft, und die Tür wurde aufgeschlossen. Die Lampe in der Hand, stand der Besitzer des Buchbinderladens vor ihnen.

Der Adjutant trat auf ihn zu.

„Ich habe Befehl, bei Ihnen Haussuchung zu halten. Sie bleiben in meiner Nähe — ein Mann ihm zur Seite und nicht aus dem Auge gelassen!"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!"

„Haussuchung — bei mir? Weshalb denn? Ich habe doch nichts verbrochen!"

„Das wird sich zeigen."

„Nun — dann suchen Sie nur so viel Sie wollen!" Höhnisch kam es von den Lippen des Mannes, doch ohne Widerstand folgte er dem Adjutanten und dem Kriegsgerichtsrat, die nun mit ihren Leuten in den Laden traten. Es wurde hier alles genau durchforscht, ebenso wie danach die Privatwohnung des Mannes, aber nirgends fand sich etwas Verdächtiges. Enttäuscht sah der Adjutant den Kriegsgerichtsrat an.

„Ja — was nun? Sollten Sie sich am Ende doch auf falscher Fährte befinden?"

„Ausgeschlossen!" Der Kriegsgerichtsrat rief es mit geheimer Erregung, die sich noch steigerte, als er das unverhohlene, höhnische Grinsen auf dem Gesicht des Franzosen gewahrte. „Sehen Sie sich doch nur den Burschen da an, wie er sich ins Fäustchen lacht! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Mann nicht etwas auf dem Kerbholz hat. Wir müssen also weiter suchen."

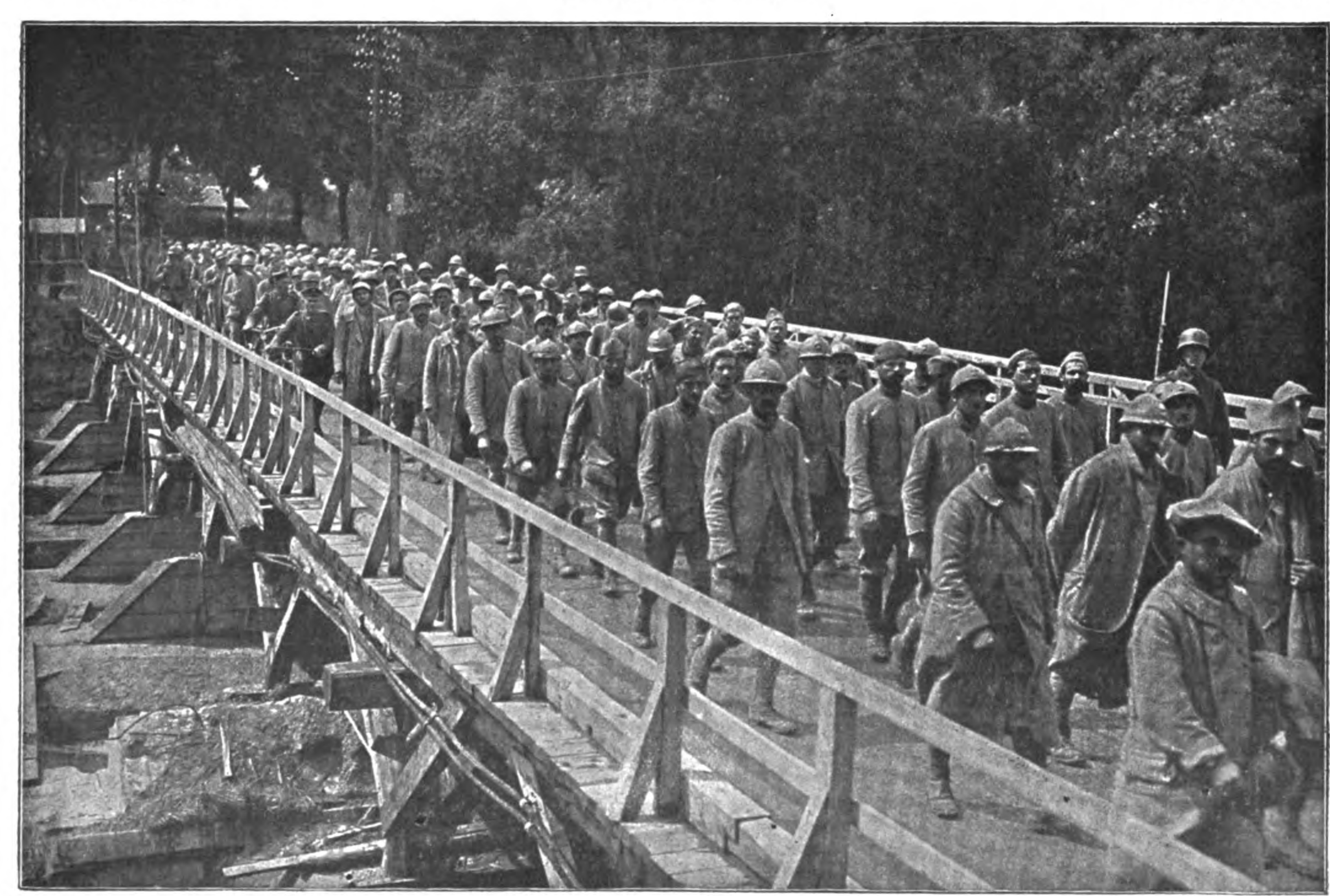
„Aber wo? Wir haben doch schon jeden Winkel durchstöbert."

„Lassen Sie uns noch einmal nach hinten in den Verschlag gehen.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Wie die Engländer ihre belgischen Verbündeten behandeln.
Wirkung einer englischen Fliegerbombe an einem von Belgiern bewohnten Hause in der flandrischen Stadt Kortryk.



Phot. Rich. Svelling, Berlin.

Abtransport vor Verdun gefangener Franzosen über eine von deutschen Pionieren gebaute Maasbrücke.

Mir war es vorhin so, als ob der Mann doch etwas erregt wurde, als wir uns da umsahen. Wer weiß, ob wir dort nicht doch noch etwas entdecken!"

„Wie Sie meinen — also vorwärts, Leute — noch einmal nach hinten!"

Sie gingen in den dunklen kleinen Raum hinter den Laden, wo in ziemlichem Wirrwarr allerlei Packereien, leere Kisten und Gerümpel durcheinander lagen. Noch einmal machten sich die Leute daran, alles zu durchstöbern. Mit steigender Spannung sah ihnen der Kriegsgerichtsrat zu. Ja, er löste den Degen vom Gehänge und stieß damit hier und da eigenhändig in die Packen hinein. So kam er auch zu einer offenen, großen Kiste. „Haben Sie hier schon nachgesehen?" wandte er sich zurück zu den Leuten, die gerade anderswo mit Suchen beschäftigt waren.

„Jawohl, Herr Kriegsgerichtsrat," kam die Antwort — „aber nichts Verdächtiges — nur lauter Holzwolle und nichts drinnen."

Mechanisch stieß der Rat indessen doch auch hier mit dem Degen hinein. Dabei bemerkte er durch Zufall, wie es in dem Antlitz des Ladenbesitzers aufzuckte, und nun auch eine Bewegung der Hand, als wolle sie ihm hindernd in den Arm fallen.

Sofort flackerte der Verdacht hell in ihm auf.

„Kommen Sie doch mal her! Räumen Sie mir diese Kiste gründlich aus — bis zur letzten Ecke!"

dort weiter zur feindlichen Armee! Wir haben es hier ohne Zweifel mit einem Zweig dieser Organisation zu tun, die die gleichen Ziele für die nordfranzösischen Landesteile anstrebt. Es war ja auch in der Bekanntmachung des Generalgouvernements Brüssel damals die Rede davon, daß die Verzweigung dieser geheimen Verbindung auch auf das benachbarte Frankreich übergreife."

„Da hätten wir ja wirklich eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht."

„Das will ich meinen! Es wird jetzt nur darauf ankommen, den Beweis zu erbringen. Vorderhand ist alles eben nur Vermutung, ein Verdacht, wenn freilich auch wohl begründet. Nun, vielleicht gibt die genaue Durchsicht dieser Akten uns noch mehr an die Hand. Lassen Sie mir also doch den Fund hier gleich auf mein Dienstzimmer schaffen, und der Mann da —" er deutete zu dem Ladenbesitzer hin — „ist natürlich abzuführen, in sicheres Gewahrsam."

Es geschah nach den Anordnungen des Kriegsgerichtsrats. Bis in die Nacht hinein saß er noch über den gefundenen Papieren, und sein Verdacht verstärkte sich dabei aufs dringlichste. Nur leider — noch immer kein eigentlicher Beweis! Es kam also alles darauf an, diesen zu liefern. Als einziges Mittel dazu blieb nur das eine: all die verdächtigen Besucher des Ladens, die er auf seiner Liste stehen hatte, unerwartet in Haft zu nehmen und durch Einzelverhöre wie







Phot. A. Ernain, Wiesbaden.

Kapitänleutnant d. R. Proelß. Kapitänleutnant Ehrlich. Kapitänleutnant Stabbert. Hauptmann Manger.

Die Führer des deutschen Luftschiffgeschwaders, das in der Nacht vom 24. zum 25. September 1917 befestigte Plätze der englischen Küste erfolgreich angriff.

Er faßte den Buchbinder bei diesem Befehl scharf ins Auge, und wirklich: der Mann verfärbte sich.

Mit höchster Spannung beugte er sich daher über die Kiste, wo die Soldaten mit schnellen Griffen den Inhalt, die Holzwolle, ausleerten. Und richtig — wie sie jetzt ganz auf den tiefen Grund der Kiste kamen, stieß der eine von ihnen einen Ruf der Überraschung aus.

„Hier liegt etwas Hartes!" Und einen Augenblick später kam zwischen der Holzwolle ein Aktendeckel, eine Mappe, zum Vorschein, die der Mann nun dem Kriegsgerichtsrat hinreichte.

Schnell klappte dieser sie auf und sah: Schriftstücke, eine Liste, Namen, Adressen — lauter männliche Personen und Ortsnamen aus der Gegend, und dahinter Jahreszahlen. Da schlug der Kriegsgerichtsrat erregt auf die Blätter in seiner Hand, während er einen bedeutsamen Blick zu dem Adjutanten hinwarf.

„Da haben wir's! Eine Aufstellung der wehrpflichtigen jungen Leute aus der Stadt und Nachbarschaft — hier sehen Sie — all die Jahrgänge von 1870 bis 1897."

Der Adjutant blickte hin.

„In der Tat — das ist ja interessant! Aber zu welchem Zweck dies alles?"

„Das ist doch sonnenklar! Offenbar zu dem Zweck, um den Leuten behilflich zu sein, über die Grenze nach Belgien zu entkommen und von dort weiter zum Heer des Verbands. Besinnen Sie sich doch auf die Meldung, die wir kürzlich vom Generalgouvernement aus Brüssel bekamen, von der Entdeckung einer weitverzweigten Organisation zur heimlichen Beförderung von Dienstpflichtigen nach Holland und von

Haussuchungen bei ihnen vielleicht die belastenden Unterlagen zu entdecken.

Er ging also wieder zur Kommandantur und erwirkte noch in der Nacht die Verhaftungsbefehle, denen sofort Folge gegeben wurde.

Je zwei Mann rückten unverzüglich von der Wache ab, um die bezeichneten Personen in Haft zu nehmen und sie alsbald zur Kommandantur zu führen, wo Denhardt anwesend blieb, um auf der Stelle noch zum Verhör schreiten zu können.

Auch das Dupontsche Haus wurde so unsanft aus seiner Nachtruhe aufgestört. Es war ein schreckhaftes Erwachen für die Frauen, die zusammen schliefen: der Vater lag oben im Mansardenstockwerk, in der kleinen Stube neben seinem Laboratorium, seitdem die Einquartierung hier im Hause war. Irene warf sich ein leichtes Morgengewand über und eilte zur Haustür. Sie öffnete, und sofort drängten sich zwei Soldaten in den Hausflur, mit der Frage nach ihrem Vater.

„Mein Vater? Was wollen Sie von ihm?"

„Führen Sie uns sofort zu ihm!"

„Ja, aber weshalb denn nur? Was hat denn mein Vater getan?"

Die Angst des Mädchens erregte Mitleid bei dem Führer der Patrouille, einem Gefreiten, der etwas Französisch sprach. So sagte er ihr denn nun in freundlicherem Ton: „Wir bedauern sehr, Mademoiselle, aber wir müssen Ihren Vater sofort zur Kommandantur bringen."

„Zur Kommandantur!" Der Schrecken zitterte aus ihrer Stimme. „Was hat man vor mit ihm?"

„Nun, ängstigen Sie sich nur nicht. Es ist vielleicht nur eine Untersuchung, und wenn Ihr Vater sich nichts hat zuschulden kommen lassen, so wird ihm ja auch nichts geschehen und er bald wieder in Freiheit gesetzt werden."

Der Gedanke gab Irene die Fassung wieder. Entschieden erklärte sie: „Sicherlich ist er unschuldig! So kommen Sie denn. Aber eine Bitte — mein Vater ist herzleidend, lassen Sie mich ihn wenigstens durch ein Wort vorbereiten."

„Dagegen hab' ich nichts einzuwenden, nur muß es in unserer Gegenwart geschehen."

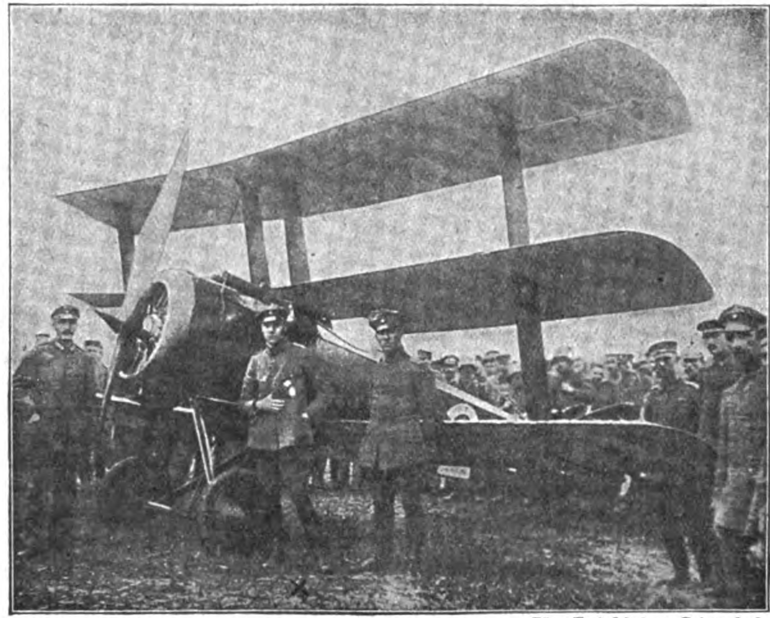
Irene erwiderte nichts, sie eilte schon die Treppe hinauf, so geschwind, daß die Leute Mühe hatten, ihr zu folgen. Dennoch aber kamen sie gleichzeitig mit ihr oben in den Raum. Es war das Laboratorium, durch das Irene nun eilends an die Verbindungstür zu dem Schlafzimmer trat, die sie öffnete, und durch den Spalt hindurch rief sie jetzt den Vater an, machte ihm mit erregter Hast eine Mitteilung. Sie sprach so schnell, daß der Gefreite nur ein paar Worte verstand. Es war wohl auch nichts Verdächtiges, nur der Ausdruck ihrer Angst. Und nun antwortete der Vater von drinnen. Gleichfalls sehr schnell, aber so sprachen die Leute ja immer, wenn sie untereinander redeten, und auch hier wieder verstand der Mann im Grunde nichts. Nur einmal war es ihm, als ob ein Wort wie Laboratorium fiel. Da trat er doch auf Irene zu und ergriff ihren Arm.

„Halt, Mademoiselle — ich verbiete Ihnen eine weitere Unterhaltung. Verlassen Sie jetzt das Zimmer!"

Sie blickte den Gefreiten an, mit trotzig aufflammendem Blick, dann aber gehorchte sie ohne weiteres, indem sie nur noch laut erklärte: „Wohlan — ich werde tun, wie mir geheißen!"

Sie sagte es mit einem hörbaren Nachdruck. Es konnte sowohl eine Erwiderung auf die Aufforderung des Gefreiten wie auch auf das sein, was ihr der Vater vorhin gesagt hatte. Doch da sie sich nun in der Tat ohne Widerspruch entfernte, so beruhigte sich der Gefreite dabei. Er war bei seiner Gutmütigkeit im Grunde ja froh, daß der ihm sehr peinliche Auftritt damit sein Ende hatte. In ein paar Minuten war Dupont angezogen und trat zu seinen Häschern, mit einem ironischen Lächeln um den Mund.

„So, meine Herren Prussiens — ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung." (Fortsetzung folgt.)



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Leutnant Wüsthoff (X) mit einem von ihm abgeschossenen feindlichen Dreidecker.

Gefecht im Mitauer Kronforst.

(Hierzu das Bild Seite 333.)

Als die deutsche Front im Sommer des Jahres 1915 über Litauen und Kurland vorgeschoben wurde, erreichte sie nach der Einnahme der kurländischen Landeshauptstadt Mitau ihre Grenze ungefähr dort, wo auch die politisch-geographische Grenze zwischen Kurland und Livland verläuft, nämlich an der vielfach gebogenen und gekrümmten Linie, die den Übergang des Mitauer Kronforstes in den morastigen und unwegsamen Tirulsumpf darstellt. Zwar versuchten die Deutschen noch im Jahre 1915, durch diesen großen Sumpf hindurch eine Offensive vorzutragen; sie blieb aber im dunklen Wasser der Moräste dieses unwirtlichen Geländes stecken, in dem die deutschen Krieger tagelang den größten Anstrengungen ausgesetzt waren und dabei noch Wind und Wetter zu trotzen hatten. Dann entwickelte sich dort der Stellungskrieg.

Wohl an keiner Stelle der Front wurde so viel und so gut gebaut wie am Tirulsumpf. Auf Pfählen und schwimmenden Rosten entstanden Brüstungen und Schutzwehren, Unterstände und Blockhäuser. Der harte Winter 1916/17 hat die trügerische Fläche des Tirulsumpfes zum ersten Male während des Weltkrieges wirklich gangbar gemacht. Der Sumpf fror fast vollständig zu und ermöglichte so den Russen in den ersten Januartagen 1917 ein Vorbrechen



Leutnant d. R. Anslinger, Kampfflieger.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Tuy, Führer einer Jagdstaffel im Westen.

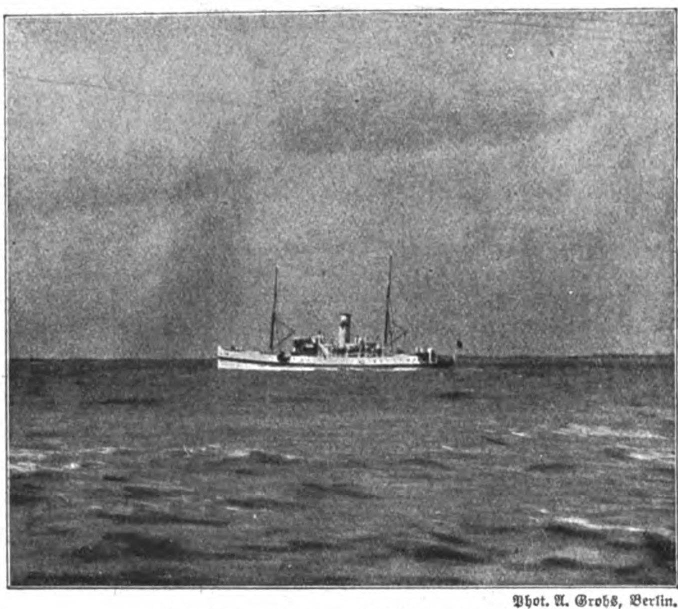


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Hans Adam, Führer einer Jagdstaffel im Westen

mit großer Übermacht, das den Zweck hatte, Mitau zu erobern, die kurländische Front aufzurollen und so die ganze deutsche Ostfront von Norden her zu zerstören. Die ersten schwachen Postierungen wurden überrannt, aber es fehlte den Russen doch die Kraft, schnell nach Mitau durchzustoßen. Deutsche Reserven waren in genügender Zahl rasch zur Stelle, und von der Mitte bis zum Ende des Januars gelang es ihnen, den Russen den weitaus größten Teil des Geländes wieder abzunehmen.

Diese Winterschlacht im Mitauer Kronforst, die sich in unzählige kleinere und kleinste Gefechte auflöste, gehört zum Heldenhaftesten, was die deutschen Kämpfer an der Ostfront vollbracht haben. Das Gelände ist flach mit nur geringen Wellungen der dort reichlich gelagerten Sanddünen. Der ganze Sumpf ist dicht bewaldet, das Unterholz so verworren und dick, daß ein Vorwärtskommen äußerst erschwert ist. Mitten im gefrorenen Sumpf gab es dann wieder Stellen, an denen Quellen ein Zufrieren des Wassers verhinderten, so daß die Deutschen plötzlich bis an die Brust und an den Hals im Wasser waren. Und das bei einer Temperatur, die in den Nächten bis zu 35 Grad unter Null erreichte und auch bei Tag selten geringer wurde. Ein scharfer Ostwind kam dazu und erhöhte die Leiden der Streiter. Trotzdem haben ostpreußische und brandenburgische Regimenter dort ausgehalten, haben die Nordostfront gerettet und den Beweis geliefert, daß es auch vielfacher russischer Übermacht nicht gelingen kann, die deutsche Ostfront zu brechen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Heimkehrendes deutsches Lazarettschiff.

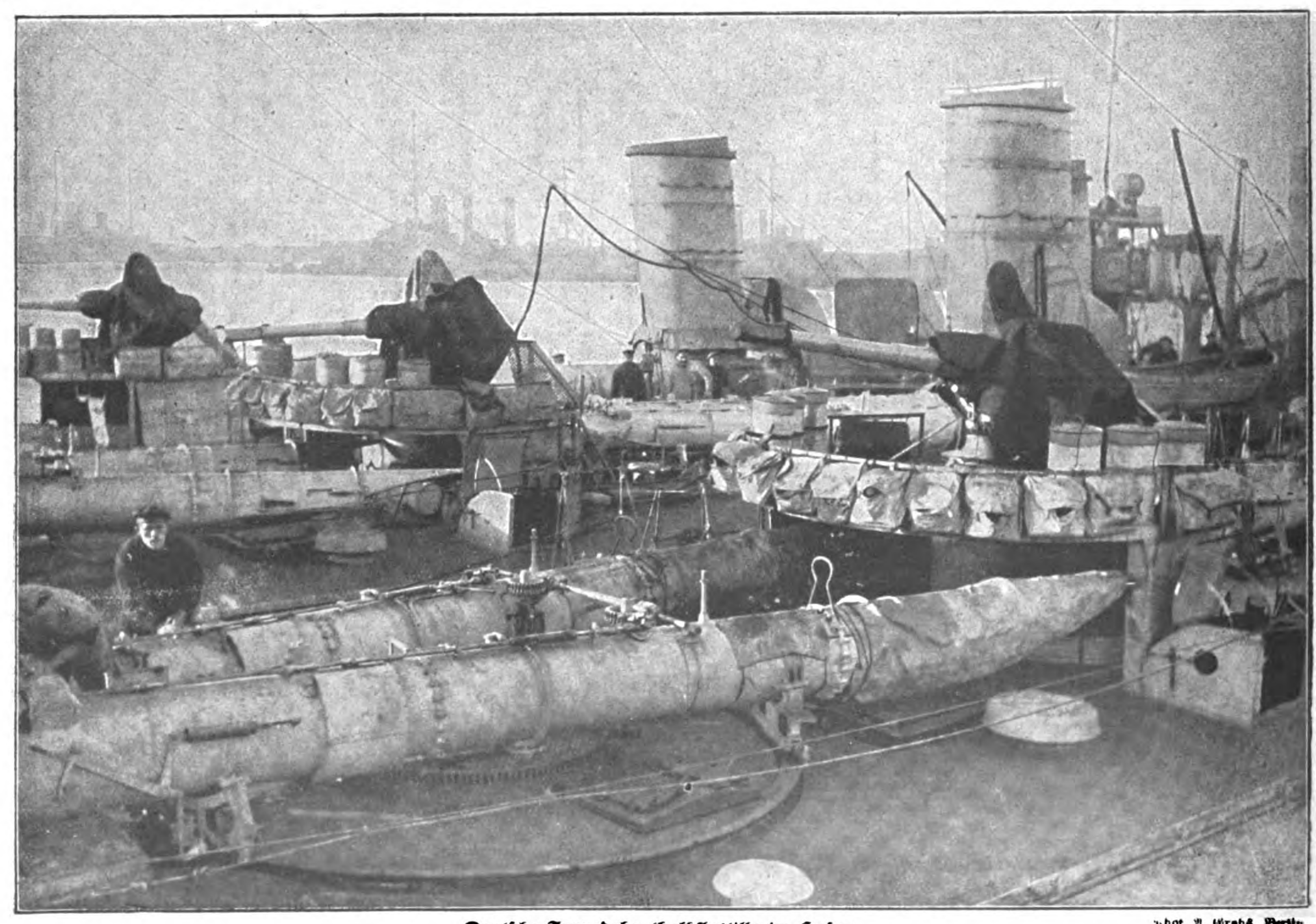
Die Zentraleinkaufsgesellschaft m. b. H. in Berlin.

Von Dr. A. Gradenwitz.

(Hierzu die Bilder Seite 334 und 335.)

Die vielfach irrigen Anschauungen, die noch heute im großen Publikum über Zweck und Wesen der Zentraleinkaufsgesellschaft herrschen, erklären sich unschwer aus den mannigfaltigen Nebenaufgaben, die diese große Organisation während der ersten Zeit ihres Bestehens zu erfüllen hatte. Gegenwärtig ist die „Z. E. G." nichts anderes, als was sie seit ihrer Begründung sein sollte, eine Kriegsgesellschaft, die durch möglichst große Ankäufe im neutralen Ausland die heimische Erzeugung an Lebens- und Futtermitteln ergänzen soll. Aber weder der Vertrieb der von der eigenen Erzeugung des Landes stammenden, noch die Verteilung der von ihr eingeführten Vorräte liegt in den Händen der Gesellschaft, die daher auch für Mißstände auf dem Lebensmittelmarkt nicht verantwortlich gemacht werden kann. Noch eins muß übrigens zugunsten dieser so viel geschmähten Gesellschaft gesagt werden: daß sie keinerlei Gewinne erzielen, Dividenden nicht verteilen darf und daher in ihrer Preisstellung ausschließlich bestrebt sein muß, Verluste zu vermeiden und ihre Unkosten zu decken.

Schon zu einer Zeit, als in Deutschland noch keinerlei Knappheit an Lebensmitteln zu verspüren war, ging die Z. E. G., der unmittelbar nach Ausbruch des Krieges begründete „Reichseinkauf", an die Sammlung großer Bestände wichtiger Nahrungsmittel, deren Einlagerung zum Teil umfangreiche technische Untersuchungen und großartige



Deutsche Torpedoboothalbflottille im Hafen. Phot. A. Grohs, Berlin.

Anlagen erforderte. Schon im ersten Kriegsjahre erwies es sich in Anbetracht der überall eintretenden Preissteigerungen als wünschenswert, den Einkauf im Auslande zu zentralisieren. Weitere Schwierigkeiten ergaben sich aus den Ausfuhrverboten, die in den einzelnen Ländern allmählich erlassen wurden, aber keineswegs immer die Unterbindung der gesamten Ausfuhr in dem betreffenden Artikel bezweckten. Im Anschluß an diese Maßnahmen bildete sich vielmehr bald eine ganz neue Form des Warenaustausches zwischen den neutralen und den kriegführenden Ländern aus, der sogenannte Kompensationsverkehr: Die einzelnen Länder gestatteten nämlich von Fall zu Fall die Ausfuhr gewisser Mengen einer von einem solchen Verbot betroffenen Warengattung, knüpften jedoch an diese Erlaubnis die Bedingung, daß das einkaufende Land als Entgelt dafür entsprechende Mengen einer für sie wertvollen hängig gemacht, und da die Ware für den Inlandsmarkt häufig zu niedrigerem Preise geliefert werden mußte, lief diese Maßnahme in vielen Fällen auf die mittelbare Einführung eines Ausfuhrzolles hinaus. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit führte im übrigen der Druck Englands dazu, die Konsentmenge für jedes einzelne Land zu begrenzen.

Wenn die gesamte Einfuhr von Lebensmitteln aus dem neutralen Ausland in die Hände der Z. E. G. gelegt worden ist, so bedeutet diese Zusammenfassung nicht, daß die Einfuhr durch Private an und für sich mit Strafe belegt ist. Wer aber zentralisierte Waren einführt, ist verpflichtet, der Z. E. G. hiervon Mitteilung zu machen, und diese muß sich dann innerhalb einer bestimmten Frist erklären, ob sie die Waren zu einem angemessenen Preise übernehmen will. Dieses Verfahren hat sich namentlich in der ersten Zeit nützlich er-



Deutsche Truppen im Gefecht im Mitauer Kronforst. Nach einer Originalfarbskizze von Professor Karl Storch.

Warengattung einführte. Ursprünglich war die Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland nicht an die Vermittlung der Z. E. G. gebunden; bald führten jedoch gewisse Übelstände dazu, den gesamten Austauschverkehr für Deutschland in die Hände dieser Gesellschaft zu legen. Von da an wurde an die Erteilung einer Ausfuhrerlaubnis die Bedingung geknüpft, daß die Gegeneinfuhr durch die Z. E. G. erfolge. Diese Zentralisierung hatte natürlich auch auf die Preisgestaltung auf dem Lebensmittelmarkt einen günstigen Einfluß, verhinderte ein ungebührliches Ansteigen und brachte in manchen Fällen — trotz der verschlechterten Devise — bestehende Preise auf ein bescheideneres Maß zurück.

Schon im zweiten Kriegsjahr trat dann eine weitere Erschwerung der Einfuhr in die Erscheinung, die sogenannte Konsentpolitik. Der Umfang der jeweils erteilten Erlaubnisscheine wurde nämlich in den einzelnen neutralen Ländern von der Versorgung des heimischen Marktes abwiesen und den Übergang vom freien Handel zur Zentralisierung sehr erleichtert.

Um eine allgemeine Durchführung des Systems der Zentralisation zu ermöglichen, hat sich auch Österreich-Ungarn bereit erklärt, auf die freie Einfuhr zu verzichten und als Entgelt hierfür einen bestimmten Anteil an den durch die Z. E. G. eingeführten Waren zugesichert erhalten.

Unsere Abbildungen führen den Leser in die riesenhaften Vorratskammern ein, die die Z. E. G. in Hamburg besitzt. Hier herrscht, wie die Bilder erkennen lassen, ein recht lebhafter Betrieb, da es nicht nur aufzustapeln, sondern auch herzurichten und instand zu halten gilt, damit die Vorräte so vorteilhaft wie möglich ausgenutzt werden können.

In der großen Halle, wo auf einer unabsehbaren Reihe von Holzgestellen große Schweizer und Holländer Käse zu Tausenden aufgestapelt sind, muß zum Beispiel jeder einzelne Käse von Zeit zu Zeit heruntergenommen, sorgfältig abgewischt, trocken gerieben und dann wieder an Ort und Stelle



Kaffeelager.



Lager für Grieß, Reis und Graupen.



Klippfischlager.

Lagervorräte der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft in Hamburg.

Nach Aufnahmen von Alice Matzdorff, Berlin.

zurückgelegt werden. Der an anderer Stelle in gewaltigen Mengen aufgespeicherte Speck muß gleichfalls regelmäßig gepflegt werden, und noch weit umfassender und vielseitiger ist der Betrieb in dem Fischspeicher, wo zeitweise siebzig bis hundert Frauen emsig dabei sind, Riesenmengen Kabeljau zu putzen und zum Trocknen aufzustapeln, um daraus Stockfisch zu machen.

Nicht weit von dem Fischspeicher liegen ausgedehnte Hallen, die einen unermeßlichen Reichtum an Kisten mit den verschiedensten Lebensmitteldauerwaren in sich bergen. Auch hier ist gewissenhafte Pflege notwendig; jede Büchse muß untersucht, jede schadhafte entfernt und für andere Zwecke benutzt werden.

Wenn wir dann unseren Rundgang fortsetzen, so gelangen wir nach dem Zuckerspeicher, der ganze Berge von Säcken mit dem so wertvollen Nähr- und Genußmittel enthält, den Vorratshallen für Grieß, Reis und Graupen und dem Kaffeelager. In den tiefen Kellern des Speicherhauses stehen Fässer mit Pökelfleisch in langen Reihen. In Kühlhäusern sind — hoch aufeinander gestapelt — große Kisten mit je 1000—1500 Eiern untergebracht. Auch hier ist gewissenhafte Prüfung geboten; jedes Ei muß gegen das Licht gehalten, und jedes Ei mit schadhafter Schale sofort für den Verkauf freigegeben werden.

In den großartigen Kühlkammern, wo Gefrierfleisch aufgehoben wird, herrscht eine Temperatur von 8 bis ½ Grad Celsius unter Null. Das geschlachtete Vieh gelangt zunächst nach einer Vorkammer, wo die Temperatur allmählich sinkt, bis das Fleisch durch und durch gefroren ist. Erst dann kommt es nach der eigentlichen Kühlkammer, wo es bei 8 bis ½ Grad Kälte jahrelang ohne Aufsicht aufbewahrt werden kann.

Der Anblick dieser Riesenspeisekammer gibt dem Besucher ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit.

Fliegerkampf gegen Fesselballone.

Von Adolf Victor v. Koerber.

(Hierzu das Bild Seite 336.)

Gewaltig groß ist heute das Interesse aller Deutschen für die jüngste und modernste Waffe, für die Fliegertruppe. Die Taten der deutschen Heldenflieger an allen Fronten übersteigen bei weitem die kühnsten Hoffnungen, die man zu Friedenszeiten auf sie glaubte setzen zu dürfen. Ob sie als Artilleriebeobachter im stärksten Abwehrfeuer über

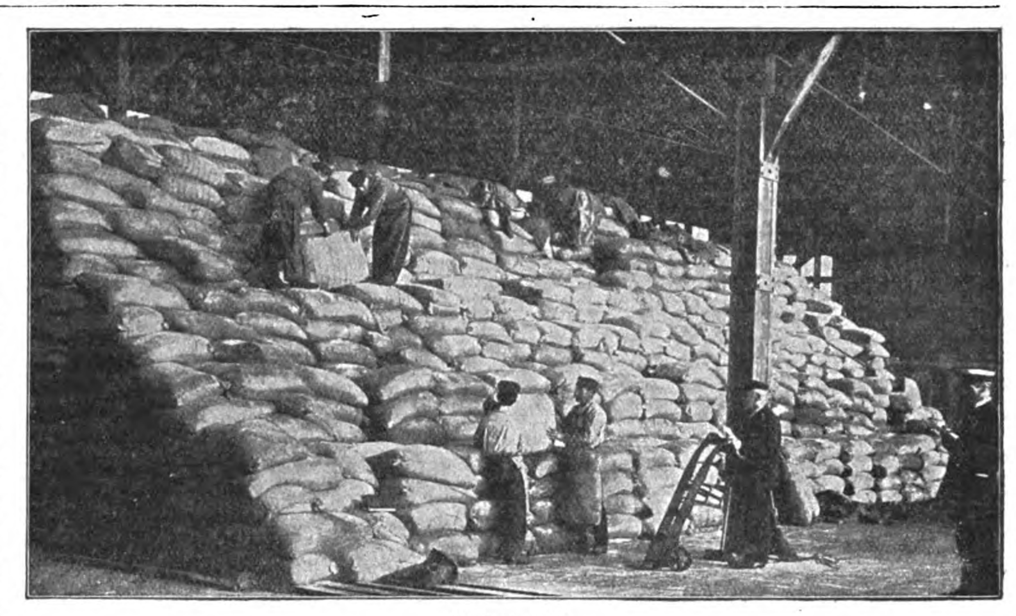
den feindlichen Batterien kreisen, ob sie in geringen Höhen die Infanteriebewegungen erkunden oder als Kampfflieger hoch über den Wolken gegen den Gegner in der Luft anrennen, stets ist es ein gigantisches Fliegertum, ein nervenpeitschendes Stürmen und Ringen.

Weniger Kunde dringt schon in die breite Öffentlichkeit vom Kämpfen und Wirken der deutschen Luftkreuzer. Nur zuweilen blitzt es am Nordseehimmel hell auf, wenn der Bericht des Admiralstabes von einem erfolgreichen Angriff auf Englands Küsten meldet. Jedoch von den mühseligen Vorübungen zu diesen Siegesfahrten deutscher Lufttechnik berichtet diese schweigsame Waffe, an der alles Geheimnis ist, nichts. Auch nur selten etwas von den Erkundungsfahrten, die Tag und Nacht, bei Sonnengluten und im Eissturm über der Nordsee zum Schutz der Hafenstädte gegen englische Flottenangriffe, die aber auch tief im Süden über den Karstgebirgen des Balkans und an den türkischen Küsten ständig ausgeführt werden. Und noch weniger als von diesen hören wir von den Veteranen der Luftschiffahrt, vom Wirken und Kämpfen der Fesselballone an der Front.

Erst in den späteren deutschen Heeresberichten wurde die älteste Luftwaffe erwähnt, wenn es hieß: unsere Kampfflieger schossen ... feindliche Fesselballone ab. Aus der großen Anzahl, die da zuweilen genannt wurde — einmal kam sogar die Meldung, daß ein plötzlich ausgebrochener Sturmwind im Verlauf weniger Stunden 15 französische Ballone über die deutschen Linien geweht hatte — konnte man entnehmen, daß diese altehrwürdigen Luftbeobachter nicht nur nicht zum unnützen Heeresgerümpel geworfen, sondern daß sie geradezu in Massen an der Front im Gebrauch sind. Welche Wichtigkeit ihnen heute zugemessen wird, erhellt am klarsten aus den vielen für die Flieger außerordentlich gefahrvollen Angriffen, die sie gegen die Ballone täglich unternehmen.

Die Aufstiegplätze der Feldluftschifferabteilungen sind an den Fronten in ziemlich regelmäßigen Abschnitten verteilt. Sie liegen dem Kampfgebiet bedeutend näher als die Flughäfen, denn der Ballonoffizier muß schon von der Stelle des Aufstiegs aus einen Überblick über den Gegner haben.

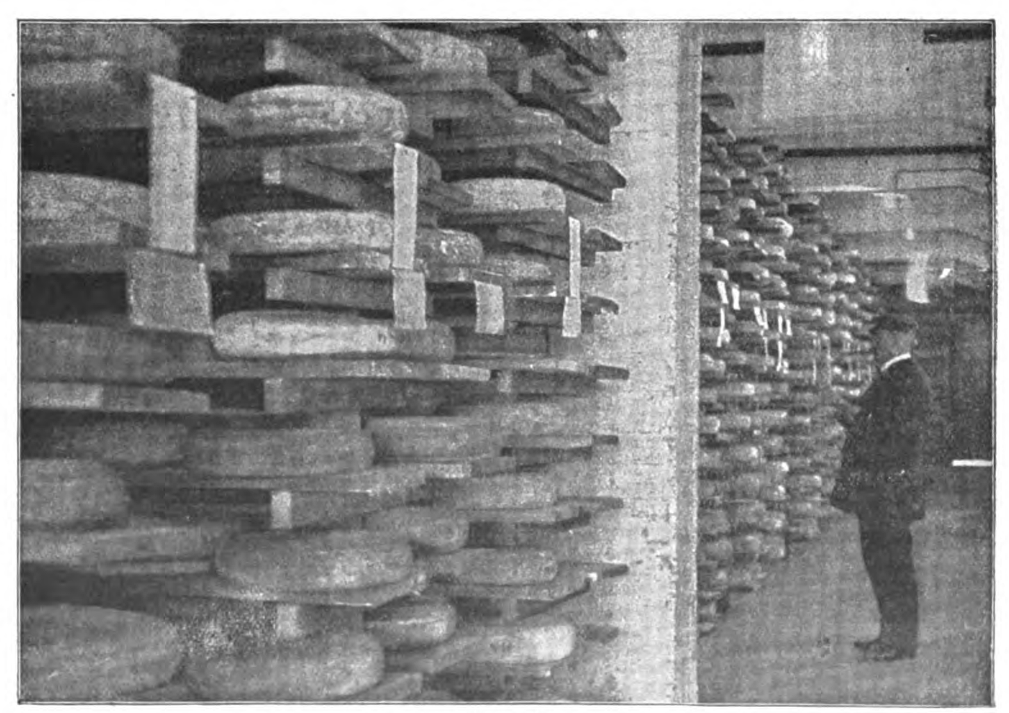
Die Tätigkeit der Ballonoffiziere besteht in der Hauptsache im Erkunden und Photographieren der feindlichen Artillerie- und Infanteriestellungen



Zuckervorräte.



Specklager.



Käsevorräte.

Lagervorräte der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft in Hamburg.

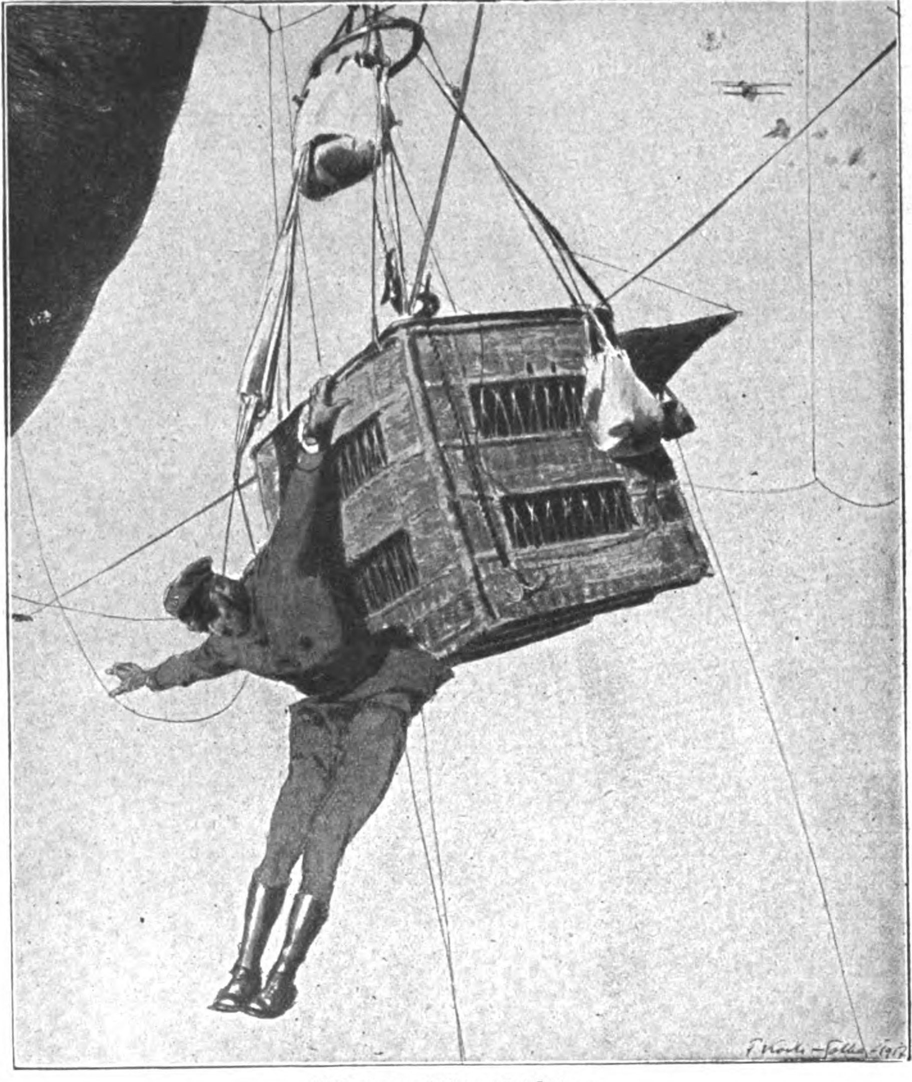
Nach Aufnahmen von Alice Matzdorff, Berlin.

und im Leiten des Feuers der eignen Geschütze auf jene. Ihre Aufgaben berühren sich hier innig mit denen der Flieger, und die Entwicklung gerade der Photographie hat beide Truppen einander besonders nahe gebracht. Vom Ballon aus, der in der Regel 1000 bis 1500 Meter hoch steigt, lassen sich die naheliegenden Frontteile deutlicher und in größerer Ruhe erkunden und aufnehmen, als vom Flugzeug aus bedeutend höheren Lagen. Was man in rasender Geschwindigkeit von diesem nicht genau ermitteln kann, erkennt der Offizier aus dem Korb durchs Glas in möglichster Bestimmtheit. Allerdings ist sein Gesichtskreis verhältnismäßig beschränkt, und deshalb muß er die weiteren Ziele der zweiten und dritten feindlichen Stellungen dem beweglicheren Kameraden überlassen. Es ist ein wechselseitiges Arbeiten und Ergänzen der Meldungen, wobei die besten Ergebnisse erzielt werden.

Aus diesen und ihrem Vergleich miteinander gewinnt der Artilleriekommandeur beim Generalstab seine Ansichten, welche feindlichen Ziele zuerst und in welcher Art sie beschossen werden müssen. Seine Befehle gehen an die Batterien und an die Flieger- und Ballonabteilungen. Die Artillerieflugzeuge starten mit ihren Aufgaben über fernere Ziele, die Ballonbeobachter fassen die ihnen zugewiesenen näheren ins Auge. Die Artillerieschlacht beginnt. Salve auf Salve wird aus den Rohren der Geschütze gejagt. Flugzeug- und Ballonbeobachter erkennen genau die Einschläge der Granaten. Sie geben ihre Meldungen, ob die Schüsse zu weit, zu nahe oder zu den Seiten liegen. Jene berichten auf drahtlosem Wege im ständigen Kreisen über dem beschossenen Feind, diese durch den Fernsprecher, dessen Kabel vom Korb zur Aufstiegstelle hinabhängt, die die Verbindung mit dem eigenen Batterieführer vermittelt. Immer näher an das Ziel lassen seine Berichtigungen den Granathagel heranrücken, und endlich ist der Feind „eingedeckt". Dann kann der Batterieführer zum „Wirkungschießen" übergehen, in dem das Opfer zum „Schweigen" gebracht wird.

Was sich theoretisch so einfach anhört, ist praktisch bei Wind und Wetter und bei der starken Abwehr des Feindes äußerst schwierig und gefahrvoll. Er bekämpft diese höchst unerwünschten, ja, dank ihrer Vortrefflichkeit für die Franzosen und Engländer oft verhängnisvoll gewordenen Kiebitze, die ihm so genau in die Karten sehen, mit allen Mitteln sowohl durch Artilleriefeuer als in neuerer Zeit auch durch Flieger.

Allzuviele Sicherungsmaßnahmen stehen dem schwerfälligen Ballon nicht zur Verfügung. Vor dem Beschossenwerden wehrt er sich am besten durch eine möglichst verdeckte Lage des Aufstiegplatzes, durch häufigen Wechsel der Ballonhöhe und als letztes Mittel durch einen Stellungswechsel im Feuer. Bei diesem wird in der Regel der Ballon herabgewunden (siehe Bild Band IV Seite 112/113). Ist dies nicht mehr ausführbar, so wird er in der Luft vorgenommen. In diesem Falle fährt die Motordrahtwinde, deren Zahnräder das Hauptkabel halten, in die neue Stellung und zieht den hochschwebenden Gaskörper und den Korb hinter sich her. Gegen Flieger nützen natürlich diese Maßnahmen nichts.



Absprung mit dem Fallschirm.

Ein deutscher Ballonbeobachter bringt sich vor dem drohenden Fliegerangriff durch Absprung mit dem Fallschirm in Sicherheit.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Koch, Gotha.

Für den Flieger ist beim Ballonangriff das schwerste, überhaupt erst einmal an sein Opfer heranzukommen. Die „Sperre" fliegenden Schutzflugzeuge wehren ihm den Weg, den er sich einzeln oder in kühnem Geschwadervorstoß erkämpfen muß. Der Sieger hat dann freie Bahn, bis er in den Wirkungsbereich der Abwehrgeschütze des Gegners kommt. Ihre platzenden Schrapnelle umtanzen ständig seinen Flugweg, so daß ihn der sogenannte „Fliegerbeobachtungsposten" von seinem Übersichtspunkt aus schon zeitig erkennen und seine Warnung an die Ballonstation und deren zahlreiche Flugzeugabwehrbatterien geben kann. Die Abwehrbatterien empfangen den Angreifer mit stärkstem Geschütz- und Maschinengewehrfeuer. Doch müssen sie es einstellen, sobald es dem feindlichen Flieger trotzdem gelingt, über den Ballon zu kommen, der dann leicht selbst getroffen werden könnte. Jetzt ist der gefährliche Augenblick, denn der Flieger geht im Sturzflug auf die Ballonhöhe hinab, eröffnet sein Maschinengewehrfeuer oder beginnt mit dem Abwurf besonderer Brandgranaten. Zum „Einholen" ist es nun meist zu spät, da es selbst mit der vollkommensten Motordrahtwinde etwa 5 bis 8 Minuten beansprucht. Es bleibt für den Ballonoffizier allein die Möglichkeit, mit dem Fallschirm abzuspringen (siehe das obenstehende Bild) und schwebend den Erdboden zu erreichen. Den Befehl hierzu, wodurch die Schußbeobachtung und Feuerleitung vielleicht gerade im wichtigsten Augenblick abgebrochen wird, muß der Kommandeur von der Aufstiegstelle aus zur rechten Zeit geben. Denn der Beobachter im Korb kann die Gefährlichkeit seiner Lage keinesfalls erkennen, weil der massige Ballonkörper über ihm jeden Aufblick zum Flieger verdeckt. Wird ihm aber der Befehl „abspringen" zu spät erteilt, so reißen der explodierende Gasleib und die brennende Hülle den schon am Fallschirm Schwebenden trotzdem mit in die Tiefe.



Ausschiffung deutscher Sturmtruppen zur Besetzung der Insel Ösel im Rigaischen Meerbusen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die Kämpfe im Norden der deutschen **Ostfront** waren nach der Einnahme von Jakobstadt (siehe die Bilder Seite 338 und 339) nicht ganz zur Ruhe gekommen. In der Nähe dieses Ortes und bei Dünaburg dröhnten die Geschütze weiter. Am 3. Oktober leitete ein schwerer Artilleriekampf einige Erkundungsgefechte starker Abteilungen ein, in denen die Deutschen eine Anzahl Gefangene machten. Nach dem 10. Oktober nahmen solche Gefechte auch im Raume von Riga zu, wo die Deutschen am 12. Oktober ebenfalls Gefangene von Erkundungsvorstößen einbrachten.

Mehr Unruhe als der nördliche Teil der Front zeigte der ostgalizische bis hinein in die Karpathen, wo Deutsche (siehe Bild Seite 341), Österreicher und Ungarn noch an der Festigung ihrer nach dem Durchbruch bei Zborow weit vorverlegten Linien arbeiteten. Besonders der Ausbau der rückwärtigen Verbindungen erforderte zahlreiche Kräfte, weil die von den Russen vernachlässigten Straßen in dem welligen Gelände immer wieder Stockungen im Verkehr schwerer Fuhrwerke verursachten (siehe untenstehendes Bild). Hier glaubten die Russen mit mehr Erfolg angreifen zu können als im Norden, wo sie noch mit der Neuordnung ihrer geschlagenen Verbände beschäftigt waren. Doch schon am 3. Oktober wurden sie eines anderen belehrt. Für ihre Gegner galt es, an der südöstlichen Bukowinagrenze gegen Rumänien noch Stellungsverbesserungen zu erzielen, um die Feinde allmählich ganz von dem österreichisch-ungarischen Gebiet zu verdrängen. Sie überfielen an dem genannten Tage die russisch-rumänischen Linien an der Suczawa und warfen die Vorpostenkette der Russen um mehr als ein Kilometer zurück. Nordwestlich von der Stadt Sereth versuchten am 6. Oktober die Russen einen ähnlichen Vorstoß. Nach kräftigem Feuerüberfall schickten sie morgens gegen halb sieben Uhr bei St. Onufry und bei Waschkutz starke, durch Panzerwagen unterstützte Truppenteile vor, die bei St. Onufry schon im Sperrfeuer wieder zurückfluteten, während bei Waschkutz ein russisches Regiment eine Höhe und das zerschossene Dorf selbst bis zur Hälfte zu nehmen vermochte. Dieses unbeträchtlichen Fortschrittes konnten sich die Feinde jedoch nicht sehr lange erfreuen, denn schon nach ein Uhr mittags unternahmen die Truppen der Verbündeten einen Gegenstoß, der den Russen ziemlich bedeutende Verluste kostete und sie zwang, unter Einbuße zahlreicher Gefangener (siehe Bild Seite 340) das genommene Gelände aufzugeben.

Während am oberen und mittleren Sereth nur wenige größere Gefechtshandlungen stattfanden, entwickelten die durch Russen verstärkten Rumänen am unteren Sereth lebhafte Tätigkeit. In der Morgendämmerung des 10. Oktobers setzten sie bei Tulcea und bei Parchos große Abteilungen über die Donau, die nach heftigem Kampfe zurückgeworfen wurden. Die Russen unterstützten an diesem Tage das rumänische Störungsfeuer im ganzen Bereich der rumänischen Ebene durch die Beschießung von Braila, worauf die Artillerie der Mittelmächte zur Vergeltung die Festung Galatz unter Feuer nahm und dort zahlreiche ausgedehnte Feuersbrünste hervorrief.

Die Unternehmungslust der Deutschen, die sich in zahlreichen Erkundungsgefechten besonders an der Nordostfront offenbarte, zeigte sich am lebhaftesten in der planmäßigen Fortführung des Luftkrieges gegen die militärischen Anlagen der Feinde an der livländischen Küste und auf den Inseln im Norden des Rigaischen Meerbusens. Marineluftschiffe und Seeflugzeuggeschwader setzten ihre Streifzüge mit Eifer fort und schädigten, ohne selbst Verluste zu erleiden, durch Abwerfen von Sprengstoffmassen die von den Russen noch gehaltenen Verteidigungsanlagen längs des Meerbusens schwer. Das Ziel, das die Deutschen dabei im Auge hatten, wurde bald erkennbar.

In der Nacht zum 12. Oktober fuhr ein Teil der deutschen Flotte unter dem Befehl des Vizeadmirals Erhard Schmidt (siehe Bild Seite 342) in der Richtung auf den Rigaischen Meerbusen. Es galt, einen neuen Schlag zu führen; die Deutschen wagten einen Vorstoß zur Wegnahme der Inselgruppe, die den Rigaischen Meerbusen von der freien Ostsee scheidet (siehe die Karte Seite 258). Panzerschiffe und Torpedoboote sicherten eine stattliche Zahl von Transportschiffen, die, in Hamburg und Bremerhaven in überraschend kurzer Zeit zusammengestellt und mit Truppen besetzt (siehe die Bilder Seite 343), unbehelligt vor ihrem Ziel eintrafen. Dort wurden bei Tagesanbruch die russischen Befestigungen in der Taggabucht und im Sölasund unter Feuer genommen und rasch niedergekämpft. Torpedobootsflottillen und Motorboote warfen schnell einen Vortrupp an Land, dem bald weitere Streitkräfte folgten, die binnen kurzer Zeit einen Brückenkopf bauten. Andere Teile der angreifenden Flotte beschossen die Befestigungen bei Zerel und Kilkond, und um sieben Uhr



Schwierige Auffahrt auf den verwahrlosten Wegen Ostgaliziens.

morgens waren auch schon Truppen bei Pamerort gelandet. Auch die Strandbatterien von Kap Toffri auf der Insel Dagö wurden zum Schweigen gebracht und die Durchfahrt durch den Sölasund zwischen Dagö und Ösel erzwungen. Tags darauf setzten die Deutschen die Truppenlandung (siehe die Kunstbeilage) fort und drangen, den erbitterten Widerstand der Russen rasch brechend, unaufhaltsam in das Innere der Insel vor. Am 14. Oktober drängten sie den Feind in die Kassar Wiek zurück und erbeuteten dabei den großen russischen Torpedobootszerstörer „Grom“, der dann allerdings unterging. Das Unternehmen der Deutschen glückte so vorzüglich, daß ihnen in dessen Verlauf kein einziges Kriegsfahrzeug verloren ging. Durch die Besetzung der Inselgruppe gewannen die Deutschen nach dem Fall von Riga erst ganz die Herrschaft über den Rigaischen Meerbusen; gleichzeitig vermochten sie den Verkehr im Finnischen Meerbusen, in dessen Tiefe Petersburg und Kronstadt liegen, zu beaufsichtigen und erhielten außerdem ein Ausfalltor nach dem Bottnischen Meerbusen. —

In dieser Zeit suchte die „Demokratische Konferenz“ in Petersburg das Ringen um die Staatsgewalt in Rußland endlich zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Kornilows Revolution, von der nun gar vermutet wurde, daß sie ein gemeinsames Werk Kerenskis und Kornilows zur Beseitigung der Arbeiter- und Soldatenräte gewesen sei, hatte die Demokraten gegen die Bürgerlichen so erbittert, daß sie für das zu bildende neue Ministerium nur sozialistische Politiker zulassen wollten. Damit wäre eine Verschärfung des Klassenkampfes verbunden gewesen. Vorwiegend wohl deswegen setzte Kerenski, sogar mit der Drohung, zurücktreten zu wollen, seinen ganzen Einfluß ein und brachte es so weit, daß schließlich doch keine Einwendungen mehr gegen die Aufnahme einer bürgerlichen Minderheit in die neue Regierung erhoben wurden. Aus der Demokratischen Konferenz ging zwar eine Körperschaft hervor, die als Vorparlament die Aufsicht über die Handlungen der neuen Regierung ausüben sollte. Diese wichtige Körperschaft war sich aber über die Hauptrichtlinien ihrer Politik so wenig einig, daß gleich ihre erste Sitzung mit einer wüsten Prügel- und Lärmszene endete.

Das in Rußland ziemlich allgemein gewordene Bedürfnis nach Frieden kam auch in dem Aufruf zum Ausdruck, den Kerenski nach der Bildung der neuen Regierung am 10. Oktober an das Volk richtete, worin es hieß: „Der Wind der Anarchie weht durchs Land. Der Druck des äußeren Feindes wächst. Durchdrungen von der Überzeugung, daß es allein der allgemeine Friede unserem großen Vaterlande ermöglichen wird, alle seine schöpferischen Kräfte zu entfalten, wird die Regierung in allernächster Zeit unermüdlich eine tätige äußere Politik verfolgen ... und den Abschluß eines allgemeinen Friedens erstreben unter Ausschluß jeder Vergewaltigung.“ Dieser Teil des Aufrufs erweckte im Volke einmütige Zustimmung, aber gerade für die Herbeiführung des Friedens bot die neue russische Regierung die allergeringste Gewähr, denn die Minister Tretjakow und Kischkin waren ausgesprochene Vertreter der feindlichen Schwerindustrie, und Tereschtschenko war zusammen mit den Diplomaten der Verbündeten hervorragend an der Verhinderung der Stockholmer sozialistischen Konferenz beteiligt gewesen. Kam es den Bundesgenossen auf das Schicksal der russischen Revolution doch überhaupt nicht mehr an, denn sie erstrebten nichts anderes als die Vormundschaft über Rußland, um es gegebenenfalls mit Gewalt zu zwingen, das Blut seiner Söhne weiter für die Zwecke des Vielverbandes zu vergeuden. —

* * *

Die **Italiener** hatten sich nach dem Mißerfolg in der elften Isonzoschlacht bemüht, ihre stark mitgenommenen Verbände frisch aufzufüllen und deren Schlagkraft wieder herzustellen. Auf die Beendigung der Arbeiten deutete die Wiederaufnahme der Teilangriffe im Raume von Görz (siehe Bild Seite 344 unten), am Monte San Gabriele, an dessen Fuße noch immer die Streitkräfte des auf Seite 272 u. ff. bereits erwähnten italienischen Generals Capello (siehe Bild Seite 344 oben) standen, und auf der Hochfläche von Bainsizza. Durch einen wuchtigen Angriff hatten sich die Italiener am 29. September zwischen die

Deutsche Kolonnen überschreiten die versumpften russischen Stellungen vor der Einnahme von Jakobstadt.

Gestürmte russische Stellungen vor Jakobstadt.

Die Einnahme von Jakobstadt.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

starke Stellung der Österreicher und Ungarn bei Podlece und die Nordhänge des Gabriele eingeschoben. Diesem westwärts vorstehenden Bollwerk der Österreicher und Ungarn waren sie in der Nordflanke näher gekommen und gaben sich nun die erdenklichste Mühe, ihre Gegner zur Räumung des Berges zu zwingen. Als sie am nächsten Tage ihren Einbruch erweitern wollten, stießen sie aber auf so kräftige Abwehr der k. u. k. Artillerie, daß ihr Angriffsversuch schon im Keime erstickte. Um so lebhafter wurde die Vorbereitung neuer Angriffe gegen den Gabriele durch die italienische Artillerie. Doch die starke Gegenwirkung der k. u. k. Batterien war so erfolgreich, daß die Feinde erst am 2. Oktober ihre Infanteriewellen gegen die Hänge des Berges vorgehen lassen konnten, wobei es ihnen am Westhang unter schwersten Verlusten gelang, ein schmales Grabenstück zu nehmen. Am nächsten Tage kam es auch auf der Hochfläche von Bainsizza zu Kämpfen, wo die verstärkte italienische Artillerie die österreichisch-ungarischen Stellungen tagelang mit Granaten schwer beschossen hatte. Als die Feinde dann südlich von Kal zum Infanteriestoß übergingen, gerieten sie mit den k. u. k. Truppen in äußerst heftige Nahkämpfe, die für sie aber äußerst unglücklich verliefen und ihnen außer bedeutenden blutigen Verlusten 120 Gefangene und 7 Maschinengewehre kosteten.

Russische Bauern flüchten aus dem Feuerbereich von Jakobstadt.

Die neue Spannung auf dem italienischen Kriegschauplatz kam auch in vermehrter Tätigkeit der Luftstreitkräfte zum Ausdruck. Während die Italiener vorwiegend den k. u. k. Kriegshafen Pola und die Bucht von Cattaro heimsuchten, wandten sich die Österreicher und Ungarn gegen die militärischen Anlagen an der weitgestreckten italienischen Adriaküste. Sie überfielen am 27. September abends die Flugzeugstation bei Brindisi und die Hafenanlagen dieses Ortes, wobei eine Gruppe feindlicher Zerstörer schwere Bombentreffer erhielt, und kurz darauf, am 29. September, waren die Luftschiffanlagen von Ferrara ihr Ziel. Hier gelang es einem der k. u. k. Flugboote, durch drei Bomben die Ballonhalle zu treffen, aus der sofort eine riesige Stichflamme emporschoß und ankündete, daß den Feinden wieder eines ihrer Luftschiffe zerstört worden war, wie schon am 27. September in Jesi (siehe auch Seite 308 und Bild Seite 345).

Die erfolglos gebliebenen Fliegerangriffe der Feinde auf die Bucht von Cattaro, wo sie U-Boote vermuteten, waren in der Absicht unternommen worden, den immer unerträglicher werdenden Druck, den diese Fahrzeuge durch ihre Tätigkeit auf die Kriegführung der Feinde ausübten, zu mildern. Von einem der Boote waren im Mittelmeer 46 000 Tonnen Schiffsraum versenkt worden, die sich auf 12 Dampfer und 33 Segler verteilten. Wie sehr der Verkehr im Mittelmeer zurückgegangen sein mußte, ergab sich aus der Meldung einer englischen Zeitung, nach der im ersten Halbjahr 1917 Schiffe mit zusammen nur 4 257 000 Tonnen Raumgehalt den Weg durch den Suezkanal genommen hatten, während in dem gleichen Zeitraum des Jahres 1914 noch 10 344 676 Tonnen gezählt wurden. —

* * *

Unter den von dem erwähnten U-Boot versenkten Fahrzeugen befanden sich auch zwei Transportdampfer, die Truppen für **Mazedonien** an Bord hatten. An dieser Front blieb die Gefechtstätigkeit gering. Der heftige Anlauf, den Sarrail mit italienischen Streitkräften und danach mit einer gemischten Abteilung aus den besten Truppen seines Heeres auf albanischem Gebiet unternommen hatte, war an dem Widerstand der Gegner zerschellt. Am 4. Oktober kam es im Becken von Monastir und im Cernabogen zu neuen Kämpfen, und östlich vom Doiransee holte sich am nächsten Tage ein englisches Bataillon im Kampfe mit Bulgaren eine blutige Schlappe. Ebensowenig Glück hatten die Engländer, als sie am 9. Oktober nach heftigster Artillerievorbereitung ihre Angriffe mit stärkeren Truppen wieder aufnahmen. Tags zuvor war eine italienische Abteilung östlich von Valona über die Vojusa gegangen; k. u. k. Streitkräfte griffen den Feind an und warfen ihn unter schweren Verlusten für ihn über den Fluß zurück. Am 10. Oktober machten deutsche und bulgarische Sturmabteilungen bei Makowo und Limnitza in den Stellungen der Gegner italienische und griechische



Deutsche Patrouille in den Straßen von Jakobstadt am Tage der Einnahme.

Die Einnahme von Jakobstadt.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

Gefangene. — Die volle Einmütigkeit der Mittelmächte kam in dieser Zeit auch durch den ersten Besuch des Deutschen Kaisers in der bulgarischen Hauptstadt zum Ausdruck (siehe Bild Seite 352). —

* * *

Für die **Türken** nahten in Mesopotamien wieder die Monate der kriegerischen Entscheidungen; die Zeit der großen Hitze war zu Ende gegangen. Die Engländer hatten inzwischen alles darangesetzt, ihre ausgezeichneten rückwärtigen Verbindungen noch weiter auszubauen, und der türkische Führer Dschemal Pascha hatte Vorsorge getroffen, um die Nachschubmöglichkeiten für die weit entlegene Bagdadfront zu verbessern.

Englische Streifabteilungen suchten überall Fühlung mit den Türken und bezahlten ihr Vordringen zuweilen mit der völligen Aufreibung. An der Euphratfront gelang es zwar einer überlegenen englischen Abteilung nach langwierigen Kämpfen, einen Teil der türkischen Vorhut unter Achmed Bey bei Ramadie abzuschneiden und sie mit ihrem Führer zu fangen; eine irgendwie erhebliche Schädigung der Türken auf diesem Kriegsschauplatze war damit aber nicht verbunden. Die Engländer vermochten keinen Schritt vorwärts zu dringen; sie zogen sogar vor, sich nach ihrem angeblich großen Sieg rasch auf Bagdad zurückzubewegen.

Das Ergebnis aller Versuche des Generals Maude zur Erweiterung der englischen Erfolge rings um Bagdad im Euphrat- und Tigristal (siehe Bild Seite 346), hauptsächlich in der Richtung auf Mosul, blieb gleich Null, da die Engländer die Entwicklung einer Schlacht vermieden. Ein Zusammenwirken mit den Russen kam noch nicht wieder in Frage. Sowohl an der gebirgigen Westgrenze der persischen Provinz Aserbeidschan als auch an der uralten, über Kasr-i-Schirin nach Kirmanschah führenden Heerstraße waren die Türken unter Überwindung der schwierigen Gebirgspässe den Russen nach Persien hinein gefolgt. Die Verbindung der Engländer mit den Russen war somit endgültig abgerissen, und wenn die türkischen Streitkräfte in Persien auch nicht sehr stark waren, so genügten sie doch, die Russen im Schach zu halten.

An der Sinaifront herrschte der heißen Zeit wegen noch Ruhe, die nur durch Streifzüge starker Erkundungstruppen (siehe die Bilder Seite 347) unterbrochen wurde. —

* * *

In **Deutsch-Ostafrika** setzten die Feinde alles daran, um der Deutschen, die sich in dem vom Mutterlande völlig abgeschnittenen Gebiet gegen vielfache Übermacht nun schon drei Jahre hindurch heldenhaft verteidigten, endlich Herr zu werden. Zu Anfang des Oktobers umstellten sie in weitem Umkreise das Hochland von Mahenge südlich vom Kilombero- oder Ulangaflusse sowie das weitere Hinterland der Küstenplätze Kilwa und Lindi und versuchten mit vereinten Kräften, die eingekreisten Deutschen auf immer kleineren Raum zusammenzudrängen. Größeren deutschen Abteilungen gelang es aber immer wieder, den von Engländern, Belgiern und Portugiesen geschlossenen Ring zu durchbrechen. Fortwährend betätigten sich die deutschen Truppen im wirkungsvollen Kleinkrieg, der die Feinde erheblich schädigte, und dessen Erfolge die deutschen Streiter stets von neuem ermutigten, auszuhalten, bis der Friede auch für sie den Abschluß der Kämpfe bringen würde.

Der Friede allein konnte ja die endgültige Entscheidung über das Schicksal der deutschen Kolonien bringen. In dieser Hinsicht war eine Erklärung bedeutungsvoll, die Botha, der Ministerpräsident der südafrikanischen Union, in Pretoria abgab. Sie lautete: „Wir haben den Feldzug in Südafrika nicht unternommen, um dieses Land zu erobern und den Deutschen wegzunehmen. Nach den ausdrücklichen Weisungen, die wir aus London erhalten haben, war lediglich beabsichtigt, die südlichen Häfen und die drahtlosen Stationen der Kolonie sicherheitshalber zu besetzen. Das weitere Vorgehen erfolgte unter den Notwendigkeiten, die sich aus der Lage ergaben." Daraus schien hervorzugehen, daß die



Gefangene Rumänen und Russen aus den Kämpfen an der rumänischen Grenze.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

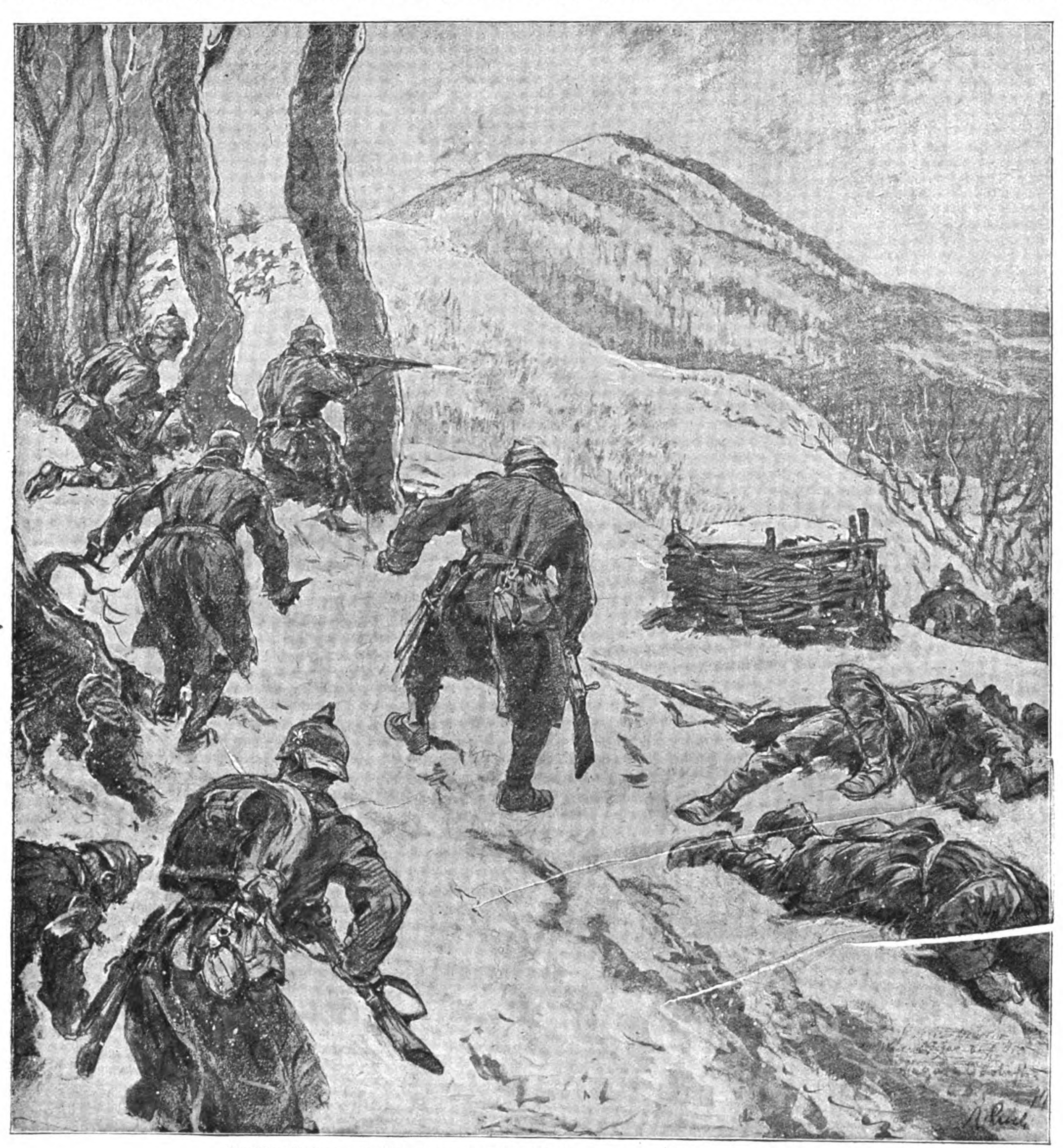
englische Regierung den Friedenschluß in Europa nicht an der Weigerung, die deutschen Kolonien herauszugeben, scheitern lassen würde. Die wichtigen Faustpfänder, die Deutschland auch seine Kolonien sicherten, hielt es in Rußland, Frankreich und Belgien in der Hand. —

* * *

Die vom Papste hoffnungsvoll eingeleitete **Friedensbewegung** wollte trotz der zustimmenden Antwort, die die bereit erklärt hätten. Aus Frankreich und England kam das Echo, daß man entschlossen sei, den Krieg bis zum Siege fortzusetzen. Da beide Staaten dieses Ziel aus eigener Kraft nicht zu erreichen vermochten, so rechneten sie darauf, ihm mit Hilfe Amerikas näher zu kommen. —

* * *

Die Regierung der **Vereinigten Staaten** tat ihr möglichstes, um den Eintritt des Friedens hinauszuschieben.



Deutsche Truppen erobern eine rumänische Stellung an der Höhe Odobesci im Sturm.
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich, München.

Mittelmächte auf die Note des Papstes gegeben hatten, nicht in Fluß kommen, denn die Verbandsmächte hatten auf die Anregung immer noch nichts erwidert. Der neue deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, Freiherr v. Kühlmann, erklärte am 10. Oktober die Aussichten auf den Frieden für nicht gerade günstig, obwohl, wie er hinzufügte, eigentlich nur das Verlangen der Franzosen nach Elsaß-Lothringen noch friedenshindernd wirken könnte, da sich die Mittelmächte in allen anderen Fragen zu einem Entgegenkommen

Wilson, der früher als Friedensapostel aufgetreten war, arbeitete fieberhaft daran, einen „vorzeitigen Abschluß des Krieges" zu verhindern. Der diplomatische Feldzug, den der amerikanische Minister des Auswärtigen, Lansing, gegen die Mittelmächte, besonders gegen Deutschland, eröffnete, hatte, dank der vollkommen bedenkenfreien Art, mit der die Vereinigten Staaten schon im tiefsten Frieden Einblick in den diplomatischen Verkehr Deutschlands zu gewinnen trachteten, wobei selbst der Diebstahl von Schriftstücken nicht

als unwürdig angesehen wurde, und dank der Macht des amerikanischen Dollars sehr gute Erfolge. Das Geld wirkte vielleicht noch mehr als die Enthüllung der Entgleisungen des Grafen Luxburg, des deutschen Vertreters in Buenos Aires.

Eine südamerikanische Republik nach der anderen brach die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab, ohne dafür irgendwie stichhaltige Gründe angeben zu können. Costa Rica, Peru, Paraguay und Uruguay stellten sich zu Anfang Oktober auf die Seite der Feinde Deutschlands. Der Präsident von Uruguay sagte in seiner Erklärung an die Kammer des Landes offenherzig, die Regierung von Uruguay sei zwar nicht unmittelbar von Deutschland beleidigt worden, es sei aber notwendig, sich mit den Verteidigern der Gerechtigkeit, Demokratie und der kleinen Völker in Übereinstimmung zu setzen.

Die Vereinigten Staaten wirkten zu gleicher Zeit im Verein mit den europäischen Verbandsmächten weiter gegen die noch neutralen Staaten Europas. Sie waren entschlossen, auch diese zur Teilnahme am Krieg zu zwingen oder ihnen mindestens mit Gewaltmaßregeln das Leben zu erschweren. Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland erfuhren, was es hieß, sich der Übermacht Englands und seiner Verbündeten nicht in allen Stücken demütig zu fügen. Die Vereinigten Staaten suchten diese Länder nicht nur durch Ausfuhrverbote für unentbehrliche Lebens- und Gebrauchsmittel auf die Knie zu zwingen und ihre Schiffahrt durch Verweigerung von Kohlen zu unterbinden, sondern sie beschlagnahmten sogar neutrale Schiffe, um sie für ihre Zwecke im Kriege gegen die Mittelmächte zu verwerten. Diese Vorgänge ließen vermuten, daß die Feinde noch einmal alle Kräfte zusammenfassen wollten, um den Vierbund endlich zu besiegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung von Ösel.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

1. Vorbereitungen und Überfahrt.

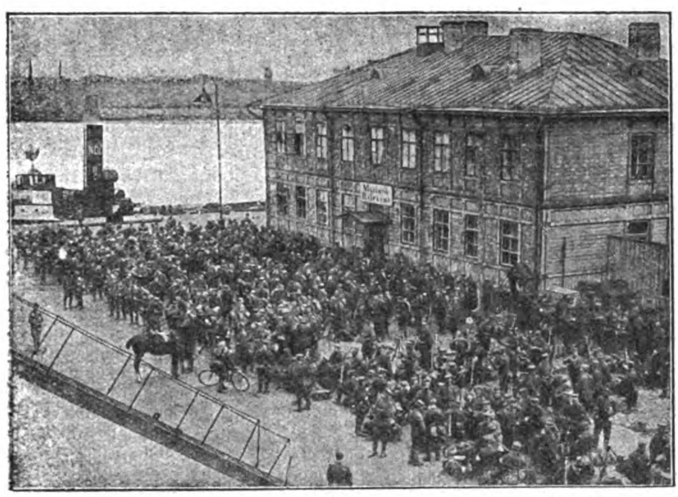
Die erste große deutsche Übersee-Expedition im Weltkrieg ist in prächtiger Zusammenarbeit von Heer und Marine gelungen, ein neuer gewaltiger Schlag ist dem russischen Gegner versetzt worden. Schon am Tage nach der Eroberung Rigas schrieben die Londoner „Times“, damit hätten die Deutschen noch lange nicht die Seeherrschaft im Rigaischen Meerbusen, erst müßten sie noch die Insel Ösel erobern, die der Schlüsselpunkt für die Seeherrschaft in der östlichen Ostsee sei. Daß auch die russische Marineleitung der gleichen Ansicht war, erkannte man mittelbar am Zustande der Festung Dünamünde. Wohl gab es dort eine Anzahl großer und schwerer Batterien, aber die ganze Anlage war veraltet und sichtlich vernachlässigt. Denn mitten im Weltkriege hatten die Russen — wohl auf englische Anregung hin — begonnen, die den Eingang zum Rigaischen Busen sperrende Insel Ösel stark zu bestücken und zu befestigen, und hatten somit den Schwerpunkt ihres Marineschutzes vom Ende der Bucht an ihren Eingang vorgeschoben. Man munkelte in Riga viel davon, daß bei allen russischen Seeunternehmungen die Engländer ihre Hände im Spiele hätten, daß von ihnen die Entwürfe (und der Befehl) zur Öselbefestigung stammten, daß sie Offiziere und ein paar tausend Mann Marinetruppen auf der Insel dauernd untergebracht hätten und anderes mehr. Wahr ist, wie sich dann herausstellte, davon nur, daß hie und da wohl einmal ein englischer Offizier auf der Insel zu Gaste war, daß auch zuweilen englische Fliegeroffiziere erschienen oder ein englisches U-Boot an der Reede von Arensburg festmachte.

Hofphot. F. Urbahns, Kiel.

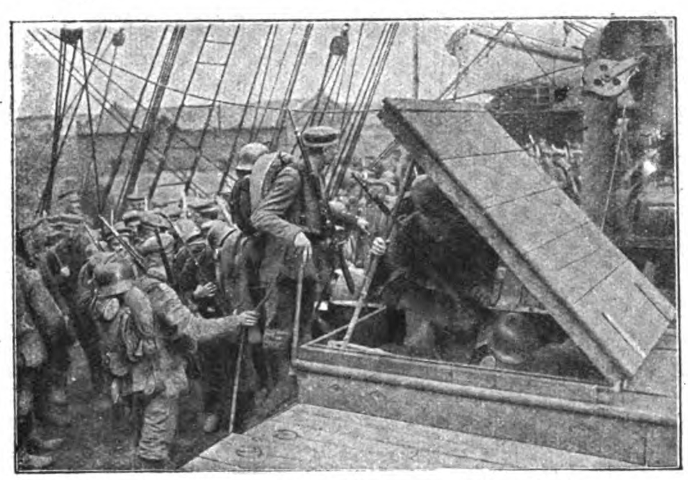
Vizeadmiral Erhard Schmidt,
Leiter der Unternehmungen der deutschen Marine bei dem Vorgehen in der Bucht von Riga, wurde mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

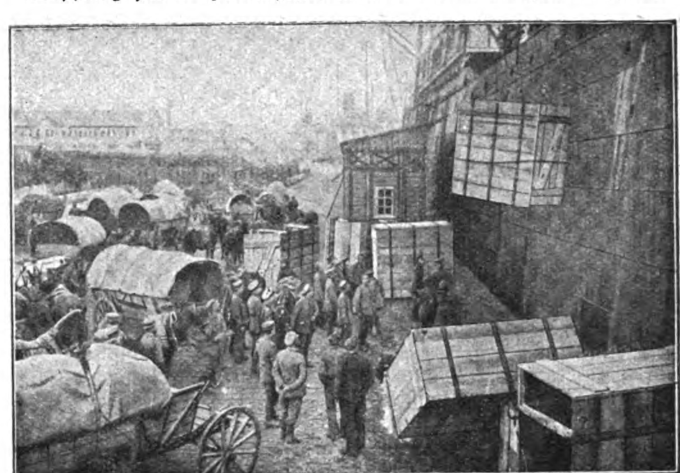
Sofort nach der Einnahme Rigas stand auch bei der deutschen Heeresleitung der Plan fest, die Insel zu erobern. Aber zwischen Plan und Ausführung mußten in diesem Falle naturgemäß einige Wochen liegen, weil die Schwierigkeiten der Vorbereitung ganz außerordentlich groß waren. Zum ersten Male galt es bei uns, eine Zusammenarbeit zu erproben, die im Laufe vieler Jahrhunderte unserem schärfsten Gegner, England, sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, die er auch im Weltkriege tagtäglich erproben und ausgestalten konnte. Und erst der Maßstab unserer eigenen Öselexpedition gab vielen unserer See- und Landoffiziere einen Begriff davon, welche Summe von Leistungen auch England in diesem Kriege hinter sich hatte, was es heißt, eine Dardanellenoperation über viele Hunderte von Seemeilen weg auszurüsten, monatelang zu unterhalten und schließlich wieder ziemlich heil vor Gallipoli abzubauen, einen Salonikifeldzug zu unternehmen, bei dem das Völkergemisch des Heeres noch erschwerend dazukam, schließlich aber auch die englischen Heere in Frankreich mit Nachschub an Mannschaften, Lebensmitteln und Schießbedarf täglich und stündlich zu versorgen. Weiter aber konnte man nach allen theoretischen Berechnungen nun auch praktisch erproben, was es mit Amerikas Eingreifen in den Festlandskrieg auf sich hat. Und insofern ist diese Öselexpedition über ihren eigenen Erfolg hinaus gewinnbringend in jeder Richtung für uns: für ein Aufeinander-Einspielen bisher getrennt marschierender Waffengattungen und für die tiefe Erkenntnis der Leistungen und Anstrengungen unserer Feinde, die Grundlage und Vorbedingung ist für alle Gegenmaßnahmen, um am Ende doch Sieger zu bleiben.

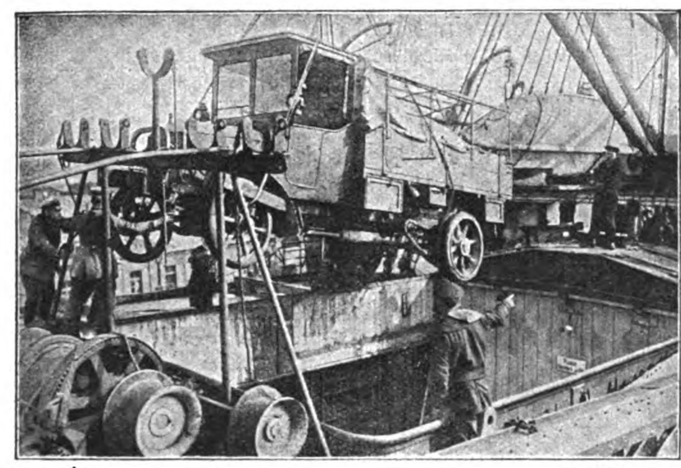
Die Insel Ösel war vor dem Weltkrieg von den Russen nur wenig beachtet worden. 250 Grenzreiter, eine Art Zollwächter, das war alles, was an Besatzung auf ihr stand. Aber schon zu Beginn des Krieges wurde ihre Zahl auf 900 erhöht, und ihr Oberst, Jechimowitsch, war als besonders tatkräftig und schneidig schon aus der Zeit des Russeneinfalls in Ostpreußen wohlbekannt. Im Januar 1915 kam eine Druschine, ein Landsturmbataillon, dazu, dessen Führer zwar ein Bruder des Dumapräsidenten Rodzianko war, der aber nicht im Rufe sonderlicher Klugheit stand. Diese Druschine wurde dann durch eine Marinebrigade zu drei Regimentern von je 1000 Mann ersetzt, eine Art besserer Räuberbande, und ihr folgten im Frühjahr 1916 zwei ausgezeichnete Infanterieregimenter und im Mai 1917 ein drittes, weniger gutes Regiment. Der Divisionstab saß in Arensburg und unterstand einem Admiral der „Position Moon“, wie die Russen die ganze Gruppe nannten. Die Insel Moon selbst war von Truppen ziemlich frei. Im ganzen stand also eine beträchtliche kampfkräftige Besatzung hier, von der ganz braver Widerstand zu erwarten war. Wochen- und monatelange Fliegeraufklärung hatte aber auch ergeben, daß sehr viele Fliegerstationen auf Ösel er-

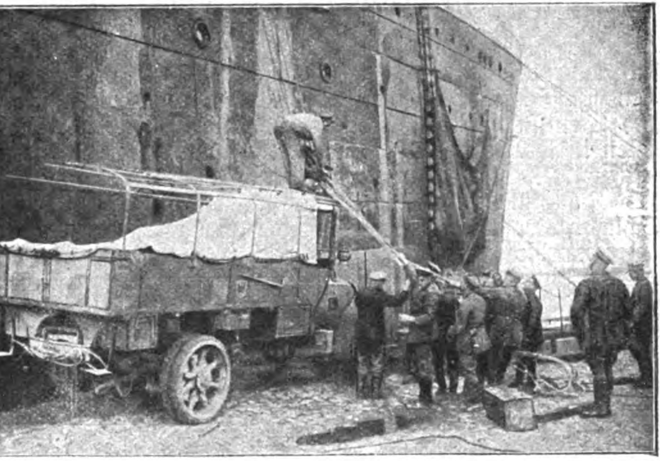

Infanterie vor dem Einschiffen am Kai im Heimathafen.


Truppen gehen im Heimathafen an Bord eines Transportdampfers.


Einschiffen der Truppen in die bereitgestellten Schiffe.

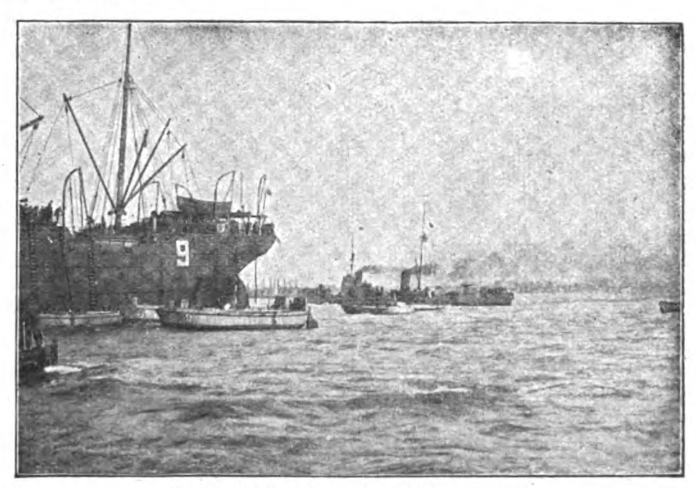

Trainkolonne vor ihrer Einschiffung am Kai im Heimathafen.




Verladen von Lastkraftwagen.



Im Verschiffungshafen.



Vor der Ausfahrt der Transportflotte.

Die Vorbereitung der deutschen Transportflotte im Heimathafen zur Abfahrt nach dem Rigaischen Meerbusen.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

richtet worden waren, und daß neben zahlreichen Flugabwehrbatterien eine ganze Menge Küstenverteidigungsgeschütze bei Arensburg, auf der Halbinsel Sworbe, sowie im Norden standen. Schützengräben zur Landungsabwehr waren angelegt; auch im Inneren der Insel waren die Hauptstraßen durch vorbereitete Stellungen gegen einen erwarteten Feind zu sperren. Das allerwesentlichste Hindernis für eine Landung aber bildeten zahlreiche russische Minensperren, feindliche, russische oder englische, U-Boote und schließlich, wenn sie Kampfmut und Schneid besaß, auch die russische Kampfflotte.

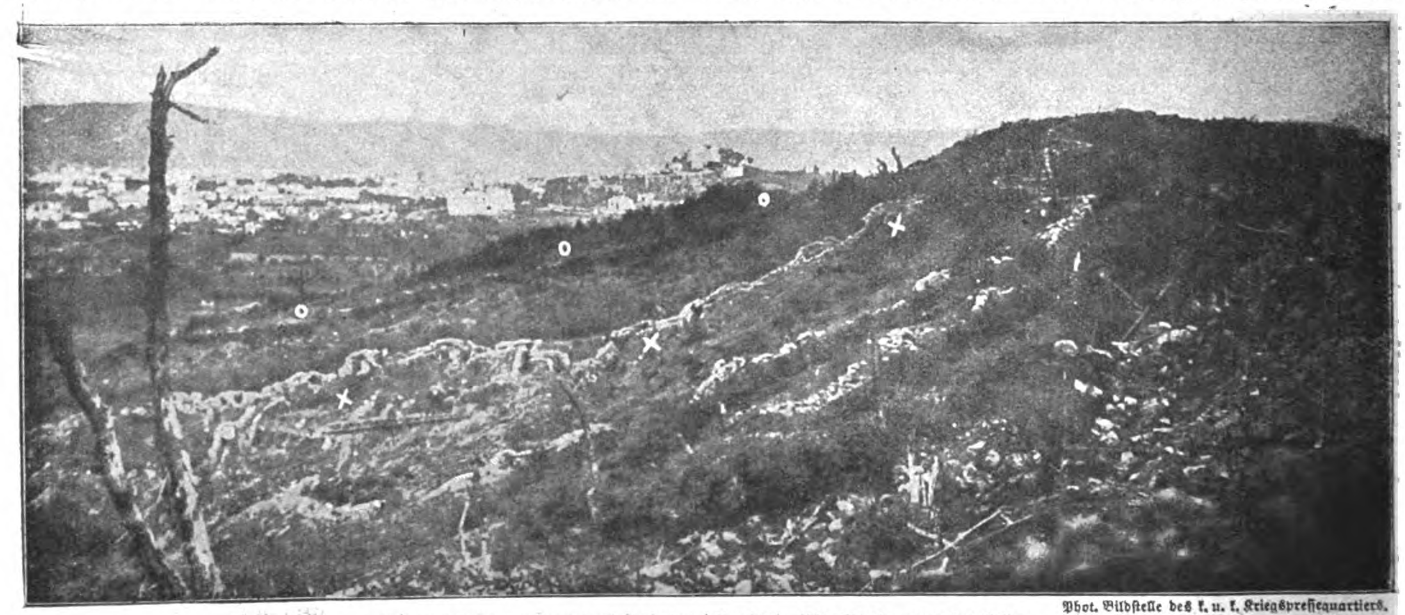
Um so gründlicher hatten die deutschen Vorbereitungen zu sein, sollte das Unternehmen zu einem raschen Erfolge gestaltet werden. Flieger unserer Marinestützpunkte an der Ostsee bombardierten des öfteren die russischen Flugstationen Papensholm, Zerel und Arensburg mit gutem Erfolg. In Arensburg brannten Hallen mit Flugzeugen ab, in Zerel auf der Sworbehalbinsel wurde die ganze Station wenige Tage vor Beginn unserer Expedition getroffen und durch Explosion ihres Munitionslagers zerstört. Derweilen suchten auf hoher See die Minensuchbootflottillen in rastloser Arbeit die hohe See ab, jene kühnen Patrouillen des Meeres, deren gefahrvolle Tätigkeit soviel Schneid und stilles Heldentum erfordert. Im Hafen von Libau aber entwickelten sich Bilder, wie sie der jetzt so tote Hafen wohl seit dem Jahre 1904 nicht mehr erlebte, als damals die stolze russische Flotte von hier aus die Todesfahrt nach Tsuschima antrat. Die Truppen des Landheeres waren leicht herangebracht. Auf dem Gebiete der Eisenbahntransporte sind wir ja unübertroffene Meister. In der Stadt und in dem riesenhaften, seit dem Jahre 1908 von Rußland aufgegebenen Kriegshafen mit seinen weiträumigen Anlagen waren sie auch leicht unterzubringen. Viel mehr Kopfzerbrechen machte das Heranschaffen einer entsprechenden Transportflotte. Lagen doch unsere großen Handelschiffe und von ihren Ostasienfahrten nach Tsingtau und Tientsin her bekannten Transporter seit vielen Monaten in ihren Heimathäfen still und untätig und mußten erst zur Reise fertig gemacht werden. Erforderte doch auch das Zusammenziehen einer entsprechenden Schutz- und Schlachtflotte genaueste strategische Erwägungen, wo ja unser Nordsee- wie Ostseeschutz nicht außer acht gelassen werden durfte. Mählich sammelten sich im Handels- und Kriegshafen die vielen Zehntausende von Kriegs- und Handelschiffstonnage an, und nun begann erst die gemeinsame praktische Arbeit, das gegenseitige Lernen und Belehren, der Austausch der Wünsche und Erfahrungen, der Ausgleich widerstrebender Ansichten und Interessen, das Festlegen der genauen Operationspläne.



General Luigi Capello,
Kommandant der gegen die österreichisch-ungarische Hermadastellung eingesetzten italienischen Truppen.
Nach einer italienischen Darstellung.

Landheer und Marine lernten sich und ihre Bedürfnisse kennen und schlossen rasch feste Freundschaft. Die Landratten kletterten an Bord und besahen sich alle Schiffstypen, die man ihnen immer wieder mit der größten Liebenswürdigkeit zeigte und erklärte, sie fuhren aber auch hinaus auf See und erprobten die Theorie in praktischen Landungsübungen. In wochenlanger harter Arbeit wurde versucht und erwogen, ausgewählt und geprüft. Da wurden probeweise Pferde in hohen Gitterkästen durch die Kranbalken verladen, Autos und Wagen verstaut, Mannschaften ein- und ausgebootet. Kojen wurden gezimmert, Schuten zum Ausladen der Wagen und Pferde gebaut, Seeoffiziere und Pioniere waren am gemeinsamen Werke tätig. Wind und Regen hielten den Beginn der Expedition lange auf. Man brauchte ruhige See, um die Minenfelder ordentlich absuchen zu können, man wünschte sie aber auch, um die doch seeungewohnten Mannschaften einigermaßen frisch und munter in einer stillen Bucht an Land setzen zu können. Denn es war ja ganz fraglich, wie die Hauptmasse der Landratten die nahezu vierundzwanzigstündige Fahrt überstehen werde und in welcher Verfassung nach der Seefahrt die Truppe zu den bevorstehenden harten Tagen antreten könnte.

Endlich glätteten sich die Wogen, der heftige Westwind legte sich, am Abend des 8. Oktobers wurde der Befehl zum Beginn des Unternehmens gegeben. Noch einmal tönte das volle Kriegsleben durch die Straßen Libaus, die Einladung begann und wurde ganz plangemäß durchgeführt. Die gefüllten Transporter wurden von Schleppern von ihren Liegestellen zum Außenhafen hinter die schützenden Molen geschleppt, und dort erst erkannte man, welch stattliche Armada zur Expedition ausgerüstet war. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober stiegen die letzten Sturmtruppe auf die flinken Torpedoboote, in einer windigen, regendurchpeitschten Nacht, und im Morgengrauen rauschte dann Boot um Boot zu den Molen hinaus. Draußen auf hoher See bildete sich der Zug. Voraus fuhren die kleinen Minensucher zum letzten Bereinigen der Fahrrinne, dahinter schwenkten von Süden, aus den deutschen Ostseehäfen kommend, die Hochseekampfgeschwader ein, an sie schloß sich auf kleinen Dampfern der Vortrupp an und immer in Kiellinie dahinter folgte in verschiedenen, von Kreuzern geführten Gruppen die Transportflotte. Wie Möwen ums Schiff fliegen, so umschwärmten zur Rechten und Linken die flinken Torpedoboote den unendlich langen Zug der



Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Österreichisch-ungarische (X) und italienische (⊙) Stellungen bei Görz.

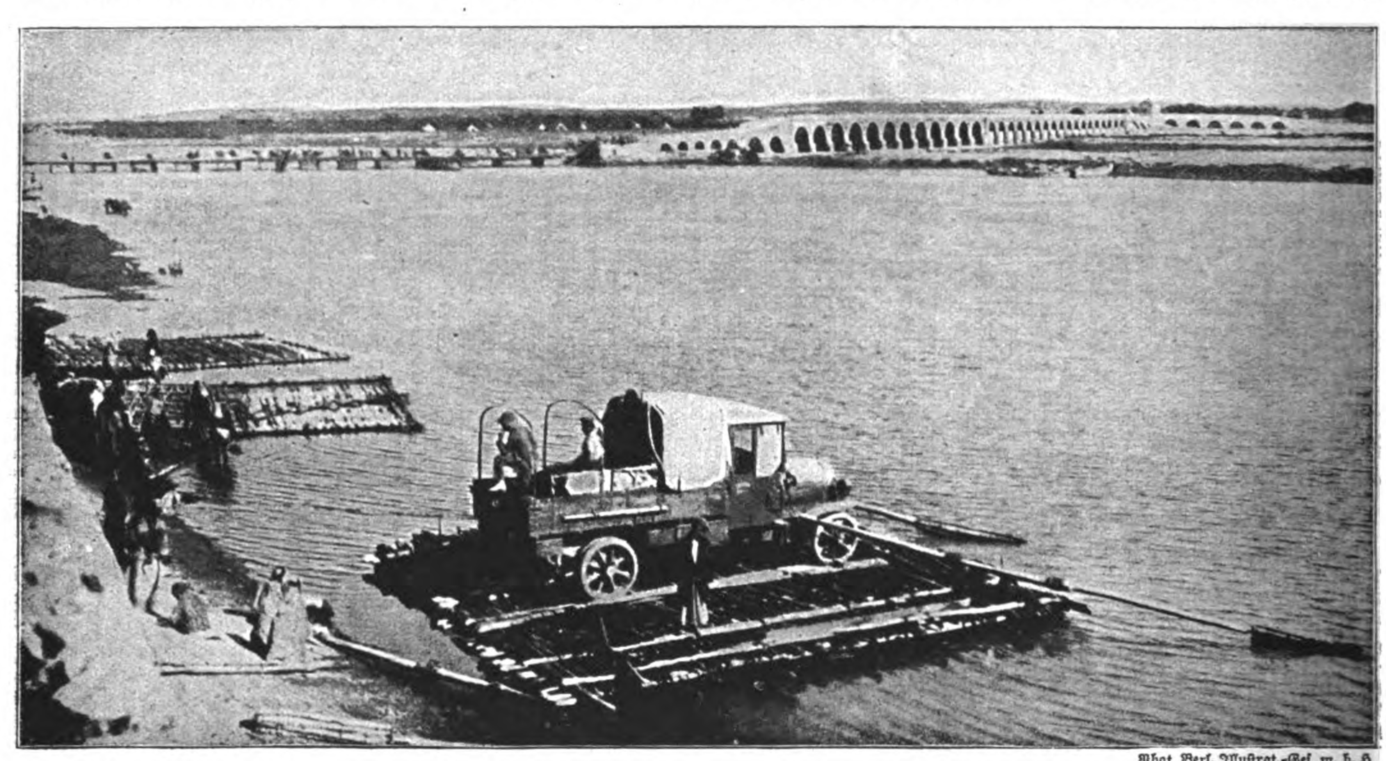
Zerstörung eines italienischen Luftschiffes in der Halle von Jesi bei Ancona durch Bombenabwurf aus österreichisch ungarischen Seeflugzeugen am Abend des 27. Septembers 1917.

Das Luftschiff explodiert mit einhundertfünfzig Meter hoher Stichflamme (siehe auch Seite 308).

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

ziemlich dicht hintereinander fahrenden Schiffe zum Schutz gegen U-Boote oder zur Hilfeleistung für Fälle von Seenot.

Eine herrliche Stimmung herrschte an Bord. Frische Lieder erklangen Tag und Nacht, die Seekrankheit war bei den meisten Soldaten bald überwunden und sie kamen zum vollen Genuß, zum tiefen Erleben. Blendende Sonne glitzerte namentlich am Morgen über der stillen See, der Anblick der Hochseeflotte, die in stolzem Laufe herankam, bot für die meisten Leute ein ganz ungewohnt neues Bild. Erst gegen Abend zogen die Wolken dunkler am Himmel, Luftschiffe und Flieger, die zur Sicherung mitflogen, verschwanden, Regenböen prasselten nieder, Windböen schüttelten die Schiffe. Mit weit nach Norden ausholendem Kurse fuhr man an der Westküste Ösels vorbei und drehte dann um Mitternacht gegen Osten zu ab. Es war noch stockdunkel, als auf unserem Kleinen Kreuzer des Vortrupps die Alarmglocken schrillten und die Schläfer aufschrecken. Die Offiziere eilten auf ihre Posten, die Mannschaften luden die Geschütze, der Arzt hantierte in der Messe an seinen Instrumenten: das Schiff machte klar



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Am Ufer des Tigris. Deutsche Lastkraftwagen bei Mosul auf Flößen, Keleks genannt, die aus aufgeblasenen Ziegenhäuten mit darüber gelegten Baumstämmen bestehen.

zum Gefecht, man stand vor der Taggabucht, zum Einlaufen und zum Landen bereit!

Die Brieftaube.

Erzählung aus dem Kriege. Von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

Der Gefreite bedeutete Dupont stumm, voranzugehen, seinem Kameraden nach, er selber folgte dann als letzter, und gemäß der ihm gewordenen Weisung schloß er die Tür des Laboratoriums hinter sich ab und nahm den Schlüssel an sich.

„Ah — in der Tat sehr vorsichtig!" Dupont lachte spöttisch auf, aber es klang nicht ganz frei. Doch nun zuckte er die Achseln: „Wohlan — marschieren wir, wenn's beliebt!" Und mit erzwungenem Gleichmut, die Hände in die Überziehertaschen steckend, schritt er entschlossen aus.

Als die drei in das darunterliegende Stockwerk gelangten, öffnete sich eine Tür, und es stand dort, rasch angekleidet, Doktor Ullrich.

„Was geht denn hier vor?

Der Gefreite erstattete Meldung. Betroffen sah der Stabsarzt seinen Hauswirt an.

„Herr Dupont — Sie Arrestant?"

„Ja, Herr Doktor, Sie sehen mich nicht weniger überrascht. Indessen die gestrenge Kommandantur —", er zuckte mit seinem gewohnten spöttischen Lächeln die Achseln. „Aber ich habe ein gutes Gewissen, so sage ich Ihnen denn: auf Wiedersehen — morgen früh!"

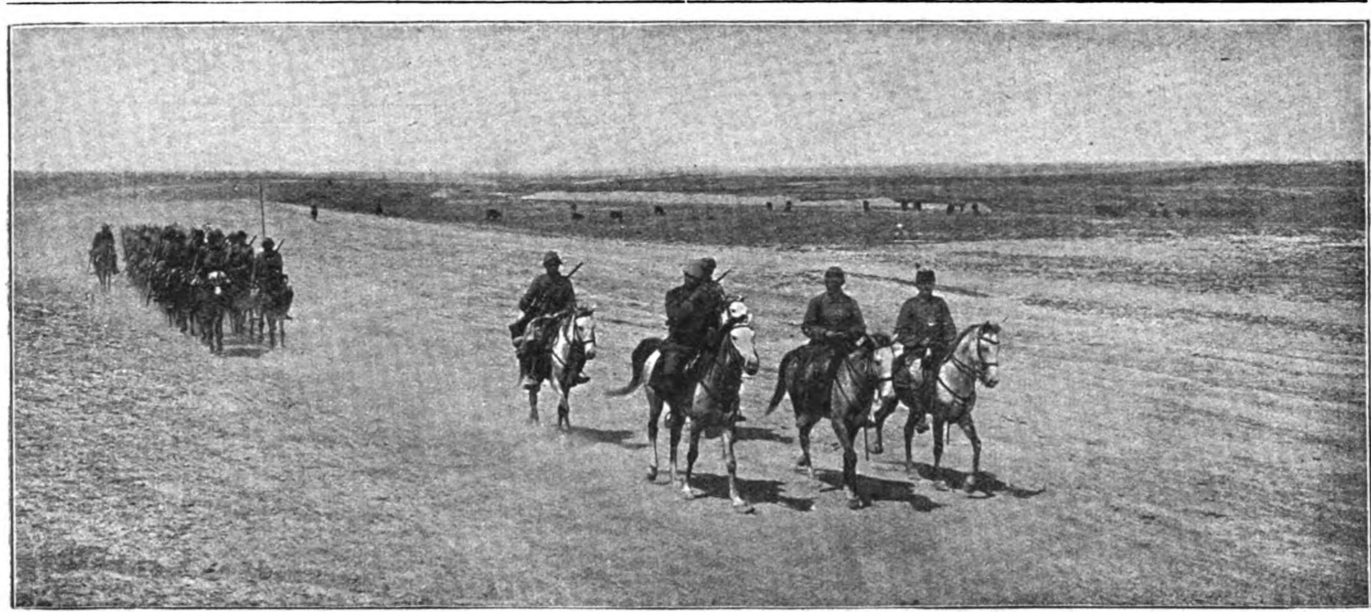
„Möchte es so sein — ich wünsche es Ihnen aufrichtig."

Der Stabsarzt trat zurück, und der Transport verließ das Haus. Es wurde wieder still. Eine geraume Weile lag Doktor Ullrich noch wach. Er konnte nicht wieder einschlafen, er mußte an die beiden Frauen unten denken. Wie würden sie sich ängstigen! Und der Verdacht, den der Kriegsgerichtsrat gestern abend zu ihm ausgesprochen, fiel ihm jetzt wieder auf die Seele — doppelt schwer. Wenn Denhardt nun doch recht hatte und Duponts glatte Sorglosigkeit nur eine gut gemachte Maske war?

Eine Stunde mochte wohl so vergangen sein, da überkam den Stabsarzt nach der anstrengenden Tagesarbeit im Lazarett doch wieder die Müdigkeit, und er begann von neuem in Schlummer zu fallen. Die Außenwelt versank für ihn. Nur einmal machte er noch eine halbe Bewegung des Lauschens: Knarrte es nicht da draußen, als ob jemand leise von unten die Treppe heraufkäme? Er horchte, aber nur noch mit halbwachen Sinnen, und es war ihm auch, als ob sich nun eine Weile später droben im Mansardenstock ein Geräusch hören ließ, wie wenn man einen Schlüssel ins Schloß steckt — nun noch einmal. — Aber er nahm das alles nur ganz verschwommen wahr, wie im Traum, und er wußte selber nicht, ob es nicht überhaupt ein solcher war. Dennoch machte er einen Versuch, sich aufzurichten, aber da war es wieder still, und schlaftrunken sank ihm im nächsten Augenblick der Kopf in die Kissen zurück. Eine Minute später war er fest eingeschlafen.

Es war im ersten Morgengrauen, da erhielt das Haus abermals einen Besuch. Diesmal war es der Kriegsgerichtsrat mit dem Adjutanten und einer Ordonnanz, einem Chemiker von Beruf in seinem Zivilleben. Nach Beendigung der Verhöre und der Haussuchungen an anderen Stellen, so auch schon auf dem Geschäftszimmer der Gasanstalt, die aber sämtlich zu keinem greifbaren Erfolge geführt hatten, sollte nun zuletzt auch hier das Haus noch durchsucht werden.

So gingen die drei denn zunächst hinauf in die unter Verschluß genommenen Mansarderäume. Mit größter Aufmerksamkeit wurde alles durchstöbert, jedes Fach, jeder Winkel, jeder Behälter, jedes Fläschchen, ja, der Chemiker untersuchte selbst die Flüssigkeiten in den Retorten und Reagenzgläsern — aber nirgends fand sich etwas Verdächtiges. Mißgestimmt verließ da Denhardt mit seinen beiden Begleitern das obere Stockwerk wieder. Sie gingen hinunter



Türkische Kavallerie auf dem Marsche vor Gaza.

Phot. Bufa.

und nahmen ihre Durchsuchung in dem Eß- und Wohnzimmer der Familie vor, indessen auch hier wieder mit dem gleichen Ergebnis. Vor dem Schlafraum der Frauen machten sie halt, doch dann klopfte Denhardt entschlossen an. Die Insassen des Gemachs waren schon wach und angezogen. Wortlos empfingen sie die Besucher, nur Frau Dupont war sichtlich erregt; man sah ihr die Spuren der in Sorgen durchwachten Nacht an.

Schweigend ließen die beiden Frauen das Durchsuchen auch dieses Raums geschehen, indem sie solange in das Eßzimmer nebenan gingen. Schließlich blieb nur noch die Küche übrig. Auch hier wurde gesucht, aber ebensowenig etwas gefunden. Zuletzt wandte sich die Ordonnanz noch dem Herd zu und durchstöberte selbst die Asche. Während dieser Durchsuchung war Frau Dupont drüben im Eßzimmer geblieben, nur Irene war jetzt herangetreten und sah von der Tür aus dem Vorgang zu, indessen mit völliger Gefaßtheit, ja, es lag wie ein leichter Spott über ihrem Antlitz. Gerade durchwühlte die Ordonnanz den letzten Winkel der Asche, als der Mann plötzlich einen leisen Ruf hören ließ.

„Aha! Hier ist Papier verbrannt worden!" und er zog in der Tat einige gelblichbraune Restchen davon zwischen der grauschwarzen Asche des Holzes heraus.

Denhardt beugte sich darüber.

„Was haben Sie hier verbrannt?" Scharf fragte er es zu Irene hin.

Diese zuckte die Achseln.

„Nichts!"

„Aber Sie sehen doch selber und werden es nicht leugnen wollen: Hier ist P a p i e r verbrannt worden!"

„In der Tat, das dürfte kaum zu bestreiten sein. Aber ist das etwas so Ungewöhnliches? Wenn Sie sich die Mühe genommen hätten, schon früher unsere Küche zu durchsuchen, so würden Sie mit Leichtigkeit festgestellt haben, Monsieur Denhardt, daß wir uns jeden Tag des Verbrechens schuldig machen, Papier in diesem Herd zu verbrennen — nämlich zum Feueranmachen."

Der Kriegsgerichtsrat biß sich auf die Lippen. Er sandte einen gereizten Blick zu dem überlegen-spöttisch lächelnden Mädchen hin. Dann aber richtete er sich auf.

„Es ist gut — unsere Pflicht hier ist getan!"

Und mit einem kurzen Gruß wandte er sich als erster zum Gehen.

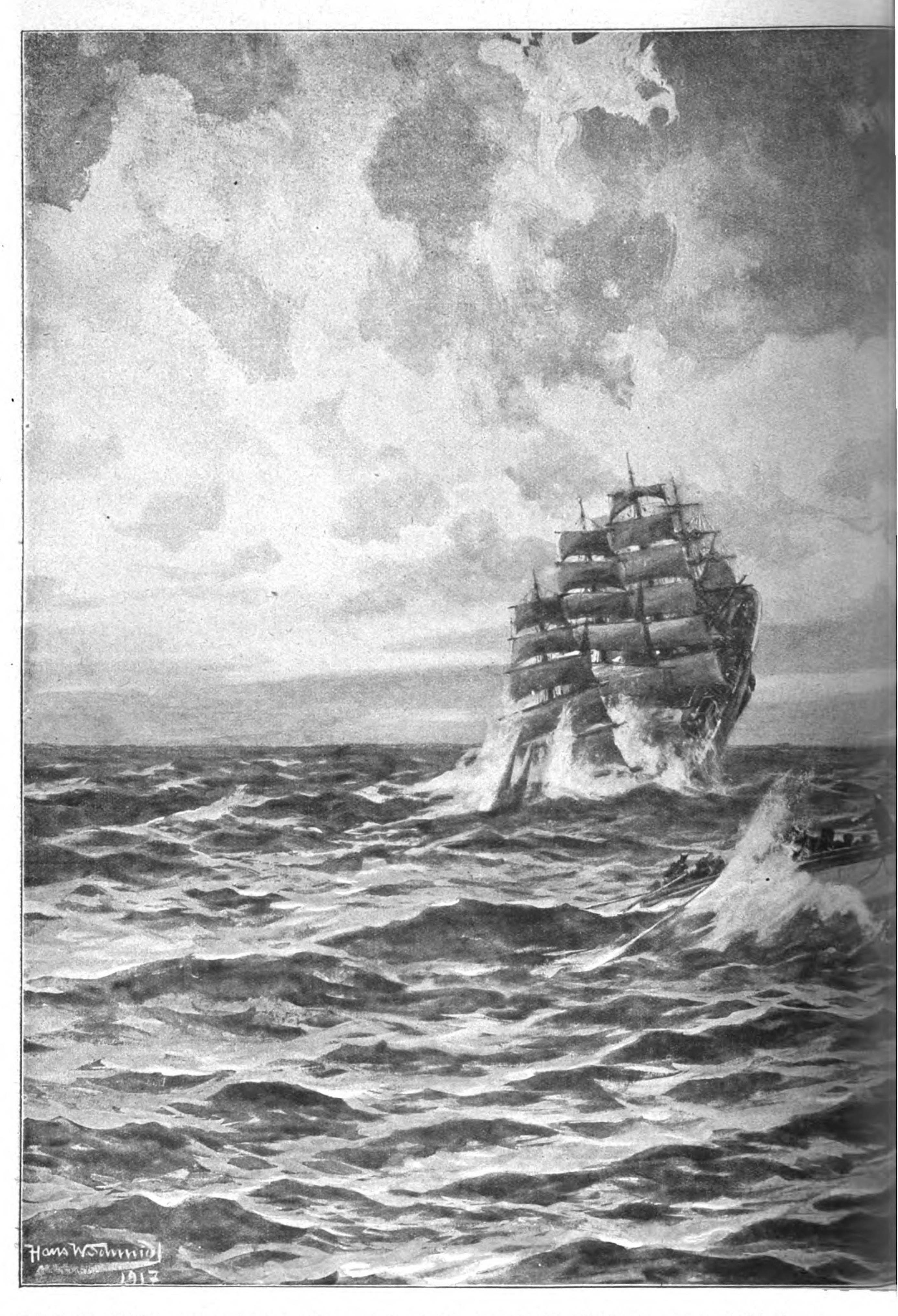
Die Nachforschung hatte also auch hier keinen Erfolg gehabt. Es blieb nichts weiter übrig, auch Dupont mußte wieder aus der Haft entlassen werden, ebenso wie die anderen, aus Mangel an Beweisen. Nur den Ladenbesitzer, bei dem man die verdächtige Liste gefunden hatte, mußte man natürlich zurückbehalten bis zur endgültigen Klärung der Angelegenheit.

So geschah es, und der Gasanstaltsdirektor kam, wie er

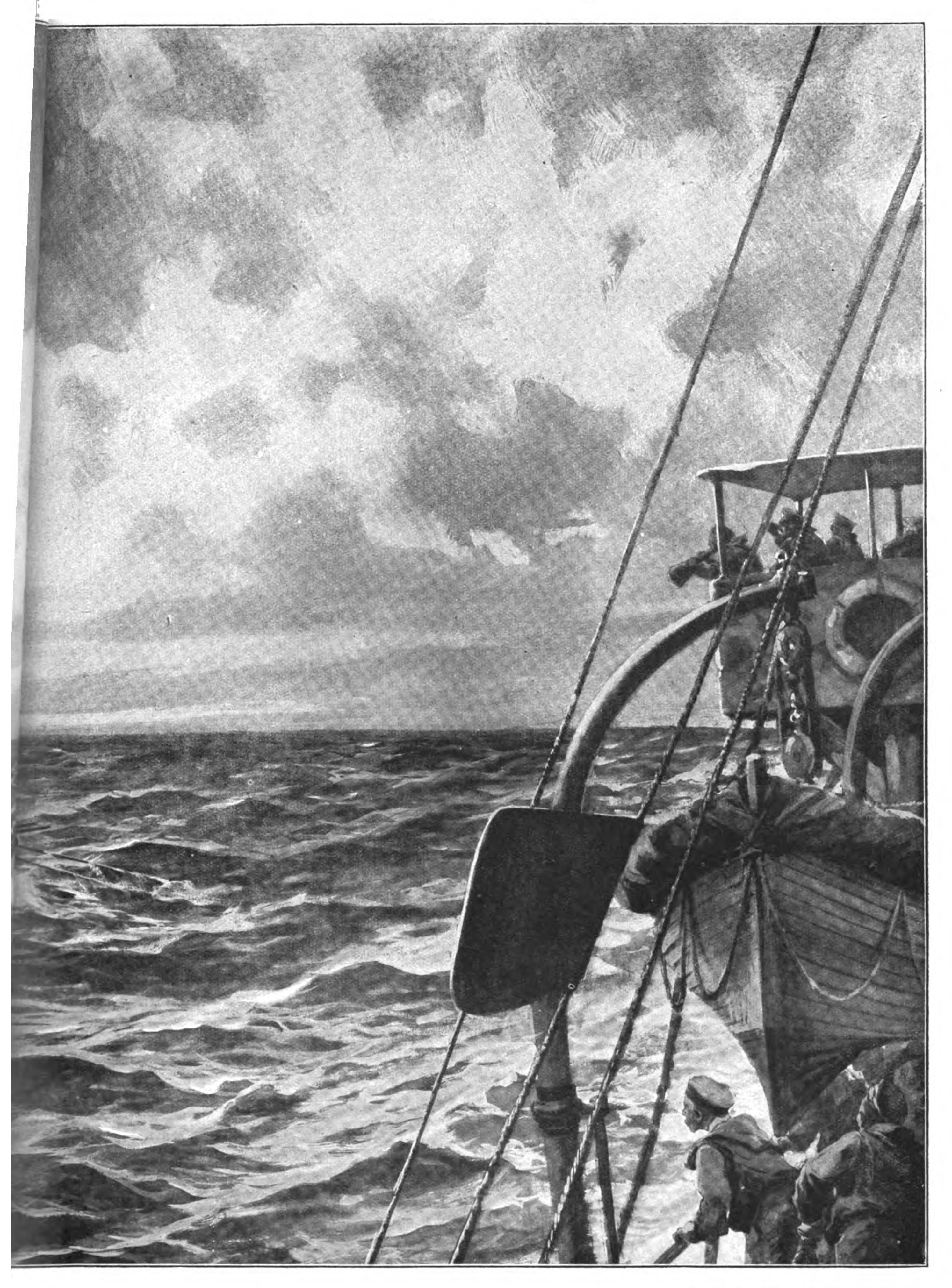


Bei Gaza gefangene Engländer in Jerusalem.

Phot. Bufa.



S. M. S. „Möwe“, Kommandant Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, versenkt die französische Viermastbark „Asnières“ mit einer Ladung von 64 381 Sack Weizen für Frankreich.



Nach einer Originalzeichnung von
Professor Hans W. Schmidt.

es vorhergesagt, in der Tat zur Morgenstunde wieder in sein Haus zurück.

* * *

Die Tage gingen hin. Inzwischen war draußen an der Front ein Feuerkampf von niegeahnter Heftigkeit entbrannt; die Vorbereitung für eine neue, gewaltige Offensive des Feindes. Unaufhörlich hörte man das dumpfe Rollen, das donnernde Krachen der Geschütze wie ein furchtbares, fernes Gewitter hier in der Stadt toben. Und als wilde Sturmvögel erschienen zahlreiche feindliche Flieger, teils als Beobachter, teils warfen sie Aufrufe für die Bevölkerung herab, um den Mut ihrer Landsleute aufzustacheln.

Binnen kürzester Frist wurde ihnen die Befreiung des „heiligen Bodens Frankreichs" verheißen — die „Stunde der Erlösung stehe für sie vor der Tür"! In der Tat verfehlten diese Versprechungen bei der leicht entflammbaren Bevölkerung ihre Wirkung nicht. Die Einwohner der Stadt schwuren diesmal auf das Gelingen der Anstrengungen der Ihren. Eine schwüle, vulkanische Stimmung war so in der Luft. Ein Niederschlag davon lag auch über dem Hause der Duponts. Unverhüllt trug der Vater seine Siegeszuversicht zur Schau, er zeigte den verhaßten Deutschen gegenüber schon ein Benehmen, als ob sie hier nur noch geduldet seien. Auch in Irenes Antlitz leuchtete es von aufglühendem Hoffen. Nur die Mutter blieb still und bedrückt. Das alles bedeutete ja neues Blutvergießen und Morden, für Freund wie Feind, und wer wußte, ob es wirklich zum erwarteten Erfolg führen würde?

In diesen Tagen mußte Denhardt in einer dienstlichen Angelegenheit mit dem Kraftwagen zum Hauptetappenort. Dabei beobachtete er mit steigender Aufmerksamkeit, wie sich ein feindlicher Flieger, der vor ihm herflog, immer tiefer herabsenkte und nun wirklich zur Landung schritt. Er glaubte sich wohl unbeobachtet, und das Automobil, das in einer bewaldeten Talsenkung dahinfuhr, war ihm entgangen. Denhardt, der außer seinem Fahrer noch einen bewaffneten Begleitmann bei sich hatte, befahl sofort, zur Landungstelle zu fahren. Der Wagen entwickelte seine höchste Geschwindigkeit, und so konnte Denhardt, in die Nähe kommend, noch mitansehen, wie in der Tat der feindliche Flieger dort unweit eines kleinen Gehölzes gelandet war, einen Mann abgesetzt hatte und nun wieder aufstieg.

Von dem Rattern des Gefährts aufgeschreckt, gewahrte jetzt der gelandete Insasse des Flugzeuges die eilends herannahenden Feinde. Schnell warf er da einen Kasten, den er bei sich hatte, von sich und stürmte davon, auf das Gehölz zu. Beim Wegwerfen des Kastens öffnete sich dieser, und es entflatterten daraus plötzlich einige Tauben, die ein paar Augenblicke über der Stelle kreisten und dann nach verschiedenen Richtungen abflogen.

Die Sache war Denhardt sofort klar. Es handelte sich um Brieftauben, die hier ausgesetzt werden sollten, um eine Verbindung mit der Zivilbevölkerung herzustellen und so vielleicht Kenntnis von wichtigen militärischen Angelegenheiten zu erhalten. Denhardt war aufs höchste erfreut, dem Täter auf die Spur gekommen zu sein, und ließ dessen Verfolgung durch den Begleitmann aufnehmen, während er selber vom Wagen sprang und den Kasten wieder verschloß, in dem sich die Mehrzahl der Tauben noch befand. Inzwischen gelang es dem Begleitmann, in die Nähe des Flüchtlings zu kommen und ihn mit ein paar Warnungschüssen zum Halten zu veranlassen. Das letzte Geschoß mochte wohl hart an dem Ausreißer vorbeigepfiffen sein, denn dieser gab plötzlich das Rennen auf. Er blieb stehen, wandte sich schnell um und hob beide Hände hoch. Bald war der Mann in den Händen seiner Verfolger, und es zeigte sich nun, daß er unter der Bluse eines französischen Bauern die Uniform trug.

Das war ein unerhofft guter Fang. Denhardt ließ den Gefangenen vorn zum Fahrer aufsteigen, befahl seinem Begleitmann, im Wagen Platz zu nehmen und auf den Häftling gut achtzugeben; dann ging die Fahrt weiter zum Hauptetappenort. Hier lieferte Denhardt den Festgenommenen sowie den Kasten mit dem Rest der Tauben persönlich ab.

Schon einige Stunden später waren überall im Bereich der Etappeninspektion in den einzelnen Ortschaften Maueranschläge zu sehen. Sie setzten die französische Bevölkerung von dem Geschehnis in Kenntnis und warnten aufs eindringlichste davor, die entflogenen Brieftauben aufzunehmen oder wohl gar mit Mitteilungen für die Feinde versehen wieder fliegen zu lassen. Wer sich dieses kriegsverräterischen Verbrechens schuldig machte, würde unweigerlich mit dem Tode bestraft.

Auch in dem Städtchen war dieser Maueranschlag an allen Straßenecken angebracht worden. In Gruppen standen die deutschen Soldaten davor, aber auch die französischen Zivilisten traten hinzu, und nachdem sie gelesen hatten, gingen sie mit einem scheuen Blick wieder hinweg.

Doktor Ullrich hatte den ganzen Tag angestrengt im Lazarett zu tun gehabt. So war ihm von diesen Dingen noch nichts bekannt geworden, und da das Lazarett etwas abseits in einer Vorstadt lag, bekam er auch keinen Maueranschlag zu Gesicht. Daher war er doppelt überrascht, als er plötzlich vor sich auf einem kleinen Platz, den er gerade betreten wollte — es war schon in der Nähe seiner Wohnung — ein paar Soldaten, das Gewehr im Anschlag und zum Himmel aufblickend, laufen und dann stehen bleiben und feuern sah. Es war doch gar kein Flieger zu sehen oder zu hören! Nun war er heran.

„Was macht ihr denn da, Leute? Auf wen schießt ihr denn?"

„Ach, hier flog eine Taube 'rum — es war gewiß eine von den Brieftauben — da haben wir sie eben 'runtergeschossen."

Während der Mann so sprach, hatte er zu dem Maueranschlag drüben an der Ecke des Platzes hingewiesen. Der Stabsarzt trat dorthin und las. Nachdem es geschehen, drehte er sich wieder um und gewahrte, wie einer der Soldaten die geschossene Taube gerade herzutrug. Da winkte er ihm zu.

„Bringen Sie das Tier doch mal her!"

Die Taube wurde ihm hingereicht, er nahm sie, und wie er die Federn an den Beinen etwas zurückstrich, gewahrte er eine um den einen Ständer gewickelte kleine Papierrolle. Er löste sie ab, rollte sie auseinander und las nun: „Rue Vernier 31 bis 33, Paris. Wir sind hier in C. alle noch wohlbehalten, wenn wir freilich auch von den verwünschten Boches viel auszustehen haben. Wir hoffen auf Eure neue Offensive. Wenn es so weit ist — rechnet auf uns! Eure Flieger sind uns eine große Ermutigung. Aber warum werfen sie keine Bomben ab? Nehmt die Glasfabrik am Bahnhof aufs Korn! Die Boches haben dort in dem Schuppen ihre ganze Munition liegen."

Doktor Ullrich rollte das Papier wieder zusammen. „Das ist ja ein Fund von Wichtigkeit!" Und er nahm sofort seinen Weg zu dem Palais de justice, wo der Kriegsgerichtsrat sein Amtszimmer hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Möwe" versenkt die französische Viermastbark „Asnières".

(Hierzu das Bild Seite 348/349.)

In dunklen, stürmischen Herbsttagen des Novembers 1916 hatte die „Möwe" ihre zweite Kreuzfahrt angetreten. Die Schiffahrt im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans war gewarnt; mehrere Male täglich sandten englische und französische Großstationen ihren Funkspruch vom Auftauchen des deutschen „Kaperers" in die Welt, nachdem der für das belgische Unterstützungskomitee bestimmte Dampfer „Samland" von seinem Zusammentreffen mit einem bewaffneten deutschen Kauffahrer berichtet hatte und mehrere mit Kriegsmaterial und sonstigen wertvollen Ladungen nach England und Frankreich bestimmte Dampfer überfällig waren. Zahlreiche Kreuzer befanden sich auf der Jagd nach dem Sperrbrecher, von dessen Verwandlungsfähigkeit die unglaublichsten Geschichten erzählt wurden. Es hieß, das Feld der Betätigung nach Süden zu verlegen und neue Beute auf den von Südamerika nach Europa führenden Seewegen zu suchen, auf denen das in den Verbandsländern so notwendige argentinische Getreide und der ebenso wertvolle, für die Sprengstoffindustrie bestimmte Chilisalpeter herbeigeführt wurden.

Die Beute ließ nicht lange auf sich warten. Anstatt der sonst so weit sichtbaren Rauchfahne tauchten am 2. Januar 1917 die Mastspitzen und bald darauf die weiße Leinwand eines großen Seglers auf. Auf den tiefblauen Gründen des weiten Ozeans zeigte sich sonst nichts, kein Funkengeknister verriet die Anwesenheit anderer Schiffe in dieser Gegend. Deshalb vor Überraschungen sicher, hielt die „Möwe" auf das Schiff zu, an dessen vier Masten jedes Segel, das nur

Platz hatte, gesetzt war, — ein wundervoller Anblick für jedes Seemannsauge im Zeitalter des Dampfes.

Kurz vor dem Segler drehte die „Möwe“ bei, ein Kanonenschuß hallte über das Wasser; das Signal „Zeigen Sie Ihre Flagge“ wehte an einer der Signalleinen über der Brücke. Es dauerte eine Weile, bis die Besatzung der Bark sich darüber klar war, was der Dampfer von ihr wollte, bis sie die deutsche Kriegsflagge an seiner Gaffel erkannte und damit sah, daß wieder ein deutscher Hilfskreuzer an der Arbeit war. Ahnungslos hatte die Bark, auf der die Trikolore hochstieg, den Parana mit einer für Frankreich bestimmten Ladung von 64 381 Sack Weizen verlassen; sie besaß keine Funkeneinrichtung und hatte deswegen nichts von den täglichen Warnungen vernommen und kein Schiff getroffen, das ihr eine solche hätte übermitteln können. Dem Befehl hieß es gehorchen, der Kapitän wußte, daß die Deutschen kein Zögern dulden. Er drehte so, daß die Fahrt aus dem Schiff kam, bis es stoppte, und schon näherte sich ihm ein Boot des Kreuzers. Der Prisenoffizier brauchte nicht lange zu überlegen; feindliches Schiff und feindliches Gut, es unterliegt der Vernichtung, da ein Einbringen nicht möglich ist. In kurzer Zeit hatten die Franzosen ihre Habseligkeiten gepackt und stiegen in die Boote, die nach dem Kreuzer hinüberruderten. Kaum waren sie längseit, als auch die Sprengpatronen auf der Bark explodierten; Granaten halfen ihr Werk vollenden. Mit vollen Segeln ging die Bark „Asnières“ in die Tiefe; die Franzosen waren um einige tausend Tonnen Weizen ärmer.



Die Reste der Kirche von Gheluvelt östlich von Ypern; vorn ein deutsches Kriegerdenkmal.

Ansicht der von den Engländern häufig beschossenen Stadt Comines.

Sterbende Städte.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

„Ich habe schon viele tote Städte gesehen,“ sagte Exzellenz, „aber nie hat mich ein Eindruck so tief gepackt wie der Anblick der sterbenden Stadt A.“

Exzellenz hatte mich neugierig gemacht. In einer dienstfreien Stunde setzte ich mich auf mein Stahlroß — Pferde oder gar Kraftwagen sind viel zu begehrte Beförderungsmittel, als daß man sie ohne dringende Notwendigkeit benützen dürfte — und strampelte der sterbenden Stadt zu.

Die breite flandrische Landstraße führte kilometerweit schnurgerade und eben darauf zu. Rechts und links an den Seiten hohe, windschiefe, sturmgelichtete Pappeln, die ihre Wurzeln mühsam an die dünne Erdkruste klammern, da in den Seitengräben bereits das Grundwasser steht. In der Mitte ein sanft gewölbter Pflasterstreifen, der von zwei knöcheltiefen Sommerwegen eingefaßt wird. Das ist das übliche flandrische Straßenbild, das sich der Erinnerung jedes Kämpfers in Flandern mit seinen Nachteilen einprägt: im Sommer ein schmutziges, graubraunes Staubmeer, im Winter ein glitschiger Steinriegel mit aufnahmebereiten Wasserpfützen.

Die wenigen Seitenwege führen immer mehr Kraftwagen, Kolonnen und einzelne Reiter zu, so daß sich auf der Hauptstraße bald ein Verkehr zusammendrängt, wie er im Bewegungskrieg nicht stärker sein kann. Dabei verläuft alles in schönster



Die traurigen Überreste des einstigen Schlosses von Hollebeke im Ypernbogen.

Von den Engländern zerstörte flandrische Stätten.

Ordnung. Die Lastkraftwagen poltern dicht aufgeschlossen, die Fuhrwerke fahren auf Vordermann. Man würde es auch als Laie merken: hier pulst ein Hauptstrom des Nachschubes für die gewaltige Schlacht in Flandern, deren Trommeln sich trotz des Lärmes bemerkbar macht.

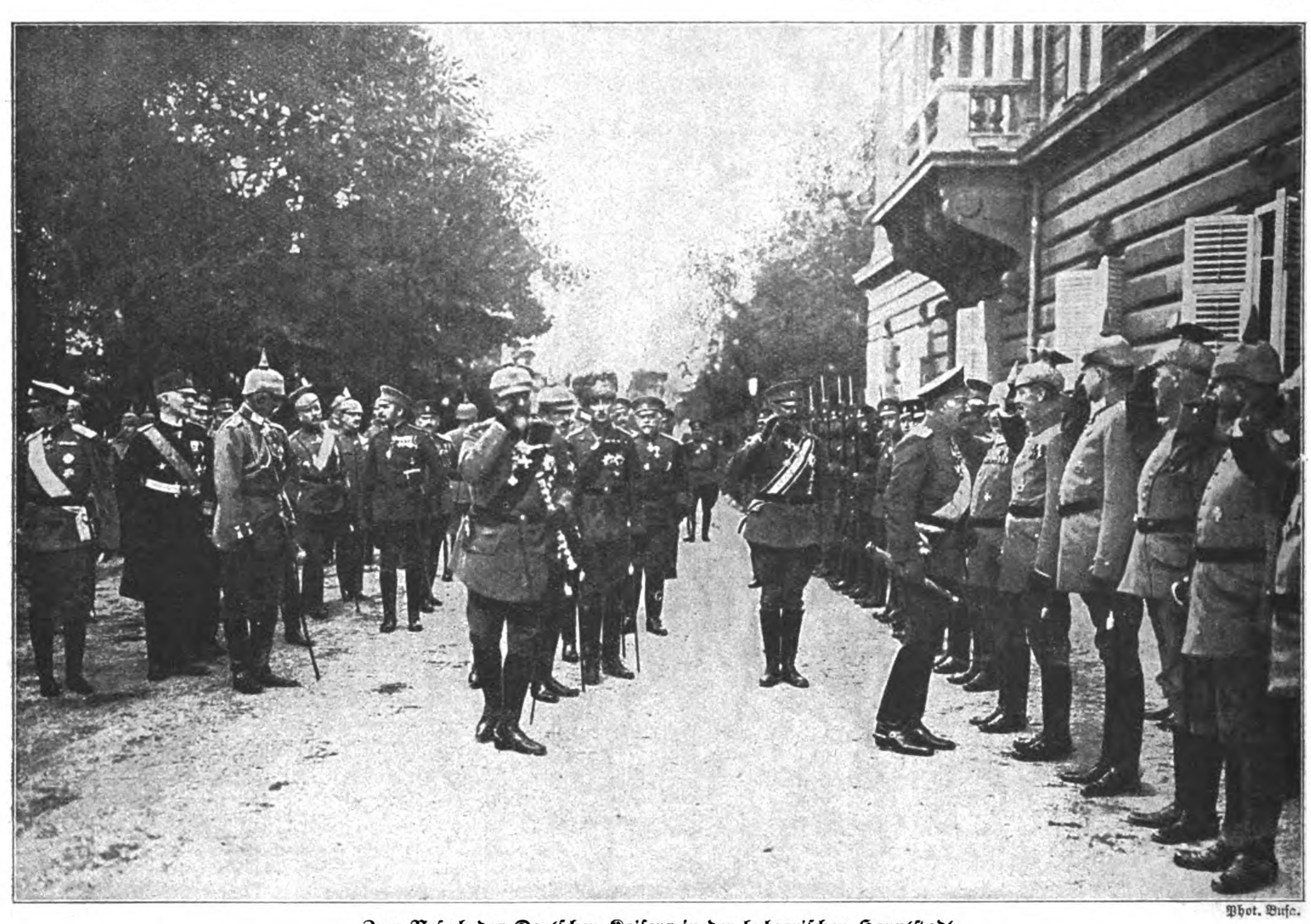
Der Strom ergießt sich in die Stadt A. Es geht nicht anders, denn der Belgier kennt keine Umgehungstraßen.

Verrußte Häuser bilden Gassen. Ausgebrannte Wohnungen starren mit weitaufgerissenen Augen herab. Ein versetzter Giebel wirkt wie ein quer gerutschter Papierhelm. Im zweiten Stock hängt ein angekratzter Balkon aus Ziegelsteinen und zittert, höhnisch trotzend, im Winde. Jeder Vorbeikommende sieht wie gebannt hinauf. Ob er wohl noch so lange hält? Das ist das Stadtviertel, wo neulich die Brandbomben fielen; englische Brandbomben, die belgisches Hab und Gut vernichteten. Die Bewohner sind aus den gefährlichen Trümmern entfernt worden. Es ist ein toter Stadtteil; für die Feldgrauen etwas Alltägliches.

Gleichmäßig zieht der Strom weiter. Unter den Todesängsten während des Fliegerangriffs stundenlang zusammengekauert im Keller saßen, still gemacht.

Zwei Straßen, in denen das Rumpeln fallenden Gemäuers Staubwolken aufschießen läßt, führen mich zu der Stelle, wo ein Achtunddreißiger aus englischen Geschützen das Zerstörungswerk der Bomben unterstützte. Ein Riesenschutthaufen, von den sterbenden Häusern umgeben, das ist der erste Eindruck. Einige Wände neigen sich schon bedenklich. In den Mauern klaffen Lücken. Ein Dach ist nach hinten abgerutscht wie ein sterbendes Pferd, das sich noch einmal auf der Vorderhand aufzurichten versucht. Rings hängen die Gardinen zu den Fenstern heraus. Einige Fensterläden sind aufgerollt und verdecken wie eine spanische Wand das Bild der inneren Zerstörung. Einen widerlichen Anblick bietet ein Schlafzimmer, dessen Einzelheiten die Wucht der Granate der Öffentlichkeit enthüllt hat. Kissen, Bettdecken, Leintücher liegen in den Nischen, spielen im Winde oder quellen prall aus den Häuserwunden.

Ein Trauerzug begegnet mir. Anscheinend ein Opfer



Phot. Bufa.

Zum Besuch des Deutschen Kaisers in der bulgarischen Hauptstadt.

Der Kaiser im Gespräch mit Offiziersabordnungen am Schloß von Sofia. Hinter ihm König Ferdinand von Bulgarien.

Pferdehufen und den Rädern klirrt Glas. Das erste Zeichen eines sterbenden Stadtteils! Wir haben das Dröhnen der Fliegerbomben heute nacht in unseren Quartieren gehört. Der ungeheure Luftdruck hat in der heimgesuchten Stadt alle Fensterscheiben auf die Straßen und in die Stuben geworfen. Die großen Schaufenster eines Warenhauses machten keine Ausnahme. Bruchstücke, wie Tischplatten so groß, hängen aus den Fensterrahmen. Der Rest ist unten zerschellt.

Einzeln oder in Gruppen stehen zitternd die Bewohner auf den Plätzen, unter den Türen. Ihre Nerven sind noch erregt. Sie schauern am ganzen Leib und starren gleichmütig in den großen Schaden.

Am Marktplatz hat die Ortskommandantur schon seit Stunden mit den Aufräumungsarbeiten begonnen. Hier bietet sich die zuckende sterbende Stadt unverhüllt den Blicken dar. Dreistöckige Häuser — allerdings belgischer Bauart, wo die Zimmerdecken aus übertünchten Lattenröstchen mit einigen Brettern bestehen — sind zusammengesunken. Dort stehen noch die Wände; das Innere ist hinuntergestürzt und hat zehn oder zwölf Belgier, die in früherer Angriffe. Der Pfarrer in Amtstracht singt, unbekümmert um den Verkehr, sein Gebet. Dahinter folgt der Sarg, von Zivilisten getragen, dann die Angehörigen. Alle weiblichen Leidtragenden, auch die Schulmädchen, haben tiefwallende, schwarze Schleier und ein Kreuz an einem hellen Bande um den Hals. Ein eigenartiger Anblick ist dieses Häuflein inmitten feldgrauen Gewühls!

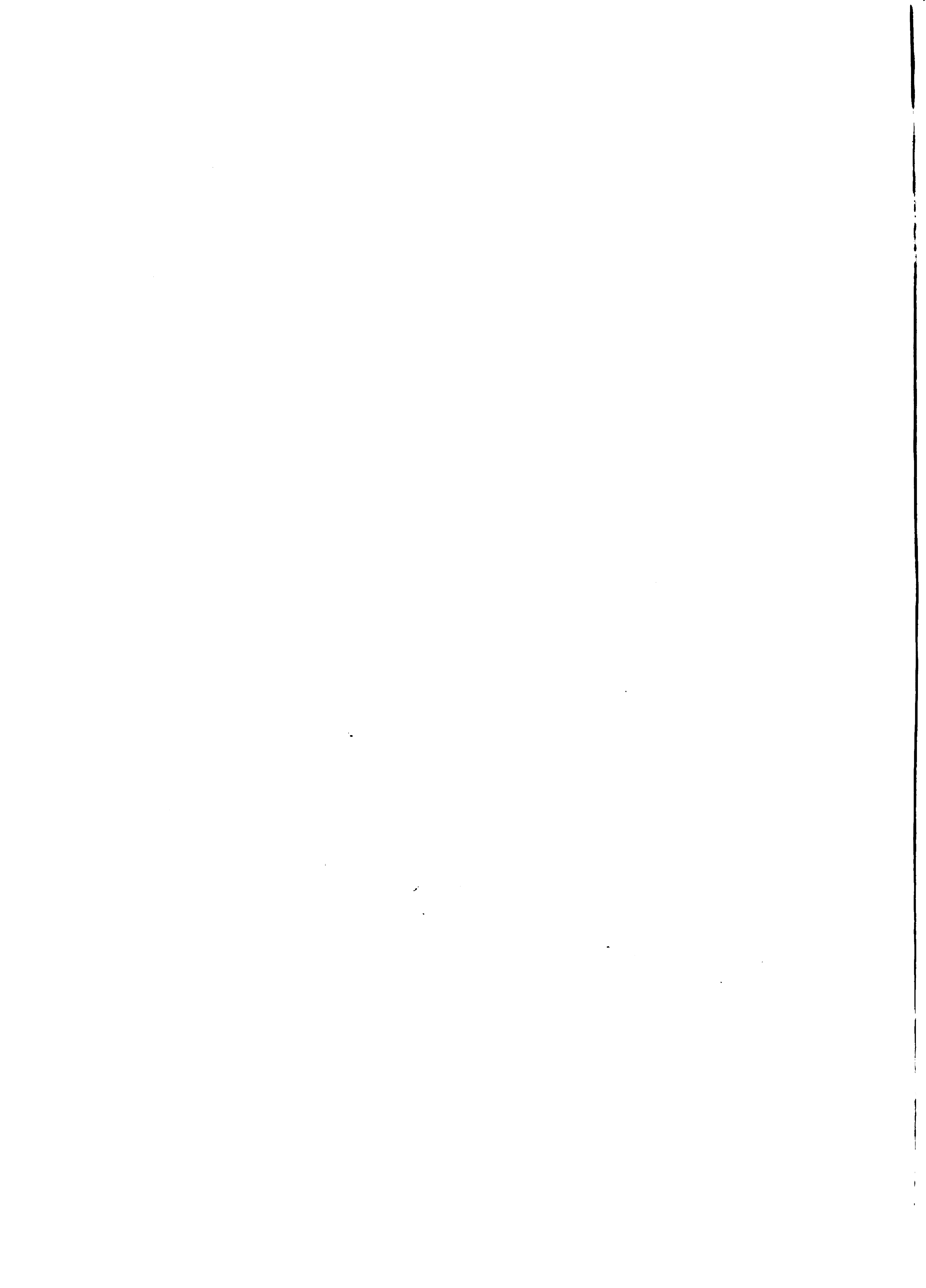
Mein Weg führt mich am Trauerhaus vorbei. Der ganze Eingang ist auf der Straßenseite mit schwarzen Vorhängen ausgeschlagen, die silberne Fransen und Quasten tragen. Ein Totenlicht flackert noch trübe in der achtkantigen Laterne. Ich denke an die vielen Opfer, die man übermorgen begraben wird ...

Das war mein Wiedersehen mit der so schönen, friedlichen Stadt kurz vor der großen Schlacht. Die Engländer hatten keinen Schritt Boden seit damals gewonnen. Aber blinde Zerstörungswut hat sie verblendet. Nun haben sie in vielen blühenden belgischen Städten einen lodernden Haß der Bewohner geweckt; die englischen Flieger würden von ihnen mit Wonne erschlagen werden — zur Vergeltung für ihre qualvoll sterbenden flandrischen Städte.



Sturm auf ein Franzosennest an der Westfront.

Nach einer Originalzeichnung von Willy Müller, Gera.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Seit dem 31. Juli 1917 rangen die **Engländer** in stets von neuem auflodernden Schlachten, die einander an Einsatz technischer Kampfmittel jedesmal noch überboten, um den Besitz der flandrischen Küste. Nach ihrem letzten Mißerfolg am 4. Oktober gingen die Feinde auf der ganzen bisherigen Kampffront wieder zu schweren Teilangriffen über, die aber doch nur Erkundungszwecken dienten. Als sich am Vormittage des 7. Oktobers das heftige feindliche Feuer nordöstlich von Ypern, besonders gegen den Houthoulster Wald, zum Trommelfeuer verdichtet hatte und sich nach drei Uhr nachmittags in der Gegend von Paschendaele bis nach Blankaartsee zur stärksten Kraft steigerte, rückten nach stundenlanger Wirkung der Granaten oftmals ganze Bataillone gegen die deutschen Linien zur Lösung von Aufgaben vor, die sonst von kleinen Infanterieabteilungen von allerhöchstens Zugstärke durchgeführt worden waren. Der wuchtige Vorprall dieser Bataillone führte die Feinde gelegentlich bis nahe an die deutschen Stellungen der vordersten, durchweg in Trichter aufgelösten Linie, wo sie aber mittels Handgranaten mit großen Verlusten zum Rückzug gezwungen wurden. In den versumpften Granattrichtern (siehe Bild Seite 354) und feuchtkalten Erdhöhlen hielten die Deutschen nicht nur dem schwersten Feuer stand, sondern überwanden auch tagelang Hungerqualen und brennenden Durst. Während der Beschießung durch den Feind war es ja unmöglich, außer dem notdürftigsten Meldedienst durch Hunde Verbindung mit den vorderen Trichterstellungen zu behalten und Nahrungsmittel vorzubringen. Granaten- und Minenexplosionen beraubten die Mannschaften in den vorderen Gräben der Unterstände. Jeden Augenblick eines feindlichen Überfalles gewärtig, blieb die harte Aufgabe der Tapferen, die Fühlung untereinander von Grabenrest zu Grabenrest und schließlich von Trichter zu Trichter aufrecht zu erhalten. Es war das Leben in einer wahren Hölle, die der Tod und die Verwundung von Kameraden noch grauenvoller machte. Die Besatzung dieser Stellungstrümmer konnte nur noch daran denken, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, sich dem Vaterlande so lange wie irgend möglich kampffähig zu erhalten.

Nur in diesem Geiste vermochten die Deutschen, der englischen Übermacht mit so unerschütterlicher Standhaftigkeit zu begegnen. Eine neue Probe davon legten sie am 7. Oktober ab, als die Engländer nach elf Uhr nachts mit starken Streitkräften nordwestlich von Paschendaele Raum zu gewinnen suchten und bei Reutel unter anderem auch sechs Tanke vorschickten, die im Licht der Scheinwerfer und Leuchtkugeln von der deutschen Artillerie sehr bald in Trümmer geschossen wurden. Die sämtlichen Erkundungsangriffe der Engländer blieben erfolglos und waren mit ungewöhnlich hohen Einbußen für sie verbunden. Trotz regnerischen und trüben Wetters kam es auch Tags darauf bei Draaibank, Poelcapelle und Paschendaele und besonders bei Gheluvelt abermals zu stärkeren Zusammenstößen. Vom Houthoulster Wald bis nach Zandvoorde schwoll das Vernichtungsfeuer zu größter Wucht an und ging in der Nacht in schlagartige Feuerüberfälle über. Während die frühesten Morgenstunden ein Nachlassen der feindlichen Artilleriewirkung erkennen ließen, nahm sie von sechs Uhr morgens wieder die heftigsten Formen an, wobei sich englische Gewaltstöße an der Bahnlinie Boesinghe—Staden und nördlich von der Straße Menin—Ypern entwickelten. Diese Angriffe leiteten eine neue große Schlacht ein, die auf 18 Kilometern Frontlänge zwischen Draaibank



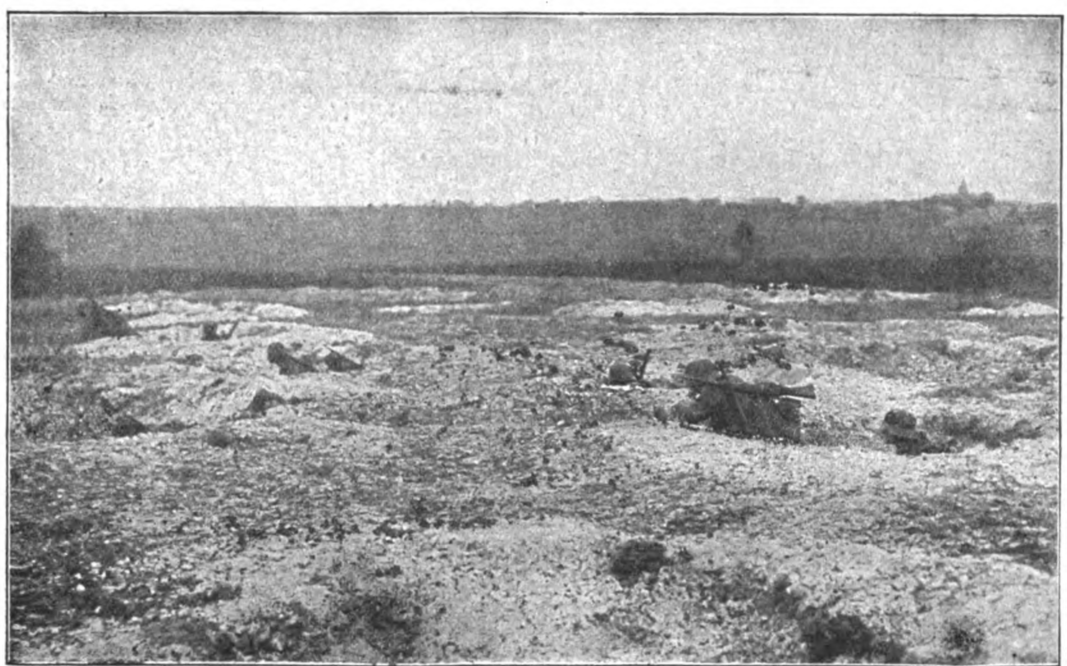
Belebte Etappenstraße hinter der englischen Front. Englische Truppen und Fahrzeuge auf einer Straße nach Pilkem in Flandern.
Nach einer englischen Darstellung.

und Gheluvelt hin und her wogte mit der Höhenlinie vor den englischen Stellungen als Ziel.

Von Poelcapelle bis nach Gheluvelt drangen nur englische Truppenmassen durch das Trichterfeld vor, dagegen griffen auf der Linie von Poelcapelle bis etwas nordöstlich von Bixschoote diesmal auch Franzosen wieder mit an. Es gelang ihnen im Raume von Bixschoote, die deutschen Trichterstellungen in einer Tiefe von ein bis eineinhalb Kilometern zu nehmen, zwischen Draaibank und Mangelaere bis an den Houthoulster Wald vorzurücken und von dessen äußerster Südwestspitze bis nach Poelcapelle die anschließenden englischen Regimenter mitzureißen. Abgesehen davon hatten die Engländer im Gegensatz zu den Franzosen der Wucht des deutschen Gegenstoßes nicht widerstehen können; für sie endete der heiße Kampftag nach schwersten Verlusten in ihren alten Linien. Elf englische und mindestens zwei französische Divisionen waren auf weniger als 20 Kilometern Frontlänge gegen die Deutschen vorgestürmt und von diesen abgewiesen worden. Denn der Geländegewinn, die militärisch bedeutungslose Besitznahme von einigen Quadratkilometern Trichterfeld, betraf nicht einmal ein Drittel der Kampffront. In sechsmaligem, verzweifeltem Anrennen hatten die Feinde nur riesige Verluste davongetragen, ohne ihrem Ziel näher gekommen zu sein.

Deshalb lag schon am 10. Oktober wieder stärkstes Trommelfeuer auf den deutschen Linien. In der Gegend von Poelcapelle wandten die Feinde große Mengen Nebelbomben an, in deren Schutze sich die Franzosen bei Draaibank dem Houthoulster Wald näherten. Ihr Unternehmen blieb jedoch erfolglos, denn der Angriff wurde von den Deutschen aufgefangen und kostete den Feinden schwere Opfer. Die Artillerieschlacht dauerte aber unvermindert an und wurde in den nächsten Tagen wiederholt erheblich gesteigert. Trommelfeuerstöße gegen den Houthoulster Wald, die Linie Draaibank—Merckem und andere Punkte der Kampffront leiteten zu Teilangriffen über, in denen die Feinde starke Streitkräfte einsetzten, die jedoch regelmäßig mit beträchtlichen Verlusten umkehren mußten. In den Morgenstunden des 12. Oktobers wütete auf der ganzen Linie von Draaibank bis nach Gheluvelt das schärfste Trommelfeuer, dem sehr bald Infanteriestöße mit frischen Truppen folgten, die einen neuen Durchbruchsversuch auf etwa 10 Kilometer breitem Raum zwischen den Straßen Langemark—Houthoulst und Zonnebeke—Moorslede unternahmen. Hier waren die in den Kampf eingreifenden Geschütze so gehäuft worden, daß das vorbereitende Feuer zu einer in den vorhergegangenen Tagen nicht erreichten Gewalt anschwoll; dem entsprach dann auch der Einsatz an tiefgestaffelten Angriffskolonnen, die sich durch die dünne deutsche Linie der vordersten Trichterreihen Bahn brechen sollten. Der Entscheidungstoß zerschellte aber am Widerstande der Verteidiger so verlustreich für die Feinde, wie alle ihre Unternehmungen in Flandern seit einem Vierteljahr. Was nützte es den Feinden, daß sie nach fortwährend wiederholten Anstürmen und rücksichtsloser Opferung immer neuer Verstärkungen zwischen dem Bahnhof und dem Dorf Poelcapelle schließlich wenige hundert Meter tief in das Trichterfeld eindrangen? Die ersehnten Höhen waren damit noch nicht gewonnen.

Wie bei Poelcapelle, so suchten die Feinde auch am Abhang des flachen Höhenrückens westlich von Passchendaele nach kleinen Anfangserfolgen, die zu leichten Einbuchtungen der deutschen Front geführt hatten, mit aller Kraft ihre mühsam erreichten Gewinne zu festigen und zu erweitern. In strömendem Regen dröhnten die Geschütze und hämmerten die Maschinengewehre, und im wütenden Nahkampf flogen Handgranaten, blitzten Morgensterne und Bajonette auf. Den Regen machten die Engländer dann dafür verantwortlich, daß ihr Angriff zum Stehen gebracht wurde und sie sich nach ihrem Kampfbericht „entschließen mußten, keine weiteren Anstrengungen zur Erreichung der Endziele zu machen". Ein neuer Großkampftag hatte mit einer Niederlage der Feinde abgeschlossen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Sturmtruppen besetzen Granattrichter im Westen.

Diese unterhielten daraufhin in der Nacht zum 13. Oktober wuchtiges Zerstörungsfeuer, das auch tagsüber fortgesetzt wurde. Zu einem allgemeinen Angriff kam es nicht, nur Teilstöße, von englischen und französischen Abteilungen ausgeführt, entwickelten sich, die, obwohl sie viel Blut kosteten, keinerlei Erfolge brachten.

Der nächste Tag zeigte etwa dasselbe Bild. Die deutsche Artillerie bekämpfte, geleitet von ihren Fliegern, nicht nur die feindlichen Batterien, sondern suchte mit gutem Gelingen auch den Aufmarsch der Truppen der Gegner zu neuen Kämpfen zu erschweren. Dadurch geriet das durch Granaten und Regen fast in einen sumpfigen See verwandelte Gelände hinter den englischen Linien in einen immer trostloseren Zustand. Bis ziemlich weit zurück boten die Etappenstraßen (siehe Bild Seite 353) den Wagen- und Mannschaftskolonnen der Engländer keine Möglichkeit mehr zu flottem, sich glatt und sicher abspielendem Verkehr, obwohl dauernd ein Heer von geübten Arbeitern unter der Leitung sachkundiger Pioniere dabei war, neue Wege zu dem Kampfgebiet anzulegen und die abgenutzten Straßen wieder herzurichten (siehe Bild Seite 355 unten). Oft erwies sich in dem versumpften Gelände die Anlage von Brücken (siehe Bild Seite 355 oben) als notwendig, um den englischen Verstärkungen das Vorgehen zu erleichtern.

Die Engländer rühmten sich, in dieser Zeit über 85 Divisionen kampfbereit auf den von ihnen besetzten Schauplätzen zu haben. Von dieser ansehnlichen Macht aufs beste ausgerüsteter Truppen stand der vorzüglichste und bedeutendste Teil in Flandern, und doch wurden die Millionen Engländer hier von einem Bruchteil des deutschen Heeres im Schach gehalten. Die Deutschen hatten ihr Abwehrverfahren nach den Ergebnissen der ungezählten feindlichen Angriffe so ausgebaut, daß es ihnen möglich war, mit wenigen Kräften riesige Leistungen zu vollbringen. Nicht nur straffe Heereszucht und unbedingtes Vertrauen zur Führung waren das Geheimnis der deutschen Abwehrsiege, es waren auch die hervorragenden geistigen Fähigkeiten, die in dem furchtbaren Ringen zweier starker Völker in Flandern den Deutschen trotz beträchtlicher zahlenmäßiger Unterlegenheit den Erfolg sicherten, unwägbare seelische



Englische Pioniere bauen Brücken durch eine flandrische Sumpfgegend.
Nach einer englischen Darstellung.

Vorzüge, die aus dem innig überzeugten Willen strömten, der teuren Heimat die Verwüstungen, wie sie sie täglich schauten, von den deutschen Städten fernzuhalten, ihre Frauen und Kinder, Eltern und Geschwister vor den Kriegsnöten zu bewahren. Das war während eines Vierteljahres trotz gewaltigster feindlicher Stürme erreicht worden. Denn von den höchsten Erhebungen der von den Feinden erstrebten Geländewelle, an deren Fuße sie stellenweise standen, waren die englischen Linien, aus denen bei ununterbrochener Artillerieschlacht auch vom 14. bis zum 22. Oktober immer neue, vergebliche Teilstöße vorbrachen, noch überall zwei bis drei Kilometer entfernt. Seit dem Beginn ihrer Sommerunternehmungen in Flandern hatten die Engländer im Raume von Ypern an den tiefsten Punkten der Einbuchtung der deutschen Stellungen sechs Kilometer zurückgelegt, dies aber nur in einem Abschnitt von noch nicht zehn Kilometern Breite zwischen der Bahn Ypern—Langemark und Becelaere. Von diesen Flügelpunkten ab ermäßigte sich der Gewinn rasch auf zwei bis drei Kilometer. So stand es noch Mitte Oktober um die englische Durchbruchs-



Englische Pioniere im Westen beim Bau einer neuen Straße nach der Front.
Nach einer englischen Darstellung.

unternehmung, als mindestens eine halbe Million englischer Kämpfer ihre letzte Ruhestätte in Flandern gefunden hatte.

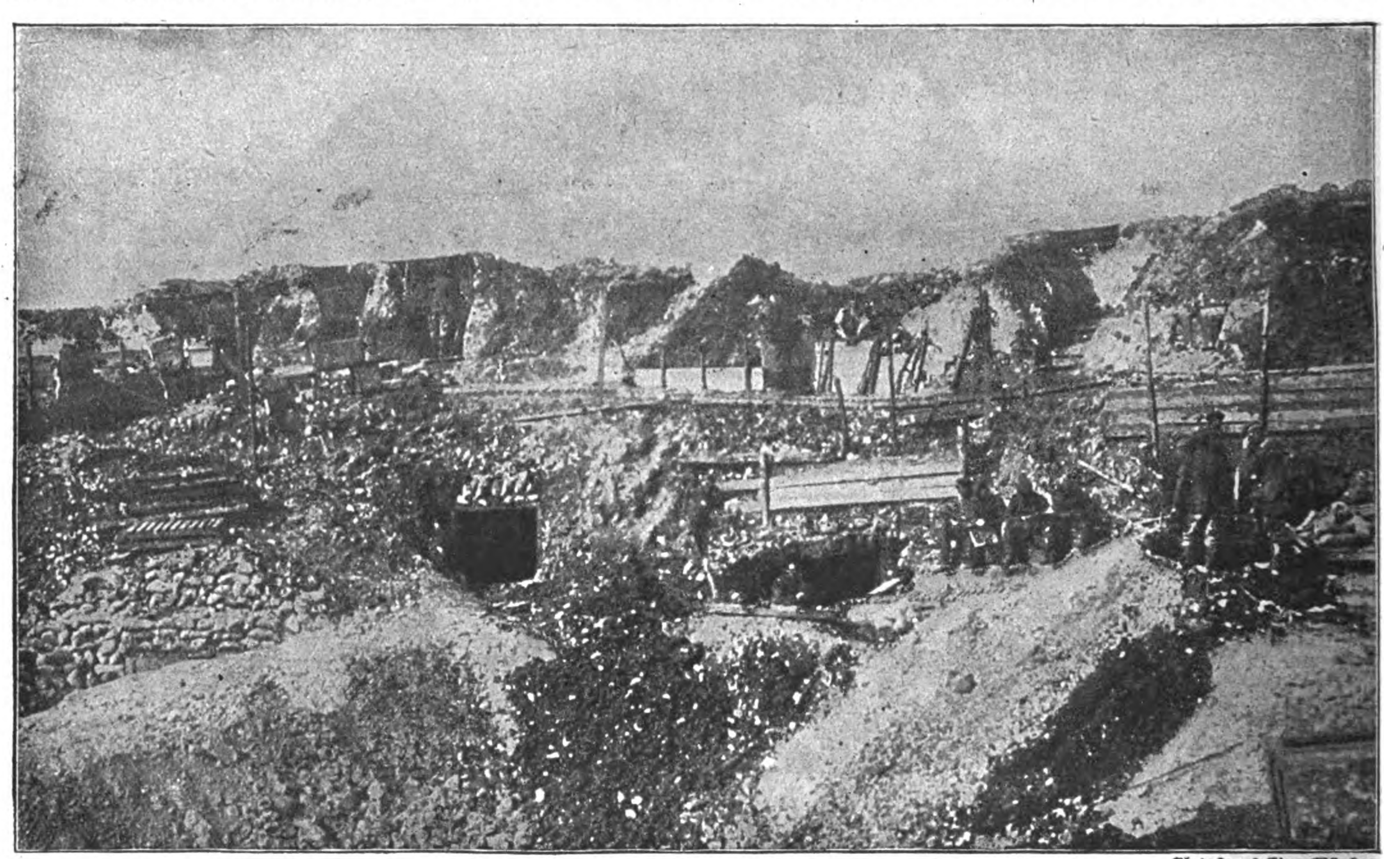
Zur Unterstützung ihrer Angriffe in Flandern suchten die Engländer deutsche Truppen an die Front von Arras (siehe untenstehendes Bild) zu ziehen, indem sie dort ständig schweres Artilleriefeuer unterhielten, das gelegentlich, wie am 7. Oktober, in Trommelfeuer überging, wenn der Feind einzelne Punkte der deutschen Linien für nahezu sturmreif hielt und hoffte, die Artilleriewirkung mit Erfolg durch Infanterieteilstöße ausnützen zu können. Südlich von der Scarpe arbeiteten sich an dem genannten Tage starke englische Streitkräfte gegen die deutschen Stellungen vor, erlitten aber schon dabei so schwere Verluste, daß die bis zu den deutschen Gräben Vorgedrungenen mit Leichtigkeit im Nahkampf von ihren Gegnern überwältigt werden konnten. Im Raume von St. Quentin unternahmen große feindliche Erkundungsabteilungen am 11. Oktober südlich vom La-Bassée-Kanal und bei Chérisy erfolglose Angriffe. Drei Tage später kam es zwischen dem Sartwald und der Straße Arras—Cambrai zu einem größeren Zusammenstoß. Auf vier Kilometern Frontlänge suchten die Feinde die deutsche Sperrfeuerzone zu überwinden, um eine Stellungsverbesserung zu erzielen. Der Schwung der Sturmangriffe brach sich aber auf dem größten Teil des Angriffsabschnittes schon im deutschen Abwehrfeuer; nur in der Mitte drückten die Feinde die Deutschen etwas zurück. Diese führten jedoch in der anschließenden Nacht einen Gegenstoß aus und säuberten ihre Linien an allen Punkten von den Eindringlingen. Eine Wiederholung des Angriffs in abgeschwächter Form am nächsten Tage blieb ohne die erwarteten Ergebnisse. Feindliches Zerstörungsfeuer beschädigte an diesem Tage auch wieder die Kathedrale von St. Quentin, die allmählich in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Zwischen La Bassée und der Scarpe gingen am 16. Oktober englische Erkundungsabteilungen vor, denen von den Deutschen das gleiche Schicksal wie ihren Vorgängern bereitet wurde. —

* * *

An dem von den **Franzosen** besetzten Teil der Front ereigneten sich ebenfalls bedeutende Kämpfe. Die Franzosen verfolgten den Zweck, die Engländer zu entlasten und gleichzeitig womöglich selbst Fortschritte zu machen. An der Aisne und an der Maas kam es immer wieder zu hartnäckigen Teilangriffen, denen meist Trommelfeuer vorausging. Doch die deutsche Artillerie zeigte sich auch hier wieder den Gegnern gewachsen. Mancher Treffer saß in den französischen Batterien und erforderte schleunige Stellungsveränderungen oder säte Verderben in Munitionsniederlagen der Feinde (siehe Bild Seite 357).

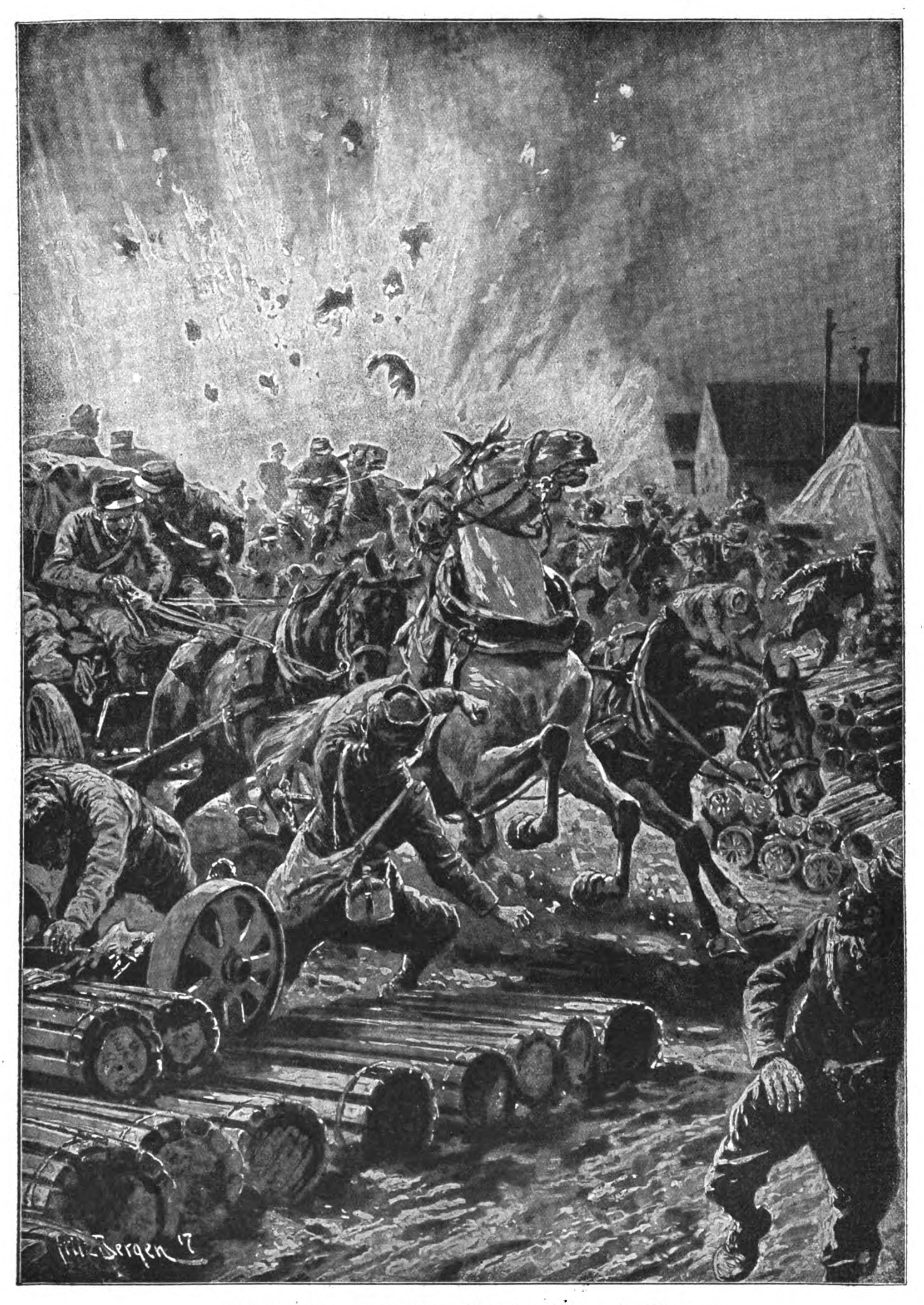
Ein Angriff, den die Franzosen im Raume von Vauxaillon südlich von der Ailette am 7. Oktober abends ansetzten, scheiterte im Abwehrfeuer der deutschen Artillerie und Infanterie. Auf dem Ostufer der Maas unterhielten die Franzosen gleichzeitig ein nachdrückliches Feuer zwischen der Maas und Bezonvaux. Ein Angriff kam dort aber nicht zur Durchführung, weil die angesammelten französischen Streitkräfte von den Deutschen bemerkt und heftig beschossen wurden. Dadurch litten die dichten Kolonnen so schwer, daß sie für den beabsichtigten Vorstoß nicht mehr in Frage kamen. Deutsche Erkundungsabteilungen führten an diesem Tage bei Béthincourt, Beaumont und im Chaumewalde erfolgreiche Überfälle aus (siehe Bild Seite 360); auch am 10. Oktober glückten Einbrüche in die französischen Gräben, wobei einige Gefangene gemacht wurden (siehe die Kunstbeilage). Am selben Tage unternahmen niederrheinische und westfälische Bataillone am Chaumewalde einen Angriff auf die feindlichen Stellungen, die sie in einer Breite von 700 Metern und einer Tiefe von 300 Metern besetzten und gegen vier starke Gegenangriffe behaupteten. 8 Offiziere, 115 Mann und 2 Maschinengewehre fielen dabei den Deutschen in die Hände. Dieses Ereignis hatte östlich von der Maas auf weitem Raume eine Steigerung der Artillerietätigkeit zur Folge, was aber nicht verhindern konnte, daß die Deutschen nach acht Uhr abends auch an der Höhe 344 noch ein wertvolles Grabenstück eroberten.

Tags darauf ergab sich an der Aisnefront ebenfalls eine Zunahme der Gefechte. Am Abend brachen thüringische Sturmabteilungen überraschend in die feindlichen Linien ein, arbeiteten sich auf 500 Metern Breite 400 Meter weit vor, besetzten mehrere feindliche Grabenlinien und machten zahlreiche Gefangene. Viele kleine Zusammenstöße in der Folgezeit ermöglichten den Deutschen, ihre Stellungen zu verbessern; einen besonders glücklichen Schlag führten badische Truppen am 17. Oktober östlich von Samognieux an der Höhe 344, der sie zu Herren mehrerer französischer Gräben machte.



Phot. Hanns Eder, München.

Ausgebauter deutscher Sprengtrichter, der mit unterirdischen Minenstollen für eine etwa notwendige Sprengung versehen ist, in der La-Folie-Stellung bei Vimy im Norden von Arras.



Volltreffer in einem feindlichen Munitionslager an der Westfront.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Inzwischen hatte sich an der Aisnefront nordöstlich von Soissons vom Ailettegrund bis nach Braye eine Artillerieschlacht entwickelt, die am 17. Oktober einen besonders hohen Grad erreichte und auch Tags darauf mit ungeschwächter Kraft weitergeführt wurde. Schon am 18. Oktober drangen starke französische Streitkräfte zu Erkundungszwecken vor, erlitten aber zwischen Vauxaillon und Braye eine so blutige Niederlage, daß es die französische Führung für geraten hielt, den Artilleriekampf fortzusetzen. Dieser steigerte sich in den nächsten Tagen gewaltig und wurde durch anhaltenden Einsatz von Minenwerfern noch verstärkt. Dadurch verwandelte sich bis zum 22. Oktober die vordere Kampfzone zwischen Vauxaillon und Braye in ein wüstes Trichterfeld. Ein machtvoller französischer Vorstoß stand nahe bevor. —

* * *

Der **Luftkrieg** führte trotz des dauernd ungünstiger werdenden Wetters zu Kampfhandlungen, die zeitweilig alles überboten, was der Krieg bisher in dieser Beziehung mit sich gebracht hatte. Am 10. Oktober entwickelte sich abends über der Linie Zonnebeke—Zandvoorde eine Luftschlacht, an der rund 80 Flugzeuge beteiligt waren und in deren Verlauf 3 feindliche Flugzeuge von den Deutschen abgeschossen wurden. Der September hatte von allen vorausgegangenen Monaten den Deutschen im Luftkrieg die größten Erfolge gebracht; einem eigenen Verlust von 82 Flugzeugen und 5 Fesselballonen stand ein solcher von 374 feindlichen Flugzeugen und 22 Ballonen gegenüber, von denen 362 auf die Westfront entfielen, wo die Deutschen 76 einbüßten. Vier der feindlichen Flugzeuge mußten hinter den deutschen Linien infolge technischer Schäden landen, 40 wurden durch Abwehrkanonen und 6 durch Infanterie heruntergeholt, 324 erlagen im Luftkampf mit deutschen Fliegern. 167 der Flugzeuge gerieten in deutschen Besitz, während 207 hinter den feindlichen Linien erkennbar abstürzten. Die Zahl der in den letzten drei Monaten an der Westfront abgeschossenen Flugzeuge der Feinde belief sich auf 867, wovon die Deutschen 381 erbeuteten. Der Gesamtverlust der Feinde seit dem 1. Januar 1917 betrug 1062 Flugzeuge, von denen 859 in deutschen Besitz übergingen.

Die deutschen Flieger setzten ihre Beobachtungsflüge (siehe Bild Seite 359) und ihre Angriffe auf Lagerplätze und Eisenbahnlinien hinter den englischen und französischen Stellungen mit gutem Erfolge fort (siehe Bild Seite 362). Auch große Orte, wie Dünkirchen und die im französischen Operationsgebiet liegende, militärisch wichtige Stadt Nancy, wurden mit Bomben beworfen. Nancy erhielt die Bomben zur Vergeltung neuer feindlicher Luftangriffe auf Frankfurt am Main. Bei den Versuchen der Gegner, deutsche Städte durch Abwerfen von Sprengstoffen zu schädigen, büßten sie im September fünf Flugzeuge ein. Die einzige Wirkung, die diese Unternehmen auf die Kriegführung hatten, war eine vierzehnstündige Betriebstörung in einem Walzwerk, wo eine Bombe in das Gebläsehaus gefallen war.



Zweiundzwanzig in der Champagne gefangene französische Offiziere auf dem Bahnhof in Vouziers.

Phot. Bufa.

Gegen England kam in der Nacht zum 20. Oktober ein neuer deutscher Luftangriff zur Ausführung, bei dem rund 26 000 Kilogramm Bomben auf die Industrieanlagen von London, Manchester, Birmingham, Nottingham, Derby, Lowestoft, Hull, Grimsby, Norwich und Mappleton geworfen wurden. Überall zeigte sich starke Spreng- und Brandwirkung. Es war der vierzehnte vom Luftschiffkommandanten Kapitänleutnant Freiherrn Preusch v. Buttlar-Brandenfels geführte Angriff gegen England, davon allein vier gegen London. Auf dem Rückwege geriet das Marineluftschiffgeschwader in einen Witterungsumschlag. Infolge ungewöhnlich starker Windversetzung und dichten Nebels wurden vier von den Kapitänleutnanten Stabbert, Kölle (siehe Bild Seite 363), Gayer (Hans) und Schwonder (siehe Bild Seite 363) geführte Luftschiffe über französisches Kampfgebiet getrieben und dort abgeschossen oder zur Landung gezwungen, letzteres zum Teil aus Mangel an Betriebstoffen. Eines der Luftschiffe stürzte in Flammen gehüllt zehn Kilometer südöstlich von Lunéville bei St. Clément an der Meurthe ab; ein zweites landete bei Bourbonne-les-Bains, das dritte bei dem kleinen Dorfe Larange bei Sisteron und das vierte noch weiter im Süden Frankreichs. —

* * *

Die durch den **Tauchbootkrieg** entstandene Lage wurde von den Engländern allmählich weniger günstig für ihr Land beurteilt, als es bisher durch die englische Regierung geschehen war, denn die Gefahren, die der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen drohten, traten nach und nach immer deutlicher hervor. Der Schiffsneubau konnte nach dem Eingeständnis der Engländer trotz der so prahlerisch verkündeten amerikanischen Hilfe mit der Vernichtungsarbeit der Tauchboote nicht Schritt halten, hatte doch ein einziger deutscher U-Bootkommandant, der Kapitänleutnant Forstmann (siehe Bild in Band V Seite 242), der seit dem

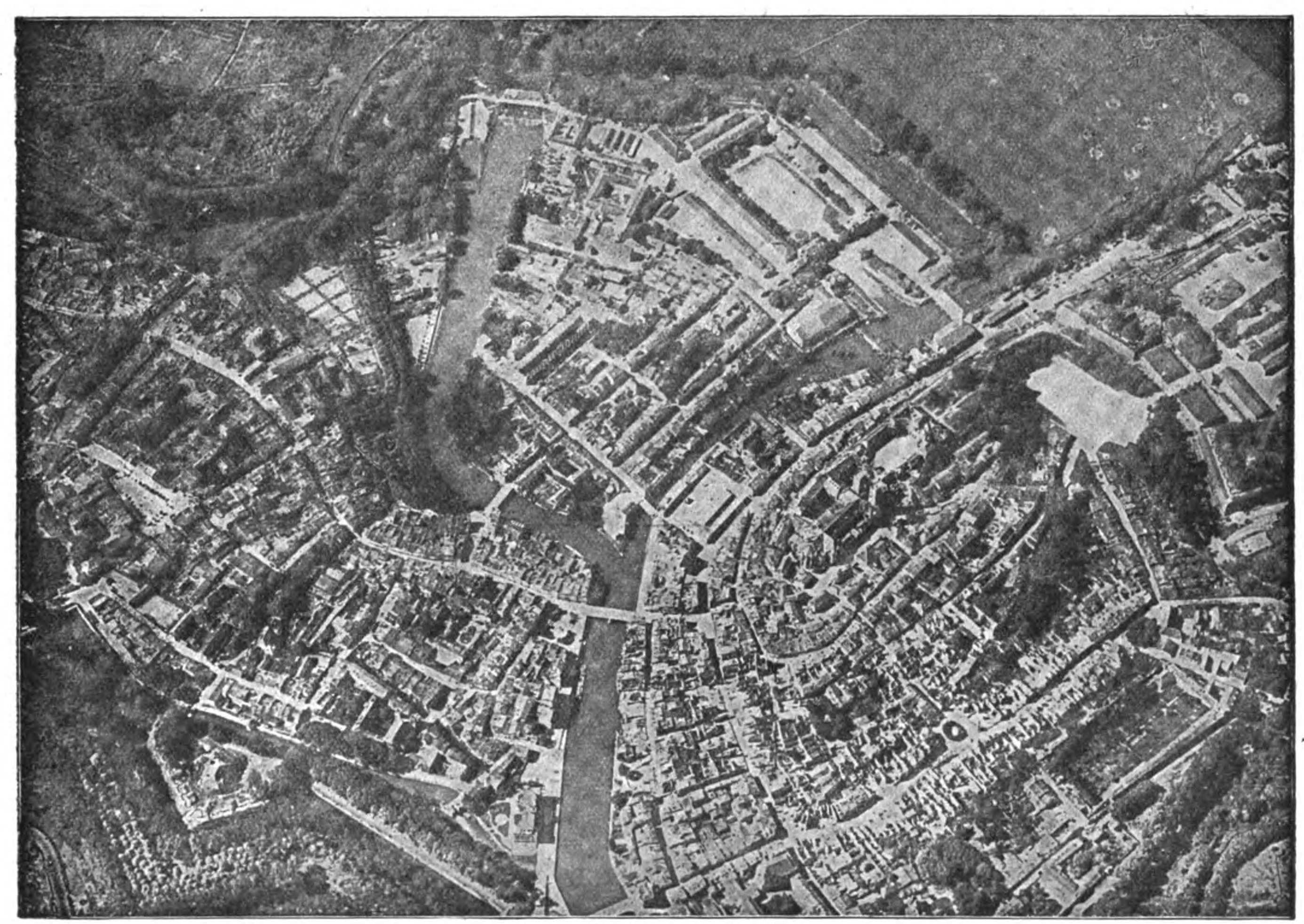
August 1915 im Mittelmeer wirkte und nach seiner Meldung vom 16. Oktober als Führer von „U 39" vor der Straße von Gibraltar in zwei Tagen fünf wertvolle Dampfer mit einem Gesamtraumgehalt von 20 000 Tonnen versenkte, den Untergang von insgesamt 148 feindlichen Schiffen von zusammen 411 000 Tonnen Raumgehalt herbeigeführt. Wie wenig sicher die Schiffahrt selbst in rein englischen Gewässern war, ergab sich aus einem Bericht des Kapitänleutnants Jeß (siehe Bild Seite 363), der als Führer eines deutschen U-Bootes an der Westküste Englands 6 große Dampfer, darunter 1 Hilfskreuzer, 1 Segler und 2 Fischereifahrzeuge, mit einem Gesamtraumgehalt von 38 000 Tonnen versenkt hatte. Im gleichen Seegebiet sowie in der Nordsee vernichtete das von dem Kapitänleutnant Georg (siehe Bild Seite 363) geführte U-Boot 6 Dampfer und 1 Segler mit rund 26 000 Bruttoregistertonnen. Zu den deutschen Unterseebootkommandanten, die in der letzten Zeit recht beachtenswerte Leistungen vollbracht hatten, gehörten auch Kapitänleutnant Rohrbeck und Oberleutnant z. S. Korsch (siehe die Bilder Seite 363).

Aufsehen erregte am 7. Oktober die Flucht des deutschen Tauchbootes „U 49" (Werftnummer 293), das, versehentlich in spanische Gewässer geraten, dort von einem spanischen Torpedoboot aufgebracht und nach Cadix eingeschleppt worden war, wo seine Internierung erfolgte. Seine Torpedo, Bomben und Granaten waren schon in das Arsenal geschafft worden, als das Boot zur Überraschung der Spanier den Weg ins freie Meer zurückfand. Der spanische Ministerpräsident ließ daraufhin alle hohen Militär- und Marineoffiziere, die für das Entweichen der Deutschen verantwortlich waren, von ihren Ämtern entheben. —

versenkten (siehe Bild Seite 364/365). Dem starken Geschwader von Handelschiffen, zu dem fünf norwegische, je zwei dänische und schwedische Dampfer und ein belgisches Schiff gehörten, nützte auch der Schutz durch die neuen englischen Torpedobootzerstörer „Mary Rose" und „Strongbow" nichts. Die beiden ausgezeichnet ausgerüsteten, schnellen feindlichen Kriegschiffe eröffneten zwar sofort das Feuer auf die Angreifer, wurden aber binnen kurzer Zeit in den Grund geschossen. Von ihren Besatzungen vermochten sich nur fünfzehn Mann auf einen norwegischen Dampfer zu retten, der die Schiffbrüchigen, die sich an eine Boje festgeklammert hatten, auffischte und nach Norwegen mitnahm.

Andere leichte deutsche Seestreitkräfte führten in der Nacht zum 19. Oktober einen neuen Vorstoß gegen Dünkirchen aus, auf das sie 250 Sprenggranaten abfeuerten. Die Landbatterien und die auf der Reede von Dünkirchen liegenden feindlichen Kriegschiffe erwiderten das Feuer der Deutschen, doch wurden die Angreifer nicht getroffen, so daß diese ihren Hafen ohne Verluste und Schäden wieder erreichen konnten. Dagegen waren die feindlichen Kriegschiffe vor Dünkirchen zum Teil sehr schwer beschädigt worden, erhielt doch ein englischer großer Monitor von der Art der mächtigen Panzerkanonenboote, die mit schwersten Kalibern häufig die flandrische Küste unter Feuer genommen hatten, nicht weniger als drei Torpedo- und zahlreiche Granattreffer. —

Die Deutschen wirkten mit Erfolg auf allen Kriegschauplätzen und waren auch im Innern eifrig und zielbewußt dabei, ihre Kriegführung auf der Höhe zu halten. Die Zuversicht auf den deutschen Sieg und der Wille, ihn zu



Der deutsche Späher in der Luft.

Die Festung Verdun, in großer Höhe von einem deutschen Beobachtungsflugzeug aus aufgenommen. Man erkennt deutlich Straßenzüge, Häusergruppen, Wasserläufe, Brücken und die Bäume der Parkanlagen.

Das oft gestellte Verlangen nach dem Einsatz der mächtigen englischen Flotte wurde wieder laut, als am 17. Oktober zwei schnellfahrende deutsche Schiffe in englischen Gewässern nahe bei den Shetlandsinseln einen aus dreizehn Schiffen bestehenden Geleitzug angriffen und sämtliche Fahrzeuge mit Ausnahme eines Geleitfischdampfers, der fliehen konnte,

erstreiten, kam in dem Ergebnis der siebenten Kriegsanleihe zum Ausdruck, das sich nach Schluß der Zeichnungszeit am 18. Oktober um ein Uhr mittags auf über zwölfundeinhalb Milliarden belief, ein wirtschaftlicher Kraftbeweis, der sich den Erfolgen zu Lande, zur See und in der Luft würdig zugesellte. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Brieftaube.

Erzählung aus dem Kriege. Von Paul Grabein.

(Fortsetzung.)

„Diesmal bringe ich Ihnen etwas Interessantes!“ rief Stabsarzt Ullrich dem Kriegsgerichtsrat Denhardt schon von der Türe aus zu. „Sehen Sie einmal, was ich hier habe!“

Der Rat nahm und überflog den Papierstreifen.

„In der Tat, nicht übel! Gut gemeint von dem Herrn Anonymus der Gedanke, unsere ganze Munition in die Luft purren zu lassen, gerade jetzt kurz vor dem Höhepunkt der Offensive — wirklich nicht schlecht! Na, um so besser, daß wir dieses Briefchen noch beizeiten erwischt haben.“ Er sah wieder auf den Zettel in seiner Hand nieder und faltete ihn noch einmal auseinander. Ein Ausdruck des Nachsinnens trat auf seine Züge. „Ich weiß nicht — die Schrift kommt mir merkwürdig bekannt vor. Die muß ich entschieden schon einmal gesehen haben — und unlängst erst! Ich muß der Sache doch gleich mal nachgehen.“ Er griff zum Telephon.

„Da will ich Sie nicht stören,“ Doktor Ullrich nickte dem Bekannten zu und verließ das Zimmer wieder.

Drüben meldete sich die Kommandantur, und Denhardt rief in den Apparat: „Hier Kriegsgerichtsrat Denhardt. Sie haben doch, soviel ich weiß, drüben das Pariser Adreßbuch? — — Schön, da schicken Sie es mir doch gleich mal herüber!“

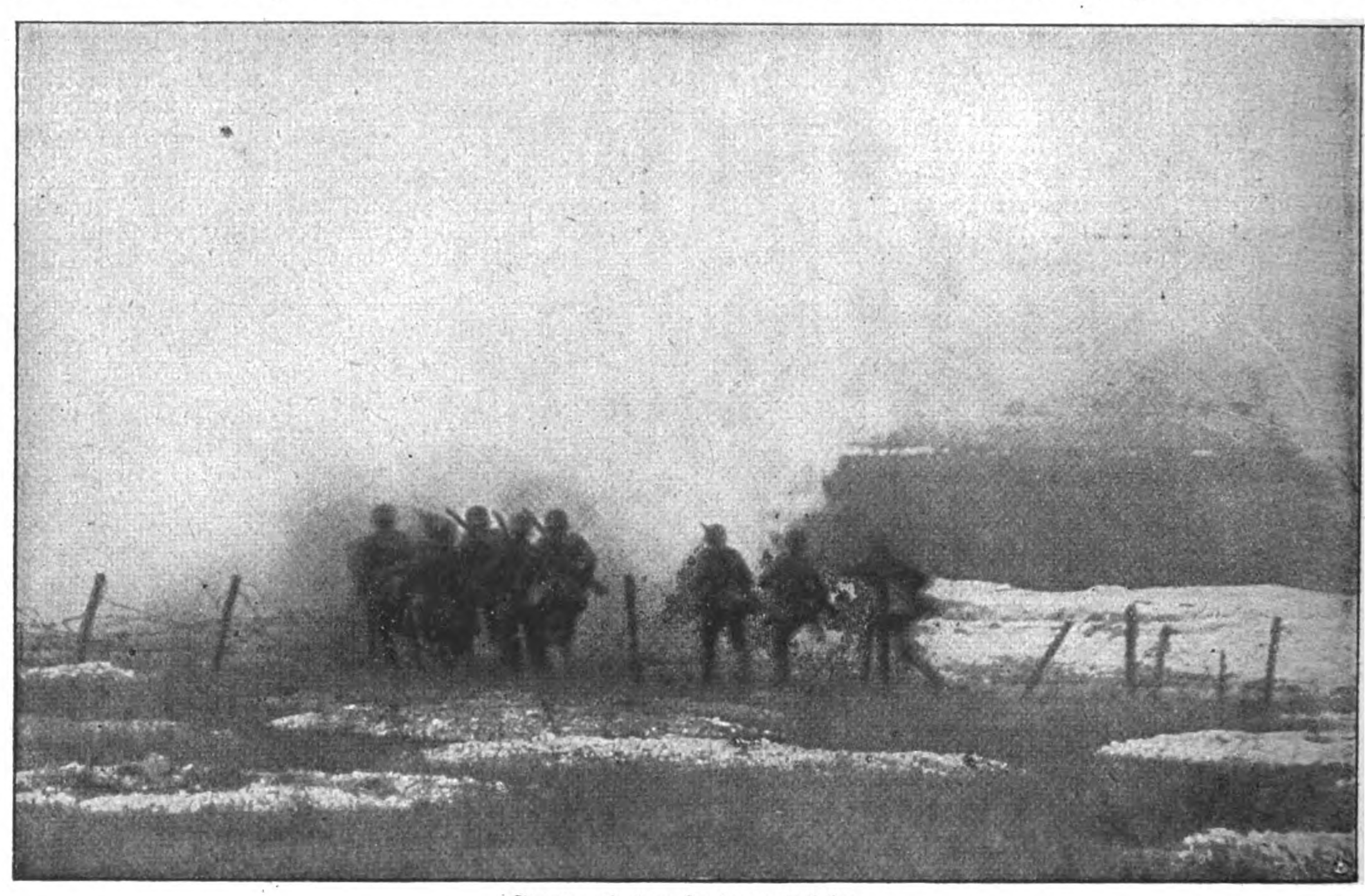
Er hängte wieder ein.

Ein paar Minuten später war der Band zur Stelle, und Denhardt begann nachzuschlagen. Nun hatte er die betreffende Seite — Rue Bernier. Gespannt glitt er mit dem Finger die Spalte hinab. Nummer 31 bis 33 — die Gasanstalt von Paris!

Er stutzte. Dann durchzuckte es ihn. Sofort kam ihm eine Gedankenverbindung. Er sprang auf und schritt zum Regal an der Wand, entnahm ihm die Akte über die verdächtige Leihbibliothek, begann sie schnell zu durchblättern, und plötzlich entfuhr ihm ein lautes „Da!“. Er hatte, was er suchte. Zur größeren Sicherheit aber blätterte er weiter, und bald war jeder Zweifel behoben — ein einfach überwältigendes Material! Der Beweis war erbracht aus den Rechnungsbelegen und Briefschaften der Gasanstalt hier: Der Schreiber der kriegsverräterischen Mitteilung an den ihm wohl persönlich bekannten Kollegen in Paris war kein anderer als Emile Dupont — der Direktor der hiesigen Gasanstalt!

Einen Augenblick stand Denhardt unbeweglich. Die menschliche Seite der Angelegenheit kam ihm zum Bewußtsein. Immerhin — das Geschick, das durch sein Zutun über einen Schuldigen vernichtend hereinbrach, es traf einen Mann, mit dem er ein paar Wochen lang unter einem Dach gelebt hatte. Aber mit einer entschlossenen Bewegung schritt der Kriegsgerichtsrat dann mit dem Aktenbündel zum Tisch, entnahm ihm die belastenden Schriftstücke und machte sich zum Ausgehen fertig.

Auf der Kommandantur angekommen, trat er beim Adjutanten ein. Dieser erhob sich und fragte den Eintretenden:



Sturm nach einer Handgranatensalve.

„Nun, was bringen Sie uns? Ihre Miene verrät etwas Besonderes!“

Denhardt kam langsam näher.

„Sie verstehen sich ja wohl auch ein bißchen auf Handschriften?“

„Ich denke!“

„Nun, dann sehen Sie sich einmal das hier an,“ und er legte den Zettel wie die Briefschaften vor den Adjutanten hin. Dieser überflog sie nur flüchtig und rief sofort: „Das ist ja ein und dieselbe Hand — gar kein Zweifel!“

Der Kriegsgerichtsrat nickte ernst vor sich hin.

„Ich wußte es, aber es ist mir doch eine Erleichterung, daß auch Sie das sofort sagten. Denn es geht hier um Hals und Kragen.“

„Das will ich meinen! — Wer ist denn der Schreiber?“

„Der Gasanstaltsdirektor Dupont.“

„Was — Ihr Hauswirt?“

Ein betroffenes Schweigen. Dann aber zuckte der Adjutant die Achseln.

„Es kann alles nichts helfen, es geht hier um Wohl und Wehe unseres Vaterlandes. Der Mann hat es sich selber zuzuschreiben.“



Auf einer Straße in der Nähe von Flabas bei Verdun.

Nach einem Originalgemälde von Th. Rocholl.

Und Denhardt ging, um seine Pflicht zu tun.

* * *

Doktor Ullrich war vom Palais de justice nach Hause gegangen, trat hier ein und wollte nun die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Aus dem Eßzimmer kam ihm jedoch Frau Dupont entgegen, und angstvoll forschte sie: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, was war denn das vorhin für ein schreckliches Schießen? Ganz in der Nähe? Sind etwa die Unsrigen schon vor der Stadt? Geht das Gemetzel auch hier an?"

„Ohne Sorge," unwillkürlich mußte der Stabsarzt lächeln, „dazu wird es auch nie kommen. Unsere Front draußen steht unerschütterlich. Nein, es waren nur ein paar Gewehrschüsse unserer Leute, und sie galten einer Taube."

„Einer Taube?" Irene, die inzwischen auch dazugetreten war, fragte es mit plötzlichem Aufhorchen. „Macht man jetzt auch auf diese armen unschuldigen Tiere Jagd?"

Es klang vorwurfsvoll, daher bemerkte Doktor Ullrich verweisend: „Unsere Leute tun auch den Tieren nichts zuleide. Sie sollten es doch schon wissen, Mademoiselle Irene.

„Was gibt's?" rief er, sich umsehend.

„Du mußt fort! Auf der Stelle!"

„Weshalb?"

„Nur keine Zeit verlieren — die Brieftaube!"

„Ah — ist's das?" Dupont sprang auf und riß Hut und Mantel vom Nagel. „Man hat sie doch nicht etwa eingefangen?"

„Jadoch — ja! Und man soll dir auf der Spur sein!"

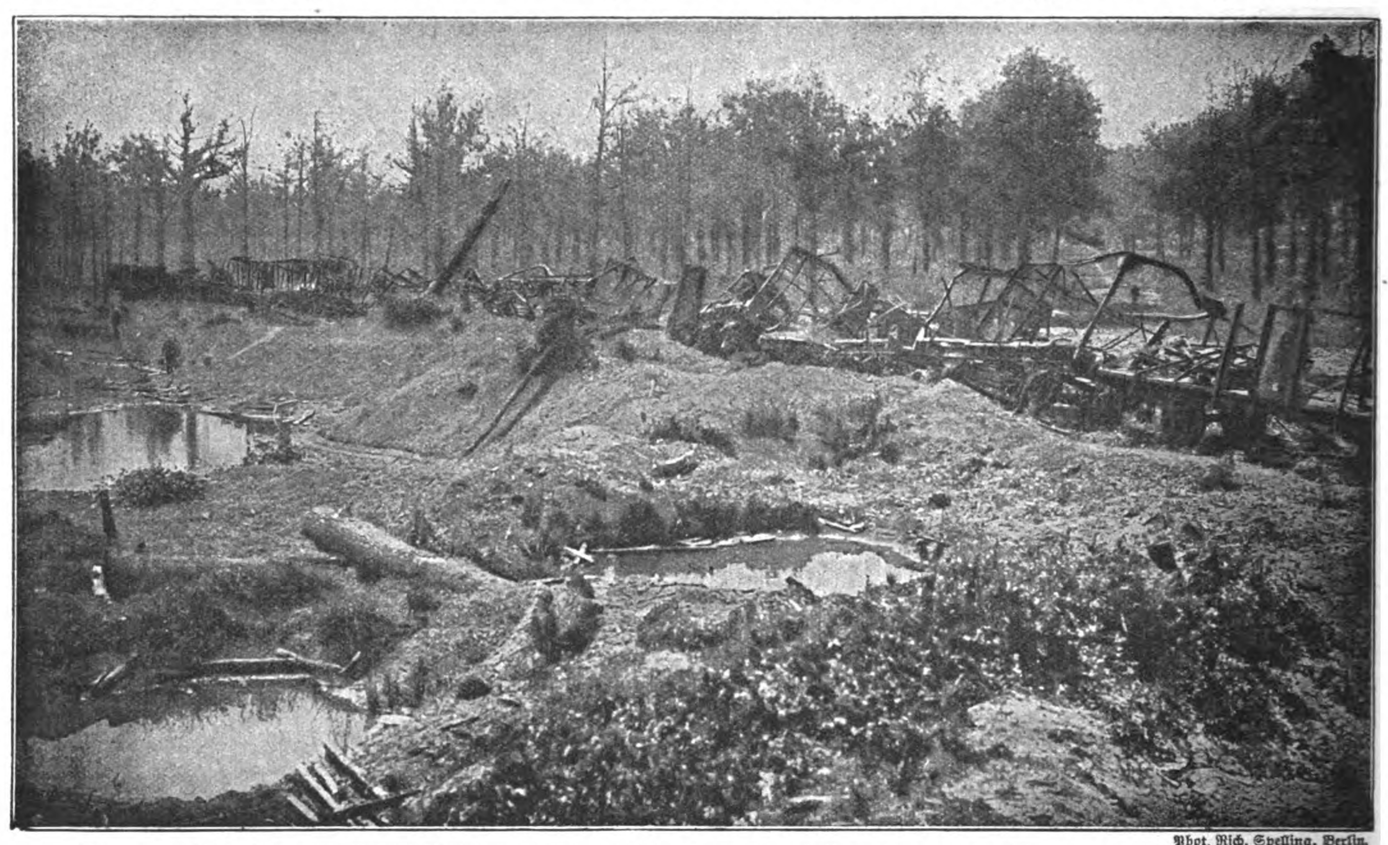
„Verwünscht!" Dupont griff nach der Lehne des nächsten Stuhles.

„Nur weg doch! Ich beschwöre dich, Vater! Du sagtest doch immer, du wüßtest für alle Fälle schon über die Grenze zu kommen."

„Ganz recht!" Dupont riß sich wieder empor. Mit einer fliegenden Bewegung zog er die Tochter in seine Arme. „So leb wohl, mein Kind, grüß die Mutter — und auf Wiedersehen!"

Dann eilte er davon, so schnell er konnte.

Es war in der Tat die höchste Zeit gewesen. Kaum eine Viertelstunde später war die Patrouille mit dem Haftbefehl da. Nun spielten der Telegraph und das Telephon nach allen



Phot. Rich. SPelling, Berlin.

Ein von deutschen Fliegern und durch Artilleriefeuer vernichteter französischer Munitionszug und ein gesprengtes Munitionslager.
An Stelle der drei mit Wasser gefüllten Sprengtrichter waren vorher große Geschoßlager.

Nein, es handelt sich um etwas Besonderes. Sie haben doch gewiß schon von dem Maueranschlag gehört — heute mittag?"

Ein Nicken, dabei lohte es für einen Augenblick in seltsam düsterem Feuer über ihr Antlitz hin.

„Nun, sehen Sie — trotz all unserer Warnungen hat doch ein hiesiger Einwohner eine der Tauben bei sich aufgenommen und sie mit einer verräterischen Botschaft wieder fliegen lassen. Ich selber habe den Zettel bei dem Tier gefunden."

Die Mutter fuhr erschrocken zusammen. „Und man hat den Unseligen entdeckt?"

„Noch nicht, aber man wird ihm hoffentlich bald auf der Spur sein. Es handelt sich um ein schweres Verbrechen gegen die Kriegsgesetze — vergessen Sie das nicht!"

Doktor Ullrich sagte es mit Nachdruck, zu Irene hingewandt, und ging dann mit ernstem Gruß die Treppe hinauf.

Auch Irene trat mit der Mutter ins Zimmer zurück. Gleich darauf kam sie aber wieder heraus auf den Treppenflur. Vorsichtig spähte sie um sich, und als sie niemanden gewahrte, flog sie in größter Hast die Stufen empor, bis ganz nach oben zum Mansardengeschoß. So heftig riß sie hier die Tür auf, daß der Vater zusammenschrak.

Richtungen des ganzen Inspektionsbezirkes. Selbst die kleinsten Ortskommandanturen wurden benachrichtigt und erhielten die Beschreibung des Flüchtlings. Streifpatrouillen sollten allenthalben nach ihm auf den Straßen und Wegen fahnden. Aber weder bis zum Abend noch bis zum anderen Morgen war eine Meldung von seiner Ergreifung eingetroffen.

Frau Dupont hatte keine Erklärung für das plötzliche Verschwinden ihres Gatten. Um so größer war ihre Sorge, ihre Angst. Irene freilich hätte ihr alles aufklären können, der Vater hatte sie ja ins Vertrauen gezogen.

Gestern nachmittag war es gewesen, als er sich in seinem Laboratorium aufhielt. Da war plötzlich eine Taube zugeflogen und hatte sich auf das Fensterbrett der Mansarde gesetzt. Sie zeigte sich auch gar nicht scheu, als er sich ihr näherte. Da durchzuckte ihn ein Gedanke: wenn es eine der Brieftauben wäre! Er hatte ja den Maueranschlag vorhin unten gelesen.

Vorsichtig näherte er sich dem Tier, das sich auch wirklich von ihm greifen ließ. Schnell schloß er das Fenster. Alles frohlockte in ihm. Das war ein Wink des Himmels! Diese Taube war das Werkzeug, um den verhaßten Boches einen Streich zu spielen — ihnen ernsten Schaden zuzu-


Phot. Rudolf Dührkoop, Hamburg.
Kapitänleutnant Waldemar Kölle.


Phot. Feyerabend, Wilhelmshaven.
Kapitänleutnant Schwonder.

Bewährte Führer deutscher Luftschiffgeschwader.


Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant
Freiherr Hermann v. Stein.


Hofphot. Elvira, München.
Generalleutnant
Otto Rauchenberger.

Neue Ritter des Ordens Pour le Mérite.

fügen. Ah — vielleicht einen Schaden, der dazu half, die Entscheidung herbeizuführen!

Wie — wenn er den Freunden drüben die verwundbarste Stelle des Feindes hier zeigte? Alles hing jetzt bei dem furchtbaren Artilleriekampf, der den Sturm vorbereitete, von der Munition ab. Er wußte es ja, die Boches hatten die große Glasfabrik draußen am Bahnhof zu ihrem Munitionslager gemacht, da waren Hunderttausende von Geschossen aller Kaliber angehäuft — wenn die von Fliegerbomben getroffen wurden, dann war es um sie geschehn! Dann war der Sieg der Seinen gesichert, unfehlbar — der Durchbruch hier an der Front gelang, und wer wußte, ob das nicht die Lawine ins Rollen brachte, den großen Wendepunkt im Schicksal dieses Krieges bedeutete — den Sieg Frankreichs? Und er, Emile Dupont, war dann der, dem im Grunde alles zu danken war — der Retter des Vaterlandes!

Er entflammte, berauschte sich an dem Gedanken, und so war denn alsbald die Tat beschlossen. Er schritt zu ihrer Ausführung, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, welche furchtbaren Folgen er vielleicht damit auf sich und die Seinen heraufbeschwor. Rachsucht und Ehrgeiz erstickten jedes andere Gefühl in ihm, und so geschah es denn: er schrieb jenen Zettel und band ihn der Taube um das Bein. Dann sah er durchs Fenster. Und als sich unten gerade kein Mensch zeigte, öffnete er es schnell und setzte das Tier auf das Fensterbrett. Die Taube machte denn auch von der wiedererlangten Freiheit bald Gebrauch und flog ab.

Der geheime wilde Jubel in Dupont ward da noch stürmischer. Es drängte ihn, einer verstehenden Seele sein bedeutungsvolles Tun anzuvertrauen, und so teilte er der Tochter in einem unbewachten Augenblick alles mit. Auch in Irene schlug die Lohe wilder Begeisterung hoch auf, auch sie bedachte nicht, daß die Tat des Vaters nach den Kriegsgesetzen ein schweres Verbrechen war.

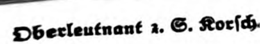
Aber nun, wo alles anders gekommen war, begann sich doch in ihr eine innere Stimme zu regen. Hatte der Vater nicht schwere Schuld auf sich geladen und sie die Mitschuld daran? Wenn nur wenigstens jetzt sein Entkommen glücken wollte! Ihr Herz schlug in furchtbarer Erregung, und als die Mutter immer wieder jammernd mit ihren Fragen nach dem Verbleib des Vaters in sie drang, als ob sie bereits etwas ahnte, da verließ sie die Kraft — sie gestand der Mutter alles.

Es war für die unglückliche Frau eine furchtbare Stunde. Sie brach gänzlich zusammen, und angesichts des Leidens der Mutter empfand Irene nun doch etwas wie Reue, den Wunsch, das alles wäre besser nie geschehen! (Schluß folgt.)

Chemische Werkstätten im Kriege.

(Hierzu das Bild Seite 300/301.)

Zu den Erfordernissen, die den Reichtum eines Landes bedingen, gehört die Entwicklung der chemischen Industrie. Daß Deutschland seit länger als zwanzig Jahren an der Spitze marschierte, hatte nicht zum wenigsten den Neid seiner Gegner erregt. Den Vorwurf mangelnder schöpferischer Kraft können die Deutschen ruhig hinnehmen; es lohnt sich nicht der Mühe, ihn zu widerlegen, um so weniger als die Feinde nach ihrem eigenen Eingeständnis — und das trifft besonders England und Frankreich — die frühere Vorherrschaft nicht haben behaupten können. In der ganzen Welt bekannt sind die Fortschritte der Badischen Anilin- und Sodafabrik, der Farbenfabriken Bayer, der Farbwerke Höchst in der Farbstoffindustrie, Merck auf dem Gebiete chemischer und

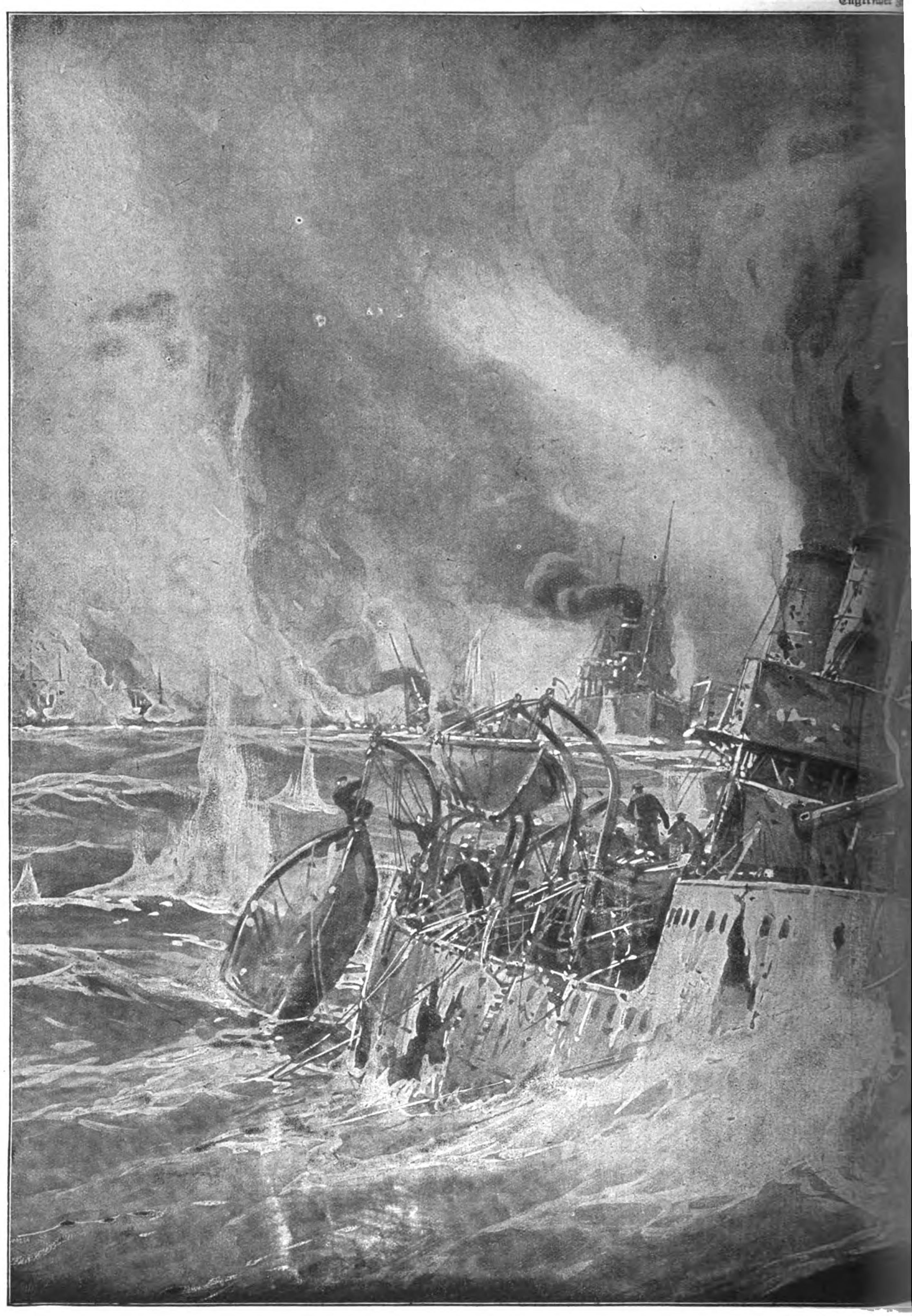


Oberleutnant z. S. Korsch.


Hofphot. F. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant Georg.


Kapitänleutnant Rohrbeck.

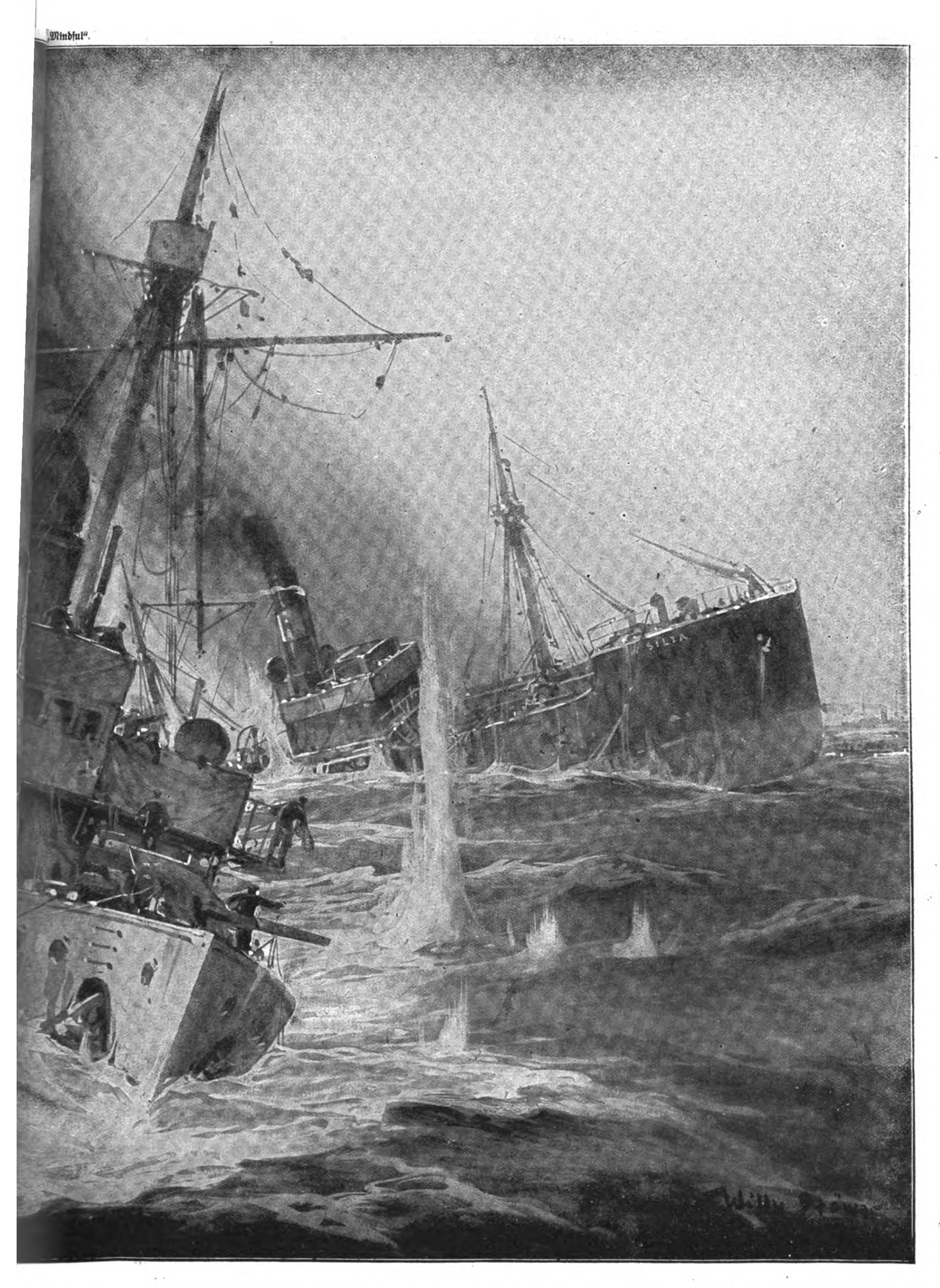

Hofphot. F. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant Jeß.

Erfolgreiche deutsche U-Bootkommandanten.

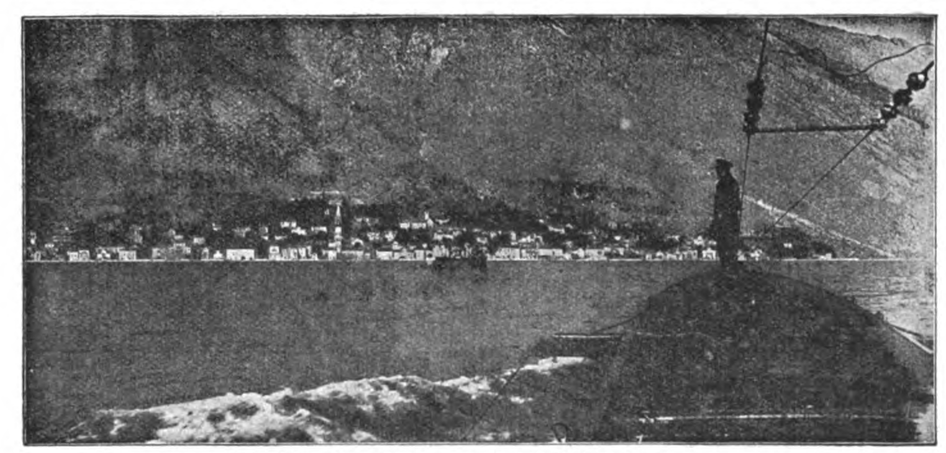


Vernichtung eines aus dreizehn Schiffen bestehenden englischen Geleitzuges durch zwei deutsche Schiffe nahe den Shetlandsinseln.

„Mindful“.



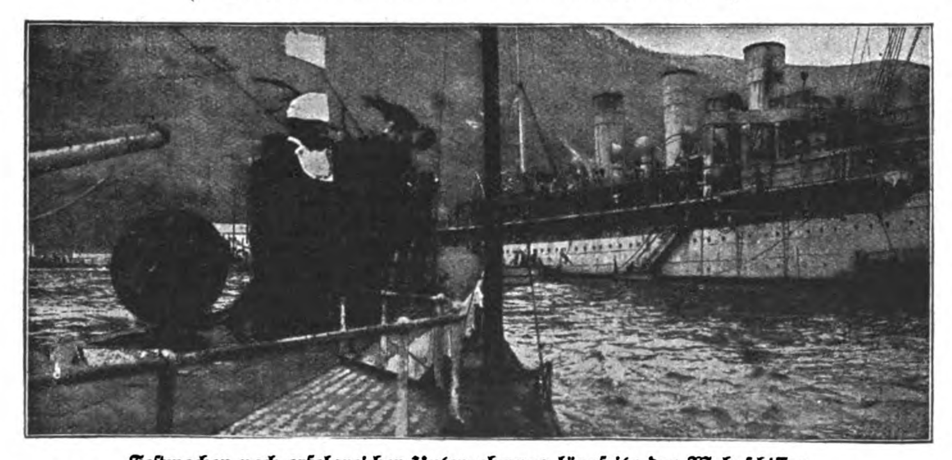
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



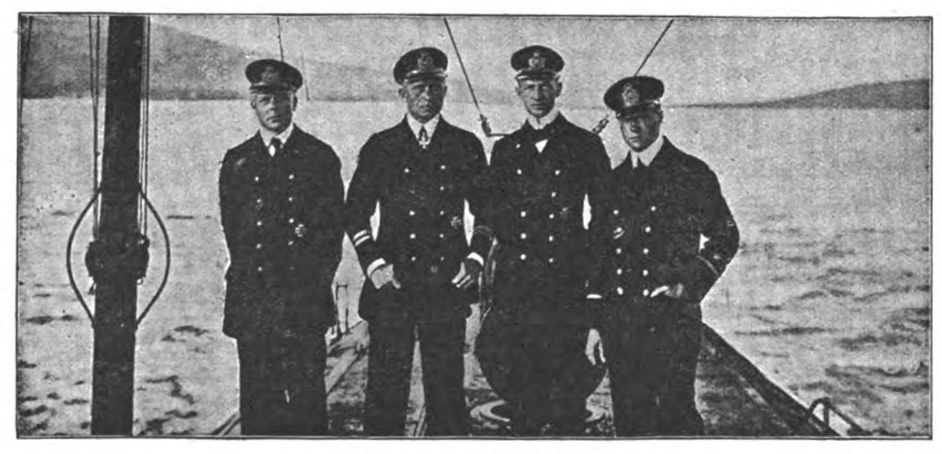
Vor Perasto an der dalmatinischen Küste.



Im Hafen von Spalato an der dalmatinischen Küste.



Festmachen nach erfolgreicher Unternehmung längsseits des Wohnschiffes.
Die Mannschaft erwidert das Hurra der Besatzungen auf den österreichisch-ungarischen Schiffen.



Die Offiziere von „U 35".
Von links nach rechts: Leutnant z. S. de Terra, Kapitänleutnant v. Arnauld, Marine-Ingenieur Löhrs, Oberleutnant z. S. Loyck.

80 000 Tonnen in 28 Tagen.

Mit Kapitänleutnant Lothar v. Arnauld de la Perière (siehe Bild in Band V Seite 127) auf „U 35" im Mittelmeer. Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

pharmazeutischer Präparate, Schimmel in der Riechstoffherstellung. Und diese Fortschritte wurden erreicht durch deutschen Fleiß und zähe Beharrlichkeit, durch ein Verfolgen aller Errungenschaften der chemischen und technischen Wissenschaft. Nur dadurch wurde es möglich, oft nach langjähriger Laboratoriumsarbeit und Aufwendung von Millionen, eine Aufgabe der restlosen Lösung entgegenzuführen. Erinnert sei hier nur an die Synthese des künstlichen Indigos, die Gewinnung von Schwefelsäure nach dem Kontaktverfahren und die Umwandlung von Ammoniak in Salpetersäure.

Mit dem Ausbruch des Krieges, der die chemische Industrie wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, sahen sich die chemischen Werke vor neue Aufgaben gestellt. Die zunächst erfolgte Lähmung war bald überwunden, und eine rege Tätigkeit setzte ein. Abgeschnitten von zahlreichen, für die Munitionsherstellung notwendigen Ausgangstoffen, galt es, die im Inlande befindlichen Rohstoffe in den Dienst des Heeres zu stellen. Vor allem mußte die Beschaffung des in Friedenszeiten aus Chile in außerordentlich großen Mengen eingeführten Salpeters gesichert werden, denn ohne diesen wichtigen Hilfstoff ist Kriegführung undenkbar; Salpetermangel ist gleichbedeutend mit vorzeitiger Beendigung eines Krieges. In der uns umgebenden atmosphärischen Luft verfügen wir über unerschöpfliche Mengen von Stickstoff, ein chemisches Element, das sich unter der Einwirkung des elektrischen Lichtbogens mit dem ebenfalls in der Luft enthaltenen Sauerstoff zu Salpetersäure vereinigen läßt. Eine weitere Stickstoffquelle besitzen wir in dem bei der trockenen Destillation der Steinkohle gewonnenen ammoniakhaltigen Gaswasser. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß es kurz vor Ausbruch des Krieges Professor Haber in Berlin gelungen war, Ammoniak in Salpetersäure überzuführen. Nach diesem Ammoniakverfahren arbeitete die Badische Anilin- und Sodafabrik erfolgreich schon vor Kriegsbeginn in großem Maßstabe.

Mangel an Salpetersäure für die Herstellung von Explosivstoffen ist selbst bei langjähriger Kriegsdauer in Deutschland nicht zu befürchten, ebensowenig für das durch fraktionierte Destillation des Steinkohlenteers gewonnene Benzol und Toluol. Beide Körper lassen sich durch geeignete Behandlung mit Schwefelsäure und Salpetersäure in die in diesem Kriege eine so überaus wichtige Rolle spielenden Sprengstoffe umwandeln: Benzol in Pikrinsäure, Toluol in Trinitrotoluol.

Das aus einem Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel bestehende Schwarzpulver findet in der heutigen Kriegführung nur noch untergeordnete Verwendung, Salpeter, Schwefel und Kohle als Steinkohle sind die Hilfsmittel zur Herstellung weit kräftiger wirkender Explosivstoffe geworden. Schwefel in Form von Schwefelkies oder Pyrit zur Fabrikation der in der chemischen Industrie unentbehrlichen Schwefelsäure bezog

Deutschland vor Beginn des Weltkrieges fast ausschließlich aus Spanien. Auch hier hat es sich vom Ausland unabhängig gemacht. Man erinnerte sich der in Friedenszeiten als nicht einträglich aufgegebenen Schwefelkiesgruben des eigenen Vaterlandes und setzte sie sofort wieder in Betrieb.

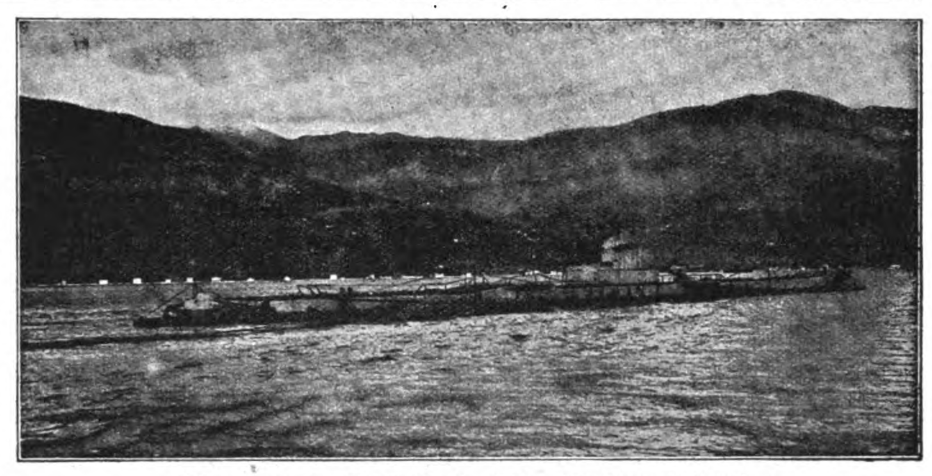
Auf die chemische Industrie Deutschlands hat trotz Blockade der Weltkrieg keine rückschlagende Wirkung auszuüben vermocht; der Heeresbedarf an den verschiedensten Erzeugnissen, besonders an Munition, ist ein so ungeheurer, daß nicht nur die Mehrzahl der chemischen Werke ihre Anlagen bedeutend vergrößert hat, sondern noch neue Werke entstanden sind. Wenn auch die Einberufung zahlreicher Arbeiter sehr störend wirkte, so können die anfänglichen Schwierigkeiten heute als mehr oder minder beseitigt angesehen werden. Reges Leben herrscht daher in den Industriebezirken; viele Tausende von Arbeitern finden hier lohnende Beschäftigung. Einen großen Anteil an der Arbeit in chemischen Werken nehmen auch die Frauen; spätere Zeiten werden es zu würdigen wissen, welche Verdienste sich auch die Frau durch ihre Tätigkeit um das Vaterland erworben hat.

Mit Kapitänleutnant v. Arnauld de la Perière auf „U 35" im Mittelmeer.

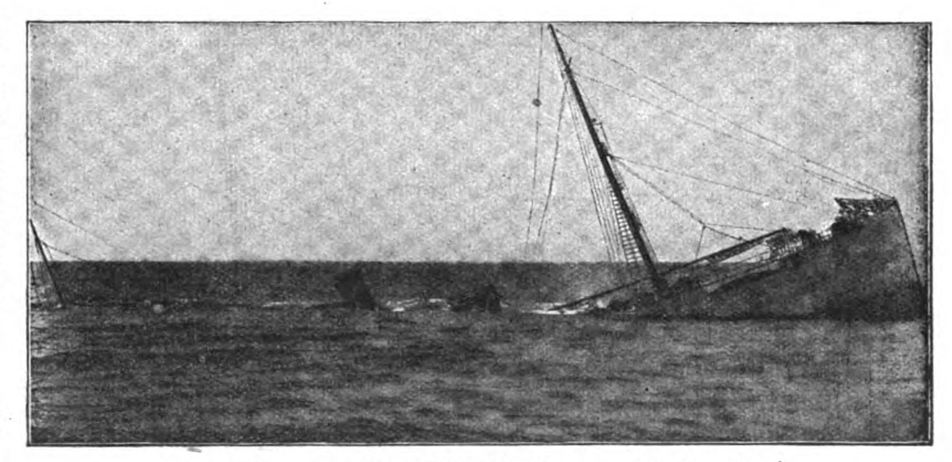
(Hierzu die Bilder Seite 366 und 367.)

Im Frühling 1915 fuhr das erste für das Mittelmeer bestimmte deutsche U-Boot von einem Nordseehafen aus und kam nach mehrwöchiger Fahrt vor den Dardanellen an, in die es erst einlief, nachdem es zwei englische Linienschiffe vor Gallipoli versenkt hatte. Mehr als 7000 Kilometer hatte das Boot, ohne einen Stützpunkt zu berühren, zurückgelegt; noch heute müssen wir staunen, daß einem so kleinen Fahrzeug eine derartige Aufgabe zugemutet wurde und sein Kommandant, Kapitänleutnant Hersing, ihre Durchführung für möglich hielt. Welche Fülle von Überlegungen und Berechnungen war notwendig gewesen, den Plan bis zur Reife gedeihen zu lassen! Aber es mußte gewagt werden, sollten die Dardanellen in türkischer Hand und die Bollwerke im Südosten bestehen bleiben. Weitere Boote folgten auf dem gleichen Wege und erhielten österreichisch-ungarische Häfen als Stützpunkte, nachdem die Sorge um die Dardanellen gehoben war und es galt, die Versorgung der Engländer und Franzosen auf Gallipoli und ebenso die Handelschiffahrt im Mittelmeer nach Kräften zu stören. Den Fahrzeugen bot sich ein reiches Feld der Betätigung auf dieser Hochstraße des Seeverkehrs, wo Abwehrmittel, Wind und Wetter nicht so fühlbar waren wie in dem nördlichen Tätigkeitsgebiet. Kein Wunder war es, daß auf den U-Booten der Befehl: „Klarmachen zur Mittelmeerfahrt" mit Jubel begrüßt wurde.

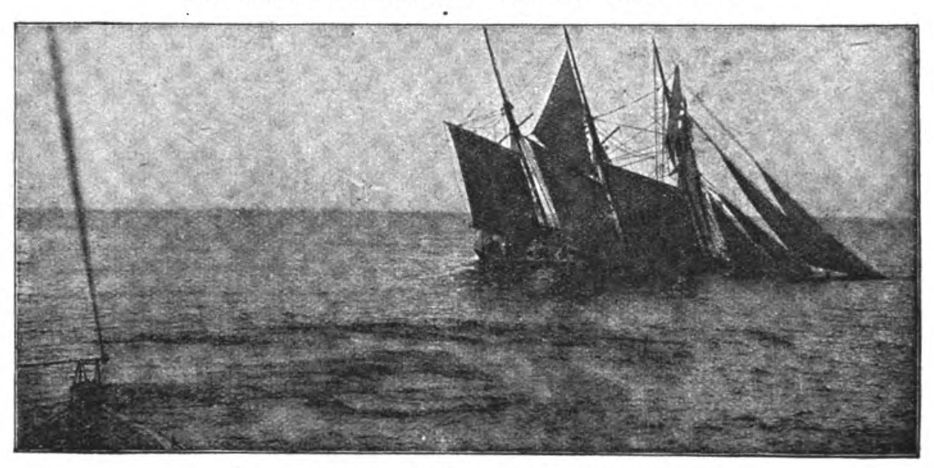
Eines der erfolgreichsten Boote der Mittelmeerflottille ist „U 35" unter dem Kommando des Kapitänleutnants



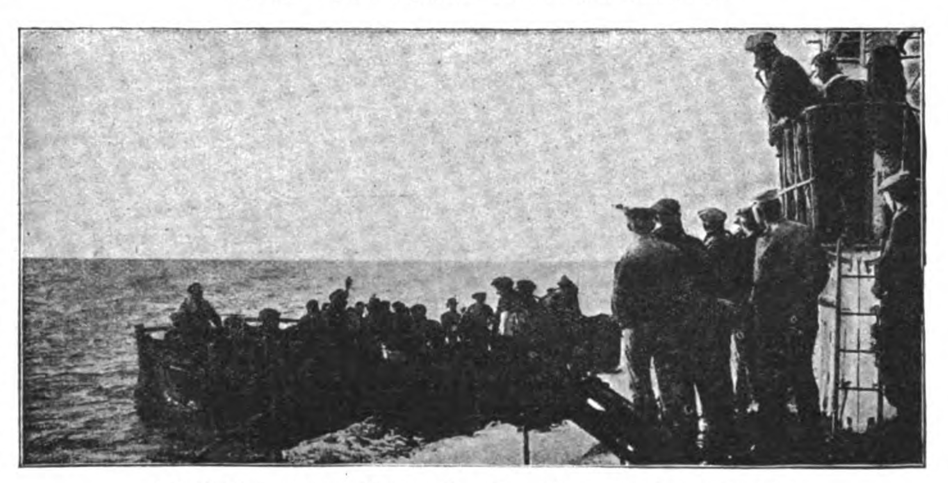
Übungen vor dem Auslaufen im Hafen. Nach dem Auftauchen.



Versenkung des italienischen Dampfers „Giuseppe Accamo".



Versenkung des englischen Schoners „Miß Morris".



Die Besatzung des versenkten Dampfers „Parkgate" kommt längsseits.

80 000 Tonnen in 28 Tagen.

Mit Kapitänleutnant Lothar v. Arnauld de la Perière (siehe Bild in Band V Seite 127) auf „U 35" im Mittelmeer. Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

v. Arnauld de la Perière. In der Zahl des versenkten Tonnengehalts steht es an der Spitze aller deutschen U-Boote. Ende Juli 1917 wies es schon eine Strecke von über 400 000 Bruttoregistertonnen außer mehreren Kriegschiffen auf. Besonders viel machte das Boot von sich reden, als es am 21. Juni 1916 in Cartagena einlief, um dem König von Spanien ein Dankschreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen. Eine ganz besonders glückliche Unternehmung führte das Boot im April und Mai 1917 aus, indem es in achtundzwanzig Tagen 21 Dampfer und 3 Segelschiffe mit rund 80 000 Bruttoregistertonnen auf den Meeresgrund beförderte. Die diesem Text beigegebenen Aufnahmen wurden während der Reise gemacht und haben neben vielen anderen die denkwürdigen Augenblicke dieser Fahrt festgehalten. In einer der wohlgeschützten Buchten Dalmatiens rüstete sich das Boot für eine mehrwöchige Unternehmung; Munition und Torpedo waren an Bord genommen, da hieß es nochmals zur Erprobung tauchen, um die Dichtigkeit und Manövrierfähigkeit festzustellen. Darauf ging es vorbei an den malerischen Bergen und den an ihren Füßen stehenden weißen Häusern der Ausfahrt zu. Vom Wetter begünstigt durchfuhr das Boot die Otrantostraße, ohne auf feindliche Abwehr zu stoßen. Und dann brachte fast jeder Tag Beute, vom 150 Tonnen großen Segler, der in wenigen Minuten mit „allen Lappen" lautlos in die Tiefe glitt, bis zum mehr als 5000 Tonnen großen Dampfer, der sich mit seinen Geschützen zur Wehr setzte und dann doch mit Hilfe eines wohlgezielten Torpedos versenkt wurde. Vier Kapitäne von bewaffneten Dampfern gerieten in Gefangenschaft.

Erst beim Knappwerden der Betriebsmittel wurde die Heimreise angetreten, die ebenso glücklich verlief. Von einem k. u. k. Torpedoboot sicher durch die Minensperren geleitet, lief das Boot in die Bocche di Cattaro ein, vorbei an dem malerischen Perasto, um dann mit Hurrarufen von den Kameraden auf dem Wohnschiff begrüßt zu werden, die schon an den wehenden Flaggen, 21 schwarze für die Dampfer, 3 weiße für die Segler (die untersten 4 sind auf dem dritten Bilde Seite 366 zu sehen), von weitem erkannt hatten, daß die Unternehmung erfolgreich verlaufen war. Nach kurzer Erholung der Besatzung und Austausch der Erfahrungen fuhr das Boot zu einer nordwärts gelegenen Werft zwischen den Inseln und dem Festlande in sicherem Fahrwasser weiter und ging dann vor dem zum Genuß des Landlebens einladenden Spalato mit den weißen Palästen vor Anker. Das Bild auf Seite 366 unten zeigt den mit dem Orden Pour le Mérite geschmückten Kommandanten inmitten seiner Offiziere.

Der deutsche Militärkrankenträger.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Ein stilles Heldentum ist das der Militärkrankenträger. Sie teilen mit ihren kämpfenden Kameraden alle Gefahren und sind oft ihre einzige Rettung in höchster Lebensnot, aber von ihren Samariterleistungen wird wenig Aufhebens gemacht.

Wie an alle Waffengattungen, vielleicht mit Ausnahme der Kavallerie, so hat auch an die Klasse der Militärkrankenträger der Weltkrieg neue und schwere Anforderungen gestellt, und man kann mit höchster Anerkennung rühmen, daß sie denselben unter Aufbietung aller Kräfte gerecht geworden sind.

In die Reihen der ständigen Krankenträger, die unter dem Schutze des Genfer Abkommens stehen und als Abzeichen die Rote-Kreuz-Binde am Arm tragen, treten bei einer größeren Kampfhandlung die mit roter Armbinde gekennzeichneten Hilfskrankenträger. Zu ihnen gehören vor allen Dingen die im entsprechenden Dienst ausgebildeten Spielleute. Sie legen ihre Instrumente beiseite, womit sie sonst ihren Kameraden fröhliche Märsche und manch erhebendes und erheiterndes Musikstück aufspielen, und greifen zum Krankenträgergerät. Dieses besteht im wesentlichen aus der Tragbahre und dem Sanitätstornister, letzterer mit allem Notwendigen gefüllt, was zur ersten Labung und notdürftigen Wundversorgung für den Weg nach dem Truppenverbandplatz geeignet ist.

Als Wegweiser zu manchem im dichten Waldesdickicht oder sonst verborgen oder gar verschüttet liegenden Verwundeten dienen ihnen häufig die vortrefflich dressierten Sanitätshunde, denen allein mancher wackere Soldat sein Leben dankt.

In den Lazaretten, sowie in den Lazarett- und Krankenzügen spielt sich dann der Krankenträgerdienst in ruhigeren und minder gefährlichen Verhältnissen ab. Hier werden die Träger auch zu vielseitigeren Leistungen neben den Militärkrankenwärtern herangezogen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine neue, im deutschen Sanitätswesen benützte Tragbahre, die den Vorzug hat, durch ihr leichtes Gewicht und ihre Kürze auch in den engen Schützen- und Verbindungsgräben gut verwendbar zu sein.

Das Hauptgerät des Krankenträgers ist natürlich das, was ihm zum Fortschaffen des Verwundeten oder Kranken, sei es nun tragender oder fahrender Weise (auf sogenannten Räderbahren), dient. Die Tragbahre kann sehr einfacher und selbstverständlicher Bauart sein, solange es sich um die Beförderung in ebenem und glattem Gelände handelt. Schon im Gebirge aber ist diese Aufgabe wesentlich erschwert und bedingt eine Anpassung von Träger und Tragen an die gegebenen Verhältnisse. Hat man doch vielfach Verwundete fest verschnürt und angeseilt über schroffe Felswände herablassen müssen. Immerhin ist hier noch eine gewisse Bewegungsfreiheit nach verschiedenen Richtungen hin möglich. Noch wesentlich ungünstigere Bedingungen jedoch bietet ein Granattrichterfeld, wie es durch starke Beschießung mit schwerer Artillerie entsteht, zumal bei regnerischer Witterung, und in höchstem Maße der Schützen- oder Laufgraben mit seinen eng stehenden steilen Wänden, scharfen Knickungen und vorspringenden Brustwehren.

Man hat die verschiedensten Versuche gemacht, um die Krankentragen in zweckmäßiger Weise den besonderen Bedingungen des Schützengrabens anzupassen. Schon die große Länge und die Starrheit der seitlichen Tragstangen des zum Beispiel im Lazarett gebräuchlichen Musters haben sich als sehr hinderlich erwiesen. Um diesem Übelstand abzuhelfen, hat man sie — wie unsere Abbildung zeigt — um ein Drittel ihrer Länge zusammenklappbar und das eine Paar Holme entsprechend einschiebbar gemacht, so daß ein Mann von gewöhnlicher Größe sie bequem auf dem Rücken tragen kann, ohne daß sie auf dem Boden aufstößt oder den Kopf überragt. Im Gebrauch muß sie dann allerdings, wie jede gewöhnliche Tragbahre, von zwei Leuten gehandhabt werden. — Einen anderen Ausweg fand man, indem man die Trage nach Art einer „Kraxe" baute, wie sie im Gebirge besonders auch von Schmugglern zur persönlichen Fortschaffung bedeutender Lasten gebraucht wird. Auf ihnen befindet sich der Verwundete in sitzender Haltung oder ausgestreckt mit breiten Gurten festgeschnallt. Diese Art der Beförderung setzt aber eine Körperkraft und -größe des Trägers voraus, über die man doch nur in Ausnahmefällen verfügen kann. So haben sich schließlich nach dem Urteil der erfahrensten Truppenärzte Behelfstragen noch am besten im Schützengraben bewährt, wie sie sich etwa aus zwei übereinander liegenden und seitlich verknüpften Zeltbahnen — diesem so außerordentlich vielseitig verwendbaren Hilfsmittel — mit seitlich eingesteckten Tragstangen ergeben. Diese ermöglichen, zumal wenn sie bei Belastung mit zweckentsprechender Lagerung oder eigens dazu geformten Bügeln auf den Schultern getragen werden, den wackeren Krankenträgern im engen Gewirr der Gräben noch leidliche Bewegungsfreiheit und verhelfen ihnen auch hier dazu, ihres schweren und verantwortungsvollen Amtes treulich zu walten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen setzten ihr **Landungsunternehmen** auf **Ösel** mit dem besten Erfolg fort; bis zum Abend des 14. Oktobers hatten sie schon die Hauptstadt der Insel in ihren Besitz gebracht. Welche Schwierigkeiten die Angreifer bei der Durchführung ihres Vorhabens überwinden mußten, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß zur Beförderung eines Bataillons 2650 Tonnen, für eine Schwadron 1700 und für eine fahrende Batterie 1850 Tonnen Schiffsraum erforderlich sind. Eine Infanteriemunitionskolonne benötigt 1525, eine Artilleriemunitionskolonne 1600 Tonnen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß für Maschinen, Kohlen und ähnliches 40 Prozent des Tonnengehalts der Schiffe abgerechnet werden müssen, für die Truppen also nur 60 Prozent des Tonnengehaltes übrig bleiben. Zur Unterbringung der auf Ösel zu landenden Mannschaften, Pferde, Munition und des Mundvorrats wurden nicht weniger als siebzehn große Dampfer zwischen 6000 und 11 000 Tonnen gebraucht. Die gesamte Transport- und Kriegsflotte der Deutschen, die an dem Unternehmen teilnahm, bestand aus 300 Fahrzeugen, denen schon auf der Reise große Gefahren drohten, denn fast das ganze in Frage kommende Seegebiet war ein einziges großes Minenfeld. Die Feinde hatten Unmengen von Minen planlos ausgelegt, wodurch das Vordringen äußerst erschwert, zugleich aber auch die Bewegungsfreiheit der Russen stark eingeschränkt wurde. Kleine, flachgehende Minenfeger der Deutschen mußten erst, auch nachts, einen sicheren Weg durch das minenverseuchte Gebiet schaffen. Der freigemachten Fahrlinie entlang legten sich dann U-Boote, die mit vorsichtig gegen das Land abgeblendeten Lichtern den nachfolgenden Kampf- und Transportschiffen die Richtung angaben und ihnen so die ungefährdete Annäherung an die Insel ermöglichten. Als der Feind das Feuer eröffnete, war er schon im Schußbereich der deutschen Großkampfschiffe, unter deren Schutz die Landungsarbeiten sicher verliefen (siehe die Bilder Seite 371).



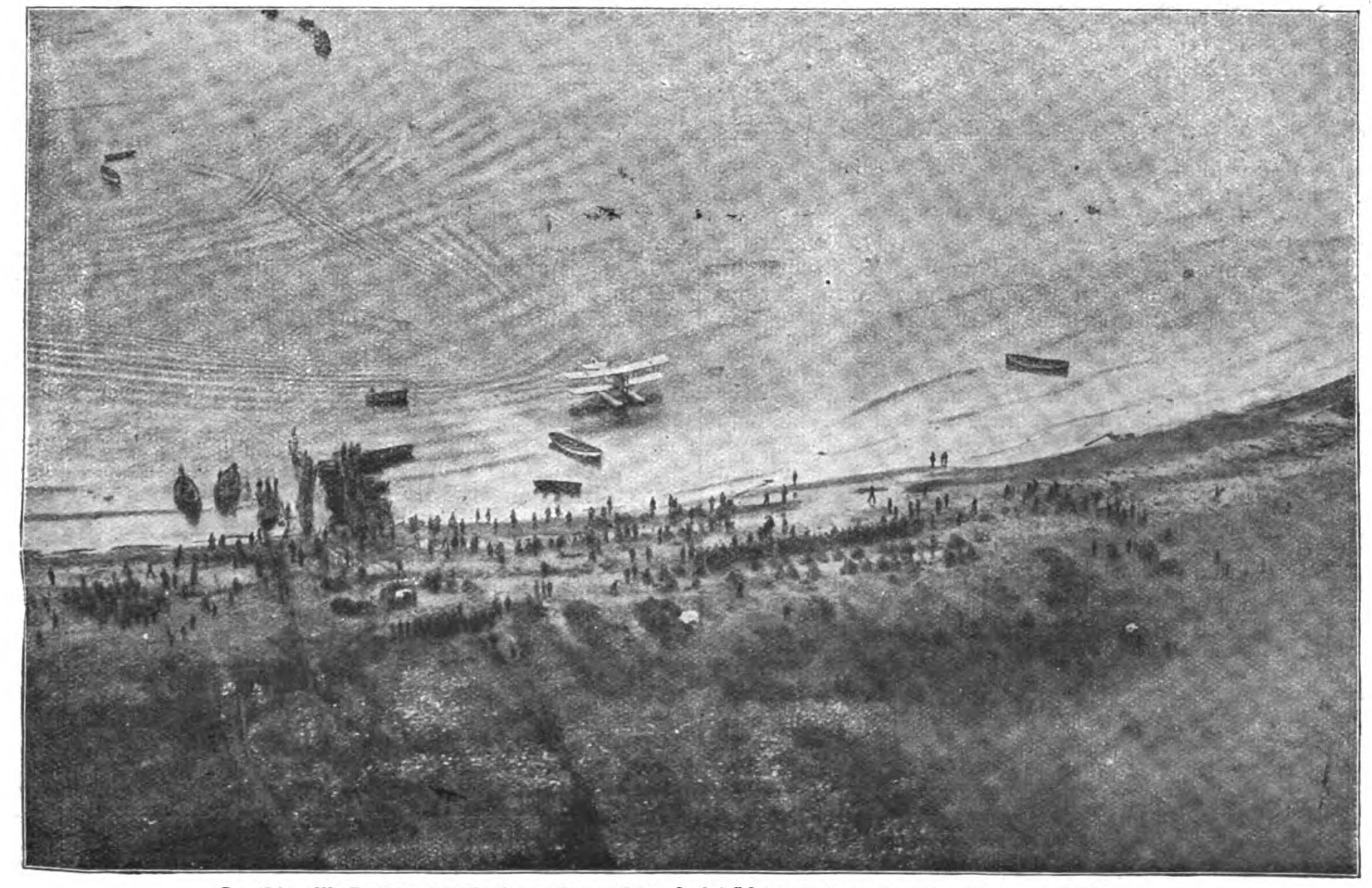
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalleutnant v. Estorff, der Führer der siegreichen deutschen Truppen, die die Insel Moon im Rigaischen Meerbusen einnahmen.

Trotz aller Umsicht, mit der die Vorbereitungen für die Ausschiffung getroffen worden waren, nahm diese doch ziemlich viel Zeit in Anspruch, so daß den auf der Insel ungestüm vorgehenden Truppen nicht einmal die Feldküchen schnell genug nachgeführt werden konnten. Von den sie freundlich empfangenden estnischen und schwedischen Bauern, die die 2600 Quadratkilometer große Insel bewohnen, erhielten die Kämpfer aber die nötigen Nahrungsmittel sowie auch Pferde und Wagen zur Beförderung der Tornister und Geräte, wodurch ein rasches Verfolgen des Feindes gewährleistet wurde.

Als die Deutschen Arensburg erreicht hatten, war die Hauptstreitmacht der Russen in zwei Teile geschieden; der eine wurde nach Süden, der andere nach Norden abgedrängt. So bildeten sich zwei Hauptkampfschauplätze: im Nordosten der Brückenkopf von Orrisar, im Süden die Halbinsel Sworbe. Letzterer war nach zahlreichen Gefechten mit den Deutschen der größere Teil der Russen zugeströmt, weil es ihm nicht gelungen war, den Weg nach Orrisar freizuhalten. Nach dort, wo nun der kleinere Teil der russischen Streitkräfte den Kampf aufnahm, hatte sich die ganze Besatzung der Insel durchschlagen wollen, um den Steindamm, der Ösel mit Moon verbindet, zu erreichen und über die Insel Moon das Festland zu gewinnen.

Den wichtigen Punkt, wo der Steindamm beginnt, hatten deutsche Radfahrertruppen schon sehr bald nach der Landung besetzt. Russische Abteilungen, die dauernd Ver-



Deutsches Wasserflugzeug überbringt den auf der Insel Ösel gelandeten deutschen Truppen Meldungen.

stärkungen erhielten, brachten diese Vortruppen in schwere Bedrängnis. Die Deutschen wehrten sich wacker, bis auch sie Zuzug bekamen, worauf sich in der Nacht zum 16. Oktober bei Peude ein Gefecht entwickelte, in das auf russischer Seite fünf 28-cm-Langrohrgeschütze von der Halbinsel Woi auf Moon aus eingriffen, während den Deutschen von ihren in die Kassar Wiek vorgestoßenen Kriegschiffen Hilfe wurde. Nachmittags gegen halb fünf Uhr mußten sich die Russen ergeben. Außer ihrem Führer, dem General Iwanow, und seinem Stabschef, General Kolbe, gerieten noch 2 Generale, 3 Obersten und 60 andere Offiziere mit 5000 Mann in Gefangenschaft. Unter der Beute der Deutschen befanden sich 14 Feldgeschütze, ein mächtiger Wagenpark und 30 000 Rubel Geld.

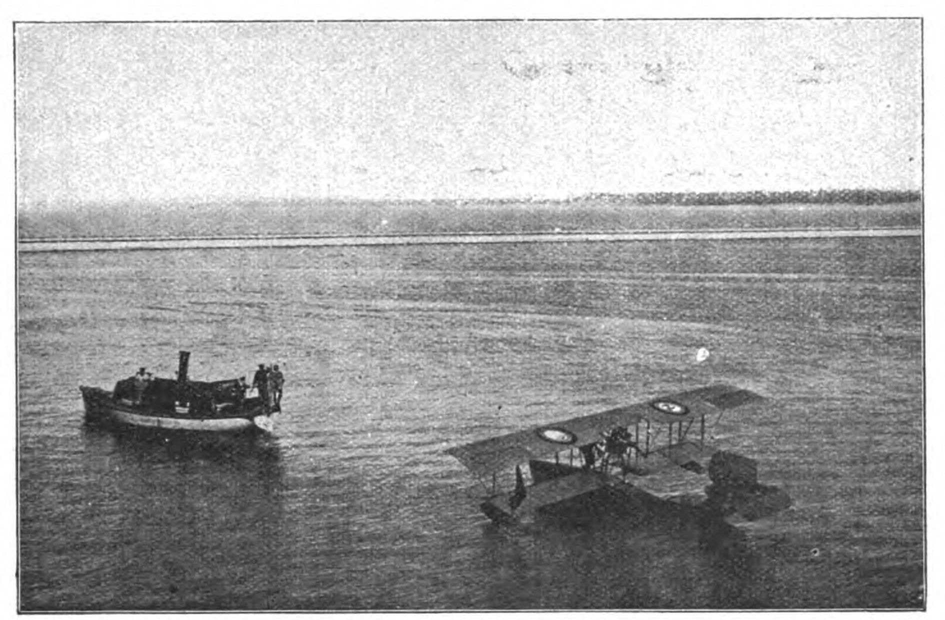
Bis zum 16. Oktober wurde auch der Widerstand der größeren russischen Streitmacht auf der langen, schmalen Halbinsel Sworbe im Süden Ösels nach zum Teil recht hartnäckigen Kämpfen gebrochen. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich bedeutend. Die schweren Landbatterien, zu denen vier englische 30,4-cm-Geschütze allerneuester Bauart gehörten, wurden mit reichlichen Munitionsvorräten von den Deutschen erbeutet. Die Insel Ösel, auf der 65 000 Einwohner lebten, war am 16. Oktober vollständig im Besitz der Angreifer. General v. Kathen, der siegreiche Führer der deutschen Landungstruppen auf Ösel (siehe Bild Seite 259), hatte damit einen neuen großen Erfolg seinen früheren, auf den verschiedenen Kriegschauplätzen erzielten angereiht.

Die russische Flotte hatte auch jetzt wieder eine auffallende Untätigkeit an den Tag gelegt. Sie verfügte über gute Schiffe, darunter neun Linienschiffe mit 30,5-cm-Geschützen und neun Panzerkreuzer, von denen vier erst während des Krieges vom Stapel gelassene mit je zwölf 35,6-cm-Geschützen bestückt waren. Um die russische Flotte zum Kampf zu zwingen und sie aus dem Moonsund zu vertreiben, lief in der Nacht zum 17. Oktober ein deutsches Kampfgeschwader in den Rigaischen Meerbusen ein. Der Moonsund wurde gleichzeitig auch von Norden her angegriffen, wo die Deutschen mit ihren Torpedobooten schon am 14. Oktober die Durchfahrt durch den Sölasund zwischen Ösel und Dagö in die Kassar Wiek erzwungen hatten. Bei Tagesanbruch gewannen hier und vom Süden her die deutschen Seestreitkräfte mit dem Feinde Fühlung. Die Russen führten zunächst mit ihren leichten Kampfeinheiten und acht Tauchbooten Angriffe auf die großen deutschen Schiffe aus. Als dies erfolglos blieb, ließen sie die zwei Großkampfschiffe „Grasetdanin" und „Slawa", und neben zwei anderen großen Kreuzern auch den großen Kreuzer „Bajan" an dem Gefecht teilnehmen. Die Vorhut der deutschen Torpedoboote zog sich vor dem Feuer der russischen Großkampfschiffe auf die heranrückende Hauptmacht zurück und setzte dann mit dieser zusammen den Kampf fort, in dessen Verlauf die „Slawa" in Brand geschossen wurde, worauf sie kampfunfähig im Moonsund umhertrieb. Eine Nacht hindurch wütete das Feuer auf dem Schiffe, das dann in der Nähe der Insel Schildau sank. Gemeinschaftlich mit bombenwerfenden Seeflugzeugen (siehe Bild Seite 369) trieb das deutsche Geschwader die russischen Kriegschiffe in die Flucht.

Nach den für sie glücklich verlaufenen Seegefechten am 17. Oktober leiteten die Deutschen in der Nacht zum 18. den Angriff auf Moon ein. Südlich von St. Johann landeten ihre ersten Abteilungen. Unter dem Befehl des Generalleutnants v. Estorff (siehe Bild Seite 369) sammelten sich die Deutschen, die auch an einer zweiten Stelle Fuß gefaßt hatten. Estorff eroberte zunächst den Ort Moon, teilte dort seine Truppen in zwei Kolonnen und säuberte dann die ganze Insel vom Feinde, wobei viel Kriegsgerät in die Hände der Sieger fiel. Auf der Woihalbinsel wurden mehrere Batterien erbeutet, außerdem fünf unversehrte Flugabwehrgeschütze. In der Gegend von Tupperum wurden rund 700 Russen gefangen und 27 Maschinengewehre erobert. Deutschen Radfahrerabteilungen, die die ganze Insel durchsuchten, hatten sich 60 Offiziere und über 5000 Mann ergeben, darunter ein Brigadegeneral.

Mittlerweile ergriffen die Deutschen auch von den Inseln Runö und Abro in kühner Weise Besitz. Ein Leutnant stieg mit sechzehn Mann auf die Schwimmer deutscher Seeflugzeuge und flog so nach den Inseln hinüber, deren Besatzungen keine Schwierigkeiten machten. Auf Abro konnten die Deutschen sofort eine Funkenstation zur Nachrichtenübermittlung verwenden.

Nun galt es noch, die Insel Dagö zu nehmen, wo schon zu Beginn der Operation gegen Ösel deutsche Truppen erschienen waren, um die Russen über die Absichten der deutschen Führung zu täuschen. Die Abteilung wurde sehr bald wieder zurückgenommen, und am 14. Oktober landeten neue Mannschaften. Die schwachen deutschen Streitkräfte arbeiteten sich tapfer vor, gingen dann aber vor stark überlegenen russischen Truppen ebenfalls wieder auf die Schiffe zurück. Vom 19. bis zum 21. Oktober erfolgte die endgültige Besetzung der Insel durch eine stärkere deutsche Abteilung, die noch 1200 Russen gefangen einbrachte. Die kleine Insel Schildau zwischen Moon und dem Festland nahmen die Deutschen den Russen am 21. Oktober auch noch ab.



Ein abgeschossenes russisches Flugzeug wird an der Küste Kurlands eingebracht.

In neun Tagen war die Unternehmung gegen die Inselgruppe zum Abschluß gelangt. Die gesamte Beute betrug 20 130 Gefangene, über 100 Geschütze, davon 47 schwere Schiffsgeschütze, einige Revolverkanonen, 150 Maschinengewehre und Minenwerfer, über 1200 Fahrzeuge, 30 Kraftwagen, gegen 2000 Pferde, 10 Flugzeuge, 3 Staatskassen mit 365 000 Rubeln, große Vorräte an Verpflegungsmitteln und vieles andere Kriegsgerät, insbesondere große Munitionsbestände.

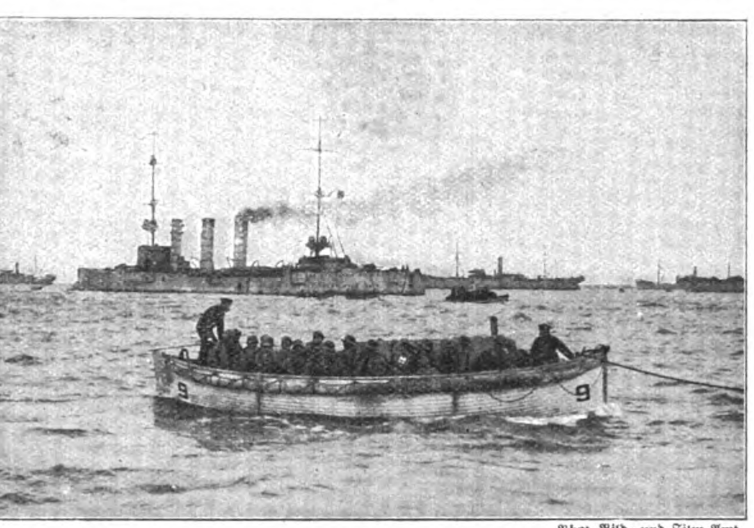
Weitere Einzelheiten über die Besetzung der Inselgruppe finden unsere Leser auf Seite 382, in dem aus fachmännischer Feder stammenden Artikel: „Die Eroberung von Ösel". —

* * *

Die **Italiener** hatten nach ihrem Mißerfolg in der elften Isonzoschlacht einen neuen Hilferuf an ihre Verbündeten gerichtet. Eine Division nach der anderen kam aus dem Westen an den Isonzo, und unter unsäglichen Mühen wurden schwere Batterien in Massen auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist, wo Cadorna seine Hauptkräfte zusammenzog, eingebaut und alles zu einer neuen Offensive bereitgestellt, die die größte werden sollte, die von den Italienern bisher eingeleitet worden war. Da kam plötzlich eine gewisse Stockung und Unsicherheit in die Vorbereitungen. Es war den Italienern nicht verborgen geblieben, daß von Norden her Züge heranrollten, in denen Truppen mit den bekannten deutschen Stahlhelmen befördert wurden. Wie ein großer Strom zog es von Norden

heran. Cadorna stutzte. Er wollte abwarten. Doch nicht lange Zeit wurde ihm dazu gegeben.

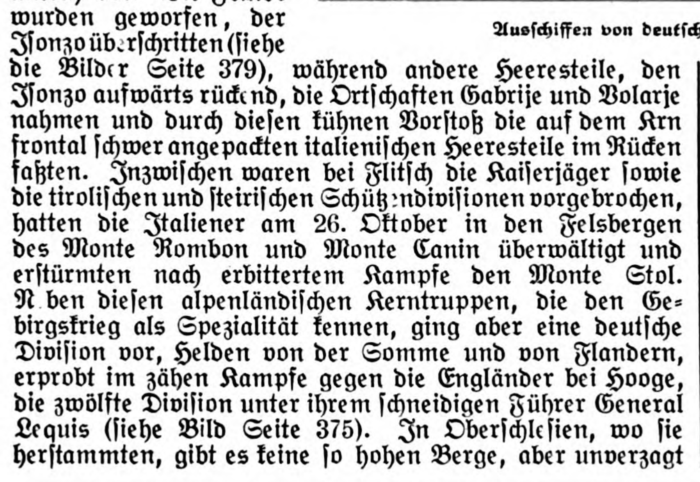
Schon in der Nacht vom 23. zum 24. Oktober brüllte an der Front von Flitsch (siehe Bild Seite 380/381 oben) bis zum Karst ein mächtiges Artilleriefeuer los, von einer Wut und Heftigkeit, wie es die Italiener bisher noch nicht kennen gelernt hatten. Um sechs Uhr dreißig steigerte sich diese Beschießung zum Trommelfeuer, das mit unverminderter Heftigkeit bis um acht Uhr morgens anhielt. Mit dem Schlage acht brach die Infanterie der Mittelmächte zum Generalsturm vor.



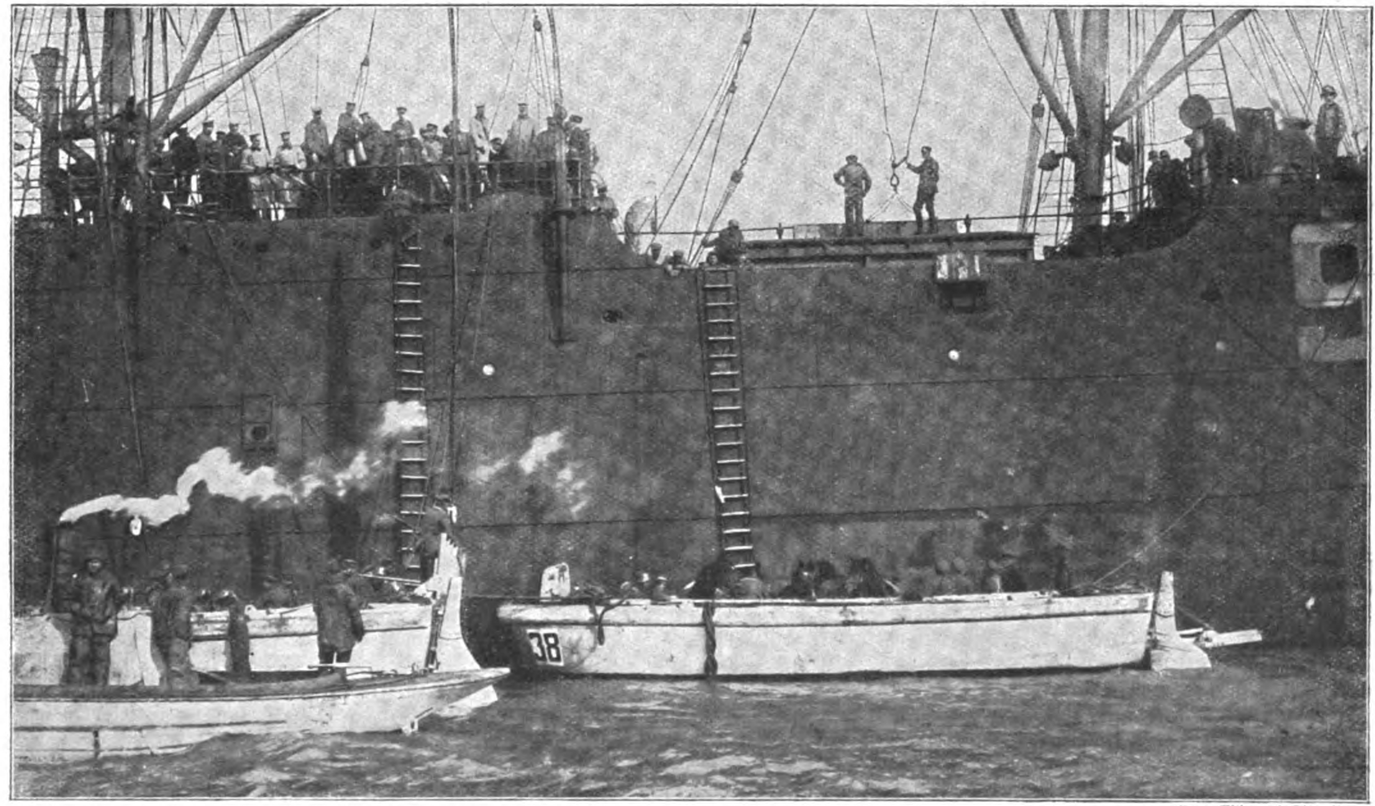
Phot. Bild- und Film-Amt.

Ausschiffen von deutschen Truppen vor Ösel.

Es waren Kerntruppen, die hier angesetzt wurden. Mit großer Schnelligkeit rückte von Tolmein (siehe Bild Seite 380/381 unten) aus eine Kolonne gegen die italienischen Brückenköpfe Santa Maria und Santa Lucia (siehe die Karten Seite 374 und 378 und die Bilder Seite 375 unten sowie das Bild in Band IV Seite 351 unten) vor. Die Feinde wurden geworfen, der Isonzo überschritten (siehe die Bilder Seite 379), während andere Heeresteile, den Isonzo aufwärts rückend, die Ortschaften Gabrije und Volarje nahmen und durch diesen kühnen Vorstoß die auf dem Krn frontal schwer angepackten italienischen Heeresteile im Rücken faßten. Inzwischen waren bei Flitsch die Kaiserjäger sowie die tirolischen und steirischen Schützendivisionen vorgebrochen, hatten die Italiener am 26. Oktober in den Felsbergen des Monte Rombon und Monte Canin überwältigt und erstürmten nach erbittertem Kampfe den Monte Stol. Neben diesen alpenländischen Kerntruppen, die den Gebirgskrieg als Spezialität kennen, ging aber eine deutsche Division vor, Helden von der Somme und von Flandern, erprobt im zähen Kampfe gegen die Engländer bei Hooge, die zwölfte Division unter ihrem schneidigen Führer General Lequis (siehe Bild Seite 375). In Oberschlesien, wo sie herstammten, gibt es keine so hohen Berge, aber unverzagt griffen die schneidigen Oberschlesier den Schlüsselpunkt der italienischen Nordfront, den Monte Matajur, an. Mit vier Kompanien des Infanterieregiments Nr. 63 erstürmte Leutnant Schnieber (siehe Bild Seite 375) schon am 25. Oktober, dreiundzwanzig Stunden nach dem Beginn der Offensive, diese schwer umkämpfte Spitze, eine Heldentat, die ihm sowie seinem hervorragenden Führer, General Lequis, den Orden Pour le Mérite eintrug. Während die Oberschlesier um den Monte Matajur kämpften, griffen Bayern von vorn die steile Felswand des Kolowratrückens an, wo sich die italienischen Brigaden Spezia und Toro stark eingebaut hatten. Um diese Hauptstellung der Italiener, einen durchschnittlich 1000 Meter hohen Rücken, der sich auf dem rechten Isonzoufer von Nordwest nach Südost hinzieht, gab es ein heißes Ringen. Von Stufe zu Stufe kletterten die Bayern, zu denen sich bald auch preußische und österreichisch-ungarische Truppen gesellten, Linie auf Linie nahmen sie nach schwerem Kampfe mit den sich hartnäckig wehrenden Italienern, bis endlich die Leiskospitze und bald darauf auch die Höhe 732 erobert war. Von hier aus wurde dann die gesamte Stellung auf dem Kolowratrücken aufgerollt und damit eine weite Bresche auch in diesen Teil der italienischen Front geschlagen.



Immer weiter griff die Umfassung aus. Mit unwiderstehlicher Kraft trieben Deutsche, Österreicher und Ungarn den linken Flügel der Armee Capello vor sich her, oft durch überraschende Überfälle auf flüchtende Abteilungen oder Transporte (siehe Bild Seite 372/373) dem Gegner empfindlichen Schaden zufügend. Überflügelt und von allen Seiten umfaßt, gingen die Brigaden Genova, Aetne, Caltanissetta, Alessandria, Friuli und das zweite Bersaglieriregiment, die den Krnabschnitt und die anschließenden Geländeteile zu decken hatten, völlig zugrunde; was nicht fiel, wurde gefangen genommen, das gesamte Artillerie-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Ausschiffen von Pferden deutscher Landungstruppen vor Ösel.



Italienische Transportkraftwagen werden auf einer Bergstraße an der Isonzofront von einer österreichisch-ungarischen Abteilung überfallen.



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

material restlos erbeutet. — Während dieser Zeit kämpften auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist mit verzweifelter Tatkraft österreichisch-ungarische Truppen, vor allem Szekler Regimenter und Magyaren, gegen die italienische Übermacht, die Capello mit aller Kraft vorwarf, in der Hoffnung, durch wütende Gegenstöße und örtliche Erfolge die im Norden vorwogenden Gegner zum Stillstand bringen zu können. Unter dem wilden Anprall bogen sich die Linien der Szekler, aber sie hielten stand, und Sturm auf Sturm der Welschen wurde abgewiesen, von denen besonders die Brigaden Belluno, Pescara, Sele, Ravenna und Venezia, unterstützt durch Alpinibataillone, rücksichtslos zum Bajonettsturm eingesetzt wurden. Aber alle ihre Angriffe brachen unter schwersten Verlusten zusammen; und da auch die Nachrichten von dem linken Flügel der zweiten Armee immer bedrohlicher lauteten, gab General Capello den Befehl zum Rückzuge.

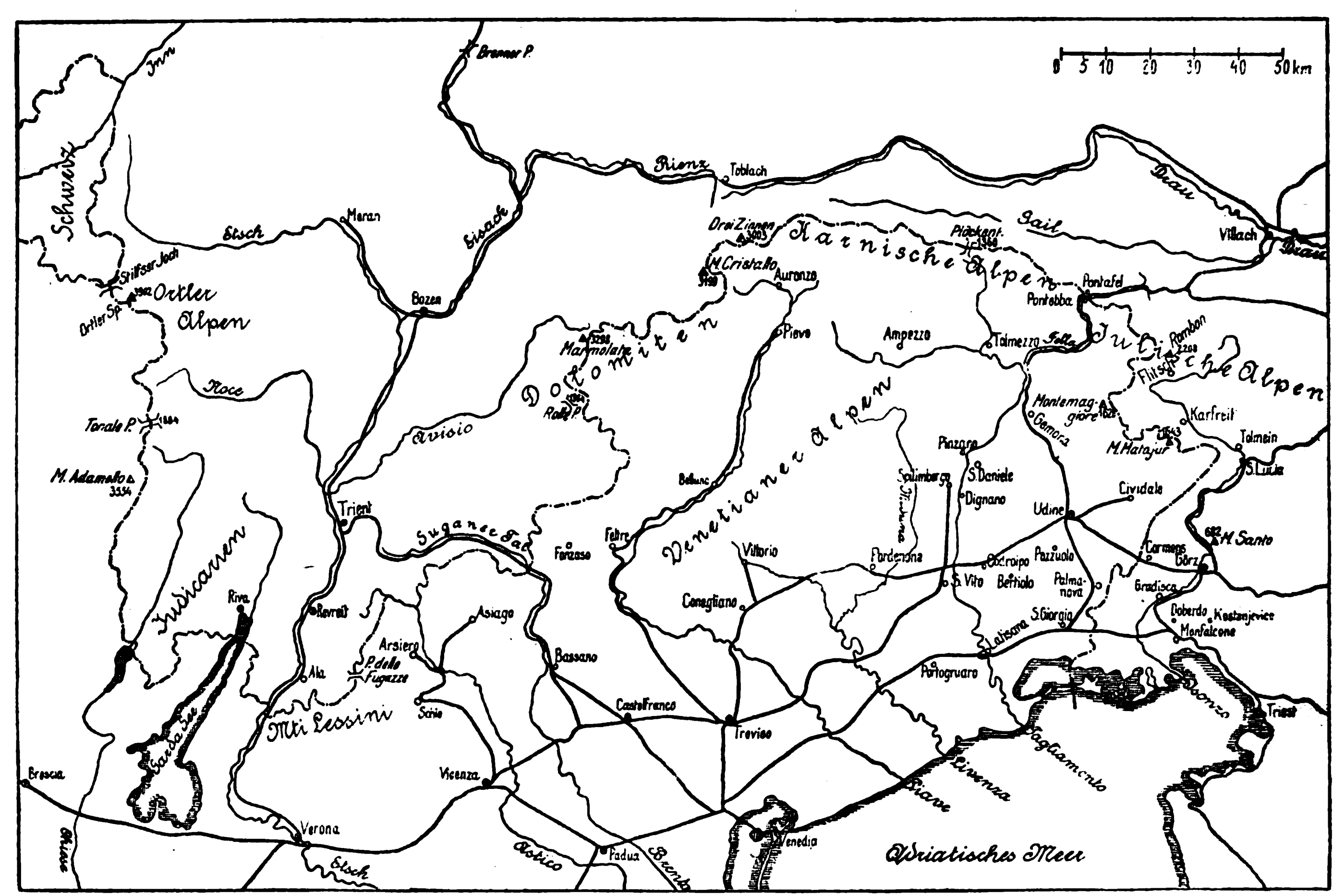
Es war zu spät.

Der linke Flügel war vollkommen geschlagen. Aufgelöst und halbvernichtet wälzten sich die Trümmer der Nordgruppe auf Cividale und von dort weiter auf Udine; ihnen nach drängten Deutsche, die Kaiserjäger und Schützendivisionen, die den Feinden scharf zusetzten. Angesichts dieser verzweiflungsvollen Lage versuchte nun Capello, seine auf der Hochfläche von Bainsizza in wilden Nahkampf verbissenen Regimenter staffelweise aus dem Feuer zu ziehen und zu retten, was noch zu retten war, wenn auch die dort so zahlreich eingebauten schweren Geschütze verloren gegeben werden mußten. Zuerst sollte die Gruppe Lom-Kal, die als die nördlichste am meisten gefährdet war, zurückgehen, dann sollten ihr die südlichen Teile staffelweise folgen. Doch kaum leitete die erste Gruppe die rückgängige Bewegung ein, da erhob sich die österreichisch-ungarische Linie wie ein Mann zum Vorstoß. Der linke Flügel der Bainsizzagruppe wurde von Szekler Regimentern in forschem Anlaufe geworfen und in völliger Unordnung auf Auzza zurückgeschlagen, von wo aus gerade frische italienische Truppen zur Ablösung und Verstärkung der Nachhuten im Anstiege waren. Ein fürchterliches Durch-

einander entstand. Die Reserven wurden in die allgemeine Flucht mit hineingerissen, alles floh teils über den Isonzo auf Ronzina, um dort den Deutschen und Tirolern in die Hände zu laufen und gefangen zu werden, teils auf Canale, auf das schon andere italienische Heeresteile im Abmarsch waren. Die Straßen in dem Isonzotale waren mit Truppen, Artillerie und Kolonnen völlig verstopft, man konnte weder vorwärts noch rückwärts, Bestürzung herrschte, grenzenloser Wirrwarr; es gab keine Befehle mehr, keinen Gehorsam, alles dachte nur an Flucht (siehe die Kunstbeilage), nur heraus aus dieser Hölle, in die die Granaten und Schrapnelle der deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien hineinhagelten. Über dem Tale aber kreisten ganze Fliegergeschwader, und ihre Bomben sowie ihr wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer trugen noch dazu bei, das allgemeine Durcheinander vollständiger zu machen, um so mehr, als bald auch österreichisch-ungarische Truppen auf den Höhen am Isonzo auftauchten und gegen Plava vordrängten, wohin die Hauptmasse der Flüchtigen ausbog, um dort auf den beiden Isonzobrücken diesen Fluß zu überschreiten. Erreichten die Verbündeten bald die Brücken, so stand eine Katastrophe bevor; das sah Capello ein. Zum Äußersten entschlossen, holte der italienische Feldherr die fünfte Bersaglieribrigade sowie mehrere Alpinibataillone aus dem allgemeinen Gewirr zum Gegenstoß heraus, Teile anderer tapferer Regimenter hingen sich an, und mit diesen Truppen versuchte Capello einen scharfen Gegenstoß. Die Italiener fochten mit hervorragender Tapferkeit, ihrer alten Überlieferung als Elitetruppen würdig, jedoch ihre Aufopferung war vergebens. Ungarn und Kämpfer aus Galizien überwältigten auch diesen letzten Widerstand; die Mehrzahl der Italiener fiel, und dann stießen die Österreicher und Magyaren am 27. Oktober bis nach Plava durch. Wer noch an den Brücken war, wurde gefangen, ein unermeßliches Artilleriematerial und Heeresgerät erbeutet. Die eingebrachten Gefangenen wurden auf besonders vorbereiteten Gebirgstraßen abgeführt, auf denen auch die Verwundeten mittels Gebirgsponys, Maulesel und Karren zurückgeleitet wurden (siehe Bild Seite 377).

Sobald der Verlauf der Kämpfe im Norden den Sieg der verbündeten Truppen klar erkennen ließ, waren auch die bei Görz und südlich davon stehenden Heeresteile zum Angriff übergegangen. In jähem Anpralle säuberte ungarische Honved den Monte San Gabriele und erstürmte am 26. Oktober nach heißem Ringen den Monte Santo. Wenige Stunden später fiel auch der Kuk in die Hände der tapferen Magyaren. Jetzt ging es auf die Ruinenstätte zu, die einstmals Görz, die Stadt der Veilchen, gewesen war. Nach kurzem Handgemenge drangen am 28. Oktober Mannschaften des Karlowacer Infanterieregiments Nr. 96 als erste ein, und wenige Minuten später flatterte auf dem Kastell die Fahne Habsburgs über der befreiten Stadt. Allmählich wurde die ganze Armee des Herzogs von Aosta in die Niederlage Capellos mit hineingerissen. Der Widerstand wurde matter. Die Podgora, jene einst so heiß umkämpfte Höhe, der Schlüssel von Görz, wurde am 27. Oktober verhältnismäßig rasch genommen. Die Italiener begannen an der ganzen Front zu weichen. An der Spitze seiner elften Jäger stürmte Major Mocsary am gleichen Tage über die brennende Isonzobrücke und entriß den Italienern den Monte Fortin. Die ungarische siebzehnte Division erstürmte den Fajti Hrib, Monfalcone wurde erobert, der Isonzo in breiter Front überschritten. Die Italiener mußten schleunigst zurück, wenn sie nicht in die zusammenbruchartige Niederlage ihrer Nordarmee verwickelt werden wollten, denn schon am 27. Oktober waren deutsche Truppen, allen Widerstand brechend, in das brennende Cividale eingerückt, und nur noch wenige Kilometer trennten sie von Udine. Außerdem hatten Streitkräfte des Generals der Infanterie Alfred Kraus (siehe Bild Seite 375) am 28. Oktober mittags die erste Bresche in das befestigte Lager von Gemona geschlagen, indem sich das steirische Schützenregiment Nr. 28 mittels eines Handstreiches des Panzerwerks auf dem Monte Lanza bemächtigte. Fiel der wichtige Bahnknotenpunkt Udine in deutsche Hand, bevor der Rückzug der Südgruppe eingeleitet war, so stand nur noch die Bahnlinie über Latisana zur Abbeförderung der Isonzoarmee zur Verfügung und die Niederlage wurde noch größer.

Nach sorgfältiger Vorbereitung, die sich auch auf die Räumung gefährdeter Ortschaften erstreckte (siehe Bild Seite 376), hatte die Offensive am 24. Oktober ihren Anfang genommen, vier Tage später waren über 100 000 Mann der italienischen Isonzoarmeen gefangen, über 700 Geschütze



Übersichtskarte zur Offensive der Mittelmächte gegen Italien.

erbeutet, ganz abgesehen von dem riesenhaften Material, das noch eingebaut in den Waldungen steckte, die italienische Armee war vernichtend geschlagen, und dabei dauerte die Offensivbewegung ohne Unterbrechung an. Hindenburg liebte keine halbe Arbeit, und Otto v. Below (siehe die Bilder in Bd. II Seite 188 und Bd. VI Seite 62) war ein guter Schüler von ihm. Boroevic aber, der alte Held von elf Isonzoschlachten, der eiserne Kroat (siehe Bild in Band I Seite 327), zahlte nun den Italienern tausendfach heim, was er und die Seinen erduldet. Unaufhaltsam ging es vorwärts. Deutsche, Österreicher und Ungarn waren rastlos hinter dem eidbrüchigen Bundesgenossen her, um ihm die Dankesschuld, die er sich durch seine Handlungsweise an ihnen erworben hatte, mit Zinsen heimzuzahlen. — (Fortsetzung folgt.)



Phot. Verl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalmajor Lequis, Kommandeur der 12. Infanterie-Division, erhielt für besondere Verdienste an der Isonzofront den Orden Pour le Mérite.



Phot. Verl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General der Infanterie Alfr. Kraus, dessen Truppen die erste Bresche in das befestigte Lager von Gemona schlugen und sich durch Handstreich des Panzerwerks auf dem M. Lanza bemächtigten.





Phot. Rosenthal, Guben.
Leutnant Schnieber, der Führer der Kompanien, die am 25. Oktober 1917 den Monte Matajur erstürmten, erhielt für seine Heldentat den Orden Pour le Mérite.

Helden vom Isonzo.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Brieftaube.

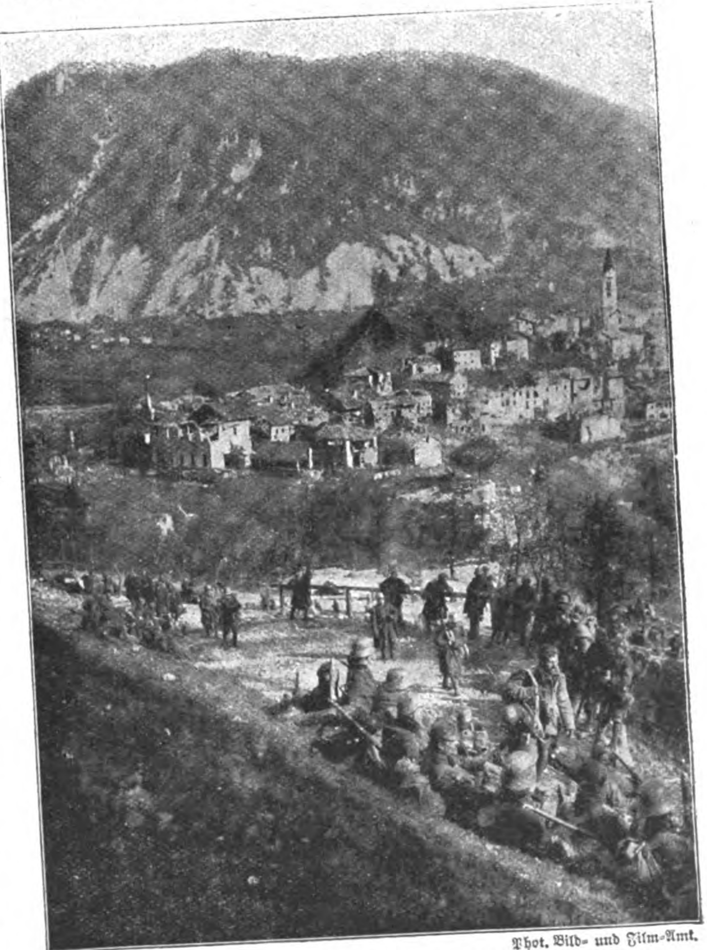
Erzählung aus dem Kriege. Von Paul Grabein.

(Schluß.)

In dem weltentlegenen Weiler Halincourt, nahe der belgischen Grenze, wo ein kleines deutsches Wachtkommando lag, war der Haftbefehl gegen Dupont auch bekanntgegeben worden. Seitdem war beständig von dort aus ein Mann mit dem Motorrad unterwegs, der die nach der Grenze führenden Wege abpatrouillieren sollte. Es war am Vormittag des anderen Tages. Der gerade diensttuende Mann war auf seiner Fahrt, der Landstraße folgend, auf eine Geländehöhe gekommen. Hier hielt er nun an, stieg vom Rad und suchte durch das Fernglas die Umgebung ab. Er hatte von seinem Standpunkt aus ein weites Gesichtsfeld und konnte alle die in Betracht kommenden Wege gut übersehen.



Phot. Bild- und Film-Amt.
In dem gestürmten Santa Lucia im Isonzotal.



Phot. Bild- und Film-Amt.
Rastende österreichisch-ungarische Truppen vor Santa Lucia.

Eine Weile suchte er das Gelände ab, ohne etwas Verdächtiges zu gewahren. Plötzlich aber stutzte er. Bewegte sich da ganz hinten auf dem Feldwege, der zum Grenzwald hinführte, nicht etwas wie ein Wagen? Er stellte das Glas schärfer ein. In der Tat — es war ein zweiräderiger Bauernkarren, wie sie hierzulande üblich waren. Das wäre also an sich nichts Besonderes gewesen, es hätte ja auch ein für Heereszwecke in Anspruch genommenes Gefährt sein können. Was ihm indessen Bedenken einflößte, war der Umstand, daß der Wagen außergewöhnlich schnell fuhr und auf jenem ganz entlegenen Wege, der weitab von der deutschen Etappenstraße lag. Die Sache mußte deshalb unbedingt aufgeklärt werden.

Rasch stieg der Mann wieder aufs Rad. Er kannte die Gegend hier gut; so gelang es ihm, querfeldein auf den Stegen zwischen den Fluren hinüberzukommen auf den betreffenden Weg. Der Wagen war dort nicht mehr zu sehen, aber wie er in der Richtung hinter ihm her eilends weiterfuhr und nun eine Erhebung des Bodens erreichte, tauchte das Gefährt plötzlich wieder vor ihm auf — schon ziemlich nahe dem Walde. Mit Vollgas raste er da hinter den Verdächtigen her.

Das wilde Knattern des herannahenden Motorrades mußte jetzt auf dem Wagen gehört worden sein. Aus dem Halbverdeck vorn streckten sich rechts und links zwei Köpfe, zuckten aber gleich wieder zurück. Dann sah man die Peitsche das Pferd zum Äußersten antreiben. Als aber das heranknatternde Rad immer näher kam, schienen sich die Wageninsassen anders entschlossen zu haben — das Gefährt hielt plötzlich an.

Ein paar Augenblicke später war die Patrouille heran und sprang vom Rade. Das Gewehr in der Hand, trat sie an das Gefährt und sah nun, wer die Insassen waren: ein Bauer und neben ihm eine offenbar schon ältliche Frau vom Lande, dicht in Kopf- und Umschlagetücher eingewickelt.

„Wer sind Sie? Wo wollen Sie hin?" fragte der Soldat.

Der Bauer zog mit ängstlicher Beflissenheit den Hut.

„Ich — ich bin Jean Pierre, mein Herr, aus Etienne-au-Bois dahinten" — er wies mit der Peitsche rückwärts —, „und das hier ist meine Tante, Madame Eugénie Boucher. Die arme alte Frau ist krank, schwer krank. Darum will sie hinüber nach Verennes, wo ihre einzige Tochter verheiratet ist, die sie pflegen soll."

„So — nach Verennes? Und da fahren Sie ausgerechnet diesen Weg? Sie wissen doch sicher recht gut, daß Verennes dorthinaus liegt" — er zeigte nach der Richtung —, „und daß dieser Weg direkt nach der Grenze führt, ohne überhaupt noch einmal eine einzige Ortschaft zu berühren!"

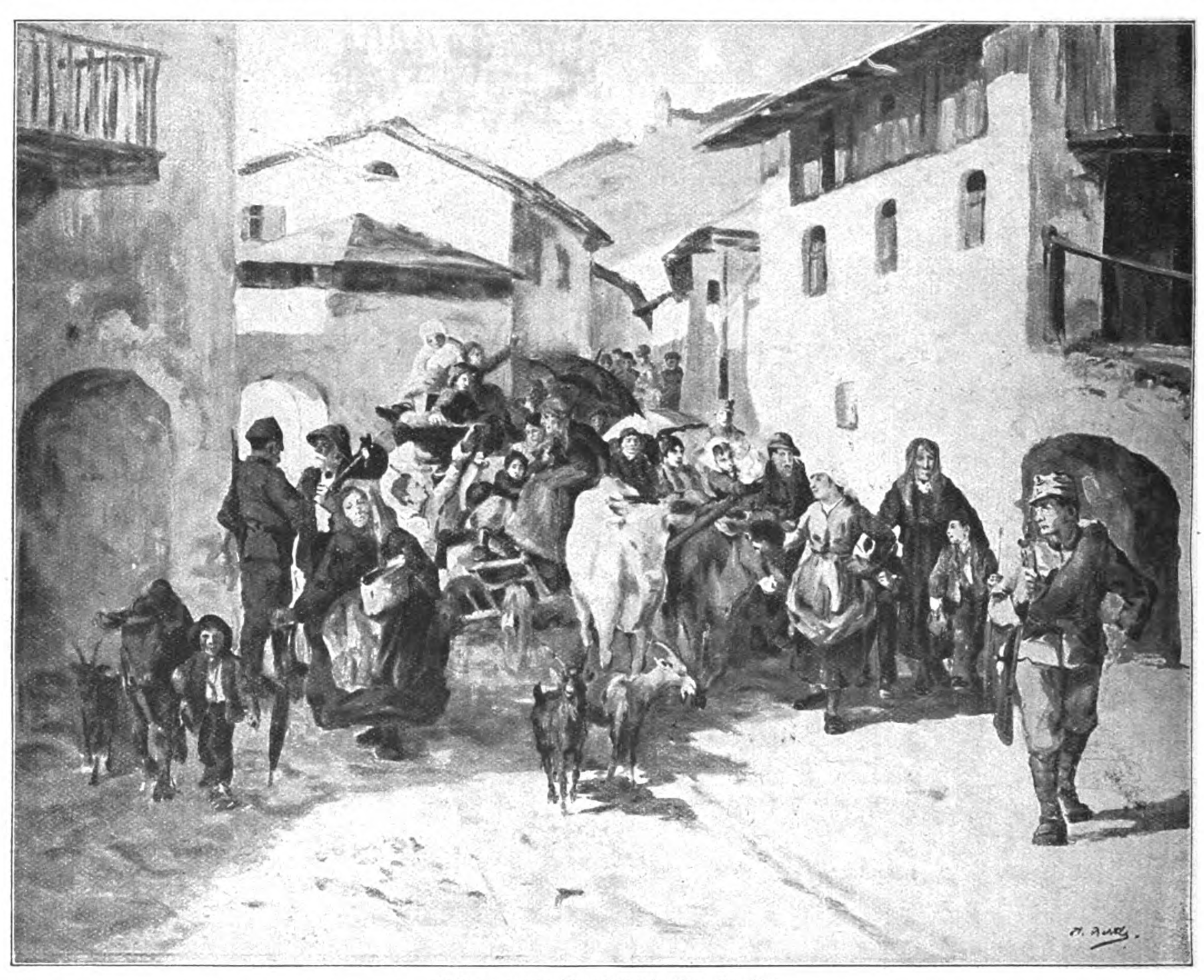
„Nichts weiß ich, mein Herr, ich schwöre es Ihnen!" Beteuernd preßte der Bauer die Hand aufs Herz. „Ich bin fremd hier in der Gegend — ganz fremd — erst durch die Kriegswirren hierher verschlagen worden — evakuiert, von weiter da vorn, wissen Sie. O dieser Krieg, mein Herr — entsetzlich! Welch Unglück für Sie und uns, für alle Welt!"

„Lassen Sie nur, mein Bester! Die Litanei kenn' ich zur Genüge. Zeigen Sie mir lieber mal Ihren Ausweis."

„Ausweis?"

„Nun ja doch! Selbst wenn Ihre Angaben richtig wären, müßten Sie doch von Ihrer zuständigen Kommandantur einen Ausweis haben. Also her damit!"

„Dem Ausweis? Natürlich — natürlich!" Aber man sah dem Mann die tödliche Verlegenheit an, und ratlos wandte er sich nun zu der alten Frau neben ihm. „Geh, Tante, so

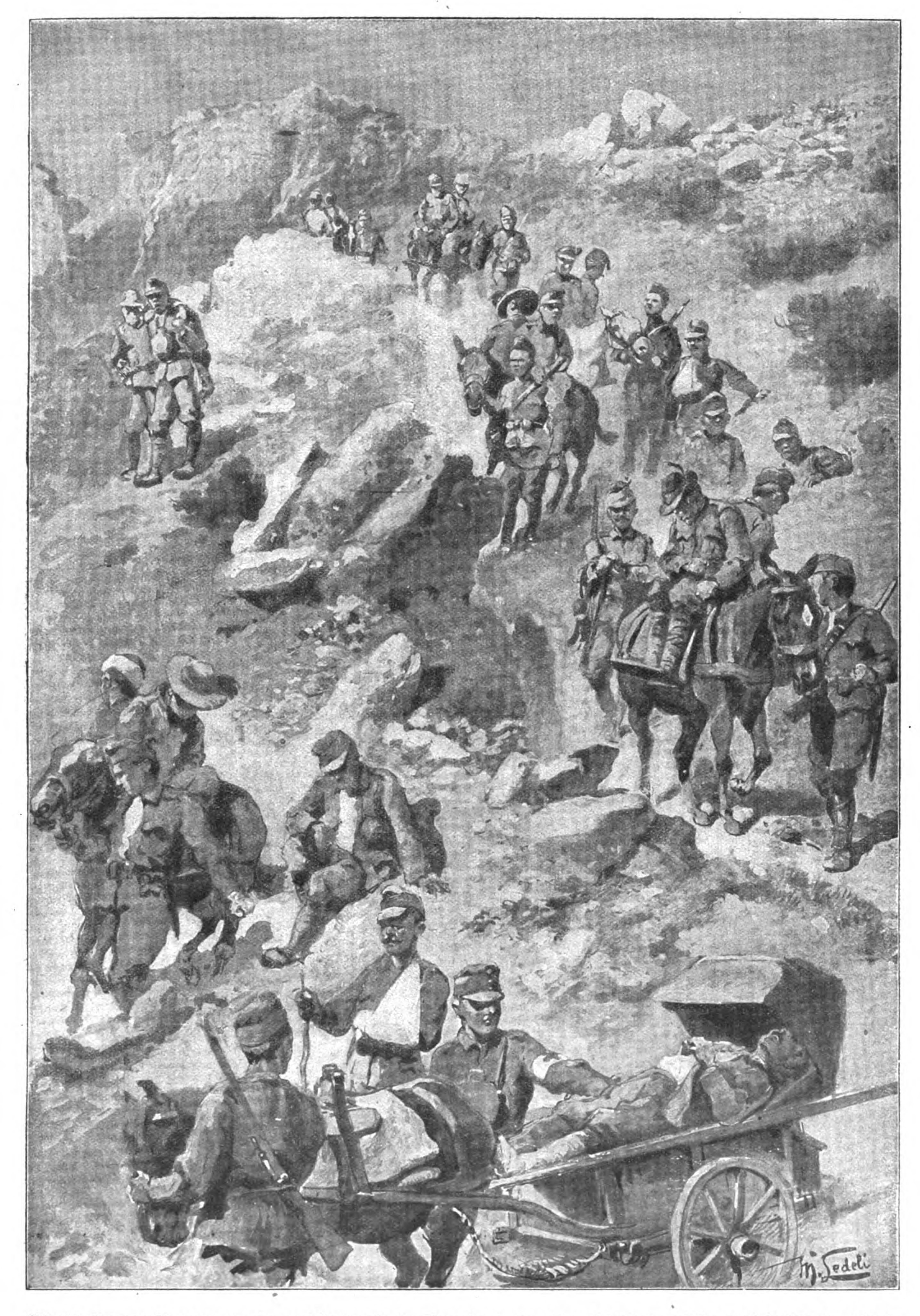


Räumung von Vermiglio im Tonalegebiet.
Nach einem Originalgemälde des k. k. Standschützenleutnants und Kriegsmalers Hans Bertle.



Die zweite italienische Armee, am 24. Oktober 1917 in voller Auflösung auf der ganzen Linie weichend, unter dem Kreuzfeuer österreichisch-ungarischer **Artillerie und von** Fliegern angegriffen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Wegschaffen von Verwundeten im zerklüfteten Karstgebirge durch eine österreichisch-ungarische Sanitätskolonne mittels Gebirgsponys, Maulesel und Gebirgskarren.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

gib doch dem Herrn den Ausweis, den er zu haben wünscht! Du hast ihn doch bei dir, meiner Treu — hattest ihn doch zu dir gesteckt, als wir abfuhren!"

Die alte Frau, die bisher ganz teilnahmlos dagesessen hatte, in ihre Tücher vermummt, als gehe sie das alles gar nichts an, nickte jetzt und machte eine Bewegung, wie wenn sie unter dem Spritzleder des Wagens in ihrer Tasche nach dem Papier suchte. Aber plötzlich riß sie mit einem Ruck die Hand heraus.

„Da hast du deinen Ausweis — fahr zum Teufel, Boche!"

Mit einer überraschend tiefen Stimme, aus der eine wilde Leidenschaft zitterte, rief sie es, und gleichzeitig brachen auch schon Knall und Feuerschein aus der Mündung des vorgehaltenen Revolvers. Hart am Kopf der Patrouille vorbei ging der Schuß. Doch der Mann war auf seiner Hut gewesen, und jetzt lag ihm das Gewehr an der Backe.

„Weg mit dem Dings da — oder i ch schieße!"

Da sank der vermummten Frau mit einem Male kraftlos die Waffe aus der Rechten, mit beiden Händen griff sie sich zum Hals, zu dem Schal, und suchte ihn wegzureißen, während sich ihren Lippen ein dumpfer, gurgelnder Laut entrang und ihre ganze Gestalt sich krampfhaft aufreckte, wie in einem Erstickungsanfall. Noch ein gewaltsames Zusammenzucken, dann senkte sich der Körper zur Seite und wäre vom Wagen gestürzt, wenn ihn nicht der Bauer aufgefangen hätte. Am ganzen Leibe bebend, sah er nun auf die Last in seinen Armen herab.

„Nanu, — was ist denn das? Am Ende auch bloß wieder so ein Theater? Euch Gesellschaft trau' einer über den Weg!"

Und mißtrauisch, immer noch das Gewehr im Anschlag, verharrte die Patrouille. Aber nun sah er doch, der Körper da blieb völlig regungslos, wie der eines Toten. Auch die zitternde Angst des Bauern war sicher keine Komödie mehr. Da stellte er schweigend sein Gewehr an das Wagenrad, trat näher und schlug der verhüllten Gestalt die Tücher vom Gesicht. Unwillkürlich prallte er aber nun doch zurück — es zeigte sich ihm ein Mannesantlitz, umrahmt von einem spitzgeschnittenen, schon stark angegrauten Bart, genau die Beschreibung des entflohenen Gasanstaltsdirektors. Ohne Zweifel — es war der Gesuchte!

So war ihm denn die Ausführung des Befehls geglückt, wenn freilich auch das Schicksal den Schuldigen der vergeltenden irdischen Gerechtigkeit entzogen hatte.

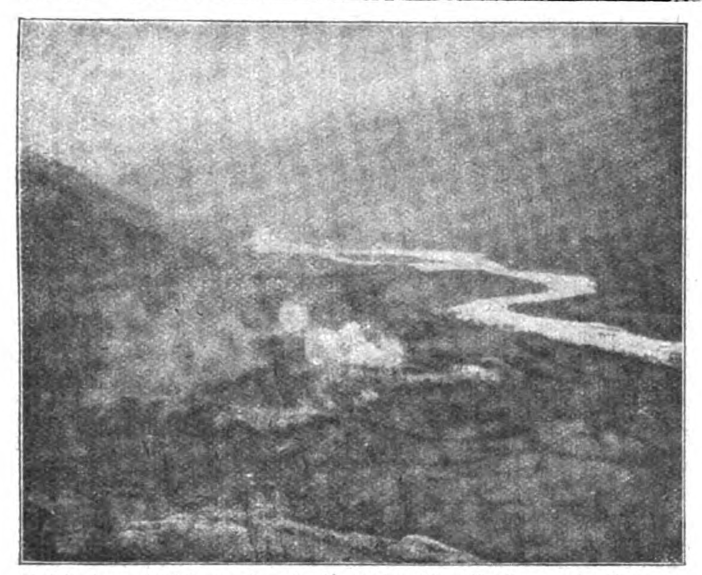
* * *

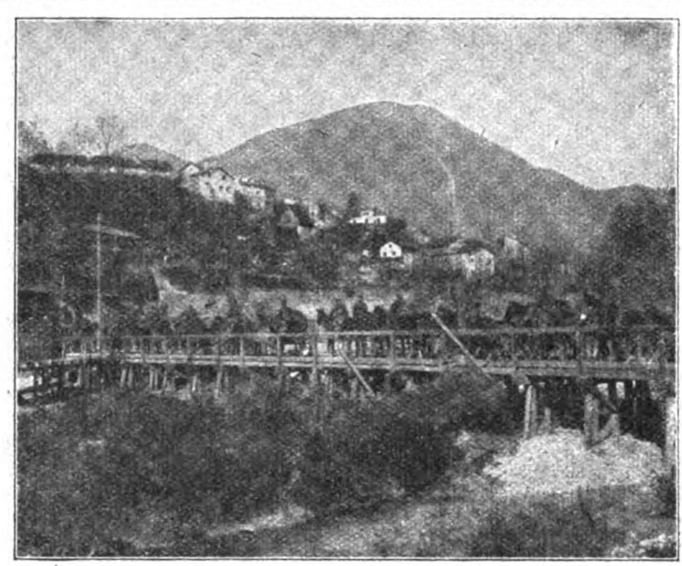
Die Feinde hatten den lange vorbereiteten Vorstoß unternommen, aber er war, wie alle vorher, abgeschlagen worden, dank der heldenhaften Tapferkeit der deutschen Verteidiger. Nach dem furchtbaren, langen Artilleriekampf, diesem Ringen auf Leben und Tod, und dem kurzen, doch mörderischen Nahkampf, war nun beim Feinde die übliche Erschöpfungspause eingetreten. Fast ganz still war es in den Gräben da vorn geworden.



Vogelschaukarte des Gebietes vom Rombongebirge bis nach Görz, des Teiles der Front gegen Italien, aus dessen Mitte die deutsche Offensive zur Entwicklung kam.

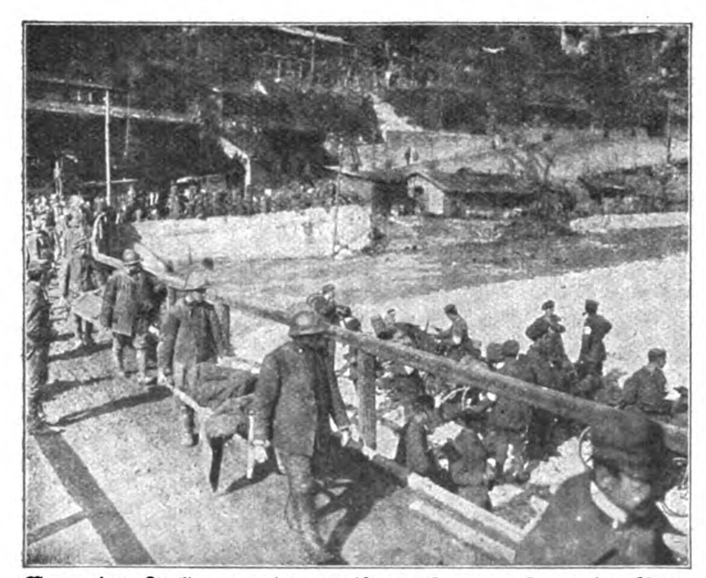
Kurt Ullrichs Bataillon hatte während dieser ganzen Wochen an besonders gefährdeter Stelle gelegen und kam daher jetzt für eine Weile in Ruhe. Kurt Ullrich selber erhielt einen kurzen Urlaub zum Etappenhauptort, um sich dort neu auszurüsten. Der Fähnrich war wegen seiner vor dem Feind bewiesenen Unerschrockenheit zum Leutnant befördert worden. Auf dem Dienstfuhrwerk eines Verpflegungsoffiziers machte er nun die Fahrt zur Etappe, die über den Standort seines Bruders führte. So war es naheliegend, daß er die Gelegenheit benutzen und diesem einen kurzen Besuch abstatten wollte. Der Freude hierauf gesellte sich auch noch die, die Damen Dupont wiederzusehen. Das Bild Irenes war ihm unvergessen geblieben. Selbst im Toben der Schlacht draußen war ihm bisweilen das schöne Antlitz des Mädchens mit seinem eigenen, hinreißenden Zauber erschienen, wenn sie sich so schwärmerisch hinein-


Beschießen und Sturmreifmachen der italienischen Stellungen bei Tolmein.


Deutsche Kavallerie auf dem Vormarsch durch Tolmein.


Deutsche Radfahrerabteilung am Isonzo vor Tolmein.


Im Isonzotal vorgehende deutsche Truppen.


Verwundete Italiener werden von ihren gefangenen Kameraden hinter die Front der Verbündeten gebracht.


Mit Straßenbauarbeiten beschäftigte Soldaten der verbündeten Truppen im Isonzotal.

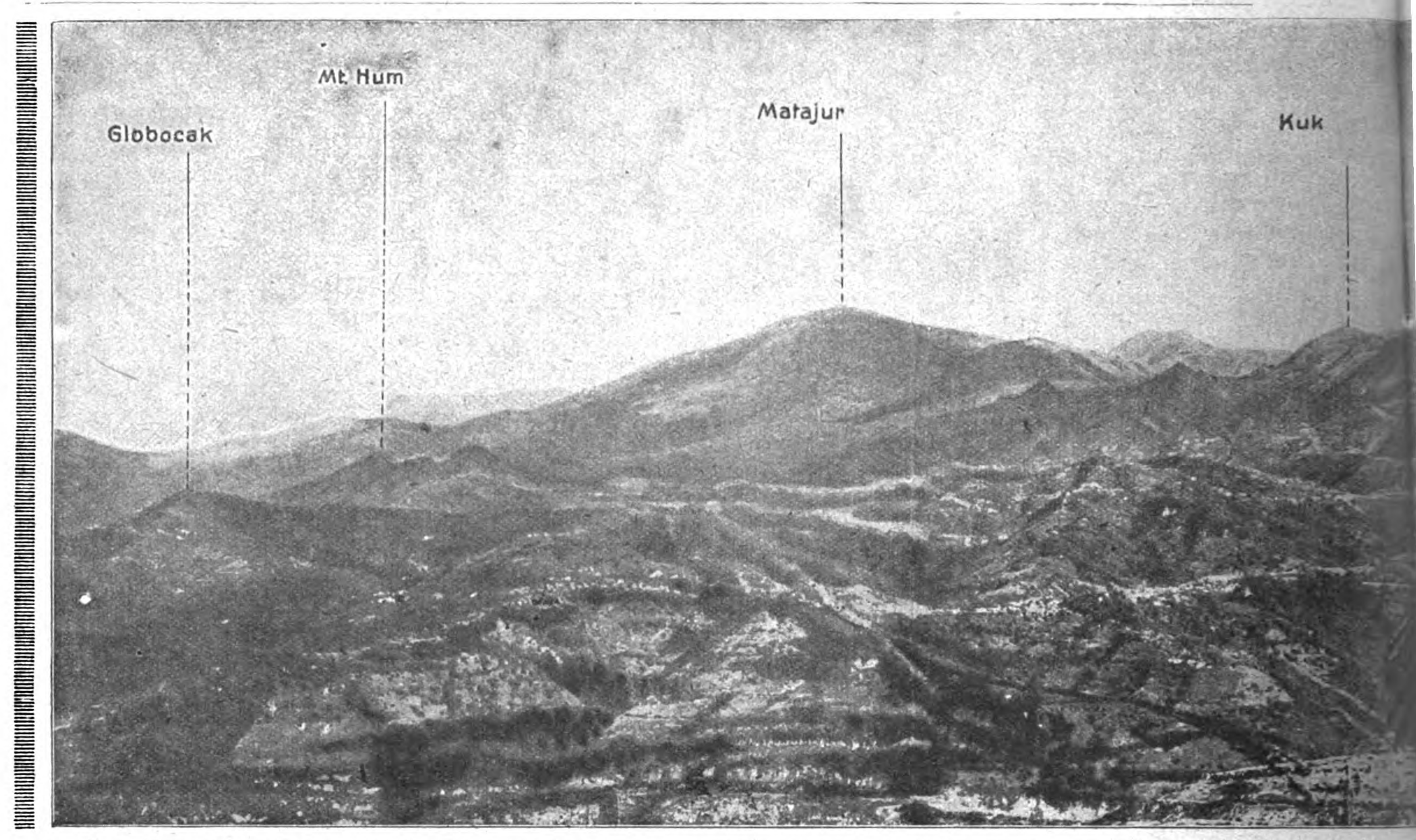
Vom Vormarsch der siegreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Isonzogebiet.

Nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

redete in die Rolle eines Schutzengels für ihr bedrohtes Vaterland. Er hatte sich in Gedanken viel mit ihr unterhalten und war entschlossen, ihr diesmal allerlei zu sagen, was er sich zurechtgelegt hatte. Es war ein Drang in ihm, als müsse er sie zu ihrem eigenen Besten bekehren von dieser leidenschaftlichen Auffassung ihrer Pflicht gegen ihr Vaterland.

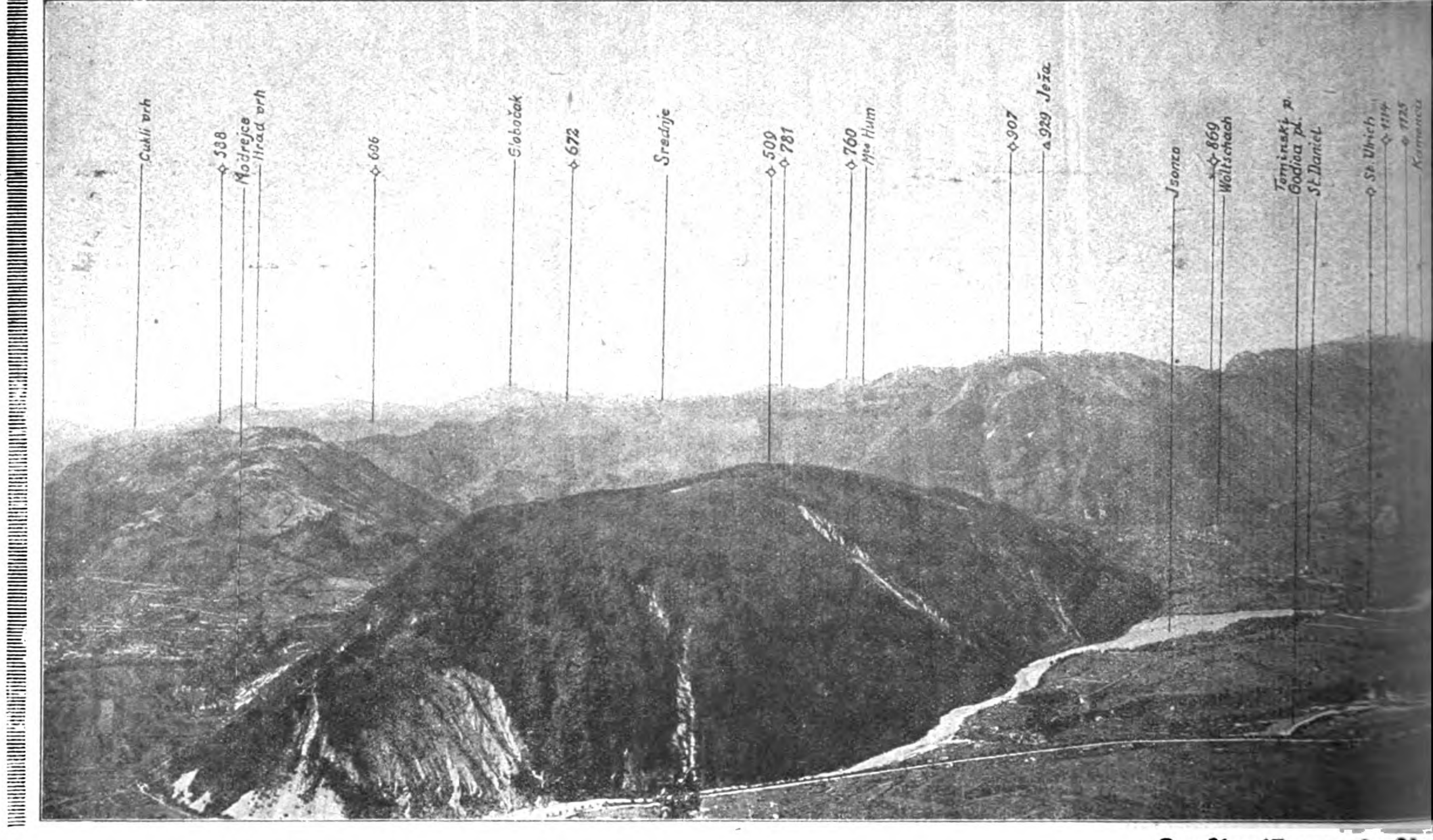
So kam er denn voller Erwartung in dem Städtchen an. Aber wie sah es hier aus? Gar nicht zum Wiedererkennen! Was war denn mit dem freundlichen, friedsamen Ort geschehen, seitdem er hier gewesen war?

Es sah aus, als sei ein furchtbares Strafgericht des Himmels über die kleine Stadt hereingebrochen. Ganze Häuser-

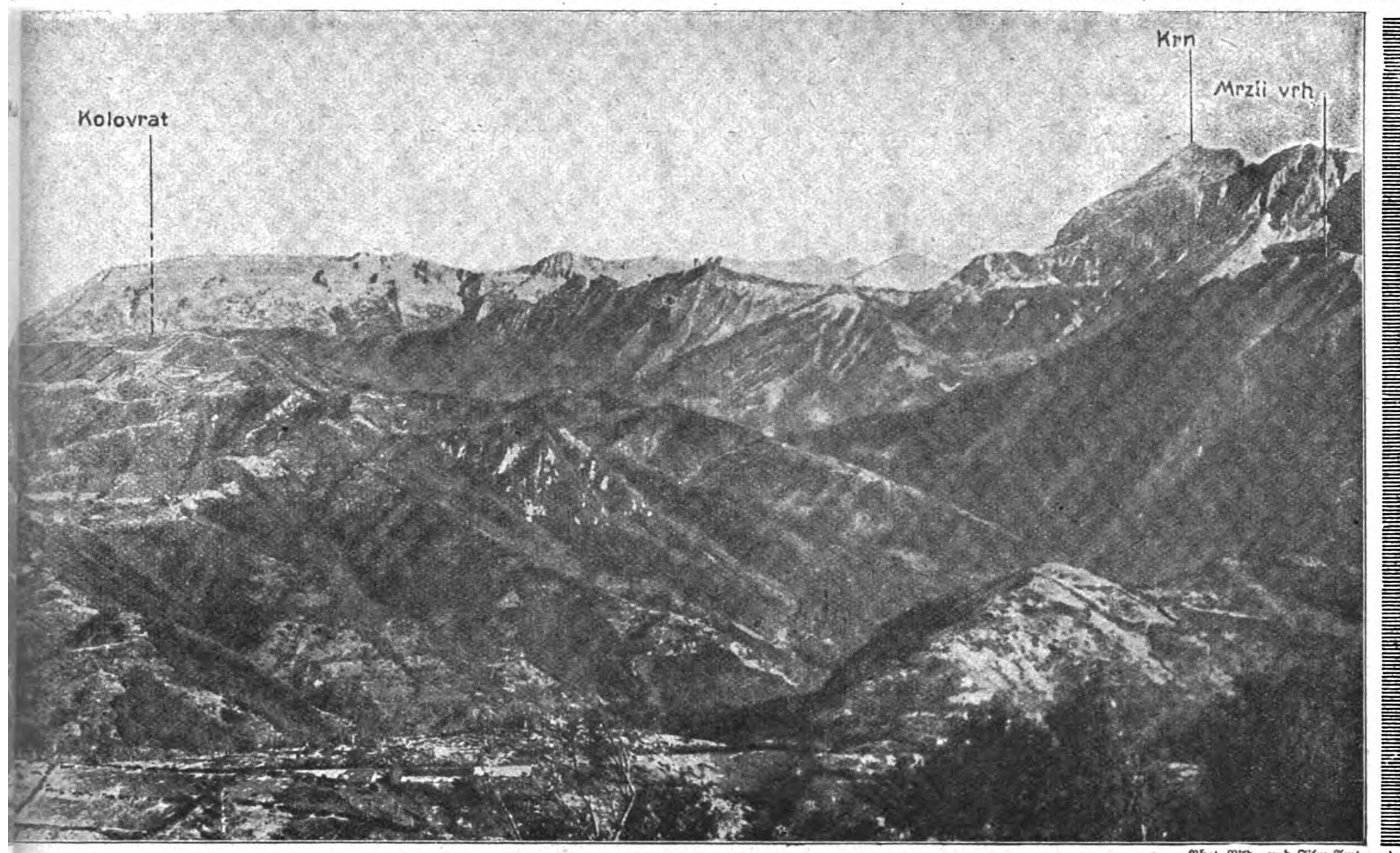


Das Durchbruchsgebiet der deutschen Isonzoarmee zwischen Flitsch und Tolmein. In der Mitte der Monte Matajur, de

blöcke und Straßenzüge waren niedergelegt. Er fragte einen ihm begegnenden fremden Kameraden, und der gab ihm Auskunft: „In den letzten Tagen hat der Feind sein Äußerstes versucht, um uns den Weg mit der Munition nach vorn zu verlegen. So hat er denn hierherein gefunkt mit weittragenden, schwersten Geschützen — dies sind die Spuren seiner segensreichen Tätigkeit!" — Der junge Leutnant blickte stumm auf das Bild der Zerstörung mit schwerbeklommenem Herzen. Das schlimmste Grausen, beständig unter größter eigener Lebensgefahr, hatte er da vorn kennen gelernt,



Der Angriffsraum im Ison



Phot. Bild- und Film-Amt.

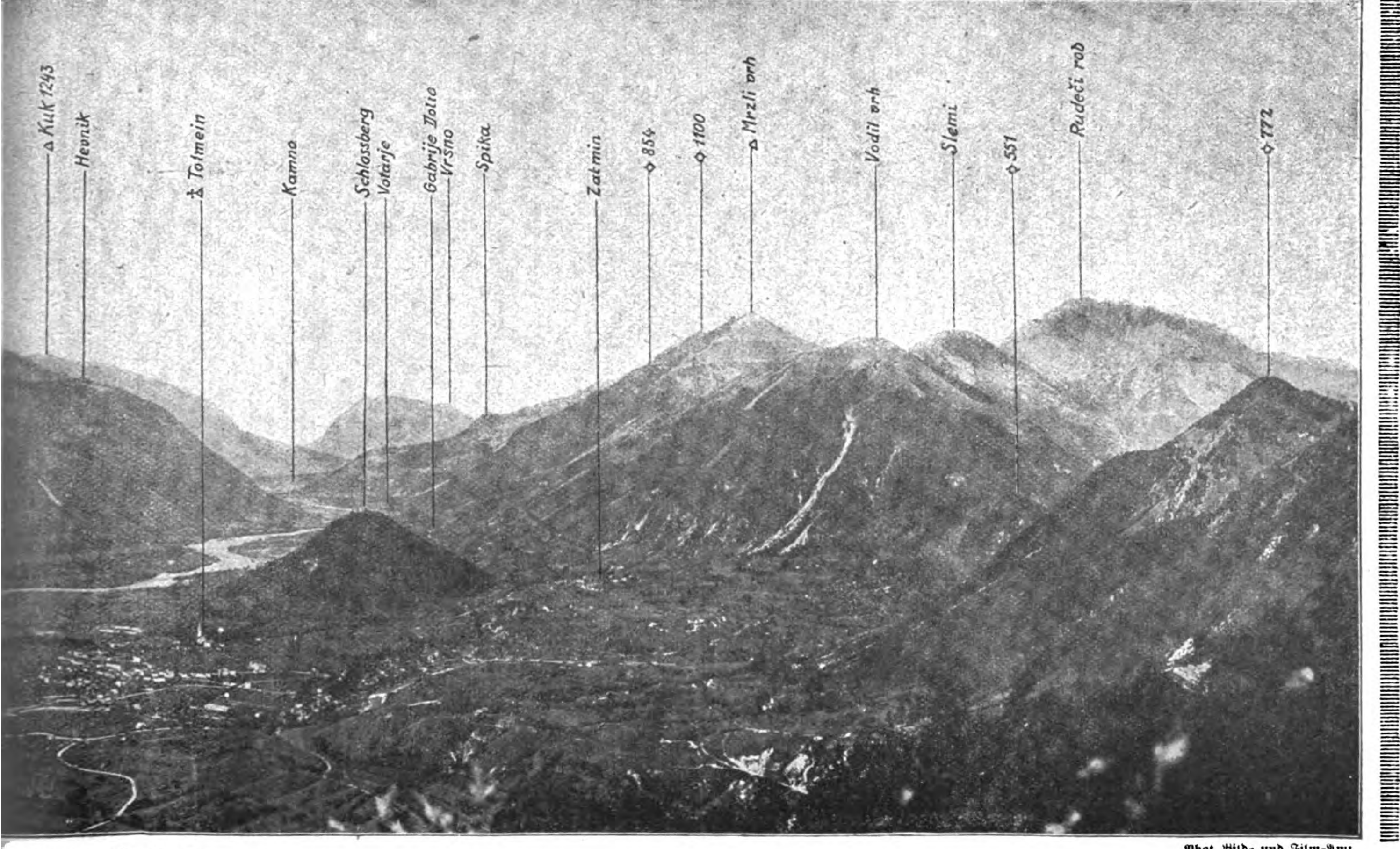
eutnant Schnieber vom oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 63 mit vier Kompanien am 25. Oktober 1917 stürmte.

ohne mit der Wimper zu zucken. Hier aber packte ihn ein Schauder. Dieses unselige, verblendete Volk, das so seine eigenen Städte in Trümmerhaufen verwandelte!

Doch dann blickte er um sich wie suchend und fragte: „Wo sind denn aber nur alle die Einwohner geblieben?"

„Evakuiert — zu ihrer eigenen Sicherheit weiter nach hinten gebracht, außerhalb der Feuerzone. Einige Frauen und Kinder, die kränklich waren, hat man auch noch weiter fortgeschafft, über Deutschland in die Schweiz."

Mit kurzem Dank schritt Kurt Ullrich weiter. Es fiel



Phot. Bild- und Film-Amt.

[und um Tolmein.

ihm schwer, den Weg zur Wohnung des Bruders zu finden. Doch endlich war er dort, das Haus stand noch unversehrt. Nun trat er bei dem Stabsarzt ein.

Es war ein ernstes Wiedersehen, bei aller Freude des Bruders, daß er der Hölle da vorn glücklich entronnen war, und nach kurzem Gespräch forschte Kurt denn gleich nach dem Verbleib der Familie Dupont. Da erfuhr er alles, das tragische Geschick, das den Vater ereilt und damit auch die Frauen so schwer betroffen hatte.

„Die Unglücklichen!“ Tief ergriffen blickte Kurt vor sich hin. Erst nach einer Weile forschte er: „Und wo sind die Damen hingekommen?“

„Sie gehören zu denen, die nach der Schweiz entlassen worden sind. Ich selber habe es befürwortet, es war Menschenpflicht. Die beiden Frauen waren völlig gebrochen. Die Gesundheit der Mutter ist aufs ernsteste erschüttert, und Irene wird nur noch ihrer Pflege leben — das wird fortab die Aufgabe ihres Lebens sein.“

Kurt nickte still vor sich hin. Dann wandte er sich langsam ab und trat ans Fenster. Von dort streifte sein Blick noch einmal über das Ruinenfeld der zerschossenen Häuser. Wie eine ergreifend schwere Klage stieg es aus dem rauchgeschwärzten Trümmerhaufen zu ihm auf — eine Klage des Genius der Menschheit über die Verblendung dieses irregeleiteten, sich selber und andere zerstörenden Volkes. Und in die gewaltige, düstere Symphonie des Grauens klang schmerzlich verhallend das Leid der einzelnen aus, die das Schicksal mit hineingerissen hatte in die große Wirrnis der Vernichtung.

Die Eroberung von Ösel.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

2. Der Siegeszug durch die Insel.

Die deutschen Großkampfschiffe legten sich draußen quer vor die Taggabucht und eröffneten vor sechs Uhr das Feuer gegen die an den Buchtspitzen aufgestellten schweren russischen Strandbatterien auf Ninnast und Hundwa. Die Gegenwirkung war nur schwach; als später an zwei Stellen Torpedoboote Sturmtruppen landeten, konnten diese ohne viel Gegenwehr die beiden Batterien erbeuten. Nun entwickelte sich auf den stillen Wassern des geräumigen Beckens das bunte Leben eines echten Kriegshafens. An der Ost- und Westseite der Bucht wurde zu gleicher Zeit gelandet. Zwar wachte der Russe bald auf, und eine Feldbatterie von sechs Geschützen streute mit Schrapnellen von der Ostseite her die westliche Landungsstelle und die in der Bucht liegenden Schiffe ab. Die Torpedoboote erwiderten das Feuer, und so gab es eine Stunde lang ein lebhaftes, wahrhaft kriegerisches Bild in der Bucht. Dann aber eroberte bald das auf der Ostseite gelandete Regiment die russischen Geschütze im Sturm und der Geschützdonner schwieg. Nun erst kamen Geschütze und Munition, Feldküchen und Bagagen, Pferde und Trains an Land und folgten den vormarschierten Truppen. Die waren inzwischen allerdings weit vorgekommen, obschon das Wetter recht ungünstig war und aus den leise herabströmenden Nebelspritzern allmählich ein richtiger Landregen wurde. Der russische Widerstand war schwach. Die Haupttruppen hatte der Gegner unten bei Arensburg und auf der Sworbehalbinsel, wo ja in Zerel seine stärksten und modernsten Küstenbefestigungen standen. Dort erwartete er wohl auch unsere Landung. Jedenfalls erfolgte von russischer Seite kein energischer Versuch, unsere Truppen auf ihre Schiffe zurückzuwerfen. Ein Teil der Arensburger Garnison zog nach Südwesten, um die Sworbehalbinsel zu verteidigen, oder auch, um sich von dort abtransportieren zu lassen, die Hauptmassen drängten auf der großen Landstraße nordostwärts, um den rettenden Steindamm zwischen Ösel und Moon zu gewinnen. Die im Norden der Insel stehenden kleinen russischen Truppenteile verteidigten sich schwach. Widerstand der Besatzung von Kielkond wurde im Sturmangriff mit blankem Bajonett gebrochen. Die Flug- und Funkenstation Papensholm, westlich davon, fiel nach einer gründlichen Beschießung durch unsere Seestreitkräfte schon am Nachmittag Radfahrerpatrouillen als reife Beute zu. Fünf unversehrte Flugzeuge standen da, die Flieger waren zu Fuß davongegangen.

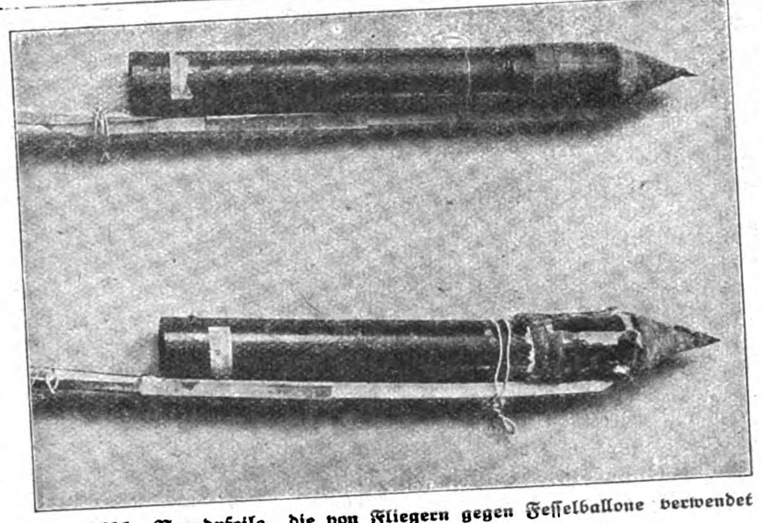


Zwei deutsche Grüße an England.

Inzwischen war von der auf Pammerort gelandeten Sonderabteilung eine Radfahrergruppe auf der Straße Laisberg—Arensburg nach Süden vorgegangen, und eine Sturmabteilung drehte nach Osten ab, mit dem Auftrag, den Brückenkopf von Orrisar zu besetzen und damit den Russen den Rückzug abzuschneiden. In Laisberg hatte diese Gruppe das Glück, zu Beginn einer estnischen Bauernkirmes anzukommen, zu der die Bauern von ringsum im Kreise mit Pferden und Wagen herbeigeeilt waren. So gab es gleich für Mannschaften und Gepäck Beförderungsmöglichkeit; der Hauptteil marschierte sofort der Küste entlang, um am Abend noch bei Ligolasma den rechten Flügel dieser russischen Brückenkopfstellung zu erreichen. Nach kurzem Gefecht stieß man gleich bis Thomel herunter. Der Brückenkopf war zwar von den Russen besetzt, die Truppen lagen aber nicht in Stellung, sondern in Gruppen von sechzig bis hundert Mann in großen Bauerngehöften in angenehmem Quartier. Dort hob man sie einzeln nach meist geringem Widerstreben aus. Die große Arensburger Straße wurde beiderseits Thomel gesperrt, während eine kleine Abteilung von Orrisar südostwärts zog, um auch gleich den durch einen eigenen kleinen Brückenkopf gesperrten Eingang zum Steindamm Ösel—Moon zu besetzen. Auch das gelang. Noch in der Nacht fingen die Posten bei Thomel ein von Arensburg zur Flucht ansausendes Personenauto ab, ferner einen Lastkraftwagen mit sechs Staatsbeamten und 200000 Rubeln der Arensburger Staats- und Stadtkasse.

Am folgenden Morgen des 13. Oktobers gingen die Bewegungen planmäßig weiter. Den russischen Widerstand in der Linie Kergel—Mönnust brach man rasch durch Umgehung von Norden her, obgleich der Russe Maschinengewehre und Artillerie hatte und die eigene Artillerie noch nicht heran sein konnte. Als die über Kergel vormarschierenden Truppen Irrasse, acht Kilometer nördlich von Arensburg, erreichten, warfen sich ihnen vier Sotnien der Grenz-

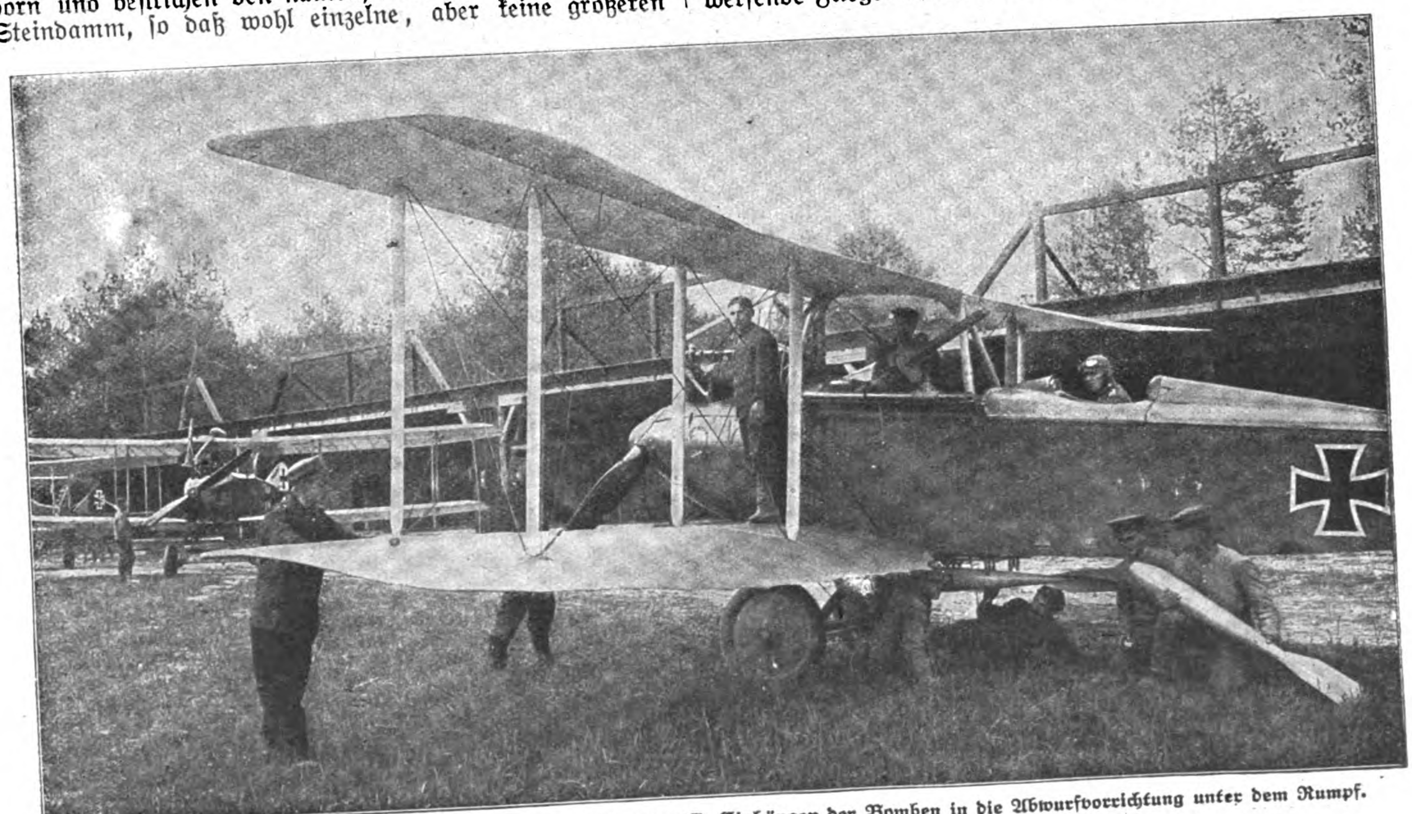
wachreiter in schneidigem Angriff entgegen. Es gelang ihnen, die ersten Radfahrerpatrouillen zu überreiten; dann aber rauschte ihnen der Maschinengewehrhagel entgegen, sie fluteten zurück und ließen eine Menge Toter und Verwundeter liegen. Von nördlich des Jerwemetzsees aus ging indessen die Ostlandungsgruppe über Saufer und Karmel bis Uddofer vor, überrannte dabei ein russisches Regiment und brachte erhebliche Beute ein. Eine kühne Artilleristenpatrouille ritt schon am späten Nachmittag nach Arensburg hinein, wo der russische Bezirkskommandeur dem führenden Offizier die Riesenschlüssel der Archive übergab, mußte aber dann im Feuer russischer Patrouillen die Stadt wieder verlassen. Erst in der Nacht zogen Infanterie und Radfahrer in die Stadt und nahmen sie fest in Besitz. Die wesentlichen Ereignisse des Tages spielten sich aber im Osten der Insel ab. Dort hatte am Morgen der deutsche Sperriegel bei Thomel Kolonne auf Kolonne, die da mit mehr oder minder starker Bedeckung ankam und Moon zu erreichen trachtete, sozusagen vereinnahmt. Als die Russen aber sahen, daß hier kein Durchkommen mehr war, bogen sie vor Peude auf einen ganz neuen von ihnen unmittelbar zum Steindamm hin angelegten Weg ab, belästigten mit immer größeren Truppenteilen die deutsche Besatzung von der Flanke und im Rücken, durchbrachen schließlich den an sich ja schwachen, dort absperrenden Teil bei Neuenhof und griffen nach Norden zu an. Die Gruppe war allein zu schwach gegen die russische Überzahl. Als am Abend gegen elf Uhr zudem die Munition ausging, entschloß sich der Führer schweren Herzens, um nicht von den durchbrechenden Russen mit nach Moon hinübergerissen zu werden, auszuweichen und den Steindammbrückenkopf freizugeben. Das geschah in der Nacht, aber es nutzte den Russen nicht viel, denn deutsche Patrouillen blieben mit Maschinengewehren vorn und bestrichen den nackten, keinerlei Schutz bietenden Steindamm, so daß wohl einzelne, aber keine größeren Truppenteile mehr darüber wegkamen.



Französische Brandpfeile, die von Fliegern gegen Fesselballone verwendet werden.

So brach der 14. Oktober an, der Tag eines großartigen und erfolgreichen Gewaltmarsches. Die Sworbegruppe kam nur bis Anseküll vor, fand dort von einer guten russischen Truppe kräftigen Widerstand, den sie ohne genügend starke eigene Artillerie noch nicht brechen konnte. Die nach Irrasse gelangten Truppen erreichten die große Straße Arensburg—Orrisar und drückten nun auf ihr hinter den nordostwärts abgezogenen Russen her. Von Uddofer aus aber zogen die Truppen mit Sturmgepäck von Mitternacht an schon ab, um über Taggafer der in Orrisar bedrängten Ostöselgruppe zu Hilfe zu eilen. Die hatte inzwischen schon ein Radfahrerbataillon zur Unterstützung bekommen und setzte gerade zum Sturm auf Orrisar am Morgen an, als sich auch die Russen durch Eroberung dieses Ortes Luft zum Rückzug nach Moon verschaffen wollten. Die Radfahrer waren die ersten im Ort, die Russen wurden zurückgeworfen. Sofort griff man weiter an, um auch den Steindammbrückenkopf wieder zu erobern. Immer und immer wieder stürmten die Russen in Gegenstößen an, um Raum zu gewinnen. Da kamen nachmittags vier Uhr die ersten Infanteriespitzen von ihrem Gewaltmarsche über Taggafer an, auch Feldartillerie erschien, nach hartem Gefechte wurde der Steindammbrückenkopf wieder genommen; bis in die späte Nacht hinein dauerte der Kampf. Am 15. Oktober waren so die Russen vollkommen eingekesselt. Sie ergaben sich gegen Abend, als sie das Nutzlose ihres Widerstandes einsahen. Ein Divisions-, ein Brigadestab und zwei Regimenter mit rund 6000 Mann und viel Beute waren der Lohn dieses über fünfzig Kilometer langen Gewaltmarsches des vorigen Tages.

Unterdessen näherte sich auch der Feldzug auf Sworbe seinem Ende. Zwar erschien am 15. Oktober nachmittags noch das russische Linienschiff „Slawa“ mit drei Zerstörern vor Arensburg und fuhr, als es von da durch bombenwerfende Flieger vertrieben wurde, nach dem Sworbehafen



Fertigmachen eines deutschen Flugzeuges zu einem Bombenangriff. Einhängen der Bomben in die Abwurfvorrichtung unter dem Rumpf.

Mento, nördlich von Zerel, um noch Truppen wegzuführen. Allein vor der in der Nacht zum 16. Oktober durch die Zerelenge in den Rigaischen Busen einlaufenden deutschen Flotte entfloh die „Slawa" bald nach dem großen Moonsund, wo sie dann doch noch ihr Schicksal ereilte. Die Sworbebesatzung sah das Unnütze weiteren Blutvergießens ein und kapitulierte zu der ehrenvollen Bedingung, daß die Offiziere ihre Waffen behalten durften; rund 4000 Mann wurden auch dort noch gefangen genommen. Die ganze Insel Ösel war im Verlauf weniger Tage in deutschen Besitz gekommen.

Die Fliegerwaffen.

Von Oberleutnant O. Daenbruch.

(Hierzu die Bilder Seite 382–384.)

In den ersten Monaten des Weltkrieges hatten die Flieger, sofern sie überhaupt bewaffnet waren, einen Revolver, manchmal auch einen Karabiner bei sich, beides Schießwaffen, mit denen sie wohl niemals einen praktischen Erfolg errungen haben. Wie Major Siegert, der Inspekteur der Fliegertruppen, humorvoll erzählt, umnagelte er in seiner Tätigkeit als Flugzeugbeobachter seine Karabiner mit einem Grammophontrichter, um wenigstens durch das vorgetäuschte Kaliber beim Gegner Furcht und Schrecken zu erregen.

Als Mittel zum Angriff gegen die Feinde auf der Erde hatten die Flieger die bekannten Fliegerpfeile bei sich, etwa handlange, spitz zulaufende Eisenstäbchen, die paketweise über Ortschaften und marschierende Kolonnen ausgeschüttet wurden. Die Aussicht, etwas zu treffen, war sehr gering, weil man gar keine Möglichkeit hatte, das Ziel oder die Streuung der ausgeworfenen Pfeile zu berechnen. Auf beiden Seiten sah man bald die Unnützlichkeit der Fliegerpfeile ein und hörte mit ihrem Abwurf auf. Dann kamen die Bomben, die zuerst so klein waren, daß man bequem drei in jede Tasche stecken konnte. Sie hatten, im burschikosen Rotwelsch des Fliegers „Fliegermäuschen" genannt, ungefähr Form und Aussehen einer Gewehrgranate mit einem in kleine Vierecke geteilten Mantel und sollten nicht so sehr durch den Aufschlag und die Entladung als durch die kleinen Sprengstücke wirken. Das Gewicht der Flugzeugbomben wuchs in dem Maße, in dem es gelang, die Tragkraft der Flugzeuge ohne Beeinträchtigung ihrer Steigfähigkeit zu erhöhen. Aus den kleinen „Fliegermäuschen" wurden Bomben von 12 und dann von 25 Pfund, und selbst dieses Kaliber gilt jetzt nur noch als Mindestgewicht, das zum Angriff auf marschierende Truppen, Bagagen, Unterkünfte hinter der Front und ähnliches verwendet wird. Die Bombengeschwader, die heute mit dem Auftrag hinausgehen, feindliche Industriestätten, große Stapel- und Munitionsplätze hinter der Front, Bahnknotenpunkte und Festungen anzugreifen, haben Bomben an Bord, die 50 und 100 Kilogramm Sprengstoff enthalten. Diese Luftgeschosse haben eine langgestreckte torpedoähnliche Form, während die ersten Bomben birnenförmig waren, und werden mit Zielvorrichtungen abgeworfen, die unter Berücksichtigung der Windstärke, der Flughöhe und Fluggeschwindigkeit ein ziemlich genaues Treffen ermöglichen. Diese großen Bomben liegen in besonderen Abwurfvorrichtungen in oder unter dem Rumpf des Flugzeuges und werden durch einen Hebelgriff ausgelöst.

Mit der zunehmenden Tragfähigkeit der Flugzeuge wird Zahl und Kaliber der Bomben auch weiterhin gesteigert werden; so sind die englischen Handley-Page-Großflugzeuge imstande, 16 Zentner Bomben (bei drei Mann Besatzung) zu tragen, und wir können sicher sein, daß der deutsche Flugzeugbau in der Lage ist, diesen „Bombers" Ähnliches und Besseres entgegenzustellen.

Mit den Bomben war eine brauchbare und entwicklungsfähige Waffe des Fliegers gegen Erdziele gefunden; für den Kampf der Flugzeuge gegeneinander in der Luft konnte nur eine Feuerwaffe in Betracht kommen, die bei leichter Handhabung und geringem Gewicht von Waffen und Munition eine große Feuergeschwindigkeit entwickeln konnte. Diese Anforderungen erfüllte das Maschinengewehr, mit dem alle Flugzeuge ausgerüstet wurden. Aber besonders bei den deutschen Flugzeugen, deren Luftschraube vorn lag, machte der Einbau der Maschinengewehre Schwierigkeiten, denn durch die wirbelnde Schraube wurde das Schußfeld nach vorn erheblich behindert. Die feindlichen Maschinen, besonders die englischen, deren Luftschraube hinten lag, hatten demnach im Luftkampf von vornherein einen technischen Vorteil. Man erfand aber eine Vorrichtung, bei der der Mechanismus des Maschinengewehrs mit der die Schraube bewegenden Nockenwelle gekuppelt wurde, so daß immer ein Schuß zwischen den wirbelnden Blättern der Schraube hinausgehen konnte, ohne diese selbst zu treffen. Außerdem verband man das Maschinengewehr starr mit dem Flugzeug, so daß der Flieger durch das Richten des Apparates gegen den Feind gleichzeitig der Geschoßgarbe dieses Maschinengewehrs die Richtung geben konnte. Mit diesen starren Maschinengewehren wurden zuerst die Kampfeinsitzer ausgerüstet, heute haben diese durchweg mindestens zwei Maschinengewehre, ebenso die Beobachtungsflugzeuge, von denen das vom Führer zu bedienende Maschinengewehr meist starr eingebaut, das am Beobachtersitz befindliche beweglich ist. Später wurden englische Flugzeuge erbeutet, die mit drei Maschinengewehren ausgerüstet waren, wovon eines starr beim Führer eingebaut war, die beiden anderen auf einem Ring gedreht und bewegt und vom Beobachter bedient werden konnten. Diese beiden anderen waren gekuppelt mit einem in der Mitte liegenden Visier, so daß zwei Geschoßgarben gleichzeitig verfeuert wurden.

Beobachter in einem deutschen Flugzeug mit seinem drehbaren, luftgekühlten Maschinengewehr.

Auch die Munition des Maschinengewehres ist dem besonderen Zwecke des Luftkampfes angepaßt worden. Die sogenannte Leuchtspurmunition, deren Geschosse ihre Flugbahnen in der Luft durch einen kleinen leuchtenden Funken bezeichnen, erleichtert das Zielen ungemein, da der Flieger durch die sichtbar gewordene Flugbahn erkennen kann, um wieviel er am Ziel vorbeischießt. Außerdem werden häufig Brandgeschosse angewendet, um Tragflächen oder Benzinbehälter des feindlichen Flugzeuges zum Brennen oder Zerspringen zu bringen.

Auch beim Angriff auf feindliche Ballone wenden die Flieger Brandgeschosse an, die den Ballon und seinen gewaltigen Gasinhalt im Nu aufflammen lassen. Für diesen Zweck haben die Franzosen Brandraketen, ungefähr in der Art der bekannten Feuerwerksraketen, benutzt, die an den Streben des Flugzeuges angebracht und beim Angriff auf den Ballon in möglichster Nähe vom Führer durch eine elektrische Vorrichtung ausgelöst werden.



Deutscher Flammenwerfer bei einem Angriff im Westen.
Nach einem Originalgemälde von Professor Georg Schöbel.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

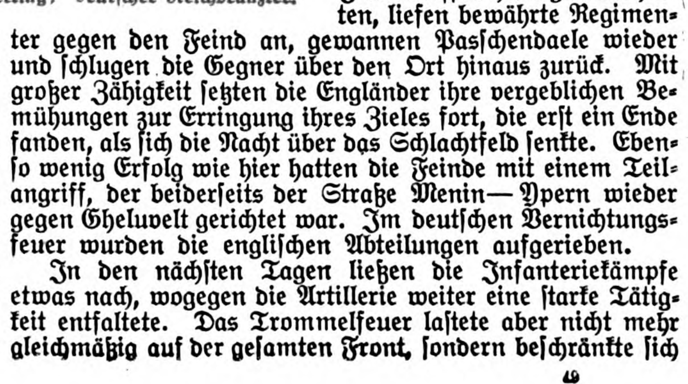
An der deutschen **Westfront**, wo die Engländer dauernd lebhaftes Artilleriefeuer unterhalten hatten, wurde der 22. Oktober zu einem neuen Großkampftag. Außer den Engländern, die in den vorausgegangenen Kämpfen ungemein schwere Verluste erlitten hatten, waren an den Angriffen auch Franzosen wieder mit beteiligt, die auf dem linken Flügel zwischen Draaibank und Poelcapelle fochten. Dort gingen sie in dichten Wellen gegen die deutschen Linien über das Trichterfeld vor, das ihnen schon einmal gehört hatte, durch einen deutschen Gegenstoß aber wieder abgenommen worden war. Weitere Brennpunkte der großen Schlacht ergaben sich nördlich von Passchendaele und beiderseits von Gheluvelt. Die Mitte wurde vom Feinde gehalten. Er hatte sich in eine Art Sackstellung vorgearbeitet, die er nicht vertiefen durfte, ohne in die Gefahr, abgeschnitten zu werden, zu geraten. Deshalb wollten die Angreifer bei Gheluvelt ihre rechte und bei Mangelaere ihre linke Flanke ausweiten. Hier mußte das starke Bollwerk des Houthoulster Waldes überwunden werden. Gegen die von ihrer Artillerie geschlagenen Breschen gingen die an Zahl übermächtigen Feinde in den frühen Morgenstunden vor und drangen am Südrande des Waldes in den Verteidigungsgürtel der Deutschen ein. Diese führten jedoch rasch einen kraftvollen Gegenstoß und trieben die Engländer zurück, denen sie dabei 100 Gefangene abnahmen. Mit erheblichen Verstärkungen gingen die Feinde zu neuen Angriffen über; sie vermochten aber nicht mehr als ein Gebiet von 1200 Metern Breite und 300 Metern Tiefe zu erringen.

Bei Poelcapelle und bei Gheluvelt, wo nur englische Truppen eingesetzt wurden, versagten die feindlichen Anstrengungen vollständig. Die Engländer gelangten bei Poelcapelle mehrfach in deutsche Gräben und Trichter, wurden aber in Gegenstößen zurückgeworfen, so daß sie hier auch nicht einen Schritt vorwärts kamen. Noch ungünstiger für sie verlief der Kampf bei Gheluvelt, wo die englischen Massen infolge des gutliegenden Sperrfeuers nicht einmal die Hindernisse der Deutschen erreichten. Trotzdem die Artillerieschlacht am folgenden Tage schon morgens gegen zwei Uhr wieder zur höchsten Kraft anschwoll und neue feindliche Angriffe zu erwarten waren, führten die Deutschen am Houthoulster Wald weitere Gegenangriffe aus und entrissen dadurch dem Feinde fast völlig den von ihm am Tage vorher erzielten geringfügigen Geländegewinn.



Hofphot. H. Siemssen, Augsburg.

Exzellenz Dr. Georg Graf v. Hertling, deutscher Reichskanzler.



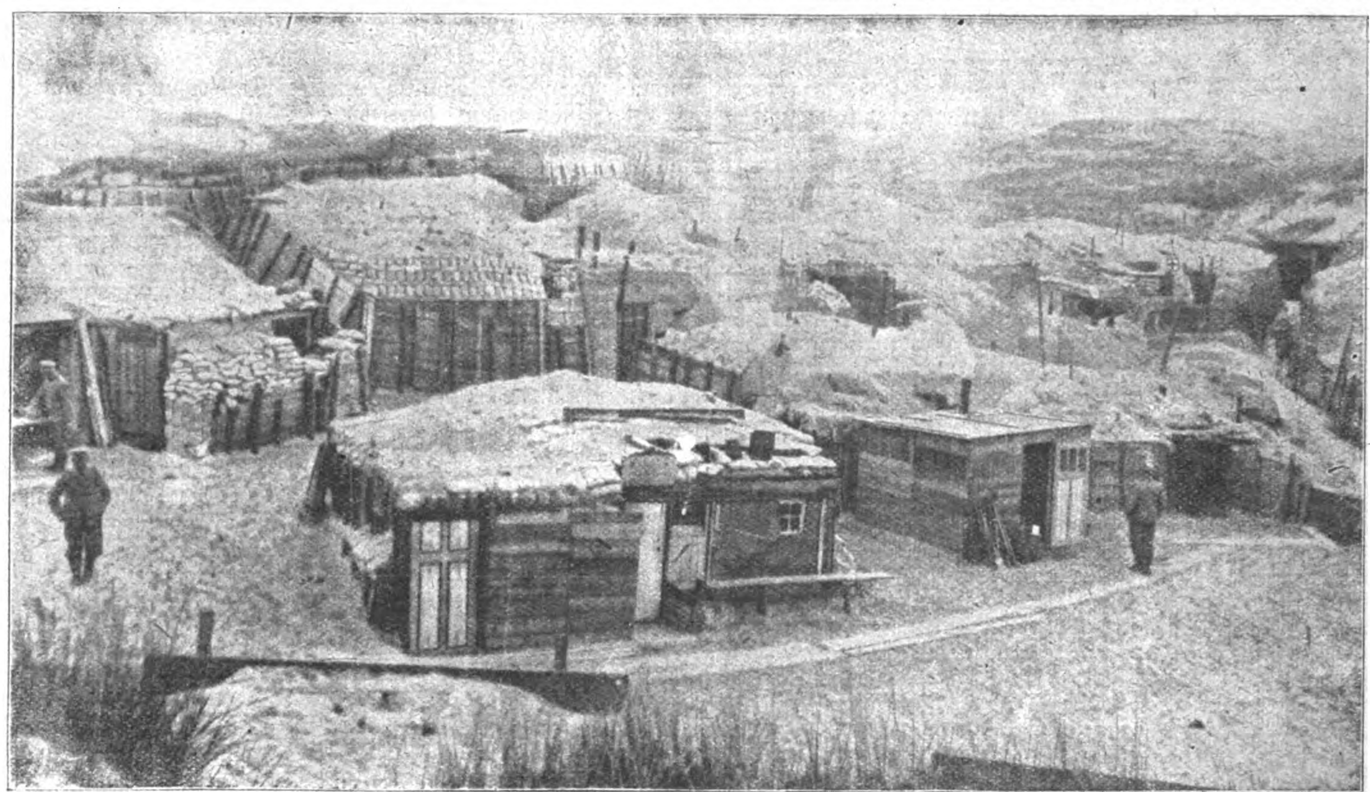
Nun ließ General Haig die deutschen Stellungen im Trichterfelde von neuem mit Zerstörungsfeuer belegen, dessen Wucht hauptsächlich auf dem nördlichen Teil der bisherigen Kampffront lastete. Es hielt bis zum 25. Oktober an, worauf Haig in der Nacht zum 26. abermals eine Entscheidung herbeiführen wollte. Auf etwas eingeengter Front stürmten Franzosen und Engländer zwischen Bixschoote und der Eisenbahn Ypern—Roulers mit großer Übermacht in dichten Wellen vor, nachdem vorfühlende Stoßtruppen abgewiesen worden waren. Das Trommelfeuer wütete ununterbrochen fort. Nördlich von Bixschoote gelangten die Franzosen bis nach Bultehoek. Es kam hier zu blutigen Nahkämpfen, in denen auf beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten wurde, und die mit einer Niederlage der Franzosen endeten, die in das Trichterfeld zurückgehen mußten.

Die Engländer vermochten sich zwischen den beiden Bahnlinien Ypern—Staden und Ypern—Roulers nur in einigen Trichterreihen unmittelbar vor ihrer Ausgangslinie zu behaupten (siehe Bild Seite 388/389). Bei Poelcapelle und Passchendaele hatten sie dichte Massen zur Entwicklung gebracht. Hartnäckig nahmen sie den Kampf um elf Uhr vormittags, nachdem ihre Stürme am Morgen verblutet waren, mit frischen Kräften wieder auf. Der abermalige Mißerfolg hielt sie nicht davon ab, mit neuen Verstärkungen gegen zwei Uhr nachmittags das Schlachtenglück nochmals zu versuchen. Es war vergeblich. Nach einem gewaltigen Trommelfeuer stießen die Engländer gegen sechs Uhr abends wieder vor, obwohl die weiteren herbeigezogenen Verstärkungen bereits während des Anmarsches in den Hagel der deutschen Granaten gerieten und schon in ihren Ausgangsstellungen die schwersten Verluste erlitten. Hin und her wogte der Kampf. Wo die Engländer einige hundert Meter in das von den Deutschen besetzte Gelände eindrangen, trafen sie wuchtige Gegenstöße, denen sie fast nirgends standhalten konnten. Von geringfügigen Einbuchtungen der vordersten deutschen Trichterlinien auf diesem Hauptkampfraum abgesehen, hatte der Feind keinerlei Erfolg.

Mehrere englische Divisionen griffen auch zwischen Becelaere und Gheluvelt an. Im ersten Ansturm konnten sie den Park von Paezelhoek nehmen und in das Dorf Gheluvelt eindringen; beides ging ihnen aber trotz tapferer Gegenwehr wieder verloren, so daß die Deutschen auch hier in den späten Abendstunden wieder vollkommen Herren der Lage waren. Sie hatten einen Kampftag von ungewöhnlicher Schwere glücklich und ehrenvoll überstanden, dem Feinde große Verluste zugefügt und ihm etwa 300 Gefangene abgenommen.

Die Engländer setzten die Schlacht in den folgenden Tagen mittels großer oder kleiner Teilstöße fort. Am 27. Oktober prallten ihre Sturmkolonnen vergeblich gegen den Houthoulster Wald vor, und am 28. mißglückte ihnen dicht nördlich von der Bahn Ypern—Staden ein hinter einem Trommelfeuer von Rauchgranaten unternommener Überfall. Nach einem Tage schwerster Artilleriekämpfe setzten sich die Engländer zwischen den Bahnen Ypern—Staden und Ypern—Roulers auf 6 Kilometer breiter Front gegen Passchendaele mit großen Massen in Bewegung, denen es gelang, den Ort zu erobern. Doch nicht lange sollten sie sich ihres Gewinnes erfreuen, denn unverzüglich bereiteten die Deutschen einen Gegenangriff vor. Nachdem Flammenwerfer, Minenwerfer und schwere Geschütze (siehe Bild Seite 394) dem Zweck entsprechend gewirkt hatten, liefen bewährte Regimenter gegen den Feind an, gewannen Passchendaele wieder und schlugen die Gegner über den Ort hinaus zurück. Mit großer Zähigkeit setzten die Engländer ihre vergeblichen Bemühungen zur Erringung ihres Zieles fort, die erst ein Ende fanden, als sich die Nacht über das Schlachtfeld senkte. Ebenso wenig Erfolg wie hier hatten die Feinde mit einem Teilangriff, der beiderseits der Straße Menin—Ypern wieder gegen Gheluvelt gerichtet war. Im deutschen Vernichtungsfeuer wurden die englischen Abteilungen aufgerieben.

In den nächsten Tagen ließen die Infanteriekämpfe etwas nach, wogegen die Artillerie weiter eine starke Tätigkeit entfaltete. Das Trommelfeuer lastete aber nicht mehr gleichmäßig auf der gesamten **Front**, sondern beschränkte sich



Wohnlich gebaute deutsche Unterstände an der flandrischen Küste. Phot. Illustr.-Photo-Verlag, Berlin.

auf die Abschnitte zu beiden Seiten des Houthoulster Waldes und Passchendaele. Am 2. und 3. November schwoll es bedeutend an; neue Infanterievorstöße unterblieben jedoch. —

Die Franzosen fühlten am 22. Oktober mit starken Erkundungsabteilungen gegen die deutschen Linien vor, um die Wirkung der heftigen Beschießung festzustellen. Der Widerstand, den sie bei ihren Gegnern fanden, ließ es ihnen aber geraten erscheinen, das Zerstörungsfeuer fortzusetzen, das nun schon sechs Tage dauerte und die deutsche Verteidigungsstellung auf dem westlichen Teil des Chemin des Dames, besonders beiderseits der Feste Malmaison, vollkommen in Trichterfelder verwandelt hatte, wodurch ein Teil dieses Frontabschnittes für die Verteidiger ziemlich wertlos geworden war.

Am gleichen Tage wurden drei französische Streiftruppvorstöße im Cheppywalde zurückgewiesen. Dagegen glückte es ostfriesischen Kompanien, nach wirksamer Vorbereitung durch Minenwerfer und Artilleriefeuer in die feindliche Stellung auf der Höhe 326 südwestlich von Beaumont in 900 Metern Breite einzudringen (siehe Bild Seite 393) und mehr als 100 Franzosen gefangen zu nehmen.

Zu beiden Seiten der Straße von Soissons (siehe die Bilder Seite 390 und 391) nach Laon, südlich vom Oise-Aisne-Kanal, an dem am weitesten nach Südwesten reichenden Vorsprung der deutschen Linien, setzten die Franzosen Tags darauf ihre Sturmtruppen unter wohlüberlegter Ausnutzung der möglichen Flankierungswirkungen an, nachdem morgens zwischen drei und fünf Uhr das Trommelfeuer zu größter Heftigkeit gesteigert worden war. Der Artilleriehäufung entsprach der Masseneinsatz an Infanterie, die fünf Uhr fünfzehn Minuten in dichten Kolonnen das Trichterfeld umfassend überflutete und von Westen her auf Allemant, von Süden her auf Malmaison vordrang. Insgesamt hielt der Feind eine Front von etwa 25 Kilometern abschnittweise unter Druck. An einzelnen Stellen rückte er trotz erbitterten deutschen Widerstandes Schritt für Schritt unter schwersten Verlusten vor. Keilförmig bohrten sich die Massen von beiden Seiten in das deutsche Abwehrgebiet ein, verdrängten schließlich unter gleichzeitiger Verwendung zahlreicher Panzerwagen ihre Gegner aus Allemant und kämpften sich über Malmaison hinaus auch nach Chavignon durch.

Das von den Feinden nun von zwei Seiten umfaßte deutsche Frontstück war von Truppen besetzt, die den Franzosen an Zahl wesentlich unterlegen waren. Deshalb entschloß sich die deutsche Führung, die Tapferen, die sich der Übermacht so kraftvoll entgegengestellt hatten, zurückzuziehen. Wie sehr sich auch die Feinde abmühten, ihre Fortschritte über Allemant und Chavignon hinaus zu erweitern, um den Abbau der deutschen Linien auf dem umklammerten Gebiet zu verhindern, blieb ihnen der Erfolg doch versagt. Mit ungemeiner Erbitterung fochten die Franzosen in dem zerschossenen Chavignon, aus dem sie von den Deutschen wieder vertrieben wurden. Die Feinde waren hier bis zu $3^1/_2$ Kilometer weit vorwärts gekommen.

Der Abbau des deutschen Abschnittes zwischen Allemant und Chavignon (siehe die Karten Seite 7 und in Band VI Seite 342) verlief unter äußerst schwierigen Umständen, da sich die in heftige Gefechte mit den Gegnern verbissenen Truppen nur schwer vom Feinde lösen konnten. Trotzdem verliefen die Kämpfe der Nachhuten für die Deutschen günstig, nur mußten sie naturgemäß außer verschiedenen Kampfgeräten auch einen Teil der weit vorgezogenen Batterien den Franzosen überlassen, nachdem sie diese zuvor unbrauchbar gemacht hatten. Rasch füllten sich die geräumten deutschen Verteidigungslinien mit feindlichen Streitkräften, die siegessicher einen neuen Angriff auf die nach ihrer Meinung geschlagenen Deutschen unternahmen. Allein die Haufen ihrer Gefallenen bei Pinon und bei Vaudesson zeigten den Franzosen, daß sie die Widerstandskraft ihrer Gegner unterschätzt hatten. 3 Kilometer südöstlich von Chavignon suchten mehrere französische Divisionen die deutschen Stellungen bei dem südlich von Filain gelegenen Royère-Gehöft anzugreifen. Wiederholte Anstürme brachten ihnen aber nur die schwersten Verluste, die ihnen schließlich eine Kampfpause aufzwangen. Weiter östlich stürmten die Franzosen in tief gegliederten Kolonnen noch abends vor. Stellenweise gerieten sie mit ihren Gegnern in Nahkämpfe, die den Angreifern wohl neue Verluste, aber keine Gewinne einbrachten. Hier wie auf den anderen Schlachtfeldern ließen die Franzosen in die Vorstöße der Infanterie auch ihre Flieger eingreifen. Da diese infolge des ungünstigen Wetters in geringer Entfernung vom Boden fliegen und sich so der Wirkung der zur Abwehr aufgestellten deutschen Maschinengewehre (siehe Bild Seite 395) aussetzen mußten, hatten sie manches Opfer zu beklagen.

Den 23. und 24. Oktober benützten die Franzosen zum Nachziehen ihrer Artillerie und zur Ausführung von Erkundungen. Erst am 25. wurde das Feuer der Batterien wieder stark, das sich gegen die deutschen Stellungen in dem steinbruchreichen Walde von Pinon richtete. Aber schon in der vorausgegangenen Nacht hatten die Deutschen die Besatzung ihrer Gräben in den Ailettegrund gezogen; nur am Südrand des Waldes von Pinon lagen Vortruppen, die den Abbau der deutschen Linien in seinem Innern deckten. Dieses

granatendurchpflügte wüste Gebiet um jeden Preis zu halten, lag nicht in der Absicht der Verteidiger, weil es für sie keine strategische Bedeutung hatte.

Die Franzosen brachen dann mit großen Massen in den Wald ein, fanden dort einige eingebaute, unbrauchbar gemachte deutsche Geschütze, kamen aber mit den deutschen Truppen erst beim Abstieg vom Chemin des Dames in den Aillettegrund in Fühlung. Dort wurde ihr Ansturm von schwachen Vortruppen aufgefangen, die nach kurzem Gefecht hinter den Oise-Aisne-Kanal zurückgingen. Auch östlich und südöstlich von Chavignon verlegten die Deutschen ihre Linien hinter den Kanal und schufen sich dadurch einen neuen, unversehrten Widerstandsabschnitt.

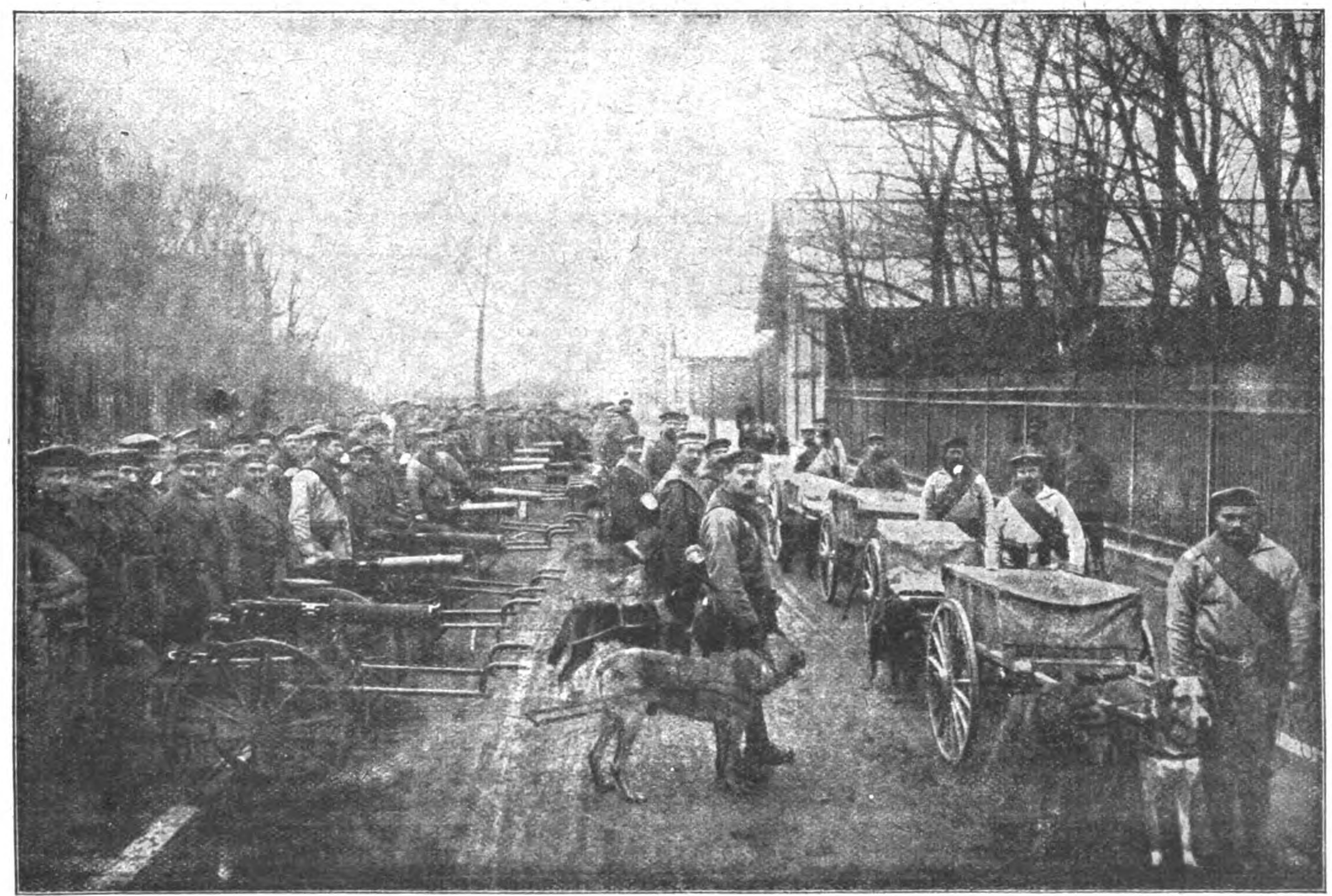
Am Ufer des Kanals mußte es sich nun zeigen, ob der taktische Erfolg der Franzosen von ihnen auch strategisch ausgewertet werden konnte. In dem Geländeabschnitt, in dem die französische Unternehmung strategische Bedeutung erhalten konnte, blieb sie mit einem Schlage stecken. Wohl setzte Pétain die Angriffe gegen den Kanal fort. Der Übergang wurde von den Deutschen aber in den nächsten Tagen immer leicht verhindert. Welchen Schwierigkeiten mußten sich die Feinde aber erst nach der Überwindung des Kanals gegenübersehen! Nach Laon, ihrem Kampfziel, hatten sie aufwärts zu gehen und kämpfend drei wichtige Höhenabschnitte zu nehmen. Deshalb wandten sie sich am 27. Oktober wieder der leichteren Aufgabe zu, östlich von Filain und nordwestlich von Braye die deutsche Linie am Chemin des Dames von neuem zu berennen. Tiefgegliederte Massenangriffe in der Richtung auf den Kanal führten jedoch nur zu äußerst schweren blutigen Verlusten, die am nächsten Tage vergrößert wurden, ohne aber die erhofften Erfolge zu zeitigen.

Während in den folgenden Tagen am Kanal und am Chemin des Dames die französischen Vorstöße ergebnislos fortdauerten, kam es auch an anderen Punkten der Front zu mehr oder weniger schweren Treffen, wie zum Beispiel in der ganzen Champagne, wo deutsche Erkundungstreitkräfte viele glückliche Unternehmungen ausführten. An der Front von Verdun ging es besonders am 27. Oktober heiß her. Die Deutschen griffen dort unter Anwendung von Flammenwerfern im Chaumewalde die Franzosen an (siehe die farbige Kunstbeilage), erstürmten 1200 Meter feindlicher Gräben, machten 130 Gefangene und erbeuteten 5 Maschinengewehre. Viermal versuchten die Gegner die Sieger wieder zu verdrängen, ohne ihren Zweck zu erreichen.

Bei einem ähnlichen Angriff auf die feindlichen Stellungen nordwestlich von Bezonvaux am 29. Oktober entrissen die Deutschen den Franzosen 1200 Meter Gräben, eroberten 25 Maschinengewehre und nahmen 200 Mann ihrer Gegner gefangen. Zwei Tage danach konnten Gardetruppen den von Oldenburgern und Hanseaten am Chaumewalde erzielten Fortschritt noch erweitern. Sie drangen auf 1200 Meter Breite 300 Meter tief in die feindliche Verteidigungszone ein, erbeuteten schwere und leichte Geschütze und nahmen den Franzosen wieder über 200 Gefangene ab.

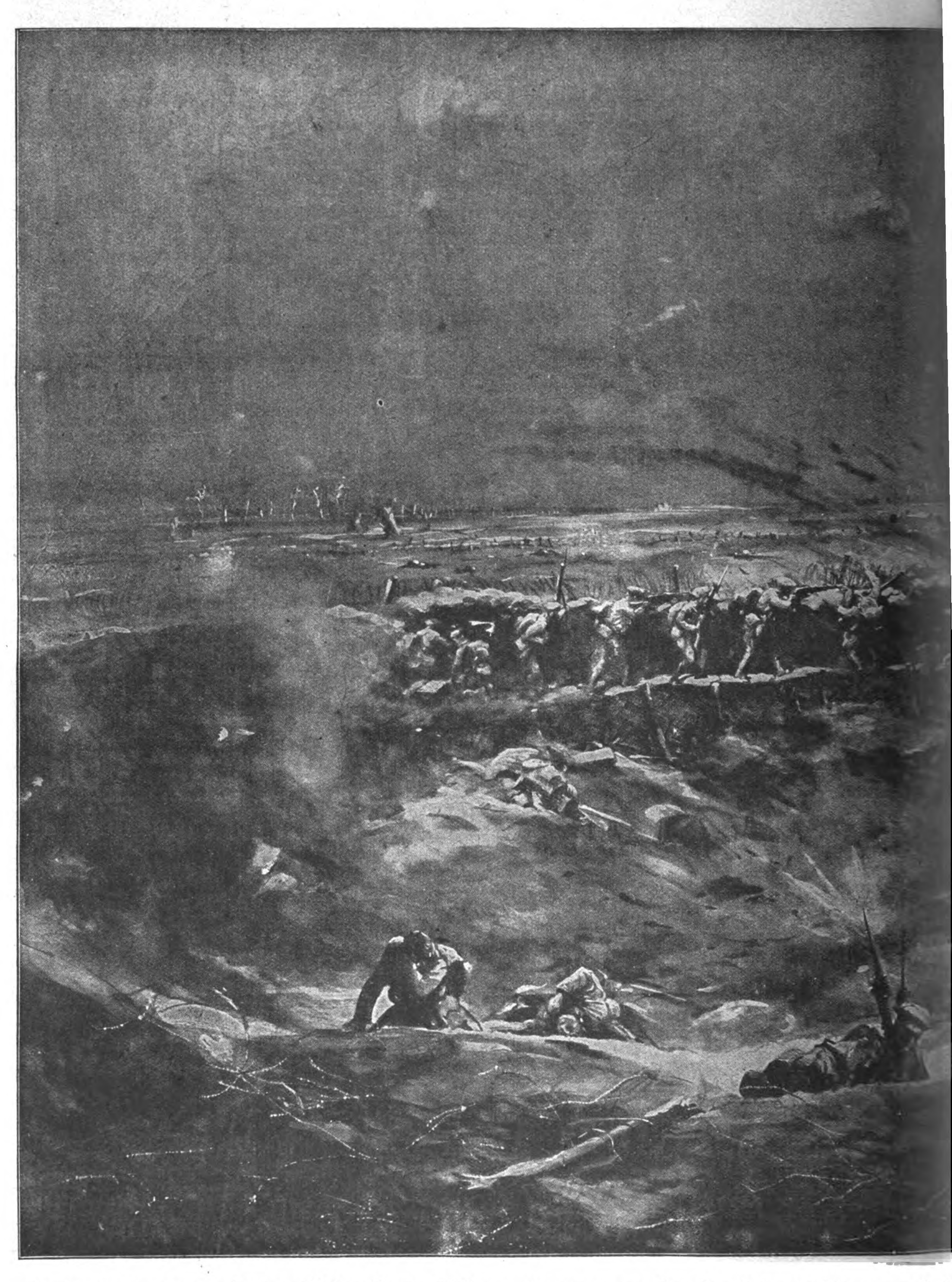
Auf dem Ostufer der Maas bereiteten die Franzosen unter steter Feuersteigerung einen umfassenden Angriff zur Eindämmung der erfolgreichen und ihnen sehr lästigen deutschen Streiftrupptätigkeit vor. Zwischen Samogneux und Bezonvaux zogen sie am 3. November ihre Infanterie zusammen, konnten diese aber unter der Gewalt des deutschen Abwehrfeuers nicht zur Entwicklung bringen.

Das Hauptaugenmerk richteten die Franzosen in diesen Tagen immer noch auf die Aisnefront. Ihre fortwährenden Angriffe auf den Chemin des Dames waren abgewiesen worden. In aller Ruhe vollendeten die Deutschen dort an den Nordhängen in der Nacht vom 1. zum 2. November eine Zurückverlegung ihrer Stellung, und zwar in 20 Kilometer breiter Front, vom Froidmontgehöft bis östlich von Craonne. Wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten, so war es den Deutschen auch diesmal wieder gelungen, die Frontverlegung unbemerkt vom Gegner vorzunehmen, so daß dieser große Mengen von Granaten auf die leeren Stellungen abschoß, ehe er wagte, über die nördlichen Hänge des Chemin des Dames hinabzusteigen und 1 Kilometer weit vorzurücken. Dieser Gewinn bedeutete für die Feinde keinen besonderen Vorteil, denn sie standen nun vor ganz neuen Stellungen, die noch fester ausgebaut

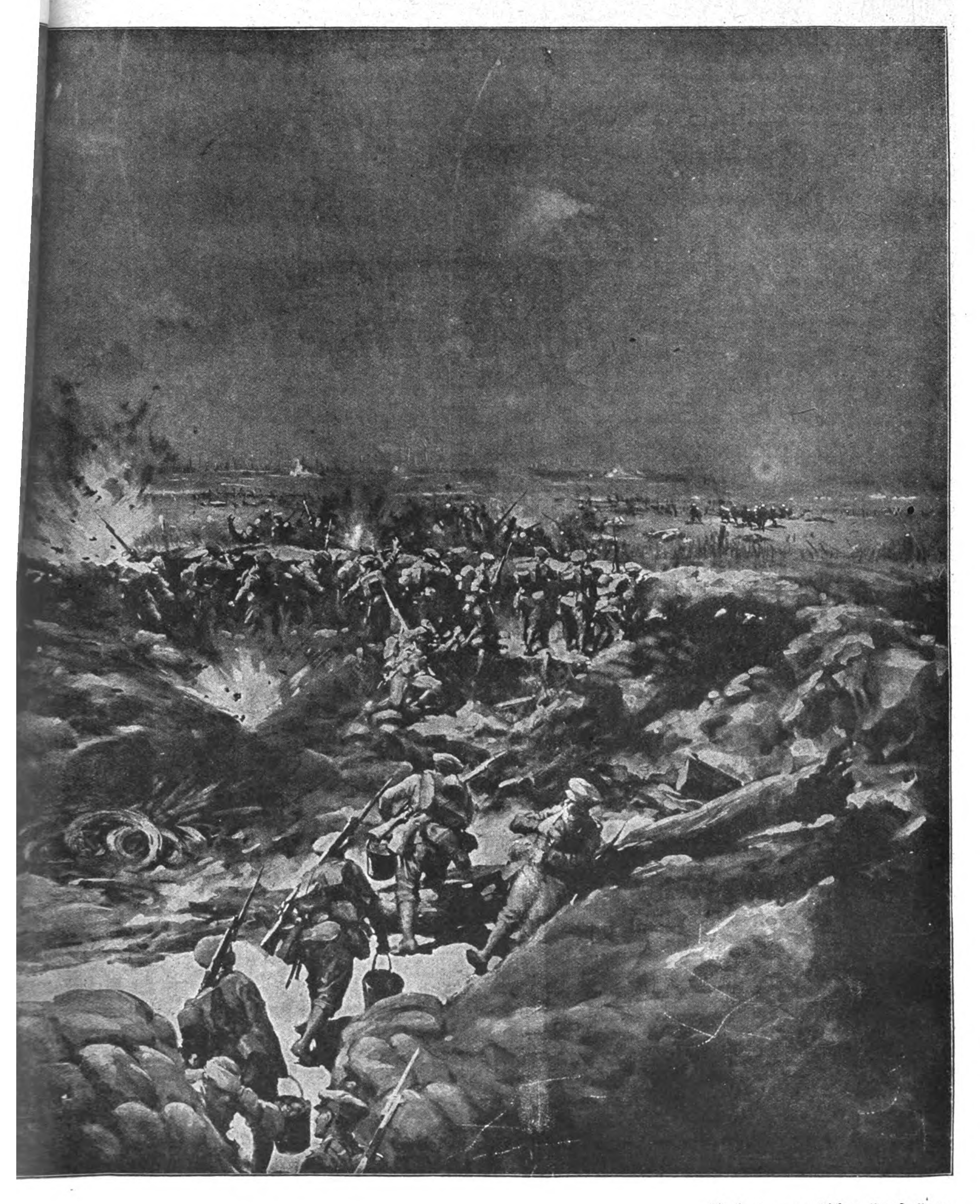


Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine deutsche Matrosenabteilung mit erbeuteten belgischen Hundegespannen, die sich bei der Beförderung von Maschinengewehren und kleinen Munitionswagen bewährt haben.



Ein durch Sprengung eines englischen Grabenstückes entstandener, von den Engländern wieder ausgebaut
Minentrichter wird unter deutsches Artilleriefeuer genommen und durch Sturmtruppen angegriffe



Nach einer englischen Darstellung.

waren als jene, die die Deutschen aufgegeben hatten. Neue Artilleriekämpfe zeigten daher in den nächsten Tagen an, daß die Franzosen weitere Fortschritte erstrebten. —

* * *

Die **Amerikaner** hatten jetzt den ersten Schritt zur Beteiligung an den eigentlichen Kämpfen getan. In ihrem ersten amtlichen Bericht vom 27. Oktober wurde mitgeteilt, daß einige amerikanische Bataillone in einem ruhigen Abschnitt der französischen Front gemeinsam mit kriegsgewohnten französischen Bataillonen Gräben der vordersten Linie besetzt hätten. Der Bericht schloß mit den Worten: „Unsere Mannschaften gewöhnen sich in glücklicher Weise an das Leben in den Schützengräben." Schon am 2. November fanden nordamerikanische Soldaten Gelegenheit, sich auch an das Leben in der deutschen Gefangenschaft zu gewöhnen. Am Rhein-Marne-Kanal, dem ruhigen Frontteil, in dem die Amerikaner standen, machten die Deutschen einen Erkundungsvorstoß, von dem sie eine Anzahl Vertreter der neuen feindlichen Bataillone gefangen zurückbrachten.

Dieses ruhmlose Auftreten der amerikanischen Kämpfer war nicht geeignet, die Kriegstimmung, die in derselben Zeit in den Vereinigten Staaten infolge der Siege deutscher, österreichischer und ungarischer Truppen über die Italiener einer Ernüchterung zu weichen begann, wieder zu heben. Ihr Abflauen kam sogar an der Neuyorker Börse durch einen Kurssturz der Aktien der amerikanischen Rüstungsindustrie zum Ausdruck und war sicher nicht dazu angetan, die für den Kampf um die Kultur werbenden Indianerhäuptlinge, deren Stammesangehörige zum Teil schon mit den Engländern an der Westfront weilten (siehe Bild Seite 74), den Kommandanten der schottischen Hochländer, der vom Neuyorker Bürgermeister so begeistert empfangen worden war, die Damen der amerikanischen Gesellschaft, die in Fliegerkleidung durch das Land zogen (siehe die Bilder Seite 299), nebst den vielen anderen Kriegshetzern in den Vereinigten Staaten in ihrer Werbetätigkeit für das amerikanische Heer zu unterstützen. —

* * *

Der **Tauchbootkrieg** brachte auch den Amerikanern steigende Verluste an großen Handelschiffen. Außerdem wurde eines ihrer Torpedoboote torpediert, das sich nach erhaltenem Treffer nur noch mit Mühe in den Hafen schleppen konnte. Im Mittelmeer und in den Gewässern rings um England fielen bis Ende Oktober wieder viele Tausende von Tonnen feindlichen Schiffsraumes U-Bootangriffen, an denen besonders Oberleutnant zur See Korsch sowie die Kapitänleutnante Marschall, Georg, Rose und Hashagen beteiligt waren, zum Opfer. Die Engländer büßten durch Torpedierung auch ihren 12 927 Tonnen verdrängenden Hilfskreuzer „Orama" ein. — Das Gesamtergebnis des Monats September belief sich auf 672 000 Bruttoregistertonnen, womit die U-Bootsbeute seit dem 1. Februar 1917, dem Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges, auf 6 975 000 Bruttoregistertonnen stieg.

Am 27. Oktober rückten leichte englische Seestreitkräfte gegen Ostende vor; sie wurden von deutschen Torpedobooten und Flugzeugen angegriffen und wandten sich eiligst zum Rückzug, als sie einige Treffer erhalten hatten. Tags darauf überraschten leichte deutsche Seestreitkräfte einen nördlich von der flandrischen Küste kreuzenden englischen Monitor und beschädigten ihn schwer mittels Granaten.

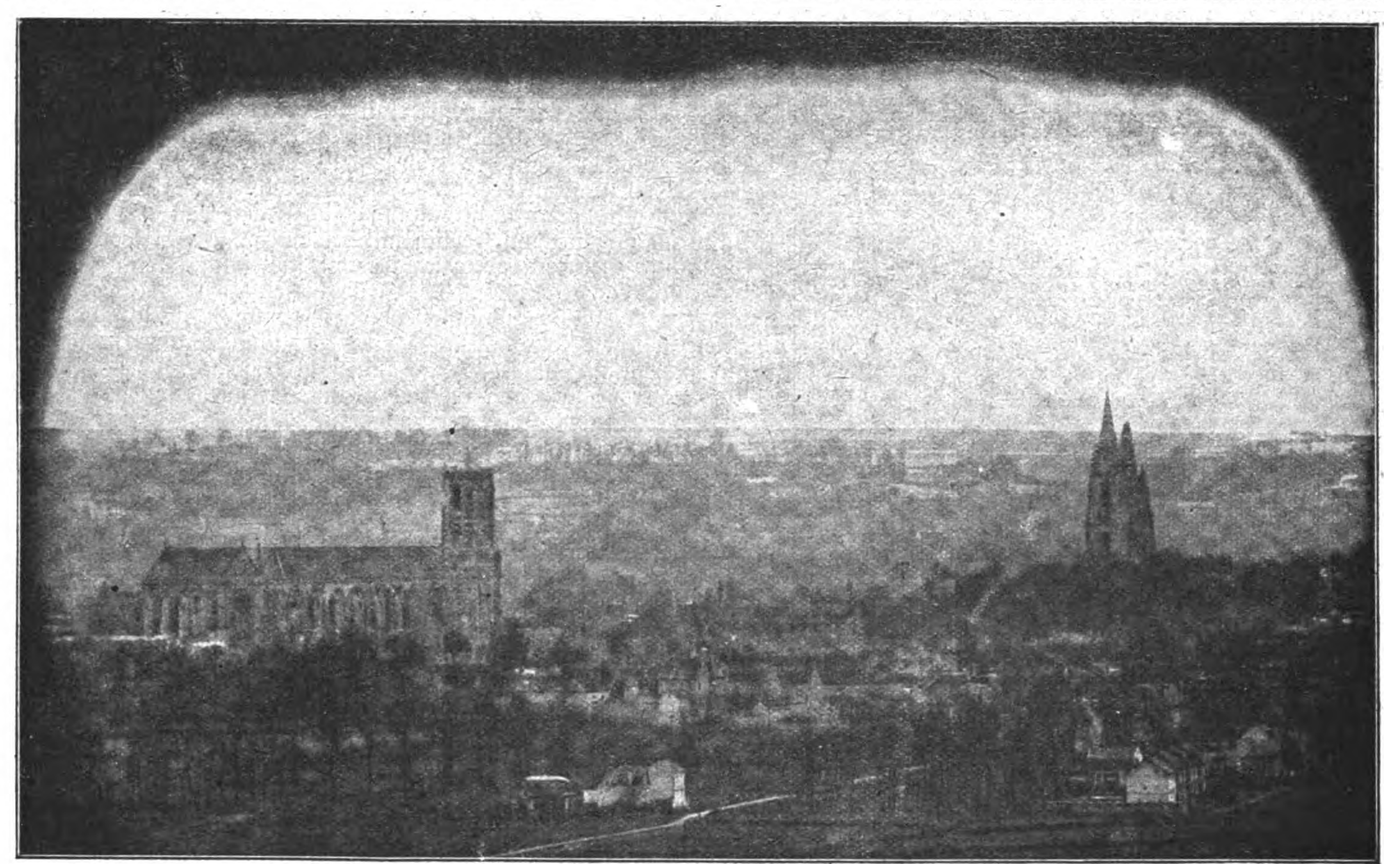
Der kleine deutsche Hilfskreuzer „Marie" mit 30 Mann Besatzung hatte am 2. November im Kattegatt das Mißgeschick, in dichtem Nebel nördlich von Kullen plötzlich auf wenigstens neun englische Torpedobootzerstörer zu stoßen. Ein Ausweichen war dem kleinen Fahrzeug nicht möglich; deshalb eröffnete es kurz entschlossen den Angriff auf den überlegenen Feind. Das Gefecht dauerte nicht lange, denn bald erlag das Schiff der zusammengefaßten Artilleriewirkung der Gegner und ging unter. Ein Teil der Deutschen wurde von den Engländern aufgefischt, der Führer, Kapitänleutnant der Reserve Lauterbach (siehe Bild Seite 395), konnte sich mit 15 Mann der Gefangenschaft entziehen. Auf dem dänischen Dampfer „E. M. Dalgas" erreichten sie, zum Teil verwundet, Kopenhagen. —

* * *

Feindliche **Flieger** versuchten in dieser Zeit häufiger als früher über deutsches Heimatgebiet zu kommen. Mehrere Geschwader, die in der Nacht zum 25. Oktober über dem lothringisch-luxemburgischen und dem Saarindustriegebiet



Deutsche Erkundungspatrouille in Granatlöchern vor Soissons. Nach einer Originalzeichnung von Erich Mattschaß.



Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Blick durch eine deutsche Schießscharte auf Soissons am linken Ufer der Aisne.
Rechts der 66 Meter hohe Turm der Kathedrale, links die ehemalige Abteikirche St. Leger.

erschienen, töteten durch Abwerfen von Bomben einige Zivilpersonen, trafen aber kein militärisch wichtiges Ziel. Der Angriff kostete den Feinden vier Flugzeuge, die abgeschossen wurden und deren Insassen, bis auf einen Amerikaner, sämtlich Engländer waren.

Im englischen Unterhause verhandelte man lebhaft über die Angriffe aus der Luft; es tauchte sogar der Gedanke auf, mit Deutschland eine Vereinbarung zu treffen, nach der die Fortsetzung der Flüge unterbleiben sollte. Dabei machte ein Regierungsvertreter das beachtenswerte Eingeständnis, daß gerade die britischen Flieger die Angriffe eröffnet hätten, indem sie Bomben auf Düsseldorf, Köln und später auf Friedrichshafen abwarfen. Es könne sich also für die Engländer nur darum handeln, in dieser Kriegführung den deutschen Vorsprung einzuholen.

In der Nacht zum 1. November statteten deutsche Flieger England einen neuen Besuch ab. Sie bewarfen London und die Hafenstädte Gravesend, Chatham, Ramsgate, Margate und Dover wirkungsvoll mit Bomben, verursachten große Feuersbrünste und kehrten trotz starker Gegenwirkung ohne Schaden heim. —

* * *

Während die deutschen Truppen mit ihren österreichischen und ungarischen Waffenbrüdern in Italien ruhmreiche Siege erfochten, vollzogen sich wichtige Änderungen in der Zusammensetzung der deutschen Regierung, die sich seit der Oktobertagung des Reichstages in einer neuen Krise befand. Nicht nur die Linke, sondern auch ein großer Teil der Rechten des Reichstages hielt den Reichskanzler Dr. Paul Michaelis, der als Staatskommissar für die Volksernährung bei allen Parteien sehr geschätzt gewesen war, nicht für den geeigneten Mann an der Spitze des Deutschen Reiches.

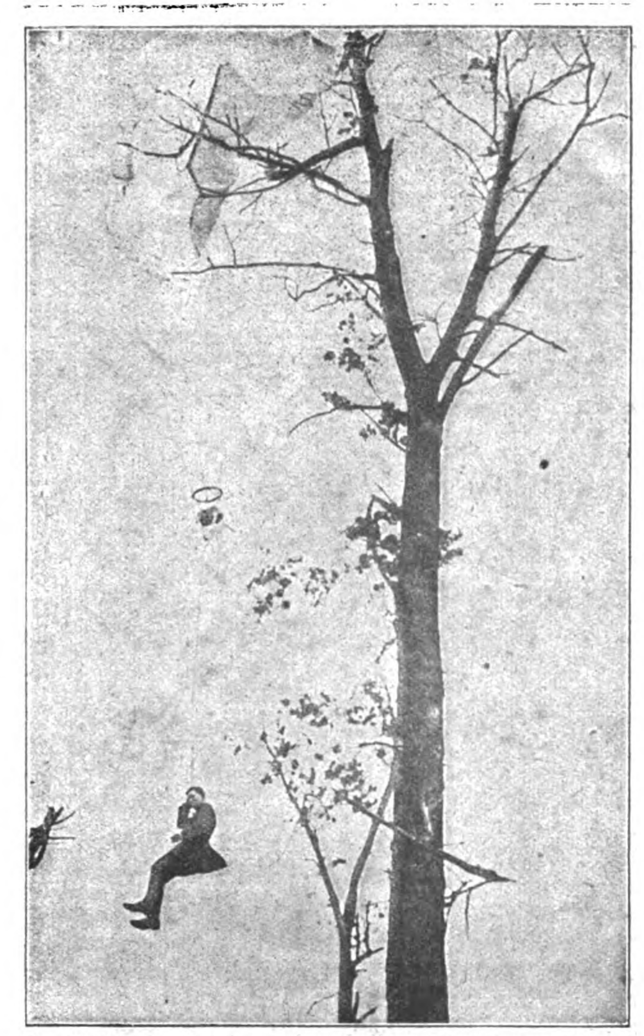
Mit großem Nachdruck suchten deshalb die Mehrheitsparteien: das Zentrum, die Nationalliberalen, die Fortschrittler und die alten Sozialdemokraten, einen Kanzlerwechsel herbeizuführen, der dann auch durch die Berufung des bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling (siehe Bild Seite 385) erfolgte. Bevor Graf Hertling, dem der Kaiser nach dem Rücktritt Bethmann Hollwegs die Kanzlerschaft zum zweiten Male antrug, das Amt übernahm, bat er sich Bedenkzeit aus und setzte sich mit den Mehrheitsparteien in Verbindung, um festzustellen, ob seine Politik auf ausreichende Unterstützung im Reichstage rechnen dürfte; die Wiederholung neuer Krisen sollte nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Nach längeren Verhandlungen erzielte Hertling eine Einigung, worauf er am 2. November zum Deutschen Reichskanzler und Preußischen Ministerpräsidenten ernannt wurde. Außer dem Grafen traten als neue Männer in die Reichsregierung ein der Abgeordnete Wirkliche Geheime Rat Friedrich v. Payer, der als Stellvertreter des Kanzlers den ebenfalls aus dem Amte geschiedenen Dr. Helfferich ersetzen sollte, und der Abgeordnete Geheime Regierungsrat Dr. Friedberg als Staatsminister und Vizepräsident des Staatsministeriums. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein Flug um die Wolken.

Von Armin Steinart (F. A. Loofs).

Der Flugplatz in X. sieht aus wie die meisten anderen. Aber er hat doch einige Besonderheiten, auf die die Abteilung nicht wenig stolz ist. Erstens ist die große Flugzeughalle französischen Ursprungs. Schon im Frieden war hier ein Flugplatz. Die deutschen Flieger haben ihn übernommen. Zweitens ist die große Schiebetür der Halle durch ein Gemälde verziert, das ein früher zu der Abteilung kommandierter Offizier höchst eigenhändig gemalt hat. Es entstand wohl aus dem Bestreben, dem Feind in der Luft vorzutäuschen, daß hier nicht eine Flugzeughalle, sondern ein Stück Landschaft stehe. Da ist unter dem Schatten hoher Bäume ein kleines weißes Haus gemalt. Es spiegelt sich in einem blauen See, und wenn man sich die leider doch noch sichtbare Halle wegdenkt, so könnte man bei einiger Einbildungskraft meinen, daß man nicht vor einem Gemälde, sondern vor einem Stück Wirklichkeit stünde. Man erzählt sich, daß sich der Urheber dieses Gemäldes an schönen Tagen auf eine Bank vor dem gemalten Häuschen an das Ufer des gemalten Sees gesetzt und geträumt habe, auf seinem heimatlichen Gute zu sein. Auch soll er nach einem Fluge, bei dem er die Halle von oben und aus der Entfernung betrachten konnte, etwas niedergedrückt nach Hause gekommen sein, denn er hatte wohl die Halle sehen



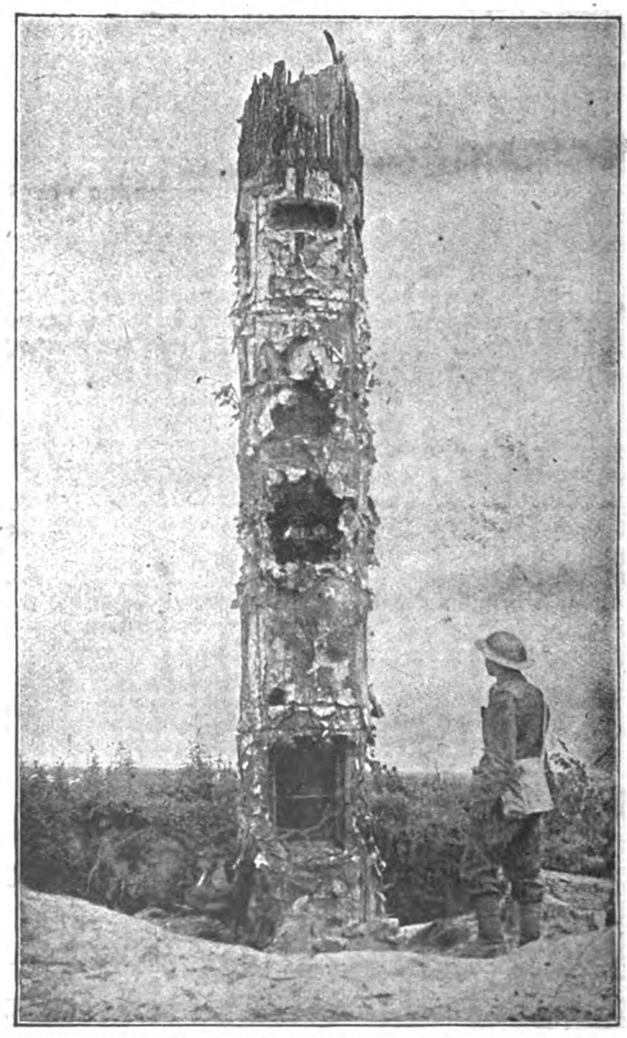
Der Beobachter eines von einem deutschen Flieger angegriffenen englischen Fesselballons rettet sich mittels Fallschirms.
Da der Schirm in einer Baumkrone hängen blieb, mußte der Beobachter längere Zeit auf Befreiung warten.
Nach einer englischen Darstellung.

können, aber sein Gemälde nicht. Mit dem warmen, klingenden Tone, den Menschen haben, die nach Stunden äußerster Gefahr jeden Augenblick des Lebens auskosten, erzählten die Flieger die Geschichte des Gemäldes. Währenddessen schoben sich Baum, Haus und See zur Seite und das Innere des Schuppens wurde sichtbar. Zwei Flugzeuge standen darin. Die gute alte „Übungskiste", auf der Neugierige und Anfänger „geschaukelt" werden, und ein neues Flugzeug der hundertfach an der Front erprobten Art. Wie es kam, daß für mich nicht die Übungskiste, sondern die neue Maschine herausgezogen wurde, weiß ich nicht. Einer der Herren stellte mir freundlichst seinen Fliegeranzug zur Verfügung. Ein sonderbares Kleidungsstück, Hose und Jacke zusammenhängend aus weitgeschnittenem dicken Manchester. Dann kam die wildlederne Kappe, die, über den Kopf gezogen, nur Nase und Mund frei läßt, die grüne Brille, der Sturzhelm und zuletzt ein langes Umschlagtuch. Dabei prallte die heiße Augustsonne auf den Platz. Aber gestern, bei dem gleichen Wetter, hatte man in viertausend Metern Höhe 21 Grad Kälte gemessen.

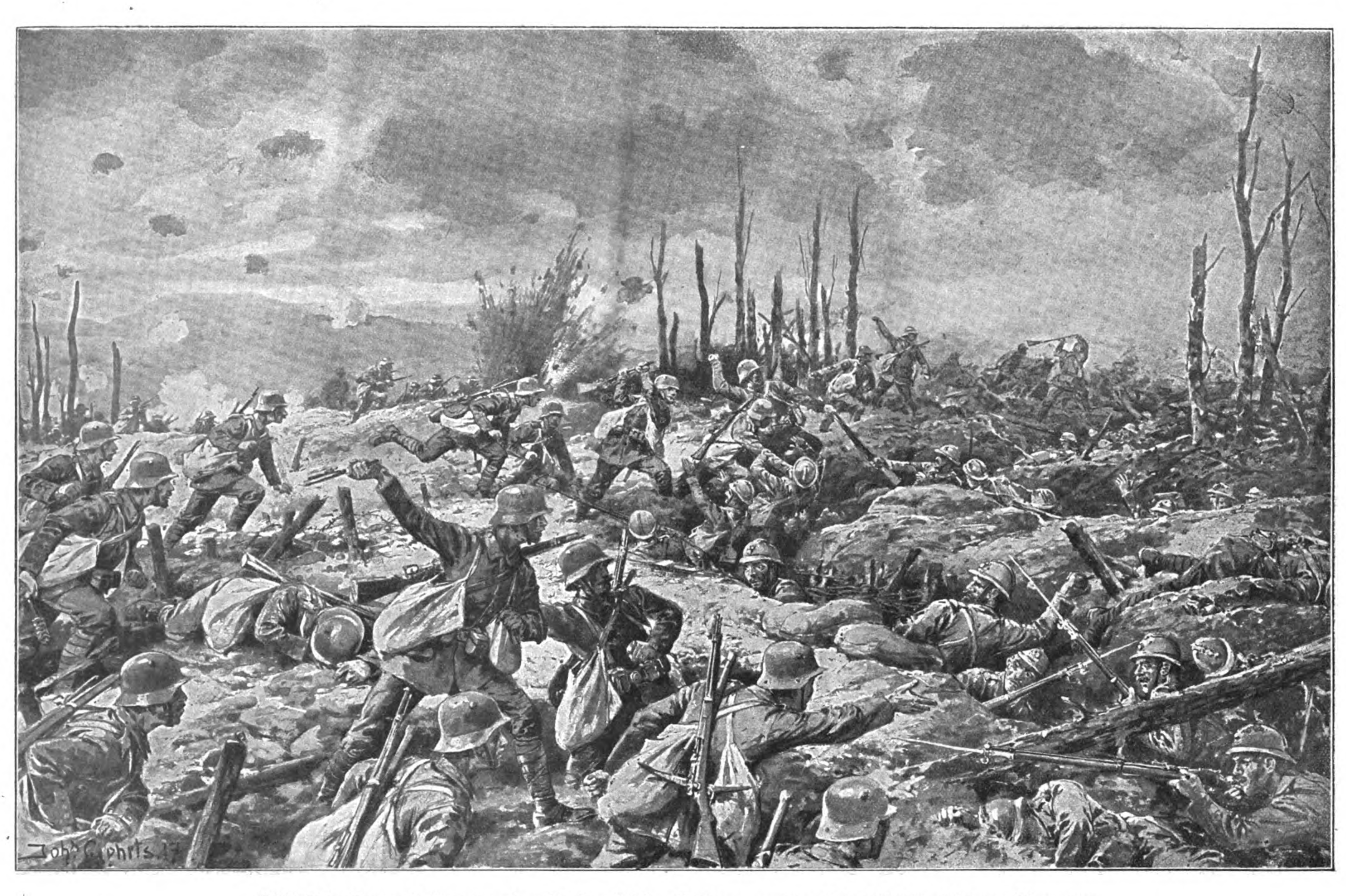
Der zweihundertpferdige Motor lief seine Probetouren. Silbrig legte sich das von dem Luftzug des Propellers umgewandte Gras an den Boden. Abgerissene Halme flogen davon und die Leute unter dem Schwanz des Flugzeuges stemmten sich mit aller Kraft gegen den Sporn, um das Hinterende nicht hochschnellen zu lassen. Man gab mir die letzten Weisungen: „Anschnallen beim Abflug und bei der Landung. Beim Gleitflug zuweilen mit zugehaltener Nase Luft auf die Ohren blasen, damit die dünnere Luft in den Ohren ausgeglichen wird. Sonst gibt es heftige Kopf- und Ohrenschmerzen!" Dann stieg ich in den Beobachtersitz hinter dem Führer. Die Herren traten zurück und grüßten mit dem lustig überlegenen Lächeln, mit dem man einen Neuling zum ersten Male aufsteigen sieht. „Halteklötze los?" „Sind los!" Der Motor ging von seiner niedrigen Tourenzahl zu jäh anwachsendem Dröhnen und Knattern über. Mit zunehmender Geschwindigkeit glitt das Flugzeug über den Boden. Leichter werden die Stöße unter den Rädern. Schon meine ich, daß wir schweben, da stößt die Maschine noch einmal auf und im nächsten Augenblick beginnt sie unerwartet steil zu steigen.

Jetzt bleibt der Boden unter uns. Der Start ist vorbei. Nach der Anweisung konnte ich mich jetzt losschnallen und aufstehen. Von dem in der Tiefe des Fahrgestells liegenden Beobachtersitz war die Aussicht zu beengt. Und ich wollte sehen! Es kostete eine erhebliche Kraftanstrengung, sich gegen den gewaltigen Luftdruck aufzurichten. Mich mit beiden Händen an den Verspannungsturm haltend, gelang es mir schließlich: ich stand. Da unter uns lag der Platz. Die Halle in seltsamer Verschiebung und die Menschen schrägstehend, als stemmten sie sich gegen einen heftigen Wind. Da begann plötzlich etwas mein Hirn mit gewaltsamem Druck nach außen zu treiben. Ich sah, wie sich die Erde unter mir auf der einen Seite jäh aufrichtete und zu kreisen begann. Tief war das eine Flügelpaar gesenkt, das andere steil gegen den Himmel gerichtet. Ein heftiger Schwindel packte mich und die Erde unter mir begann in einem Wirbel davonzurasen. Unwillkürlich sah ich zu dem Führer hinüber. Der saß ruhig und unbewegt an seinem Steuer. Die Enden seines Umschlagtuchs flatterten im Winde. Es mußte wohl alles in Ordnung sein. Ich versuchte es, mich in der Karosserie zu verkriechen. Es gelang mir nicht. Ich stand und konnte mich nicht setzen, weil mich der Luftdruck in der Vollgaskurve gewaltsam gegen die rechte Seite des Beobachtersitzes preßte.

Wie lange die Kurve gedauert hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mich schließlich wieder setzte, aber vollkommen die Orientierung verloren hatte. Doch vermochte ich jetzt das zauberhafte Bild zu genießen, das langsam unter mir wegglitt. Die weißen Bänder der Straßen in kleinen Dörfern geschürzt und geknotet, durchzogen die grüne Erde wie ein weitmaschiges Gewebe. Alle Linien waren scharf, alle Schatten wie aus dem Boden gestanzt. Es muß eine erneute Kurve gekommen sein, die mich wieder in einen heftigen Schwindel warf. Ich erinnere mich, daß sich eine riesige grüne Scheibe vor und unter



Ein ausgehöhlter Baumstamm als Unterkunft für einen englischen Beobachtungsposten im Westen.
Nach einer englischen Darstellung



Ostfriesische Sturmabteilungen erobern die französischen Stellungen auf der Höhe 326 südwestlich von Beaumont.

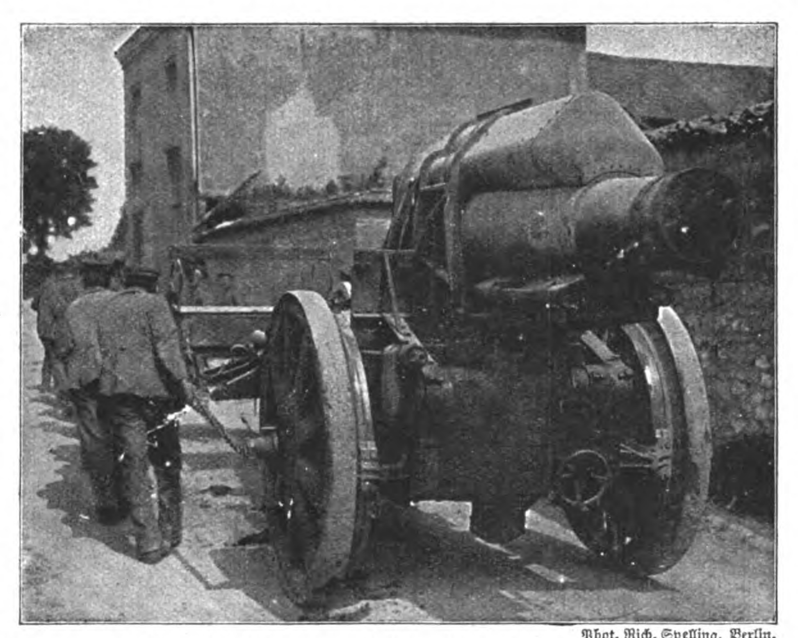
Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

mir hob, ähnlich einem Wellenberg, gegen den ein Segelboot anläuft, und hatte wie im Boot die Empfindung, daß er im nächsten Augenblick über mir zusammenbrechen müsse. Aber es geschah nichts dergleichen. Unverändert brummte der Motor, gleichmütig flatterten die Umschlagtuchenden des Führers in dem schon empfindlich kalt gewordenen Luftzug. Als ich wieder mit voller Aufnahmefähigkeit hinuntersah, waren wir schon in über 2000 Metern Höhe. Die Dörfer waren zu Mittelpunkten von Spinnennetzen geworden, in denen die weißen Linien der Straßen zusammenliefen. Dünnes Schleiergewölk fegte als leichter Nebel unter uns hinweg. Und dort rechts — man hätte jauchzen mögen vor Entzücken — türmte sich ein mächtiger weißer Wolkenberg auf. Schneeweiß gegen den fast schwarzblauen Himmel. Immer steigend hielt der Führer auf ihn zu. Er schien aus dieser Höhe bis auf die Erde hinunter zu reichen. Gleich einem Gletscher öffnete er Abgründe und Spalten und von seinem Gipfel riß ein jäher Wind den Nebel in Fetzen weg. Hinter ihm, eine Alpenkette, reckten sich die Gipfel anderer Wolken auf. Die Erde versank in einen nur halbgesehenen grünen Dämmer. Nur die Wolken waren noch da. Jetzt waren wir nahe dem Steilabsturz des Wassergebirges. Ein eisiger Wind stieß uns von dort entgegen und Nebelfetzen stürmten auf das Flugzeug zu. Noch eine oder zwei Sekunden und wir waren von der Wolke umgeben. Für einige Augenblicke war die Erde verschwunden und ein leuchtender Nebel umflimmerte uns mit fast schmerzhafter Helligkeit. Und plötzlich, wie sie sich geschlossen, tat sich die Wolke wieder auf. Über uns war wieder der fast schwarzblaue Gebirgshimmel und unter uns die grünschimmernde Erde. Jetzt umkreiste der Führer das Wolkengebirge in enger Kurve. Immer neue Klüfte und Abgründe taten sich auf und Böen drückten das Flugzeug auf und nieder. Der Schwindel war durch die Erhabenheit des Anblicks überwunden.

2550 Meter. Ich richtete mich auf, um ein paar Worte mit dem Führer zu sprechen. Nicht einmal ich hörte einen Laut von dem, was ich sagte. So nahm der Führer das Gas weg und ging in einen flachen Gleitflug über. Das Brüllen des Motors hörte auf und eine Verständigung wurde möglich. Dort rechter Hand lag die Front. Ein Gewirr von weißen Linien, Maschen und Waben und in der kleinen Ortschaft unter uns das kurze Aufblitzen eines schweren Einschlages. Die Franzosen beschossen die deutschen rückwärtigen Verbindungen. Sonst schien die Front in tiefster Ruhe zu liegen. Nur weiter nach vorne lagerte eine mißfarbene Wolke über den deutschen Stellungen. Trommelfeuer! Seit drei Tagen schon!

Der Führer bog nun von der Front ab, wo er einen feindlichen Flieger gesehen hatte. Unter uns lagen jetzt die Argonnen. Wie winzig erschien aus dieser Höhe das riesenhafte Waldgebirge. Höhen und Täler waren nicht mehr zu unterscheiden. Eine einzige grüne Decke war das Gebirge, von dem dunkleren Schattengrün der Wipfel scharf getupft.

Auf meine Bitte ging der Führer jetzt im Gleitflug auf 1500 Meter hinunter. Ein wunderbares Gefühl ist dieses sanfte Abwärtsgleiten. Das Toben des Motors hat aufgehört, und nur das Pfeifen der Luft im Gestänge ist hörbar. Langsam hebt sich der Horizont und der Höhenmesser geht in kürzester Zeit von hundert zu hundert Metern herunter. Dort ist der große Eisenbahnknotenpunkt mit seinem Gewirr von Gleisen und den vielen Maschinen, die ihren grauen Dampf über die ganze Anlage hinwälzen.

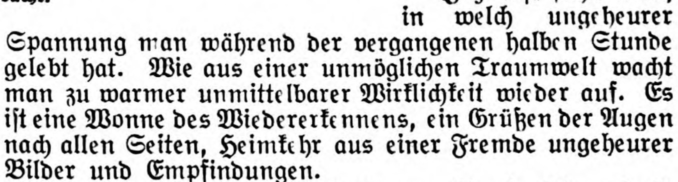


Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Schwerer deutscher Mörser wird von Mannschaften durch eine Ortschaft in Stellung gebracht.

Wie die Erde jetzt unter uns weggleitet! Dies alles kann ja nicht Wirklichkeit sein. Ein Traum ist's, eine wache Phantasie. Ich muß nach der Karosserie tasten, um mich der Wirklichkeit zu versichern.

800 Meter. Da ist die Stadt. Schräg neigt sich uns der Marktplatz mit dem Rathaus in der Mitte entgegen. Winzige schwarze Punkte schieben sich langsam über den Platz hin. Menschen. Größere dunkle Vierecke stehen im Schatten der einen Häuserreihe. Eine Kolonne. Und dort die Kasernen. Zwei mächtige Steinklötze inmitten einer Parallelreihe von Schuppen. Jetzt mischen sich wieder blaue und gelbe Farben in das Grün des Teppichs unter uns. Noch einmal geht der Führer in die Kurve. Die Stadt unter uns bildet einen Trichter, dessen Ränder erst langsam, dann schneller zu kreisen beginnen. Aber das Bild bleibt klar und jede Einzelheit sichtbar. Mit einem leichten Schwanken richtet sich die Maschine aus der Kurve wieder auf. Dort liegt der Flugplatz. Immer schneller hebt sich die Erde uns entgegen. Immer deutlicher wird alles, was ich unter mir sehe. Dort der große Obstgarten. Jeder einzelne Baum steht als grünes Büschel neben seinem scharfen Schatten. Hell leuchtet das Weiß eines nahen Gutshofes und auf der Straße ist lebhafter Verkehr zu erkennen. Man hat das Gefühl, die Erde unter sich greifen zu können, so deutlich ist sie. Aber man weiß, daß sie noch 200 Meter entfernt ist. Jetzt gleitet über ein gelbes Stoppelfeld ein merkwürdiger Schatten hin, läuft über Bodenwellen, verschwindet einen Augenblick im dunklen Gebüsch und taucht von neuem auf: der Schatten des Flugzeuges. Immer schneller fliegt die Erde uns entgegen. Schon ist das Gemälde an der Tür der Flugzeughalle wieder zu erkennen und die kleine Gruppe der Offiziere in ihrer Nähe. Dann schießt der Apparat in ein vorbeijagendes Grün hinein. Ein leiser Stoß und ein Knirschen des Bodens unter dem Sporn: die Landung ist beendet, ehe man recht daran gedacht hat.



Jetzt erst fühlt man, in welch ungeheurer Spannung man während der vergangenen halben Stunde gelebt hat. Wie aus einer unmöglichen Traumwelt wacht man zu warmer unmittelbarer Wirklichkeit wieder auf. Es ist eine Wonne des Wiedererkennens, ein Grüßen der Augen nach allen Seiten, Heimkehr aus einer Fremde ungeheurer Bilder und Empfindungen.

Der Motor knattert der Halle zu. Je ein Mann lenkt den Vogel durch Zug an den Flügeln in der gewünschten Richtung. Dicht neben der Gruppe von Kameraden bleibt er halten. Zwei Sekunden danach stehe ich unter ihnen und bin wieder ein Mensch wie immer. —

Stunden noch lagen wir auf dem grünen Rasen vor der Halle. War es nur das große Erlebnis, das alle Worte klingend machte, wie von einer verhaltenen Freude? Jede kleine Begebenheit, von der sie erzählten, wurde zu einer Tat, die hoch aus allem Alltag ragte.

Das Geschützfeuer an der Front verdichtete sich plötzlich zu einem ununterbrochenen Rollen. In das Wub, wub, wub der Feldgeschütze mischte sich das dumpfe Dröhnen großer Kaliber. Kurz danach kam vom Telephon der Befehl: „Infanterieflieger sofort starten nach Punkt ..., die Franzosen machen einen überraschenden Teilangriff." Leutnant S. ist in wenigen Minuten fertig. Er ist sehr still geworden und seine Bewegungen haben etwas Hartes und Ruckendes bekommen. Fünf Minuten danach hebt sich das Flugzeug mit den flatternden Wimpeln des Infanteriefliegers vom Boden und ist kurz danach im Glast des sonnen-

flimmernden Himmels verschwunden. Ein Gespräch wollte jetzt nicht recht in Gang kommen. Bei solchen Aufträgen hatte die Abteilung im vergangenen Frühjahr schwere Verluste gehabt. Nur einmal sagte jemand: „Jetzt ist er über der Front. Auf 50 Meter hinunter gehen ist keine Kleinigkeit!" Man spielte mit dem Hunde, sah nach dem Himmel auf und horchte auf jedes ferne Brummen — —

Eine Stunde später glitt die Maschine wieder auf den Platz. Langsam steigt der Beobachter aus seinem Sitz. Er ist blaß und müde. Der Ladestreifen seines Maschinengewehrs ist leer und auch der Führer hat fast alle Patronen verschossen. Dreimal waren sie über den französischen Gräben in 50 Metern Höhe durch wildestes Maschinengewehr- und Schützenfeuer geflogen, selbst ununterbrochen feuernd. Dann hatte der Beobachter seine Meldung abgeworfen und sich durch nochmaligen Rückflug überzeugt, daß sie richtig aufgenommen worden war. Dann erst war er heimgekehrt. Nur von einem einzigen Geschoß war der Schwanz seines Flugzeuges getroffen worden. „Das Kampffliegen ist doch gegen solche Aufträge das reine Vergnügen. Es war Zeit, daß neulich auch ein Beobachter den Pour le Mérite bekommen hat!"


Phot. H. Hentschel, Bad Kissingen.
Kapitänleutnant d. R. Julius Lauterbach.

S. M. S. „Breslau" („Midilli") und andere türkische Seestreitkräfte landen Truppen auf der Schlangeninsel.

(Hierzu das Bild Seite 397.)

In den ersten beiden Kriegsjahren hatten die deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" unter ihren neuen türkischen Namen „Sultan Jawuz Selim" und „Midilli" zahlreiche kühne Fahrten im Schwarzen Meer unternommen. Der russischen Schiffahrt wurden schwere Schäden zugefügt, so daß die Versorgung der russischen Front im Kaukasus auf dem Seewege so gut wie unmöglich war. Russische Befestigungsanlagen vor Sebastopol und Odessa sowie auf der Halbinsel Krim wurden von den Schiffen wirksam beschossen und die riesigen Öltankanlagen von Batu und Feodosia gründlich zerstört. Der russischen Schwarzmeerflotte, die aus sieben vollwertigen Linienschiffen, mehreren Kreuzern und zahlreichen schnellen Zerstörern bestand und den türkischen Schiffen um ein Vielfaches überlegen war, waren letztere ein solcher Schrecken geworden, daß sie es nur noch wagten, gesammelt in See zu gehen und Gefechte mit der „Goeben" nur auf außerordentlich große Entfernungen zu führen, bei denen sie ein einziges Mal einen Treffer erzielten. Der kleineren „Breslau", die bald hier, bald da auftauchte, hatten die Feinde verschiedentlich den Heimweg zu verlegen versucht, aber immer gelang es ihr, dank geschickter Führung und hoher Geschwindigkeit, zu entkommen. Um sich der beiden Schiffe, die von einigen türkischen, auf deutschen Werften erbauten Torpedobooten in wertvoller Weise unterstützt wurden, zu erwehren, griffen die Russen zu der bei ihnen so beliebten Absperrung durch Minen. Tausende dieser gefährlichen Sprengkörper, in deren Auslegung die Russen eine besondere Fertigkeit besitzen, verseuchten das Schwarze Meer bis vor den Bosporus. Selbst in Wasserti fen, die vor diesem Weltkriege als für das Minenlegen ungeeignet angesehen wurden, machten sich russische Minen bemerkbar, so daß im dritten Kriegsjahre das Auslaufen für die großen Schiffe zur Unmöglichkeit wurde. Nur den Unterseebooten blieb noch Gelegenheit, die Schiffahrt zu gefährden, bis die Russen nach der Vernichtung ihres einzigen fertigen Großkampfschiffes „Imperatritza Maria" durch eine eigene Mine von weiteren Unternehmungen ihrer Flotte absehen mußten. Sie glaubten auch, ihrer Minen wegen vor Überraschungen durch türkische Schiffe gesichert zu sein. Um so größer war ihr Erstaunen, als die „Breslau" plötzlich in der Donaumündung auftauchte, dort mehrere Schiffe versenkte und russische und rumänische Befestigungsanlagen am Norduser des Flusses derart unter Feuer nahm, daß an eine Gegenwehr erst gedacht werden konnte, als die „Breslau" mit den sie begleitenden Torpedobooten bereits wieder der hohen See zustrebte. Die ihr nachgesandten Granaten konnten sie nicht mehr erreichen. — Östlich von der Donaumündung befindet sich die von den


Phot. Rich. Spelling, Berlin.
Maschinengewehrstand in der vordersten deutschen Linie zur Bekämpfung feindlicher, die Front überfliegender Flugzeuge.

Russen mit einigen Feldbatterien bestückte Schlangeninsel, auf der auch einige Züge Infanterie mit Maschinengewehren lagen. Da sich feindliche Kriegschiffe nicht zeigten, beschloß der Kommandant der „Breslau", Korvettenkapitän v. Knorr, auf der Heimfahrt die Inseln von den Russen zu säubern. Granaten prasselten in die vorher von Fliegern erkundeten Stellungen, sämtliche Boote wurden zu Wasser gelassen und, von der Dampfpinasse geschleppt, brachten sie Truppen an Land, denen es gelang, die nicht getöteten Russen rasch zu überwältigen und samt den erbeuteten, noch brauchbaren Geschützen und Maschinengewehren an Bord zu bringen, nachdem die russischen Stellungen durch Sprengungen vernichtet worden waren. Ohne irgendwelche Verluste und ohne weiter behelligt zu werden, erreichte die „Breslau" mit ihren Begleitschiffen den Bosporus. Die Russen hatten nun Zeit, über die Vergänglichkeit ihrer Minenfelder nachzudenken, und mußten jederzeit mit einer Wiederholung solcher Vorstöße rechnen.



Der Deutsche Kaiser in Begleitung des Sultans Mohammed V. und des türkischen Kriegsministers Enver Pascha begrüßt in Konstantinopel den Scheich ul Islam.

Bulgarenwacht an der Ägäis.

Von Franz Carl Endres, kais. osm. Major a. D.

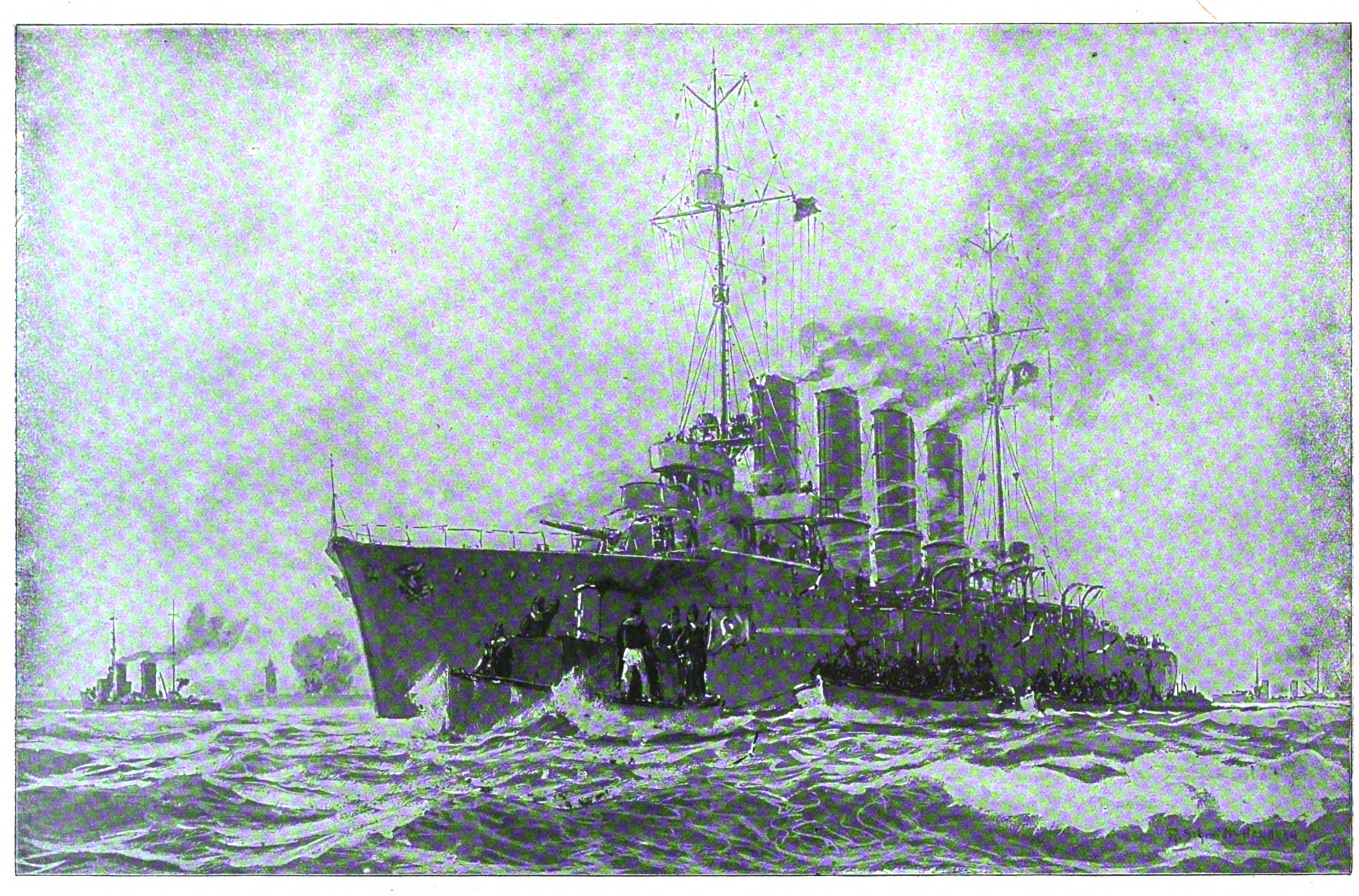
(Hierzu die Bilder Seite 398 und 399.)

Die Unternehmungen Sarrails an der Salonikifront sind vom Vierverband oft mit großen Hoffnungen begrüßt worden, ohne daß es Sarrail jemals gelungen wäre, sie irgendwie zu erfüllen. Ein buntes Gewimmel von Truppen aus aller Herren Ländern untersteht dem französischen Führer. Englische, französische, serbische, russische und italienische Bataillone haben die lange Front, die vom Tahinosee über Monastir bis nach Valona führt, besetzt. Die französischen Streitkräfte sind aus Algeriern, Anamiten, Tonkinesen und Senegalnegern zusammengesetzt. Diesen Truppen gegenüber haben im großen und ganzen Bulgaren mit Unterstützung deutscher Truppen die Aufgabe der Verteidigung. Sie haben seinerzeit durch eine flotte Offensive, die sie über Monastir—Florina bis in die Gegend von Kastoria brachte, Sarrail manche Schwierigkeiten ver-



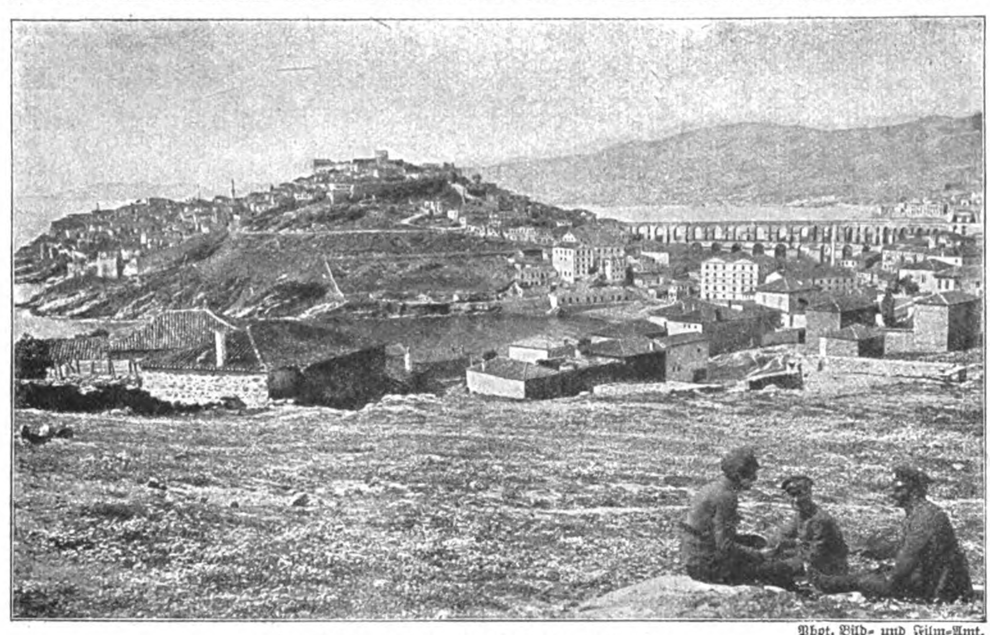
Phot. Bild- und Film-Amt.

Der Deutsche Kaiser an Bord eines Motorkanonenbootes während der Fahrt durch die Dardanellen.



S. M. S. „Breslau“ („Midilli“) und andere türkische Seestreitkräfte landen am 24. Juni 1917 nach Beschießung der Küste Truppen auf der Schlangeninsel bei der Donaumündung

Nach einer Originalzeichnung von Robert Schmidt, Hamburg.


Phot. Bild- und Film-Amt.

Blick auf das alte Kastell von Kavalla.
Rechts die wohlerhaltene römische Wasserleitung.

ursacht und es, wenn auch im weiteren Verlauf Monastir verloren ging, doch mit größter Hartnäckigkeit vermocht, jede operative Vorbewegung des französischen Generals zu verhindern und ihn in dem gefesselten Zustand zu erhalten, der seine Lage kennzeichnet.

Unsere Bilder stellen das militärische Leben und Treiben in der der Insel Thasos gegenüberliegenden kleinen Stadt Kavalla dar. Diese Stadt liegt hinter dem äußersten linken Flügel der bulgarischen Gesamtfront und ist ein etwa 3000 Einwohner zählender bulgarischer Etappenort. Von den Bulgaren einst im Balkankrieg erstrebt, fiel es beim Friedenschluß Griechenland zu. Heute verkehren türkische und bulgarische Soldaten in treuer Waffenbrüderschaft vereint in dieser Stadt, die, amphitheatralisch an der Küste erbaut, zwar im Innern wenig Ansprechendes zeigt, dagegen als Gesamtlandschaft in Verbindung mit dem belebten blauen Meer einen höchst reizvollen Anblick bietet.

Ritterlichkeit im Felde jetzt und früher.

Von G. Blomquist.

Es gab eine Zeit — nicht zu entfernt im Hinblick auf das Alter des Menschengeschlechts —, wo jeder freie Mann bewaffnet ging und bereit sein mußte, seine Waffen gegen die nächsten Nachbarn zu gebrauchen. Dann bildeten sich allmählich Staaten, zunächst natürlich kleine Staaten, und eine Rechtsordnung fand Eingang. Aber die Sicherheit an Leben und Eigentum war noch gering. Gegenseitige Fehden gehörten ebenfalls zu den alltäglichen Erscheinungen.

Nachdem große Staaten zustande gekommen waren, bildeten Kriege gegen benachbarte Länder und Eroberungszüge etwas Gewöhnliches. Fremdling war gleichbedeutend mit Feind, und Frieden gehörte zu den Ausnahmen, während heutzutage der Krieg eine Ausnahme ist.

Und wie ungeheuer grausam war nicht die Kriegführung in alter Zeit. Man zählt die Ägypter zu den ältesten bekannten Kulturvölkern. Auf ihren Denkmälern sieht man, wie dem König in feierlicher Weise abgehauene Hände überreicht werden. Blieben Gefangene von dieser grausamen Behandlung verschont, so geschah es nur, um sie für Lebenszeit zu Sklaven zu machen. Es wird berichtet, daß die Assyrer im allgemeinen ihre Gefangenen töteten, aber den gefangenen Offizieren lebend die Haut abzogen. Im Alten Testament liest man von grausamen Kriegsgebräuchen, aber auch von Anfängen einer gewissen Menschlichkeit, ja von den Anläufen zu einem allgemeinen Völkerrecht. In der Geschichte Chinas tritt zum ersten Male eine Art Ritterlichkeit in der Kriegführung zutage. Der bekannte Volksrechtsgelehrte Richard Kleen versichert, daß China früher als Europa ein Völkerrecht zur Anwendung brachte.

Das europäische Ritterwesen erstand unter dem Einfluß des Christentums und zeichnete sich durch die Achtung vor den Frauen aus, die geradezu in Frauenanbetung überging; hierzu kamen Kämpfe für ideale Ziele, Kreuzzüge und anderes. Bemerkenswert ist auch, daß die Pflege der Verwundeten und Kranken, die im Weltkriege auf Grund der deutschen Wissenschaft und der glänzenden Organisation der Deutschen so große Triumphe gefeiert hat, ihren Ursprung von den alten Ritterorden des Mittelalters, den Tempelherren, Johannitern und andern herleitet. Wie dann gegen Schluß des Mittelalters das Ritterwesen entartete, ist allgemein bekannt.

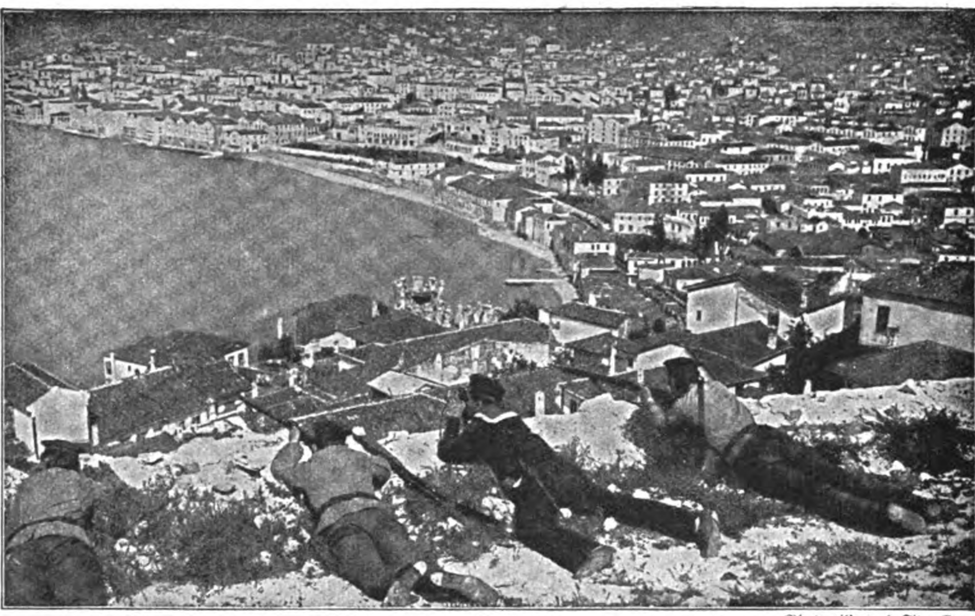
Eine der edelsten Gestalten des germanischen Stammes, Gustav Adolf, dem die deutschen Protestanten den Ehrentitel „Christ und Held" beilegten, war ein großer Eiferer für ritterliche Kriegführung. Er trug bei seinem Feldzug Hugo Grotius' De jure belli et pacis bei sich und versuchte die darin enthaltenen Grundsätze in der Praxis des Krieges zu verwirklichen. Mit den Kaiserlichen traf er ein Abkommen, wonach sich beide Parteien verpflichteten, die Gefangenen zu schonen. Nach dem Tode des Königs ließen aber die Schwedischen und die kaiserlichen Feldherrn die Gesetze der Ritterlichkeit außer acht; Dörfer und Städte wurden verbrannt und die wehrlose Bevölkerung niedergemetzelt. Daß die Schweden in ihren späteren Kriegen allgemeine völkerrechtliche Grundsätze zu fördern suchten und in ihrer Großmachtszeit in eroberten Ländern viel Menschlichkeit an den Tag legten, ist ebenfalls geschichtliche Tatsache. Der letzte große Heldenkönig Schwedens, Karl XII., war auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der in Europa Recht und Gerechtigkeit walten lassen wollte; im Kampfe für hohe Ideale fand er den Untergang.

Wenn die Deutschen im Weltkriege viel Mitgefühl und


Phot. Bild- und Film-Amt.

Ankunft einer Kamelkolonne vor den Tabaklagerhäusern in Kavalla

Verständnis in Schweden fanden, so beruhte dies zu einem nicht geringen Grade darauf, daß beide Nationen gemeinsame Züge aufweisen. Achtung vor Gesetz und Recht, auch dem Rechte des Krieges, Tapferkeit und Selbstaufopferung sowie edle Ritterlichkeit sind germanische Charakterzüge. Grausamkeit und Haß liegen weder in der deutschen noch in der schwedischen Natur. Der Humor kommt im Gegensatz zum Spott der romanischen Völker in den germanischen Ländern zu seinem Recht.



Blick auf Kavalla vom alten Kastell aus.
Im Vordergrunde bulgarischer Ausguckposten

Phot. Bild- und Film-Amt.

Aber von der Ritterlichkeit selbst wird in den romanischen Ländern viel geredet. Ich entsinne mich, wie einst ein Droschkenkutscher in Rom, als ich meine Frau in einer Droschke allein ließ, feierlich versicherte, daß in Italien alle Männer ritterliche Leute wären. Und wird man nicht Frankreich als eigentliches Land der Ritterlichkeit loben hören? Es muß indessen lange her sein, daß die Franzosen Anspruch auf diese Eigenschaft erheben konnten. Schon vor dem Kriege konnte man wahrnehmen, wie die französische Höflichkeit zurückgegangen war. Ich habe unter anderen eine unangenehme Erfahrung mit französischer Unhöflichkeit auf internationalen Journalistenkongressen gemacht, aber selbst noch während des Krieges wurde in der französischen Presse geschrieben, daß die Deutschen nicht verständen, was Ritterlichkeit sei. Sie machten sich sogar über die Franzosen lustig, die den Ritter zu ihrem Mannesideal gemacht hätten. Bei meinen Reisen als Kriegsberichterstatter, die schon im Oktober 1914 begannen, habe ich bei vielen Gelegenheiten die ritterliche Gesinnung der deutschen Offiziere bewundern können. Während meines langjährigen Aufenthaltes in Deutschland bemerkte ich nie bei einem Offizier eine Aufführung, die zu tadeln gewesen wäre. Immer höflich, ist die Regel. Und es gehört sicherlich zur Erziehung des deutschen Offiziers, auch gegen den Feind Ritterlichkeit zu zeigen. Mit Achtung spricht man von der Tapferkeit des Gegners, und man erweist sich edelmütig gegen den Besiegten. Oft habe ich mich davon überzeugen können, wie gut gefangene und verwundete Feinde behandelt wurden, obwohl das Verhalten des Feindes Anlaß zur Vergeltung bieten konnte.

Während einer Fahrt zur Sommefront im Oktober 1916 erzählte ein Rittmeister, wie einer seiner Verwandten, ein zwanzigjähriger Offizier, in französischer Gefangenschaft mit größter Grausamkeit behandelt und einer solchen Behandlung ausgesetzt worden war, daß es zu verwundern sei, daß er noch lebte. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß der Gefangene in der ersten französischen Gefechtslinie gut behandelt wurde. Was weiter folgte, geschah hinter der Front. Was es die deutschen Soldaten als besonders fürchterlich erscheinen läßt, in französische Gefangenschaft zu fallen, ist der erbitterte Haß, der in der Zivilbevölkerung gegen Deutschland herrscht. Gelegentlich eines Gespräches über die heftigen Kämpfe an der Somme äußerte der Stabschef des Oberbefehlshabers v. X.: „Wir erkennen die unerschütterliche Tapferkeit unserer Gegner und deren große militärische Tüchtigkeit willig an, aber nie wird es den Feinden einfallen, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vielmehr bekommen wir von ihnen nur empörende Schimpfworte zu hören."

Ein bemerkenswertes Zeichen bildet es aber doch, daß man in der neuesten Form der Kriegführung, dem Luftkampf, auch den Gegnern Anerkennung zollt, indem von französischer und englischer Seite Kränze abgeworfen wurden, die für die Gräber der hervorragendsten deutschen Flieger bestimmt waren. Ferner haben verschiedene Franzosen Zeugnis über die gute Behandlung, die sie in deutschen Gefangenenlagern erfahren haben, abgelegt. Wenn die Franzosen einmal Gebiete des Landes, das die Deutschen besetzt haben, zurückerhalten, werden sie dort außerordentlich gut gepflegte Gräber gefallener Landsleute vorfinden. Eine meiner schönsten Erinnerungen von meinen Reisen als Kriegsberichterstatter bildet ein Sonntagnachmittagbesuch auf dem geschmackvoll angelegten, stimmungsvollen Kriegerfriedhof in St. Quentin, wo eine große Anzahl von Franzosen und Deutschen, alle vor der Majestät des Todes zur Andacht gestimmt, zugegen war. Requiescant in pace stand auf einem großen Denkmal, Worte, die an diesem Platz inhaltreicher als anderwärts sind. Möge es wahr sein, daß das Grab alles versöhnt.

Erfolgreiche deutsche Kampfflieger

und die Zahl ihrer Luftsiege bis zum 1. November 1917:

Rittmeister Freiherr v. Richthofen 61, Hauptmann Berthold 28, Leutnant Bernert 27, Leutnant Müller



Türkische Soldaten beim Einkauf in Kavalla.

Phot. Bild- und Film-Amt

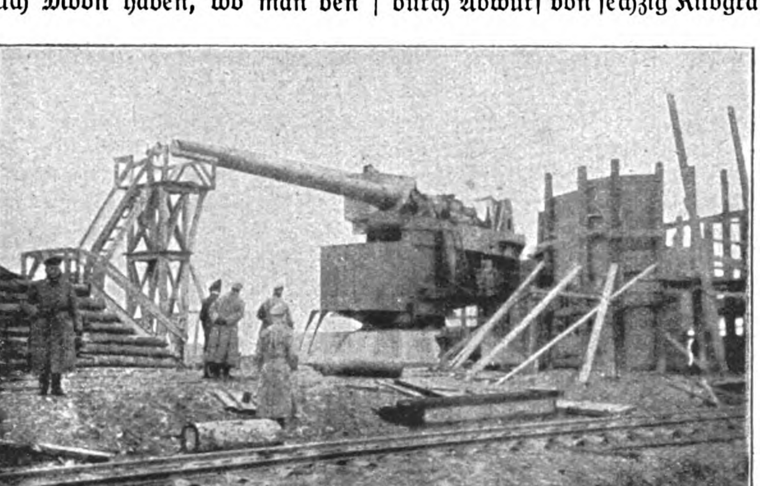
(Max) 27, Oberleutnant Dostler (vermißt) 26, Oberleutnant Schleich 25, Leutnant Freiherr v. Richthofen 24, Leutnant v. Bülow 23, Oberleutnant Ritter v. Tutscheck 23, Leutnant Wüsthoff 21, Leutnant Adam 20, Leutnant Böhme 20, Leutnant Klein 19, Oberleutnant Bethge 18, Offizierstellvertreter Bückler 18, Leutnant Kisenberth 18, Leutnant Göttsch 17, Leutnant Heß 16, Leutnant Bongartz 16, Leutnant v. Eschwege 16, Leutnant Göring 15, Leutnant Schmidt 15, Leutnant Thuy 15, Oberleutnant Lörzer 15, Leutnant Udet 14, Vizefeldwebel Menckhoff 14, Vizefeldwebel Thorn 13, Oberleutnant Buddecke 12, Leutnant Hanstein 12, Leutnant Kroll 12. Mit dem Pour le Mérite ausgezeichnet sind: Freiherr v. Richthofen, Hauptmann Berthold, Leutnant Bernert, Leutnant Müller (Max), Oberleutnant Dostler (vermißt), Leutnant Freiherr v. Richthofen, Leutnant v. Bülow, Oberleutnant Ritter v. Tutscheck, Oberleutnant Buddecke.

Die Eroberung von Ösel.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

3. Moon und Dagö.

Mit der Eroberung der Insel Ösel besaß man die drei uns bisher gefährlichen Flugstationen von Papensholm, Lebara und Zerel und hatte den Eingang zur Rigaischen Bucht fest in der Hand. Um aber den Erfolg vollkommen zu machen, mußte man auch Moon haben, wo man den Moonsund, die russische Fahrstraße von Kronstadt und Reval in die Rigaische Bucht, sperren konnte, und ferner auch Dagö, dessen südliche Strandbatterien nach Ösel herüberdrohten und dessen nördliche Küstenbefestigungen schon ihre Rohre zum Finnischen Meerbusen hinüberstreckten.



Phot. Kriegsberichterstatter Herold.

Erbeutetes russisches Riesengeschütz englischer Herkunft von der Batterie „Zerel" auf der Insel Ösel.

Zur Eroberung beider wichtiger Inseln war nun zunächst wieder die gründliche Vorarbeit der Marine vonnöten. Noch am 15. Oktober dampften die deutschen Kriegsschiffe in die Rigaische Bucht ein, und am 17. Oktober hatten sie bereits das Südende des großen Moonsundes erreicht. Die russische Flotte wich einem offenen Kampfe aus und zog sich in den Sund und dahinter zurück. Vom Süden und Osten her war so durch das Erscheinen der Flotte eine deutsche Landoperation nach der Mooninsel zu gegen russische Flottenflankenangriffe gesichert. Im Norden war diese Sicherung schon früher erreicht worden. Die Flottenabteilung, die in Pammerort die Orrisar- oder Ostöselgruppe gelandet hatte, war mit den Minenräumern voraus durch die Sölasundenge in die Kassar Wiek vorgedrungen, zog ihre Torpedostreitkräfte nach, vernichtete den russischen Torpedobootszerstörer „Grom", der sich zum Kampfe stellte, und drängte den Gegner bis an den Ostrand der Kassar Wiek zurück.

Die Insel Moon war ursprünglich nur mit ganz schwachen Sicherungen besetzt. Als die Kunde von dem schnellen Erfolg des Feindes kam, schickte man noch eine Brigade hinüber, die aber wegen des Fehlens von Artillerie und Kavallerie den Gehorsam verweigerte. Nur ein Todesbataillon war bereit zu kämpfen und bezog zusammen mit etwa einundeinhalb Bataillonen regulärer Infanterie dicht am Steindamm den Brückenkopf von Linnust. Am 17. Oktober kam der Befehl zum Beginn des Moonunternehmens. Eifrige Patrouillentätigkeit des Todesbataillons hatte bewiesen, daß diese Truppe auf dem Posten war; von vorn konnte man den Übergang über den kahlen, keinerlei Schutz bietenden Damm also kaum wagen. So beschoß die gesamte zur Verfügung stehende Land- und Schiffsartillerie am Nachmittag den Linnustbrückenkopf, während sich von der St.-Johannis-Gegend aus eine Infanteriekompanie in Booten und Barkassen zum Übersetzen anschickte. Ursprünglich war geplant, sie nördlich um die kleine Keinastinsel herumzuleiten. Als man aber die Gegend von Keggowa unbesetzt fand, steuerte man direkt dorthin, landete, drang flott vor und kam gegen zwölf Uhr nachts in den von dem Todesbataillon infolge der Flanken- und Rückenbedrohung schon geräumten Linnustbrückenkopf. Schon um elf Uhr war das andere Ende der Insel bei Kuiwast erreicht, wo südlich in der Gegend von Woi inzwischen die Flotte Mannschaften gelandet hatte, um die Strandbatterien zu besetzen. Vier 15-cm- und fünf 28-cm-Geschütze, fünf Flugabwehrkanonen und eine Unmenge Munition waren dort die Beute. Die Radfahrerspitze der Landkolonne nahm den Brigadegeneral mit seinem Stabe und rund 5000 Mann gefangen, 6 Feldgeschütze, 2 Panzerautos, Lastkraftwagen und die gesamten Bagagen der Brigade dazu. Moon war in deutschem Besitz.

Am Morgen war die „Slawa", nach tapferem Widerstande von überlegener deutscher Schiffsartillerie niedergekämpft, bei der Insel Schildau von ihrer Besatzung gesprengt worden und brannte als helles Signal in den Nebeltag. Die russische Flotte verließ eiligst die schmal gebaggerte Fahrstraße des Großen Sundes, warf an Minen aus, was sie bei sich hatte, versenkte in der Fahrrinne noch zwei Transporter und sperrte so selbst den Weg zur Rigaischen Bucht ab. Unsere U-Boote wachten indessen gut am Nordausgang des Sundes. Sie versenkten noch, während ihre Kameraden aus der Luft durch Abwurf von sechzig Kilogramm Bomben den russischen Rückzug beschleunigten, 4 Transporter und schossen den Kreuzer „Bogatyr" kräftig an.

Zwei kleine Inseln des Rigaischen Busens waren inzwischen durch kühne Fliegerstückchen erobert worden. In Arensburg packten Wasserflieger ein paar Mann, einen Offizier und sechzehn Leute, auf die Schwimmboote und landeten sie in Abro, dicht südlich von Arensburg, zur Eroberung der russischen Funkerstation, und ganz ähnlich wurde auch das kleine Inselchen Runö mit seiner schwedischen Fischerbevölkerung deutsch.

Es blieb als Letztes nur noch Dagö übrig. Schon am 12. Oktober landeten Kriegschiffe Mannschaften auf der Südspitze; die zerstörten die Toffribatterien und gingen dann wieder an Bord. Am 14. Oktober erhielten die Seestreitkräfte abermals Befehl, eine Landung vorzunehmen, um die künftige Landungsstelle für die Infanterie vorzubereiten und sicherzustellen. Das kleine Häuflein Matrosen drang wacker vor, fand tief im Innern der Insel Widerstand, zog sich, da die Abenddunkelheit das Unternehmen zu gewagt erscheinen ließ, auf die Schiffe zurück und wiederholte an den folgenden Tagen dieses geschickte Manöver. Am 18. Oktober abends erfolgte dann das Übersetzen der Radfahrer und der Infanterie, und am frühen Morgen des folgenden Tages begann der Vormarsch. Bei schwachem feindlichem Widerstand ging alles flott und gut. Am Abend war man in östlicher Richtung schon bis zum Gut Grossenhof bei Pyhhalen gekommen, am folgenden Tage sprengte der Russe schon auf der Dagerorthalbinsel seine militärischen Anlagen. Der Vormarsch ging aber so rasch, daß er die große Tuchfabrik in Kertel, im Nordteil der Insel, nicht mehr zerstören konnte, so daß uns dort Millionenwerte an Fertigwaren und Rohstoffen als prachtvoll brauchbare Beute in die Hand fielen. Die Batterien an der Nordspitze, Takkona und Lechtma, waren bald erreicht, man fand sie nur zum Teil zerstört. Von dem russischen Regiment, das auf Dagö stand, entkamen nur einzelne Teile auf Schiffen, der Rest, 1200 Mann, wurde gefangen genommen, 19 Geschütze noch erbeutet. Der 21. Oktober diente lediglich den Aufräumungsarbeiten nach dem Westen und Süden der Insel zu.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/17. Siebenter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Juli bis 31. Dezember 1917.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Juli.

1. Englische Angriffe bei Nieuport, Gavrelle, St. Quentin und Lens, französische am Chemin des Dames abgewiesen; schwere russische Verluste zwischen Narajowka und Strypa; Koniuchy verloren. — 2. Französische Angriffe bei La Bovelle und auf dem linken Maasufer, russische an der Bahn Kowel-Luck und Koniuchy abgewehrt; russische Fortschritte an der Strypa; ö.-u. Erfolg bei Kostanjevica; Gnadenerlaß Kaiser Karls. — 3. Französische Angriffe bei Cerny, russische bei Brzezany abgewiesen. — 4. Französische Angriffe bei Cerny abgewehrt; Fluggeschwaderangriff auf Harwich. — 5. Rumänischer Angriff am Casinutal vereitelt; württembergischer Erfolg an der Aisne. — 6. Starke französische Angriffe vom Cornillet- bis zum Hochberg abgewiesen; schwerste russische Verluste zwischen Koniuchy und Lawrikowce, nördlich davon, bei Zwyzyn, Brzezany und Stanislau. — 7. Französische Angriffe bei Cerny, La Bovelle, Ailles, am Cornilletberg und Toten Mann, russische bei Stanislau und Huta abgewehrt; großer Fliegerangriff auf London. — 8. Deutsche Erfolge am Chemin des Dames und bei Laon, russische bei Stanislau; englisches Großlinienschiff „Vanguard" in die Luft geflogen. — 9. Englischer Vorstoß bei Hollebeke, französische bei Courtecon und Cerny abgewiesen; bei Stanislau die Front hinter die Lukowica zurückgenommen. — 10. Sturmerfolg des Marinekorps zwischen Küste und Lombartzyde. — 11. Sturmerfolg hanseatischer Truppen bei Monchy; Kämpfe bei Kalusz und Kowel; Erlaß Kaiser Wilhelms II. zur preußischen Wahlrechtsfrage. — 12. Feindliche Vorstöße bei Nieuport, Ypern und Hulluch, an der Scarpe und Lomnica abgewehrt; deutscher Erfolg an der Höhe 304 vor Verdun. — 13. Englische Angriffe bei Lombartzyde abgewiesen; deutscher Erfolg beim Bois Soulains. — 14. Rücktritt des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg; englische Vorstöße bei Gavrelle, Croisilles und Bullecourt, starke französische Angriffe von Nauroy bis Moronvillers und an der Höhe 304, russische bei Kalusz abgewehrt; deutscher Sturmerfolg bei Courtecon. — 15. Englische Angriffe bei Lombartzyde, französische bei Courtecon, La Bovelle, italienische bei Jamiano abgewiesen; Kämpfe am Hoch- und Poehlberg; Derna durch ö.-u. U-Boot beschossen. — 16. Englische Angriffe bei Lombartzyde, französische bei Malval-Cerny und am Bois Soulains abgewehrt, an der Höhe 304 vereitelt; deutsche Erfolge vor Laon, bei Courtecon und am Poehlberg; die Russen aus Kalusz hinausgedrängt; Straßenkämpfe in Petersburg. — 17. Englische Angriffe bei Warneton und an der Straße Arras-Cambrai, französische vor Verdun abgewiesen; französischer Erfolg bei Malancourt-Esnes; die Höhen bei Nowica gestürmt; englischer Übergriff in den holländischen Küstengewässern. — 18. Deutsche Erfolge bei St. Quentin und Avocourt; englische Vorstöße im Küstengebiet und bei Ypern, russische Angriffe bei Kalusz abgewehrt. — 19. Englische Angriffe bei Lombartzyde, Messines, Gavrelle und Monchy, französische bei St. Quentin, russische bei Nowica abgewiesen; deutscher Sturmerfolg bei Craonne; die russische Front zwischen Sereth und Zlota Lipa durchbrochen; Annahme der Friedensentschließung im Deutschen Reichstag. — 20. Feindliche Vorstöße in Flandern und im Artois abgewehrt; deutscher Erfolg am Chemin des Dames; weitere große Fortschritte in Ostgalizien. — 21. Erfolgreiche deutsche Vorstöße bei Braye und Cerny; russische Angriffe zwischen Krewo und Smorgon abgewiesen; neue Fortschritte bei Tarnopol und Brzezany; Kerenski russischer Ministerpräsident. — 22. Feindliche Angriffe bei Avion und Méricourt abgewehrt; deutscher Erfolg am Winterberg; neue russische Angriffe zwischen Smorgon und Krewo gescheitert; die russische Front in Ostgalizien bis zu den Karpathen im Wanken. — 23. Französische Angriffe bei Cerny, russische bei Jakobstadt, Dünaburg, Krewo sowie in den Karpathen abgewiesen; weitere große Erfolge in Ostgalizien. — 24. Englische Vorstöße in Flandern, französische Angriffe bei Craonne abgewehrt; Tarnopol, Stanislau und Nadworna genommen; feindlicher Erfolg im Susitatal. — 25. Deutsche Erfolge bei Monchy, Ailles, am Hochberg und bei Smorgon; Buczacz, Tlumacz, Ottynia und Delatyn genommen; die russische Front südlich vom Tartarenpaß im Weichen; die Baba-Ludowa-Höhen erstürmt. — 26. Französische Angriffe bei Ailles, Hurtebise und am Hochberg abgewiesen; weitere Fortschritte bei Tarnopol, Trembowla und in den Waldkarpathen; Kolomea genommen; Aufgabe des Sovejatales; englischer Kreuzer der Diademklasse durch deutsches U-Boot versenkt. — 27. Französische Angriffe am Chemin des Dames abgewehrt; Fortschritte bei Tarnopol, Trembowla, Jagielnica und Kirlibaba; Erstürmung des Tomnatik; feindlicher Erfolg an der oberen Putna; Fliegerangriff auf Paris. — 28. Englische Angriffe bei Monchy und Ossus, französische bei Ailles abgewehrt; Fortschritte bei Husiatyn, am Zbrucz und Sereth, bei Horodenka und in den Karpathen; Kuty genommen; russische Angriffe gegen den Mgr. Casinului, russisch-rumänische am Odobesci abgewiesen; Enthüllungen des Reichskanzlers Michaelis über die französisch-russischen Geheimverträge. — 29. Französische Angriffe von Cerny bis zum Winterberg abgewehrt; erfolgreiche Kämpfe bei Skala, Korolowka, Zaleszczyki, Wisnitz und gegen Seletin. — 30. Beginn der Schlacht in Flandern; französische Angriffe bei Filain, russische am Mgr. Casinului abgewiesen; der Zbruczübergang erzwungen; die Russen bei Niwra, Sniatyn, Wisnitz, Moldawa und Suczawa geworfen. — 31. Riesige Angriffe der Engländer und Franzosen zwischen Noordschoote und Warneton gescheitert, ebenso französische bei Filain; Bixschoote verloren; deutsche Sturmerfolge bei La Bovelle und Malancourt; Fortschritte am Billibach, zwischen Dnjestr und Pruth, sowie an der Dreiländerecke; vergebliche russisch-rumänische Angriffe beim Casinutal. — U-Boot-Erfolge im Juli: 811 000 Bruttoregistertonnen versenkt. — Verluste im Luftkampf: 213 feindliche, 60 deutsche Flugzeuge, 34 feindliche, keine deutschen Fesselballone.

August.

1. Schwerste feindliche Verluste von Langemark bis zur Lys; französische Angriffe am Chemin des Dames und Westufer der Maas, russisch-rumänische am Mgr. Casinului abgewehrt; die Russen bei Wygoda geworfen; Fortschritte in der Bukowina. — 2. Englische Angriffe bei Nieuport, Bixschoote und Langemark, französische bei Allemant und Malancourt, russisch-rumänische am Mgr. Casinului abgewiesen; deutscher Erfolg bei Cerny; die Russen erneut bei Kudrynce, zwischen Sereth und Pruth, von Slobod bis zur Bistritz geworfen. — 3. Czernowitz genommen; Galizien fast ganz vom Feind befreit; der Übergang über die Moldawitza erzwungen; erfolglose rumänische Angriffe am Mgr. Casinului. — 4. Deutscher Erfolg bei Juvincourt; Fortschritte gegen Chotin, bei Narancze, Bojan, Radautz, Wama und an der Bistritz; rumänischer Angriff am Mgr. Casinului abgewehrt. — 5. Englischer Angriff zwischen der Straße Ypern-Menines und der Lys, rumänischer am Mgr. Casinului und im Putnatal abgewiesen; Kämpfe zwischen Dnjestr und Pruth; Radautz genommen; Fortschritte an der Moldawa und Bistritz. — 6. Fortschritte in der Bukowina; rumänische Angriffe am Mgr. Casinului und im Putnatal abgewehrt; die russischen Stellungen bei Focsani gestürmt; Flugzeugangriffe gegen Dünamünde und Insel Ösel. — 7. Englische Angriffe bei Nieuport und Bixschoote, rumänische am Mgr. Casinului und im Putnatal, russisch-rumänische bei Focsani abgewiesen; deutscher Sturmerfolg im Caurièreswald, ö.-u. beim Györgyötal. — 8. Fortschritte in den Waldkarpathen und an der westlichen Moldau; russisch-

rumänische Angriffe bei Focsani abgewehrt. — **9.** Englischer Angriff von Monchy-Pelves bis zur Straße Arras-Cambrai abgewiesen; deutsche Erfolge bei St. Quentin und Vacherauville, ö.-u. bei Brody; die Russen bei Czernowitz, Selka und Helda, die Rumänen bei Heerestrau geworfen; der Susitaübergang erzwungen. — **10.** Heftige englische Angriffe zwischen Frezenberg und Hollebeke, französische bei St. Quentin, Royèreferme und Cerny, russisch-rumänische an der Susita abgewehrt; deutscher Erfolg am Hochberg; Fortschritte im Slanic- und Oitoztal, am Mt. Cleja und Mgr. Casinului. — **11.** Englische Angriffe bei Hollebeke, französische bei Cerny, russisch-rumänische bei Focsani und an der Buzaulmündung abgewiesen; Fortschritte beim Trotus- und Oitoztal. — **12.** Französische Angriffe an der Straße Laon-Soissons und bei Ailles, russisch-rumänische an der Buzaulmündung abgewehrt; Fortschritte im Trotustal; Panciu gestürmt; Fluggeschwaderangriff auf Southend und Margate. — **13.** Englische Vorstöße bei Lens und an der Scarpe, französische bei Nauroy und Flirey, russisch-rumänische im Trotus-, Oitoz- und Casinutal sowie bei Panciu abgewiesen; Fortschritte zwischen Susita- und Putnatal. — **14.** Englische Angriffe am Steenbach, bei Frezenberg und Hooge, französische bei Cerny, russische bei Tarnopol abgewehrt; Fortschritte im Trotus- und Putnatal; Soveja und Stracani genommen; Fliegerangriff auf Venedig. — **15.** Beginn der zweiten großen Schlacht in Flandern; geringe englische Erfolge zwischen Hulluch und Lens; französische Angriffe bei Cerny, russisch-rumänische bei Panciu-Stracani abgewiesen; Fortschritte an der oberen Susita und bei Marasesti. — **16.** Schwerste englische Verluste in Flandern und bei Loos; französische Vorstöße bei Cerny, russisch-rumänische bei Focsani und am unteren Sereth abgewehrt; ö.-u. Sturmerfolg bei Grozesci, badischer im Caurièreswald; Bekanntgabe der päpstlichen Friedensnote. — **17.** Langemark verloren; Ergebnis der Kämpfe in Ostgalizien und der Bukowina seit 19. Juli: 655 Offiziere, 413 000 Mann gefangen, 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer und reiches Kriegsgerät erbeutet. — **18.** Englische Angriffe bei Cambrai abgewiesen; Beginn der 11. Isonzoschlacht vom Mrzli Vrh bis zum Meere; Brand von Saloniki. — **19.** Englische Angriffe bei Langemark abgewehrt; Schlacht vor Verdun; der Talourücken geräumt; Sturmerfolge im Oitoztal und bei Marasesti; schwerste italienische Verluste am Isonzo von Auzza bis zum Meer; italienischer Rückzug bei Asiago. — **20.** Schwerste französische Verluste vor Verdun mit geringen Erfolgen am Toten Mann und Rabenwald; Fortdauer der Isonzoschlacht; geringe italienische Erfolge bei Auzza, Canale und Selo; Rücktritt des Ministeriums Esterhazy. — **21.** Englische Angriffe bei St. Julien und Lens; rumänische bei Grozesci und Soveja abgewiesen; französische Erfolge bei Avocourt und Samogneux, italienische bei Vrh, sonst vor Verdun und am Isonzo nur schwerste feindliche Verluste; Luftschiffangriff gegen England. — **22.** Heftige englische Angriffe zwischen Langemark und Hollebeke sowie bei Lens, französische bei Beaumont, russisch-rumänische bei Grozesci, im Susitatal und bei Soveja abgewehrt; russischer Rückzug an der Aa; italienische Fortschritte bei Vrh, sonst am Isonzo nur schwerste feindliche Verluste. — **23.** Englische Vorstöße bei Westhoek und Lens, russisch-rumänische bei Soveja und im Susitatal abgewiesen; Fortdauer der Isonzoschlacht ohne italienische Erfolge. — **24.** Englische Angriffe an der Straße Ypern-Menines und bei Lens, französische bei St. Quentin, am Forgesbach und der Höhe 304, italienische am Monte San Gabriele abgewehrt; der Monte Santo geräumt. — **25.** Französische Angriffe bei Pargny und Samogneux, italienische am Wippachtal und Monte San Gabriele abgewiesen; Enthüllungen im Suchomlinowprozeß. — **26.** Englische Angriffe bei Lens und Le Catelet, französische bei Beaumont, im Fosses- und Chaumewald, italienische bei Bainsizza und Görz abgewehrt; Fortschritte bei Soveja. — **27.** Englische Angriffe an der Straße Ypern-Menines, bei Langemark und Le Catelet, französische bei Allemant und Beaumont, italienische bei Bainsizza-Heiligengeist abgewiesen; Bojan und die Höhen bei Dolzok gestürmt. — **28.** Sturmerfolge bei Grozesci und Muncelul; schwerste italienische Verluste bei Kal, Podlece, am Monte San Gabriele, bei Görz und San Marco. — **29.** Englischer Vorstoß bei Wieltje, französische bei Cerny, rumänische bei Ocna und Muncelul abgewehrt; Fortschritte nordwestlich von Focsani; neue schwerste Verluste der Italiener bei Kal, Podlece, Madoni, Britof, am Monte San Gabriele, bei San Marco, Vertojba und Kostanjevica; Rücktritt des polnischen Staatsrates. — **30.** Französische Angriffe bei Hurtebise, am Winterberg und bei Corbény, italienische bei Paralovo, serbische am Dobropolje abgewiesen; Sturmerfolge bei Focsani und Marineni; erfolglose italienische Anstürme am Monte San Gabriele, bei Kal, Madoni, Britof, Görz und im Wippachtal. — **31.** Deutsche Erfolge bei Le Catelet und Skala; serbische Angriffe am Dobropolje, englische beim Doiransee, heftige italienische bei Podlece, Madoni, Britof und am Monte San Gabriele abgewehrt. — U-Boot-Erfolge im August: 808 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 295 feindliche, 64 deutsche Flugzeuge, 37 feindliche, 4 deutsche Fesselballone.

September.

1. Deutsche Erfolge bei La Fère und Luck; russisch-rumänische Angriffe bei Focsani, französische bei Monastir, serbische am Dobropolje, italienische bei Bainsizza-Heiligengeist, Görz und Jamiano abgewehrt; die Düna bei Uxküll überschritten; Seegefecht an der Westküste von Jütland. — **2.** Englischer Vorstoß vor Arras, russisch-rumänische zwischen Susita- und Putnatal, französische bei Monastir, serbische bei Dobropolje, italienische am Monte San Gabriele, bei Görz und Jamiano abgewiesen; Fortschritte vor Riga; Fliegerangriff auf Calais, Dünkirchen und Dover. — **3.** Englische Angriffe bei Lens, französische bei Somme Py-Souain abgewiesen; Riga genommen; die Russen am Jägelbach geworfen; ö.-u. Erfolg bei Czernowitz; russisch-rumänische Angriffe bei Muncelul, italienische bei Kal und Madoni abgewehrt; Fliegerangriff auf Chatham, Sheerneß und Ramsgate. — **4.** Fortschritte vor Riga; Dünamünde genommen und die livländische Aa überschritten; schwerste italienische Verluste bei Madoni, am Monte San Gabriele und auf der Karsthochfläche; Fliegerangriff auf Dover, Boulogne und Calais. — **5.** Englische Angriffe vor Ypern, französische bei Pargny-Filain und Bois Soulains, rumänische bei Muncelul, italienische am Monte San Gabriele und bei Görz abgewiesen; weitere Fortschritte vor Riga; ö.-u. Erfolg auf der Karsthochfläche; Fliegerangriff auf London, Southend und Margate. — **6.** Englischer Angriff an der Bahn Ypern-Roulers und bei Lens abgewiesen; Fortsetzung des russischen Rückzuges bei Riga; schwere italienische Verluste auf der Karsthochfläche und am Monte San Gabriele; Flugzeugangriff auf Venedig. — **7.** Französischer Angriff bei Samogneux, russischer am Prespasee, italienischer am Monte San Gabriele abgewehrt; weitere Fortschritte vor Riga. — **8.** Englische Angriffe bei St. Julien, am La Bassée-Kanal und an der Scarpe, französische bei Somme Py-Souain, zwischen Fosseswald und Bezonvaux, russische Vorstöße am Ochridasee abgewiesen; Kornilows Diktaturansprüche. — **9.** Erfolgreiche Kämpfe vor Verdun; russisch-rumänische Angriffe zwischen Trotus- und Oitoztal abgewiesen; feindlicher Erfolg am Maliksee. — **10.** Englische Vorstöße bei Langemark und Frezenberg, französische Angriffe vom Fosses- bis zum Chaumewald abgewehrt; russischer Erfolg bei Solka; erfolglose feindliche Angriffe in Mazedonien und Albanien; italienische Verluste in der 11. Isonzoschlacht auf 230 000 Mann geschätzt. — **11.** Französische Vorstöße bei Somme Py-Souain, russische zwischen Ostsee und Düna, russisch-rumänische Angriffe bei Ocna, italienische am Monte San Gabriele abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei Berat, italienischer bei Pogradec; Beute aus den Kämpfen bei Riga: 8900 Gefangene, 325 Geschütze, viel Kriegsgerät. — **12.** Abschluß des Vormarsches vor Riga; heftige Kämpfe am Monte San Gabriele; Königin Eleonore von Bulgarien †; neue Zugeständnisse an Polen. — **13.** Württembergischer Sturmerfolg bei Langemark, westfälisch-hanseatischer bei Guignicourt; italienischer Angriff am Monte San Gabriele abgewehrt; Ministerium Ribot durch Ministerium Painlevé ersetzt; Unterwerfung Kornilows. — **14.** Englischer Angriff bei St. Julien, französische bei Somme Py-Souain, italienische bei Selo und am Monte San Gabriele abgewiesen; badischer Sturmerfolg beim Chaumewald. — **15.** Englische Angriffe vor Ypern und bei Chérisy, italienische bei Selo und Bainsizza-Heiligengeist abgewehrt. — **16.** Englische Vorstöße bei Arras und St. Quentin, italienische Angriffe bei Podlece abgewiesen. — **17.** Englische Vorstöße zwischen Houthoulsterwald und Lys, rumänische bei Varnita und Muncelul, italienische bei Bainsizza abgewehrt; deutscher Erfolg bei Apremont; Unruhen in Mailand und Turin. — **18.** Französische Angriffe bei Beaumont-Vacherauville, rumänische beim Oitoztal, bei Varnita und Muncelul abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei Carcano; Zusammentritt des Landtags von Kurland. — **19.** Französische Angriffe bei Samogneux, russische bei Arbora, italienische am Monte San Gabriele und Col Bricon abgewehrt. — **20.** Schwere (dritte) Schlacht in Flandern; geringe englische Erfolge an der Straße Menin-Ypern; italienischer Angriff am Siefsattel abgewiesen. — **21.** Englische Angriffe bei St. Julien und Langemark-Hollebeke, französische zwischen Ochridasee und Skumbital abgewehrt; die russischen Stellungen bei Jakobstadt durchbrochen; Jakobstadt genommen; Einsetzung einer Landesvertretung für Litauen. — **22.** Englische

Angriffe bei St. Julien und Monchy abgewiesen; die Düna von Liwenhof bis Stockmannshof erreicht; Sturmerfolg bei Krcowa. — 23. Beute bei Jakobstadt: 55 Geschütze. — 24. Deutsche Erfolge bei Beaumont, Bezonvaux und Malancourt; Flugzeug- und Luftschiffangriffe auf London, andere englische Städte und Dünkirchen. — 25. Deutsche Erfolge an der Straße Menin - Ypern und bei Sereth; englische Angriffe bei Gonnelieu, französischer bei Beaumont abgewehrt; Fliegerangriff auf London, englische und französische Städte. — 26. Schwerste englische Verluste vor Ypern; ö.-u. Erfolg im Tonalegebiet. — 27. Englische Angriffe bei Frezenberg und an der Straße Menin-Ypern abgewiesen; Flugzeugangriffe auf Brindisi und Jesi. — 28. Englische Angriffe bei Zonnebeke, französischer Vorstoß bei Bisel abgewiesen; Flugzeugangriffe auf London und andere englische Städte; Seegefecht vor der flandrischen Küste. — 29. Englischer Vorstoß vor Ypern, heftige italienische Angriffe bei Bainsizza-Heiligengeist und am Monte San Gabriele abgewehrt; Flugzeugangriffe auf London, Ramsgate, Sheerneß und Margate; Dünkirchen in Flammen. — 30. Italienische Angriffe an der Isonzofront abgewiesen; Flugzeugangriffe auf London, Margate, Dover und Ferrara. — U-Boot-Erfolge im September: 672 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 374 feindliche, 82 deutsche Flugzeuge, 22 feindliche, 5 deutsche Fesselballone.

Oktober.

1. Deutsche Erfolge im Polygonwald und bei Bezonvaux; Flugzeugangriffe auf London, Sheerneß, Ramsgate, Dover und Verdun. — 2. Englische Angriffe vor Ypern, italienische am Monte San Gabriele abgewehrt; württembergischer Sturmerfolg bei Samogneux; der englische Panzerkreuzer „Drake" bei Irland torpediert. — 3. Französische Angriffe bei Samogneux, italienische am Monte San Gabriele abgewiesen. — 4. Schwerste englische Verluste vor Ypern mit geringem Geländegewinn; französische Angriffe bei Samogneux abgewehrt. — 5. Französischer Vorstoß bei Reims, italienischer am Monte San Gabriele abgewiesen; deutsche Sturmerfolge vor Verdun. — 6. Russische Angriffe bei St. Onufry und Waschkoutz, italienische Vorstöße am Monte San Gabriele abgewehrt. — 7. Englische Angriffe vor Ypern, französische bei Vauxaillon, italienische am Monte San Gabriele abgewiesen. — 8. Italienischer Angriff bei Bainsizza-Heiligengeist abgewehrt; ö.-u. Erfolg bei Kostanjevica. — 9. Schwerste englische und französische Verluste vor Ypern mit geringen Erfolgen; französischer Vorstoß an der Straße Laon-Soissons, englischer am Doiransee abgewiesen. — 10. Französische Angriffe bei Draaibank abgewehrt; deutscher Erfolg am Chaumewald. — 11. Französische Vorstöße bei Vauxaillon und Samogneux, englische am Wardarufer abgewiesen. — 12. Schwerste englische Verluste vor Ypern mit geringen Erfolgen; deutscher Erfolg bei Vauclerc, ö.-u. beim Pelegrinotal; Landung deutscher Truppen auf Ösel. — 13. Englische Vorstöße vor Ypern, französische Angriffe bei Vauclerc abgewiesen; Fortschritte auf Ösel. — 14. Englische Angriffe vor Cambrai, italienische am Monte Gabriele und an der Wippach abgewehrt; weitere Fortschritte auf Ösel. — 15. Französische Angriffe bei Craonne, italienische Vorstöße bei Bainsizza-Heiligengeist und auf dem Monte San Gabriele, englische in Flandern und im Artois abgewiesen; Arensburg besetzt; neue Erfolge auf Ösel; Einsetzung des polnischen Regentschaftsrates. — 16. Feindliche Vorstöße in Flandern und an der Scarpe, italienische am Monte San Gabriele abgewehrt; Ösel ganz besetzt; erfolgreiche Seegefechte im Golf von Riga; Flugzeugangriffe auf Dünkirchen und Nancy, Luftschiffangriff auf Pernau. — 17. Feindliche Vorstöße bei Draaibank abgewiesen; Landung auf Moon; erfolgreiche Seegefechte im Moonsund und in der Kassar Wiek; bei den Shetlandsinseln ein englischer Geleitzug vernichtet. — 18. Französische Vorstöße bei Soissons und Vauclerc abgewehrt; die Insel Moon genommen; das russische Linienschiff „Slawa" nach Seegefecht gesunken; örtliche Kämpfe an der Tiroler und Kärtner Front. — 19. Französische Vorstöße bei Soissons und am Ochridasee abgewiesen; Landung auf Dagö; großer Luftschiffangriff auf England; 4 Zeppeline durch Sturm abgetrieben und vernichtet. — 20. Feindliche Vorstöße in Flandern, französische Angriffe am Ochridasee abgewehrt; Schildau besetzt; Fortschritte auf Dagö; Ergebnis der 7. deutschen Kriegsanleihe: $12^1/_2$ Milliarden. — 21. Dagö ganz besetzt; Erfolg verbündeter Truppen im Skumbital, ö.-u. im Cordevoletal. — 22. Schwerste englische und französische Verluste zwischen Poelcapelle, Draaibank und Gheluvelt mit geringem Geländegewinn; ostfriesischer Sturmerfolg bei Beaumont; Beute auf den Inseln im Rigaischen Busen: 20 130 Gefangene, über 100 Geschütze und viel Kriegsgerät; italienische Angriffe am Monte San Gabriele abgewiesen. — 23. Deutsche Gegenerfolge am Houthoulsterwald; französische Erfolge am Oise-Aisne-Kanal; französische Angriffe bei La Royère und Braye abgewehrt; Rücknahme der deutschen Sicherungstruppen zwischen Düna und Rigaischem Meerbusen. — 24. Französische Vorstöße am Oise-Aisne-Kanal abgewiesen; die italienischen Stellungen zwischen Flitsch und Tolmein durchbrochen. — 25. Englisch-französische Angriffe in Flandern abgewehrt; Rücknahme der Vortruppen hinter den Oise-Aisne-Kanal; sächsischer Sturmerfolg im Chaumewald; weitere Fortschritte an der Isonzofront; Rückzug der Italiener auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist. — 26. Schwerste englisch-französische Verluste in Flandern; die zweite italienische Armee geschlagen; der Stol, Monte Matajur, Rombon, Canin, Vrh, Monte Santo und Fajti Hrb gestürmt; Rücktritt des Ministeriums Boselli; Brasilien erklärt den Kriegszustand mit Deutschland. — 27. Englischer Angriff am Houthoulsterwald, französischer am Chemin des Dames abgewiesen; neue Fortschritte gegen Italien; Görz und Monfalcone befreit, Cividale besetzt. — 28. Feindliche Angriffe bei Dixmuiden, an der Bahn Boesinghe-Staden und bei Braye abgewehrt; die ganze Isonzofront geworfen, die Kärtner Front im Wanken; Cormons besetzt. — 29. Deutscher Erfolg bei Bezonvaux; Udine und Gemona genommen. — 30. Schwere englische Verluste vor Ypern; weitere Fortschritte in Italien. — 31. Die Italiener erneut am Tagliamento geschlagen; bisherige Beute seit dem 24. Oktober: über 180 000 Gefangene und 1500 Geschütze, unabsehbares Kriegsgerät. — U-Boot-Erfolge im Oktober: 674 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 244 feindliche, 67 deutsche Flugzeuge, 9 feindliche, 1 deutscher Fesselballon.

November.

1. Englische Vorstöße in Flandern, französische Angriffe bei Braye und Monastir abgewiesen; das linke Tagliamentoufer bis zum Fellatal gesäubert; Flugzeugangriff auf London, Dünkirchen und andere französische und englische Städte. Rücktritt des Reichskanzlers Dr. Michaelis. — 2. Rückverlegung der deutschen Linien am Chemin des Dames; Fliegerangriffe auf London, Chatham, Gravesend, Ramsgate, Margate und Dünkirchen; Seetreffen im Kattegatt. — 3. Englische Angriffe in Flandern und am Doiransee abgewehrt. — 4. Englische Vorstöße vor Ypern, englische Angriffe bei Stojakowo abgewiesen; der Tagliamentoübergang erkämpft. — 5. Die Tagliamentolinie gewonnen; die italienische Dolomitenfront im Wanken; der Col di Lana und Monte Piano genommen, Cortina d'Ampezzo und San Martino di Castrozza befreit. — 6. Schwerste englische Verluste zwischen Poelcapelle und der Bahn Ypern-Roulers sowie bei Becelaire-Gheluvelt mit kleinem Geländegewinn bei Passchendaele; Fortschritte in Italien. — 7. Französische Angriffe im Sundgau abgewiesen; in Italien der Monte San Simeone genommen und der Livenzaübergang erzwungen; bisherige Beute 250 000 Gefangene und 2300 Geschütze. — 8. Französische Angriffe im Sundgau, englische bei Kjupri und Prosenik abgewehrt; die Livenza an der ganzen Front überschritten; Bürgerkrieg in St. Petersburg und Sieg der Maximalisten.— 9. Englische Vorstöße bei Poelcapelle abgewiesen; deutscher Sturmerfolg im Chaumewald; Fortschritte im Val Sugana, oberen Piavetal und an der Livenza; Asiago genommen; die Piave erreicht. — 10. Neue schwerste Verluste der Engländer bei Passchendaele; italienischer Gegenangriff bei Asiago abgewehrt; Belluno genommen; Kaiser Karl in Gefahr des Ertrinkens. — 11. Englischer Angriff bei Passchendaele abgewiesen; 10 000 Italiener bei Longarone abgeschnitten; der Brückenkopf Vidor genommen; Fortschritte im Suganatal. — 12. Englisch-belgische Vorstöße bei Ypern abgewehrt; der Monte Longara, das Panzerwerk Leone, die Panzerfeste Cima di Lan, Lamon und Fonzaso genommen; Friedensmanifest der Maximalisten. — 13. Sturmerfolge bei Asiago und auf dem Monte Lisser; Primolano und Feltre besetzt. — 14. Der Monte Castelgomberto gestürmt; Fortschritte bei Primolano und Feltre; französischer Rückzug am Ochridasee; Rücktritt des Ministeriums Painlevé. — 15. Französische Vorstöße an der Ailette abgewehrt; Fortschritte bei Gallio, im Brentatal und Piavedelta; Cismon besetzt. — 16. Der Monte Prassolan und Monte Pourna gestürmt. — 17. Französischer Vorstoß bei St. Quentin, italienische Angriffe bei Asiago abgewiesen; Fortschritte zwischen Brenta und Piave; vergeblicher englischer Flottenvorstoß in die Deutsche Bucht. — 18. Neue schwere Verluste der Italiener bei Asiago; weitere Fortschritte zwischen Brenta und Piave; Quero und der Monte Cornella gestürmt; ö.-u. Erfolg an der unteren Vojusa. — 19. Französischer Angriff im Chaumewald, italienische am Monte

Tomba abgewehrt. — 20. Englischer Erfolg vor Cambrai; englische Vorstöße im Artois, französische bei Alaincourt und im Chaumewald abgewiesen. — 21. Schwerste englische Verluste vor Cambrai; englische Vorstöße bei Lens, an der Scarpe und bei Riencourt, französische Angriffe bei St. Quentin, zwischen Craonne und Berry au Bac abgewehrt; der Monte Fontana Secca und Monte Spinuccia gestürmt; Anweisung der Bolschewikiregierung an den russischen Oberbefehlshaber zur Anbahnung eines Waffenstillstandes. — 22. Schwerste englische Verluste vor Cambrai; Fontaine erstürmt; Erweiterung des U-Boot-Krieg-Sperrgebietes. — 23. Neue schwerste Verluste der Engländer vor Cambrai; italienische Angriffe zwischen Brenta und Piave und in den Sieben Gemeinden abgewiesen; in Petersburg Beginn der Veröffentlichung der Geheimverträge. — 24. Englische Angriffe bei Zandvoorde und vor Cambrai, französische bei Apremont und Ammerzweiler, italienische im Brentatal und am Monte Pertica abgewehrt. — 25. Neue schwere Verluste der Engländer vor Cambrai; französische Angriffe bei Samogneux-Beaumont abgewiesen; Fortschritte im Brentatal und östlich davon; Ausrufung der ukrainischen Republik. — 26. Englische Angriffe bei Bourlon, französischer bei Prunay abgewehrt. — 27. Schwere englische Verluste bei Bourlon und Fontaine; französische Vorstöße bei Tahure und Nomeny abgewiesen. — 28. Bayerischer Erfolg bei Merckem; italienische Angriffe an der Brenta und auf dem Monte Tomba abgewehrt; Aufruf der russischen Regierung an die Kriegführenden. — 29. Englische Angriffe bei Bourlon abgewiesen; deutsche Sturmerfolge in Flandern und bei Braye; Antwort der deutschen und der ö.-u. Regierung an die russische. — 30. Erfolgreiche Gegenangriffe vor Cambrai; Gonnelieu und Villers Guislain gestürmt; italienische Angriffe gegen den Monte Pertica, französischer bei Corca abgewehrt. — U-Boot-Erfolge im November: 607 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 205 feindliche, 60 deutsche Flugzeuge, 22 feindliche, 2 deutsche Fesselballone.

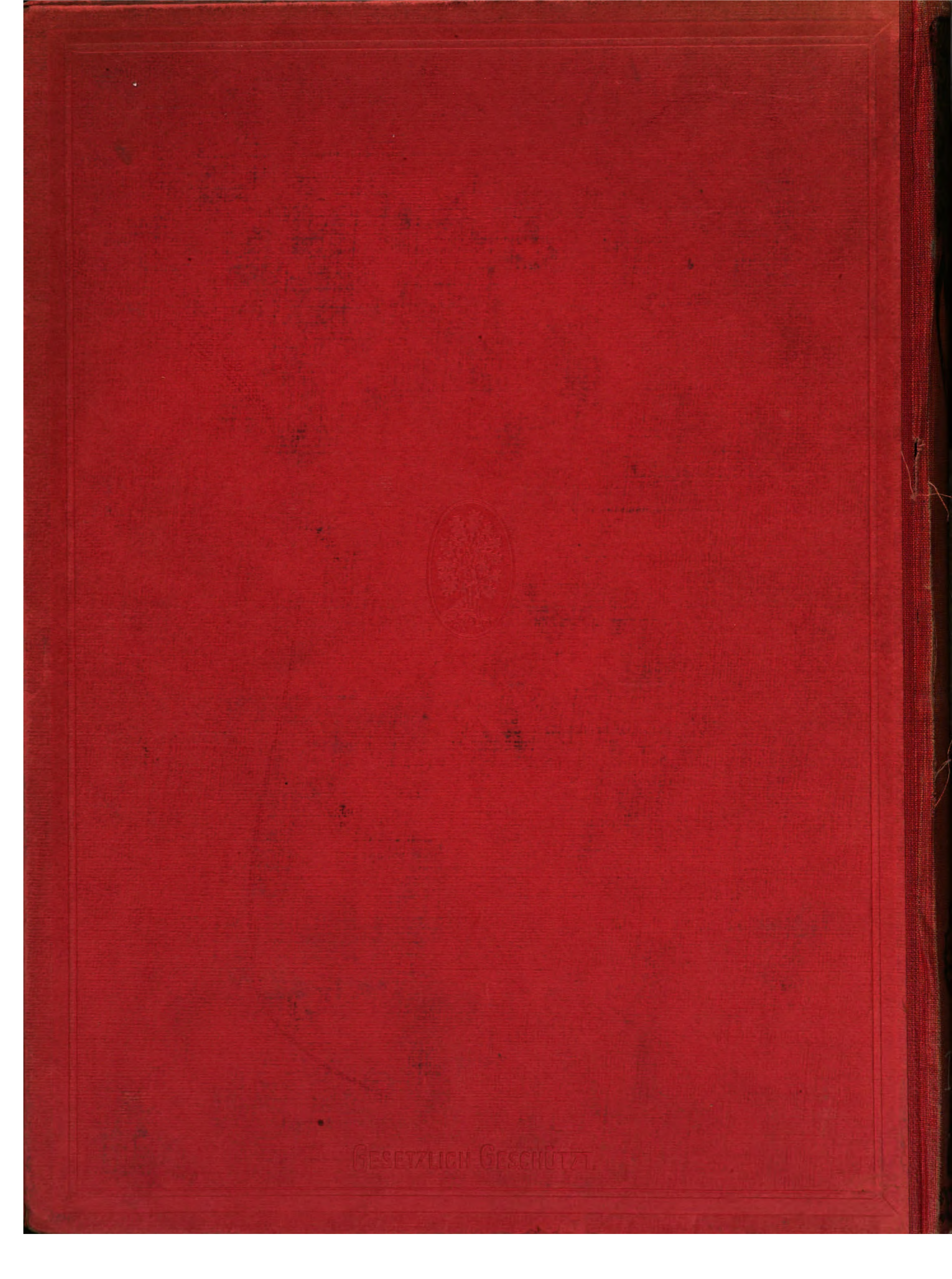
Dezember.

1. Starke englische Angriffe vor Cambrai, französischer Vorstoß bei Brimont, italienischer am Monte Pertica abgewiesen. — 2. Englische Angriffe bei Passchendaele, Inchy, Bourlon und La Vacquerie abgewehrt; örtliche Vereinbarungen an der Ostfront über Waffenruhe. — 3. Englischer Angriff bei Gheluvelt abgewiesen; Fortschritte vor Cambrai; La Vacquerie gestürmt; Beginn der Verhandlungen über eine allgemeine Waffenruhe an der russischen Ostfront. — 4. Englischer Vorstoß bei Moeuvres abgewehrt; Fortschritte in den Sieben Gemeinden. — 5. Weitere Fortschritte vor Cambrai; bisherige Beute: 9000 Gefangene, 148 Geschütze, 716 Maschinengewehre; deutscher Sturmerfolg bei Juvincourt; die italienischen Stellungen im Melettagebirge gestürmt; im Osten zehntägige Waffenruhe vereinbart. — 6. Vor Cambrai La Justice und Marcoing genommen; englische Angriffe bei La Vacquerie abgewiesen; deutscher Sturmerfolg bei Apremont; der Monte Sisemol gestürmt. — 7. Weitere Fortschritte vor Cambrai und am Monte Sisemol; starke italienische Stellungen bei Stenfle gestürmt. — 8. Feindlicher Vorstoß am Doiransee abgewehrt. — 9. Englischer Vorstoß bei La Vacquerie abgewiesen; bayerischer Sturmerfolg bei Bures, ungarischer bei Sile; Waffenruhe auch an der russisch-rumänischen Front; Umsturz in Portugal. — 10. Sturmerfolg bei Craonne; italienischer Angriff an der Piavemündung abgewehrt; Jerusalem geräumt. — 11. Das englische Luftschiff C 27 durch deutsches Marineflugzeug vernichtet. — 12. Deutscher Erfolg bei Bullecourt; deutscher Flottenvorstoß gegen die Tynemündung und die Handelsstraße Bergen-Shetlandsinseln. — 13. Englischer Angriff bei Bullecourt abgewiesen. — 14. Deutscher Sturmerfolg bei Gheluvelt; französischer Vorstoß im Thanner Tal, italienische auf dem Monte Pertica und Monte Spinuccia abgewehrt; der Col Caprile gestürmt. — 15. Englische Vorstöße bei Poezelhoek, Monchy und Bullecourt abgewiesen; Fortschritte beim Col Caprile; Abschluß des achtundzwanzigtägigen Waffenstillstandes im Osten. — 16. Englischer Vorstoß beim Doiransee, italienische am Monte Fontana Secca abgewehrt. — 17. Östlich vom Monte Solarolo Teile der feindlichen Stellung genommen. — 18. Deutscher Erfolg bei Craonne; der Monte Asolone und die anschließenden Stellungen gestürmt; Flugzeugangriff auf London, Ramsgate und Margate. — 19. Italienische Angriffe am Monte Pertica abgewiesen. — 20. Heftige italienische Angriffe gegen den Monte Pertica, Monte Asolone und Monte Solarolo abgewehrt; erfolgreicher Vorstoß bei Mitzach. — 21. Italienische Angriffe am Monte Asolone abgewiesen. — 22. Italienischer Vorstoß am Monte Asolone abgewehrt; Fliegerangriff auf Sheerneß, Dover, Dünkirchen u. a.; Beginn der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. — 23. Feindlicher Vorstoß am Doiransee abgewehrt; der Col di Rosso, Monte di Val Bella und anschließende Höhen erstürmt. — 24. Italienische Angriffe am Col di Rosso und Monte Pertica abgewiesen. — 25. Französische Vorstöße bei Juvincourt, italienische Angriffe am Col di Rosso und an den Nachbarstellungen abgewehrt. — 26. Deutscher Erfolg bei Bezonvaux; französischer Vorstoß bei Oberburnhaupt, italienischer gegen den Monte Tomba abgewiesen. — 27. Italienische Angriffe beim Monte Asolone und Monte Solarolo, englische bei Jerusalem abgewehrt. — 28. Englische Vorstöße bei Nieuport und Poelcapelle, italienischer Angriff am Monte Tomba abgewiesen. — 30. Englischer Vorstoß an der Bahn Boesinghe-Staden abgewiesen; deutscher Sturmerfolg bei Marcoing, französischer auf dem Monte Tomba. — 31. Englischer Vorstoß bei Monchy abgewehrt; Fortschritte bei Marcoing.








GESETZLICH GESCHÜTZT